Süddeutsche Monatshefte

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Digitized by Google

Ex Libris
Michel Liebhold

316

XVIII

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Süddeutsche Monatshefte.

Süddeutsche Monatshefte

Unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Friedrich Naumann,
Hans Pfitzner, Hans Thoma, Karl Voll

herausgegeben von

Paul Nikolaus Cossmann.

Neunter Jahrgang. Zweiter Band.

April bis September 1912.

* *
*

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München

Digitized by Google

AP
20
.S94
v.1

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1912 by Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. Munich.

Druck von F. Bruckmann A. G., München.

2-137146

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Aus Briefen Jakob Burckhardts. Mitgeteilt von Hans Trog 597
Aus einem bayerischen Euripides 248
Berrsche, Alexander, „Kulturkuriosa“ 238
Bömly, Carl, Bühnenkunst 243
Braun-Artaria, R., Das Wirtshaus in Oberbayern . . . 780
Briefe Mörikes über Schwind. Mitgeteilt von Hermann Uhde-Bernays 49
Briefe von Arnold und Agnes Ruge aus den Revolutionsjahren. Mitgeteilt von Levin Ludwig Schücking 729
Buchner, Max, Die Admiralsperre. Eine Kamerun-Erinnerung 723
Bücking, Frieda, Pfingsttag in der Schwalm 271
Bureau Fischer 504
Demiani, Alfred, Der Spanier 278
Dewall, Wolf von, Ein Ritt durch die Mongolei 377
Drygalski, Erich von, Die Südpolfahrt Roald Amundsens . 71
Ebstein, Wilhelm, Die Krankheit des Magus im Norden . 162
Ein Bismarckbrief 240
Ein Brief aus Schönleins Studentenzeit. Mitgeteilt von Erich Ebstein 496
Ein unbekanntes Tagebuch Wilhelm Wackenroders. Mitgeteilt von Rudolf Wolkan 262
Endres, Fritz, König Ludwig II. und Maximilian Harden . 123
Anmerkungen zu Büchern 353
Falke, Konrad, Station Jungfraujoch! 373
Farinelli, Arturo, Eine italienische Literaturgeschichte als Teil einer Geschichte der Weltliteratur 28

Digitized by Google

Feldmann, Markus, Oberſtleutnant. Vom ſchweizeriſchen Milizheer 641
Feſter, Richard, Zum ſiebenzigſten Geburtstage Karl Theodor von Heigels 673
Friedell, Egon, Philoſophie und Naturwiſſenſchaften 773
Gaupp, Robert, Die Gefahren des Kino 363
Geſpräche mit Hodler. Mitgeteilt von Johannes Widmer . 649
Giehrl, Hermann, Oberleutnant, Wehrkraftverein 425
Glümer, Hans von, Tagebuch eines entlaſſenen Sträflings 309, 470, 703
Gradmann, Robert, Literariſche Beſenbinder 375
Hecker, Rudolf, Sozialhygiene der Schuljugend 197
Heim, Georg, Die Reichserbſchaftsſteuer 109
Meine Antwort 334
Hofmiller, Joſef, Anmerkungen 128, 231
J. V. Widmanns Gedichte 320
Erzählungen 366
Anmerkungen zu Büchern 487, 758
Der Ur-Meiſter 652
Huch, Friedrich, Moſaiken von Verna Åkerberg 242
Karlweis, Marta, Der Zauberlehrling. Erzählung 137, 288, 431
Kemmer, Ludwig, Kommißbrot für unſere Jugend 62
Kerſchenſteiner, Georg, Die Volksſchule der Vereinigten Staaten von Amerika 86, 153
Kreidolf, Ernſt, Albert Welti 668
Kübel, Johannes, Zur Reform des evangeliſchen Pfarramts . 247
Julius Rupp 783
Ku Hung-Ming, Die Verwilderung Chinas 420
Liebermann-Roßwieſe, Erich, Kritikeraustauſch 43
Lienert, Meinrad, Das blaue Waſſer. Erzählung 505
Lingg, Hermann, In den Revolutionsjahren. Nach ungedruckten Dokumenten dargeſtellt von Frieda Port 14
Maas, Eſtella, Der deutſche Shaw 244
Maurmeier, Robert, Ein Münchener Friedensſchluß . . . 223
Moeſchlin, Felix, Die Mörderhöhle. Erzählung 560
Müller, Karl Alexander von, Erinnerungen der Freiin von Hedemann 500

Neue Peſtalozzi-Briefe. Mitgeteilt von Alfred Löckle . . . 623
Neue Philoſophie 784
Oertel, Karl, Königsbergers Helmholtzbiographie 502
Oppenheimer, Karl, Hungernde Kinder 117
Oſel, Landtagsabgeordneter, Heinrich, Merken die Regierungen nichts? 479
Paquet, Alfons, Chineſiſche Kulturpolitiker 414
Paul, Bürgermeiſter Dr., Der Karlsruher Stadtbauplan . . 221
Pfaundler, Meinhard, Hungert die Hälfte unſerer Vorſtadtſchulkinder? 357
Pringsheim, Klaus, Operette 178
Quidde, Ludwig, Zur Reichserbſchaftsſteuer 327
Die Elſaß-lothringiſche Erbſchaftsſteuer . . 498
Richard Dankwards Weltgericht 248
Schaffner, Jakob, Die goldene Fratze. Erzählung . . . 538
Schapire-Neurath, Anna, Die ruſſiſche Literatur ſeit der Revolution 763
Schauenburg, Moritz, Brief 376
Schnitzer, Joſef, Das Bekenntnis eines demokratiſchen Prieſters 59
Schoop, Hermann, Rouſſeau 605
Schweizer Erzähler 660
Seebach, Graf, Dresdner Theater 370
Siebert, Margarete, Dresdner Theater 229
Das Kindlein 245
Silbernagel, Zivilgerichtspräſident, Alfred, Jugendſtrafrecht in der Schweiz 627
Spann, Othmar, Die Staatsidee in der Lehre des Kungfutſe 407
Spectator Germanicus: Das Verbrechen der Dreibundserneuerung 73
Der Urſprung der italieniſchen Staatspiraterie . . . 210
Die italieniſche Gefahr 337
Miſchehen 482
Die Vorgeſchichte des Tripolisfeldzuges 717
Steinitzer, Erwin, Zur Pſychologie der Banken 322
Supper, Auguſte, Sein Damaskus. Erzählung 99
Taube, Otto Freiherr von, Der Graf von Narni. Erzählung 674

Terra, Eisenbahndirektor, Otto de, Die Lehren des Müllheimer Eisenbahnunglücks 494
Voll, Karl, Anmerkungen 134
Auch ein Epilog zu Wilhelm Busch 235
Karl Scheffler 241
Wagner, Hermann, Inez oder: Der Kreis. Erzählung . . 689
Welter, Nikolaus, Ein Tag in Tunis 187
Werner, Elisabet, Die toten Punkte 702
Widmann, J. V., Studentenfahrt 1
Obilot. Fragment 577
Widmanndenkmal oder Widmannstiftung 669
Willemoes-Suhm, H. von, Sieger. Drama 249
Wirth-Stockhausen, Julia, Von der Brüderschaft der Roycrofter 753
Zahn, Ernst, Erlöst! Erzählung 567
Zum Wackenrodertagebuch 502

J. V. Widmann: Studentenfahrt.

Die kleine Pfingstreise, die wir hier bringen, schrieb Widmann mit einundzwanzig Jahren, als er Student der Theologie in Heidelberg war. Froh und jung zog er hinaus, mit hungrigen Augen alles Schöne suchend und, das Herz erfüllt von dem Geschauten, schrieb er — oft seines Goethe gedenkend — diese heitere Schilderung. Wenn sie auch nicht seine erste schriftstellerische Tätigkeit ist — er schrieb kurz zuvor ein dramatisiertes Märchen nach Musäus „Der geraubte Schleier", das ihn in seinem Ränzel auf der frohen Fahrt begleitete — so ist es doch seine erste Reisebeschreibung. Wer die späteren Reisebücher J. V. Widmanns liebt, wird sich freuen, an dieser Jugendarbeit zu sehen, wie sehr es ihm schon damals Bedürfnis war zu versuchen, das Schöne, das seine Seele erfüllte, festzuhalten und ein kleines Teil doch von all dem, das seine unersättlichen Augen schauen durften, wiederzugeben. In der Vorrede seines letzten Reisebuches sagt er einmal: „Selbst auf kleinen Nachmittagsspaziergängen, die mich an hundert- und tausendmal besuchte Plätzchen führen, und auch bei trübem Wetter, im Winter ebensosehr wie in der freundlichen Jahreszeit, schwillt die Ergriffenheit über all das Schöne, das die Augen erblicken und das die Seele gern für immer behalten möchte, manchmal bis zur Bedrängnis, und mit einem Seufzer wende ich dem entzückenden Fernblick nach den Bergen den Rücken, oder einem Wolkengebilde, das die Sehnsucht weckt wie ein zu unbekannten Küsten segelndes Schiff, oder einem von irgendwoher beleuchteten Hügel, einem Baumriesen im Herbstgold, und ich treffe mich auf dem kindischen Wunsche gleich jenem mythologischen Hüter der Jo, ringsum mit Augen besetzt zu sein." Wie der heiße Dank für schöne Tage muten die Schilderungen seiner Reisen und Wanderungen an.

Bei dieser ersten Jünglingsfahrt an das ferne Meer waren seine Begleiter: *stud. theol.* G. Linder und *stud. theol.* J. Schmidt, gleichfalls aus der Landschaft Basel stammend. Am Sonnabend vor Pfingsten 1863 traten die drei jungen Leute die Reise an.

Bei den Blättern mit dem hier folgenden Aufsatz lagen in Widmanns Nachlaß einige Zeichnungen, die er unterwegs gemacht hat und — in der wohlvertrauten Schrift seiner späteren Jahre — zwei angefangene Einleitungen. Diese Einleitungen beweisen, daß er im Sinn hatte, selbst sein Jugendopus (vielleicht in den Süddeutschen Monatsheften) zum Druck zu befördern. Wir hoffen also, daß er uns nicht als Nachlaßmarder verachtete, wenn er wüßte, daß wir die Reise von Heidelberg an die Nordsee unsern Freunden, die ja alle auch die seinigen sind, mitteilen.

* * *

In Goethes Musternovelle spricht Honorio, der junge Edelmann, nachdem er die geliebte Fürstin vor dem Tiger gerettet hat, zu dieser folgende Worte: „Ich habe schon so oft Euern hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weiteren Reise. Wer das Glück hat, an

Eurer Tafel zu ſitzen, wen Ihr beehrt Eure Geſellſchaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt geſehen haben. Reiſende ſtrömen von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Weltteils geſprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daſelbſt geweſen ſei? Niemand traut man Verſtand zu, als wer das alles geſehen hat; es iſt als wenn man ſich nur für andere zu unterrichten hätte." —

Mehr als was dieſe Worte Horatios enthalten, wüßte ich nicht als Entſchuldigungsgrund meiner Reiſe vorzubringen; und ich glaube, ſie genügen. Zwar braucht in unſern Tagen eine Reiſe einen Fürſprecher; beſonders muß man ſich ſicher ſtellen, nicht mit dem großen Haufen ſolcher, die jährlich nach allen Richtungen die Welt durchſtürmen, bloß weil es ihnen zu Hauſe nicht recht wohl iſt, zuſammengeworfen zu werden.

Was mich betrifft, ſo hatte ich neben jenen allgemeinen Gründen Horatios, die auf jede Reiſe paſſen, noch einige ſpezielle, nur auf die Rheinreiſe anwendbare. Ich wollte — erſtens — den Rhein noch als friedlichen, ſchönen deutſchen Strom ſehen, ehe in ſeinen Fluten die Brandfackel eines blutigen Krieges ſich ſpiegelte; denn über kurz oder lang möchte das ſtille Gebiet des Rheins der Schauplatz heftiger Kämpfe werden. Zweitens wollte ich einige Tage hindurch das Gefühl haben, auf einem Strome zu fahren, der mich in direktere Verbindung mit meiner Heimat ſetzt. Fließt doch die Welle des kleinen Ergalzfluſſes, an dem meine Lieben luſtwandeln, in den Rhein und dieſer nimmt ſie auf, rollt mit ihr an manchem ſchönern, mir teuern Orte vorüber und führt ſie zuletzt ins Meer.

Endlich trieb mich zu dieſer Streife jenes Gefühl, das mich vor wenigen Wochen nach Seſenheim geführt hatte. Auch der Rhein iſt ja von Goethe öfters beſucht worden und daher bekam auch wieder dieſe Reiſe den Charakter einer Wallfahrt zu den Orten, die mein Lieblingsdichter durch einſtiges Verweilen geheiligt hatte. Aus Goethes Schriften bereitete ich mich denn auch hauptſächlich auf meine Reiſe, die anfangs nur bis Köln gehen ſollte, vor und verließ am Freitag vor Pfingſten, in Begleitung zweier Bekannter, denen ſich bis Bonn ein dritter zugeſellte, unter trübem Wetter Heidelberg.

Bis Darmſtadt war eine Paderborner Nonne im Waggon, eine ſchöne Erſcheinung und, ihren Geſprächen nach, ſehr gebildet. Sie las in allerlei religiöſen Büchern, mit Vorliebe in einer Broſchüre, deren Titel war: „Der Verkehr der heiligen Jungfrau mit innerlichen Seelen."

Der Regen ließ nicht nach, umſonſt tröſtete ich meine Begleiter mit dem heiligen Rochus, der hoffentlich von ſeiner Kapelle aus die Wolken wegſchieben werde; die Geſichter wurden immer länger, und nur das unbändige Lachen, welches meine Behauptung bei einem Bauersmann hervorrief, erheiterte einigermaßen die Geſellſchaft.

Die Mainzerbrücke wurde endlich von uns erreicht und bewundert. Von der Eisenbahn eilten wir zum Dampfboot. Die Passagiere, wenigstens die weiblichen, hatten alle nichtssagende Kaffeegesichter, dagegen fielen mir die schönen, kräftigen Gestalten der Schiffsleute auf.

Als wir durchs Bingerloch fuhren, war das Wetter stürmisch und kalt, zur Gegend ziemlich passend. Unter Ungewitter passierten wir die Lurlei, an der ich nichts besonderes fand; sehr schön dagegen ist die Aßmannshausen gegenüber liegende Burg Rheinstein. Von Bacharach *(Ara Bachi?)*, einem romantisch gelegenen Städtchen mit alter Kirche, singt ein Namensvetter von mir im siebzehnten Jahrhundert:

„Zu Klingenberg am Main,
Zu Würzburg auf dem Stein,
Zu Bacharach am Rhein
Hab' ich in meinen Tagen
Gar oftmals hören sagen,
Soll'n sein die besten Wein'."

Widtmann, musik. Kurzweil.
Nürnberg. 1623.

Auf beiden Ufern des Rheins sieht man fortwährend Eisenbahnzüge fahren; auch im Lurleiberge ist ein Tunnel, weshalb man Heines „Ich weiß nicht was soll es bedeuten" mit folgender Variante singt:

„Ich weiß was es jetzt soll bedeuten,
Daß ich so traurig bin,
Das Loch in meiner Seiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn." —

Das schlechte Wetter vermehrte endlich die Gemütlichkeit der Leute, nachdem sie gemerkt hatten, daß mit Trotz und Verdruß sie den Himmel doch nicht aufheitern konnten. Man setzte sich zusammen, trank Argenselser Roten, aß und ironisierte nebenbei einer den andern und sich selbst. Die königlich preußische Burg Stolzenfels tauchte indessen auf, man bewunderte ihre herrliche Lage, nicht minder aber gefiel mir die gegenüber liegende große Ruine Lahneck, bei deren Anblick Goethe im Jahre 1774 das Gedicht Geistesgruß schrieb. Dort in der Nähe ist auch das Bad Ems und wir erinnern uns an jene köstlichen Schilderungen, die Goethe von seinem Aufenthalte daselbst und in der Umgebung macht.

Rhense, mit seinem alten Königsstuhl, dessen Gemäuer man auf der linken Seite des Rheins unter schattigen Nußbäumen mit Mühe nur unterscheiden kann, ist aus der Geschichte bekannt.

Zwischen Coblenz und dem Ehrenbreitstein durch fuhren wir gegen Bonn. Neuwied liegt am rechten Ufer, eine freundliche Stadt, reich an Herrenhutern und Pensionsanstalten. Wir sehen ein Mädchenpensionat am Ufer unter Bäumen spazieren gehn und sehnsüchtige Blicke nach dem Schiffe

werfen, das manche von Heimweh befallene Herzen hätte heilen können, indem es ſie in die Heimat getragen hätte.

Der Apollinarisberg iſt von einer ſehr ſchönen Kirche gekrönt. Die Gegend um Bonn und Rolandseck mit wunderooller Ausſicht aufs Siebengebirge gewährt dem Auge großen Genuß aber zu wenig Ruhe.

Von Bonn bis Köln bietet der Rhein nichts mehr. Bei Nachtzeit langten wir in Köln an und ließen uns alsbald den Mainzerhof zeigen, wo wir zwar ſehr gut aber auch ſehr teuer wohnten. Am folgenden Morgen beſuchten wir, da es Samstag war, zuerſt die Synagoge. Der Geſang des Rabbi kam uns ſeltſam genug oor; Richard Wagner ſcheint einige Melodien ſeiner Opern hier entlehnt zu haben.

Dann betraten wir das neue Muſeum, wo, glücklicherweiſe, neben der gewöhnlichen Galerie gerade noch die rheiniſche Kunſtausſtellung ſich befand.

Nach Beſichtigung dieſer Kunſtſchätze begaben wir uns auf den Paradeplatz und wohnten der Wachtparade bei. Selbſt das ſchöne Spiel der preußiſchen Militärmuſik konnte den Unwillen nicht dämpfen, der beim Anblick des empörenden Hochmutes der Junker und Hauptleute in uns aufſtieg; zugleich befeſtigte ſich in mir die Überzeugung, daß dieſe Truppen, wenn ſie bei Gelegenheit des Neuenburger Aufſtandes in die Schweiz gezogen wären, gewiß nicht ſiegreich aus dem Kampfe würden hervorgegangen ſein.

Wir ſpeiſten im Pariſerhof zu Mittag und jetzt erſt machten wir uns auf, den Dom, das geprieſene Wunderwerk gotiſcher Baukunſt, zu betrachten. Aber, obwohl uns die Größe des Werkes, die Feinheit der Ausführung, die Kühnheit der geſchwungenen Bogen erfaßte, blieb doch ein Gefühl der Unzulänglichkeit und des Unvollendeten in uns herrſchend, und beſonders, als wir das Innere betraten, das durch vorläufige Zwiſchenmauern und dergleichen verunſtaltet iſt, verloren wir völlig das Bewußtſein, in einem großem Tempel zu ſtehen. Der Kölner Dom, wie er jetzt iſt, kann eine zwiefache Ruine genannt werden; das uralte Stück desſelben iſt nie vollendet worden und verwittert nach und nach; das neue Stück dagegen reift ſeiner Vollendung entgegen, iſt aber noch nicht fertig und daher ſo gut, als wäre es ſchon fertig geweſen, aber wieder abgebrochen worden. Sehr nimmt mich wunder, wie man einſt die beiden Teile wird zu einer harmoniſchen Ganzheit verſchmelzen können. Wird es nicht ſein, wie wenn man einen neuen Lappen auf ein altes Kleid flickt? —

Den Gürzenichſaal beſuchten wir nicht; man riet uns ab, für Betrachtung eines großen, leeren, bloß durch die daſelbſt ſtattfindenden Verſammlungen berühmten Saales Geld auszugeben. Dagegen fuhren wir nach dem Zoologiſchen Garten. Ich habe keine rechte Freude mehr an Beſichtigung von Menagerien. Abgeſehen davon, daß ich die ihrer Freiheit beraubten Tiere

bemitleiden muß, erregt die Dummheit der zahmen und der ohnmächtige Grimm der wilden Beſtien meine Verachtung und meinen Unmut. Beſonders haben die Leuen in ihrem Blick etwas, das zu ſagen ſcheint: „Wenig fehlt uns, ſo wären wir Menſchen!“ Aber dieſes wenige können ſie doch nicht ſich geben und ſtatt nun darnach zu ringen in menſchlich guter Weiſe, toben ſie grimmig, und der Zorn wühlt in ihren Eingeweiden, macht ihre Augen glühend und treibt ſie, voll ewiger Unruhe den Kerker zu meſſen. Was Goethe von den Tantaliden ſagt, paßt *(mutatis mutandis)* auf dieſe Tiere.

Von hier aus fuhren wir in das Gaſthaus Billſtein und hier war es, wo uns eine unſchuldige Landkarte verhängnisvoll, daß heißt, unſerm Reiſeplan beſtimmend wurde. Wir machten nämlich die Bemerkung, eigentlich ſei das Meer nicht mehr ſo weit von Köln entfernt, und ehe wir wußten, wie uns geſchah, beſchloſſen wir nach Rotterdam zu fahren. Ich eilte ſchnell fort, mich nach den Preiſen auf dem Dampfſchiff zu erkundigen; dieſelben waren ſehr billig, und alſo zogen wir aufs Dampfſchiff, kaum uns Zeit laſſend, unſer beſtelltes Abendeſſen zu verzehren.

Daß wir nach Holland Päſſe brauchten, hatten wir ganz vergeſſen, bis uns — noch ehe wir die Karten für die Reiſe genommen hatten — ein Menſch darauf aufmerkſam machte. Dieſer Menſch — wahrſcheinlich ein Jude — war aber ein abgefeimter Schurke, denn er anerbot ſich, uns falſche Päſſe beſorgen zu wollen. Dies wieſen wir natürlich entrüſtet zurück, waren aber jetzt in einen wahren Strudel widerſtreitender Empfindungen geſchleudert. Heftig geſtikulierend und die Angelegenheit nach allen Seiten hin beſprechend gingen wir am Ufer des Rheins hin und her. Endlich ſiegte aber die Reiſeluſt über jede Bedenklichkeit und namentlich mein entſchloſſenes Vorgehen beſtimmte meine Begleiter, die Reiſe nach Rotterdam ohne Paß oder ſonſtige Legitimationskarte zu wagen. Wir löſten die Karten und beſtiegen das Schiff mit ausgelaſſener Fröhlichkeit; denn nun waren die Würfel gefallen; zurückgehen konnten wir nicht, wir waren aus allem Streit der Gedanken erlöſt.

Die Nacht war mondhell; ich blieb bis gegen Mitternacht auf dem Verdeck und fühlte mich recht glücklich, als ſo der Wind mir entgegenblies und ich in ein mir neues Land ſteuerte. In Düſſeldorf mußten wir ein anderes Schiff beſteigen. Die ganze Nacht über kam kein Schlaf in meine Augen, denn die Kajüte füllte ſich mit allerlei Leuten, die, unbekümmert daß der folgende Tag der Pfingſtſonntag war, unter wüſtem Gelärm und Gezeche bis zum hellen Morgen Karten ſpielten. Es waren Muſikanten.

Als es Morgen ward, ſtieg ich aufs Verdeck; die Sonne ging eben über Xanten auf, deſſen ſchönen Dom ich bewunderte und dabei des edeln Siegfried gedachte.

Nun nahte die holländiſche Grenze. In Lobith kamen wirklich holländiſche Polizeikommiſſäre aufs Schiff und unſere Furcht, an der Grenze Hollands noch zurückgewieſen zu werden, ſtieg aufs höchſte. Aber durch geſchicktes Ausweichen entgingen wir den Beamten; wir zerſtreuten uns nämlich unter die Muſikbande, und gingen die Beamten an der rechten Seite des Dampfkeſſels vorüber nach dem Stern des Schiffes, ſo ſchlichen wir auf der linken Seite hinab nach dem Steuerruder — kurz wir paſſierten die Grenze glücklich.

Nun aber begann eine unbeſchreiblich langweilige Fahrt; die Gegend am Ufer war mehr als öde; die ſchreckliche Eintönigkeit der gerade fortlaufenden Dämme und Viehweiden wurde uns zuletzt als einzig in ihrer Art durch ihre Langweiligkeit faſt unterhaltend. Es war ein Ereignis, wenn ein Baum, ein Hag, ein Brunnen, eine Windmühle auftauchte; alle dieſe Gegenſtände hatte man nie auf einmal; fand ſich einmal ein Punkt, wo unter einem Weidenbaum ein paar Kühe lagen und nicht fern davon eine Windmühle in pfingſtfeierlicher Ruhe ihre Arme gen Himmel ſtreckte, ſo war das — nach holländiſchen Begriffen — eine üppige Gegend. Einzig um Arnheim belebt ſich das rechte Ufer etwas; aber Arnheim iſt daher auch bekannt als die holländiſche Schweiz.

Nachmittags gelang es mir, eine mehrſtündige Unterhaltung mit einem ſchönen Fräulein anzuknüpfen, das bei Xanten durch das Spiel der Muſiker aufs Verdeck gelockt worden war. Sie ſagte mir, daß ſie aus Mainz ſei, und zu ihrem Bruder reiſe, der in Rotterdam als naſſauiſcher Konſul lebe. Im Herbſt werde ſie durch die Schweiz nach Italien ihre Hochzeitsreiſe machen. Während ſie mir das mit liebenswürdiger, deutſcher Offenheit mitteilte, hatte ich Zeit, die Schönheit ihres Geſichtes, die Feinheit namentlich von Naſe und Mund, die Tiefe der blauen Augen und die Fülle des gelben, ſeidenen Haares zu bewundern, das faſt zu ſchwer ſchien, von dem zarten Halſe getragen zu werden. Ich unterhielt die Dame nach beſten Kräften, lieh ihr mein Perſpektiv, machte ſie auf ſchöne oder hiſtoriſch bekannte Punkte wie Nimwegen und Dortrecht aufmerkſam, beſchaute mit ihr in einem mir gehörigen Buche die Anſichten des Oberrheins — kurz — tat mein möglichſtes, ihr die lange Weile zu vertreiben. Bei Dortrecht endlich kam ihr Bruder ins Schiff und nahm mir mein angenehmes Geſchäft ab; doch als die Dame in Rotterdam das Schiff verließ, nahm ſie auf ſehr artige Weiſe vorher von mir Abſchied.

Abends ſieben Uhr lief unſer im Verhältnis zu den jetzt überall ſichtbar werdenden großen Meerſchiffen ganz klein ausſehendes Dampfboot im Hafen von Rotterdam ein. Von Warenauspacken u. dgl. ſahen wir natürlich nichts, denn es war Pfingſtſonntag. Im Hotel Frankfurt wohnten wir uns ein; die

Freundlichkeit des Wirtes ſagte uns ſehr zu; er verſtand Deutſch und war uns auf dem Schiff von einem Holländer, der weite Seereiſen bis China gemacht hatte und ſelbſt wie ein Chineſe ausſah, empfohlen worden.

Ehe wir zu Bett gingen, beſuchten wir noch eine Reſtauration. Auf dem Wege dahin gingen wir an der Börſe vorüber und bewunderten das Marmorſtandbild des Gottes der Diebe und Kaufleute, ſowie das Glockenſpiel, welches mit der Uhr im Zuſammenhang ſteht und — wie überhaupt ganz Holland — etwas chineſiſch Bizarres hat. Die Häuſer in Rotterdam ſind aus kleinen, ſchokoladefarbigen Backſteinen gebaut; die Fenſter, mit einer weißen Einfaſſung, ſind zum Hinaufſchieben eingerichtet; ſehr viele Leute haben ihre Häuſer ganz ſchief gebaut, ſo daß man glaubt, ſie würden jeden Augenblick einſtürzen.

Mißfielen uns dergleichen Wunderlichkeiten, ſo gefielen uns umſomehr die ſchönen Mädchen und Frauen, die wir allenthalben gewahr wurden. Ich habe noch nie in meinem Leben eine ſolche echte Sammlung von Frauenſchönheiten geſehen. Zwar, wer jene blaſſen, ſchmalen ſpaniſchen Züge, jene bronzefarbigen römiſchen Geſichter hier ſuchte, würde ſich enttäuſcht fühlen; aber feine, nicht zu rote, friſch blühende Geſichter von ſchönem, oft antikem Schnitt mit reichlichem Haar auf ſchlanken, hohen Geſtalten findet man hier allenthalben. Die niedere Klaſſe der Frauen entſtellt ſich allerdings durch einen ſchändlichen Kopfputz, der in zwei mit Silber oder Goldplatten an die Schläfe befeſtigten Spiralgewinden aus eben dieſen Metallen beſteht und den Frauen das Anſehen gibt, als hätten ſie Hörner. Ohnehin haben die Frauen dieſes Standes mehr plumpe Züge, wie man ſie bei Nationen, die bloß von Milch und Käſe leben, antrifft. In dieſer Art war die Magd unſeres Hotels, die ich — in Erinnerung an Immermanns göttlichen Münchhauſen — die „ſlaoniſche Viehmagd" nannte.

Überhaupt beſtürmte mich die volle Komik dieſes ausgezeichneten Buches, als ich die Mynheren in ihrer an Kehllauten ſo reichen Sprache ſich unterhalten hörte, ſie ihre Pfeifen rauchen und dem Lauf der Trekſchuiten mit bedächtigem Auge folgen ſah. Indeſſen föhnte mich das kopioſe Eſſen, das uns überall in Holland gereicht wurde, ſehr mit den Wunderlichkeiten dieſer guten Leute aus.

Wir ſchliefen in reinlichen Betten, ich in einem Wandkaſten, was mir anfangs komiſch genug vorkam.

Am andern Morgen — es war Pfingſtmontag, der fünfundzwangzigſte Mai — machten wir uns auf, um das Meer zu ſehen; man riet uns, zu dieſem Ende nach Scheveningen zu fahren. Wir nahmen uns alſo Billette nach dem Haag und fuhren auf der Eiſenbahn dorthin. Ein luſtiger Matroſe, das klaſſiſcheſte Exemplar von frecher Roheit und dennoch ausgelaſſener

Fröhlichkeit, ſang ohne Aufhören allerlei ländlich unſittliche Lieder und erheiterte die Geſellſchaft durch ſeine Zweideutigkeiten, deren Sinn wir nur aus dem Gelächter der Zuhörer und aus ſeinen Gebärden errieten.

Im Haag nahmen wir einen Menſchen, der uns auf die Scheveninger Straße bringen mußte. Wir durchſchritten die endlos lange, prächtige Hauptſtadt Hollands und freuten uns namentlich an der Bildſäule Wilhelms I. vor dem königlichen Palaſte. Auf dem Wege nach Scheveningen überfiel uns aber ein Platzregen, der uns nötigte, den Reſt des Weges auf einem zweirädrigen, holländiſchen Nationalfuhrwerk zurückzulegen, und ſo erreichten wir dann Scheveningen, das mit ſeinen grellroten Dächern wie eine von jenen hölzernen Städten ausſieht, die man Kindern zum Aufſtellen kauft. Wir hielten uns im Orte nicht auf, ſondern eilten an den Meeresſtrand.

Wir erkletterten einige Sandhaufen, und plötzlich hatten wir das Meer in ſeiner ganzen Unermeßlichkeit vor uns. Anfangs hielten wir die ſich im Hintergrund auftürmende Waſſermaſſe für einen Berg, aber bald ſahen wir, daß die Größe der überſchaubaren Fläche uns das Hinterſte wie eine Wand erſcheinen ließ.

Seit ich das Meer geſehen, lache ich über jeden, der es malen will; auch beſchreiben läßt es ſich nicht; am eheſten möchte eine große Symphonie ähnliche Empfindungen wie der Anblick des Meeres in uns hervorrufen. Lyriſche Gedichte paſſen nicht an ſeinen Strand, nur Dramen und Menſchen, die in ſich ein großes Schickſal tragen.

Es war gerade die Zeit der Flut; von ferne erhebt ſich ein gewaltiges, immer mehr anſchwellendes Rauſchen, ein Brauſen, ſtärker als das vieler Eichenwälder; man ſteht und lauſcht erſtaunt, wann weiß nicht wohin die Blicke wenden, bis plötzlich die erſten Wogen, mit weißen Schaum geſäumt, uns wie Schlangen umſpielen und uns alle Beſinnung rauben, ſo daß wir uns am liebſten in die mächtig heranziehende Flut ſtürzen möchten. „Er gebeut dem Meere", iſt das Höchſte was man von einem Gotte ſagen kann. Jetzt gingen mir die Augen auf über ſo manches in der Odyſſee; jetzt begriff ich die unzähligen Beiwörter, die daſelbſt das Meer hat; es packte mich eine wahre Raſerei; jauchzend ſchritt ich über den zerfließenden Sand mit ausgebreiteten Armen der Flut entgegen, bis ich plötzlich im Waſſer ſtand und meine Begleiter mich zurückreißen mußten. Aber auch ihnen raubte der großartige Anblick alle Beſinnung. Allerdings nicht jedes Meer würde uns vielleicht ſo entzückt haben, wie die Nordſee; ſie lag nicht friedlich vor uns, blau, ruhig, der Sonne Licht aus ihren Tiefen ſtill zurückſtrahlend, ſondern es brauſte ein Wind über ihre Fläche und die Wogen waren groß und wild; am Himmel jagten ſich dunkle Wolken; das Ganze hatte einen rauhen, chaotiſchen Anſtrich, ſo daß wir uns der Worte erinnerten: „Und

es war finſter auf der Tiefe", und jene Möwen, die mit ausgebreiteten Schwingen über den Waſſern brüteten, waren ſie ſchlechtere Symbole des Gottesgeiſtes als die Taube?

Wir vergaßen über dem Anblick des gewaltigen Meeres alles andere, Eſſen, Trinken und Heimfahrt. Bald warfen wir uns in den Sand und wuſchen uns mit dem Meerwaſſer, bald ſchritten wir der Flut entgegen und ließen uns von ihr, wie von einem ſiegreichen Feinde, Schritt vor Schritt zurückdrängen; jetzt ſuchten wir Muſchein, dann wieder entdeckten wir ein Schiff in der Ferne, und folgten ihm mit ſehnſüchtigem Blick. Endlich erinnerte uns der Stand der Sonne, die plötzlich aus den Wolken brach und das Meer wieder auf andere Art wunderbar machte, daß es ſpäter Nachmittag ſei. Wir hatten ſeit dem frühen Morgen nichts gegeſſen; hiezu war nun nicht mehr Zeit. Wir mußten eilen, um im Haag auf den Zug zu kommen. Mit Widerſtreben und voll Wehmut verließ ich den Strand und ſchaute mich oft noch um nach dem mir in wenig Stunden ſo lieb gewordenen Meere. Zum Glück habe ich ſeinen Anblick ſo tief in mich aufgenommen, daß ich mir denſelben jeden Augenblick vergegenwärtigen kann, obwohl die gleich jetzt folgenden Szenen von Scheveningen bis Rotterdam ganz anderer Natur waren.

Wir gerieten nämlich in den Strudel eines holländiſchen Pfingſtmontagslebens. Alles ſtrömte in der Allee vor Scheveningen zuſammen; es waren daſelbſt Buden errichtet und wohin man das Auge wandte, ſah man eine jener niederländiſchen Szenen, wie ſie in Teniers Gemälden vielleicht ergötzen können, in der Wirklichkeit aber jeden Nichtholländer anekeln müſſen. Bei einer Mandelmilchbude ſtürzten fünf bis ſechs Weiber — wahre Megären — auf uns zu und wollten uns zwingen, etwas zu kaufen; wir hatten aber Eile; umſonſt ſagten wir ihnen das in deutſcher, franzöſiſcher und engliſcher Sprache; ſie hingen ſich an uns, packten uns an den Armen, kurz, trieben es ſo wütend, daß mir zuletzt die Geduld verging und ich ihnen mit meinem Fernrohr ſolange auf die Köpfe und Schultern hieb, bis ſie Raum gaben. Am ſchlimmſten erging es unſerm Freunde Linder; dieſer war der hinterſte und als ich, ſelbſt frei, mich nach ihm umſah, gewahrte ich ihn umringt von einem Haufen dieſer Weiber. Es nahm ſich ſehr komiſch und faſt wie eine Parodie auf den von Mänaden zerriſſenen Orpheus aus, als ſich die ſtarknochigen Fiſcherweiber um ihr Opfer drängten und dieſes voller Entrüſtung nach allen Seiten hin hieb und ſtieß. Endlich wurde auch er frei und wir ſetzten unſere Straße fort, konnten aber der Lockung, einige Orangen, die hier billiger als bei uns die Äpfel ſind, zu kaufen nicht widerſtehen.

Im Haag hatten wir wieder von der Bevölkerung manches zu leiden. Unſer Aufzug erregte ihren Spott, aber keineswegs einen bloß gutmütigen Spott, ſondern es fehlte wenig, ſo wären wir geprügelt worden. Allerdings

sah besonders ich sehr abenteuerlich aus und hier ist der Ort, meinen Aufzug näher zu beschreiben.

Auf dem Kopf trug ich einen Strohhut, an dem ich eine Möwenfeder kühn befestigt hatte; um die Schultern hatte ich meinen langen Mantel möglichst malerisch geworfen; in der Hand trug ich das Fernrohr, wie ein Feldherr; an die Knie aber reichten mir ein paar Kanonenstiefel hinan, die sich sehr sonderbar ausnahmen.

Was Wunder, daß die Bevölkerung über mich in Entrüstung geriet; hatten mich doch schon in Köln die preußischen Offiziere mit zweifelnden Augen angesehen. Meine Begleiter sahen etwas vernünftiger aus, aber ihre studentischen Shawls waren hier neu. Darnach hatten wir bald ein ansehnliches Gefolge von zerlumpten Kerlen, müßigen Pflastertretern und rohen Weibsbildern, die uns mit allen nur erdenklichen Schimpfwörtern verfolgten. Wenn sie uns nur „Preußen" nannten, durften wir noch froh sein, obwohl auch dieser Titel gegenwärtig nicht viel Ehrenvolles hat. Aber bald folgten ganze Sätze, und hätten wir nicht endlich den Bahnhof erreicht, würden wir wohl noch mit Steinen beworfen worden sein.

In der Eisenbahn kam ich endlich einmal neben einen höflichen Holländer zu sitzen, der mir sagte, er sei Gutsbesitzer in der Nähe von Rotterdam. Er stellte mir seine Tochter, ein sehr hübsches Mädchen mit langen, blonden, wallenden Haaren vor und lud mich schließlich ein, bei ihm einige Tage zu logieren. Da ich aber nicht im Sinn hatte, in Holland mir ein Sesenheim zu gründen oder *Paul et Virginie* in Szene zu setzen, bedankte ich mich höflich bei dem guten Manne und fragte ihn nur, wo man den besten Käse kaufen könnte, worüber er mir in möglichst schlechtem Französisch bereitwillig Auskunft erteilte.

Wir kauften — auf meinen Rat hin — in Rotterdam alsbald ein großes mehrpfündiges Stück Käse, das uns auf der ferneren Reise oft zwar beschwerlich ward, aber auch gute Dienste leistete. Auch kauften wir holländische Pfeifen und Tabak und Papier, damit wir auf der voraussichtlich etwas langweiligen Rückfahrt schreiben und zeichnen könnten.

Als wir nach dem Standbilde des Erasmus uns erkundigten, fragte man uns, ob wir mit Erasmus verwandt seien; andere Interessen kennt das Volk nicht. Ich behauptete auch sogleich mit ernsthafter Miene, er sei mein Urgroßvater mütterlicher Seite gewesen, worüber sich vierzig Mäuler hoffnungsvoller Rotterdamer Lausbuben zu einen fröhlichen Grinsen verzogen.

Am anderen Morgen, nachdem wir wieder ausgezeichnet gefrühstückt und die billige Rechnung bezahlt hatten, gingen wir aufs Dampfschiff. Die Fahrt stromaufwärts ging sehr langsam vonstatten. Unsere Meermuscheln belästigten durch ihren Geruch alle Passagiere; wir hatten sie in einem ent-

legenen Winkel des Schiffes verborgen und beobachteten aus der Ferne, wie die Leute ſich immer die Naſen zuhielten, wenn ſie in die Nähe der verhängnisvollen Muſchein kamen.

An dieſem Tag gelangten wir nur bis Arnheim und mußten alſo nochmals in Holland übernachten.

Am andern Morgen erfuhren wir aber zu unſerem Schrecken, daß an dieſem und den zwei folgenden Tagen hier kein Dampfboot ſtromaufwärts vorüberkommen werde, unſeres war wieder nach Rotterdam zurückgefahren. Unter ſolchen Umſtänden beſchloſſen wir, die Eiſenbahn bis Düſſeldorf zu nehmen; denn wir ſehnten uns nachgerade aus Holland fort. Wir fuhren vormittags weg, überſchritten glücklich die preußiſche Grenze und kamen nachmittags zwei Uhr in Düſſeldorf an, wo wir an der Spärlichkeit des uns vorgeſetzten Eſſens merken konnten, das das Niederrheiniſche Muſikfeſt tags zuvor hier ſtattgefunden hatte; auch ſahen wir Jules Stockhauſen auf der Straße. Jeder Ort hat ſeine Lokalbezeichnungen; hatten uns die Rotterdamer Jungen „Preußen“ nachgeſchrien, ſo ſchimpfte uns die Düſſeldorfer Jugend: „Waſſermaler“. Man befand ſich eben in einer Malerſtadt.

Wir erkundigten uns nach der Galerie; ein Mädchen wies uns leider in eine zufällig gerade beſtehende Ausſtellung, in die wir gerieten, ehe wir merkten, daß dieſelbe zum Beſten der Errichtung eines Mariaſtandbildes ſei. Außer einigen Modellen dieſes Standbildes und etlichen Heiligenbildern ſahen wir hier nichts Beſonderes, und nie hat es mir um fünf Silbergroſchen ſo leid getan wie um dieſe, die ich, obwohl ich mein proteſtantiſches Gewiſſen vorſchützte, in eine Marienbüchſe werfen mußte.

Endlich gelangten wir in die ſtädtiſche Galerie, aber ſie iſt ſehr klein, ſie enthält höchſtens dreißig Gemälde.

Um vier Uhr abends fuhren wir mit dem Dampfboot weiter. Eine Harfeniſtin und ein Mädchen mit einer Gitarre kamen aufs Schiff; die Harfe über dem Waſſer nahm ſich recht romantiſch aus und da wir uns auf dieſer Reiſe ſchon gewöhnt hatten, uns um niemand weiter zu bekümmern, nahm ich die Gitarre und gab der Harfenſpielerin einige Lieder an, die ſie ſpielen ſollte, und ſo ſangen wir dann fröhlich über den Rhein hin Eichendorffs: „In einem kühlen Grunde“ — und die „Lurlei“ und „Ach! wie iſt's möglich dann“. Unſer freies Benehmen erregte unter den Paſſagieren — Engländern mit kränklichen Frauenzimmern — zuerſt einiges Befremden, dann allgemeine Heiterkeit und ſchließlich großen Beifall, ſo daß wir auf der ganzen Fahrt das Schiff dominierten.

Nachts zwölf Uhr fuhren wir von Köln fort. Als ich erwachte, ſteuerte das Schiff ſoeben den ſchöneren Rheingegenden zu. Es war Morgen; ich ſetzte mich aufs Verdeck; ein junges Fräulein, Geſellſchafterin bei einer

engliſchen Familie, nach Bad Ems reiſend, geſellte ſich zu mir und wir bewunderten den ſchönen Morgen gemeinſam. Neuwied prangte im Feſtſchmuck; überall waren Fahnen aufgeſteckt, weshalb? konnten wir nicht erfragen. Die Fahrt bis Bingen, wo wir nachmittags ankamen, war prachtvoll, der Himmel heiter und alles froh gelaunt.

Zu Bingen logierten wir im „Weißen Roß", wo einſt auch Goethe gewohnt hatte. Er hatte damals eine melancholiſche Wirtin, aber gute Bedienung daſelbſt angetroffen. Jetzt war das Gaſthaus zum Range eines Hotels geſtiegen, was wir am nächſten Morgen bei der Zeche leider ſpüren mußten. An dieſem Abend gingen wir noch auf die Rochuskapelle, woſelbſt Goethe im Jahre 1814 das Rochusfeſt ſo fröhlich hatte feiern helfen.

In die Kapelle konnten wir nicht hineingehen, doch zeichneten wir ſie von außen getreulich ab und legten uns dann an den Abhang des Berges, auf dem ſie ſteht. Man überſieht von hier aus den Rhein bis zum Niederwald und dem Bingerloch einerſeits, und bis über Mainz hinaus andrerſeits. Rüdesheim und der Johannisberg liegen gegenüber. In der Ferne gewahrt man die Gebirgskette des Taunus.

Hier wurde mir wohl zumute und ich begreife, warum Pilger ſich von Wallfahrtsorten Erde mitnehmen, daß man ſie ihnen auf den Sargdeckel ſtreue. Vor zwei Monaten hatte ich in Seſenheim geſtanden, heute auf der Rochuskapelle. Was lag alles zwiſchen dieſen beiden Punkten im Leben des großen Dichters!

Wir ſtiegen zur Stadt hinab und begaben uns bald zu Bette. Die nächſte Morgenſonne traf uns bereits auf der Fahrt ſtromaufwärts. In Geiſſenheim ſtiegen wir aus, um den Johannisberg zu beſuchen.

Mit großer Achtung betrachteten wir, während wir den Berg erſtiegen, die Reben rechts und links, von denen der berühmte Wein gewonnen wird. Das Schloß gehört dem Fürſten Metternich; im Schloßhof ſteht eine ſehr gelungene Bildſäule Johannes des Täufers. Ich habe dieſelbe gezeichnet. Hinter dem Schloß befindet ſich ein anmutiger Park.

Wir gingen ins Dorf Johannisberg, woſelbſt wir uns zunächſt eine Flaſche Dorfwein, der ſehr billig iſt, an Güte aber trotzdem dem Schloßwein nicht nachſtehen ſoll, geben ließen. Dann beſchloſſen wir, hier zu übernachten, da uns die Wirtin eine edle Natur zu ſein ſchien, die uns nicht überoorteilen würde. Sie heißt Frau Mehrer und hat eine hübſche, großäugige Tochter. Auch fanden wir im Saal eine Gitarre.

Vor Tiſch beſuchten wir den reizend gelegenen Wallfahrtsort Marienthal. Das Kirchlein daſelbſt, ganz im Walde gelegen, iſt wunderſam romantiſch. Zum Behufe der Prozeſſionen ſind rings im Walde Grotten mit den Paſſionsſtationen erbaut. Dort befindet ſich auch ein Braunkohlenbergwerk, das recht intereſſant ausſieht, doch hatten wir nicht Luſt, es zu befahren.

Nachmittags gingen wir in den Schloßgarten, woselbst ich meinen beiden Begleitern aus meinem Gedicht „Der geraubte Schleier“ vorlas; um uns in langweiligen Stunden damit zu unterhalten, hatte ich's mitnehmen müssen. Später gingen wir zu der Burg Vollraths und von hier aus auf meinen Rat nach Winkel, wo wir in einer Bierbrauerei sehr gutes Bier, drei bildschöne Mädchen und fröhliche Gesellschaft vorfanden. Ich rate jedem, den sein Geschick in diese Gegend verschlägt, nach Winkel zu gehen und nach Sauermanns Bierbrauerei und endlich nach der Wirtin Töchterlein zu fragen; und wenn er dann sein Herz noch nicht verschenkt hat, so wird er es gewiß dem schönen Malchen zuwenden.

Ein Bauer, der im Jahre 1848 seinen nassauischen Fürsten nicht mehr leiden gewollt und deshalb eine Zeitlang Festungsstrafe bekommen hatte, sonst aber ein lustiger Kauz, gab mir seine Karte — Jakob Mondrion, — Schuhmacher und Weinkommissionär. Überhaupt ist das Volk in dieser Gegend frisch, aufgeweckt und intelligent, wooon der edle Wein gewiß Hauptursache ist. Weinbautreibende Völker sind Kulturvölker. Mit Noah begann die Kultur, man hörte auf, rohes Fleisch zu fressen und trank Wein.

Fröhlich gingen wir wieder den Johannisberg hinan. Der Mond schien herrlich und die Luft war lau. Im Gasthaus angekommen, aßen wir zu Nacht und schliefen sehr gut.

Am andern Morgen, als wir gefrühstückt und die billige Zeche bezahlt hatten, ergab sich zu unserem allgemeinen Entsetzen, daß unser sämtliches Geld nur knapp noch hinreichte, uns von Mainz nach Heidelberg Billette zu verschaffen. Nichtsdestoweniger ließen wirs darauf ankommen und tranken, ehe wir fortgingen, noch eine Flasche Johannisberger, wodurch wir so arm wurden, daß wir drei zusammen nur noch fünfzehn Kreuzer zu verzehren hatten. An ein Mittagessen war also nicht zu denken. Wie gut kam uns jetzt der holländische Käse. Inbrünstig drückten wir ihn ans Herz und schleppten ihn nach Östrich hinab, wo wir das Dampfschiff bestiegen und nachmittags zwei Uhr in Mainz anlangten. Dort begaben wir uns, da der Heidelberger Zug erst um fünf Uhr abgehen sollte, in die Aktienbrauerei, ließen uns Bier und etwas Brot geben, aßen große Quantitäten unseres Käses, beschauten dann die Festung, die österreichischen und preußischen Soldaten, den Dom, das Gutenbergdenkmal, die Schillersäule und das Theater (wo diesen Abend die „Weiße Dame“ gegeben wurde), und dann gingen wir auf den Bahnhof und kamen, über Darmstadt fahrend, spät abends in Heidelberg an.

Unser Einzug traf gerade mit einer Festlichkeit der Saxoborussia zusammen. Diese Gesellschaft hatte den Berg mit Fackeln erleuchtet und sang Lieder von der Höhe herab zu den Klängen eines Orchesters.

Ich ging in meine Wohnung, wo ich einen Brief vorfand, der mich warnte, um die Pfingstzeit ja keine Wasserfahrt zu machen. Das kam mir nun, nachdem ich den Rhein in seiner ganzen Länge bis ans Meer hinab befahren hatte, allerdings seltsam vor.

In der Gesellschaft der alle Samstag sich versammelnden Schweizer empfing man mich mit Halloh und niemand konnte seine Bewunderung versagen unserer Reise von Heidelberg an die Nordsee! —

Hermann Lingg in den Revolutionsjahren.

Nach ungedruckten Dokumenten dargestellt von Frieda Port.

Unübersehbar, ziellos, unaufhörlich
Verwirren sich die Schlickungen der Völker
In einem dunklen Knäuel, den allein
Das Schwert noch lösen mag.
Hermann Lingg (1848).

„Eines Abends, es war ein milder Februartag gewesen, man hatte den zunehmenden Tag schon recht gespürt, und in der Dämmerung tropfte der geschmolzene Schnee von den Giebeln der Dächer der alten Reichsstadt — als ich da meinem Leselokal im Börsengebäude zuschritt, stürzte mir ein Freund entgegen und brachte die Nachricht von der Februarrevolution in Paris", so erzählt Lingg neunundsiebzigjährig.

Fühlen wir nicht aus diesen Worten, wie mächtig der Anbruch einer neuen Zeit ihn dort überwältigte? Das sind jene scharf eingeprägten sinnlichen Wahrnehmungen, die ein großes persönliches Ereignis begleitet haben, eine Erinnerung, die noch nach fünfzig Jahren den Augenblick als Gegenwart empfinden läßt.

Der Dichter lebte damals als Militärarzt zu Augsburg in den alten Klostergebäuden neben der Ulrichskirche, die in jüngster Zeit teilweise ein Raub der Flammen wurden[1]) und schon in jenen Tagen zur Cheoaulegers-Kaserne umgestaltet waren. Nach einer italienischen Reise, auf der er nach dem Tode seiner Mutter Zerstreuung gesucht hatte, war er mit Eifer in die Studien für seine Völkerwanderung versenkt, denn es war ihm in Italien die nationale Bedeutung des großen Stoffes aufgegangen. Er arbeitete oft tief in die Nacht hinein an seinem Epos. Dabei ließ er es aber im Dienst an Gewissenhaftigkeit nicht fehlen. Sein Stabsarzt gibt ihm das Zeugnis, er sei „fleißig und sorglich für die Soldaten, was besonders heutzutage noth thut".

[1]) In der Nacht vom 4. auf 5. Januar 1908.

Aus dem ſtillen Muſendienſt wurde er nun durch die politiſchen Stürme geriſſen. Es ergoß ſich auf einmal ein Frühling von außen und innen durch die Welt, ein mächtiger Strom neuen Lebens, der die Geiſter aller Guten berauſchte. Die Geſpräche drehten ſich faſt ausſchließlich um die Nachrichten, die der neu erfundene Telegraph mit einer Schnelligkeit, die noch ungewohnt ein Wunder ſchien, von Land zu Land trug. Die längſt vorbereiteten Unruhen in Baden erregten die Gemüter, überall wurden die Forderungen des Tages wiederholt: nach Preßfreiheit, Volksbewaffnung, öffentlichem Gerichtsverfahren, Religionsfreiheit, Vereinigung aller deutſchen Staaten in ein deutſches Reich. Überall Auflehnung gegen das verhaßte Metternichſche Syſtem. In Heſſen-Darmſtadt trat Heinrich von Gagern mit Anträgen, wie ſie in Baden jetzt erfüllt werden ſollten, hervor, in Kurheſſen wurden die gleichen Zugeſtändniſſe dem Kurfürſten abgerungen, in Württemberg die Zenſur beſeitigt und in Bayern verhieß Ludwigs I. Proklamation Geſetze über Miniſterverantwortlichkeit, vollſtändige Preßfreiheit, unverzügliche Beeidigung des Heeres auf die Verfaſſung; denn eine Konſtitution, die die andern Staaten als erſte Forderung ſtellten, beſaß Bayern ſchon ſeit 1819. Immer mehr Vorrechte ſuchten die Regierten zu entwurzeln; immer mehr Rechte den Regierenden abzugewinnen.

Aus den Rheinprovinzen hatten die Unruhen ſich auch auf Preußen und Sachſen fortgepflanzt. Am 13. März tobte die Revolution in Wien und errang den Sturz Metternichs, der durch ganz Deutſchland mit Jubel begrüßt wurde. Am 18. und 19. März folgte Berlin. Tiefſte politiſche Erregung allenthalben. Nun richteten ſich die Augen auf das Vorparlament, das in Frankfurt zuſammentrat, um „mit beſonnener Mäßigung" über die Zukunft Deutſchlands friedlich zu beraten. Auf das Parlament ſetzten die Völker ihre ganze Hoffnung, und auch die Fürſten mußten es geraume Zeit als das Refugium ihrer bedrohten Macht betrachten. Zugleich freilich machten ſie ihre Truppen mobil, um ſich gegen die feindlichen Strömungen zu ſichern.

Lingg war in einer ſchwierigen Lage. Seine ganze Sympathie mußte den Männern gehören, die unerſchrocken für Recht und Freiheit ihre Stimme erhoben, während ſeine Stellung als Militärarzt ihm eine konſervative Geſinnung ſozuſagen zur Pflicht machte. Aber gar mancher ſeiner Freunde und Kollegen war im gleichen Zwieſpalt.

„Es lebe die Freiheit", überſchreibt einer derſelben einen Brief, in dem er bittet, Lingg möge am erſten freien Tage zu ihm nach Donauwörth kommen. „Nimm einige, wenigſtens eine Kokarde mit und Bänder!" Ende März wurde Lingg zum 4. Jägerbataillon nach Straubing als Unterarzt I. Klaſſe befördert. Bei ſeiner Abſchiedsfeier, als Wein und erhöhte Stimmung die Zungen löſten, rief einer aus der Geſellſchaft, das Glück des deutſchen Volkes beſtehe nur in der Republik, im Davonjagen aller Regenten, in der Entfernung des ſtehenden

Heeres. Ein anderer drohte, ihn anzuzeigen, Lingg, darüber entrüstet, nimmt sich des Bedrohten an und stimmt ihm bei, worauf der Verteidiger der alten Ordnung sich gegen Lingg wendet, „da das keineswegs die Gesinnungen eines Militärs seien".

Dieser Vorfall brachte dem Dichter und seinen Freunden, vor allem seinen Angehörigen eine Zeitlang nicht geringe Beunruhigung; indes schadete der Denunziant, der die Sache wirklich vor einen Vorgesetzten brachte, am meisten sich selbst. Die Offiziere bemühten sich, daß Lingg nicht etwa in Straubing eine unangenehme Aufnahme erfahre, „als hättest du die Gesinnungen eines Fickler", und erklärten den Angeber für ehrlos. „Sie wollten sich", schreibt ein Leutnant, „da er nicht Offizier ist, nicht weiter um ihn kümmern."

Zu dieser Zeit hatte in Baden der republikanische Aufstand unter Hecker solche Fortschritte gemacht, daß der Großherzog Bundeshilfe anrief und Württemberger, Bayern und Hessen zur Unterdrückung des Aufstandes in Baden einrückten. So sah es Lingg für ein Glück an, daß sein Bataillon nicht, wie er schon fürchten mußte, zum Kampf gegen die Aufständischen, sondern nach Würzburg kommandiert wurde, um dort Garnisonsdienst zu übernehmen.

Erleichterten Herzens durchmaß er die Straße, auf der

„Die Truppe mit den blanken Bajonetten
Im Staub marschiert, indeß die Blüthenbäume
Bei sanftem West sich schütteln und die Lerche
Ihr Frühlingslied emporjauchzt in die Lüfte."

Die liebenswürdige Tante Rosine, die an Hermann Lingg und seinen Brüdern die Stelle der verstorbenen Eltern vertrat und die er seinen Mentor nannte, schrieb dem Neffen, er möge sich die Würzburger Weine „nicht zu sehr belieben lassen. Sie sind stark und nicht für alle Naturen. Dein Vater konnte sie garnicht vertragen." Er möge auch die Gelegenheit nicht versäumen, die das Juliusspital seiner weiteren Ausbildung biete. Bei den im Vergleich mit früher sehr engen Vermögensverhältnissen der Familie klagt sie auch unter Ermahnungen zur Sparsamkeit, daß die so unentbehrlichen Zinsen nicht rechtzeitig einlaufen: „Viele Leute verstehen unter Preßfreiheit, daß man nun nichts mehr bezahlen dürfe."

In Würzburg gehörten zu Linggs Patienten auch die Gefangenen der Festung Marienburg, denen seine Humanität in besonderem Maße zu gut kam.

Von Würzburg kam das Bataillon nach Aschaffenburg „zum Schutz der Stadt gegen die aus dem Badischen anrückenden Rebellen"[1]). Eine der ersten Handlungen des Parlaments in Frankfurt war die Abschaffung des Bundestags. Als neue Zentralgewalt wurde Erzherzog Johann zum Reichs-

[1]) Kneußl: Geschichte des Kgl. Bayer. 2., vormals 3. Jägerbataillons.

verweſer ernannt. In der Paulskirche begannen nun die Verhandlungen über die Grundrechte. Lingg ſuchte und fand von Aſchaffenburg aus Gelegenheit, ins Parlament zu gelangen. Er hörte dort Redner der monarchiſchen und der republikaniſchen Partei, Lichnowski und Robert Blum. Schon hatte die Reaktion eingeſetzt.

Ein Foliobogen, der die Märſche mitgemacht hat, auf der einen Seite Aſchaffenburg 16. Juni, auf der andern Straubing 18. Juli datiert, gibt Zeugnis aus jenen Tagen.[1])

Von Stund zu Stunde wird es trüber,
Verhüllter wird das Weltgeſchick,
Des Friedens Tage ſind vorüber,
Der Krieg ſchlägt auf den Flammenblick.

Noch dieſen Frühling, dieſe Roſen,
Noch dieſen Becher, dieſen Kuß,
Mag dann im Sturm die Kugel toſen
Und treffen, welches Herz ſie muß.

Nicht viele derer, die da leben,
Erzählen einſt im grauen Haar,
Wenn Enkel horchend ſie umgeben,
Wie unſre Zeit erſchüttert war.

Einen Tag vor dem Waffenſtillſtand, der nach manchem ſiegreichen Kampf der Preußen unter Wrangel und der bayeriſchen Freiſchar unter Von der Tann auf die diplomatiſchen Verhandlungen mit Rußland und England hin vom König von Preußen mit Dänemark geſchloſſen wurde, iſt ein von Straubing datiertes Gedicht niedergeſchrieben. Es ſpiegelt die allgemeine Stimmung wieder, mit der dieſer für die Stellung Deutſchlands in Schleswig ſo ungünſtige Vertrag im grellſten Widerſpruch ſtand.[2])

Sie werden kommen von Nord und Süd
Deine Feinde, mein Vaterland,
Du aber wirſt zu ſchwingen nicht müd
Das Schwert in deiner Hand.
Die Kraft in deiner Rechten,
Das Recht in deiner Linken,
So wirſt du's wohl verfechten
Und wirſt nicht unterſinken.

Ob auch umringt und allumdroht,
Die Einheit macht uns ſtark,
Wir geben nicht, nicht bis zum Tod
Die letzte deutſche Mark.

[1]) Unveröffentlicht mit Ausnahme der letzten Strophe.
[2]) Hier zuerſt veröffentlicht.

Sei's denn und sei's gestritten
Mit Dänen und Skandinaven,
Mit Galliern und Briten,
Mit Welschen und mit Slaven.

Erst in der Not, da zeigt sich recht,
Was kernhaft ist und gilt,
Es ist nicht eitel, nicht erfrecht,
Was wir zu tun gewillt.
Wir wollen die deutschen Gauen
Bewachen an beiden Meeren,
Und schützen die deutschen Frauen,
Wir wollen uns tapfer wehren!

Unterdes war in Paris die furchtbare Juni-Schlacht geschlagen worden, die Napoleon den Weg ebnete. Ein Widerschein davon und wohl auch etwas von dem Eindruck, den das ermattende Parlament auf den Zuhörer gemacht hatte, lebt in folgenden Strophen[1]):

Gestürzt sind die Titanensöhne,
Doch trotzend ihrem Mißgeschick
Verkündet noch ihr finstrer Blick,
Daß niemals sich mit euch versöhne
Die rote Republik.

Was ihr gekünstelt und geklügelt
Mit welker Kunst am morschen Staat
Trägt nicht das Antlitz einer Tat —
Wer hat auch je das Roß gezügelt,
Auf dem die Rache naht! 16. IX. 48.

Wir haben gesehen, daß Lingg nach Straubing zurückkehrte, ehe infolge des Vertrages von Malmö in Frankfurt jener wilde Aufruhr ausbrach, der zur Ermordung der Parlamentsmitglieder Auerswald und Lichnowski führte. Zu seiner Bekämpfung wurde auch das 3. Jägerbataillon, das bis Mitte Juli durch jene Kompagnien des 4. Bataillons verstärkt gewesen, denen Lingg als Arzt beigegeben war, von Aschaffenburg nach Frankfurt kommandiert. Es traf zwar erst ein, als man den Barrikadenkampf schon unterdrückt hatte, wohnte aber der Bestattung der Ermordeten und der im Kampfe gefallenen Offiziere und Mannschaften bei. Statt des Zwiespaltes, den ein solcher Eindruck ohne Zweifel in dem Dichter hervorgerufen hätte, vermochte er sich in Straubing so sehr von der Bewegung der Zeit loszulösen, daß er an seiner Völkerwanderung arbeitete. Der Einzug Geiserichs in Rom ist dort entstanden.

[1]) Hier zuerst veröffentlicht.

Es ſollte ihm indes nicht erſpart bleiben, in die Gegenden des Aufſtands zu kommen. Im Fürſtentum Hohenzollern-Sigmaringen brachen Unruhen aus, und Linggs Bataillon wurde am 3. November „zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Geſetzlichkeit“ nach Sigmaringen beordert. Am 5. November überſchritten ſie die Iller. Lingg war bei einem Geiſtlichen einquartiert, der ihm heimlich von ſeinem Hausknecht den Säbel wetzen ließ, damit er ſchärfer auf die Rebellen einhauen könne. Als aber am 9. November das Bataillon in Sigmaringen einzog, wurde die Ruhe ohne Blutvergießen wiederhergeſtellt. Hier und in Krauchenwies, der Sommerreſidenz des Fürſten, hatte Lingg nun bis 11. Dezember zu bleiben. Die Gegend regte ihn zu hiſtoriſchen Betrachtungen an, die wir in dem Gedicht „Fragment“ (1. Bd., 7. Aufl., S. 237) niedergelegt finden in den Klageruf auf die Gegenwart ausklingend:

Ach, und aus den neuen Trümmern
Hebt ſich keine neue Welt!

Die vier letzten für die Zeit der Entſtehung beſonders bedeutſamen Verſe blieben bei der Veröffentlichung weg. Sie lauten:

Selbſtſucht heißt die eine Schlange
Und die andre heißt der Hohn,
Und das Herz, es iſt der bange
Sterbende Laokoon.

Während ſeines Aufenthaltes in Sigmaringen verlebte Lingg im Hauſe des Regierungsrates Bannewart, bei dem er einquartiert war, auch manche frohe, angenehme Stunde. Es war das eine Familie, deren häusliches Glück durch die Bedrängnis der Zeit nicht verdunkelt war, ein geſuchter Sammelplatz der Geſelligkeit für die jungen Offiziere, die den hübſchen, liebenswürdigen Töchtern den Hof machten. Ein Freund Linggs verliebte ſich in eine von ihnen und Lingg mußte ihm Gedichte an ſie verfaſſen, die eigentlich der andern galten, welche dem Dichter gefiel.

Dieſe harmoniſche Umgebung, an die Jugendheimat gemahnend, hatte den heilſamſten Einfluß auf das bedrückte Gemüt des ſeit langer Zeit in fremden Zuſtänden Umhergetriebenen.

Auf dem Rückweg von Sigmaringen iſt wieder Riedlingen durch ein Gedicht[1]) bezeichnet. Den Dichter überkam nicht ſelten die Zerriſſenheit, die der Edle fühlt, wenn er die große Idee der Zeit durch den Pöbel herabgewürdigt ſieht. Aus dem politiſchen Treiben ſucht er ſich dann in die Einſamkeit und zur Natur zu retten.

[1]) Hier zuerſt veröffentlicht.

Riedlingen, 12. Dez. 48.

Ein Fremdling unter jeder Himmelsgegend,
Wo die gefühllos rohe Menge herrscht,
Werd' ich nur dort mich heimisch fühlen können,
Wo du, Natur, in unverstellter Schönheit
Ersatz für Alles bietest.
Mit dir allein nur lohnt es sich des Umgangs.
Ich fühlte glücklicher mich einst im Sturm,
Als von dem Tod im wilden Meer mich nur
Ein kleines trennte, ja viel glücklicher,
Als unter jenem Pöbel, der uns stets
Mit feilem Spott umdrängt.
Sie gleichen den Gefangenen, die noch
Im Kerker sich beschimpfen, sie sich selbst.

Nicht immer im Lagerleben und auf den Märschen war Papier im Besitze des Dichters; so finden wir auch einen Zettel, der sehr verschiedenen Bestimmungen dienen mußte; auf der Vorderseite lesen wir einen Kompagniebefehl, und auf der Rückseite, noch gewissenhafter als jener datiert[1]):

Göggingen 18.I.49. Vor unserm Abmarsch nach München 3/41 Uhr früh,

Resultate.

Am Schluß bewegter Lebensbahnen
Blick' ich zurück
Auf manches Leid, auf manches Glück,
Denn wie beim Zug der Karawanen
Ging's auch bei mir durch Wüsten bald
Und bald durch blühenden Oasenwald.

Das Höchste, was im Menschenleben
Ein Mann gewinnt,
Es ist, wenn Freunde treu gesinnt
Mit ihm nach ediem Ziele streben,
Durch manche Qual, durch manchen Wahn,
Weht davon stets ein Hauch mich an.

Eine seltsame Stimmung, wie Ahnung nahen Todes, umschattete allmählich das Gemüt des Dichters. Im Nooember hatte die Erschießung Robert Blums ihm neue große Erschütterung gebracht. Windischgrätz hatte sie befohlen, nachdem er das belagerte Wien zur Übergabe gezwungen. Als er dann, wenige Monate später, vom Oberbefehl in Ungarn abgerufen wurde, feierte Lingg seinen Sturz in kraftoollen Strophen befriedigten Zornes:

[1]) Hier zuerst mitgeteilt.

Fürſt Windiſchgrätz.

Er kommt, der große Triumphator,
Nun laß ihn, deinen Alba, Wien,
Den überwundenen Gladiator
Durch deine ſtummen Tore ziehn!
Er kommt beſtaubt vom Sand der Pußte,
Allein jagt und im Grau'n der Nacht,
Der trefflicher zu ſchlachten wußte,
Als, wie man Heere führt zur Schlacht.

Als ihn der Völker Haß verdammte,
Als noch um ſein gezücktes Schwert
Die Glut vom Brand der Städte flammte,
Da war er noch beneidenswert.
Da ſtieg er noch empor, wie nächtlich
Am Himmel ein furchtbarer Stern,
Jetzt iſt er nichts, als ein verächtlich
Unbrauchbar Werkzeug ſeines Herrn.

Ha, dieſes Schwert der Kamarilla
Wie ward's geſtumpft von Gottes Zorn!
Und ihm ins Ohr ein *dies illa*
Dröhnt nun Kapolna und Komorn.
Der ſich ein zweiter Friedland glaubte,
Wie ſchnell entfiel des falſchen Ruhms
Befleckter Lorbeer ſeinem Haupte —
War das der Schatten Robert Blums?

Zu Anfang des Jahres 1849 begann das Parlament, die Frage wegen des Reichsoberhauptes zu erörtern und trug die erbliche Kaiſerkrone im April dem König von Preußen an, der ſie zurückwies, weil nach ſeiner Überzeugung das Parlament keine Kronen zu vergeben habe.

In der Pfalz und in Baden erhoben ſich neue Aufſtände, die der Prinz von Preußen niederſchlug, Raſtatt wurde eingeſchloſſen und mußte ſich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Nun war es Linggs lebhafter Wunſch, nach Schleswig-Holſtein zu ziehen, wo nach Ablauf des Waffenſtillſtands der Kampf neu entbrannte, und es erfüllte ihn mit Unmut, als im März nur das erſte Bataillon ſeines Regiments dem Bundeskorps zugewieſen wurde und er mit den andern in Paſſau zurückbleiben mußte. Immer trüber wurde ihm dort zu Sinn, auch körperliches Unbehagen fing an, ihn zu bedrängen. Das Gedicht[1]), welches beginnt:

[1]) Erſt 1889 in den Jahresringen (Cotta) veröffentlicht.

Zurück, du kannſt nicht mit uns fliegen,
Du müßteſt auf dem Weg erliegen!
Zur kranken Schwalbe ſprachen ſo
Die andern flügg' und reiſefroh

iſt 9. Mai in Paſſau entſtanden. Ende Mai marſchierte er mit dem 3. Bataillon nach Donauwörth; es handelte ſich darum, den Aufſtändiſchen im badiſchen Seekreis mit Waffengewalt gegenüber zu treten. Obwohl es nicht zum Kampfe kam, waren doch dieſe Tage für Lingg beſonders reich an Aufregungen. Er wußte Jugendfreunde an dem Aufſtand beteiligt, und indes er das Schickſal der Unterliegenden mitempfand, umdüſterte ſich ſein Gemüt, die Schwermut, die ſchon in Paſſau ſich ſeiner bemächtigt hatte, wurde immer laſtender. Ein Brief aus jener Zeit ſpricht aus, wie einſam er ſich fühlte, obwohl er ſich hinter einem ſcherzhaften Ton zu verſtecken ſuchte.

Lager bei Donauwörth, 5. Juli 49.

Liebe Tante!

Wahrſcheinlich iſt das Gerücht, als wäre das hieſige Lager aufgebrochen, auch zu Euch gedrungen und ſchuld geworden, daß ich noch keinen Brief von den Meinen erhielt. Ich erlaſſe daher ein zweites Sendſchreiben aus meiner Bußzelle in der Wüſte, Euch mahnend, meine Lieben, den ohnehin ſchon ganz Verlaſſenen nicht noch mehr zu verlaſſen, und ihm etwas zukommen zu laſſen, das wie ein Lebenszeichen ausſieht. Heute iſt ein Reſkript für uns Ärzte herausgekommen, durch welches wieder allerlei jüngere Ärzte nach München, Augsburg und Kempten verſetzt wurden. Dein tadelloſer Neffe iſt darin aus dienſtlichen Rückſichten vom 4. Jägerbataillon zum 8. Regiment verſetzt. Was das für dienſtliche Rückſichten ſein mögen, weiß der Himmel. Unterdeſſen liegt unſer 2. Bataillon zwiſchen Kempten und Lindau in Kantonnierung, und was mit uns geſchieht, weiß ebenfalls nur der, der Alles weiß. Wir ſind nun in der 4. Woche da und haben es alle ſehr ſatt. Heute zum Beiſpiel iſt wieder ein ganz lieblicher Regentag, und es gewährt einem Menſchen des 19. Jahrhunderts ein ſeltſames Vergnügen, wie ein Buſchhottentotte oder Samojede aus ſeiner Höhle hervorzugloßen. Acht Tage müſſen wir jedenfalls noch bleiben, da könnte mir alſo am nächſten Sonntag noch ein Beſuch von Euch werden. Lebwohl, liebe Tante, und bedenke, daß in einer ſo langweiligen Lage, wie die unſre, Briefe ein wahres Labſal ſind. Mit tauſend Grüßen an Alle, in alter Liebe Dein Neffe.

* * *

Zwiſchen der Abfaſſung dieſes Briefes und dem Tag, an welchem Lingg ſchwer geiſteskrank ins Militärſpital in München verbracht wurde, liegen nur 14 Tage. Die Nachricht von den ſtandrechtlichen Erſchießungen auf den Wällen von Raſtatt hatten das letzte getan, um ſein Gemüt zu zerrütten, nachdem ſchon die Berichte von der Übergabe der Feſtung, von den in den Kaſematten liegenden 8000 Gefangenen, unter denen ſich ſeine Jugendfreunde befanden, ihn in die tiefſte Erregung verſetzt hatten. Seine

Sympathie mit den Republikanern, heftige politische Erörterungen, in welchen er aus seiner Gesinnung kein Hehl machte, eine isolierte Stellung, die sich daraus immer mehr ergab, erweckten in Lingg allmählich die Wahnvorstellung, als werde er heimlich verfolgt und es warte seiner Kerker und Tod.

In der Nacht vor dem Abmarsch des Regiments von Donauwörth ergriff er die Flucht. Ein weniges vom Inhalt dieser kurzen verhängnisvollen Zeit offenbaren uns die Gedichte, die damals entstanden und hier folgen mögen; auch das, was fragmentarisch blieb, ist in diesem Sinn von Wichtigkeit.[1])

Als letzter Posten steh' ich da,
Unsre Sache ist verloren,
Komm Kugel, mein Herz ist noch da
Zu durchbohren, zu durchbohren!

Verraten ist das Vaterland
Was leben wir noch länger!
Es singt mit Ketten an der Hand
Sein Schwanenlied der Sänger.

Verraten ist das Vaterland,
Zerrissen und zertreten
Das schwarzrotgoldne, das teure Band
— — — — — — —

*

Was wollt ihr mich in Ketten tun?[2])
Vielleicht in wenig Wochen
Werd ich schon in dem Kerker ruhn,
Den keiner noch durchbrochen.

Ich habe immer frei gelebt,
Nun laßt mich frei auch sterben,
Nicht wo die schwarze Spinne webt
Verschmachten und verderben!

Daß meiner Seele letzter Hauch
Den Himmel noch erreiche,
Seine Blätter soll ein Rosenstrauch
Schütteln auf meine Leiche.

*

Ist's wert, daß Reue unsre Wange feuchtet,
Ist's wert, daß in den Tod man geht
Für einen Augenblick, in dem beleuchtet
Vom Genius unser Name steht?

[1]) Alle folgenden Gedichte, mit Ausnahme des zweiten, hier zuerst mitgeteilt.
[2]) Vergl. Schlußsteine. Berlin, Grote 1879, S. 105.

Später:

Volkskalender 1849.

Dein Februar, Frankreich iſt auf und davon,
Napoleon griff nach dem Kaiſerthron.

Der März iſt erſchoſſen, er dachte zu frei,
Er modert zu Raſtatt auf einer Baſtei.

Es blühten dafür im April uns ſchon
Die Diſteln und Neſſeln der Reaktion.

Aufs ſchönſte prangt Alles in Pulver und Blei
Im wunderſchönen Monat Mai.

Im Juni, Juli und gar im Auguſt
Lag's drückend und ſchwül auf jeder Bruſt.

September hat tüchtig abgemäht,
Der Wind kam über die Stoppeln geweht,

Und als das Laub fiel blutig rot,
Waren alle Blumen der Freiheit tot.

*

Johannifeuer auf den Bergen
Glüht hoch empor in hellem Brand,
O könnten wir die Schmach verbergen —
In Flammen ſteht das Vaterland!

Johannifeuer auf den Bergen —
Im Tale welch' ein Widerſchein!
Die flüchtige Freiheit mit dem Fergen
Flieht über den glutroten Rhein!

Johannifeuer auf den Bergen —
O deutſche Sommerſonnwendnacht!
Wir fliehen vor der Knechtung Schergen —
Johannifeuer, löſch' in Nacht!

*

Dem folgenden Gedicht[1]) liegt aller Wahrſcheinlichkeit nach die Dankesfeier der Stadtkirche in Karlsruhe zugrunde.

Im Dom.

Strophe.

Erſchoſſen auf den Wällen,
Geſtürzt ſind die Rebellen,
Die Weihrauchwolke ſteigt.

---

[1]) Im III. Bd. (Cotta) unter der Maske des Titels „Alt-Spanien" veröffentlicht.

Gerettet ſind die Kronen,
Recht ſprechen die Kanonen
Und jeder Zweifel ſchweigt.
Te Deum laudamus.

Gegenſtrophe.

Unſre Gatten, Brüder, Väter
Schmäht am Altar jene Brut,
Doch wir wiſſen: Nicht Verräter
Fallen für ein höchſtes Gut.
Arme Waiſe, bete, bete,
Daß die Würger Gott zertrete!
Über ſie das Blut!
Amen, Amen.

* * *

Die äußeren Begebenheiten erfahren wir aus dem Krankenbericht des Regimentsarzts.

Nach einem Überblick über Kindheit und Jugend des Patienten lautet das Aktenſtück[1]):

Seine mediziniſchen Studien vollendete er mit Auszeichnung und war allenthalben beliebt. Im Monat April vorigen Jahres wurde er zum IV. Jägerbataillon in Straubing verſetzt, allwo ihn der Unterzeichnete, damaliger Bataillonsarzt als einen durchaus gebildeten, artigen, talentvollen und wißbegierigen jungen Arzt kennen lernte. Bald darauf marſchierte das Bataillon nach Würzburg. Auf dem Marſche dahin in ſtetem Umgang mit demſelben lernte ihn der Unterzeichnete wie oben beſchrieben kennen, bemerkte aber an ihm ſtets den Hang zur Schwärmerei vorherrſchend, eine Sehnſucht nach höheren Regionen, wo er erſt ſein Ideal finden würde. In Würzburg trennten wir uns, und der Unterzeichnete vernahm auch nichts weiter von ihm bis zum 19. Juli laufenden Jahres, wo ihn ſeine Verwandten als geiſteskrank mir in das hieſige Militärkrankenhaus, in welchem ich zur Zeit Ordinarius bin, brachten. Ich begrüßte ihn herzlich, drückte meine Freude aus, ihn wieder zu ſehen, was auch bald ſeinen düſtern Blick in einen heitern verwandelte. Seit dieſer Zeit war er meiner Obhut anvertraut, ich behandelte ihn, wiewohl gehörig beaufſichtigt, als Collegen, er gewann täglich mehr Vertrauen zu mir und theilte mir ſchriftlich und auch mündlich die näheren Umſtände ſeines Irrſinns mit, wie folgt:

„Im Frühjahr dieſes Jahres von Straubing nach Paſſau commandiert, fühlte ich mich bald von einer unbeſtimmten Düſterkeit ergriffen, deren Urſache ich in der mich umgebenden Natur, in der eingeſchloſſenen Lage Paſſaus und den dort häufigen Nebeln ſuchen zu müſſen glaubte. Ende Mai marſchierte ich mit dem 3. Bat. des VIII. Regiments von Paſſau ins Lager nach Donauwörth aus; auf dem Marſche dahin während einer vierzehntägigen großen Hitze und im Lager ſelbſt litt ich an einer auffallenden Appetitloſigkeit, ich genoß kaum mehr ein Viertheil von dem, was

[1]) Unveröffentlicht.

ich früher zu mir genommen hatte; daneben war ich häufig von Kopfschmerzen befallen, die wahrscheinlich rheumatischer Natur und durch den raschen Temperaturwechsel hervorgebracht waren; denn während die Hitze des Tages den Körper stets in Schweiß erhielt, wehrten die nicht immer gut schließenden Zelte wenig die kalte Nachtluft ab. Zu diesem materiellen Leiden gesellte sich bei mir eine innere Aufregung, hervorgebracht durch die politischen Discussionen, die von mir oft mit zu großer Reizbarkeit geführt und aufgenommen wurden. Obwohl ein politisches Glaubensbekenntniß streng genommen nichts mit einer Krankengeschichte zu thun hat, dürfte es doch am Orte sein, zu bekennen, daß die damalige Lage unseres Vaterlandes, der Umschlag der Meinungen und Gesinnungen, dem ich in gleicher Raschheit zu folgen nicht im Stande war, in mir ein Gefühl von Bitterkeit hervorbrachte, welches mich immer mehr in Widerspruch mit meiner Umgebung verwickelte, mich isolierte, und indem es einerseits eine gewisse Eitelkeit in mir nährte, anderseits mich den Eindrücken einer nagenden Furcht vor Verfolgung preisgab, diese beiden Hauptfaktoren einer beginnenden psychischen Alienation in mir entwickelte. Man mochte dies bemerkt haben und mich dafür strafen wollen, oder wie dem sein mag, ich bezog allmählich jedes Wort und jede Miene auf meine Lage, glaubte mich geheim und schmählich beschuldigt und verurtheilt, fühlte mich von einer unsäglichen Angst bedroht, und um mich zu retten, entstand der Gedanke zur Flucht in mir, den ich auch am Vorabend des Abmarsches aus dem Lager ausführte. Wohin ich wollte, war mir damals noch nicht ganz klar; ich wollte vorerst Sicherheit gewinnen, und von dort aus mich verantworten: dies war, soweit ich mich erinnere, das dunkle Ziel, welches mir vorschwebte. Mehrere Tage lang trieb ich mich in Wäldern und einsamen Höfen umher, wo und wie ich hierauf nach Stuttgart kam, ist mir unbekannt und wie ein Traum. In Stuttgart während mehrtägiger Ruhe und Pflege ließ ich mich überzeugen, daß es für mich das Beste und Ehrenvollste wäre, wieder ins Vaterland zurückzukehren."

Soweit Patient selbst. Ferner erfuhr ich teils von ihm, teils von seinen Angehörigen noch nachfolgendes hieher gehörende:

Auf dem Wege nach Stuttgart traf er einen Hirten, der ihm den Weg zeigen mußte und der allerlei mystisches Zeug mit ihm gesprochen haben mochte. Überall wurde ihm geraten, alles Rote von sich zu entfernen, um nicht aufgegriffen zu werden. In Stuttgart selbst erinnerte er sich eines alten Freundes seines Vaters, des Kanzleirathes Widmann, zu welchem er sich begab. Auch da glaubte er sich nicht sicher, verbarrikadierte Nachts sein Zimmer und bekam eine Art Wuthanfall. Der würdige alte Mann brachte das Opfer, nachdem von dem dortigen Generalstabsarzte die Geisteskrankheit des Patienten bestätigt wurde, und begleitete ihn nach Ulm, von wo aus er ihn mittels Vorweis der dortigen bayrischen Festungscommandantschaft hieher zu seinen Verwandten brachte. Dahier angekommen, überredete man ihn, sein wildes Haar schneiden zu lassen. Als ihm aber das Tuch umgebunden wurde, überkam ihn die Furcht, erdrosselt zu werden; er erhaschte einen im Zimmer befindlichen Hirschfänger, sprang zum Fenster der Parterrewohnung (Amalienstraße) hinaus und schritt die Straße entlang bis zur Ludwigskirche, wo er die Waffe auf die Stufen des Portales legte und darüber hinweg in die Kirche ging. Hier wurde

er eingeholt und zur größeren Sicherheit dem Militärspital übergeben. Nach der Begrüßung und gleichgiltiger Unterredung bat er mich, ihn einen medizinischen Tod sterben zu lassen, z. B. durch Narkose, oder wie Sokrates, oder den Tod des Seneca, nicht aber ihn durch Henker erwürgen oder wie einen Hund erschießen zu lassen.

Mehrere Tage wollte er sich Nachts nicht entkleiden und schlief unruhig in Kleidern. Später kleidete er sich aus, wußte sich stets irgendwie ein Messer zu verschaffen, welches er unter dem Bettuch verbarg. Während einiger Wochen wurde er ruhiger, vorzüglich nachdem sein sehnlichster Wunsch erfüllt war und er auf meine Veranlassung aus dienstlichen Zuschriften entnehmen konnte, daß er noch seine frühere politische Stellung einnehme und nur als momentan krank sich im Spital befinde. Bald aber wurde die Lust nach Freiheit immer reger in ihm, je mehr sich die fixe Idee der Verfolgung, des bevorstehenden politischen Endes verlor. Er durfte in Begleitung des Wärters, der ihm natürlich stets lästig war, seine Verwandten besuchen und mit denselben Spaziergänge machen. Er wohnte den Ordinationen bei, schrieb Rezepte, fällte stets richtige Urteile und benahm sich so, daß niemand einen Geisteskranken vor sich zu haben glauben konnte. Plötzlich aber verließ er das Krankenzimmer, zog sich auf sein Zimmer zurück und gab auf Befragen zur Antwort, er komme sich vor wie das fünfte Rad am Wagen, daß er, der selbständig handeln könnte, so hinter den Praktikanten herlaufen müsse. Wenn er übrigens tagelang ruhig und gelassen war, so wurde er jederzeit unruhiger, zerstreuter und störriger, wenn er von seinen Verwandten kam oder diese ihn besucht hatten, obwohl sie ihn mit der liebevollsten Zärtlichkeit behandelten.

Die Sehnsucht nach Freiheit, nach Entfernung aus dem Krankenhause, nach baldiger Entscheidung seiner Zukunft quälte ihn unaufhörlich und drohte eine Verschlimmerung seines Zustandes herbeizuführen, weshalb nach Einleitung der dienstlich abzumachenden Geschäfte bezüglich seines Urlaubs ꝛc. ich ihn auf ausdrückliches Verlangen seiner Verwandten zu denselben entließ. Er verließ sehr heiter und zufrieden, aber mit Hast das Spital und befindet sich nun seit dem 27. August bei den Seinigen, nachdem er mir versprach, mich fleißig zu besuchen und mit Ruhe die baldige Einleitung seines Urlaubs abzuwarten. Seit dieser Zeit sah ich ihn aber nicht mehr, nur erfuhr ich von seinem Oncle, daß seine Unruhe über die Ungewißheit, in der er schwebe, sich täglich steigere und sie große Noth mit ihm hätten, weshalb er mich auch dringend bat, die vorliegende gedrängte Relation so schleunig als möglich abzufassen.

München, 2. September 1849.

Dr. von Hartz,
Regimentsarzt.

Rosine erwirkte für ihren Kranken die Erlaubnis, daß er in eine Privatheilanstalt gebracht werden dürfe, er selbst widerstrebte diesem Plane nicht, und man wählte Winnenthal bei Cannstatt, wo auch Lenau in den Tagen seiner geistigen Umnachtung gelebt hatte. Darin lag für Lingg eine Anziehungskraft und es war ihm eine Art düsterer Freude, daß er das Zimmer des unglücklichen Dichters bewohnen sollte. Bis in den Frühling 1850 verweilte er dort, und der Direktor der Anstalt, Zeller, einer der berühmtesten

Psychiater der damaligen Zeit, wußte günstig und heilsam auf den genialen Kranken einzuwirken, bis er es eines Tages geschehen ließ, daß sein Patient ihm das Versprechen abnahm, er werde aus der Anstalt entlassen, wenn er eine Partie Schach gewinne. Zeller wurde matt gesetzt und hielt Wort.

So hatten die Erregungen des Revolutionsjahrs Hermann Lingg aus seiner Bahn geschleudert, wie es nicht wenigen erging, die gleich ihm, den neuen Forderungen, deren Erfüllung wir jetzt genießen, nicht nur wie einer Mode des Tages, sondern aus mannhafter Überzeugung zugejubelt hatten. Gar mancher vermochte sich nie wieder emporzuringen, und auch für ihn folgten auf diese Ereignisse vier Jahre der härtesten Bedrängnis, bis es ihm 1854 gelang, mit dem ersten Band seiner Gedichte an die Öffentlichkeit zu treten und sich dadurch in der literarischen Welt seine glänzende Laufbahn zu begründen.

Eine italienische Literaturgeschichte als Teil einer Geschichte der Weltliteratur.

Nach rastlosem Schaffen hat nun auch Pater Baumgartner seinen ewigen Frieden gefunden. Zum Ruhme seiner Kirche türmte er seine vielen dickleibigen Bände auf, schrieb in seiner engen Zelle, ferne vom Strome der Welt, eine Geschichte der Weltliteratur, welche die bereits gewagten Versuche J. Scherrs, A. Sterns an Reichtum des Gebotenen übertreffen sollte, wollte Orient und Occident, das Leben aller Völker in allen Jahrhunderten umfassen und fühlte die nimmermüde Hand sinken, als er zu den fünf Bänden der Literaturgeschichte Westasiens und der Nilländer — Indiens und Ostasiens — Griechenlands und Roms und Frankreichs — nahezu 1000 Seiten eines neuen, der Geschichte der Literatur Italiens gewidmeten Bandes hinzufügte.[1]) Die Literaturen der Spanier und Portugiesen, der Engländer, Niederländer und Skandinavier, der Slaven und Magyaren und schließlich der Deutschen hätten folgen sollen. Wir stehen verblüfft vor diesem Riesenunternehmen. In einer Zeit der peinlichsten und sorgfältigsten Einzelforschung, wo ein jeder sich sein kleines Arbeitsfeld aus dem unermeßlichen Forschungsgebiet herausschaltet und die seinem Drange nach Licht und Wahrheit vorgeschriebenen Grenzen innezuhalten strebt, wohnen wir einem merkwürdigen Erwachen des enzyklopädischen Geistes in einer Menschenbrust bei. Die Fesseln sind gesprengt; die Grenzen fallen; in alle Lebensfluten stürzt sich mit faustischem Mute der Einsame hinein. Wohin aber soll das tolle Wagnis führen?

[1]) Geschichte der Weltlitteratur. Von Alexander Baumgartner S. J. VI. Die italienische Litteratur. Erste bis vierte Auflage, Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1911 (S. XXIII; 943).

Pater Baumgartner hat freilich keine Hinderniſſe gekannt, keinen Kampf ausgeſtanden. Ruhig und gelaſſen ſeinen Titaneneifer ſelbſt verkennend, ſchritt er durch die ungemeſſene Weite, dem vorgeſetzten Ziele entgegen. Und nicht allein die Haupterſcheinungen der benannten Weltliteraturen wollte er in ſeinem kühnen Werk wiedergeben; ein Bild des ganzen Schaffens wollte er bieten; alles wollte er ergründen; ſelbſt unbedeutende Dichter und Schriftſteller ſollten zur Geltung kommen, Licht und Schatten erhalten; die Forſchungen der Millionen ſollten in dieſer Leiſtung eines einzigen Erdenſohns eine treue Wiedergabe finden. Es iſt uns ſchwindlig zu Mute. Wir treten aber dem großen Werke näher und der Zauber fällt, das Wunder lebte in unſerer Einbildung allein; der Übermenſch iſt zum Menſchen zuſammengeſchrumpft. Wir dachten uns den Univerſalhiſtoriker auf ſeiner hohen Lebenswarte, die Schickſale der Völker im ewigen Laufe der Zeiten überblickend, die gewaltige Geiſtesarbeit in den aufeinanderfolgenden Kultur- und Kampfperioden faſſend und prüfend, den Entwicklungsfaden im Wirrwar der Menſchengeſchichte verfolgend, den Pulsſchlag des Ewigen, dieſes Regen des Unendlichen in allem fühlend, und alsdann entſchloſſen, die mächtige Fülle der gewonnenen Eindrücke in einer Rieſenſynthese, harmoniſch und klar in einem organiſchen Werke zur Anſchauung zu bringen. Baumgartner hat jede tiefe Gedankenarbeit geſcheut, keine ſteile Geiſteshöhe erklommen, keine Syntheſe gewagt, bloß einen Schein von einer Geſchichte geliefert. Mit dem unſtillbaren Drang das All zu umfaſſen, hatte ihm ſein Gott nur die beſcheidenen Gaben eines Kompilators verliehen. So hat unſer Weltliteraturhiſtoriker in einem zuſammenfaſſenden volltönenden Titel ein gigantiſches Unternehmen verkündet, in Wirklichkeit hat er die einzelnen Literaturen von dem gemeinſamen Grundſtock der Welt- und Geiſtesgeſchichte gänzlich abgeſondert und ſie, getrennt, ohne einen leitenden Gedanken, ohne den geringſten Sinn für die im Innern wirkenden Kräfte, den inneren Zuſammenhang und ſelbſt ohne eigene Forſchung in dicken Kompendien behandelt. Frau Welt hat dem Unermüdlichen bloß einen Saum ihres äußeren Gewandes gezeigt und nicht ihre Seele offenbart.

Nichts entfernt ſich mehr von einer Entwicklungsgeſchichte des ſchaffenden Geiſtes, wie ſie tatſächlich Francesco de Sanctis ſeinem italieniſchen Volke ſchenkte, als dieſe neue italieniſche Literaturgeſchichte, welche das tauſendmal bereits Vorgebrachte wieder auftiſcht. De Sanctis „glänzend geſchriebenes Werk“ ſelbſt würdigt Baumgartner kaum eines flüchtigen Blickes; er mißverſteht es völlig und nennt es (S. 2) eine „Sammlung meiſterhafter Einzelſtudien“, keine „einheitlich durchgearbeitete Geſchichte“. Somit beweiſt er ſein gänzliches Unvermögen, Kunſt- und philoſophiſche Probleme nicht allein zu ergründen, ſondern überhaupt zu erfaſſen und irgendwie in die Tiefe der

phantaſtiſchen und der logiſchen Schöpfung einzudringen. Einheitlich durcharbeiten heißt für Baumgartner die wiſſenſchaftliche Leiſtung anderer für ſeine Zwecke zerſtückeln, und aus den gemachten Trümmern ein neues Buch zuſammenleimen. Die Vernichtung eines organiſchen Ganzen, die äußere Einteilung des Stoffes, das rein mechaniſche Zergliedern, das Aneinanderreihen von Lebensabriſſen der verſchiedenſten Dichter und Schriftſteller, von Inhaltsangaben der verſchiedenſten Werke, die ebenfalls rein äußerliche, unendlich ſchwache Stütze der gebotenen Aufzählungen und Exzerpten durch bibliographiſche Angaben, welche der Laie anſtaunen muß, und ſchließlich die verſuchte Belebung dieſer toten Maſſe durch den Hauch des Moraliſten und Kanzelredners, welcher mit feſter Überzeugung das Kunſtwerk aus dem Kirchenglauben und den Kirchendogmen entſtehen läßt, das alles ſoll in dem Leſer dieſer Weltliteraturkompendien den Eindruck ſtrenger Wiſſenſchaftlichkeit und Einheitlichkeit hervorbringen.

Aus einer Gedankenwüſte werden wohl nimmer die Quellen des Lebens fließen. Und mutet man dem ſonſt ſo fleißigen, eifrigen und gewiſſenhaften Geſchichtſchreiber einen Funken Verſtändnis für die Arbeit der nach Erkenntnis ringenden Gründer philoſophiſcher Syſteme und wirklichen Leiter der Menſchheit zu, wenn er die „Spekulationen“ Vicos mit einer Phraſe abzufertigen glaubt (507): „Zu wirklich feſten wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen gelangen ſie nicht“! Vor den Augen unſeres Weltliterarhiſtorikers mußte der Beichtſtuhl unendlich mehr Wert gewinnen als die innere Werkſtatt der tiefſten Denker. Dieſe Grübler über das Weiträtſel haben ihren Lebenszweck verfehlt und ihren Mitmenſchen keinen Troſt gebracht. Und ſo orakelt Pater Baumgartner (523): „Jene großen Männer, welche an Gott und an Chriſtus als den Sohn Gottes glaubten, haben der wirklichen Wiſſenſchaft weit mehr genützt als Spinoza und Hobbes, Locke, Shaftesbury und Bolingbroke uſw.“ Eine Geiſtesgeſchichte im Herderſchen Sinne würde dem neuen Verkünder der Menſchheitsideale als ein Greuel erſcheinen. So mußte zu dem neuentrollten Bilde des italieniſchen Schrifttums jede innere Nötigung fehlen. Ein Scheinleben mußte das wahre Innenleben erſetzen.

Wir haben zwar wohlgeordnete Kapitel, ſchön abgezirkelte Literaturperioden, welche der ſo gern befolgten Literaturgeſchichte Caſtnis in Gröbers Grundriß[1]) volle Ehre erweiſen, donnernde und vielverheißende Aufſchriften, wie z. B. „Alfieri, der Pionier und Totenrichter der Revolutionspoeſie“; blicken wir aber genau in den Organismus des Werkes, ſo finden wir

[1]) Reichlich fließen die Urteile Baumgartners aus der italieniſchen Literaturgeſchichte Cantus, welcher die chriſtliche Moral als Leitſtern für die Kunſt und Poeſie betrachtet. Warum iſt dieſe Hauptquelle in der einleitenden Bibliographie totgeſchwiegen?

überall Zerriſſenheit, willkürliche Gliederung, bedenkliche Lockerung und Lostrennung des Zuſammengehörigen. Schwindet die Idee, ſo herrſcht tyranniſch der Zufall. Als Vorläufer Dantes erſcheint Guido Cavalcanti, völlig losgelöſt von dem Meiſter des „*dolce stil nuovo*“ Guido Guinicellis. Giovanni Villani erhält ſeinen Platz vor Brunetto Latini und vor Dino Compagni. Aus dem Kreiſe Polizianos und Lorenzo de Medicis trennt ſich gewalttätig Savonarola, ganz willkürlich an ein Kapitel „Neapel und die Muſenhöfe Oberitaliens“ angereiht. Ein langhingeſtreckter Panegyricus an Torquato Taſſo, wohl der größte Held der Dichtung Italiens im Urteile Baumgartners, geht der äußerſt knappen, chaotiſchen und dürftigen Behandlung der Komödie um 1500 voran. Vaſari folgt Botero und Paruta. Menzini und Salvator Roſa werden Chiabrera vorangeſtellt. Campanella, Bernardino Teleſio, Giordano Bruno, Galilei, Sarpi, Bartoli werden alle als Proſaiker des 1600 zuſammengewürfelt. Ceſarotti folgt unmittelbar dem ein Jahrhundert vor ihm tätigen Pier Jacopo Martelli. Ein dem „Aufſchwung der Profanwiſſenſchaften im 18. Jahrhundert“ gewidmetes Kapitel endigt mit der Aufzählung einiger jüngſt verſtorbenen Gelehrten, wie Secchi und Schiaparelli. Parini und Alfons von Liguori übernehmen gleichwertig und gleichbedeutend die Geiſtesführung einer ganzen Literaturperiode. Wir wollen Pater Baumgartner für die betrübende Anarchie, welche im letzten, der Neuzeit gewidmeten Teil des Werkes herrſcht, nicht verantwortlich machen. Der Tod hinderte ihn im letzten Chaos der Aufzeichnungen und der loſen Eſſays Ordnung anzulegen.

Wohl aber dürften wir von einem vom Strudel der Weltliteratur fortgeriſſenen Manne, welcher in ſeinem Lauf durch alle Kulturepochen aller Länder und aller Völker gewiß eine unſchätzbare Belehrung gewonnen, unermeßliche Kenntniſſe geſammelt, einige allgemeine Überblicke über die Hauptſtrömungen der Literatur, ein ſicheres Erkennen der Geiſtesverwandtſchaft und Zuſammengehörigkeit mancher Erſcheinungen erwarten. Gerade hierin werden unſere Hoffnungen am meiſten getäuſcht. Die wirkliche Welt ſchwindet und ſinkt vor den Augen dieſes Welthiſtorikers. Italien iſt ſeiner Entwicklung allein überlaſſen, eine Inſel mitten im Ozean der Völker. Jede Spur der früher gemachten Forſchungen und Studien verliert ſich. Ein ſchlagender Beweis des mechaniſchen Verfahrens dieſer Geſchichtsklitterung, die kein Ergründen, kein Vertiefen, keinen Hauch eines warmpulſierenden Lebens zuläßt. Gewiß werden ab und zu im tauſendſeitigen Bande einige Anknüpfungspunkte mit anderen Literaturen angegeben; Baumgartner wagt einige Vergleiche und Parallelen; er gleitet aber immer auf die Oberfläche des literariſchen Phänomens, berührt die Schale und nicht den inneren Kern und verleugnet nirgends ſeine troſtloſe Gedanken-

armut. Arioſts raſender Roland fordert zum Vergleich mit dem Mahâbhâratha und dem Râmâjana auf; die loſe Folge der Epiſoden im Arioſt ſticht bedenklich von dem Streben nach einer geſchloſſenen, feſten Haupthandlung in den indiſchen Epen ab. „Von den indiſchen Epen kann man darum gar wohl eine klare, überſichtliche Analyſe geben, von Arioſts Gedicht aber nicht“ (264). „Mit der Gralsdichtung Wolframs von Eſchenbach oder mit dem Triſtan Gottfrieds von Straßburg darf man dieſe Abenteuer nicht vergleichen; ſie beſitzen weder die religiöſe Tiefe des einen noch die glühende Leidenſchaft des andern“ (269). Als Vertreter des Peſſimismus wird uns Leopardi, „ein untröſtlicher Jammerer und Weltſchmerzler“ dargeſtellt. Dieſer Peſſimismus aber, die „geiſtige Modekrankheit“ Byrons, Muſſets, Lenaus, iſt „im innerſten Grunde nur der Katzenjammer der Revolution“ (677). Sollen die verſchiedenen Geiſtesrichtungen der Literatur Europas am Ausgange der Renaiſſance gekennzeichnet werden, ſo hilft ſich Baumgartner mit einer gewiß beredten Anführung von Namen und Titeln, die er gerne bei Gelegenheit mit mehr Nachdruck wiederholt: „Um dieſelbe Zeit, als Taſſo ſeinen Torrismondo erſcheinen ließ, begann Cervantes ſeine Dramen zu verfaſſen, von denen indes nur einige wenige erhalten ſind, eröffnete Lope de Vega ſeine unerſchöpfliche, reiche dramatiſche Tätigkeit, ſchrieb auch Shakeſpeare ſeine Erſtlingsſtücke uſw.“ (433). Und kaum neun Seiten weiter: „Als Taſſo 1595 ſtarb, ruhte Camoëns erſt ſeit 15 Jahren im Grabe, Cervantes ſchrieb ſeine Dramen, Lope de Vega ſtand ſchon auf der Höhe ſeines Ruhmes, Guarini ward als vornehmer Modedichter überall geleſen und nachgeahmt, Shakeſpeare bereits 31 Jahre alt, hatte ſich als glänzender Lyriker und Epiker bewährt .... Der holländiſche Dichter Vondel war ein Knabe von acht Jahren, fünf Jahre ſpäter wurde Calderon geboren, elf Jahre ſpäter Pierre Corneille“ (442). Und was beſagt die Bezeichnung Bartolis als „der Bourdaloue Italiens“? Die Charakteriſierung Olindo Guerrinis als „eines der ſittenloſeſten Dichter des neuen Italien, den man wohl einen italieniſchen Heine nennen könnte“ (316), diejenige Goldonis als „das vollendetſte Gegenſtück zu dem ſelbſtquäleriſchen und menſchenquäleriſchen Ibſen“? (578). Sollen wirklich Gozzis Märchendramen „eine gewiſſe Verwandtſchaft mit Shakeſpeare“ zeigen? (586). Und mußte Goethe, den Baumgartner früher geſcholten, weil er „60 Jahre an einem Götz oder Fauſt“ herumzirkelte, „und dabei ganze Weltanſchauungen und Kunſttheorien“ ausbrütete, weiteren Tadel erhalten, weil er „weder Dantes Tiefen noch Dantes Höhen“ erreichte, „aus der himmliſchen Beatrice ein höchſt irdiſches Gretchen“ machte, „und den Himmel ſelbſt in einen bloßen Dichtertraum“ verflüchtigte, „dem Gottes ewige Gerechtigkeit und die unerſchütterliche Feſtigkeit des Glaubens fehlt“? (92).

Diese Festigkeit in Sachen des Glaubens gilt dem Literarhistoriker als Hauptkriterium für sein kritisches Urteil. Im Grunde ist ihm die Literatur eines Volkes nichts als die äußere Einkleidung des Gedankens. Im Namen Gottes führt Pater Baumgartner die Feder. Er bringt die freie Schöpfung des freischaffenden Geistes unter die schützenden Flügel seiner alleinseligmachenden Kirche. Wehe, wer sich gegen die christlich-kirchliche Ordnung auflehnt und sein Paradies der Kunst außerhalb des Paradieses des Dogmas sucht! Die Dichtung steht völlig im Dienste der Moral, schützt den Menschen vor Schmach und Sünde und führt die irrende Seele zu Gott. So ist Religion, d. h. die Orthodoxie des eifrigen Paters, der sicherste Prüfstein für den Wert des Schrifttums; sie beansprucht für sich selbst alle Rechte der Phantasie. Die in den Leib der Kirche geschlagenen Wunden sind Wunden und Risse in der Literatur. Der Widerspruch bringt Verderben. Männer des Widerspruchs, mögen sie auch in unseren gottlosen Tagen „überschwenglich gefeiert" werden, sind „tatsächlich bedeutungslos für die Literatur", bemerkt Pater Baumgartner (472). So gut wie die Diener der Kirche selbst, hüten die Priester des Schönen das heilige Feuer des Glaubens; sie übernehmen strenge Pflichten, müssen jedes Spiel der Phantasie als müßige Tändelei unterdrücken. Fogazzaro hat in seinem „Heiligen" diese Pflichten „augenscheinlich nicht genug berücksichtigt und damit auch in ästhetischer Beziehung seinem Werke geschadet" (887).

Wir verkennen nicht die Originalität dieses Verfahrens und messen die ganze Tragweite der von diesem erbitterten Feinde jeder Reformbestrebung geübten radikalen Reform auf dem Gebiete der Geschichte und der Ästhetik, blicken aber auf diese verkehrt aufgestellte Welt mit Mißtrauen und selbst mit heiliger Scheu. Denn eine solche Kritik, mag sie auch aus der innersten Überzeugung der frömmsten Seele ausstrahlen, führt die Kunst nicht auf dem erträumten Wege zum ewigen Leben, sondern bringt sie dem unentrinnbaren Tode entgegen. Erträglich würde sie uns immerhin noch erscheinen, wäre sie mit wohlwollender Milde und Nachsicht für die Irrenden und Abtrünnigen geübt. Wo Baumgartner einen Widerstand oder gar eine Empörung gegen seine Kirche wittert, da schwingt er seine Geißel; die Zornadern schwellen fürchterlich; es fliegen die bittersten Worte der Verdammung. Die literarhistorische Forschung ist zum Tummelplatz wilder Parteilichkeit geworden. Billig mußten wir von einem Weltgeschichtsschreiber ein weites und liebevolles Verständnis für die verschiedensten Geistesrichtungen fordern und finden überall nur gewollte und unerschütterliche Engherzigkeit. Wie kümmerlich schrumpft für diesen Allumfasser die weite Welt zusammen! Auf die ewigen Fluten des ewig wechselnden, ewig sich verjüngenden Lebens blickt finster der Geist der Erstarrung.

Sich getroſt ergeben, die Waffen ſtrecken, die Weltordnung als kirchliche Ordnung anerkennen, heißt für Baumgartner die literariſche Tätigkeit fördern, Künſtler, Dichter und Denker erziehen. Jedes Denken freilich ſollte mit einem Erſticken der individuellen Triebe und der vollen Lähmung des freien Erkennens beginnen. Die Abneigung gegen Aufklärung und Philoſophie iſt in unſerem Pater unbezwinglich. Wer rettet ſich vor ſeinem Zorn, ſeinem Tadel und ſeiner Mißachtung? Die Gedankenarbeit der Enzyklopädiſten brandmarkt er als „verhängnisvolle Schwindeleien“ (522). Wir kannten ſeine Zornausbrüche gegen Calvin, Montaigne, Voltaire, den „kränklichen, nervöſen, überarbeiteten“ Pascal, den Verfaſſer der „nichtswürdigſten Pamphlete“. Die Widerſacher ſeines Ordens mußten natürlich als die größten Literaturfrevler erſcheinen. Er überſchüttet ſie mit Spott und Hohn. Er verurteilt ſie zum zweiten Tod und bereitet ihnen das wohlverdiente Grab der Schande. Er zeichnet kohlenſchwarz den gottesläſterlichen, charakter- und gewiſſenloſen, ganz oberflächlichen Machiavelli, „ein wahres Scheuſal“, welcher ſeine „nichtswürdigen Theorien“ „aus dem politiſchen Leben ſeiner Zeit“ ſchöpfte, ſeinen „Geiſt der Unzucht“ frei walten ließ, „eine ſchamloſe Freude an der ſchmutzigſten Obſzönität entwickelte“, der „ſchönen Literatur“ im Grunde nur „durch einige Komödien“ angehört, die nun ihre „Würdigung“, d. h. ihre Abfertigung erhalten. Die „Mandragola“ mußte ja Pater Baumgartner anwidern. „Dem unnennbar gemeinen Stoff entſpricht die Ausführung“ (421). Bruno, Cardano, Teleſio, Campanella, weshalb drängen ſie ſich ſo ungeſtüm hervor und verlangen ihren Platz in einer Geſchichte der Literatur und des Geiſtes? Mögen ſie die neuen Liberalen und Radikalen als Helden feiern, in Wirklichkeit verdienten ſie den ewigen Schlaf der Vergeſſenheit, welchem ſie bloß franzöſiſche, deutſche und engliſche Aufklärer entriſſen, um ſie als „Kärrner und Waffengenoſſen in der Untergrabung der chriſtlichen Bildung“ (472) zu verwerten. Man erkenne nun ihre „höchſt geringfügige und unerhebliche Bedeutung“ für die Literatur. Was iſt denn der »*Spaccio della Bestia trionfante*« anders als „eine von grenzenloſer Roheit ſtrotzende Spottſchrift“, und welchen äſthetiſchen Wert kann man dem „Candelajo, dieſer zyniſchen Darſtellung der gemeinſten Wirklichkeit“, womit ſich Bruno an Pietro Aretino anreiht (475), beimeſſen? Wir dürfen noch Baumgartner danken, daß er der beiden Vanini literariſches Schaffen mit keiner Silbe erwähnt, wie er auch in der überaus knappen, chaotiſchen Behandlung des Humanismus den Namen Pomponio Letos verſchweigt.

Wohl hat jede wahre Religion ihre Kirche, welche beſtimmend auf das Geiſtesleben und auf das künſtleriſche Schaffen wirkt; ſie hat aber ihren Sitz in der Tiefe der Menſchenbruſt. Von dort allein erhält ſie ihre Macht und ihre Gebote. Die Stimme Gottes iſt nur dort vernehmbar. Das myſtiſche

Verſenken in Gott, die ſeeliſche Hingabe an jede Regung des Göttlichen in dieſer Welt des Innern, das ſchmerzliche Ringen nach Wahrheit und Licht, die plötzliche Entmutigung und Niedergeſchlagenheit des beklommenen Herzens, ſein plötzliches Aufſchreien und Aufjubeln in befreiter Stunde, die Wellenberge und Wellentäler des Gefühlslebens der wahrhaft Gläubigen, konnte das Baumgartner faſſen? Seine Bemerkungen über das religiöſe Leben in Italien ſcheinen mir das Schwächſte in ſeinem ſchwachen Werk. Jedes Eindringen, jede Seelenforſchung wird grundſätzlich gemieden. Was beſagt die rein äußere Analyſe der Dichtungen Michelangelos, geſtützt auf leere Kraftworte, welche den „titanenhaften Rieſengeiſt", die „tiefen Gedanken", das „mächtige Gefühl", die „kräftigen Züge und Bilder", den „Ernſt", die „Kraft", die „religiöſe Begeiſterung" feiern ſollen! Die wahre Natur Michelangelos bleibt uns verſchloſſen; wohl keiner errät die tiefen Erſchütterungen der immer wunden und immer ringenden Seele des Künſtlers. Was wir vernehmen, iſt gewiß von Belang: „Eigentlich Dichter von Profeſſion iſt er freilich nicht geweſen und wollte es nicht ſein" (318). Die gleiche hingebungsvolle Liebe widmet Baumgartner dem Studium Vittoria Colonnas. Er iſt beſorgt um ihr Seelenheil; und während er in dem früheren Bande ſeiner Weltliteratur gegen Vittorias Seelenſchweſter Marguérite de Navarre, dieſe leichtfertige „Marketänderin", Verfaſſerin des „Heptaméron", ein hartes Verdammungsurteil fällte, entſcheidet er nun von der Höhe ſeines Beichtſtuhls über die Güte und Reinheit des Glaubens der Freundin Michelangelos, löſt alle Zweifel in katholiſch-kirchliche Harmonie und ſpricht ſein *»ego absolvo«* aus: „Zwiſchen den Extremen der Zeit, frivolem Heidentum und phariſäiſcher Häreſie, bewahrte ſie die Gnade, nicht auf der Bahn eines willkürlichen *Juste-milieu*, ſondern auf dem einzig ſichern Pfade der katholiſchen Kirche" (317). Welche Rolle die religiöſe Bewegung der Kreiſe Valdes', Carneſecchis, Ochinos im Gefühlsleben Italiens ſpielte, hütet ſich wohl Baumgartner anzugeben. Ihr Wirken und Treiben war ja Blendwerk, Geiſtestrübung und Verirrung. Gab es aber einen Grund, in einer Literaturgeſchichte, welche auch den unbedeutendſten Schriftſtellern volle Tore öffnet, die Namen ſelbſt der gewiß gut „kirchlich geſinnten" Giordano da Rivalta, Domenico Cavalca zu verſchweigen?

Hauptzweck der neuen Geſchichte ſcheint die Apologie der Kirche und des Papſttums zu ſein. So wundern wir uns nicht, wenn Pater Baumgartner Dante, „den erſten ſtrengen Dichter", nicht als „Opfer päpſtlicher oder weifiſcher Weltpolitik" hinſtellt, „ſondern jener wetterwendiſchen Volksherrſchaft, auf deren unſteten Wogen er ſelbſt einmal für zwei Monate . . . einen Schein politiſcher Macht beſaß" (85). Eine Umwälzung in Petrarcas Kunſt mußte ſeit der frommen Ode an Maria wahrgenommen werden: „Der Sänger Lauras wird . . . endlich . . . zum Sänger der edelſten und ſchönſten Marienminne"

(119). Übereilte, aus der Luft gegriffene Urteile von anderen Verfaſſern ähnlicher Kompendien mußten ſich hier als Stütze der bekämpften Kirchen- und Sittenläſterung und der gepredigten Moral, ſorg- und kritiklos wiederholen. So erſcheint Paſſavantis »*Specchio della vera penitenza*« „den lüſternen und ſinnbeſtrickenden Novellen Boccaccios" mit Abſicht entgegengeſtellt.[1])

Die „Modernen", die „Patrioten Italiens", die neuen „Liberalen und Radikalen" erregen immerfort den Zorn, die bitterſte Entrüſtung unſeres Literarhiſtorikers. Aus ihrem Denken und Schaffen kann nur Unheil und Verderben entſpringen. Was ſie loben, mußte ſomit, mit ſtrenger Folgerichtigkeit, getadelt werden; die von ihnen errichteten Altäre mußten erbarmungslos niedergeriſſen werden. Das Werk ſeiner Gegner brandmarkt Pater Baumgartner als „tendenziöſe Parteiſchriftſtellerei" (472); wahre „wiſſenſchaftliche Literaturgeſchichte" fließt ja nur aus dem Geiſte ſeiner Unduldſamkeit. Wäre nur ſein Haß verſöhnlich, fiele nur ein Tropfen Milde auf dieſe unſelige Erbitterung! Dieſer fromme Verfaſſer einer italieniſchen Literaturgeſchichte rüttelt gewalttätig an den Heiligtümern des italieniſchen Volkes und ſpricht ſeinen Bannfluch über alle die teuerſten Erinnerungen und Eroberungen des neu geeinten Italiens. Wir übergehen hier ſeine Herzensergießungen über den moraliſchen und literariſchen Verfall einer Nation, welche ihre Feſſeln geſprengt, dem Papſte, dem „Lehrer aller Völker", die weltliche Macht

[1]) Wie ſo viele andere iſt der Abſchnitt über Paſſavanti der Literaturgeſchichte Caſinis mit einigen Varianten nachgeſchrieben.

Caſini, in Gröbers „Grundriß" II^1, S. 125:

„Außer einigen ihm ohne genügenden Grund zugeſchriebenen Überſetzungen hat man von ihm den „Specchio"..., der gewiß ſein Werk... und aus Sprüchen und Erzählungen ... zuſammengeſtellt wurde, und zwar mit der offenbaren Abſicht, dem damals erſchienenen „Decameron" ein unterhaltendes und zugleich moraliſch belehrendes Buch gegenüberzuſtellen.... Paſſavanti ſchreibt einen einfachen und klaren Stil, und beſonders in den erzählenden Teilen iſt er von einer unübertrefflichen Friſche und Beweglichkeit; demgemäß wirkt P. durch ſeine Natürlichkeit und braucht niemals künſtlich zu werden."

Baumgartner, „Die ital. Liter.", S. 164:

„Es werden ihm mehrere Überſetzungen zugeſchrieben. ... Sicher hat er das bedeutſame Werk „Spiegel . . ." geſchrieben. ... Seine Darſtellung iſt mit vielen Beiſpielen und Erzählungen durchwoben... Wohl unzweifelhaft ſchwebte ihm die Abſicht vor, den lüſternen und ſinnbeſtrickenden Novellen Boccaccios ein Buch entgegenzuſtellen, das nicht minder feſſelnd und anziehend wäre und den verfänglichen Zauber der Sünde wirkſam zerſtörte. Selbſt Bewunderer Boccaccios haben anerkannt, daß er dieſes Ziel in hohem Grade erreicht und daß er, bei glücklicher Erzählungsweiſe, die Stilkünſteleien vermieden hat, welche ſich bei dem großen Novelliſten vorfinden."

Die hinzugefügten bibliographiſchen Noten bringen nichts mehr und nichts weniger, als was Caſini ſelbſt angibt.

entriſſen, und freuen uns, daß ein beabſichtigter, im Inhalt des Buches wenigſtens angegebener „Mahnruf an das italieniſche Volk“ als Krönung des mühevollen Werkes zurückgehalten wurde. Rosminis »*Cinque piaghe*« mußten Baumgartner fünf literariſche Greuel erſcheinen. „In jüngeren Jahren“ pflegte Rosmini „auch Stil und Sprache: ſpäter bemühte er ſich kaum mehr um die Form; die Sache war ihm alles“ (767). Einiges „Intereſſe und Verſtändnis für Literatur“ gönnt unſer Hiſtoriker Mazzini, „dem nimmer raſtenden Verſchwörer, welcher der Polizei von ganz Europa zu ſchaffen machte“ (759).

Wenn es aber gilt, die Verdienſte ſeiner Ordensbrüder und der treueſten und eifrigſten Diener der Kirche im Prieſtergewande zu rühmen, da iſt Pater Baumgartner mit ganzer Seele bei ſeiner Sache. Die Fackel des Haſſes erliſcht und hell brennt die Fackel der Liebe. Dem Lobgeſange der Le Moyne und Bouhours in der franzöſiſchen Literaturgeſchichte folgt nun das Panegyricus der Tiraboſchi und Bettinelli. Ruhen ja die Hauptverdienſte der exakten und der ſchönen Wiſſenſchaften auf den Leiſtungen dieſer Auserwählten. Heute noch ſehen wir in dem Werke Tiraboſchis „eine der Grundlagen der Literaturforſchung“. „Der anſpruchsloſe Jeſuit iſt der eigentliche Pionier der modernen Wiſſenſchaft“ (536). Nichtig und ohne eigentlichen Einfluß auf die Geiſtesbildung war Vicos Lebenswerk; die »*Scienza nuova*« fiel in Trümmer; „mit einer weit reicheren Gelehrſamkeit ausgeſtattet und von fruchtbarſter Bedeutung für die Folgezeit“ iſt Vicos „Zeitgenoſſe Ludovico Antonio Muratori“ (570). So iſt dieſe Geſchichte des Weltgeiſtes ein treuer Spiegel der individuellen Weltanſchauung des Jeſuitenpaters. Wir nehmen getroſt die neu aufgeſtellte Rangordnung der italieniſchen Dichter und Schriftſteller der alten und der neuen Zeit an; wir ſtaunen nicht über die raſche Abfertigung einiger Größen und die breitgeſponnene Behandlung der Minderwertigen; wir gewöhnen uns raſch an dieſes kühne Umſtürzen und Emporrichten. Erſchien Racine in dem früheren Teil des Werkes Saint François de Sales untergeordnet, beanſpruchte Joſeph de Maiſtre die zwanzigfache Aufmerkſamkeit vor Alfred de Muſſet und Alfred de Vigny, ſo mußte ja in der neuen Wertſchätzung Arioſt und ſelbſt Dante Taſſo bedeutend nachſtehen, Bettinelli und Monti Foscolo übertreffen, Silvio Pellico wichtiger erſcheinen als Leopardi, Fra Paolo Sarpi wichtiger als Galilei, Boccalini von verſchwindender Bedeutung gegenüber Segneri, Girolamo Muzio bedeutender als Savonarola, Botero bedeutender als Guicciardini. Cantu, Bresciani und den Helden der »*Civilta cattolica*« mußte ein eigenes Kapitel dieſer Welthiſtorie gewidmet werden.

Auf alle die dunkelſten Namen fällt ein unerwartetes Licht. Geburt und Grab all dieſer Schaffenden wird uns mitgeteilt. Wir rühmen dieſes Beſtreben nach Vollſtändigkeit, ſuchen aber in dem fleißigen, tauſendſeitigen Repertorium vergebens die flüchtigſten Angaben über einige ſelbſt in den knappſten

Schulkompendien der Literaturgeſchichte nicht vernachläſſigte Schriftſteller. Von Serafino Aquilano und Giambattiſta Spagnoli, weiche in den romaniſchen und germaniſchen Ländern eine Schar Nachahmer fanden, vernehmen wir nichts mehr als den Namen. Das italieniſche Mittelalter entbehrt: Arrigo da Settimello, Armannino Giudice, Boſone da Gubbio; die Humaniſtenzeit, die Früh- und Spätrenaiſſance: Demetrio Calcondila, Giorgio da Trebiſonda, Ermolao Barbaro, Filippo Beroaldo, Niccolo Lelio Cosmico, Agnolo Pandolfini, Giovannantonio Campano, Francesco Colonna, Antonio Cammelli (Piſtoia), Antonio Cornazzano, Marcantonio Cocci (Sabellico), Mario Equicola, Marineo Siculo, Pietro Martire d'Angera, Leone Ebreo, Ortenſio Lando, Jacopo Bonfadio, Bernardino Baldi, Tommaſo Garzoni, Scipione Bargagli. Bedenklicher noch ſind die Lücken in ſpäteren Entwicklungsperioden der Literatur, wo wir die geringſte Erwähnung Vinciguerras, Caporalis, Bonarellis, Andreinis, Baldovinos, Schettinis, Scroffas, Siris, Gregorio Letis, Gian Nicio Eritreos, Malvezzis, Sergardis, Melis, Bellis, Deninas, Vannettis, der Schriftſteller des vergangenen Jahrhunderts nicht zu gedenken, vergebens ſuchen.

Iſt der Kirchenglaube nicht gefährdet, kommen die Kirchenintereſſen nicht in Betracht, ſo hält unſer Literarhiſtoriker ſein eigenes Urteil zurück; er hütet ſich ſeine Perſönlichkeit vorzudrängen, und verleugnet keineswegs, daß er ſich ſein kritiſches Dogma aus dem Urteile anderer Fachmänner zurechtgeſtellt hat. Eine intime Fühlung mit der wahren Kunſtſchöpfung kommt ja nirgends, ſelbſt nicht in den mit größter Liebe und Hingebung behandelten Abſchnitten über Manzoni und Fogazzaro, zutage; ſind ihm ja alle geheimnisvollen Wege nach dem Innern verſchloſſen. Häufig hilft er ſich mit Ausdrücken wie: „ziemlich allgemein wird zugegeben", „über ſeine Bedeutung für die Literatur gehen die Urteile ſehr auseinander"; wobei die Literatur nichts als äußere Einkleidung eines unbeſtimmten, nie erfaßten Gehaltes bedeutet. Er ſäet überall Inhaltsangaben, fügt ſeine Textproben bei, ſchöpft unermüdlich aus den Überſetzungen Paul Heyſes, und ſchleppt ſich mühſam auf den Krücken anderer, ſo oft er ſeinen Analyſen ein zuſammenfaſſendes Urteil beifügen will. Da iſt ihm Carducci, den er als Kirchenläſterer verhöhnt, als Dichter bemitleidet, und als Literarhiſtoriker gründlich abfertigt — der „heidniſche Geiſt" hat „die Verdienſte ſeiner Literaturſtudien großenteils vernichtet und ſeine Bücher zu ſchlechten Büchern gemacht" (832) — als Ratgeber und Stütze immer gut genug. Der Glanz all der berühmten Reden Carduccis mußte in ſeinem Werke durchſchimmern. Woher ſollte ihm der Geiſt der Belebung dieſer ſeiner ſo geſammelten lebloſen Materie fließen? Die flinke Hand erwartet vergebens den Wink des leitenden Gedankens. Ein äußerer Schein iſt genügender Erſatz für die

geſchichtliche Wahrheit. „Die Dichtung eines Cervantes, Lope de Vega und Calderon", behauptet Baumgartner kühn und feſt, „wäre in Italien gerade ſo gut möglich geweſen wie in Spanien." Hat er nicht die Volksliteratur ſchlechtweg mit der Literatur in der Vulgarſprache verwechſelt? (XII. Kapitel.) Jeder Verſuch des Charakteriſierens mußte unvermeidlich zu Zerrbildern führen. So endigt der Abſchnitt über Galilei: „Der ernſte Geiſt Dantes, der in Taſſo halb wieder erwacht war, ſtieß ihn ab. Er wollte lachen und genießen" (477). Baumgartners Flug iſt ein Sinken ins Alltägliche und ſelbſt ins Triviale. Man höre ſeine hochtönenden Worte, ſeine vielen Superlative. Das Reich der Geſchichte wird zum Tempel der Phraſe. Wie konnte ſich Baumgartner herablaſſen, die Geiſtesgröße mit Meter und Wage zu ſchätzen, und all ſein Erkennen, all ſein Erfaſſen mit leerem Wortſchwall, nichtsſagenden Adjektiven und Redefloskeln zu decken? Taſſo hat „der italieniſchen Literatur ihre ſchönſte epiſche Dichtung gegeben". Machiavelli feiern „die heutigen Patrioten Italiens" „ſo ziemlich als den größten Genius des 16. Jahrhunderts". Obwohl ein ſchlechtes und gefährliches Buch, im Grunde, iſt „der Decameron eine der großen Berühmtheiten und Markſteine der Weltliteratur geworden". Manche Gedichte Politzians „zählen zu den ausgeſuchteſten Blüten italieniſcher Lyrik". Petrarcas Canzoniere iſt „das formvollendetſte Liederbuch der italieniſchen Literatur"; Petrarca ſelbſt „iſt unzweifelhaft als der größte Meiſter des Sonetts zu betrachten". Dantes letzte Geſänge „gehören wohl zum Schönſten und Erhabenſten, was menſchliche Poeſie überhaupt geleiſtet". Der Schöpfer der „Commedia" iſt „ein Idealiſt, wie es ſeit Plato kaum einen zweiten gegeben . . . ein geborener Theolog und Prophet". „Ein genialer, tiefer, univerſeller Denker wie Dante war Petrarca nicht." Botero wird „mit Recht" „der zweiterſte wirtſchaftspolitiſche Schriftſteller Italiens" genannt. Die um die Mitte des 16. Jahrhunderts entſtandene „künſtleriſch beſte und wertvollſte Tragödie" ſtammt von Aretino. Der „Corbaccio" iſt „das widerlichſte und ſchmutzigſte Läſterpamphlet, das vielleicht je gegen das weibliche Geſchlecht in die Welt geſchleudert worden iſt. Juvenals VI. Satire iſt noch Zuckerwaſſer dagegen" (151). Unzählige Male mußte Baumgartners Lieblingskraftwort „Pionier" als Bezeichnung von Bahnbrecher und Geiſtesführer Verwendung finden.

Und ſo geiſtesabweſend zeigt ſich oft der Verfaſſer ſelbſt, daß er ſeiner zahlloſen Widerſprüche nicht gewahr wird, und ohne Bedenken einem bereits ausgeſprochenen Urteil das gänzlich Verkehrte und Entgegengeſetzte unmittelbar folgen läßt. Wie reimt ſich z. B. die Behauptung: „Der ſchönen Literatur gehört Machiavelli nur durch einige Komödien an . . . Sonſt hat er an der grandioſen Kunſt- und Literaturentwicklung der Hochrenaiſſance

keinen Anteil gehabt" (337) zusammen mit der vier Seiten weiter gewagten: „Für die Literatur war es ein schweres Verhängnis, daß der größte Prosaiker dieser Zeit (nämlich Machiavelli) so vollständig mit den Grundlagen der christlichen Bildung gebrochen hat. Denn als Schriftsteller nimmt Machiavelli unzweifelhaft keine geringe Stelle ein ... Man glaubt einen alten Klassiker zu lesen" (341)? So sehr sinkt die Geschichtsforschung zum leblosen Mechanismus herab, so gedankenlos, vollkommen getrennt von seinem Werke arbeitet dieser Welthistoriker, daß wir ruhig hinnehmen müssen, die aus den bevorzugten Compendien geschöpften Lebensabrisse einiger Schriftsteller manchmal doppelt und mit geringen Änderungen wiederzufinden.[1])

[1]) S. 506 (Die Arkadia).

„... mit der älteren Zeit der Arkadia (hing) ein anderer Historiker zusammen, der heute noch öfters genannt und von manchem als Bahnbrecher der neueren Geschichtsphilosophie betrachtet wird. Es ist der Neapolitaner Giambattista Vico (1668—1744). Teils bei Lehrern verschiedener Richtung, darunter auch Jesuiten, teils autodidaktisch, trieb er philosophische, dann juristische und humanistisch-philologische Studien ... und erlangte 1697 die Professur der Rhetorik an der Universität seiner Vaterstadt. .... Mit Versuchen von philologischer und historischer Kritik, die aber sehr an Phantastik leiden .... strebte er einer Art Universalwissenschaft zu .... Aus diesen Versuchen gingen erst verschiedentliche Einzelschriften hervor, endlich 1725 sein Meisterwerk *Principj di una scienza nuova d'intorno alla comune natura delle nazioni.* Ein zweites Mal umgearbeitet erschien es 1730 .... Seine Spekulationen drehen sich fast nur um die ältesten Momente griechischer und römischer Mythologie und Sage ... Zu wirklich festen, wissenschaftlichen Ergebnissen gelangen sie nicht" usw.

S. 529 (Aufschwung der Profanwissenschaften im 18. Jahrhundert).

„Als ein Pionier geistiger Befreiung und moderner Ideen gilt bei vielen auch ein anderer Neapolitaner Giovanbattista Vico (1668—1744) .... Eines unbemittelten Buchhändlers Sohn, studierte er erst an einem Jesuitenkolleg, dann die Rechte in Neapel, ward Advokat, hatte aber wenig Glück .... erhielt dann 1697 die schlechtbesoldete Professur der Rhetorik an der Universität von Neapel und lebte kümmerlich .... Von seinen geschichtsphilosophischen Werken in lateinischer Sprache handelt eines über die älteste Weisheit der Italer ..... Seinen Ruf aber dankte er eigentlich einer italienischen Abhandlung, die Grundlinien für eine neue Wissenschaft über die Natur der Völker aufstellte *(Principij di una scienza nuova d'intorno alla natura delle nazioni)*, und die er in Neapel zuerst 1725, dann mannigfach umgearbeitet, 1730 veröffentlichte. Es ist eine Art Gesellschaftslehre und Völkerpsychologie, der es aber noch allzusehr an wissenschaftlich gesichteten Grundlagen gebricht, um sich über kühne, allgemeine Spekulationen zu erschwingen und klare, feste, wirklich bedeutsame Ergebnisse bieten zu können" usw.

Wo kein Geiſt eigener Forſchung waltet, die unmittelbare Anſchauung dem rein äußerlichen Zergliedern und Aneinanderreihen unterliegt, erſcheint jedes Beſtreben nach Exaktheit fruchtlos. Die Irrtümer häufen ſich. Falſche Daten, unrichtige Namen, verkehrte Urteile wollen wir auch gerne der überkürzenden Eile des gelehrten Verfaſſers zuſchreiben, dabei aufrichtig bedauern, daß die ſichtende und beſſernde Hand fehlen mußte und die von den Herausgebern des poſthumen Werkes erwieſene Pietät von einem überaus geringen Verſtändnis geleitet wurde. Unter den deutſchen Überſetzern Dantes finden wir (92), nebſt Brehme (fälſchlich als Brehm bezeichnet) und Gryphius, auch den Italiener Garzoni. Der willkürliche Titel einer Sammlung der Schriften Leonardos ward als Werk des Künſtlers ſelbſt angegeben (251). „So erſchienen ſpäter auch andere ſeiner kleineren Abhandlungen, beſonders aber eine Sammlung jener Fragmente, die ſachlich wie ſprachlich überaus intereſſant iſt". Aus dem Humaniſten Lascaris werden (auch im Index S. 932) zwei Perſonen gemacht: Konſtantin und Theodor Laskaris. Zu der Schaar der Marinisten wandert Manzonis Zeitgenoſſe Terenzio Mamiani (S. 453; es handelt ſich um Giambattiſta Mamiani). Gaetano Negri wird zum „poſitiviſtiſch-ungläubigen Phyſiologen" geſtempelt (900).[1])

S. 568 (G. Parini und Alfons von Liguori).

„Die horaziſche Ode fand gewandte Nachahmer in Agoſtino Paradiſi.... beſonders aber Giovanni Fantoni aus Fivizzano (1755—1807), der nicht nur Schwung und Aufbau, ſondern auch die Versmaße des Horaz nachzubilden ſtrebte, und dafür von Alfieri als ‚etruskiſcher Horaz' gefeiert wurde."

S. 628 (Die napoleoniſche Zeit).

„Giovanni Fantoni (1755—1807), in der Arkadia Labindo genannt, der toskaniſche Horaz, wie ihn Alfieri nannte ... hielt das Beſtreben aufrecht, die Lyrik einigermaßen nach der alten lateiniſchen Metrik zu geſtalten, was natürlich auch mit Vorliebe für den antiken mythologiſchen Schmuck verbunden war."

Sowohl in dem erſten wie in dem zweiten Abſchnitt wiederholen ſich die bibliographiſchen Angaben über Fantoni.

[1]) Nicht ohne Kopfſchütteln verfolgen wir die unſerem Texte beigefügte reichhaltige Bibliographie, welche die erſtaunliche Beleſenheit des Weltliterarhiſtorikers beweiſen und als ſicherer Führer durch das Labyrinth der Literatur dienen ſollte, in Wirklichkeit aber nur äußeren Gelehrtenprunk und Gelehrtenſtaub bedeutet. Denn dieſe Legion Titel, die ſich prozeſſionsartig anreihen und oft das Gegenteil beſagen von den in dem Texte ſelbſt ausgeſprochenen Urteilen, iſt überaus leicht und weit geordneter, weit vollſtändiger aus anderen Kompendien, wie z. B. aus dem Manuale D'Anconas und Baccis und aus den bekannten Jahresberichten zu entnehmen. Die Lieblingsanſchauungen Baumgartners mußten ſich auch hier zum Teil widerſpiegeln und die Wahl der angegebenen Quellen, der deutſchen zumal, beſtimmen. Wirklich grundlegende Werke ſind oft übergangen und ganz unbedeutende Artikel werden

Mit einem Gefühl der Wehmut ſcheiden wir von einem Werke, welches als Führer durch die Literatur aller Völker gelten ſollte und durch ſeine innere Leere wenig mehr als neuen Schutt im Haufen der toten Bücher bedeutet. Wie ſchlecht mußten wir den Eifer des trefflichen Mannes vergelten! Was nützte das mühſame ſich Abſtreben dieſes ſo arbeitſamen und gewiß entbehrungsreichen Lebens? Denn Baumgartner trug ſein unerſchütterliches Ideal im Herzen, zweifelte nicht, daß prometheiſche Funken ſeinen Geiſt und ſein Werk belebten; und ſchied im vollen Glauben, der Menſchheit genützt, die Wiſſenſchaft, Philologie und Geſchichte gefördert zu

---

dafür aufgenommen. Von Philippe Monnier verſchweigt Baumgartner das zweibändige Werk *Le Quattrocento*, um bloß eines Artikels der *Bibliothèque Universelle* zu gedenken. Er hat ſeiten, wo ihn Caſini, Gaspary, Wieſe-Percopo nicht unterſtützten (Caſini ſoll „Gasparys zwei Bände ... meiſterlich ins Italieniſche überſetzt" haben), die Grenze des verfloſſenen Jahrhunderts in ſeinen Angaben überſchritten, dabei aber der Werke Graſs (*Attraverso il cinquecento*; — Foscolo, Manzoni, Leopardi), De Sanctis' (*La letteratura italiana nel secolo XIX*), der bereits weit fortgebiehenen *Storia dei generi letterari* mit keiner Silbe gedacht. Croces *Critica* erſcheint in der Einleitung unter ſeinen Quellen. Hat er ſie aber eines Blickes gewürdigt? Und müſſen wir uns nicht verwundern, in allen Abſchnitten über die neue Literatur Italiens nicht die geringſte Erwähnung von Croces Urteil zu finden? Warum hat auch Baumgartner, der eine reiche, aber chaotiſch zuſammengewürfelte Bibliographie über Dante bietet, jede Erwähnung des ſchönen Werkes Voßlers vermieden? Über alle erwähnten Dichter der Provence und ihre Nachahmer in Italien und über die meiſten Dichter und Schriftſteller Italiens ſelbſt wären die im letzten Jahrzehnt gemachten Forſchungen nachzutragen. Mangelhaft und nur zu oft vom Zufalle bedingt iſt auch die Erwähnung der beſten und brauchbarſten Ausgaben. So wird Gentiles treffliche Ausgabe der Dialoge Giordano Brunos übergangen. Von Straparolas „*Piacevoli Notti*", herausgegeben von Rua, wird nur der erſte Band angegeben (360). Der zweite Band erſchien im Jahre 1908.

Nur nebenbei berühre ich hier einige Verſehen und Nachläſſigkeiten im bibliographiſchen Teil des Werkes. Dantes Traktat „*De Vulgari Eloquentia*" wird immer noch fälſchlich als „*De Vulgari Eloquio*" bezeichnet und aus der veralteten Ausgabe Fraticellis zitiert, wiewohl Baumgartner Rajnas monumentale kritiſche Ausgabe angibt. Monacis „*Chrestomatie*" iſt ein einziges Mal und wohl aus zweiter Hand erwähnt. An ihrer Stelle tritt regelmäßig die nun gänzlich abgetane „*Chrestomatie*" Bartolis. — Bartoli ſelbſt erſcheint als Verfaſſer einer „*Vita italiana del Trecento*" (134). (Es handelt ſich um eine Rede, welche einem Sammelband dieſes Titels beigeſchloſſen wurde.) — Flamini hat nie einen „*Spigolatore*" gedruckt (248), ſondern einige „*Spigolature di erudizione e di critica*". Solerti hat nie ein Werk „*Gli attori del melodramma*" verfaßt (508), ſondern „*Gli albori del mel.*" (508). — D'Anconas „*Rassegna bibliogr. d. letter. ital.*" wird fälſchlich als „*Bollettino bibl. ...*" angegeben (4). Bedauernswert iſt auch die ungenaue Wiedergabe vieler Namen:

haben.[1]) Selbſt ſeine Unduldſamkeit floß aus der vollen Überzeugung, ſeiner Sache und ſeinem Lebenslenker zu dienen. Er ſah Gott zürnen und von dieſem heiligen Zorn erfaßt, bebte er ſelbſt in ſeinem Innern.

Aus dieſer ſchmerzvollen Erfahrung ſollten wir die gänzliche Unmöglichkeit und den Wahn Weltliteraturgeſchichte zu entwerfen, erkennen. Alles Wirkliche hat ja ſein Maß, all unſer Forſchen eine Beſchränkung. Nicht nach der Weite, ſondern nach der Tiefe müſſen wir ſtreben, nicht die unbegrenzte äußere Welt, ſondern das unbegrenzte Individuum ſollen wir ergründen. Wozu die endloſen Gräberſtätten der Menſchenkultur mit neuen Gerippen bereichern? Richten wir getroſt unſeren Blick nach dem Innern. Nur im Labyrinthe der Menſchenbruſt regen ſich die Fluten des ewigen Lebens.

Turin. Arturo Farinelli.

Erich Liebermann-Roßwieſe (München): Kritikeraustauſch.

„Chaque fois que des productions de l'esprit plaisent, déplaisent, replaisent et redéplaisent, la critique en donne les raisons, qui valent ce que vaut le critique. De sorte qu'avant d'admettre son dire, il faudrait faire la critique du critique".

Vicomte d'Avenel:
„Les Français de mon Temps".

Wenn Leſſing die Artikel leſen müßte, die als Produkte fachkundiger Kritik die Feuilletons unſerer Zeitungen füllen, ſo wäre er wahrſcheinlich in 99 von 100 Fällen entſetzt. Leſſing iſt tot, aber wir müſſen dieſe

J für G(iovanni) Rondoni; F. für P. Accame; L. für S(icco) Polenton; P. für G. Papini; L. für A. Luzio; G. für C. Ricci; A. für F. Agnoloni; B. für P. Provaſi; J. für V. Spampanato; Marini beſtändig für Marino; Porcacht für Porcacchi; Gentili für Gentile; Ferrazzo für Ferrazzi; Fanſano für Fanſani; Zanotto für Zanotti; Gualterazzi für Gualteruzzi; Marpurgo für Morpurgo; Cappaſſo für Capaſſo; Torracca für Torraca; Fareglia für Faraglia; Ermini für Ermini; Naſtellone für Maſtelloni; Morpillero für Marpillero; Romizzi für Romizi; Giraldi Cincio für G. Cinzio; Caponi für Capponi; Garciolli für Gargiolli; Opdycke (Überſetzer des „Cortegiano") für Opdycke; Montier für Moutier; Danielo für Daniello; L. Corcos für F. Corgos; Vaccaluzzo für Vaccalluzzo; Raco für Rago; Raccamodoro für Raccamadoro; G. B. Guillari für G. B. Giuliani; Scannabue für Scannabue; Poſiano für Puſiano; Bebbiana für Bibbiena; Pechio für Vecchio; Zullia für Zulia, uſw.

[1]) Vor kurzem erſchien noch ein Ergänzungsband ſeiner Weltliteraturgeſchichte: Unterſuchungen und Urteile zu den Literaturen verſchiedener Völker. Geſammelte Aufſätze. Freiburg i. B. 1911.

Produkte leſen, ſind in 95 von 100 Fällen entſetzt und wagen es nicht, gegen ſie Front zu machen. Oder iſt es anders zu erklären, was mir ein Wiener Theaterdirektor ſchreibt: „Während meiner 35jährigen Theaterlaufbahn habe ich vor allem eins gelernt, mit der Kritik und ihren Vertretern nichts anzufangen.“ Warum äußert ſich die Leitung eines unſerer erſten deutſchen Theater, nach eigener Angabe, „prinzipiell“ nicht zur heutigen Kritik? Sollte die Gerechtigkeit der Herren Kritiker nicht darüber erhaben ſein, ſich für einen eventuellen Tadel zu rächen? Wie dem auch ſei, die Kritik ſteht als eine ungeheuere Macht im Kunſtleben, und es wäre nur die Frage, ob dieſe Macht richtig verwendet wird. Daß die Kritik erzieheriſch wirken ſoll, hat man faſt vergeſſen. Nur wenige ganz auserleſene Vertreter geben ſich Mühe, das Publikum zum Kunſtverſtändnis zu erziehen. Nur wenige gehen gleich liebevoll auf das Kunſtwerk und auf ſeine Reproduktion ein. Mit einem Lob oder Tadel wird die Sache abgetan. Leſſing ſagt einmal: „Man kann ſich bei dieſem Mißfallen entweder auf die bloße Empfindung berufen oder ſeine Empfindung mit Gründen unterſtützen. Jenes tut der Mann von Geſchmack, dieſes der Kunſtrichter.“ Tut er's heute auch noch? Selten! Entweder iſt er nicht in der Lage dazu, oder er verſchanzt ſich hinter der Indolenz des Publikums. Und hier gerade ſollte doch das erzieheriſche Moment einſetzen. Wer iſt nun zur Kritik berechtigt oder vielmehr, wer hat das Recht, ſeine Kritik tauſend anderen gegenüber vor das Forum der Öffentlichkeit zu bringen? Gewiß nur eine Perſönlichkeit mit hervorragend umfaſſender Bildung, die durch ein intenſives Spezialſtudium unterſtützt wird und genügend Charakter beſitzt, ſich allen Einflüſſen auf ihr Urteil zu entziehen. „Der Merker werde ſo beſtellt, daß weder Haß noch Lieben das Urteil trübe, was er fällt.“ Er ſoll, meine ich, nicht nur ſo *beſtellt*, ſondern auch *geſtellt* ſein. Er ſoll ſeine ganze Schaffenskraft auf ſein Merkeramt verwenden können, und nicht durch anderweitige Betätigung in Anſpruch genommen ſein. Seine Kritik ſoll ihm Hauptzweck, nicht Nebenverdienſt ſein. Aber das ſind noch Utopien. Heute heißt die Parole mit den gegebenen Mitteln das Beſte zu erreichen. Können wir den Kritiker nicht von allen Einflüſſen befreien, wollen wir ihm nicht wenigſtens diejenigen nehmen, welche aus lokalen Verhältniſſen reſultieren?

Wie verderblich gerade ihr Einfluß iſt, will ich kurz darlegen. Die langjährige kritiſche Tätigkeit in einer kleinen Stadt wird den künſtleriſchen Horizont meiſt verengen, der Kritiker wird mittelmäßigen Leiſtungen noch dankbar gegenüberſtehen müſſen. Bliebe dieſe Kritik auf das Lokalblättchen beſchränkt, ſo wäre ſie nicht ſo gefährlich, aber ſie nimmt ihren Weg in bedeutende Tageszeitungen; ſie wird zur Reklame benützt. Ebenſo gefährlich ſind die klein- und mittelſtädtiſchen Kritiker, die auch an guten Leiſtungen

morgeln, um zu beweiſen, daß ihr künſtleriſcher Horizont nicht verengt iſt. Das iſt der der von Max Steinitzer in ſeinen Muſikaliſchen Strafpredigten geſchilderte Typus. In großen Kunſtzentren erſtickt das Übermaß der Kunſtleiſtungen den Genuß am einzelnen. Nur die ganz berühmten Künſtler werden kritiſiert, die weniger berühmteren, die einer Förderung viel mehr benötigten, können froh ſein, wenn ſie überhaupt erwähnt werden. Von einem liebevollen Eingehen iſt ſelten die Rede. Iſt die Stellung des Kritikers unſicher, ſo muß er lavieren, um nicht den fürchterlichen Zorn eines Großen auf ſich zu laden. Iſt ſeine Poſition gefeſtigt, wird er ſich nur zu leicht über vieles erhaben dünken und wird ſich dazu in Sachen mengen, die ihn gar nichts angehen. Aber in kleinen wie in großen Städten iſt der Kritiker einer dauernden Beeinfluſſung ausgeſetzt. Welche Rolle Verwandtſchaften, Freundſchaften, pekuniäre Abhängigkeit ſpielen, brauche ich wohl nicht zu erörtern. Iſt der Herr Kritiker ſelber Komponiſt oder ausübender Künſtler, bedarf er eines beſonders gefeſtigten Rückgrates gegenüber dieſen unheilvollen Strömungen. Daß ich mit dieſer Anſicht nicht vereinzelt daſtehe, mag folgender Brief des Theaterdirektors einer mitteldeutſchen Stadt zeigen: „Sehr geehrter Herr! Ich bin ganz Ihrer Meinung. Sogar Behörden wie Stadtvertreter ſuchen die Kritik zu beeinfluſſen; ich habe fürchterliche Dinge erlebt. Es gibt auch beſtechliche Kritiker. Ich ſpreche von Provinzſtädten. Nach meiner Meinung gibt es verteufelt wenig Kritiker in der Provinz, die etwas verſtehen uſw.“ Kritikbeeinfluſſungen exiſtieren alſo; wie kann man ihnen entgegentreten? Ich wünſchte, daß zu meinem folgenden Vorſchlage noch recht viele von anderer Seite kämen, denn nur mit gemeinſamen Kräften iſt dem Übel zu ſteuern. Mein Vorſchlag lautet: Kritikeraustauſch; und ich denke mir die Ausführung ungefähr folgendermaßen.

Die Redaktionen zweier bedeutender Zeitungen in A. und B. beſchließen einen Austauſch ihrer Kritiker. Die beiden Herren wechſeln ihre Plätze für eine längere Zeit und übernehmen die gegenſeitigen Referate. Sie kommen ſo in gänzlich neue Verhältniſſe, und mag auch mancher bekannte Künſtler ihren Weg kreuzen, ſie werden unbeeinflußter urteilen können. Aber außer dieſen internationalen Größen werden ſie doch auch viele andere Künſtler treffen, werden andere Theater und Orcheſter kennen lernen, werden in ihrem neuen Wirkungskreis ſegensreich ſchaffen und, wenn ſie zurückkehren, auch für ihr altes Domizil wertvolle Anregung mitbringen. Was Arthur Eloeſſer in ſeinem ausgezeichneten Artikel „Theater“ (Maiheft 1908 der Süddeutſchen Monatshefte) für die Theaterkritiker vorſchlägt, möchte ich verallgemeinert wiſſen. Um mich über die Aufnahme meiner Idee zu orientieren, richtete ich an ca. 500 Künſtler in leitenden, abhängigen und freien Stellungen ein Rundſchreiben folgenden Inhalts:

„Sehr geehrter Herr! Ich beabſichtige in einer bedeutenderen ſüddeutſchen Monatsſchrift die Anregung zu einem Kritikeraustauſch zwiſchen größeren Kunſtzentren zu geben. Ohne die Objektivität dieſer Herren irgendwie auch nur im geringſten antaſten zu wollen, glaube ich doch, daß Gewöhnung an örtliche Verhältniſſe, perſönliche Bekanntſchaften und Beziehungen uſw. von einem im einzelnen Falle unerheblichen, im großen und ganzen aber bedeutenden Einfluß auf die Faſſung und den Gehalt der Kritiken ſind. Es gibt heutzutage kaum ein Gebiet des geiſtigen Lebens, in das der Austauſch bedeutender Faktoren nicht eine erfreuliche Großzügigkeit getragen hätte. Warum ſollte das in der Kritik nicht möglich ſein? Ich wäre Ihnen nun ſehr verbunden, wenn Sie mir Ihre Anſicht in dieſer Frage mitteilen wollten und bin uſw.“

Auf dieſes Schreiben liefen ca. 120 Antworten ein. Einige wenige von ihnen waren ſo allgemein abgefaßt, daß ſie belanglos waren. Die übrigen beſtärkten mich in meiner Auffaſſung durch zuſtimmenden oder ablehnenden Inhalt und letztere ganz beſonders. Die intereſſanteſten dieſer Antworten laſſe ich jetzt folgen:

Der Direktor des Deutſchen Opernhauſes in Charlottenburg ſchreibt: „Ihre Abſicht, einen Kritikeraustauſch zwiſchen großen Kunſtzentren anzulegen, ſcheint mir durchaus beachtenswert. Die Möglichkeit, durch ſolchen Austauſch die Kritik großzügiger zu geſtalten, hat viel für ſich. Als Theaterleiter und als Muſiker kann ich Ihre Beſtrebungen nur mit Freuden begrüßen.“

Die Intendanz des Großherzoglichen Hoftheaters Schwerin i. M. ſchreibt: „Ihre Idee des Kritikeraustauſches finde ich ausgezeichnet und für Kritiker und Künſtler gleich erſprießlich.“

Die Intendanz des Großherzoglichen Hoftheaters Mannheim ſchreibt u. a.: „Für die Kritiker ſelbſt wäre Ihr Vorſchlag natürlich von beſtem Einfluß, ſie lernten abſchätzen und vergleichen, was im Intereſſe der Theaterkritik ſehr notwendig iſt.“

Der Operndirektor des Straßburger Stadttheaters (Hans Pfitzner) antwortet: „Die von Ihnen angeregte Idee des Kritikeraustauſches iſt ſicherlich ſehr beachtenswert und es wäre jedenfalls ſehr intereſſant, die Reſultate kennen zu lernen, die ſich ergeben, wenn Ihre Idee in die Tat umgeſetzt werden könnte.“

In ungefähr gleichem Sinne äußern ſich das Schauſpielhaus Düſſeldorf, die Hoftheaterintendanz Meiningen uſw. In entgegengeſetztem Sinne ſchreibt z. B. die Direktion der Vereinigten Theater (Münchner Schauſpielhaus und Theater am Gärtnerplatz) in München: „Wir für unſeren Teil halten es durchaus nicht für ein Unglück, wenn ein Kritiker, ſoweit es das Theater betrifft, ſich an Raum und Künſtler gewöhnt hat und danach ſein Urteil abgibt. Ja, wir halten es ſogar direkt für gefährlich, in Theaterſachen einen

Kritikeraustausch auf die Tagesordnung zu setzen." Auch das Stadttheater Posen kann sich „von dem beabsichtigten Kritikeraustausch keinen wesentlichen Vorteil versprechen".

Die Direktion des Thaliatheaters Berlin schreibt: „Wir danken Ihnen für Ihre gefällige Zuschrift. Wir bitten Sie aber es uns nicht zu verübeln, wenn wir zu der Frage keine Stellung nehmen." (Das Thaliatheater braucht sich darum keine Sorge zu machen.)

Die Direktion des Residenztheaters Berlin bricht in ihrem Schreiben für die Kritiker eine Lanze, schreibt aber zum Schluß: „Natürlich existieren auch minderwertige Zeitungen mit minderwertigen Korrespondenten, die sich vielleicht beeinflussen lassen. Aber jeder Beteiligte weiß, was er davon zu halten hat." In ablehnendem Sinne äußerten sich ferner die Direktion des Stadttheaters Leipzig und einige kleinere Bühnen.

Professor Siegfried Ochs (Philharmonischer Chor, Berlin) schreibt: „Ein Gedankenaustausch kann nie schaden. Warum sollte also ein solcher zwischen hervorragenden Kritikern nicht freudig zu begrüßen sein? Es wird gewiß diesen selbst und den Künstlern, welche daraus Nutzen ziehen wollen, manche Anregung bieten."

Professor Max Schillings (Stuttgart) hält den Kritikeraustausch der entgegenstehenden Schwierigkeiten halber unausführbar, glaubt aber, daß er segensreich und anregend wirken würde.

Hofkapellmeister Lorenz (Koburg) schreibt unter anderem: „Ich halte Ihre Idee für eine sehr glückliche. Ganz sicher ist es von Vorteil für Kritik und Künstler, wenn durch Wegfall der persönlichen Beziehungen ein unparteiischeres Bild als bisher erscheint. Freilich wäre dieses Ziel ganz besonders in kleineren Städten anzustreben, wo der Übelstand wohl sicher noch bedeutender ist als in großen usw."

Professor Jüngst in Dresden antwortet: „Mit der Verwirklichung Ihres Planes würden Sie sich zwar einer ebenso großen wie schwierigen Aufgabe unterziehen, dem jedoch im allgemeinen mit Interesse in Künstlerkreisen begegnet werden dürfte."

Hermann Abendrot (Essen) hält für sicher, daß der durch einen Kritikeraustausch hervorgerufene Wechsel in der Beurteilung der Künstlerleistungen anregend und befruchtend wirken würde.

Professor Max Friedländer (Berlin) schreibt: „Ich glaube, daß Ihre Anregung gute Ergebnisse haben würde, fürchte aber, daß sie sich unter den gegebenen Verhältnissen nicht ausführen lassen wird."

Dr. von Frimmel (Wien) schreibt: „Der Gedanke mit dem Kritikeraustausch scheint mir gut zu sein und ich beglückwünsche Sie zu der vermutlich fruchtbaren Anregung."

Zum Schluß möchte ich noch zwei Schriftſtellern das Wort geben. Der erſte Herr ſchreibt unter anderem: „Ich glaube entſchieden, daß es von wohltuendem Einfluß für alle Kunſtfreunde ſein würde, wenn man dieſe Leute etwa halbjährig auswechſeln würde. Sie hätten dann kaum Gelegenheit, tiefgründige Herzensfreundſchaften zu ſchließen und ihre Protégés hoch auf den Piedeſtal zu ſtellen, ebenſowenig wird es ihnen aber auch gelingen, ihre Opfer ganz zu zerreißen; der jeweilige neue Mann würde ſeine Liebe und ſeinen Haß vielleicht ganz anders verteilen."

Der Brief des anderen Herrn lautet: „Bezüglich Ihres werten Schreibens erlaube ich mir Ihnen folgendes mitzuteilen: Meiner Meinung nach kann dem Unweſen der Kritik nur dann abgeholfen werden, wenn man überall erſtrebt, daß nur wirkliche Fachmänner das wirklich ſchwere Amt des Kritikers ausüben. Solange noch der Unfug beſteht, Dilettanten zu Kritikern zu machen, iſt jede Beſtrebung verlorene Mühe. Ich habe in vielen Städten gefunden, daß Schulmeiſter, Zahnärzte und ſonſtige Herren und Damen es wagten, über ernſte Kunſtwerke zu ſchreiben, ohne ſich ihrer großen Verantwortlichkeit bewußt zu ſein. Natürlicherweiſe ſuchten dieſelben in beſonders ſcharf gehaltenen Rezenſionen ihre Unkenntnis deſſen, worauf es ankommt, zu verbergen. Stammte ein Werk aber aus der Feder eines Bekannten, ſo wurde dasſelbe in den Himmel gehoben, ganz gleich, ob es einen Wert beſaß oder nicht. Solange es Menſchen gibt, die menſchlich empfinden, ſolange wird auch die perſönliche Bekanntſchaft mit einem Kritiker dazu beitragen, daß der Herr dem Werke oder der Leiſtung des Bekannten ein größeres Intereſſe entgegenbringt. Ich ſehe nicht ein, was dies ſchaden könnte; denn iſt der Kritiker ſich ſeines wahren Berufes bewußt, ſo wird er wegen ſeinen Beziehungen zu dem Autor nicht ungerecht werden, ſondern das Gute loben und das nach ſeiner Meinung Schlechte tadeln. Was nun den Lokalpatriotismus anbelangt, ſo fand ich die merkwürdigſten Dinge. In Berlin werden die beſten Leiſtungen in Grund und Boden zerriſſen, wenn die Königliche Oper die Darbieterin iſt. Beinahe dilettantiſche Aufführungen anderer Inſtitute werden in den Himmel gehoben uſw. Das Publikum iſt ſchon ſo weit, daß es auf den Blödſinn (natürlich mit Ausnahmen) nicht mehr reinfällt, ſondern ſich ſein Urteil ſelbſt bildet. Wo bleibt dann der erziehende Wert der Kritik? Laſſen Sie die Kritiker ein Examen machen und neun von zehn durchfallen. Dann wäre am Ende eine Beſſerung möglich. Die übrigen müßten von Staatswegen aufs beſte verköſtigt und wöchentlich einmal von einem Spezialiſten unterſucht werden."

Briefe Mörikes über Schwind.

Mitgeteilt von Hermann Uhde-Bernays.

Im Nachlaß des am 2. Auguſt 1911 von langjährigem ſchweren Leiden befreiten Prähiſtorikers Dr. Auguſt Wilhelm Naue in München befand ſich eine kleine Autographenſammlung, die dem Beſitzer weniger wegen ihres Inhalts teuer war als wegen der Erinnerung an die letzten ſammeleifrigen Jahre ſeiner Gymnaſiaſtenzeit. Mir, dem Mitſchüler und während dreißig Jahren vertrauten Freunde, hatte der Kranke ſchon lange die Erlaubnis gegeben, die Briefe Eduard Mörikes an ſeinen Vater, den Maler und Altertumsforſcher Julius Naue, zu veröffentlichen. Von den Originalen ſich zu trennen, wenn auch nur für die kurze Zeit der Abſchrift, brachte er nicht übers Herz. Denn ſcharfſichtig und philologiſch trefflich geſchult, wie Naue es war, verhehlte er ſich nicht, daß zu dem Bilde Mörikes, welches deutlich und freundlich vor uns ſteht, kaum ein neuer Zug kommen werde, ihm aber bedeuteten dieſe beſchriebenen Blätter Vereinigung dreier aufs höchſte verehrter Männer, des Vaters, deſſen Lehrers Moritz von Schwind und Eduard Mörikes. Die beiden Namen, deren Andenken im Elternhauſe geboi, ſchienen unſichtbar auch über dem Krankenlager zu ſtehen. So wurde die Herausgabe immer wieder verſchoben.

Wilhelm Naue kann ich nun dieſes Heft nicht mehr vorlegen. Seitdem ich mit wenigen Freunden ſeiner Bahre folgte, erſchien es mir als Ehrenpflicht, auch ſeinen Namen hier, und zwar an erſter Stelle auszuſprechen. Der wiſſenſchaftlichen Verdienſte des Gelehrten zu gedenken, den im Alter von kaum dreißig Jahren die Univerſität Straßburg zum Ehrendoktor ernannte, deſſen Werk „Die Denkmäler der vorrömiſchen Metallzeit im Elſaß“ als gekrönte Preisſchrift der Geſellſchaft für Erhaltung der geſchichtlichen Denkmäler im Elſaß mit Unterſtützung der Regierung gedruckt worden iſt, bleibt ſchöne Aufgabe eines engeren Fachgenoſſen, der auch die leiſen, unerbittlich logiſchen, geiſtreich ſarkaſtiſchen Worte des Freundes treulich in der Schatzkammer der Erinnerung wahrt.

* * *

Der „alte Naue“, wie Wilhelm Naues Vater von den Münchener Kunſtfreunden wohl genannt wurde, iſt eine der letzten Erſcheinungen aus dem Künſtlerkreis geweſen, der um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts in München gegen die Pilotyſchule das Schild der römiſch-klaſſiziſtiſchen Kunſt hochhielt. Für Naue beſonders war ſeine Freundſchaft mit Moritz von Schwind das Ereignis ſeines Lebens geworden, von dem er als unermüdlicher Plauderer die perſönliche Unterhaltung ein Menſchenalter lang beſtritt. Wenn man die vier dunkeln Treppen des Konditor Hof'ſchen Hauſes am Promenadeplatz (der jetzigen Dresdener Bank) hinaufgeklettert war und pochte nun an die Türe des der Wohnung gegenüberliegenden Ateliers, deſſen Gang einem düſteren Altmünchner Hof die volle Sonne für ſeine Geranien wegnahm, hörte man bald die ſchlürfenden Schritte Vater Naues herankommen. Mit ſeinem langen weißen Bart und den breit zurückgeſtrichenen Haaren hatte er etwas von einem alten Zauberer, der aus dem Oſengekniſter die Vergangenheit beſchwören kann. Das Atelier glich mehr einem Althändlerladen als einer Malerwerkſtatt. Bauernſchränke und Truhen

ſtanden herum, auf dem Sims wechſelten Tanagrafiguren, die etwa der Freund Schliemann geſchenkt hatte, mit prähiſtoriſchen Funden ab und dazwiſchen ſtand auch einmal ein Zinnteller oder eine Porzellanſchüſſel. Die lebendige Erzählungsart Naues war ſehr charakteriſtiſch, er deutete manches nur an und überließ dem Hörer die Ausführung. Von ſeiner eigenen Kunſt ſprach er ſtets im Zuſammenhang mit Schwind. Seit dem Beginn der Ausgrabungen, die ihn zu einem der bedeutendſten Prähiſtoriker Deutſchlands machten, hielt er ſich als Maler zurück, obwohl er noch am Ende der ſiebziger Jahre Erfolge hatte und Aufträge erhielt. Was ſein Name einſt bedeutete, ſagt vielleicht der Hinweis auf einen Brief, den ein Hamburger Kaufherr damals an Feuerbachs Mutter richtete mit der Mitteilung, daß er die erworbene Zeichnung Feuerbachs einem Bilde von Julius Naue gegenüber hängen werde.

Die Erzählung, wie er zu Schwind kam, gab Naue meiſt den Anlaß zu zahlreichen ein- und zweideutigen Anekdoten, deren Unerſchöpflichkeit ſein Stolz war. Zum hundertſten Geburtstag des gefeierten Meiſters ließ er ſie zu einem kleinen, leider wenig bekannten Büchlein werden [1]). Als Lebensaufgabe betrachtete Naue die Errichtung eines Denkmals für Schwind. Er betrieb auch, nachdem die Bewegung beinahe eingeſchlafen war und die alten Freunde dahingingen, mit großer Energie die Sammlung, bis er endlich das Schwinddenkmal auf der nördlichen Iſarinſel der Maximilianſtraße, wie er wehmütig ſagte, „als letzter Schwindſchüler“ enthüllen konnte.

In der Angelegenheit dieſes Denkmals trat Naue in Beziehungen zu dem Dichter, dem Schwind in der letzten Zeit ſeines Lebens (ſeit 1863) innig befreundet war, zu Eduard Mörike. Als nach Schwinds Tode am 8. Februar 1871 eine Anzahl namhafter Perſönlichkeiten gebeten werden ſollte, einen von dem Münchener Kunſtſchriftſteller Ernſt Förſter verfaßten Aufruf [2]) zu unterſchreiben, und Naue es übernahm, mit ihnen in Verbindung zu treten, wandte er ſich mit ſeinem Wunſche zuerſt an Mörike. Die Antwort beginnt den Briefwechſel, von dem nur die eine Hälfte, Mörikes Briefe, erhalten iſt. Durch die Äußerungen des Dichters über den Freund erſcheinen ſie uns als Ergänzung und zugleich als Abſchluß der Briefe, die Mörike unmittelbar an Schwind gerichtet hat [3]).

Verehrteſter Herr!

Zu einer Zeit, wo die wehmütige Erinnerung an Schwind mich eben auf ein Neues lebhaft ergriffen hatte, wo ich mir ſeine Perſönlichkeit, in Wiederholung von hundert Einzelheiten des mündlichen Verkehrs mit ihm, in der Betrachtung ſeiner Briefe und manches lieblichen Andenkens von ſeiner künſtleriſchen Hand, recht gegenwärtig machte, hat Ihre freundliche

[1]) Worte und Wirken von Moritz von Schwind. Eine Erinnerung ſeines Schülers Profeſſor Dr. Julius Naue. München 1904.

[2]) Dieſer Aufruf iſt anſcheinend nur als Blatt privatim verſandt worden. Die Allgemeine Zeitung enthält ihn nicht. Auch Förſters Sohn, Herr Oberſtleutnant Förſter, wußte mir nichts mitzuteilen.

[3]) Briefwechſel zwiſchen M. von Schwind und Ed. Mörike. Herausgegeben von J. Baechtold. Leipzig 1890.

Zuschrift vom 22. vorigen Monats meiner Empfindung so wohltätig als überraschend entgegenkommen müssen!

Was könnte den Verehrern und Freunden des Verstorbenen erfreulicher, köstlicher sein als die Nachricht, daß unmittelbar noch dem erschütternden Stillstand einer so herrlich schoffenden Thätigkeit ein berufener, ganz in den Geist des Meisters eingeweihter Künstler sich entschlossen habe, Hand in Hand mit andern tüchtigen Genossen, Schwinds letztes großes Werk in seinem Sinne, unter Anwendung einer einzig dazu geeigneten Technik zu reproduzieren, demselben so zu seiner wahren ursprünglichen Bestimmung zu verhelfen und es als lebendigstes Denkmal des Mannes zur Freude der Welt aufzustellen![1])

Der Platz, den ich aus eigener Anschauung leider nicht kenne, ist nach der Beschreibung vortrefflich gewählt, und wenn der Gedanke, welchen sich Schwind in glücklichen Stunden als eine schöne Phantasie ausmalte, verwirklicht werden kann, so wird damit etwas erreicht, wie Deutschland bis jetzt nichts Aehnliches besitzt. Sie werden sich die Schwierigkeiten, die dieser Unternehmung von außen her entgegenstehen (vor allem meine ich die zweifelhafte Stellung der ächten Kunst zum großen Publikum), natürlich nicht verbergen; vielleicht daß ich sie mir größer vorstelle als sie in Wahrheit sind, und fern sei es von mir, den frohen Glauben vornweg zu bestreiten, den ich so gerne theilen mag. — Den öffentlichen Aufruf werde ich mit Freuden unterzeichnen.

Noch sage ich Ihnen, verehrtester Herr, den herzlichsten Dank für den Ausdruck Ihrer geneigten Theilnahme an meinen Arbeiten. Wenn gleich Ihr Lob, zumal in dem Zusammenhang, worin es steht, ein viel zu großes ist, so darf ich doch bekennen, daß mir ein Wort des Beifalls von Seiten eines bildenden Künstlers jederzeit das angenehmste war.

Schließlich: entschuldigen Sie gütigst die etwas verspätete Antwort. Ich war in diesen Tagen durch ein beschwerliches Uebel, das mich noch heute nicht ganz frei läßt, am Schreiben verhindert.

Mit wahrer Verehrung Ihr

Nürtingen, den 2. März 1871. ganz ergebener Ed. Mörike.

Nürtingen, den 29. März 71.

Empfangen Sie, verehrtester Herr und Freund — so darf ich Sie wohl schon im liebevollen Andenken an einen Dritten nennen, worin wir uns

[1]) Raue hatte die Absicht, nach Schwinds eigenem Wunsch am Starnbergersee nächst Schwinds Landhause einen Rundtempel als Gedächtnismal aufzuführen, der im Innern als Fries die Melusine enthalten sollte. Schwinds Zeichnung für diesen Tempel ist abgebildet bei Weigmann, Moritz von Schwind. Stuttgart 1906. S. XLIV.

mit der gleichen Empfindung begegnen — meinen herzlichen Dank für Ihren zweiten angenehmen Brief! Was mir derselbe von den neuerlich erschienenen Indicien zu Gunsten Ihres großen Vorhabens meldet, hat, neben der Bürgschaft, die mir Ihre eigene Zuversicht giebt, meinen Glauben an dessen Ausführbarkeit wahrhaftig nicht wenig belebt und erhöht. Herrn Dr. Försters Aufruf finde ich durchaus zweckmäßig, klug und schön in seiner Einfachheit. Hiernach denn alles Glück zu den weiteren Anstalten da und dort!

Wie sehr mich die verheißene Photographie beglücken wird, bedarf gewiß nicht erst einer Versicherung. Ich habe Schwinds Porträt bis jetzt in dreierlei Gestalt; das eine mal auf dem ersten Blatte seines Märchens von den sieben Raben, sodann, recht gut, auf einer Photographie in Visitenkartenformat, vor seiner Staffelei, mit eben jenem ersten Blatt beschäftigt, und endlich wiederum auf einem solchen Kärtchen, ein Brustbild, womit er selber schlecht zufrieden war. Nun soll ich ihn im Tode, aufs geistigste gefaßt, von Ihrer Hand besitzen, eine zwiefach werthvolle, rührende Gabe. —

An Frau v. Schwind, wenn ich bitten darf, gelegentlich die ehrerbietigsten Empfehlungen, und daß ich gewiß keinen Augenblick eine eigenhändige Zuschrift von ihr erwartet habe, nachdem mir ja Frau Anna Bauernfeind zu seiner Zeit so freundlich im Namen der Mutter geantwortet hat.

Ich schreibe Gegenwärtiges in einiger Eile, mitten im Wohnungswechsel begriffen. Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein artiger Ausdruck von Schwind wieder ein. Ihm wollte mein hiesiger Aufenthalt und insbesondere mein Quartier, das ich jetzt eben verlasse, gar nicht gefallen. Wir standen zusammen am Fenster gegen die Straße, wobei ich ihn doch ernstlich auf das malerische Dachgewinkel der gegenüberstehenden alten Häuser aufmerksam machte: das selbst ein L. Richter nicht ganz verschmähen würde. „Ja ja," versetzte er mit seinem gutmüthigen Spott in den Augen: „nur ist es immer ein Unterschied, ob man etwas interessant findet, oder ob man sich damit vermählt." — Wie viel dergleichen Worte, bei denen uns der ganze Mann bis auf die Stimme gegenwärtig wird, werden Ihnen auch täglich im Ohre nachklingen!

Verehrungsvoll Ihr ganz ergebener

Ed. Mörike.

Verehrtester Herr und Freund!

Heute, den 17. Juni, — hiermit das erste Wort zu dankbarer Erwiederung auf Ihren lieben Brief vom 26. vor. Monats und seine kostbaren Beilagen! — Wie mögen Sie sich diese unnatürlich lange Säumniß nur irgend auf glimpfliche Weise indeß erklärt haben! — Daß ichs in Kurzem sage: ein leidiges Gedränge von häuslichen und anderen Störungen zumal die Sorge um ein krankes Töchterchen das man von hier hinweg in eine mildere

Luſt verbringen mußte, iſt der Grund, daß ich die angenehmſte Pflicht von Woche zu Woche verſchob. Und noch zu dieſer Stunde iſt keine eigentliche Ruhe bei mir. Wir gehen gegenwärtig, und zwar eben zunächſt aus Anlaß meines Kindes, ſtark mit dem Gedanken um, die hieſige Stadt für immer zu verlaſſen, vielleicht gar wieder nach Stuttgart, meinem früheren Wohnort, zu ziehen, und werden morgen vorläufig zu einer Beſprechung deßhalb dahin reiſen. Indeſſen aber müſſen Sie doch endlich wiſſen, wie ſehr Sie mich durch Ihre doppelte, unſchätzbar werthe Gabe gerührt und begluckt haben!

An Pfingſten hatte ich nach einer ſchlechten Nacht weit in den Tag hinein geſchlafen. Da wurde mir ein Zeitungstelegramm, die jüngſten Greuelthaten der Pariſer enthaltend, aufs Bett gelegt. Erſchüttert und entſetzt dacht ich den Dingen eine Zeitlang nach, und nun dann Ihre mächtige Rolle! Begreiflich litt es mich jetzt nicht länger in den Federn mehr. Welch eine Ueberraſchung! Zufällig war es die Germania[1]), die mir zuerſt vor Augen kam und die mir über jenen Höllengraus wie eine himmliſche Erſcheinung, recht wie ein lichter, friſchgewaſchener Stern am Horizont aufſtieg. Es iſt ein herrliches Werk! Wenn an dem deutſchen Genius in weiblicher Geſtalt die höchſten Eigenſchaften, als da ſind: ein deutſcher Geiſt (ich meine Keuſchheit im weiteſten Sinne des Wortes), Einfalt und Tiefe bei dem hellſten Verſtand, ruhige, ſtillbewußte Kraft, mit ebenſo viel Anmuth als Majeſtät zum Ausdruck kommen müſſen, ſo will ich jeden fragen, ob er nicht alle das aufs innigſte verſchmolzen in dieſem Frauenbilde findet. Dabei erſtaunte und erfreute mich, im Ganzen wie im Einzelnen, die unverkennbare natürliche Verwandtſchaft Ihrer Kunſt mit derjenigen unſeres theueren Meiſters.

Und nun ſein Todtenbild![2]) Darüber möchte ich lieber gar nichts ſagen. Beim erſten Blick darauf ſchoß mir das Waſſer in die Augen; dann aber ging das herbe perſönlich gemiſchte Schmerzgefühl alsbald in jene andere, allgemeine, nur noch rein ſchöne und erhabene Empfindung über, die hier allein zu herrſchen hat. Man glaubt einen der alten Heldenkönige von Schwinds eigener Hand vor ſich zu ſehen. Wie ſchön iſt nur die Wendung des geneigten Kopfes nach der Seite zu! Man kann ſich dieſes Anblicks nicht erſättigen. Der dichte, dunkle Lorbeerkranz, ſo edel und prächtig gezeichnet, macht nicht etwa den Eindruck eines bloßen Beiwerks und fordert billig ſeine beſondere Betrachtung.

Viel tauſend Dank für Alles! Vorerſt habe ich leider als Gegengabe nichts zu bieten, doch hoffe ich auf künftige Gelegenheit.

Daß Sie ſo lange mit der Meluſine hingehalten werden verdrießt mich auch. Indeſſen iſt, nach dem was Sie mir ſchreiben, doch für die Sache

[1]) Raues Gedenkblatt auf die Einigung Deutſchlands.

[2]) Schwind auf dem Totenlager, von Raue gezeichnet.

viel Entſcheidendes geſchehen, und an der Ausführung nicht mehr zu zweifeln. Kann ich Herrn Führichs Schrift[1]) durch Ihre gütt. Vermittlung erhalten ſo nehme ich dieſelbe mit Freuden zu jedem Preiſe an.

Leben Sie wohl, verehrter Freund, und bleiben Sie mir wohlgeſinnt.

Ihr ganz ergebener Mörike.

N.S. Um meinem 2ten Brief nur wenigſtens ein kleines Beigewicht zu geben erlaube ich mir ein paar Zuthaten. Fürs erſte eine vor etwa 3 Jahren an Schwind gerichtete Epiſtel, für den Fall, daß er ſie Ihnen nicht ſelbſt zu ſeiner Zeit mitgetheilt hätte.[2]) Sodann die Photographie eines anmuthigen (perſönlich mir ganz unbekannten) Mädchens. Ich wollte ſie Ihm gelegentlich ſchicken, vergaß es aber immer und nun verlangt das artige Bildchen zu Ihnen. Endlich das Conterfei des alten Hahns, den Sie vielleicht aus meiner Gedichtſammlung kennen. Das Original iſt heute noch in meinem Beſitz.

Wie viel gäb ich im jetzigen Moment darum, verehrteſter Herr und Freund, könnt ich nur auf ein Stündchen perſönlich bei Ihnen einkehren, um mündlich genügend auszuſprechen, was mir ſeit Ihrer lieben Sendung vom vorigen Jahr auf dem Herzen liegt. Zum Schreiben bin ich eben nachgerade gar nichts mehr! Indeſſen aber drängt die Angelegenheit, die neuerdings durch einen dritten zwiſchen uns auftauchte, und zu deren glücklicher Entſcheidung ich ſchließlich ein beruhigendes Wort von Ihrer Seite wünſchen muß.

Ich brauche nicht erſt zu verſichern, wie reizend der Gedanke für mich iſt, jene unſchätzbaren Schwindſchen Blätter durch die tüchtigſte, würdigſte Hand, die ſich nur denken läßt, reproducirt zu ſehen, und wie ſehr ich dabei die große Liberalität der Frau v. Schwind und Ihre eigene anerkenne.[3]) Bei meiner näheren Beſprechung mit unſerem Unternehmer ergab ſich nur ein Punkt der Differenz. Es iſt die Art und Weiſe, wie nach ſeiner Meinung die kalkirten Zeichnungen zur Epiſode in dem Hutzelmännchen copirt und reſpectiv verkleinert werden ſollen: vermittelſt des Storchſchnabels nämlich. Wenn überhaupt dies Inſtrument, was ich vorerſt bezweifle, dienen kann, — iſt denn nicht ſehr zu fürchten daß die Blätter bei dieſer Manipulation mehr oder weniger zu leiden hätten? Als das natürlichſte Medium zur Übertragung auf die Kupferplatte dachte ich mir die photographiſche Aufnahme. Herr Weibert ſcheint jedoch deßfalls einen Mehrbetrag ſeiner Koſten

[1]) Lukas von Führich, Moritz von Schwind. Leipzig 1871. Der Ertrag des Buches ſollte dem Schwinddenkmalfonds zufließen.

[2]) „An Moritz von Schwind". „Ich ſah mir deine Bilder einmal wieder an . . .".

[3]) Raues Radierungen nach Schwinds Zeichnungen zu Mörikes Hiſtorie von der ſchönen Lau.

zu ſcheuen; er ſpricht von 70 f. Geſetzt, das hätte ſeine Richtigkeit, ſo dächt ich dürfte dieſes Plus, bei den ihm ſonſt gewährten Vortheilen, kaum anzuſchlagen ſein. (Ich meinestheils verzichtete vornweg auf jedes Honorar für einen Separatabdruck des Textes in den beiderlei Heften.)

Indem ich alſo nun ſo wertvolle Reliquien unſeres theueren Freundes in ihrer völligen Integrität erhalten wiſſen möchte, verſteht mich eben hierin ſicher Niemand beſſer als eben Sie, Verehrteſter.

Wollten Sie mir doch nur mit Wenigem Ihre Anſicht über dieſe fragl. Behandlung gütigſt mittheilen.

Fänden Sie den von mir bezeichneten *modus* geeignet, ſo würde die Sache wohl am beſten durch einen Münchner Photographen, nach Ihrer Angabe, und nicht durch einen hieſigen gemacht.

Was wir von einer Arbeit Naues zu erwarten haben, zeigt jener vortreffliche Umriß zur Schwindiſchen Biographie, — von Ihrer Meluſina nicht zu reden an welcher ich mich, neulich mit meiner Frau im Neffiſchen Buchladen zum zweiten Mal eine volle Stunde lang entzückte. Der Verleger iſt äußerſt erfreut durch den über alle Erwartungen günſtigen Abſatz des Werkes, wozu ich nun auch Ihnen von Grund des Herzens gratuliere. — Wie mir kürzlich Profeſſor Carriere ſagte, wünſcht ja der König das Denkmal in München errichtet? Das hätte doch auch viel für ſich. Ein Beitrag für den Bau iſt leider bei mir zur Stunde noch nicht eingegangen. Möglicherweiſe könnte der Wechſel meines Aufenthaltes Urſache mit ſein.

Von mir iſt weiter nichts zu ſagen als daß ich mich des langentwöhnten Lebens in der Hauptſtadt bis jetzt nur halb erfreue. Dagegen hat ſich meine jüngſte Tochter die uns ſo viel Sorge machte, im hieſigen Clima wieder ganz erholt. Kommen Sie denn nicht auch einmal hieher? Gäbe es nicht vielleicht im Lauf des Sommers eine geſchäftliche Veranlaſſung?

Alles Gute! Ihr ganz ergebener

E. Mörike.

Stuttgart, den 22. März 72. Reinsburgſtraße Nr. 67.

Sie ſind ein Mann von ſeltenſter Großmuth, verehrteſter Freund! Zur nemlichen Zeit als ich wegen meines verſpäteten Schreibens vom vor. Monat, das überdies dürftig genug ausfiel, ganz unzufrieden mit mir ſelber, ja faſt beſorgt um Ihre bisherige gute Meinung war, gingen Sie im Gegentheil damit um, mich abermals durch ein reiches Geſchenk[1]) zu erfreuen. Was ſoll ich dazu ſagen? und wie kann ich es irgend gehörig erwiedern? — Dieſe zwei ſchönen großartiger Bilder vollenden in der That die Vorſtellung, die ich mir von Schwinds „liebſtem Schüler“ indeſſen hatte machen können.

[1]) Naues Bilderfolge der Geſchichte Dietrichs von Bern.

Bei aller Eigenthümlichkeit verläugnen Sie in keinem Zug den edlen Meiſter. In beiden Stücken ſpricht ſich die Idee rein und entſchieden aus. Kraft und Anmuth halten einander die Wage. Harmoniſch, fließend und bequem, eben als hätte ſichs nothwendig ſo von ſelbſt gemacht, entwickelt ſich das Ganze der Compoſition mit all den einzelnen Schönheiten, die nicht erſt an den Fingern aufgezählt ſein wollen; z. B. jene Mannigfaltigkeit der charakteriſtiſchen Köpfe, jene ſprechenden Hände, der Wurf der Gewänder und was nicht ſonſt dergleichen!

Unter Anderem find ich die Art wie Sie den kleinen Theoderich, deſſen geiſtreiches heiteres Dreinſchauen ſo ahnungsvoll auf den Betrachter wirkt, in den Saal bringen laſſen, vollkommen im Schwindiſchen Geiſte. Ausdrücklich aber, wie es ſcheint, haben Sie ſeiner bei dem feurigen Kriegsmann gedacht, welcher den Knaben auf der Schulter trägt, und nirgends konnte der Gedanke glücklicher angebracht werden.

Hätte ich übrigens einem der beiden Blätter vor dem andern den Preis zu ertheilen, ſo fiele meine Wahl, ſo ſchwer ſie mir ankäme, am Ende wohl auf die Huldigungsſcene. Was meinen Sie dazu?

Recht herzlich war mir auch die beſondere Zugabe Ihres Porträts willkommen. Es ſoll in meiner vielgemiſchten Freundes Gaierie gleichen Formats die würdigſte Nachbarſchaft haben, und wenn wir uns, wie Sie mich hoffen laſſen, auf den Sommer ſehen, werd ich Sie auf den erſten Blick erkennen. Mit meiner Perſon in Photographie will ich gelegentlich ſchon auch aufwarten.

Und jetzt noch meinen großen Dank für Ihre freundliche Belehrung über den närriſchen Floh, den ich mir habe ins Ohr ſetzen laſſen. Nur ſeh ich leider auch, wie viel mehr Arbeit Sie auf Ihre Weiſe haben. Was meine Verzichtleiſtung aufs Honorar betrifft, ſo hat mich außer der Liebe zur Sache, damit ſie deſto eher zu Stande kommen möge, die Rückſicht auf meine perſönliche Stellung zu W. beſtimmt.

Hier alſo die Schwindiſchen Durchzeichnungen, die Sie ſo lang als Sie nur wollen bei ſich behalten mögen. Alles Glück!

Ein Exemplar des Märchens legt der Verleger bei. Die Epiſode von der Waſſerfrau (worin zum Anfang und am Schluß einige kleine Veränderungen von mir für unſeren Zweck gemacht werden ſollen) ſteht S. 11—50.

Noch bitte ich, der Frau von Schwind meine ehrerbietigſten Empfehlungen und wärmſten Dank für ihre geneigte Teilnahme an unſerem Unternehmen zu ſagen.

Stuttg. d. 2. Apr.

Ihr
ganz ergebener
E. Mörike.

Verehrteſter Freund!

Ihre köſtliche Sendung [1]) vom 14. d. M. empfing ich im Bette, unter den Nachwehen eines Brechruhr-Anfalles, der mir ein heute noch nicht ganz überwundenes Schwächegefühl zurück gelaſſen hat. Sie können denken wie erquickend mir bei dieſer Miſere eine ſo holde Kunſterſcheinung hat ſein müſſen. Tauſend Dank für die gütige Widmung der erſten Abdrücke! Ich finde die von Ihnen mit ſo viel Liebe unternommene Arbeit ungemein wohl gelungen und glaube völlig zu verſtehen was dazu gehörte, ſie auf dieſen Grad der Vollkommenheit zu bringen, ſo daß ich was Sie ſelbſt in ihrem lieben Brief darüber ſagen mit Freuden unterſchreibe.

Je treuer übrigens die Schwindiſche „Handſchrift“ (dies war ſein eigener gern gebrauchter Ausdruck) in dieſen Conturen wiedergegeben iſt deſto gewiſſer wird das ganze Werk eine höchſt ſchätzbare Gabe *mehr für den eigentlichen Kenner und Liebhaber*, als für das große Publikum ſein, das eben ausgeführte, möglichſt geleckte Sachen will. Unter Anderem wird man die Ungleichheit der Phyſiognomie der Hauptperſon anfechten. Ohne Zweifel würde der Meiſter dieſen Punkt vor der Veröffentlichung berichtigt und wohl den minder idealen Typus der Waſſerfrau conſtant auf allen Blättern eingehalten haben. Dem wahren Kunſtfreund aber wird Alles lieb und intereſſant ſein wie es ſteht. Ich hoffe daß der Verleger ſeine Rechnung findet.

Der Text meiner Erzählung, in Leipzig ſehr ſchön mit neugeſchnittenen gotiſchen Lettern gedruckt, kann nächſtens fertig ſein, und es wird ein ganz ſtattliches Heft mit Ihren Radierungen geben.

Schließlich, Verehrteſter, erlaub ich mir hiemit mein Bild, ſo gut es eben jetzt zu haben iſt, zu überſenden. Man findet Manches daran auszuſetzen, obſchon kein ungeſchickter Photograph vor 4 oder 5 Jahren es aufgenommen hat.

In beifolgendes Büchlein haben Sie die Güte den Namen Ihrer Frau Gemahlin, der es zunächſt beſtimmt iſt, einzuſchreiben. Schicklicherweiſe hätte es noch erſt gebunden werden müſſen, doch wollte ich die Sendung nicht aufhalten, und vielleicht kommt dieſe kleine Unterhaltung auf Ihrem gegenwärtigen Erholungsſitz eben zur rechten Zeit.

Mit den herzlichſten Grüßen und Empfehlungen beſonders, wenn ich bitten darf, gelegentlich an Frau v. Schwind.

Stuttg. d. 18. Aug. 1872.

Ihr
ganz ergebener
E. Mörike.

---

[1]) Die Lichtdrucke des Märchens von der Schönen Meluſine.

Dies war der letzte Brief, den Mörike eigenhändig an Naue schrieb. Nur zweimal noch ließ er durch die Schwester mit wenigen Worten antworten, des Dankes für die Aufnahme als Ehrenmitglied in eine gesellige Künstlervereinigung, der Ablehnung einer Aufforderung, den Text zur Herausgabe einer Folge der Schwindschen Gemälde in Hohenschwangau zu übernehmen. Hier werden Paul Heyse und Michael Bernays als Ersatzmänner genannt. Der Brief schließt mit den Worten: „So Gott will, werden doch auch noch bessere Tage für meinen Bruder aufbehalten sein, die es ihm möglich machen, sich seinen Freunden dankbar zu beweisen". Am 4. Juni 1875 starb Eduard Mörike.

Die Absicht, den Melusinentempel des Meisters aufführen zu können, hat Naue schweren Herzens aufgegeben. Schwind wurde schnell vergessen, und die Beiträge liefen ebensowenig wie bei Mörike in München ein.

Auch als das bescheidene Denkmal von Hähnel zur Aufstellung gelangen sollte, fehlte immer noch ein Rest, um die Forderung der Erzgießerei zu decken. Nach zweiundzwanzig Jahren wandte sich daher Naue an den Grafen Schack, um vielleicht bei diesem alten Gönner Schwinds das Fehlende zu erhalten. Aber Schack lehnte mit einem längeren Schreiben ab, aus dem folgende Stelle für seine Denkart bezeichnend ist[1]):

„In Bezug auf das Denkmal von Schwind muß ich Ihnen sagen, daß nach meiner Meinung der sehr wohlhabende Herr von Miller doch füglich den Rest der Kosten auf seine Rechnung nehmen könnte. Ich selbst habe mehr für Schwind getan als alle Fürsten und Privatleute zusammengenommen, indem ich 34 Bilder von ihm, die 10 Jahre lang unverkäuflich in seinem Atelier hingen, für meine Gallerie erwarb[2]) und seinen Grafen Gleichen bestellte, den ausführen zu können er sich so lange vergebens gesehnt hatte. So werden denn Sie und wird es Niemand mir verargen können, wenn ich, da ich schon von vielen Seiten unglaublicherweise in Anspruch genommen bin, bei dieser Gelegenheit mich passiv verhalte." —

Es war Julius Naue vergönnt, trotzdem die Enthüllung des Denkmals feiern zu können. Aber mehr noch, er erlebte die Ausstellungen des Jubiläumsjahres 1904, die Schwind für alle Zeiten eine ehrenvolle Stellung in der Geschichte der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts bestimmten.

---

[1]) Für die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung dieser Briefstelle habe ich der Direktion der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu danken, welche die Autographensammlung Dr. W. Naues erworben hat. Als der Ankauf erfolgte, war diese Veröffentlichung bereits vorbereitet.

[2]) Für den unglaublich billigen Preis von 8000 Gulden, da Schwind sich in einer Notlage befand und Geld brauchte.

Josef Schnitzer: Das Bekenntnis eines demokratischen Priesters.

Zu den französischen Priestern, welche Leo XIII. Aufforderung zum Anschluß an die republikanische Verfassung und zur rührigen Arbeit an der Lösung der sozialen Frage im Geiste des Christentums mit der vollen Begeisterung einer feurigen Jünglingsseele begrüßten, gehörte in der vordersten Linie Peter Dabry. Zu Avignon 1864 geboren, war er mit sechzehn Jahren in das Priesterseminar seiner Vaterstadt eingetreten, entschlossen, sich mit allen Kräften rückhaltlos dem Dienste der Kirche zu widmen. Die traurigen Erfahrungen, die er im Seminar machte, in dem er einerseits auf einen trostlosen theologischen Studienbetrieb, anderseits auf eine materiell gerichtete, in royalistischen Hoffnungen genährte Sinnesart wie auf eine kümmerliche, in Äußerlichkeiten erstickte Askese stieß, vermochten die Schwingen seines Geistes nicht zu lähmen; aber schon damals faßte er den Entschluß, alles aufzubieten, um den Klerus umzuwandeln und mit den apostolischen Tugenden der Heldenzeit des Christentums zu erfüllen, überzeugt, daß sich nur mit Hilfe eines so neugeborenen Klerus an der Neugeburt der Gesellschaft und am Fortschritt der Menschheit arbeiten lasse. In Leo XIII. erblickte er das strahlende Gestirn, „das Licht vom Lichte", den Begründer einer neuen Periode der Kirchengeschichte; die Zeit Pius IX. schien ihm für immer der Vergangenheit anzugehören. Zum Priester geweiht, kannte er kein erhabeneres Ideal, als sein Leben und seine Fähigkeiten im Dienste der heiligen Sache zu verzehren, die die Sache Leo XIII. war. Mit einer Schar gleichgesinnter priesterlicher Freunde machte er sich, vor keiner Entbehrung zurückschreckend, den Hohn der Gegner verachtend, von keinem Mißerfolg eingeschüchtert, ans Werk. In Paris hatte man das Hauptquartier aufgeschlagen; von hier aus sollte das Land im Sturm erobert werden. Man veranstaltete Vorträge und Diskussionsabende; man verwandte größere Mühe auf eine volkstümliche Predigt, man ließ sich die Bekehrung der Kinder und jungen Leute viel mehr angelegen sein, man gründete Studienzirkel, man richtete Sparkassen ein, um den Landleuten Schutz gegen wucherische Ausbeutung zu gewähren, man entfaltete mit einem Worte eine riesenhafte Tätigkeit. Auf den Priesterkongressen zu Reims und Bourges, als deren Sekretär Dabry wirkte, fanden sich viele Hunderte von Geistlichen aus allen Sprengeln Frankreichs zusammen, um ihre bisherigen Erfahrungen zu besprechen und sich in lebendigem Gedankenaustausch zur Ausdauer in der bisherigen Arbeit und zu neuen Liebeswerken im Dienste des christlichen Volkes zu entflammen. Und Leo XIII. spendete diesen Versammlungen seinen Segen.

Allein so begeistert die Aufforderung Leo XIII. zur Aussöhnung mit der republikanischen Verfassung in geistlichen Kreisen Frankreichs aufgenommen

ward, die überwältigende Mehrheit des französischen Klerus war und blieb royalistisch. Mit dem Beispiele des Ungehorsams gegen die päpstlichen Weisungen gingen die Bischöfe voran. Mit den Interessen der Aristokratie allzu enge verwachsen, wagten sie es nicht, mit ihnen zu brechen, wie sie es auch nicht wagten, dem Oberhaupte der Kirche offen zu trotzen, obschon sie ihm unter der Hand entgegenwirkten, wo sie nur konnten. Überdies standen sie im Banne der royalistisch-klerikalen Presse, die einen Terrorismus ohnegleichen entfaltete und an Verleumdung das Menschenmögliche leistete. Sie beschuldigte die christlichen Demokraten, sie steckten mit den Freimaurern und Juden unter einer Decke; schon sei der Antichrist ins Heiligtum eingedrungen, ja, schon sitze er auf dem Stuhle Petri; schon begann man neuntägige Andachten zur Bekehrung des Papstes zu halten! Dieselben Leute, die den leisesten Wink des von ihnen vergötterten Pius IX. als unantastbaren Befehl ansahen, machten sich kein Gewissen daraus, sich über die wiederholten und gemessenen Anordnungen Leos XIII. einfach hinwegzusetzen; und gerade die Orden, die sich stets als die Kerntruppen des heiligen Stuhles feiern ließen, allen voran die Assumptionisten und Jesuiten, leisteten den zähesten Widerstand. Um die demokratischen Geistlichen ins Herz zu treffen, schrieb man ihnen Tendenzen zu, die man unter dem Sammelnamen „Amerikanismus" zur neuen Häresie stempelte. Es gelang sogar, eine Zeitlang Leo XIII. zu täuschen, so daß er den Amerikanismus verdammte, was dann sofort triumphierend für eine Verdammung der christlichen Demokratie ausgegeben wurde, — ein Vorgehen, das den Papst so entrüstete, daß er sich in einem Schreiben an den Erzbischof von Bourges gegen eine solche Verdrehung seiner Absichten verwahrte.

Nach dem Tode Leo XIII. zweifelte man in Frankreich nicht, daß der neue wie jeder künftige Papst in seinen Fußstapfen wandeln werde; schrieb doch sogar Veuillot im Univers, Leo XIII. habe nicht etwa nur eine Epoche beendet, er habe die Zukunft geregelt. Bald genug sollte man erleben, wie man sich getäuscht hatte. In Pius X. stieg die ganze Reaktion Pius IX. zu neuer ungeahnter Macht empor. Nun kannte der Jubel der französischen Royalisten keine Grenzen mehr; sie sahen sich nunmehr am Ziele ihrer Wünsche und waren sich ihres vollen Sieges über ihre verhaßten demokratisch-republikanischen Gegner in den Reihen des Klerus unbedingt sicher. Die Freunde Leos XIII. galten nunmehr für vogelfrei; ja sogar das Andenken des Papstes selbst durfte ungestraft herabgezogen werden. Abermals wurden die katholischen Demokraten als Ketzer gebrandmarkt, nur daß sie diesmal „Modernisten" getauft wurden. In der Enzyklika *Pascendi* wurden ihre angeblichen Irrtümer aufs feierlichste verurteilt. Aufs schroffste schritt man namentlich wider Dabry ein, der die Leitung der von ihm herausgegebenen Zeitschrift

»*Vie Catholique*« niederlegen mußte. Dasſelbe Los traf ſeinen Freund Naudet, nicht minder wurde der demokratiſche Abgeordnete Abbé Lemire von den Klerikalen verfolgt; Marc Sangniers Sillon, der ebenfalls den Idealen chriſtlicher Demokratie huldigte, wurde verboten und aufgelöſt. Aber nur gegen die chriſtlichen Demokraten ging man ſo vor. Die royaliſtiſchen Verbände, die ſich als »*Action française*« zuſammengeſchloſſen hatten, Nietzſcheſchen Übermenſchenkult trieben, Rückkehr zum alten griechiſch-römiſchen Heidentum predigten, Chriſtum und Chriſtentum verhöhnten und läſterten, ja ſich zu nacktem Atheismus bekannten, blieben vollſtändig unbehelligt.

Dabry beugte ſich zunächſt dem römiſchen Spruche. Aber er vermochte den ſchweren Schlag, der ihn betroffen hatte, nicht zu verwinden. Alles hatte er der Kirche geopfert. Nichts in der Welt hatte ihn angezogen. In den zwanzig Jahren, die er in Paris verbrachte, einſam, nur ſeiner Arbeit, ſeiner großen Aufgabe lebend, hatte er nie auch nur einen Fuß in ein Theater geſetzt, ſelten ſich Zeit genommen, die Sammlungen des Louvre zu beſuchen. Er war der Mann einer Idee, die ihn erfüllte. Und nun erkannte er, daß all ſeine Opfer vergeudet waren, die Kirche hatte ſie zurückgeſtoßen. Eine unſägliche Enttäuſchung überkam ihn. Da ward er ſehend. Der heiligen Sache Chriſti hatte er dienen wollen; aber er hatte ſich überzeugen müſſen, daß das Chriſtentum nur den Aushängeſchild einer hochmütigen Prieſterkaſte bilde, die es vorzüglich verſteht, ihre ſelbſtſüchtigen Abſichten in den faltigen Mantel der Religion zu hüllen. So beſchloß er, einer Geſellſchaft den Rücken zu kehren, die mit den höchſten Gütern der Menſchheit ein frivoles Spiel treibt. In einer Schrift »*Mon expérience religieuse*« (*Paris, librairie de la France républicaine 1912*) ſchildert er die Erfahrungen ſeiner bisherigen Laufbahn und druckt den ergreifenden Artikel ab, mit dem er am 29. Mai 1910 im Pariſer Journal der Kirche Lebewohl geſagt hatte. „Nachdem ich einundzwanzig Jahre Prieſter geweſen," ſchrieb er hier, „fühle ich mich im Gewiſſen gedrängt, aus den Reihen des Klerus auszuſcheiden. Aus allen Kräften habe ich mich bemüht, mich ſelbſt zu täuſchen; in den zwei Jahren, die ſeit meiner ſchmählichen Mißhandlung durch den römiſchen Stuhl verfloſſen ſind, habe ich alles getan, um mich an einige Fetzen des Vertrauens und der Hoffnung anzuklammern: es iſt umſonſt. Ich träumte von einer Reform des Klerus und hoffte ſo die Vorurteile zu zerſtreuen, die ſeinem Einfluſſe auf das franzöſiſche Volk im Wege ſtehen. Hirngeſpinſte. Nie werde ich die Miene unſäglicher Geringſchätzung vergeſſen, mit welcher der Nuntius Lorenzelli meine Pläne anhörte. ‚Der Klerus iſt, wie er iſt,' erwiderte er mir; ‚alles, was Sie da ſagen und ſagen können, iſt nur die Folge der Erbſünde. Da läßt ſich nichts machen.' So ſanken denn auch die beiden großen Prieſterkongreſſe von Reims und

Bourges zur bloßen Parade herab, auf der gerade die wichtigsten Fragen nicht behandelt werden durften; höchstens daß man sich ein bißchen für die soziale Reform erwärmte, in der man ein willkommenes Mittel sah, um die Leute wieder in die Kirchen zu locken. Die sechsunddreißigtausend französischen Priester erwarteten in ihrer überwältigenden Mehrheit von politischen Maßregeln und von einer Wiederherstellung der Monarchie alles Heil ihrer Zukunft: staatlichen Schutz und ein ruhiges Leben. Von den demokratischen Grundsätzen allgemeiner Gleichheit und Arbeit wollten sie nichts wissen. Und doch baute ich gerade auf diese Grundsätze all meine Hoffnung und meinte sie um so gewisser durchsetzen zu können, als sich ja auch die Politik Leos XIII. in derselben Richtung bewegte. Aber auch er drang nicht durch. Das Übel sitzt allzu tief. Dem Klerus ist nur zu helfen, indem man ihn mit der Wurzel ausrottet.

Alles in der Kirche ist antidemokratisch: ihre gegenwärtige Verfassungsform, die die Kirche in den Papst verlegt, alle Individualität auffaugt, alle Gedanken, allen Willen, alles Recht in einer Person kristallisiert, die alle Wahrheit und alle Gewalt in sich vereint; ihre Methoden, die nur Zwang und Autorität, aber keine Anpassung kennen; ihre Gewohnheiten abgestandene Überbleibsel monarchischer Zeiten; ihre Haltung in den großen Fragen der Gegenwart, in denen sie sich immer nur auf die Seite der rückständigsten Reaktion stellt. So ist die Kirche zum gemeinschädlichen Fremdkörper in der menschlichen Gesellschaft geworden, der früher oder später ausgestoßen werden muß.

Alles, was ich da schreibe, habe ich jahrelang von den Dächern gepredigt. Es half alles nichts. Nun habe ich das Recht zu gehen. Ich hätte mich töten lassen für die Kirche. Es gab keine rückhaltlosere und reinere Hingebung als die meinige. Aber es ward mir nur mit Mißtrauen, mit Schimpf und Schlägen gelohnt. Die Liebe ist, wie Lacordaire sagt, kein Kinderspiel. Ich hatte die Liebe, die ich zum Volke trug, mit der Liebe zur Kirche verwechselt. Dem Volke wird meine Liebe fortan einzig gehören."

Das ist das Bekenntnis eines demokratischen Priesters. Seit langem habe ich nichts so Erschütterndes gelesen.

Ludwig Kemmer: Kommißbrot für unsre Jugend.

Lieber als nach anderen Leckerbissen griff ich als Kind nach dem Kommißbrot, das auf dem Tauschmarkt der Jugend meines Heimatstädtchens feilgeboten wurde. Dieser Tauschmarkt fand auf dem kleinen oder dem großen Paradeplatz, in der Allee oder in einem Kasernenhofe statt und war mit Waren befahren, die fast alle militärisches Gepräge hatten. Was die Soldaten verschenkten, verloren oder wegwarfen, Kostbarkeiten ersten Rangs

wie ein paar der grünen Samtbällchen, die früher die bayerischen Schützenschnüre schmückten, grüne oder rote Huppen von den Raupenhelmen, Massenartikel wie die ausgestanzten Tuchkronen von den Soldatenmützen, Uniformknöpfe mit und ohne Nummern, Patronenhülsen, Mützenriemen, Mützenschirme und Hosenknöpfe, all das wurde neben Eßwaren aus den verschiedenen meist ärmlichen Speisekammern von den Kinderscharen, die wie Spatzenflüge die Kasernen umflogen, erschnappt und erstritten. Kommißbrot gab es immer: es stand nicht hoch im Preise. Mit einem alten Peitschenriemen konnte man sich den Bedarf für eine Woche in täglich frischer Lieferung kaufen.

An dieses Kommißbrot mußte ich in den letzten Jahren oft denken, wenn ich unsre Großstadtschüler (auch ein Spatzenflug, aber ein geduckter) freude- und appetitlos Wissenskrumen picken sah. Ihr armen Jungen, ihr habt ja kein Kommißbrot! Wie wollt ihr gedeihen, wie wollt ihr mit dem Delikatessengemengsel eurer Bildung beißen, angreifen, verteidigen, heilen lernen?

Seit Jahren beobachtete ich den Mangel des Kommißbrotes, das Fehlen fast jeglicher körperlichen oder gemütlichen Beziehung zum Heere in der Diät der großstädtischen Mittelschuljugend. Ich suchte die kräftigen Formen und Farben des Heeres, seinen Glanz und seine Klänge im Anschauungsunterricht zu verwenden und der Jugend damit ein gesundes Futter zu geben. Als die Lektüre auf die *fabri* des römischen Heeres führte, versuchte ich vergeblich ein Bild der Aufgaben dieser Waffe aus dem zu gewinnen, was die Schüler von der Tätigkeit unsrer Pioniere beobachtet hatten. Sie wußten so gut wie nichts von der ernsten Truppe, ihren Farben, Arbeiten und Aufgaben, kaum daß der Fesselballon, der an vielen Tagen über dem Nordwesten von München schwebt, von Pionieren bemannt und bedient ist und daß Pioniere den Luftkreuzern Zeppelin I und Parseval III beim Landen und Anlüften halfen. Da um diese Zeit auch der Begriff *tiro* immer wieder die Augenwege der im Anfang des Schuljahrs mit vielen Rekrutenschmerzen beladnen Schüler kreuzte, versuchte ich meinen Tertianern die Erfahrungsgrundlage zum Erfassen dieses Begriffs zu verschaffen und schickte sie zur Beobachtung des Rekrutenexerzierens nach Oberwiesenfeld. Sie sollten dort Material zu einem Aufsatz über die Abrichtung der Rekruten sammeln. Aber ich mußte die Aufgabe zurückziehen, sie war für die Großstadtjugend nicht ausführbar. Tag für Tag meldeten mir entmutigte Forschungsreisende, daß ihr Vorstoß in das Gebiet der Kasernen und Übungsplätze gescheitert sei. Nach ihrem Reisebericht schien es leichter zu sein ins Herz von Tibet oder zum Anblick der Kaaba zu gelangen, als durch ein Kasernhofgitter der Heimat die Abrichtung der Rekruten zu beobachten. Ich nahm nach den Erfahrungen meiner Kindheit an, daß die Schüler durch die Rauheit

und die Neckſucht von Soldaten abgeſchreckt worden ſeien. In meiner Kindheit hatte ich mich daran gewöhnt, gewiſſe Zonen der Kaſernenumgebung, wo ſich das Bauer beſonders loſer Vögel befand, mit allen Vorſichtsmaßregeln ſchleichend oder im Laufe zu paſſieren. So beſonders die oergitterten Lichtſchächte der Küchen. Aus dieſen Schächten drangen meiſt Kaffeegerüche und faſt immer die mutwilligen Laute einer kräftigen, unter ihrer Kraft arbeitenden Jugend. Wer ſie überſchritt, ohne durch Sporen oder Waffenklang, Uniform oder Körpermaß legitimiert zu ſein, der erhielt oon unten Schnellfeuer in Form von Güſſen heißen Waſſers.

Es waren aber keine Annäherungshinderniſſe dieſer Art, die meine Tertianer geſchreckt hatten. Sie waren nicht durch eigne Empfindlichkeit oder durch Schüchternheit oon dem Vordringen in die Soldatenſtadt abgehalten worden. Der Komplex der militäriſchen Gebäude und Plätze im Nordweſten Münchens war wirklich eine oerbotne Stadt. Die Schüler, ſcheue und kecke, waren oon Unteroffizieren auf höhern Befehl weggewieſen worden. Auf meine oerwunderte Frage nach dem Grunde dieſer Jugendſcheu ſagte mir ein Offizier, durch die Fernhaltung oon Zuſchauern ſollte oerhütet werden, daß die meiſt harmloſen Rauheiten, zu denen ſich manche Abrichter durch ihr Temperament hinreißen ließen, durch mißgünſtige Kritik aufgebauſcht und ausgebeutet würden. Das war keine Folge der berechtigten Kritik der Soldatenmißhandlungen. Der Kampf gegen die Schäden des Heeres wird nirgends ſchärfer geführt, als im Heere ſelbſt, ebenſo wie die Schäden der Schule am ſchärfſten oon Lehrern bekämpft werden. Der Ausſchluß der Öffentlichkeit bei der Abrichtung der Rekruten war eine Folge der antimilitariſtiſchen Exzeſſe, die einzelne Witzblätter ſeit Jahren bei der Kritik der Heereseinrichtungen und der Offiziere begehn. Die antimilitariſtiſche Kritik hatte es glücklich ſo weit gebracht, daß das geſunde Augenfutter, das für die Großſtadtjugend in der Häuſerwüſte noch zu finden war, in Schachteln geräumt wurde.

Dieſer Zuſtand konnte nicht aufrecht erhalten werden. Alle Parteien, alle berufnen, ehrlichen Kritiker der Heeresſchäden ſind überzeugt, daß die Heeresoerwaltung bei der Bekämpfung der Soldatenmißhandlungen nicht nur guten Willen, ſondern auch gute Erfolge hat. Aber durch die Intramuranabrichtung der Rekruten erhielt die antimilitariſtiſche Bewegung eine gefährliche Förderung. Es lag für heeresſcheue Teile des Volkes nah, die beiden Vorſtellungen Intramuranabrichtung und Intramuranhinrichtung durch ein Gedanken- oder durch ein Lügengewebe zu oerbinden. Und es beſtand Gefahr, daß dieſes Gewebe die militäriſchen Inſtinkte unſers Volkes ſchwächte. Beſonders da unſre Jugend das Heer nur noch aus dem flüchtigen Straßenbilde, aus dürftiger Belehrung und aus der unab-

lässig lügenden Karikatur kennen lernte. Dieser Zustand hat unglaublich lang im Lande des „Volkes in Waffen" geherrscht.

Es ist manchmal, als ob den Erziehern die Grundzüge der Volksseele fremd würden, obwohl sie in der Dichtung und im Leben klar und scharf ausgeprägt sind. Jahrzehntelang hatte die Militärverwaltung für die Freude an der Fahne, die sich auf Knabenspielplätzen mit exotischen Flaggen behilft, wenn keine Landesflaggen erreichbar sind, kein Auge und die Freude am Roß und an der Waffe, die im deutschen Kinde lebt, verstand und pflegte nur die Spielwarenindustrie. Tausendfach wurde es dem Dichter nachgesprochen: Siegfried nur einen Stecken trug, das war ihm bitter und leid genug — Wer wird künftig deinen Kleinen lehren Speere werfen? — aber die Dichter solcher Weisheit waren in die Kinderstube gewiesen worden. Hier verklang diese Weisheit und hier verglühte, von den Erwachsenen als Spiel verachtet, in Hunderttausenden von deutschen Kindern die Liebe zur Fahne und zum Führer, und die Freude an der Wehr. Zähmungs-, Entmannungs-, Degermanisierungsschulen hatten jahrhundertelang Raubbau mit der Körperkraft der Jugend getrieben und edle Seelenkräfte verkümmern lassen. Der Angriff, den der Kaiser im Jahre 1890 auf die alte Schule machte, wurde von dem Gummipanzer dieser Einrichtung pariert. Der Kampf der Heeresverwaltung gegen die Schäden der Schule blieb so matt wie der der Ärzte. So konnten diese Schäden, von Behörden nur durch Palliativmittel, energisch nur von Einzelnen bekämpft, zwei Jahrzehnte länger an der Kraft des deutschen Volkes nagen.

Aber die Einzelnen wurden zahlreicher. Zu den Lehrern und Ärzten gesellten sich Offiziere, alte und — Dr. Paul Güßfeldts Spur folgend — junge.[1])

Dem Ausland hatte inzwischen der deutsche Pseudokonservatismus in der Erziehung zu einem großen Vorsprung verholfen.

Nach dem Zusammenbruch von 1870 hat Frankreich eine ähnliche, wenn auch nicht so umfassende und tiefgehende Erneuerung durchgemacht wie Preußen nach 1806. Seit 1875 bemühten sich Patrioten, die Kraft des Volkskörpers durch die militärische Erziehung der Jugend zu heben. Sie gründeten Eclaireureskadrons, *Corps de vélites*, Freiwilligenkompagnien, Schülerbataillone, — man lachte in Deutschland über die Soldatenspielerei, in die alle diese Unternehmungen ausarteten. Das Lachen war berechtigt, aber Hohn verdienten die französischen Patrioten nicht, sie irrten, aber sie irrten nicht in der Erkenntnis der Mängel und des Ziels und man hätte sich durch diese Torheiten vor Unterlassungssünden warnen und zu einer Revision des eignen Kräftebestands bewegen lassen sollen. Man wußte sich

[1]) Daß Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz schon im Jahre 1876 für die körperliche Erziehung unsrer Jugend eintrat, erfuhr man erst im Jahre 1911.

im Beſitze eines alten Turnerkraftſchatzes, darum erweckte bei uns die obligatoriſche Einführung des Turnens in den franzöſiſchen Knaben- und Mädchenſchulen in den Jahren 1880 und 1882 humanitäres, anthropologiſches, aber nicht politiſches Intereſſe. Man wähnte bei uns die Schießkunſt außerhalb des Heeres durch Tauſende von Zimmerſtutzenklubs, Schützenvereinen, königlich privilegierten Schützengeſellſchaften, Zehntauſende von Wilderern und Jägern, Hunderttauſende von Sonntagsjägern gepflegt, darum machte die Entſtehung und die Entwicklung der franzöſiſchen Schießvereine auf unſre Erziehungsbehörden gar keinen Eindruck. Wo gehörte der Stutzenknall zu den Sonntagsfeierlauten und wo gab es einen Schützenſtamm wie unſre Altbayern außer in den ſtammverwandten als Kriegsgegner nicht in Betracht kommenden öſterreichiſchen und ſchweizeriſchen Nachbarländern? In Frankreich hatte das die Herabſetzung der aktiven Dienſtzeit betreffende Geſetz vom Jahre 1889 ſchon ein Spezialgeſetz gefordert, das die einheitliche obligatoriſche Vorbereitung der jungen Leute vom ſiebzehnten bis zum zwanzigſten Lebensjahre ſichern ſollte. Im Verlaufe der beiden letzten Jahrzehnte nahm der Staat die Leitung der privaten Turn- und Schießvereine und damit die Ökonomie eines außerordentlich wichtigen Teils der Volkskraft allmählich ſelbſt in die Hand. Schon im Jahre 1897 wurde das Schießen in den Schulen eingeführt.

Im Jahre 1907 wurde es durch ein Zirkular geregelt.

In Deutſchland ſtellte man im Jahre 1909 feſt, daß die Söhne des Schützenſtamms der Bayern unter allen zum einjährig-freiwilligen Dienſt berechtigten Wehrpflichtigen Deutſchlands die ſchlechteſten Augen haben.

Unſre Heeresverwaltung hat nach den Erfolgen der Einigungskriege unermüdlich an der Weiterbildung des Heeres gearbeitet, aber unſre Schulen haben unter dem Namen des Schulmeiſters von Königgrätz einen großen Teil der Erfolge des Heeres für ſich beanſprucht und ſind auf dieſen Lorbeeren eingeſchlafen. Denn die Erlaſſe von Goßler und Wehner, die mit Spielen helfen wollen, wo die Schule keine Zeit, keinen Platz, keine Luſt zum Spielen läßt und wo der Ernſt der Zeit Raum im Tage und Arbeit zur körperlichen Erziehung der Jugend fordert, ſind wie ein Reden im Schlafe.

Die *Union des sociètès de gymnastique* — 1100 Vereine mit 300000 Mitgliedern —, die *Union des sociètès de tir* — 2000 Vereine mit 300000 Mitgliedern, dazu 3000 Volksſchulen, 166 Mittelſchulen, 90 höhere Schulen —, endlich die *Union des sociètès de prèparation militaire* und die *Association fèdèrative de prèparation au service des armes à cheval* haben Frankreich auf dem Gebiete der körperlichen Erziehung der Jugend und der Fürſorge für die aus der Schule entlaſſne Jugend einen großen Vorſprung verſchafft. Wir dürfen nicht weiterſchlafen.

Ruhiger können wir die Errungenſchaften Schwedens auf dem Gebiete der körperlichen Erziehung betrachten. Die Schweden ſchicken ſeit mehreren Jahren Offiziere auf unſre Militärreitſchulen, unſer Heer hat ſich die Vorzüge der ſchwediſchen Gymnaſtik angeeignet, ein freundliches, freudiges Geben und Nehmen findet zwiſchen den beiden ſtammverwandten Völkern ſtatt. Aber warum verwenden die deutſchen Schulverwaltungen nicht die Erfahrung und die Kunſt, die ſich die Schweden auf dem Gebiete der körperlichen Erziehung erworben haben, zum Beſten unſrer Jugend? Unſer Turnen in Ehren, aber lernen können wir doch von unſern Vettern. Unſer Turnen hat ſich als Konſervierungs- und Entwicklungsgymnaſtik in der Enge, in die man es drängt, nicht voll bewähren können. So lernen wir von den Schweden wenigſtens das Quantum, in dem das Turnen ſeinen Zweck erfüllt. In allen ſchwediſchen Schulen wird täglich mindeſtens eine Stunde geturnt. Und in den höhern Lehranſtalten findet man auch für das Fechten Zeit. Die große ſchwediſche Scharfſchützenorganiſation kann uns nicht als Surrogat für die allgemeine Wehrpflicht und eine ausreichende Dienſtzeit intereſſieren. Aber unſre volle Teilnahme verdient ſie als ein Mittel zur Erhaltung der phyſiſchen Sehkraft, die einem großen Teil unſerer Jugend in der Schule verloren geht, und zur Ausbildung der politiſchen Sehkraft. Die männliche Bevölkerung Schwedens zählt nur 2½ Millionen. Davon ſind 144000 in 2325 Schützenvereinen organiſiert, 5700 noch nicht Wehrpflichtige, 51000 Wehrpflichtige im Alter von 21 bis 32 Jahren, 10000 Wehrpflichtige im Landſturm (33 bis 40 Jahre), 12000 über dem wehrpflichtigen Alter Stehende oder zum Dienſt Untaugliche. Die männliche Bevölkerung des Deutſchen Reiches betrug 1904 27,7 Millionen. Nach den ſchwediſchen Verhältniszahlen müßten bei einer Übertragung der ſchwediſchen Organiſation nach Deutſchland 1500000 Deutſche in Schützenvereinen organiſiert ſein. In Schweden befinden ſich ſowohl in der Oberleitung wie in der Leitung der Verbände Offiziere, die das militäriſche Intereſſe zu wahren, dabei aber ſorgfältig die Freiheit der Vereine zu reſpektieren haben, damit die Schießfreudigkeit nicht ertötet wird.

Eine ſolche Organiſation würde auch in unſerm Volke eine Quelle phyſiſcher und politiſcher Geſundheit. Der Heeresdienſt reicht nicht aus zur Immuniſierung des Volkskörpers gegen den Antimilitarismus und andre Friedensgifte. Es wäre gut, wenn wir in Deutſchland zu der Einſicht kämen, daß kein Schulmeiſter unſre Einigungsſchlachten geſchlagen hat und daß wir den Titel des „Volkes in Waffen“, der zu unſerm Sonntagnachmittagsfeierputz gehört, erſt ganz verdienen müſſen.

Von den ſchweizeriſchen Volksſchulen rühmte auf der zweiten Berliner Konferenz der Kommandeur des preußiſchen Kadettenkorps, Generalmajor

Freiherr von Seckendorff, daß ſie die militäriſche Erziehung begründen. Dieſe Schulen ſeien „in ihrer ganzen Art der Ausbildung dem Staate förderlich“. Die uniformierten Kadettenkorps an ſchweizeriſchen Mittelſchulen überſchreiten nach der Anſicht Seckendorffs das Ziel, das der körperlichen Ausbildung der Jugend geſetzt iſt und vermögen die Klippe der Soldatenſpielerei nicht zu vermeiden. Aber die Stunden und Nachmittage, die auf die Ausbildung dieſer Korps verwendet werden, haben auf jeden Fall den Wert eines wirkſamen Gegengewichts gegen die geiſtige Belaſtung der Jugend und erhalten dem jungen Schweizer Kräfte, die dem deutſchen Gymnaſiaſten durch ſeine drei Turnſtunden nicht erhalten werden können.

In England ſind bis zum Herbſt 1909 140000 Knaben aller Stände im Alter von zehn bis achtzehn Jahren als Scouts ausgebildet worden. General Baden-Powell iſt auf dem Wege, ſein Ziel zu erreichen. In wenigen Jahren wird er, was nicht krank iſt von den 3½ Millionen Knaben Englands, in ſeiner Organiſation und Lehre haben.

Auch Öſterreich iſt uns zuvorgekommen. Im Jahre 1907 hat man den Schießunterricht an den Volks- und Mittelſchulen Tirols und Vorarlbergs eingeführt. Auf der Mittelſchulkonferenz zu Wien im Januar 1908 beantragte Oberſt Piskaček im Auftrage des Miniſters für Landesverteidigung „an den Untermittelſchulen und dieſen entſprechenden Anſtalten ſowie den Bürgerſchulen die Vornahme des Kapſelſchießens, in der oberen Stufe der Mittelſchulen und gleichwertigen Anſtalten die Durchführung ſcharfer Schießübungen mit dem Repetiergewehr (Bleigeſchoßgewehr), beziehungsweiſe mit dem Repetierſtutzen oder Repetierkarabiner“. Dieſer Unterricht iſt jetzt nach einem Miniſterialerlaß vom 16. Oktober 1910 an den öſterreichiſchen Mittelſchulen als Lehrfach aufgenommen. Er umfaßt neben der Schießfertigkeit auch die Kenntnis der militäriſchen Einrichtungen, der Wehrverfaſſung, der Terrainkunde und des Kartenleſens.

Es entſpricht ganz der Anſicht, die ich von dem deutſchen Offizierkorps als einer körperlichen und ſittlichen Ausleſe unſers Volkes habe, daß dieſer Stand ſchon ſeit Jahrzehnten, lange vor dem Erlaß des preußiſchen Kriegsminiſters, obwohl es ihm nicht an Mühe und Sorge auf dem eignen Arbeitsgebiete fehlte, mahnend auf die Lücke in der Jugenderziehung hinwies und daß junge, aktive Angehörige dieſes Standes das erſte Beiſpiel tatkräftiger organiſatoriſcher und praktiſcher Arbeit auf dieſem Gebiete gaben.

Im Jahre 1876 hat Generalfeldmarſchall Freiherr von der Goltz den Gedanken der militäriſchen Jugenderziehung zuerſt ausgeſprochen. Er gefährdete dadurch ſeine Laufbahn, „doch kam er mit dem blauen Auge davon, was er in erſter Linie dem Feldmarſchall Moltke zu verdanken hatte.“ Auf der erſten Berliner Konferenz im Jahre 1890 hat Dr. Paul Güß-

feldt, damals Rittmeiſter der Reſerve im Leibgarde-Huſarenregiment, die Forderung genügender körperlicher Erziehung für die Mittelſchuljugend am konſequenteſten vertreten. Seit dem Jahre 1899 arbeitet eine Anzahl von Offizieren in dem von E. von Schenkendorff und Hermann Lorenz gegründeten „Ausſchuß zur Förderung der Wehrkraft durch Erziehung“ an der Hebung der körperlichen und ethiſchen Tüchtigkeit unſerer Jugend. Im Jahre 1904 hat der preußiſche General der Infanterie W. von Blume den Satz ausgeſprochen: „Den Geiſt des Jünglings auf Koſten der Kraft und Geſundheit des Körpers zu entwickeln, iſt ebenſo unweiſe, wie Schätze anzuſammeln, um ſie in der Erde zu verſcharren“ und als Aufgabe der höheren Schule bezeichnet, „die Jugend zu friſchen Aufwärtsſtreben anzuſpornen und anzuleiten, ihren Sinn für alles Edle und Gute zu heben, ſie für Vaterland, Ehre und mannhafte Tat zu begeiſtern, Idealismus zu pflegen und für ſtarke Charaktere Grund zu legen“. Im Jahre 1904 mahnte Häſeler: „Auf ſtaatliche Zwangsmaßregeln braucht man nicht zu warten, ſondern jeder kann und ſoll hier (in der Sorge für die Jugend zwiſchen vierzehn und achtzehn) das Seine tun und durch Beiſpiele, durch Wort und Tat erzieheriſch und bildend auf die jungen Leute einwirken.“ Er mahnte nicht nur, er gab auch ein Vorbild der Arbeit. Aber er überſah, in der Sorge für die ſchulloſe Arbeiterjugend, die Not der Jugend, die zwiſchen vierzehn und zwanzig in der Schule verliegt. Seit Jahren, meines Wiſſens vor allen deutſchen Militärärzten, fordert der bayeriſche Generalſtabsarzt z. D. Dr. Anton von Vogl eine genügende körperliche Erziehung für die Jugend, jeden Tag eine Stunde Turnen. Im Spätherbſt 1909 nahm der Erlaß des preußiſchen Kriegsminiſters den Bann von den militäriſchen Übungsſtätten. Endlich wurde es ausgeſprochen: „Es liegt im eigenſten Intereſſe des Heeres, wenn die ſtetig wachſenden Beſtrebungen zur Steigerung der körperlichen Leiſtungsfähigkeit der Jugend dadurch unterſtützt werden, daß nach Möglichkeit Exerzier- und Turnplätze, Exerzierhäuſer, Turnhallen uſw. zur Pflege der Volksſpiele, des Sports und des Turnens unentgeltlich überlaſſen werden.“ Im gleichen Jahre hatten zwei frühere Südweſtafrikaner, Stabsarzt Dr. Alexander Lion im bayeriſchen 5. Infanterieregiment und Hauptmann Maximilian Bayer im 3. unterelſäſſiſchen Infanterieregiment Nr. 138, die Erzieherweisheit Baden-Powells durch eine deutſche Bearbeitung ſeines *Scouting for Boys* für die deutſche Jugend nutzbar gemacht. Der Verein „Jugendſport in Feld und Wald“, der zur Förderung unſerer Jugend nach den Grundſätzen des engliſchen Erziehers gegründet wurde, entwickelt ſich kräftig.

Den friſcheſten, entſchloſſenſten Schritt zur Erziehungsarbeit, der ſie an die Seite Häſelers führte, taten im Jahre 1910 drei bayeriſche

Offiziere, Leutnante näher dem Hauptmann. Im April 1910 gründeten die Oberleutnante Graf Bothmer des Infanterie-Leibregiments, Kriebel des 1., Hermann Giehrl des 2. Infanterieregiments den Verein Wehrkraft.

Der Zweck des Vereins ist nach der Satzung „Förderung der Wehrkraft, insbesondere Erweckung von Lust und Liebe zur körperlichen Betätigung bei Schülern durch Veranstaltung von Wanderungen, Turnen und Spielen, Einführung der Schüler in die einfachsten Tätigkeiten der Soldaten, um ihnen den Dienst im Heere zu erleichtern". Das erste Arbeitsziel des Vereins ist die „Mobilisierung" der verliegenden Fortbildungsschuljugend. Der Verein hält sich von jeder politischen Tätigkeit und jeder militärischen Äußerlichkeit fern. Das, was den Verein von allen andern Vereinsunternehmungen zur Erziehung der Jugend unterscheidet, ist der Umstand, daß aktive Offiziere als Organisatoren und Erzieher den Kern des Vereins bilden — die Offizierkorps des Standorts München gehören ihm fast alle vollzählig an — und daß sein Ausbau sich ganz auf die Organisations- und Erziehungstätigkeit der militärischen Mitglieder und auf das Garnisonennetz des Reiches stützt. In München bestehn, von den Gründern des Vereins geführt, drei Gruppen von Vereinsmitgliedern, die sich zur Leitung von Übungen bereit erklärt haben. Den Kern dieser Gruppen bilden die Infanterieregimenter des Standorts. So setzt sich die Gruppe A aus aktiven Offizieren (abkommandierte eingeschlossen), Fähnrichen und Offizieren, sowie Vizefeldwebeln des Beurlaubtenstandes des Infanterie-Leibregiments zusammen, die Gruppe B aus Angehörigen des 1. Infanterieregiments, die Gruppe C aus Angehörigen des 2. Infanterieregiments. Über die Zuteilung von Mitgliedern andrer Offizierkorps und geeigneter Zivilmitglieder als Leiter von Übungen entscheidet der Ausschuß nach Bedarf. Der Verein veranstaltet unter der Leitung von Mitgliedern an den Sonntagen Wanderungen, Turnspiele, Turnübungen und Zielgewehrschießübungen. Zunächst betrachtet er die Fortbildungsschulen, in denen Tausende von jungen Leuten bisher ohne jede körperliche Erziehung aufwuchsen, als Arbeitsgebiet. Demgemäß sind von den Münchner Fortbildungsschulen die kaufmännische Fortbildungsschule den Gruppen A und C, die Fortbildungsschule an der Pranckstraße der Gruppe B zugeteilt. Jede Gruppe führt ungefähr 150 Leute.

Ich freue mich der ebenfalls aus der richtigen Erkenntnis der Jugendnot entstandnen Organisation des Wandervogels, obwohl sie nicht damit rechnet, daß die Schule den Schüler zwingt, ein Standvogel zu sein. Ich nehme persönlich den wärmsten Anteil an dem Gedeihen des Vereins „Jugendsport in Feld und Wald" und begrüße freudig jede neue Pfadfindergruppe. Ich weiß und freue mich darüber, daß hier in München zwei Pfadfindergruppen schon vor dem Wehrkraftverein bestanden und eine dritte sich während des

Beſtehns des Offiziervereins gebildet hat. Ich weiß auch, daß die beiden ſelbſtändigen, nur in die Organiſation des Vereins Jugendſport eingegliederten Gruppen trefflich geleitet ſind. Dennoch iſt es meine Überzeugung, daß der Wehrkraftverein der Verein iſt, der zur Rettung unſrer Schuljugend aus Stumpfheit, Roheit und Schwäche kommen mußte und, nachdem er, Gott ſei Dank! gekommen iſt, den Beruf hat, den Rahmen zu bilden für alle verwandten Vereinsbeſtrebungen und ein einheitliches Führerkorps zu ſtellen.

Daß im Rahmen des Wehrkraftvereins verſchiedne Couleurs unſrer couleurfrohen Jugend ebenſogut nebeneinander gedeihen können wie Jäger und Grenadiere, Kürraſſiere und Huſaren im blauen und im feldgrauen Heer, beweiſt die Büte der hieſigen Pfadfindergruppe, die ſich dem Wehrkraftverein angeſchloſſen hat und mit einer andern Mitteiſchülergruppe des Vereins Wehrkraft und den Fortbildungsſchülern die gleiche Förderung genießt, ohne auf die Pflege ihrer beſondern Fertigkeiten und auf ihre beſcheidnen Abzeichen verzichten zu müſſen.[1])

Wer weiß, wie arm an Seele und Leib die Schüler unſrer Fortbildungs- und Mittelſchulen in die Freiheit treten, der muß ſich des neuen Vereins dankbar freuen. Seine Dankbarkeit erweiſt er aber am beſten durch die Förderung des Vereins. Denn der dem Verein zugrundeliegende Gedanke kann nur dann für unſer Volk fruchtbar werden, wenn er in allen Garniſonen Bayerns und des Reiches Wurzel faßt.

Ich ſelbſt empfinde es als eine Stärkung meines Vertrauens auf unſre Zukunft, daß von unſerm Berufsoffizierkorps, dem wir dieſen Fortſchritt danken, die von Max Jähns aus einer großen Zeit abgeleitete Definition nun noch mehr als bisher, eigentlich nun erſt ganz, gilt: „Dies Berufsoffiziercorps iſt die aus dem Genius der Nation heraus geſchaffene und von großen Kriegskünſtlern modellirte Form, in welche unaufhörlich das flüſſige warme Metall der deutſchen Jugend hineinſtrömt, um ſich in ihr zu geſtalten zu einem *Rocher de bronce*, zu jenem Atlas, auf deſſen Schultern das Vaterland feſt ruhen kann.“

Die Südpolfahrt Roald Amundſens.

Die in der erſten Märzhälfte 1912 aus Hobart (Tasmanien) in Europa eingetroffenen Nachrichten, daß der Norweger Roald Amundſen mit Hundeſchlitten den Südpol erreicht habe, hat geographiſche Kreiſe in

[1]) Dieſe Vereine gehen einen friſchen, jungen Schritt. Seit ich dieſen Bericht ſchrieb, haben ſie ſich auf die Anregung des Generalfeldmarſchalls Freiherrn von der Goltz zum Jung-Deutſchland-Bund zuſammengeſchloſſen.

hohem Maße erfreut, wenn auch nicht so überrascht, als es nach außen hin scheint. Man wußte seit Jahresfrist, daß der im Nord- wie im Südpolargebiet durch frühere Reisen gleich erfahrene Forscher seinen Plan, mit Nansens bewährtem Schiffe „Fram" von der Beringstraße her das Nordpolargebiet zu durchqueren, auf der Ausreise in Buenos Aires unterbrochen und sich dem Südpolargebiet zugewandt hatte. Man wußte, daß er im sogenannten Roßmeer südlich von Australien weilte und damit in einem Gebiet, wo man mit Schiff und voller Ausrüstung ohne Schwierigkeit bis in hohe südliche Breiten (bis über 78°) gelangen kann, was an keiner andern Stelle des Südpolargebiets auch nur annähernd möglich ist, und daß er dort eine Station errichtet hatte, die etwa 1200 Kilometer vom Pol entfernt war. Man kannte durch die früheren Unternehmungen an derselben Stelle von Scott und Shackleton auch die allgemeinen Züge des dortigen Weges zum Südpol, der verhältnismäßig leicht ist und sicher leichter, als jede Passage zum Nordpol, man kannte insbesondere die Beschaffenheit des Eises dort und einiges über die Höhen. Man wußte endlich, daß Amundsen viele und gute Hunde hatte. So waren alle Grundlagen gegeben, um einen Erfolg erwarten zu dürfen.

Daß er erreicht wurde, ist trotz der vielen irrigen Berichte, die durch die Zeitungen gingen, nicht zu bezweifeln. Was man aus jenen als Amundsens eigene Angaben herausiesen konnte, hat bei der absoluten Sicherheit und der Bildung dieses Forschers vollkommen genügt, um den Erfolg zu bekunden, und damit eine Tatsache von hoher Bedeutung, die mit Recht Aufsehen und große Freude erregt.

Trotz der vielen unrichtigen Berichte kann man auch sehen, daß der Erfolg kein rein „sportlicher" ist, sondern daß Amundsen wissenschaftliche Ergebnisse von Bedeutung heimbringt. Seine Nachrichten über das Streichen und die Höhen der Bergketten, die er überschritt, gehören dazu, zumal wenn er sie noch durch Mitteilungen über Bau und Beschaffenheit dieser Berge ergänzen wird, wie man von ihm erwarten darf. Mit Ergebnissen dieser Richtung schließt Amundsen enge an Scott und an Shackleton an. Von großem Interesse sind auch seine Nachrichten über die Schneeverteilung südlich von diesen Bergen in der Umgebung des Pols. Man wird daraus Weiteres darüber ableiten können, wie der Schnee in das Südpolargebiet überhaupt hineinkommt, welche Winde ihn bringen, wie die Vereisung der Antarktis sich bildet und anderes mehr. Der von Amundsen angedeutete Zusammenhang zwischen Victorialand und König Eduard VII. Land würde den Gebirgskranz um das Roßmeer schließen und damit der von Penck aufgeworfenen und für die Expedition von Filchner in den Vordergrund gerückten Frage des Zusammenhanges zwischen Weddell- und Roßmeer den Boden entziehen, soweit sie überhaupt Boden besaß.

Alle Rückſchlüſſe von Amundſens Erfolg auf die Schickſale der in Ausführung begriffenen engliſchen Expedition des Kapitän Scott ſind irrig. Daß von Scott noch keine Nachrichten da ſind, iſt durchaus kein ungünſtiges Zeichen; ſolche könnten jetzt bald eintreffen, können aber auch noch lange auf ſich warten laſſen. Darüber beſtimmen nur die Eisverhältniſſe an Scotts Winterſtation. Die mehrfach in der Preſſe geäußerte Meinung, Amundſen hätte von Scott am Südpol etwas ſehen müſſen, wenn letzterer auch dort geweſen wäre, iſt eine Utopie, die keine Widerlegung braucht. Wir hoffen und erwarten von der großen Erfahrung, der Energie und dem wiſſenſchaftlichen Sinn Scotts, daß auch er mit reichen Erfolgen heimkehren wird, welche die von Amundſen ergänzen.

In dieſer Hoffnung wird man ſich auch mit der Tatſache abfinden können, daß Amundſen unerwartet das unternommen und durchgeführt hat, was Scott durch ſeine frühere Discovery-Expedition (1901—4) anbahnte, was Shackleton fortſetzte und Scott jetzt auf der Grundlage erneuten großen Einſatzes an Kraft und Können vollenden wollte. Amundſens Ausgangspunkt vom Roßmeer zum Pol liegt an erſterem etwas anders, als der von Scott, doch bedeutet ſeine Unternehmung immerhin im Grunde dasſelbe, was Scott wollte. Dieſe Tatſache muß ich auch jetzt angeſichts des Erfolges ausſprechen. Man kann in dieſer Sache verſchieden denken. Sicher iſt, daß Amundſens Erfolg auf britiſcher Grundlage durch Zugabe norwegiſcher Methoden und Erfahrungen erreicht wurde. Mögen daher auch die Erfolge von Scott und Amundſen ſich in gleichbeſtimmender Weiſe ergänzen.

München, 19. März 1912. Erich von Drygalski.

Das Verbrechen der Dreibundserneuerung.

Quem Deus perdere vult, dementat.

Als im September vergangenen Jahres Italien, ohne auch nur nach Kriegsvorwänden zu ſuchen, die Pforte zur Räumung zweier friedlicher und ungerüſteter Provinzen aufforderte, und ſoſt gleichzeitig mit ebenſo feigen wie brutalen Kriegsaktionen überraſchte, ſah das entſetzte Europa im Chaos des Stürzenden und Entſtehenden nur ein einziges für ſicher zu nehmendes neues Faktum: das definitive Ende des ſogenannten Dreibundes, genauer geſagt, der Schwächung des deutſch-öſterreichiſchen Bündniſſes durch jahrelang geübte Rückſicht auf einen unwürdigen dritten Alliierten. Nur bei den politiſch ganz ununterrichteten franzöſiſchen und engliſchen Beurteilern trug dieſe Feſtſtellung den Charakter eines abſurden Triumphes über angebliche Machtverringerungen, die den Zentralmächten aus einem ſolchen

fait accompli erwachſen müßten; die Kenner der europäiſchen Politik, denen weder der faktiſche Wert des deutſch-öſterreichiſchen Bündniſſes mit Italien zweifelhaft, noch die mit jedem Jahre feſter werdende Entente Berlin — Wien — Peſt — Bukareſt — Stambul unbekannt geblieben ſein konnte, beurteilten die neue Lage mit einſilbigem Ernſte und in beſorgter Erwartung der durchgreifenden Aktion, mit der Deutſchland die von Italien erfahrene irreparable Kränkung beantworten würde. Die von Berlin und Wien kommenden offiziellen Erklärungen wurden nicht als definitio angeſehen. Man wußte, daß während der öſterreichiſche Miniſterpräſident mit einer farbloſen Mitteilung an den Reichsrat die Neutralität der Monarchie proklamierte, der Generalſtab durch unwiderlegliche Dokumente von nahezu unglaublicher Eindeutigkeit die Friedensliebe des greiſen Staatshauptes zu beſtürmen verſuchte. Das Communiqué des deutſchen Wolffbureaus, das viel zu offenbar durch die rohe Faſſung und die objektive Unwahrheit der den Türken gemachten Vorwürfe eine ſchwache Poſition maskierte, und in jedem Zuge die plumpe Hand verriet, der die deutſche auswärtige Politik anoertraut iſt, konnte gleichfalls nur als ein auf Zeitgewinnung nicht ſehr geſchickt berechneter Notbehelf wirken. Es war gar zu ſinnlos, den Türken zu ſagen, ſie hätten nun ſelber die hartnäckige Nichtbefolgung der italienfreundlichen deutſchen Ratſchläge zu büßen; jedermann wußte, daß das Reich nicht ſolche, ſondern die entgegengeſetzten Ratſchläge ſo lange als irgend angängig gegeben hatte, und daß erſt vierzehn Tage vor Stellung des Ultimatums Herr von Kiderlen dem türkiſchen Botſchafter *ex abrupto* die Hoffnung ausgeſprochen hatte, die Pforte möchte dem „italieniſchen" Standpunkte nach Möglichkeit entgegenkommen. Bis dahin hatte Herr Dr. Tilgner, der Konſul des Reiches in Tripolis, auf Grund ſeiner Inſtruktionen mit vollem Rechte das Mögliche getan, um den Wali von Tripolis ins deutſche Intereſſe zu ziehen, die von den Italienern verſcherzte Vorrangsposition allmählich mit deutſchem Erſatze zu füllen, die Landkäufe des Herrn von Lochow zu unterſtützen, Beſtellungen für die deutſche Induſtrie zu erhalten, — und die Flut von ekelhafter Beſchimpfung, mit der die italieniſche Hetzpreſſe, das Giornale d'Italia an der Spitze, ihn ſeit langer Zeit überſchüttete, ließ auf alles andere als Erfolgloſigkeit ſeiner Demarchen ſchließen. Was aber jenen „italieniſchen Standpunkt" betraf, dem ſich nach Möglichkeit zu nähern Herr von Kiderlen Anfang September Hakki Paſcha anraten ließ, ſo war es nicht der des Ultimatums, ſondern ein ganz anderer, nämlich derjenige, den präliminariter den dummen Deutſchen bekanntzugeben, die Erben Macchiaoellis für rätlich befunden hatten. Der wirkliche italieniſche Standpunkt, eben der des Ultimatums, mit dem das Wolff-Communiqué ſich abzufinden ſuchte, hatte bei ſeiner Bekanntgabe durch Panſa

in Berlin und den Herzog von Avarna in Wien zu so peinlichen Szenen geführt, daß die Konsulta die zeitweilige Zurückziehung der aufgeopferten Botschafter in Erwägung ziehen, und, nach einer schicklichen Wartezeit durchführen mußte. Nimmt man hiezu, daß selbst jenes Ultimatum Herrn von Kiderlen die Augen über Italiens wahre Absichten nicht geöffnet hatte, daß er den Freiherrn von Marschall auf Grund gutgläubig übernommener italienischer Vorspiegelungen wochenlang in Konstantinopel Friedensschluß auf der Basis türkischer Staatsoberhoheit über italienische Protektorate in Tripolis und der Cyrenaica betreiben ließ, um ihn desavouiert zu sehen im Augenblicke, wo seine Unterhandlungen zum Ziele zu führen drohten, so wird man begreifen, daß der gröbliche Ton der Kiderlenschen Auslassung die europäischen Kanzleien nicht in der Überzeugung erschüttern konnte, daß Italien mit Tripolis seinen Weg gewählt und ihn nunmehr alleln werde zu gehen haben. Hierzu trat, daß man bereits damals zu wissen glaubte, was heut über allen Zweifel erhaben ist und durch kein Dementi berührt werden kann: daß nämlich dem Reiche nicht nur durch Erwägungen allgemeiner und spezieller politischer Opportunität, sondern durch ein heilloses Faktum die Hände gebunden waren; daß dieselbe unglückselige Übereilung die später durch vorzeitige Preisgabe von Novipazar an die Pforte die Monarchie Millionen gekostet hat, bereits vorher in aller Stille Italien gegenüber sich in formell „unverbindliche", virtuell verhängnisvollste Zusagen verrannt hatte; damit war für den Moment auch beim besten Willen Deutschland außerstande, die Pforte wirkungsvoll zu decken; der wahre Schuldige, der durch eine solche Aktion entblößt worden wäre, saß nicht im Konsultapalaste, sondern am Ballplatze, und wäre in einem Momente getroffen worden, wo es in aller Interesse lag ihn zu schützen und zu schonen.

Ein frisches Grab hat heut dies Interesse und den Mann, dem es galt, zum Verstummen gebracht und unseren Blicken entzogen. Graf Aehrenthal ist durch ein Schicksal von fast symbolischer Tragik von seinem großen Werke genommen worden. Er hat das Land, in das er sein Volk führte, noch gesehen, aber seine Füße sollten es nicht betreten. Diese Füße waren weit ausgeschritten, aber sie hatten zweimal mindestens gestrauchelt, und so empörend für alles menschliche Empfinden Gegnerschaften und Neiderschaften mit dem unglücklichen Mann noch auf dem Sterbebette verfuhren, ein Gran von Recht kann dieser Erbarmungslosigkeit nicht abgesprochen werden, wenn sie demjenigen galt, ohne dessen unbedachte Schritte Italien es nicht gewagt hätte, auch nur einen Tropenhelm für Tripolis in Arbeit zu geben.

Eine Anzahl so genau informierter wie zuverlässiger italienischer Parlamentarier, unter ihnen Andrea Torre, der Parlamentsvertreter des *Corriere della Sera* und Exponent mächtiger Kapitalistenkreise, die das Land mit in

den Krieg haben ſtoßen helfen, unter ihnen ferner Ferdinando Martini, vielfacher Miniſter, Gouverneur, Parteiführer und Abgeordneter von größtem Einfluſſe, erklären ſeit langer Zeit jedem, der es hören will, daß Italien auf das bloße mit Frankreich geſchloſſene Abkommen über Tripolis hin den Krieg nicht begonnen haben würde. Als Graf Aehrenthal die bosniſche Annexion diplomatiſch vorbereitete und zu dieſem Zwecke auch auf dem mähriſchen Landgute ſeines heutigen Amtsnachfolgers mit Tittoni zuſammentraf, ſah er ſich nach Bekanntgabe der Abſichten der Monarchie Kompenſationsanſprüchen des Italieners gegenüber, für die auf dem Balkan eine Baſis zu ſuchen oder zuzugeben er *a limine* abliehnen mußte, auch wenn ſie ſich in die durchſichtige Form von Konzeſſionen an Montenegro kleideten. Damals bereits ſchnappte der italieniſche Schakal nach einem Biſſen vom Mahle des Löwen; damals bereits tauchte das abſurde italieniſche Argument auf, wonach Rom das Recht auf Prozente an jeder im Mitteimeergebiete vorgehenden, von ihm weder ſtörbaren noch inhibierbaren Gebietsveränderung zu haben glaubt. Statt dieſem Anſpruche gegenüber die gleiche Kühle einzunehmen, die ſpäter Rußland und den kleinen Slavenſtaaten ſo deutlich die Wege wies, hat Graf Aehrenthal damals, um der Diskuſſion eine gütliche Wendung zu geben, Äußerungen über eine dermaleinſtige Konnivenz der Monarchie zu einer dermaleinſtigen Einziehung von Tripolis durch Italien fallen laſſen, die wohl oder übel als endgültiges Beneplacitum Öſterreichs zum jetzigen Vorgehen der Konſulta deutbar waren. Daß ſie nicht als Ermunterung zu einem meuchleriſchen Überfall friedlicher Länder gemeint waren; daß ſie nicht mit einer reſpektabien, von Ehrgefühl erfüllten, an der Regeneration arbeitenden Türkei rechneten, ſondern nur für den Fall einer neuerdings dekadierenden und paralyſierten Bedeutung haben konnten; daß mit ihnen nicht nur ein ſehr langfriſtiger, ſondern nach Meinung des Ausſtellers ſehr unſicherer Wechſel ausgeſtellt war, und daß dieſer Ausſteller mit ſeiner Einziehung durch einen offenen Krieg vernünftigerweiſe nicht rechnen konnte: dies alles iſt zwar geeignet ſeine Schuid zu mindern, aber nicht ſie zu löſchen; er hätte wiſſen ſollen, mit wem er ſprach, bedenken ſollen, daß die normaien Hemmungen, mit denen bei verantwortungsfähigen Völkern und ihren verantwortlichen Lenkern gerechnet werden darf, für ſein Gegenüber und deſſen Nation nicht exiſtierten, daß ſeine Zuſage, losgelöſt von allen ihren raiſonnabien Vorausſetzungen, bei erſter Gelegenheit, ja ohne dieſe Geiegenheit, blind und toll bis an ihre letzten Grenzen würde ausgenutzt werden. Schon das Verhaiten der Konſulta nach erfolgter Annexion Bosniens mußte Aehrenthai über den begangenen Fehier aufkiären. Dem Geheul nach Kompenſationen für Italien, das ſofort nach der Kriſis die welſchen Redaktionen erfüllte, entgegnete das Miniſterium Tittoni mit

händereibender Genugtuung: Man solle vorläufig stille sein, sämtliche „Rechte“ Italiens seien beizeiten ins Sichere gebracht worden. Mehr konnte damals nicht erklärt, die Spitze auf Tripolis nicht offen entblößt werden; man rechnete nämlich darauf, daß die Annexion zu einer dauernden Entfremdung zwischen Deutschland-Österreich und der Pforte führen und England-Frankreich den verlorenen Einfluß am Goldenen Horne wiedergeben würde, und gedachte im Gefolge der letzteren zu jagen, dort das fette Erbe der „Verbündeten“ anzutreten; daher erschien es als inopportun, den Jungtürken, denen man gerade mit proskynetischen Zeitungsartikeln die enthusiastische Freundschaft des Freiheitslandes Italien antrug, die Provinzen des Osmanenreiches zu nennen, für deren Einziehung man nach der französischen nun auch die österreichische Bürgschaft zu haben glaubte; und schließlich sah man sich durch diese Bürgschaften noch keineswegs in Balkanfragen als gebunden an, sondern war bereit, in dort zwischen Österreich und den Serbenstaaten etwa ausbrechende Feindseligkeiten augenblicklich mit bewaffneter Hand einzugreifen, und diese Hand nicht leer zurückzuziehen. Die gesamten Vordrucke und Gestellungsbefehle für Mobilmachung, versehen mit dem Aufdrucke *Agosto* 1908, befinden sich bei den Akten des österreichischen Generalstabes und haben bei der Entlassung des Generalstabschefs General Conrad eine historisch bedeutsame Rolle gespielt. — Erst als die bornierte Ignoranz, mit der die italienische Nation in allen ihren Schichten dem Auslande und nun gar dem Oriente gegenübersteht, in der türkischen Frage ihre Folgen brachte, als die absurderweise gehegten Hoffnungen, dort leichter Hand die schwergereiften Früchte jahrzehntelanger deutscher Mühsalen vom Aste zu streifen, an der Sachlichkeit der türkischen Geschäftsführung zerschellten, erst damals begann „*Tripoli nostra*“ der Trumpf zu werden, mit dem man die Herausgabe des „italienischen Rechtes“, das heißt zweier legitim besessener und unangefochten verwalteter Provinzen der Türkei zu erpressen versuchte. Aber als diese enttäuschte Gier in das Stadium eines akuten Paroxysmus getreten war, dem noch in der zwölften Stunde zu begegnen versucht werden mußte, war Graf Aehrenthal nicht viel mehr als ein Sterbender. Mitten in den italienischen Zeitungslärm des Monats August ließ er noch die ohnmächtige Mahnung werfen, Österreich halte den Moment für Geltendmachung der italienischen Ansprüche nicht für geeignet. Es klingt wie ein Flehen aus der Gerichtsszene im „Kaufmann von Venedig“ und man möchte dazwischen rufen: „*Consider you talk reason to a dog!*“ Shylock hatte seinen Schein und bestand auf seinem Pfund Fleisch, „nahe dem Herzen“. Während dieser Ruf von Wien kam, durchstreifte schon der gegenwärtige Oberbefehlshaber in Tripolitanien, General Caneva, als englischer Tourist verkleidet, die Städte der Levante auf der Suche

nach geeigneten Operationsterrains, fuhr der soeben verstorbene Admiral Aubry mit mehreren höheren Seeoffizieren auf Vergnügungsdampfern alle Routen des ägäischen Meeres und der Engen ab,[1]) wimmelte Tripolitanien und die Barka von italienischen Stabsoffizieren in allen erdenklichen Verkleidungen, die dort teils als angebliche Beamte der italienischen Kapitulationspostämter, teils als Teilnehmer an pseudowissenschaftlichen Missionen, immer aber unter dem Schutze des würdigen italienischen Generalkonsulates ihre Erkundungen sammelten — mit dem blamabeln Erfolge freilich, den dann der Schreckenstag von Schara Schât zeitigte, und der den Talenten der so verwandten Herren kein rühmliches Zeugnis ausstellt. Die Okkupation zweier für Italien völlig wertloser Provinzen, die, wie von italienischen Patrioten schon offen zugegeben wird, weder als Ansiedelungsgebiete für die angebliche italienische Expansion in Betracht kommen können, noch für Zerealienproduktion je Eignung besitzen werden, noch jemals andere Produkte liefern dürften als solche, für die im Heimatlande bereits Überproduktion und daher schlechter Markt besteht (Öl, Schwefel), diese Okkupation als Brutalitätsgeste *pur et simple*, zum Zwecke politischer Machtprahlerei und des Druckes auf die Verbündeten, war in dem Augenblicke beschlossen, in dem Deutschland daran ging, sich über die Frage der Beherrschung des westlichen Nordafrika mit Frankreich zu verständigen, und dieser Beschluß hatte in London und Paris seine „stillschweigende" Bestärkung erfahren; denn seine Ausführung mußte das in den Marokkoverhandlungen schon nur mit äußerster Mühe geschützte Weltprestige Deutschlands neuerdings schwer erschüttern, und konnte den Völkern der Welt keinen Zweifel mehr an der objektiven Wertlosigkeit deutscher Freundschaft und deutschen Schutzes belassen. Es ist irrig, anzunehmen, daß Frankreich von Anfang an die Okkupation von Tripolis, in unmittelbarer Nähe seiner tunesischen Territorien, ungern gesehen oder zu erschweren gesucht habe. Großstaaten von alter Weltmacht führen ihre Politik auf wenigen zentralen Linien konsequent, ohne sich durch Rücksichtnahme auf Reizfolgen an ihren kolonialen Extremitäten déroutieren zu lassen, und die empfindliche Schädigung eines deutschen Vasallenstaates durch einen angeblichen deutschen Alliierten im Augenblicke einer schweren deutschen Bedrängnis wog dem Quai d'Orsay allen nordafrikanischen Nachteil, selbst den nicht zu unterschätzenden des Fälligwerdens eines nicht auf rasche Erfüllungen berechneten Staatsvertrages

[1]) Diese Sätze beruhen auf Angaben, die Admiral Bettolo, einer der energischsten Promotoren des Krieges, im Nov. 1911 in einer Privatunterhaltung gemacht hat, und die von da in den Genueser ‚Caffaro' gelangt sind. Sie haben das übliche Dementi zur Folge gehabt, sind aber durch ihre Details wie durch den Gewährsmann absolut garantiert.

mehr als auf. Die italienische Okkupation hatte in Paris eine bis zum schadenfrohen Beifall, ja bis zur kalten Verhöhnung des Gegners loyale Presse, von den ministeriell subventionierten bis zu den andern Mächten feilen Blättern herab, und Herr Tittoni konnte unter dem perfiden Beifall des Temps und der Débats, von andern ganz zu schweigen, den unglücklichen Rifaat Pascha, der sich nur mühsam im Figaro ein Plätzchen für seinen rechtschaffenen Protest erobert hatte, öffentlich traktieren, wie ein unverschämter Snob, der Oberwasser hat, einen Ehrenmann traktiert, den die Umstände wehrlos machen. Daß der scheinbare Umschwung in der Stellung Frankreichs gegen das tripolitanische Italien, der im Manuba-Zwischenfalle Gestalt annahm, ein Abwerfen der Maske sei und die ursprünglichen Intentionen der französischen Regierung an den Tag bringe, kann nur die Einfalt meinen. Er ist eine Folge erstlich der ungeheuren Taktlosigkeit, mit der die italienischen Blutgerichte und Sakrilegien die Brandfackel in den gesamten Islam geworfen haben, und die für den tunesischen wie für den ägyptischen Nachbarn die Resultate eines halben Jahrhunderts weiser Provinzialpolitik zu kompromittieren droht; er ist weitens eine Folge der gleichen Taktlosigkeit, die nicht begreifen will, daß ein Kriegsrecht in Gewässern, die von Frankreich und England taktisch, strategisch und politisch absolut beherrscht werden, von einem kriegführenden Mandatar Frankreichs und Englands mit Diskretion gehandhabt werden muß, wenn nicht die rechtlichen Unterlagen des Krieges selber und damit der aus ihm erwachsenden Rechtsfolgen in Frankreich und England Gegenstand einer fatalen Überprüfung werden sollen. Die Okkupation Sollûms durch Ägypten, gewisser tripolitanischer Grenzstellungen durch Tunis, die Abwesenheit Barrères von Rom, die spitzen Wendungen der französischen Regierungspresse, die Rede Poincarés über den Manubafall — eine Climax von nach Rom gerichteten Winken, die das Gedächtnis schärfen und der Konsulta klar machen sollen, daß das Dominium im Mittelmeere nicht der Handvoll verlorener Streiter auf den tripolitanischen Hochsteppen mit Fliegerbomben, Décauville-Schmalspurbahnen und ähnlichem gestern gekauften Mordspielzeug eitler Kinder abgewonnen wird, sondern nur als Condominium auf einem verschwiegenen Geheimprotokollblatt in gewissen, den italienischen Emissären wohlbekannten, hermetisch abgeschlossenen Salons zu haben ist — ob in Paris oder London oder im Palazzo Farnese, gilt gleichviel. Darüber war man ja zwischen Tittoni, De Selves, Delcassé und Iswolski, zwischen Barrère und di Scalea, zwischen Imperiali und Sir Edward Grey ganz einig gewesen, bevor die Schiffskessel in Syracus und Tarent angefeuert wurden; warum aber sich stellen, als hätte man es vergessen? Nach Tripolis ging man als guter Freund Frankreichs und Englands, mit der

Absicht, Dreibundmacht zu bleiben, solange ein Verharren in diesem Verhältnisse Frankreich und England eher Vorteile als Nachteile, Deutschland und Österreich eher Nachteile als Vorteile brachte; aber man fegt nicht auf der Spur des Duilius als Mittelmeerbramarbas über die Gewässer seiner guten Freunde, und nimmt nicht Hegemoniemanieren an, die eine einzige Geschwaderbewegung zum Schrumpfen bringen müßte, außer in den Spalten des Giornale d'Italia, wo der neulateinische Ochsenfrosch sich ewig weiter blähen kann, ohne daß mechanische Grenzen ihn klemmen und er birst.

Dies war die Lage; dies ist sie heut noch; heut, da das italienische Ressentiment infolge der barschen Geste Frankreichs die Kehrichthaufen wieder nach den weggeworfenen Dreibundsrequisiten durchklaubt, und zwischen den Zähnen fluchend die alte Blechplempe, die verhaßte alte Tartasche, die dort auf Nimmerwiedersehen hatte rosten und zerfallen sollen, wütend über die Grenze von Ventimiglia schüttelt; dies ist die Lage heut noch, da die unverbesserliche deutsche Einfalt zum tausendunderstenmale bereit ist, alles vergeben und vergessen sein zu lassen, wenn der Tausendsassa nur wieder Hunger hat und bei der guten Tante die Schelle ziehen will; heut, da Herr von Kiderlen nach Rom gegangen ist, wo ein deutscher Staatsminister, mit Krieg und ohne Krieg, nichts mehr zu suchen hat, und für die Wahrnehmung der laufenden Geschäfte endlich einmal der Unterbeamte mit dem Weichenstellerorden wirklich ausreicht, der in der deutschen Botschaft traditionell der einzige erfolgreich tätige ist; heut, da ein nichtssagender höfischer Anlaß, die Taufzeugenschaft des Grafen von Turin am deutschen Kaiserhofe zu einer Einladung des genannten an den deutschen Thronfolger und dessen längerer Anwesenheit in Neapel, gleichviel ob in einem rein äußerlichen Inkognito, führen kann, unter gesalzenen Kommentaren der gesamten italienischen Gesellschaft; heut, da es deutsche Minister gibt, die eine Entrevue des Kaisers mit dem italienischen Staatsoberhaupte empfohlen haben und zu verantworten gedenken, eine Entrevue, die am Geburtstage Wilhelm des Ersten in demselben Venedig stattfindet, dessen Bevölkerung, Presse, Behörden bei der letzten Anwesenheit des Kaisers vor nicht ganz einem Jahre demonstratio die Arme kreuzten, weil er es gewagt hatte, sich bei Eröffnung der römischen Ausstellung wie andere Monarchen vertreten zu lassen, statt selber als Schaustück zwischen den Pappmaché-Glorien des glorioſen Landes Diligenz zu präsitieren; dies ist die Lage heut, da es dem Erzherzog-Thronfolger nicht gelungen ist, die in Aehrenthals Hand schleifen gelassenen Zügel in die einzigen geeigneten Hände zu legen, und den Wagen der Monarchie mit einem Rucke auf dem Abhange zum Stehen zu bringen, und wenn tausendmal die Bremsen sich entzünden; heut, da der Dreibund nicht nur von wohlmeinenden und überzeugten Menschen, von

Hiſtorikern wie Friedjung, von Militärs wie dem General von Bernhardi für allenfalls ſanierbar erklärt wird, ſondern wie es den Anſchein hat, alles Einverſtändnis für ſeine Erneuerung, ſeine baldige und auf zwölf Jahre gehende Erneuerung bereits geſchloſſen iſt, und Menſchen- und Engelzungen den Wahnſinn nicht mehr aufhalten können, dem es nicht genug iſt, uns vor der Welt entehrt und geſchändet zu haben, der den Ruin des Vaterlandes betreibt und eine Aera der Mißhandlungen perpetuiert, um nicht handeln zu müſſen; der nicht handeln kann, weil er keine Ziele des Handelns hat, der keine Ziele haben kann, weil nur der Ziele hat, in deſſen Natur es liegt, für ſeine Ziele ſein Alles, bis zum bittern Ende einzuſetzen. Dahin iſt es mit uns gekommen, dreißig Jahre, ſeitdem die Welt vor Bismarcks Augenbrauen zitterte, desſelben Bismarcks, deſſen Werk man angeblich heut erneuern will, desſelben, der dies Werk heute wiederkehrend mit einem Federſtriche aufheben würde. Wie er ſich räuſpert und wie er ſpuckt, — das freilich; ſein Räuſpern bewahren wir maſchinell im Megaphon-Phonographen, ſeine Spucke liegt zwiſchen zwei Glasplättchen im Muſeum der deutſchen Größe, und anderer vergangener und eingetrockneter Werte. Wer wagt es noch von ſeinem Geiſte zu reden, während verantwortungsflüchtige Trägheit ſich bei uns in der äußern wie der innern Politik von Stunde zu Stunde friſtet, während die Feigheit uns regiert, während unſere geſamte Diplomatie nicht einen Mann beſitzt, der den politiſchen Weltzuſammenhang annähernd ſo beherrſcht wie ein Fabrikchemiker ſeine Disziplin, während überall außerhalb der deutſchen Grenzen der Deutſche ſein Geſicht in die Hände drückt und ſeine Ohren verſtopft, um den Ton nicht zu hören, mit dem der deutſche Name wieder ausgeſprochen zu werden beginnt — wie vor hundert Jahren, in der Zeit deutſcher Barbiere, Kellner, Kuriere, und Muſiker und anderer Größen von Lacqueyland?

Man ſage uns jetzt ſchon die Argumente, man krame jetzt ſchon alle abgeſtandenen diplomatiſchen Gemeinplätze, alle windſchaffenen Scheingründe und abgewetzten Schlagworte aus, mit denen man die Erneuerung dieſes unſinnigen und unſittlichen Bündniſſes zu verteidigen gedenkt, eines Bündniſſes, das der andere Teil weder halten will noch halten kann, durch das wir ihm den Verrat aufzwingen, auch wenn ſeine Natur und ſeine Tradition nicht verräteriſch iſt. Bis man es getan hat, verteidigen wir unſere Argumente und belegen ſie aus unſerer Kenntnis der wahren Verhältniſſe, die das deutſche Volk zu prüfen ein Recht hat, ſelbſt wenn es mit gebundenen Händen in ſein Verderben geliefert werden ſoll.

Noch bei jeder Erneuerung des Dreibundes hat Italien in Berlin Sonderforderungen geſtellt, die auf der Baſis des Bündniſſes und ſeiner Vorausſetzungen unerfüllbar waren, und, ſo lange die auswärtige Politik Deutſch-

lands in reſpektablen Händen lag, abgewieſen worden ſind, ohne darum den Austritt Italiens zur Folge zu haben. Dieſe Forderungen bezogen ſich regelmäßig darauf, der Stipulation in der die drei Allianzſtaaten einander ihre Territorien garantierten, eine auf Anerkennung der ſogenannten „Mittelmeerintereſſen“ Italiens abzielende Erweiterung zu geben. Wir müſſen die Gründe prüfen, die das ablehnende Verhalten der deutſchen Geſchäftsführung gegen dieſe italieniſchen Prätentionen motivierten, vor allem, da es undenkbar iſt, daß Italien diesmal ohne Brechung dieſes Widerſtandes ein Bündnis erneuert, in dem es ſich nicht eine vollkommen veränderte, faſt präponderierende Stellung geſichert hätte.

Der Dreibund beruhte bei ſeiner Begründung auf der Vorausſetzung der territorialen Saturierung ſeiner Teilhaber und war daher und iſt ſeinem Weſen nach konſervativ-defenſiv, die bündnismäßige Beſiegelung eines durch ein Kriegszeitalter geſchaffenen Territorialzuſtandes, der damit für unmodifizierbar und konſtant erklärt wurde. Er garantierte Öſterreich gegen plötzliche bewaffnete Rekriminationen Italiens und umgekehrt, und ſtärkte dadurch den Bündniswert der Monarchie für das Reich. Er garantierte Italien gegen Reſtitutionsgelüſte, die von Frankreich aus im Jahrzehnt 1870—80 mehr als einmal das „*Roma conquista intangibile*“ zu tangieren verſucht hatten, und gegen Aggreſſionsgelüſte, die bei der Gereiztheit der jungen Republik gegen das junge Königreich, und bei der ſchmalen Meerfront, die den tuneſiſchen vom ſiziliſchen Strande trennt, ſehr wohl einmal zu Drohungen werden konnten, und ermöglichte dem herabgekommenen Lande eine friedliche Regeneration ſeiner Kräfte, ſeiner Inſtitutionen und ſeiner öffentlichen wie privaten Mittel; er bedeutete ſchließlich eine Art von drohendem Schachzug gegen Frankreich; es iſt ſehr wahrſcheinlich und logiſch nicht abſurd, daß Bismarck, ſo lange er die Geſchäfte führte, mit bundestreuem Verhalten Italiens im Falle eines neuerlichen franzöſiſch-deutſchen Krieges rechnete, eine Annahme, die heut jeden Deutſchen zur Bekleidung öffentlicher Ämter disqualifizieren ſollte.

Daraus folgt bereits, daß die Vorausſetzung dieſes Bündniſſes ein Italien iſt, das ſeine durch fremde, nicht eigene Siege erkämpfte, durch fremden, nicht eigenen Druck beſiegelte Einheit langſam mit eigenem Werte und Inhalte erfüllt, und gewiſſermaßen ſeine fünfzig und mehr Jahre lang ausgeſtellten hiſtoriſchen Wechſel allmählich einlöſt; ein Italien, das keine Verwicklungen hervorrufen kann, weil es im eigenen Hauſe vollauf beſchäftigt iſt; ein Italien, das vom Mittelmeere nichts anderes will als die eigenen Territorialgewäſſer, die es wie jeder Staat die ſeinen ſchützt und verwaltet, und die im engliſchen Machtbereiche verlaufenden Handelsſtraßen, in denen es die gleichen Rechte wie jeder andere auf ihnen verkehrende Staat un-

angefochten genießt. Ein anderes Italien konnte und kann das im Dreibund figurierende Deutſchland weder kennen noch anerkennen, andere als die hierin implizierten Intereſſen ihm aus dem einfachen Grunde nicht garantieren, weil kein Staat eine Gewähr übernimmt, die er vorkommenden Falles nicht durch den Druck von realen Machtmitteln in Beiſtand umſetzen kann; und dieſe realen Machtmitteln fehlten Deutſchland und Öſterreich im Mittelmeeer faſt oder ganz. Hierzu tritt, daß nach geſunder und traditioneller Maxime der deutſchen Geſchäftsführung das Mittelländiſche Meer als eine engliſche Intereſſenſphäre, ja geradezu als ein engliſcher Binnenſee wie der Derwent gilt, innerhalb deſſen der Dreibund als ſolcher keine Stellung nehmen kann, ohne die Reibungsfläche zwiſchen Deutſchland und England nutzlos zu vergrößern. Es iſt daher ein verhängnisvoller Irrtum, wenn von unpolitiſch denkenden deutſchen Beurteilern, etwa dem General v. Bernhardi in einem ſoeben erſchienenen vielbeſprochenem Buche, behauptet wird, Deutſchland habe durch planmäßige Ignorierung der italieniſchen Hegemonieanſprüche im Mittelmeere die Schwächung des Dreibundes und ſchließlich die heutige heilloſe Lage ſeine Politik verſchuldet. Es ſtehe dahin, ob ein Volk, in deſſen ökonomiſcher Lage wenige Lichtſtellen neben Strecken des finſterſten Schattens ſtehen, das außerſtande iſt, ſeinen eigenen Konſum in ein Verhältnis zu ſeiner Produktion zu bringen, geſchweige die eigenen Märkte zu ſaturieren, ob ein ſolches Volk, um alle eigentlich politiſch moraliſchen Argumente ſchweigen zu laſſen, nach einer ſolchen Hegemonieſtellung die Hand ausſtrecken darf. Tut es Italien, ſo muß es ſie gegen die vereinigten formidablen Kräfte Frankreichs und Englands außerhalb des damit *eo ipso* liquidierten Dreibundes erkämpfen, — jedes Kind kann ſagen, mit welchem Erfolge. Daneben gibt es als drittes die franzöſiſch-engliſch-italieniſche Intereſſengemeinſchaft im Mittelmeere und an der nordafrikaniſchen Küſte, die von gelegentlichen mehr oder minder heftigen Expektorationen, wie der Manuba-Zwiſchenfall ſie gezeitigt hat, darum untangierbar iſt, weil die geographiſchen und politiſchen Umſtände ſie erzwingen, und die ſich in ſpäteſtens einem Jahre etabliert haben wird. Dieſe Intereſſengemeinſchaft übergibt den Ententemächten die Entſcheidung darüber, ob der Dreibund beſtehen ſoll oder nicht und ſtellt die Form in der Deutſchlaud ſeine Traktate regelt, in das nackte Arbitrium ſeiner Feinde. Latent iſt dieſe Lage, ſeit unſere Geſchäftsführung ſich außerſtande gezeigt hat, den Abſchluß des Visconti-Venoſtaſchen Mittelmeerabkommens und des Prinettiſchen Tripolisabkommens durch ein weitblickendes und unzweideutiges *aut-aut* zu verhindern; virtuell beſteht ſie, ſeit in Algeciras Visconti-Venoſta grundſätzlich mit Deutſchlands Feinden zu einer Akte ſtimmte, die das Reich dann ratifiziert hat. Mit der deutſchen Anerkennung der italie-

niſchen Territorialhoheit über die geraubten Provinzen der Pforte wird ſie ein Faktum der Geſchichte ſein. Wir haben die krankhafte Sehnſucht, nicht nur uns aufkündigen, ſondern uns durch unſere Feinde eine Wand unſeres Hauſes abbrechen zu laſſen, auf die ſie ihren Beſitzſtempel gedrückt haben und die ſie uns laſſen, ſolange es ihnen paßt. Die Manen Friedrichs der eine Welt in die Schranken forderte, als ſeine und die nationale Ehre auf dem Spiele ſtand, haben ſich ſoeben von denen feiern laſſen müſſen, die unſere Ehre tief unter die Zeiten deutſcher Erniedrigung herabgewürdigt haben, unſern Stolz klaftertief unter die Schmach von Olmütz, die wenigſtens einem tapferen Deutſchen das Herz brach. Gibt es noch deutſche Herzen, die das Schickſal des Vaterlandes als ihr eigenes miterleben?

Aber es wird behauptet, von italieniſchen Sophiſten und leider auch von ihren deutſchen Nachſchwätzern, das Reich habe nach Ausweis amtlicher Bekundungen in den italieniſch-franzöſiſch-engliſchen Mittelmeerabmachungen keine dem Dreibunde widerſprechenden Transaktionen, ſondern im Gegenteile ſchätzbare internationale Anſchlußcorollarien zu der die Alliierten bindenden Haupturkunde erblickt. Kein Unſinn kann pernizißſer ſein als dieſes auf der Unkenntnis diplomatiſcher Redegewohnheit beruhende Mißverſtändnis der eiſig höflichen Worte, mit denen Fürſt Bülow wiederholt im Reichstage über die italieniſchen Démarchen quittiert hat. Nachdem die deutſche Ablehnung der italieniſchen Anſprüche die Großtuerei der römiſchen Herren nicht geheilt hatte, nachdem der italieniſche Dépit die ſpöttiſch gegebene Wendung, „Mittelmeerintereſſen ſeien nur in London garantierbar" wörtlich genommen und befolgt hatte, ſtand die deutſche Geſchäftsführung vor dem Dilemma, entweder den Dreibund aufzulöſen oder ihn mit dem einzigen Zwecke, Italien ſo lange als angängig innerhalb eines Scheinbündniſſes zu neutraliſieren, in äußerlich dezenter Geſtalt zu friſten. Wir können die Gründe nicht diskutieren, die zur letzteren Verhaltungsweiſe angeraten haben mögen; die Form die man ihr gab, zeigte deutlich, was ſeit mehr als zehn Jahren jedem bekannt iſt, daß man mit anderen als negativen Vorteilen aus dem Bündnis mit Italien zu rechnen aufgehört hatte. Die politiſche Lage, die ſeinerzeit bei Begründung des Bundes ein aktives Eingreifen italieniſcher Heere in Savoyen im Falle eines franzöſiſchen Krieges denkbar gemacht hätte, hat ſich ſowohl in der Form der Sympathien für Deutſchland wie der Antipathien gegen Frankreich längſt hiſtoriſch aufgezehrt, und hat gegen Öſterreich das Stadium kaum verſchluckten Rachehaſſes, gegen England die alte hyſteriſch geſchmeichelter Anbetung angenommen. Keine Regierung der Welt wäre imſtande, eine militäriſche Front an den franzöſiſchen Bruder und Freund zu bringen, keine Dynaſtie könnte es wagen, ſich in abſurde Kämpfe mit England zu

verrennen, und das Bündnisdokument würde im Bündnisfalle vom Sturme einer Revolution in die Lüfte entführt werden. Wer das bestreitet, kennt weder die Stimmung im Volke, noch im Heere, noch in der Flotte, hat aus den Jubelfesten der alten Waffenbrüderschaft von Magenta und Solferino, hat von den Begeisterungsparoxysmen nichts gelernt, mit denen Mr. Jean Carrère, das edle Wild, von einem armen Teufel von Araber mit einem Messer am Arm geritzt, bei seiner Ankunft hier in Rom begrüßt wurde. Italien ist heut kulturell und geistig zu sehr wieder geworden, was es seit 1700 war, französische Provinz, um sich Frankreich als Feind vorstellen zu können. Die Männer würden eher auswandern und desertieren, Offiziere ihre Degen zerbrechen, Maschinisten die Schlachtschiffe, Kanoniere die Haubitzen sabotieren, als gegen das mit naiver Sehnsucht als superior angebetete Land für Deutschland, gerade für Deutschland ins Feld zu rücken. Was England anlangt, so bedarf es des Hinweises auf die hier gleichfalls bestehenden sentimentalen Imponderabilien überhaupt nicht. Italien ist in keiner Weise auf einen Zusammenstoß mit der seestärksten Macht Südeuropas vorbereitet, die im Gegensatze zu Frankreich mit völliger Aktionsfreiheit ihre ganze verfügbare Macht auf die italienischen Häfen und Küsten konzentrieren könnte, und, da eine der Rede werte österreichische Flotte noch auf Jahre hinaus nicht bestehen wird, in vierzehn Tagen diesen Vorwitz zum Schweigen gebracht haben würde.

Diese geographische und Machtlage ist es, die Frankreich und England seit Jahren mit zäher Arbeit ausnutzen, unter kalter Berechnung auf die schlechtesten und verächtlichsten Eigenschaften der Nation, die immer in den schlimmsten Momenten ihrer sittlichen Geschichte *roba di Francia* gewesen ist. Denn wir haben Italien nichts zu bieten, womit sich prunken läßt. Den tüchtigen Elementen des Volkes haben wir Gelegenheit zu friedlicher Arbeit gegeben, die Sanierung von Provinz auf Provinz durch Garantie unseres Schutzes ermöglicht und rechnen uns einen Anteil daran zu, wenn ein volles Drittel von Italien heute als zivilisiertes Land gelten kann. Aber diesem mit vollen zwei Dritteln feiler Barbarei belasteten Lande politische Machterweiterungen vor den Augen funkeln zu lassen, diesen schnell genug aus Brandstätten und Lupanaren wieder aufgestandenen sinnlosen Größenwahn mit unerfüllbaren oder schlimmer mit nur zum Scheine erfüllbaren Hoffnungen völlig zu berauschen, haben wir verschmäht. Eine *Pax Germanica* hat die italienischen Finanzen, auch wenn man den heute zu ihrer Frisierung betriebenen beispiellosen Bilanzenschwindel nach Gebühr verachtet, zu einer Gesundung geführt, die es dem Lande ermöglicht hat, für die barbarischen Landesteile ab der Tiber Millionen über Millionen auszuwerfen; das ist der deutsche Weg, eines redlichen und unabhängigen Volkes würdig; mit diesen

nur angewieſenen und nie ausgegebenen Millionen führt dies Land heute einen Seeräuberkrieg als Auxiliar von Deutſchlands Feinden gegen Deutſchlands Freunde, und überliefert Calabrien, Apulien, Sizilien, Campanien auf ein weiteres Halbjahrhundert dem Elende, der Dürre, der Camorra, der Unwiſſenheit, der Cholera, der Malaria, dem Sumpfe. Das iſt der franzöſiſche Weg, würdig der Bundesgenoſſen Napoleons des Dritten, deſſen Andenken niemals beſſer gefeiert werden konnte als in dieſem Schreckensjahre.

Nichts iſt heute mehr imſtande, Italien von dieſem Wege abwendig zu machen. Die Gewalt der Geſchehniſſe, die nicht widerrufbar ſind, drängt es weiter, unter der Wirkung leichterrungener Triumphe und leerer Machtentfaltung vor geringfügigen Objekten hat der Charakter des Volkes ſich blitzſchnell transformiert, in Wahrheit ſeine alte Vorliebe für den Schein anſtatt des Weſens, für Blenden, Geiten und Beneidetwerden nur neu entdeckt. Mit dieſer Verfaſſung weiß Frankreich ſich glänzend abzufinden, und wird ihr nach der erſten noch hinreichend andere Scheinbefriedigungen gewähren. Aber während uns Italien linker Hand entgleitet, gibt uns rechter Hand der Islam auf, verſcherzen wir zu dem Werke Bismarcks das mit Moltke begonnene Werk der Erſchließung und Erziehung des Orientes, das einzige, für das wir noch zwei, vielleicht drei fähige Arbeiter einzuſetzen haben. Machtlos und verlacht, verlaſſen und verachtet ſtehen wir da. In dieſem Augenblicke ſuchen wir die Hand, die uns zehnmal verkauft und mißhandelt hat, wieder zu faſſen und denken auf Pfennige, mit denen wir ſie füllen können.

Es werden ſich Männer finden, die unter die Erneuerung des Dreibundsvertrages ihren Namen ſetzen; was fände ſich heute nicht in Deutſchland? Unſere Söhne, vielleicht wir ſelber werden dieſe Namen mit ihrem und unſerem Blute von dem Papiere waſchen müſſen, das den Namen des Reiches zum Kinderſpotte macht. Das ſollen Daten aus der Geſchichte dieſes tripolitaniſchen Krieges, und aus ſeiner lamentablen Vorgeſchichte auch dem Blindeſten vor Augen führen.

Rom. Spectator Germanicus.

Georg Kerſchenſteiner:
Die Volksſchule der Vereinigten Staaten von Amerika.

4. Geiſt des Unterrichtsbetriebes.

Soll ich den Geiſt des Unterrichtsbetriebes, der die beſten Schulen in den großen Städten des Oſtens der Vereinigten Staaten beherrſcht, oder richtiger, der ſie in der nächſten Zeit dank einiger ganz hervorragen-

der Lehrerſeminarien beherrſchen wird, kennzeichnen, ſo tue ich vielleicht am beſten, auf die ſieben Punkte hinzuweiſen, welche der Leiter des Lehrerſeminars an der Columbia-Univerſität, Profeſſor James E. Ruſſell, dem Lehrplan ſeiner Seminarübungsſchule vorausgeſetzt hat. Ich habe ſie in verſchiedenen Berichten der Schulverwaltungen der großen Städte in anderer Form wiedergefunden.

James E. Ruſſell ſagt: 1. „Die Erziehung ſchließt ſowohl die Entwicklung der natürlichen Kräfte des Individuums ein als auch den Erwerb von Wiſſen, ſo daß das Individuum ſich den Idealen anpaßt, gegen welche die Geſellſchaft, der es angehört, ſich bewegt. Soziale Tüchtigkeit iſt alſo die beſte kurze Bezeichnung für unſer Ziel der Erziehung.“ Ich darf hinzufügen, daß ich genau das gleiche Ziel vor zwei Jahren in meiner Schrift „Der Begriff der ſtaatsbürgerlichen Erziehung“ aufgeſtellt habe.

2. „Die Entwicklung des ſittlichen Charakters iſt eine Grundaufgabe der Erziehung. Aber wir glauben nicht, daß die formale Schulung, welche auf feſte Inſtruktionsſtunden in Moral ſich beſchränkt, ein wirkſamer Faktor in der Charakterbildung ſein kann. Der Hauptpunkt in der moraliſchen Erziehung iſt, daß das Kind gewiſſe Begabungen oder Fähigkeiten, Handlungen abzuwerten, entwickelt, aus welchen ſpezielle Handlungen naturgemäß folgen werden. Der Lehrer muß dem Kinde Gelegenheit geben, dieſe Begabungen entſprechend in ſeinem Benehmen auszudrücken. Wir wünſchen, daß das Kind fühlt, daß Gehorſam, Treue, Selbſtbeherrſchung und Hingabe notwendige Geſetze für jeden ſind und daß es zu dem Gefühl aus dem Bewußtſein kommt, daß eine geſunde Exiſtenz des Schullebens, an dem es teilnimmt, ohne dieſe Geſetze unmöglich iſt.“

3. „Wir glauben, daß ſich das Kind am beſten durch die Arbeit entwickelt, die ſein Intereſſe packt; daß die verſchiedenen Tätigkeiten des Schullebens auf die fundamentalen Inſtinkte und Intereſſen des Kindes gegründet ſein ſollen.“

4. „Wir ſind der Meinung, daß ein wichtiger Teil des Schullebens die Wiedergabe des Gelernten iſt, die aber nicht eine bloße Gelegenheit ſein ſoll zu zeigen, wie viel das Kind erworben hat, ſondern der Platz für freien Gedankenverkehr zwiſchen Lehrer und Schülern, ein Gedankenverkehr, der darauf ausgeht, die Fehler des Verſtandes zu korrigieren und das Wiſſen zu gebrauchen. Die Stunde der Wiedergabe iſt die geeignetſte Unterrichtszeit, die Erfahrungen des Schülers zu organiſieren und zu vermehrter Tätigkeit anzuregen.“

5. „Wir glauben *nicht*, daß irgend ein Unterrichtsgegenſtand der Mittel-

punkt ſein ſoll, auf den ſich alle andere Schularbeit bezieht. Viel eher iſt des Kindes gemeinſchaftliches Leben der Mittelpunkt aller Beziehungen. Die verſchiedenen Unterrichtsgegenſtände liefern die verſchiedenen Wege für das Kind, Erfahrungen zu ſammeln. Die Beziehung dieſer Erfahrungen zum ſozialen Leben des Kindes gibt das vereinheitlichende Unterrichtsprinzip. In dem Maße, als die Erfahrungen des Kindes ſich erweitern, wird die Einheit des Unterrichtslebens ſich natürlich und allmählich differenzieren in die gewöhnlichen Unterrichtsgegenſtände des Lehrplanes."

Ich brauche hier nicht weiter darauf aufmerkſam zu machen, daß ſich gerade in dieſem Grundſatz ein nicht unweſentlicher Gegenſatz zu der ſogenannten wiſſenſchaftlichen Pädagogik zeigt, der um ſo bedeutender iſt, als ſich gerade die beſten amerikaniſchen Pädagogen an Herbart angeſchloſſen haben und auch in den unterſten Klaſſen der Seminarübungsſchulen noch ziemliche Reſte der Kulturſtufentheorie und der damit verbundenen Konzentration zu finden ſind. Umſomehr ſchließt ſich gerade dieſer Grundſatz an die Forderungen an, die ich vor zwölf Jahren in meiner „Theorie des Lehrplans" entwickelt habe. Das übertriebene Konzentrationsprinzip mit ſeinen willkürlichen Zerreißungen natürlicher, in ſich geſchloſſener Vorſtellungsgebiete, das in Deutſchland noch immer herrſcht, hat in den Schulen der Vereinigten Staaten ſeine Rolle wohl für immer ausgeſpielt.

6. „Wir glauben, daß das Kind einen natürlichen Inſtinkt hat, alles was es denkt in Handlungen umzuſetzen; daß es in erſter Linie viel eher ein ſchöpferiſches als ein paſſiv aufnehmendes Weſen iſt; daß es keine Anlagen hat zum Guten oder Schlechten, ſondern daß es ſich in der einen oder anderen Richtung entwickeln wird nach dem Einfluß, der es umgibt."

7. „Wir glauben, daß die Schulkinder ein Recht haben, glücklich zu ſein; daß die Schule nicht die Freude am Leben unterdrücken ſoll und daß es dies auch nicht tun wird, wenn das Schulleben vom rechten Geiſt erfaßt iſt, wenn ſeine Tätigkeiten auf die natürlichen und rechtmäßigen Inſtinkte und Intereſſen des Kindes gegründet ſind.

Wir glauben an Freiheit, das iſt an ſo viel perſönliche Freiheit, als mit den Rechten der anderen zuſammen beſtehen kann, weil anders keine Möglichkeit beſteht für das Wachstum der Selbſtbeherrſchung. Wo die Schüler ihre eigenen Intereſſen mit denen der Schule identifizieren, da iſt Zucht kein Schulproblem mehr, weil die Beziehungen zwiſchen Lehrer und Schülern ſich hierin einigen."

Dieſe ausgezeichneten Grundſätze treten natürlich nicht überall in die Erſcheinung. Es iſt noch ebenſo viel Kampf über die Auffaſſung des

Schulbetriebes in der Volksschule in Amerika zu finden wie in Deutschland. Ja, bisweilen tobt er noch viel heftiger, weil auch das ganze Volk daran teilnimmt, da wo es interessiert ist. Aber das eine darf man behaupten: Die großen und von hervorragenden Männern der Wissenschaft geleiteten Seminare sind von diesem Geiste beherrscht und sie werden in den nächsten zehn Jahren Tausende von Aposteln dieses Geistes in die amerikanischen Städte hinaussenden. Meine mannigfaltigen Gespräche mit den ausgezeichneten Leitern der Schulwesen von Cincinnati, St. Louis, Chicago, Boston und Newyork haben mir deutlich gezeigt, daß wenigstens in diesen Schulverwaltungen das Bewußtsein herrscht, daß das Kind der Mittelpunkt sein muß, nach dem sich alle Unterweisungen zu richten haben, und nicht der Lehrstoff oder das Textbuch, daß aller Unterricht nur auf dem Boden der Beobachtung und des Versuches gedeiht, daß daher die Schule den Schüler vor allem in unmittelbare Berührung mit den Dingen, Erscheinungen und Vorgängen bringen muß, daß die Entwicklung der intellektuellen, moralischen und manuellen Kräfte weit wichtiger ist, als die vorzeitige Aufhäufung von Wissen, daß Qualität der Schularbeit mehr wert ist als Quantität und daß die Schule den Erwerb eines guten Stückes positiven Wissens um so beruhigter dem späteren Leben des Schülers überlassen kann, je mehr sie nach den geschilderten Grundsätzen ihr Lehrverfahren eingerichtet hat.

5. Schulhausbauten und -Einrichtungen.

Wie die Lehrpläne, die Methoden und der pädagogische Geist der Schulverwaltungen in den großen Städten, die ich besuchte, sich bemühen, den besten Forderungen der heutigen Unterrichts- und Erziehungslehre gerecht zu werden, so kann jeder Beobachter in allen neuen Schulhausbauten und deren Einrichtung erkennen, welchen Wert die betreffenden Stadtverwaltungen auf den Ausbau ihres Schulwesens legen, und welche Opfer sie hiefür bringen. Natürlich finden wir in diesen Riesenstädten noch sehr veraltete, kümmerliche, hygienisch durchaus bedenkliche Bauten und Einrichtungen. Die Sünden der Vorfahren rächen sich eben bis ins dritte und vierte Glied, und Städte wie Newyork, die in ihren Raumverhältnissen so beschränkt sind, wo jeder Quadratschuh Boden ausgenützt ist und der Erwerb von bescheidenen Flächen schon ungeheuere Ausgaben verursacht, stehen hier bisweilen in der Sanierung alter, ungesunder Verhältnisse vor unüberwindlichen Schwierigkeiten. Welche Riesenanstrengungen diese Stadt macht, um auch in dieser Hinsicht die Schulverhältnisse zu verbessern, mag am besten daraus ersehen

werden, daß ſie im Schuljahre 1907/08 für Neubauten, Verbeſſerungen, Ergänzungen und Erwerb von Bau- und Spielplätzen allein die Summe von 46 Millionen Mark ausgegeben hat, die ſich im letzten mir vorliegenden Berichtsjahre auf 31 Millionen Mark verminderten. Die Staatshaushalte ſämtlicher ſüddeutſchen Staaten zuſammen weiſen nicht ſolche Summen für die Schulhausbauten aller Schulgattungen in einem Jahre auf.

Die neuen Schulhäuſer, nicht bloß für die höheren Schulen, ſondern auch für die Volksſchulen, ſtehen den modernen Schulhäuſern unſerer deutſchen großen Städte nur wenig nach. Die *Soldan High School* in St. Louis, die mit einem Aufwand von vier Millionen Mark vor zwei Jahren fertiggeſtellt wurde, übertrifft alles, was ich jemals auf meinen Schulreiſen im In- und Auslande an Schönheit und Zweckmäßigkeit geſehen habe. Im allgemeinen iſt das Äußere der neuen Schule vielleicht etwas weniger geſchmackvoll, aber die Inneneinrichtung iſt vom Standpunkt der Hygiene und des Unterrichtsbetriebes nicht ſelten ausgezeichnet. Vielfach ſind alle Räume der neuen Schulgebäude mit Ventilatoren verſehen, die durch elektriſchen Betrieb in Bewegung geſetzt werden und die nur gewaſchene und im Winter vorgewärmte Luft den Schulräumen zuführen. Wir ſind in Deutſchland noch ſehr weit dagegen zurück mit unſern Methoden der Lufterneuerung. Die Korridore ſind viel breiter als bei uns, hell mit Bildern geſchmückt, in den höheren Schulen auch mit Nachbildungen von Bildhauerarbeiten der griechiſch-römiſchen Zeit und überall reichlich mit laufendem Waſſer verſehen.

Alle Mittelſchulen und die meiſten neueren Volksſchulen haben geräumige Feſtſäle *(Assembly halls)*. Ich fand ſolche von 600 bis 1800 Sitzplätzen. Jeden Tag zu Beginn des Unterrichtes um 9 Uhr verſammeln ſich dort die ſämtlichen Schüler, oder abwechſelnd jeweils die Hälfte, zu einer kleinen Morgenandacht oder kurzen erbaulichen Anſprache, um dann in ihre Klaſſen zu gehen. Sie dienen insbeſondere aber auch zur Abhaltung von Abendvorleſungen für Erwachſene. In Newyork wurden im Jahre 1908/09 in 165 ſolcher Hallen 5715 Abendvorträge für 1,2 Millionen Menſchen abgehalten. Die Turnſäle ſind teils mit deutſchen, teils mit ſchwediſchen Turngeräten eingerichtet und nicht ſelten ſo groß, daß zwei Klaſſen gleichzeitig ihren Turnunterricht erhalten können. Ich fand in neuen Volksſchulen Turnſäle bis zu 450 Quadratmeter. In vielen dieſer Turnſäle läuft in etwa drei Meter Höhe eine Galerie rings um alle Wände, der *running track*, mit geneigtem Boden für ausgiebigen Dauerlauf der Schüler.

Die Klaßzimmer sind fast nur mit einsitzigen Bänken versehen, was dem Unterrichtsbetrieb sehr zu statten kommt. Meist findet man 40 bis 50 Sitze in einer Klasse. Gegen den Korridor ist das Schulzimmer in allen Schulhäusern, die ich betreten habe, Volks- wie höheren Schulen, mit einer Glastüre abgeschlossen.

Bei der hohen Wertschätzung, den das *manual training*, der Handfertigkeitsunterricht für Knaben, und *domestic science*, die Haushaltungskunde, sowohl bei den Schulbehörden wie in der ganzen Bevölkerung genießen, ist es selbstverständlich, daß alle neuen Schulhäuser gut mit Werkstätten und Schulküchen ausgerüstet sind. Dabei herrscht in der Einrichtung der Schulküchen durch alle Staaten eine bemerkenswerte Einheitlichkeit. In einem großen geschlossenen Viereck, konzentrisch zu den vier Wänden des Schulsaales, sind 20 bis 32 Gasherde aufgestellt, die der Zubereitung der Speisen dienen. Für die Lehrerin (auch für allgemeine Schul- und Unterrichtszwecke) befindet sich meist auch noch ein großer Gasherd im Zimmer. Meistens dienen Schulküchen und Werkstätten so vielen Nachbarschulen, als sie die Möglichkeit bieten, während der regulären Unterrichtszeiten belegt zu werden. Weniger gleichmäßig und bisweilen ärmlich sind die Werkstätten der Volksschulen eingerichtet, im starken Gegensatz zu den beneidenswerten Einrichtungen dieser Art an den *Highschools*.

In Newyork und neuerdings auch in Chicago sind in neueren Schulhäusern neben Kindergartenlokalen und Bibliotheken für Schule und Nachbarschaft auch sogenannte «*recreation rooms*» vorgesehen, die nach der Schulzeit und in den Abendstunden den Schulkindern, bisweilen auch Erwachsenen *(Mothers' Clubs* und *Parents' evenings)* zum Aufenthalte, zu Spielen, Abwicklung von Vereinsangelegenheiten und so weiter dienen. In Newyork sind in den letzten fünf Jahren nicht weniger als 35 Schulen durch solche Einrichtungen zu *Recreation Centres* für ganze Stadtteile geworden. Ich werde später noch darauf zu sprechen kommen. Selbst in Chicago, das mit seinen Volksschuleinrichtungen gegenüber den Schuleinrichtungen von Newyork, Boston, Cincinnati, und vor allem von St. Louis noch am weitesten zurück ist, konnte ich ein neues Schulhaus bewundern, das jeder deutschen Stadt zur Zierde gereichen würde. Ganz im Westen der Stadt, unmittelbar das heißt ohne jede Unterkellerung auf den Prairiegrund mitten unter einstöckige Holzhäuser gestellt *(put on the level)*, grüßt der eigenartige, an ägyptischen Stil gemahnende Bau den fremden Beschauer. Heizungs- und Lüftungseinrichtungen nehmen einen Teil des Erdgeschosses ein, das im übrigen für Kindergärten, Bibliotheken und Unterhaltungssäle reserviert ist. Eine riesige

Assembly hall mit 1500 Sitzplätzen für alle Kinder des Schulhauses springt aus der Front des Baues hervor. Der Bau ist zweireihig mit einem Korridor von fünf Meter Breite und 29 Klaßräumen zu je 45 Kindern. In die Rückwand jedes Klaßzimmers sind die Garderobeschränke eingelassen, die mit Falltüren von oben her geschlossen werden können, eine Einrichtung, die mir beim Vorhandensein elektrischer Ventilatoren sehr zweckmäßig schien. Die Wände in den Aborten sind mit Glanzziegeln oder poliertem Schiefer bedeckt. Die Kosten des Baus betrugen ohne Grunderwerb 1,2 Millionen Mark.

Als unterrichtstechnisch eine der wertvollsten Einrichtungen muß ich die bereits erwähnten Tafelwände der Klaßräume bezeichnen, die ich sonst in keinem Lande mehr gesehen habe. In Kindergärten, Volksschulen, höheren Schulen, Colleges und Universitäten sind alle irgendwie ausnützbaren Wandflächen mit Schreibtafeln belegt. Die eine der beiden Abteilungen einer Klasse von 40 bis 50 Schülern kann gleichzeitig an diesen Tafelwänden still beschäftigt werden, während die andere Abteilung unmittelbaren Unterricht empfängt. Der Lehrer ist dabei imstande, mit einem einzigen Blick die Tätigkeit der an den Tafeln beschäftigten Schüler zu überschauen. Ich sah kleine Kinder Wörter an die Tafel malen oder die so beliebten Freiarmübungen für den Schreibunterricht ausführen, etwas größere Kinder kleine Geschichten oder Briefchen darauf schreiben, andere ausführliche Rechnungen ausführen, Gleichungen kompagnienweise lösen, Übersetzungen anschreiben, Landkarten zeichnen, Pflanzenteile aus dem Gedächtnisse skizzieren und so fort. Ich erachte, dies vom Standpunkt der Unterrichtsmethoden sehr wertvoll, da alle Arbeiten der öffentlichen Kritik der ganzen Klasse unterstellt sind, die sich an der Korrektur der einzelnen Arbeiten auch ganz allgemein beteiligt. Es ist diese Tafelwand zweifellos eine der beneidenswertesten Einrichtungen, die ich in den Schulen der Vereinigten Staaten außer den trefflichen Schulbibliotheken fand und worin das Land dem europäischen Kontinent sicher voraus ist.

In neuerer Zeit haben auch Freiluftklassen ihren Einzug in die normalen Schulhäuser der großen Städte gehalten, in denen kranke Kinder neben Nahrung und Ruhe auch die geistige wie körperliche Erziehung finden, welche sie speziell benötigen. Die Tuberkulosis und Unterernährung fordern in den Riesenstädten der Vereinigten Staaten zu viele Opfer, als daß nicht die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf diese Frage sich richten würde. Bisweilen ist auch das flache Dach als Schlaf-, Ruhe- und Unterrichtsraum für solche kränkliche Kinder eingerichtet oder es werden in den Schulhöfen Zelte für ähnliche Zwecke

aufgeschlagen. Freilich sind die Schulhöfe in den großen Städten ein kostbares Ding. Sie sind meist sehr klein und fehlen bei den älteren Schulen ganz. Da helfen sich dann größere Städte wiederum durch Ausnützung des flachen Daches. Ein ziemlich bekannt gewordenes Beispiel hiefür ist die große, 5000 Kinder umfassende, sechs Stockwerke hohe *public school* Nr. 188 im Judenviertel von Newyork, auf deren flachen, von Drahtnetzen umspannten Dachspielplatz Hunderte von Kindern Beobachtungs- und Turnunterricht erhalten und in den Pausen sich herumtummeln und erholen. Natürlich sind alle diese Einrichtungen recht kümmerliche Surrogate für unsere geräumigen Turn- und Spielhöfe, wie wir sie beispielsweise in München haben; aber die Verhältnisse sind dort nicht mehr zu korrigieren. Die Schulverwaltung tut jedoch, was sie unter solchen Umständen zu tun in der Lage ist. Wo natürlich neue Schulhausbauten an den Peripherien der Stadt entstehen, da wird auch dem Bedürfnis nach geräumigen Schul- und Spielhöfen genügend Rechnung getragen. Dort fand ich auch größere und kleinere Schulgärten, die sonst im allgemeinen noch nicht zum eisernen Bestand der Volksschuleinrichtung gehören und daher nicht häufig anzutreffen sind.

Dagegen geht eine starke Bewegung durch alle Staaten zur Schaffung von Jugendturnspielplätzen, die nicht selten, so besonders in Chicago, sich vereint mit der mächtigen Bewegung für Parkanlagen. Eine sehr bemerkenswerte Lösung hat diese Frage im südlichen Teile der Riesenstadt Chicago gefunden, der Stadt mit dem größten Burgfrieden der Welt (500 Quadratkilometer). Dort existiert seit etwa sieben Jahren eine besondere städtische Kommission für Schaffung von Parkanlagen und Spielplätzen, welche, und das ist die Hauptsache, ihre eigene Steuer für diesen Zweck von den Bürgern dieses Stadtteiles erhebt. Dadurch war es möglich, in der kurzen Zeit bereits nicht weniger als 14 derartige Anlagen in der Größe von 30 bis 100 Tagwerk zu schaffen, welche nicht bloß den Spaziergängern zu ihrer Erholung dienen und nicht bloß weit ausgedehnte Spielflächen für die Jugend und Erwachsene und künstliche seichte Wasserflächen *(wading pools)* zum Herumpatschen für die Kinder einschließen, sondern auch eine Reihe von Gebäulichkeiten und Sälen für Vortrags- und Unterhaltungszwecke, nach Geschlechtern getrennte Turnsäle und Schwimmbäder, Bibliotheken, Erfrischungsräume und ähnliches mehr. Es war eines der interessantesten Kapitel, diese *"fieldhouses"* und *"playgrounds"* von Chicago in ihren Einrichtungen und Wirkungen auf die Umgebung näher zu studieren. Sie sind für den Distrikt, in dem sie liegen, von unschätzbarem Werte und machen zugleich besondere Schulhöfe für die benachbarten Schulhäuser unnötig.

In Newyork, wo das rapide Wachstum der Stadt auf der Manhattan-Inſel eine rechtzeitige Vorausſicht für die Bewegungsbedürfniſſe der jugendlichen Bevölkerung — mit Ausnahme des Centralparks — verhindert hat, iſt man in den letzten zehn Jahren daran gegangen, die Schulhäuſer zu ſolchen ſozialen Mittelpunkten einzurichten. Im Schuljahre 1907/08 waren es deren 28, im Schuljahre 1908/09 deren 30, im Schuljahre 1909/10 deren 36. Das ganze Erdgeſchoß eines ſolchen Schulhauſes enthält nur Hallen und Nebenräume zu den Hallen, keine Schulſäle. An den Abenden von 7 bis 9 Uhr ſind ſie dicht mit Kindern gefüllt, welche dort teils Gymnaſtik, teils Jugendturnſpiele treiben, Bäder nehmen oder die Sitzungen ihrer Spiel-, Debattier-, literariſchen und dramatiſchen Klubs abhalten, oder auch ihre Aufgaben für die Schule unter der Aufſicht von Lehrern machen. Der Beſuch iſt vom Jahre 1907/08 bis zum Jahre 1909/10 von 1,8 Millionen Kindern auf 2,4 Millionen geſtiegen, was für das Vorjahr eine tägliche Anweſenheit von rund 13,000 Kindern im Alter von 10 bis 18 Jahren in den *36 Recreation Centres* bedeutet. Ungefähr 180 Lehrkräfte, von der Stadt bezahlt, führen die Aufſicht. Über 600 Klubs der Kinder verfolgen literariſche Zwecke. Ich habe den Sitzungen verſchiedener dieſer Klubs mit größtem Intereſſe beigewohnt und den erziehlichen Einfluß nicht bloß auf die Kinder, ſondern auch auf die ganze Nachbarſchaft verſtehen und bewundern gelernt. Diſtriktsſuperintendent E. E. Whitney, deſſen Obſorge die *Recreation Centres*, Spielplätze und Ferienſchulen in dieſen Schulgebäuden anvertraut ſind, ſchreibt in ſeinem Bericht 1909 an Schulrat Dr. Maxwell: „Würde mein Bericht in einen Paragraphen zuſammengefaßt werden, ſo würde er feſtſtellen, daß niemals ſo viel junges Volk glücklich gemacht worden iſt in den Räumen der fraglichen Schulhäuſer und daß niemals organiſierte Spiele ſo deutlich zeigten, daß ſie einen der beſten Erziehungswerte darſtellen, welche die Stadt beſitzt. Ich freue mich, Sie verſichern zu können, daß die Raſſengegenſätze in dieſen Stadtteilen im Schwinden begriffen ſind, und daß große Maſſen von Einwanderern aus der Alten Welt, noch befangen von dem Geiſte längſt vergangener Jahrhunderte, zu lernen beginnen, daß das Leben keineswegs nur mühſame Plage iſt, ſondern daß jedem ein Becher reiner Freude lacht, der die Hand ausſtreckt, ihn zu faſſen."

6. Schülerverbände, Selbſtregierung und Jugendgerichtshöfe.

Die letzten Betrachtungen haben uns bereits zu einem charakteriſtiſchen Merkmal des ganzen Schulweſens der Vereinigten Staaten geführt, deſſen Erziehungswert nicht hoch genug eingeſchätzt werden

kann, das aber leider im deutschen Schulwesen so gut wie nicht zu finden ist: die Schülerverbände. Seit zwölf Jahren habe ich auf die Bedeutung dieser Einrichtung für die staatsbürgerliche Erziehung aufmerksam gemacht, seit zwölf Jahren suche ich ihnen die Wege zu ebnen in unseren Fortbildungs- und Mittelschulen, aber nur langsam, sehr langsam gewinnt dieses Erziehungsmittel Boden, ohne welches keine Volksschule in den Vereinigten Staaten, geschweige denn eine Mittel- oder Hochschule zu denken ist. Man macht uns Deutschen gern den Vorwurf der Nachahmungssucht; auf dem Erziehungsgebiete kann man den Vorwurf leider nicht aufrecht erhalten. Hier sind wir offenbar zu sehr von unserer eigenen Unübertrefflichkeit überzeugt, als daß uns das Ausland etwas Nennenswertes sagen könnte.

Von der Ausdehnung der Schülerverbände gerade in den Volksschulen der Vereinigten Staaten war ich, der ich namentlich von meinen Reisen in England nur gewohnt war, sie in den höheren und Mittelschulen zu finden, selbst nicht wenig überrascht. In der bereits vorhin erwähnten Elementarschule 188 im Südosten der Stadt Newyork, die allerdings nicht weniger als 5000 Kinder in etwa 100 Klassen unter einem männlichen und einem weiblichen Oberlehrer zählt, fand ich nicht weniger als 45 solcher Verbände. Die einfachste Form war, daß die Klasse selbst einen solchen Klub bildete, unter dem Namen eines Historikers, Naturwissenschaftlers, Dichters, Staatsmannes, Feldherrn und mit dem Banner der Stadt und des Landes, das die Geburtsstätte des gewählten Patrones war. Die Knaben hatten dann die Aufgabe, das Leben und das Werk des Mannes, dessen Namen sie tragen, aus den ihnen zur Verfügung stehenden Bibliotheken zu studieren, darüber von Zeit zu Zeit einen Vortrag oder eine Diskussion zu halten oder für seinen Geburts- oder Todestag ein Klassenfest vorzubereiten und durchzuführen. Ich fand eine Newton-Klasse, die mir eine Beschreibung von Newtons Leben gab, eine Marconi-Klasse, eine Edison-Klasse, einen Lawrence-Klub, eine Roosevelt-Klasse und so weiter. Dem gewählten Patronatsherrn entsprechend, haben sie auch einen Wahlspruch, der zugleich als Klassenmotto dient, und dessen sittlichen Kern das ganze Jahr vor Augen zu halten, dem Klub zur Pflicht gemacht ist. So hatte der Lawrence-Klub zwei Fahnen mit dem Motto: *"Be true to your color"* (Sei treu deiner Farbe) und *"Don't give up your ship"* (Lasse dein Schiff nicht im Stich). Andere Klassenmottos waren: *"Perseverance keeps honor bright"* (Beharrlichkeit führt zum Ziel), *"Success against odds"* (man soll sich nicht durch Widerwärtigkeiten abschrecken lassen), *"Strong Union"* (Einigkeit macht stark), *"Self-reliance — Self Control"* (Selbstvertrauen —

Selbſtbeherrſchung), *"Proper speech for proper thoughts"* (nenne jedes Ding beim rechten Namen), *"Serve your city"* (diene deiner Vaterſtadt). Die Rooſevelt-Klaſſe hatte den Wahlſpruch Rooſevelts *"Play fair"* (ſei gerecht und billig). Es gab auch einen Rektor- (Oberlehrer-) Klub. Seine Mitglieder trugen im Knopfloch Tag für Tag einen Porzellanknopf mit dem Porträt des Oberlehrers und verpflichteten ſich, ihm in allen möglichen Aufgaben der Schulordnung dienſtbar zu ſein. Alle Klubs und Klaſſen wählen ihren Präſidenten, ihren Vizepräſidenten, ihren Sekretär und ihren Schatzmeiſter, haben ihre eigenen Statuten und beſorgen ihre eigenen Klaſſenangelegenheiten. Nicht wenige dieſer oberſten Klaſſen haben ſchon ihre Debattierklubs. Ich wohnte einer ſolchen Debatte bei, in welcher die vierzehnjährigen Knaben über die Berechtigung des weiblichen Stimmrechtes debattierten. Ein Knabe lieſt mir ſein ausführliches Referat über dieſe wichtige Angelegenheit vor. Die Debatte ſchenkte ich mir. Aber auf meine Anfrage erkannte ich zu meinem großen Vergnügen, alle Knaben *für* das weibliche Stimmrecht votierten. Ich muß aber hinzufügen, daß der Lehrer dieſer achten Knabenklaſſe eine Dame war, die ſelbſt dem Verein für Frauenſtimmrecht angehörte. Etwas ſympathiſcher dürften wohl jene Klubs von der achten Mädchenklaſſe ſein, die ſich charitative Ziele ſetzen, indem ſie zu ihren täglichen Mittagsmahlzeiten immer 20 bis 30 der ärmſten Schülerinnen des Hauſes nach eigener Wahl einladen.

Namentlich in Schulen, in welchen nur Oberklaſſen vereinigt ſind, wie ich das wiederholt in Boſton und in Newyork traf, entwickeln ſich die Clubs in trefflicher Weiſe und beeinfluſſen das ſittliche Leben der ganzen Schule. So beſuchte ich eines Tages in der Eſſex-Straße zu Newyork die 62. Schule, in welcher etwa 50 ſiebente und achte Klaſſen ſich befanden. Die Schule liegt im Judenviertel. Vom Hauseingang wieſen zum Oberlehrer hebräiſche Plakate. Beim Betreten der Aula um 9 Uhr waren 1200 Kinder zur Morgenandacht verſammelt; ſie ſangen das Lied: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre." Der dreiſtimmige Geſang war ausgezeichnet eingeübt. Ich habe ſelten ſo muſterhafte Diſziplin geſehen während des Geſanges, beim Betreten und beim Verlaſſen der Aula, wie hier, obwohl wir ganz unerwartet zu Beſuch kamen. Freilich ſind die Juden Newyorks ein ausgezeichnetes Erziehungsmaterial, die Knaben ehrgeizig wie die Eltern, und die Familie ſtets bereit, die Schule zu unterſtützen. Nachdem ich im Anſchluß an das Lied eine Anſprache gehalten hatte, hörte ich einige gut geſprochene Deklamationen von Knaben und Mädchen an, worauf unter dem Klang eines von einem Lehrer geſpielten Marſches die *deutſche Flagge* ſalu-

tierend, die 1200 Kinder in wundervoller Ordnung abmarschierten. In dieser Schule fand ich nun auch nicht weniger als achtzehn nachmittägige Schülerklubs, welche nach Schluß des Unterrichtes um 3 Uhr oder zwischen 6 und 8 Uhr ihre Sitzungen hielten. Es gab einen Orchesterklub, einen ethischen Klub, einen *scribbler-club* (literarischen Klub), einen dramatischen Klub, einen *glee-club* (Gesangsklub), selbstverständlich eine Anzahl Turnspielklubs und endlich auch einen Zeitungsklub. Die Zeitung wird von den Schülern selbst herausgegeben im Manuskript, dagegen außerhalb der Schule in einem Geschäft gedruckt. Die Kosten für diese Zeitung werden durch die *advertisors*, also durch die Annoncen gedeckt, die zahlreich von Geschäftsleuten des Stadtteils einlaufen. Etwa 3000 Schulkinder sind darauf abonniert. Ich glaube, sie zahlen nur 1 Centime im Monat. Ich verließ mit großer Befriedigung das sechs Stockwerke hohe Schulhaus, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft sich noch drei andere befanden, die zusammen mit der Essex-Schule etwa 12000 Schulkinder beherbergen.

In dem ungemein dicht bevölkerten Stadtteil, der vielleicht von 800,000 russischen Juden bevölkert ist, fand ich die Schulhäuser so dicht beisammen, daß man fast immer nur einen Block zu gehen hatte, um auf ein neues Schulhaus zu stoßen. Trotzdem reichen die Schulhäuser oft nicht oder sind nicht genügend eingerichtet für die Klubzwecke der Schüler. Und so fand ich in diesem Stadtteil ein vollständiges Klubhaus für die Schulkinder, das ein Mister Harryman gestiftet und in gutem Haustein ausgeführt hat. Hier sammeln sich abends und mittags die Kinder zu Klubsitzungen für alle möglichen Unternehmungen.

Aus demselben Geist heraus, aus welchem die Klubs der Knaben und Mädchen von Schulbehörden und Oberlehrern unterstützt werden und Förderung finden, entwickeln sich auch andere Einrichtungen, welche die Volksschulkinder zur Selbstregierung führen. In Newyork gibt es eine Anzahl von Schulen, in welchen Knaben und Mädchen ihre eigenen Gerichtshöfe gebildet haben und mit diesen die Disziplin ihrer Schule dirigieren. Zwei solche Gerichtshöfe, einer für Knaben und einer für Mädchen, finden sich zum Beispiel an der *110. public school* an der Kreuzung der Cannon- und Broome-Street. Der Knabengerichtshof besteht aus zehn Mitgliedern, deren jedes seine besonderen Funktionen oder Referate hat. Unter ihnen befindet sich natürlich der Vorsitzende Richter, zwei Hilfsrichter, ein Rechtsanwalt und ein Verteidiger. Dieser Gerichtshof regiert die Schule vom Kellergeschoß bis zum Dachboden. Er hat alle Fragen der Disziplin, die Fragen des verspäteten Schulbesuches und unentschuldigten Fernbleibens zu beurteilen. Die Lehrer wohnen den

Verhandlungen bei, aber ſie haben nur Beſuchsrecht und werden auch als Beſuche behandelt. Der *Boy's court* hat auch adminiſtrative und andere Angelegenheiten. Er beruht auf einer Verfaſſung, die von den „Bürgern", das iſt gewiſſen Knaben der Schule, gegeben und in einer *"charter"* niedergelegt iſt. Nicht alle Schüler der Schule ſind „Bürger" im Sinne dieſer Verfaſſung. Das Bürgerrecht iſt nur derjenigen Klaſſe oder demjenigen Einzelnen gewährt, welcher eine Prüfung über Regierungsangelegenheiten des kleinen Staates beſtanden hat. Die Bürger ſind zugleich Beſchützer der kleineren Schüler, die nicht Bürger ſein können, und haben Stimmrecht in den Verſammlungen. Dieſes Stimmrecht iſt ſo hoch geſchätzt, daß der Verluſt desſelben die größte Strafe iſt. Der Vater eines Knaben, der ein bekannter Anarchiſt war, widerſetzte ſich eines Tages dem Schulſtaat und erklärte, daß dieſer kein Recht hätte, über ſeinen Sohn zu urteilen. Sofort wurde der Sohn von ſeinen Bürgerrechten ſuſpendiert und innerhalb einer Woche kam der Vater und unterwarf ſich und ſeinen Sohn dem Schulſtaat, worauf der Knabe ſofort wieder in ſeine vollen Rechte eingeſetzt wurde. Ein vernünftiges Mittel Anarchiſten zu bekehren! In der Urkunde, welche die Verfaſſung dieſes Schulſtaates feſtlegt, iſt als Zweck der Regierung die Aufgabe bezeichnet, die Mitglieder des Staates durch Selbſtregierung zum rechten Bürgerberuf zu erziehen. Auch die Pflichten ſind in der Urkunde niedergelegt; zum Beiſpiel „höflich und gütig zu ſein gegen alle"; „alles zu vermeiden, was gegen die Geſetze des Staates oder der Stadt iſt oder was die Rechte und das Glück anderer verletzt"; „jeder allgemeinen Verſammlung der Schüler anzuwohnen, zur Aufrechterhaltung der Geſetze beizutragen; anderen ein gutes Beiſpiel zu geben und alles zu tun, was die Wohlfahrt der Schule fördern kann". Nach den Mitteilungen der Leiterin der Schule 110 war die Selbſtregierung der Schüler vor zehn Jahren in einer einzigen Klaſſe begonnen. Der Erfolg war ſo gut, daß ſie ſich allmählich ausdehnte und jetzt alle höheren Klaſſen umfaßt. Die Nachbarſchaft der Schule iſt eine der dichteſtbevölkerten der Welt; ſie umfaßt nicht wenige eingewanderte Fremde, welchen Regierung überhaupt nichts anderes bedeutet, als Tyrannei. Alle Nationalitäten ſcharen ſich in rieſigen Logierhäuſern um die Schule: Ruſſen, Italiener, Deutſche, Iren, Öſterreicher, Ungarn, Rumänen, Griechen. Das Notwendigſte war hier, den Kindern dieſer einander gänzlich fremden Raſſen ein ſelbſtloſes Intereſſe aneinander zu lehren, von innen heraus Autorität zu entwickeln, ſtatt ihnen Autorität aufzudrücken und den Kinder zu zeigen, daß Ordnung beſſer iſt als Anarchie. In dem Maße, als die Selbſtregierung ſchrittweiſe ſich ausdehnte, wurde jeder Bürger der Lehrer eines neuzugewanderten fremden

Kindes. So wuchs der Schulstaat auf einer soliden gesunden Basis. Die kleinen Bürger sind gütig zu den kleinen Verbrechern, nur verzichten sie darauf, mit ihnen zu spielen. „Der einzige Weg, auf welchem solch eine Selbstregierung hoffen kann, erfolgreich zu sein," meint Miß Simson, „ist, daß die Lehrer sich nicht dareinmengen. Sie müssen, äußerlich wenigstens, diese Regierung ignorieren. Ich selbst," sagte sie, „habe niemals den Kindern irgendeinen Rat gegeben, ausgenommen zu der Zeit, da sie ihre Verfassung (Charter) vorbereiteten. Und von dieser Zeit an leben sie genau nach dieser Verfassung und die ganze Selbstregierung hat die Schule, die einst vor zehn Jahren als die schlechteste in der Stadt galt, zu einer der besten umgewandelt."

Sein Damaskus.

Von Auguste Supper in Korntal bei Stuttgart.

Es weiß jedermann, daß der rote Wilhelm, der Taglöhner, der übrigens jetzt längst grauköpfig ist, niemals in seinem Leben etwas geglaubt hat, bis sein Tag kam. Nein, nichts glaubte er. Außer den Dingen natürlich, die jeder Mensch glaubt, zum Beispiel, daß die Sonne morgens auf- und abends untergeht.

Derartige Sachen standen ihm selbstverständlich so fest wie andern Leuten. Vielleicht noch ein klein wenig fester. Denn der Wilhelm war ein aufgeweckter Kopf und schritt mit seiner Zeit fort.

Dazu war er ledig und las Zeitung.

In seiner Nachbarschaft, in der hinteren Schützengasse, war alles verheiratet und hatte weder Zeit noch Geld noch die Vorbildung, um mit dem richtigen Segen Zeitung zu lesen.

Der rote Wilhelm machte sich dann und wann den Spaß und gab dem oder jenem Nachbar ein gedrucktes Blatt in die Hand. Aber da war es nicht selten, daß der Mann es in Armslänge von sich hielt und tat, als reiche sein Augenlicht nicht aus für das kitzelige Unternehmen.

Der Wilhelm lachte dann. Er wußte genau, daß die von der hinteren Schützengasse für andere Dinge Augen hatten wie die Falken. Aber das Lesen war ihre Sache nicht.

Da ist es denn nicht eben verwunderlich, wenn eine gewisse Überlegenheit im roten Wilhelm hochkam. Und mit der Überlegenheit oft auch eine müde Sattheit. Denn wer soll denn noch Ziele, noch Ehrgeiz haben, wenn er sich schon an der Spitze fühlt?

Die Nachbarn achteten den Wilhelm. Sie spürten die Sicherheit und

das Selbſtgefühl in ihm. In mancher Abendſtunde ſperrten ſie die Ohren nach ſeiner Weisheit auf.

Nur über die echten und eigentlichen Glaubensſachen, über jene Dinge, bei denen es um die ewige Seligkeit geht, mochten ſie ihn nicht ſo gern reden hören.

Man wußte da nie, wie weit man fortgezerrt wurde, und ob man nicht ſchließlich den Boden unter den Füßen verlor.

Der Wilhelm ſelbſt ſuchte ſolche Geſpräche nicht. Es ſtand verhältnismäßig wenig über dieſe Dinge in der Zeitung. Und er behauptete nichts, für das er nicht die nötigen Unterlagen hatte.

Aber wenn der Schneiderskarle, dem von dem vielen Sitzen das Fußwerk und die Verdauung ſchwach, der Glauben aber gewaltig ſtark geworden war, wenn der auf das hohe Roß ſtieg und den Wilhelm anritt im abendlichen Turnier, dann wich dieſer nicht feig aus, ſondern kreuzte die Lanze. Und bei ſolchen Gelegenheiten kam es heraus, daß er nichts glaubte.

Hatte ihn der Schneiderskarle gefragt, was er vom Kommen des Antichriſt halte. Und der rote Wilhelm gab zur Antwort, er halte davon ſo viel wie vom Fleiſchabſchlag, auf deſſen Kommen auch nur noch die Eſel warten. Und als in der Gaſſe das bange Gerücht auftauchte, es ſeien Zeichen da, daß das tauſendjährige Reich nicht mehr ferne ſei, da ſagte der Wilhelm mit grimmigem Lachen, die Zeichen haben die Pfaffen gemacht, um das Volk in der Hand zu behalten.

Der Schneiderskarle legte entrüſtet Proteſt ein und meinte, es könne doch zum Exempel kein Pfaffe einen Kometen machen.

Statt aller Antwort ſtellte der Wilhelm die Frage:

„Hoſt du ihn g'ſehe, den Komete' —?"

„Noi", bekannte kleinlaut der Schneider.

„No halt's Maul" — entſchied der Wilhelm.

Alle, außer dem Schneider, nickten ihm ſtummen Beifall. Denn ſie hörten das Lebensbejahende heraus aus dem kurzen Ausſpruch. Und was der Menſch gerne hört, das läßt er ſich mit — ach — ſo unzulänglichen Worten ſagen.

Oft nahm ſich der Schneider vor, mit dem Wilhelm keinen Diskurs mehr anzufangen. Aber wenn er dann den ganzen Tag hinter zerriſſenen Hoſenböden geſeſſen war, dann lechzte er am Abend nach einer Ausſprache. Und im Wilhelm witterte er trotz allem den geiſtig noch am eheſten Ebenbürtigen.

Mit Kopfſchütteln prophezeite er oft: „Wilhelm, i' erlebs no', daß du laut noch 'm Herrgott ſchreiſt!" oder „Wilhelm, du nimmſt no' emol d'Bibel in d'Hand ſtatt deiner Zeitung."

Da lachte der Wilhelm und ſagte kein Wörtlein als das: „O Schneiderskarle, guck für di'!"

Vielleicht wäre der Pfarrer oder der Schulmeiſter berufen geweſen, der gefährlichen Selbſtgenügſamkeit des roten Wilhelm die Decke abzureißen.

Aber der Pfarrer ſchrieb zurzeit an einem Buch, das von der Reform des Pfarramts handelte. Es kam kaum ein Schlaf in ſeine Augen, ſo ſehr brannte ihm das Werk auf der Seele. Da hatte er nicht die Zeit und auch nicht den richtigen Blick für das räudige Schaf in der Schützengaſſe.

Mit dem Schulmeiſter aber war es eine beſondere Sache.

Der hatte auf ſeines Schwagers Hochzeit eine Tiſchrede gehalten, bei der ein Feſtgaſt am unteren Tiſchende rief: „Hört, hört!" Seitdem ſtand es im Schulmeiſter feſt, daß der liebe Gott ihn im Landtag haben wolle, ſei's früher, ſei's ſpäter.

Da waren ihm denn die Menſchen nicht mehr Menſchen ſchlechtweg, ſondern zukünftige, ſeiende oder geweſene Wähler. Und ſeit der himmliſchen Berufung auf jener Hochzeit achtete der Schulmeiſter jegliche menſchliche Eigenart und ließ ſich's nicht beikommen, Dinge zu blaſen, die ihn nicht oder nur wenig brannten.

So konnte der Wilhelm in ſchöner Sicherheit von einem Feierabend in den andern und von einer Nummer ſeines Leibblattes in die andere übergehen. Bis — ja — bis.

Der uralte Elias aus der Schützengaſſe hatte einen Enkelſohn in der Stadt, von dem er nicht viel mehr wußte, als daß er ein Töpfer und Backofenbauer von Beruf war.

Dieſer geſchickte Mann hatte bei ſeiner Arbeit viel Staub und Ruß zu ſchlucken, den er dann jeden Abend und ſehr oft auch tagsüber mit Bier und Apfelmoſt hinunterſpülte. Sein blondes, junges Weib, das immer ein bißchen an der Schwindſucht und an Herzeleid laborierte, bat ihn ununterbrochen, er ſolle doch zu dieſem Hinunterſpülen das klare, kühle Waſſer nehmen, das ihr ſelbſt bei ihrem harten Huſten ſo vorzügliche Dienſte tat.

Aber der Mann hörte nicht nach ihr hin. Er war der Anſicht, daß jeder nach ſeinem Geſchmack tun müſſe.

Und ſo hat ſich der Töpfermeiſter nach ſeinem Geſchmack den Hals abgetrunken, und die Meiſterin ſich nach dem ihrigen die Lunge herausgehuſtet.

Ein vierzehnjähriger, blaſſer Bub blieb zurück. Desgleichen ein Berg Schulden.

Die Herren Waiſenrichter, die den Nachlaß zu ſichten hatten, erkundigten ſich zu allererſt bei dem Buben, ob er noch jemand auf der Welt habe.

Er ſchaute ſie mit ſeinen verweinten, dick geſchwollenen Augen an und ſchwieg.

Der Notar Müller, ein wohlwollender Mann, den ſein Beruf und ſeine glückliche Gemütsart dahin gebracht hatten, daß er an keine unlösbaren Schwierigkeiten glaubte, er ſagte lächelnd und freundlich: „Beſinn' dich, Büble! Einen Menſchen hat jeder Menſch. Hat deine Mutter, als ſie ſo krank war, nie geſagt, wen du habeſt, wenn ſie geſtorben ſei? —"

So ſtarker und freundlicher Zuſpruch tat ſeine Wirkung. In dem Buben zuckte eine Erinnerung auf. „Jo", ſtieß er heroor. „Sie hot g'ſagt, i' häb bloß de Herrgott."

Die Herren ſchauten einander an. Ratlos und enttäuſcht. Im Hintergrund ſagte einer unamtlich mitleidsvoll: „Alſo ganz allein."

Das Büblein hätte da leicht merken können, daß der liebe Herrgott eine wichtige Weltanſchauungsſache iſt, aber kein Faktor für Waiſenrichter, die einen zerrütteten Nachlaß ordnen und ein Bubenſchickſal in bürgerliche Wege lenken ſollen.

Aber mit vierzehn Jahren und mit Augen voll Tränen iſt man blind und ohne Urteil. Und ſo meinte der Bub wahrhaftig, er habe etwas Geſcheites geſagt, und ſein ganz geſunkener Mut, ſeine furchtbare Zerſchlagenheit richtete ſich etwas auf an den eigenen Worten.

Kaum aber war auf dieſe Weiſe ein wenig Licht in ſein Dunkel gefallen, ſo konnte ſein inneres Auge auch ſchon die Umriſſe ferner Möglichkeiten erkennen.

Er ſchaute vor ſich hin mit dem geſpannten Ausdruck, den die haben, die ſich auf etwas ſcharf beſinnen. Und auf einmal platzte er los: „Mei' Vatter hot en Großvatter in Hinterbach. —"

Da ging ein erlöſendes Aufatmen durch den Kreis. Ein Großvatter in Hinterbach iſt doch eine andere Sache als der Herrgott. Da ſieht man, wie und wo. Alſo war das Büblein doch nicht ganz verlaſſen! Mit neubelebter Emſigkeit betrieb der Notar die Sache des Waiſenkindes. Es ließ ſich etwas Handwerksgerät aus dem Nachlaß retten, das Bett der Mutter und ein Klumpen Ton.

Und der trieſäugige, zitterige Elias, dem das freudige Zutrauen des Waiſengerichts entgegenflog, nahm den Urenkel bei ſich auf. So ward Friedrich Eugen Waibelich, der verwaiſte Töpfersſohn, der ſich in böſer Stunde auf den Herrgott berufen hatte, der nächſte Nachbar des roten Wilhelm, der gar nichts glaubte.

Sie gingen lange nebeneinander her in Hinterbach, ohne daß einer überhaupt von dem andern mehr wußte als den Namen. Der rote Wilhelm fand es zum Lachen, daß die Herren von der Stadt dem Elias, den die zitterigen Kniee kaum über die Gaſſe trugen, einen Urenkel aufgehalſt hatten. Er ſchrie den Alten an, zu was man ſeine Steuern zahle, und wofür die Waiſenhäuſer da ſeien? Aber der wußte es auch nicht.

Der Urenkel hörte dabei zu, formte nebenher aus einem Klümpchen Ton ein zierliches Schüſſelchen, denn das lag ihm ſo im Blut, und ſperrte Mund und Naſe auf.

Und er merkte nach und nach, daß der Wilhelm ein ungemein beleſener Mann ſein müſſe. Das zog ihn ganz langſam aber unaufhaltſam zu ihm hin, wie ein rieſelnder Quell einen Durſtigen anlockt.

Und der Wilhelm, wenn er nach Feierabend auf ſeinem Bänkchen am Haus ſein Blatt las, er hatte es bald nicht ungern, wenn der Bub ſich herzuſchlängelte und nach dem Gedruckten ſchielte.

Er gab ihm dann und wann ein Blatt. Und Friedrich Eugen Waidelich hielt es nicht heuchleriſch und verlogen in Armslänge von ſich, ſondern er kauerte ſich auf ſeine bloßen Füße wie ein Schneider oder ein Türke und las ſtumm und verſunken.

Sie kamen dann ein paarmal ins Geſpräch. Der Wilhelm fragte und der Bub antwortete. Das war denn ganz ungefährlich. Aber ſpäter fing auch einmal der Bub zu fragen an. Da züngelten ganz leicht und ſpieleriſch die bläulichen Schwefelflämmchen rund um den Buben, die immer emporloderten, wenn eine Frage an den Wilhelm den Boden dafür locker machte.

Es war niemand da, den Barfüßigen zu warnen. Der Elias ging dahin in der friedlichen Teilnahmsloſigkeit ſeiner neunzig Jahre. Der Schneiderskarle ſaß wie eine lauernde Spinne und wartete, bis der liebe Herrgott das Maul auftue, der Schulmeiſter warb lächelnd um Liebe bei der Mitwelt, und der Pfarrer ſchrieb an der Reform des Pfarramts.

Nun iſt's aber eine ganz eigene Sache auf der Welt: es iſt eher ein ganzes Heer von Weiſen und Klugen dieſer Erde zu verderben und in Fäulnis zu bringen, als ein Kind. Einen Panzer, wie die Schildkröten ihn haben, hat die allwaltende Natur oder wer immer den Unmündigen umgelegt, ſo daß die ſtärkſten Laſtwagen über ſie hinweggehen können, ohne ihr Lebendiges zu zerquetſchen. Sonſt ſähe die Welt ganz anders aus. Dem Büble der ſchwindſüchtigen Töpfersfrau tat des roten Wilhelm giftige Weisheit nichts. Aber die reine und ſcharfe Luft von

Hinterbach tat ihm gut, rötete ihm die bleichen Backen und hauchte ihm Tatkraft ins Blut.

Er trat ſeines Vaters Erbteil an ohne den Durſt, nahm das Werkzeug und den Tonklumpen in Betrieb und fing an, Schüſſeln zu formen. Richtige, große Schüſſeln.

Sie gelangen ihm über Erwarten. Nur ein wenig krumm wurden die meiſten. Da ſagte der rote Wilhelm, der mit großer Teilnahme den Verſuchen folgte: „Sei kei' Narr, Fritzle! ſag' ei'fach zu dene ſaudumme Baure, die krumme Schüſſle ſeiet Mode in der Stadt!"

Vielleicht hat es der Bub ausgeſprengt, vielleicht auch der Wilhelm. Auf alle Fälle verkauften ſich die krummen Schüſſeln wie warmes Brot.

Da begab ſich's, daß der Backofen des Elias, in dem der Urenkel ſeiner Hände Werk zu brennen pflegte, einſtürzte. Er war alt. Faſt ſo alt wie ſein Herr und den Anforderungen einer neuen Zeit in keiner Weiſe mehr gewachſen. Der rote Wilhelm hörte in ſeiner Stube den Krach. Es war an einem Sonntagmorgen und die übrige Nachbarſchaft in der Kirche.

Er ſtreckte den grauen Kopf durch ſein winziges Küchenfenſter und ſah eine Wolke von Staub und einen Berg von Steinen und Scherben. Daneben ſtand berußt, zitternd und todesbleich der Friedrich Eugen.

„Fritzle, was iſcht los?" rief beſtürzt der Freidenker.

Da traf ihn ein verzweifelter Blick des Buben, der nicht fähig war, anders zu antworten.

In ſeinen Schlappſchuhen und im Alltagskittel, wie der Wilhelm gewohnt war, die Sonntagmorgen zu verbringen, ſtieg er hinunter in den Hof, ohngeachtet, daß es eben zum Vaterunſer läutete, und daß ſogleich die Leute aus der Kirche kommen mußten. Er beſah die Verheerung, zog etliche Schüſſeltrümmer aus dem Haufen, durchſtocherte den Schutt, daß der Staub von neuem hochſtieg und ſagte: „Des G'lump liegt wohl."

Aber der Bub brachte ſo viel Reſignation nicht auf. Er fing zu ſchluchzen an, und die rußigen Hände fuhren über die rußigen Backen, ſo daß das Geſicht bald nichts Menſchliches, jedenfalls nichts Sonntägliches mehr hatte.

Und durch den Hof herein kam jetzt der Schneiderskarle im Gehrock und mit dem Geſangbuch.

Der ſah nicht ſo bald die Beſcherung, als er ſich auch ſchon einen Vers darauf machte. Wenn einer einmal gewohnt iſt, dem Herrgott auf die Finger zu ſchauen, dann liegen ihm raſch alle Zuſammenhänge klar vor Augen.

„Fritzle," rief er, „ist's net Sonntag heut', du Sabbatschänder!" Der Bub gab keine Antwort. Aber der rote Wilhelm wandte sich langsam dem Sprecher zu: „Schneiderskarle," sagte er dumpf, „i' tät mei' Maul halte', wenn i' net wüßt', was passiert wär'. —"

„I' sieh's jo," gab der Schneider fast höhnisch zurück und deutete auf den Trümmerhaufen, „Schüssle hot der Bue brenne wölle am Sonnich — do hot der Herrgott de' Ose' ei'g'schmisse'." Da fing der rote Wilhelm schallend zu lachen an. Er vergrub die Hände tief in die Hosentaschen und stand breit vor dem Schneider. Und als er wieder sprechen konnte, sagte er: „G'rad 's Gege'teil, Schneider, g'rad 's Gege'teil! Der Bue hot wölle d'Schüssle aus 'm Ose' hole', weils 's heut Sonntich ist und jeder Backose' sei' Ruh han soll — do kommt dr Teufel daher und schmeißt mit sein'm Schwanz 's ganz' G'lump um —."

Der alte Elias kam jetzt herbeigehumpelt. Mit seinem Stock beklopfte er die rußigen Steine. Sein Kopf wackelte und seine roten Augen triefen. Ein Grinsen lief über sein Gesicht, als er, den Wilhelm anschauend, murmelte: „Jetzt han i' doch länger g'hebt als mei' Backose'. — Und mei Vatter, wie er ihn g'mauert hot, hot g'sait: Bue, der hält dir aus!"

Der Schneider, den der offenkundige, lästerliche Hohn des Wilhelm zuerst sprachlos gemacht hatte, fand sich jetzt selbst wieder. Die langverhaltene Empörung über den Nachbar riß ihn empor, daß er ward wie ein Seher. „Denk' an mi'," rief er prophezeiend dem Spötter zu, „di' weiß d'r Herrgott au' no' z'finde'. I' will di' d'ran mahne'."

„Oh," sagte der Wilhelm unerschrocken, „zahl lieber zeh' Mark, zu me neue' Backose'." —

Da ging der Schneider verachtungsvoll über den Hof seinem Haus zu, und der Wilhelm lachte hinter ihm her.

Der Elias wackelte mit dem Kopf und der Bub heulte. Für den Alten war ein Stück Vergangenheit, für den Jungen ein Weg in die Zukunft verwüstet.

Der Wilhelm aber sagte: „Fritzle, brenn' du jetzt deine Schüssle in mei'm Ose', der ist net schlechter als d'r euer'." So kam's, wie es kommen mußte.

Die von Hinterbach vergessen die Nacht nicht, in der es in der Schützengasse brannte.

Beim roten Wilhelm ist das Feuer ausgekommen. Seinen Backosen soll er überheizt haben mit den dürren Dornen und Disteln, die er vom

Pfarracker abgeleſen und heimgeführt hat. Solch ein Teufelsgeſtrüpp fährt mit der Flamme durchs Kamin mit Praſſeln und Kniſtern und ſenkt ſich nieder, wo es ihm gefällt. Kein ruhiges Feuer zu geſitteter Arbeit und gehorſamem Menſchendienſt iſt mit Dorngeſtrüpp zu machen. Sprühend und zuchtlos entfahren die Flammen wie Glut gewordene Stacheln, vor denen nichts ſicher iſt.

Erſt brannte des Wilhelm Holzſtadel, in dem zuſammengeſchnürte Bündel alter Zeitungen aufgeſtapelt lagen in hohen Stößen. Das Feuer leckte an ihnen herum wie Kinder am Zuckerwerk, das ſie ſich noch ein wenig aufbewahren wollen, und zu dem ſie doch ihre ganze Begierde hinzieht.

Der Schneiderskarle ſah wohl, was da vorging. Er hätte mit dem langſtieligen Eiſenhaken, den er in der Hand hielt, und mit dem man in friedlichen Zeiten die letzten Äpfel von den höchſten Zweigen herunterſtieß, ſehr wohl einen oder den andern Bund Gedrucktes retten können. Aber er dachte mit dem Kalifen: Steht's im Koran, ſo iſt's überflüſſig. Steht's nicht im Koran, ſo iſt's ſchädlich. Und er ließ alles brennen, wie jener alles brennen ließ.

Mit hinterbacher Gedankenſchnelle griff das Feuer um ſich. Erſt links vom Brandherd, dann rechts.

Und auf einmal hieß es: Wo iſt der Elias?

Lichterloh brannte ſein Dach und aus der Haustür ſchlugen die Flammen.

Der rote Wilhelm ſah aus wie ein Kohlenbrenner. Er hatte keinen Äpfelhaken in der Hand und nichts auf dem Leib als ſeine uralten manchеſternen Hoſen und ein Hemd. Und als alle nach dem Elias fragten, da ſchaute er ſich in der Runde um und ſchrie: „Der Fritzle!" Dann weiß kein Menſch, wie es weiter gegangen iſt. Man ſah plötzlich den roten Wilhelm an einem Fenſter von des Elias Haus ſtehen und hörte ihn brüllen: „E' Leiter her, ins Teufels Name'."

Das Entſetzen hielt noch alle in ſeinem lähmenden Bann, da brüllte es wieder und viel eindringlicher: „Bringet doch e' Leiter, Leut, bringet doch ums Herrgottswille' e' Leiter, Herrgott hilf, Herrgott hilf!"

Schwitzende, keuchende, rotbeſtrahlte Männer mit Feuerwehrhelmen ſchleppten eine Leiter herbei.

Man hat den Elias gerettet.

Und dann kam der Augenblick, den der Schneider nicht vergeſſen wird bis an ſein Lebensende.

Aus einem Sprühregen von Funken und einem Hexenkeſſel voll Flammen tauchten dunkel ragende Balken auf, zwiſchen denen man

plötzlich den Nachthimmel ſah, wo vorher Dach und Mauer geweſen waren.

Ein Schüttern, Krachen, Stäuben, eine Sekunde der Todesſtille und ein heulendes Auffauſen der Flammen, und in alles hinein ein Schrei — ob von einem? ob von Hunderten? Und auf einmal war der rote Wilhelm da mit verſengtem Haar, verſengtem Hemd und ohne Hoſen und Schuhe. Den Buben, den Fritzle hatte er hinten am Genick, wie eine Katze ihr Junges ſchleppt. Aus ſeinem kohlſchwarzen Geſicht flammten die Augen irr und wild und aus ſeinem Mund kam's wie ein Keuchen: „Hilf Gott, hilf Gott!“ dann ſank er zuſammen und über den lebloſen Buben hin.

Der Schneiderskarle mit ſeinem Apfelhaken iſt in der allernächſten Nähe geſtanden. Schwören kann er, daß er den Schrei zu Gott gehört, dieſen Schrei auf den er gelauert hat ſeit Jahren.

Und er warf den Apfelhaken hin, ſpuckte in die Hände und half den beſinnungsloſen Wilhelm und den regloſen Buben hinübertragen ins Wirthaus, wo man die Zwei mit Branntwein wuſch, bis ſie erwachten.

Vor des Schneiders Haus hat das Feuer haltgemacht. Nur angeſchwärzt hat es die Wände und ein paar Fenſterſcheiben berſten laſſen. Und von dieſen Scheiben ſogar ſagte der Beſitzer den Nachbarn, ſie ſeien ſchon vorher zerſprungen geweſen.

Wie ein Wunder war die Bewahrung.

Und es kam wieder ein Sonntag, der zweite Tag nach dem Brand. Der Wilhelm, dem das letzte Hemd und der letzte Strumpf verbrannt war, ſaß neugekleidet vom Kopf bis zu den Füßen mit dem Elias und dem Fritzle beiſammen in einem Gelaß des Rathauſes, wo man die Drei, die keinen Unterſchlupf mehr hatten, eingewieſen hatte bis auf weiteres. Der Regen rieſelte an den Fenſtern trübſelig nieder. Wie eine Puppe, die ausſchlupfen will, ſo unbehaglich fühlte ſich der rote Wilhelm. Er wand ſich und drehte ſich vor Langeweile und gedachte mit Sehnſucht der Sonntagmorgen, da er daheim in Schlappſchuhen und Alltagskittel die Zeitungen der ganzen Woche noch einmal durchgeleſen hatte.

Und als der Polizeidiener, ein hagerer, verſtändiger Mann von großem Pflichteifer, einmal den Kopf durch die Türe ſteckte und fragte, ob alles in Ordnung ſei, da gähnte der rote Wilhelm und ſagte: „Bring ebbes z'leſe', Gottlieb, no zahl i' dir en Schoppe, ſobald i' mei' Geld han von der Feuerverſicherung.“

Der Polizeidiener kam lang nicht wieder. Er hielt Umſchau im Rathaus. Außer amtlichem Material fand er nicht viel Leſbares. Und

zuletzt brachte er eine Bibel daher, die lag hinten in der Arreſtzelle auf einem Geſims, wohl ſchon ſeit die Welt ſteht.

Der rote Wilhelm und der Fritzle fuhren zu gleicher Zeit auf das Buch los. Der, dem der Hunger nach Gedrucktem im Innern wühlt, der iſt gieriger als ein Raubtier, das lang gefaſtet hat.

Und die Zwei laſen Kopf an Kopf vorne am Fenſter, an dem der Regen herablief. Der alte Elias döſte auf einer Pritſche in der Ecke.

Einmal lachte der rote Wilhelm auf, deutete auf eine Stelle und nickte mit dem Kopf.

Es ſtand da geſchrieben: „Das Lachen des Narren iſt wie das Krachen der Dornen unter den Töpfen."

„Fritzle," ſagte er, „wie hänt wir immer g'lacht, wenn's unter em Backofe ſo kracht hot! Narre ſend wir g'we'; faſt wärſt d' verbrennt."

Und ſie ſahen beide auf von ihrem Leſen, gedachten der Stunden, da ſie miteinander Schüſſeln gebrannt hatten, und der Minuten, da ſie ſelbſt im Glutofen geſtanden.

Dann ſenkten ſie wieder die Köpfe über das alte Buch.

Der Elias aber auf ſeiner Pritſche ſagte auf einmal in die Stille hinein: „Vatter, du hoſt doch recht g'hätt: mei' Backofe' hot' mi' ausg'halte'. 's Fritzle's Vatter ſoll ihm jetzt en neue baue'. —"

Die Zwei ſchauten hinüber nach dem Greis, der ſitzend zu ſchlummern ſchien. Und weil die Stille dem Buben plötzlich ſeltſam vorkam, ſo ſagte er: „I han doch kein Vatter meh', Ahne. —"

„Herrgott!" rief der Wilhelm und ſprang auf, und er konnte eben noch helfen, daß die verwitterte Menſchenruine auf der Pritſche nicht allzu jäh zuſammenſank, ſondern ſich ſtill niederlegte.

Dem Büblein dröhnte aber ſo wieder das Wort in den Ohren, das ihm oft die Mutter geſagt hatte, wenn ſie von ſeiner großen Verlaſſenheit in der Welt ſprach.

Diesmal hatte es der rote Wilhelm gerufen, der nichts glaubte.

Gut iſt die Abfindung von der Feuerverſicherung ausgefallen, ſehr gut. Die Herren haben nobel eingeſchätzt und nobel bezahlt. Der rote Wilhelm hat es dem Schneiderskarle zehnmal für einmal ſchon geſagt.

Hätte nicht die ganze Nachbarſchaft ſo einträchtig von der wunderbaren Bewahrung des Schneidershauſes zu erzählen gewußt, ſo wären vielleicht ſogar dem Karle die zerſprungenen Fenſterſcheiben und die geſchwärzten Wände vergütet worden.

Aber der Schneider hatte allzu oft verſichert, daß das alles ſchon vor dem Brand geweſen ſei. Und als er dann einſah, daß die wun-

derbare Bewahrung ſeinem Geldbeutel ſchlecht bekam, da war es zu ſpät.

Aber er iſt doch nicht unzufrieden mit dem Verlauf der ganzen Sache.

Er hat es wenigſtens erlebt, daß der Herrgott den Wilhelm gefunden hat.

Zum erſten hat der Freigeiſt zu Gott um Hilfe gerufen, als die Not am höchſten geſtiegen war. Zum zweiten hat er, wie der Polizeidiener, der Gottlieb, bezeugt, im Rathaus nach der Bibel verlangt. Zum dritten iſt er nach dem Brand Sonntags nicht mehr in Schlappſchuhen und Alltagskittel der Nachbarſchaft ärgerlich geweſen. Und zum vierten — ja, zum vierten hat er den Fritzle, der keinen Menſchen hat auf der Welt, zu ſich genommen und läßt ihn das Töpferhandwerk lernen. Das, ſagt der Schneider, tut auch keiner, der nicht auf einen Gotteslohn hofft. Und wer auf einen Gotteslohn hofft, der iſt dem Teufel aus dem Maul geriſſen.

Die Reichserbſchaftsſteuer.

Das Projekt einer Reichserbſchaftsſteuer für Leibeserben gehört zu dem Gewürm, das nie ſtirbt. Auch der erſte Verſuch zu einer ſolchen Steuer hat ja im Juni des Jahres 1909 nur einen vorübergehenden Abſchluß gefunden. Wäre die Erbſchaftsſteuer eine Perſon, ſo könnte ſie ſich eigentlich freuen über das Schickſal ihrer letzten Jahre. Es gibt keine Steuer, die das Glück hat, von gewiſſen Leuten angeblich ſo heiß begehrt zu werden, wie es bei der Erbſchaftsſteuer der Fall iſt. Dabei möchte ich noch behaupten, daß unter denen, die dieſe Steuer laut reklamieren, eine ganze Anzahl von ſolchen iſt, die der Steuer innerlich abgeneigt ſind, und umgekehrt unter denen, die angeblich Gegner der Steuer ſind, eine ganze Reihe von Anhängern dieſer Art von Erbſchaftsſteuer ſich befindet. — Woher das kommt, darüber iſt wohl kein Wort zu verlieren. Erbſchaftsſteuer pro oder kontra wurde gleichbedeutend mit Rechts oder Links.

Neuerdings ſteht jetzt im Zuſammenhang mit der Beſchaffung der Deckungsmittel für die Wehrvorlage die Erbanfallſteuer mitten in der Diskuſſion. In dieſer Diskuſſion werde ich als früherer Zentrumsabgeordneter des öfteren als ein Anhänger der Erbanfallſteuer zitiert. Auch in der Agitation zu den Reichstagswahlen wurde von angeblichen Äußerungen des „Zentrumsabgeordneten Dr. Helm“ reichlich Gebrauch gemacht. Nun lag aber tatſächlich von mir nur eine einzige Äußerung zur Sache in der Öffentlichkeit vor. Ich hatte nämlich in der Generalverſammlung des oberbayeriſchen chriſtlichen Bauernvereins in München am 8. März 1909 gelegentlich eines Referates

über die bayerische Steuerreform und mit einem einzigen Satz eine Nachlaß- oder Erbanfallsteuer erwähnt. Ich sprach nämlich davon, daß sich das mobile Kapitalvermögen und das Einkommen aus diesem Kapitalvermögen leicht der Besteuerung entzieht und daß unter den Hilfsmitteln, das Einkommen aus Kapitalvermögen zu erfassen, auch die Erbanfall- oder Nachlaßsteuer in Betracht käme. — Aus diesen Worten wurde natürlich, weil es gerade für Zeit und Gelegenheit gepaßt hat, etwas ganz anderes gemacht. Ich soll mich hiermit als Anhänger der von der Bülow-Regierung vorgelegten Nachlaßsteuer erklärt haben. Das war aber ganz gewiß irrtümlich. Ich bin ein ganz entschiedener Anhänger der Erbanfallsteuer, aber mit Hinzufügung eines doppelt unterstrichenen „Aber". — Hierüber im nachfolgenden:

Die Steuervorlage an den Deutschen Reichstag vom Jahre 1909 würde ich heute noch ablehnen, nicht aus politischen Gründen. Die erste Voraussetzung für den Volksvertreter ist die Prüfung, ob eine Steuer gerecht und gleichmäßig wirkt. Diese Prüfung hätte die Vorlage der Reichsregierung auch in der Fassung der Kommissionsbeschlüsse nicht bestanden.

Die wesentlichste der direkten Steuern, die heute unsere deutschen Einzelstaaten fast ausnahmslos erheben, ist die allgemeine, progressive Einkommensteuer, welche unterschiedslos die Reineinkünfte aus Grundvermögen, Gewerbebetrieb, Kapitalvermögen und Beruf erfaßt. Die allgemeine, progressive Einkommensteuer kommt von allen direkten Steuern sicherlich dem Ideal einer gerechten Besteuerung am nächsten, weil sie die Steuerpflichtigen nach ihrer Leistungsfähigkeit trifft. Gerecht wird ihre Wirkung erst, wenn durch entsprechende Ergänzungssteuern der Unterschied zwischen gesichertem und ungesichertem, zwischen fundiertem und unfundiertem Einkommen ausgeglichen wird. Aber dieses Ideal der direkten Steuern garantiert noch lange nicht eine gerechte Verteilung der Steuerlast auf die vier hauptsächlichsten Einkommensquellen. Es ist doch notorisch — und darüber ist kein Wort zu verlieren —, daß das Einkommen aus Kapitalvermögen am meisten der Besteuerung entzogen wird. Bayern hat die allgemeine, progressive Einkommensteuer seit dem 1. Januar 1912. Bislang hatten wir Ertragssteuern. Nach dem bisherigen Steuersystem wurde das Einkommen aus dem Kapitalvermögen durch die Kapitalrentensteuer erfaßt. Der Ertrag dieser Steuer im Jahre 1909 war 7,9 Millionen Mark und im Jahre 1910 ohne Berücksichtigung des 22prozentigen Zuschlags rund 8,5 Millionen Mark. Niemand in Bayern wird bestreiten, daß wirtschaftliche Anhaltspunkte in Hülle und Fülle dafür vorhanden sind, daß die Kapitalrentensteuer dem Staate bislang hätte das Doppelte bringen müssen, wenn das Einkommen aus Kapitalvermögen richtig taxiert würde. Das ist ein Gemeinplatz. Hierüber besteht vollständige Einstimmigkeit in der Auf-

fassung. — Auf welche Art aber dieser Mißstand zu verbessern wäre, darüber gehen die Meinungen auseinander und schließlich ist man dazu gekommen, das extremste Hilfsmittel, eidesstattliche oder eidliche Steuererklärung, zu verwerfen, und mit vollem Recht. — Die allgemeine, progressive Einkommensteuer und jede direkte Steuer bleibt aber so lange in ihrer Wirkung ungerecht, als ein wesentlicher Teil der Pflichtigen und des Einkommens gar nicht zur Steuerlast beiträgt. Für die übrigen Steuerpflichtigen ist die Wirkung dann die, daß sie die Steuerlast für die potentesten Steuerzahler zum großen Teil mittragen müssen, weil bei der Quelle ihres Einkommens (Grundvermögen, Gewerbe, Beruf) eine derartige bequeme und weitgehende Steuerhinterziehung unmöglich ist, — alles Dinge, über die in Literatur und Praxis nur eine Auffassung besteht.

In der neuen bayerischen Steuergesetzgebung ist mit Recht als ein Hilfsmittel zur richtigen Erfassung des Einkommens die Kontrolle des Nachlaßvermögens benützt. Der Artikel 73 des bayerischen Einkommensteuergesetzes vom Jahre 1910 verpflichtet den Testamentsvollstrecker und Nachlaßpfleger zu Angaben an das Rentamt über die zum Nachlaß gehörigen Einkünfte aus Kapitalvermögen. Das Rentamt kann von den Erben oder deren gesetzlichen Vertretern Vorlagen verlangen. Dazu gehören auch Urkunden, Geschäftsbücher und Aufzeichnungen. Dem Rentamte steht es frei, falls es aus diesen Angaben und Vorlagen das Notwendige nicht entnehmen kann, Zeugen über die Richtigkeit und Vollständigkeit der gemachten Angaben eidlich zu vernehmen, dem Nachlaßpfleger sowie den Erben oder für diese deren gesetzlichen Vertretern die Versicherung an Eidesstatt aufzuerlegen und abzunehmen.

Die Nachlaßsteuer, die im Herbst 1908 dem Deutschen Reichstag vorgelegt worden ist, hatte die ganz entgegengesetzte Tendenz; ein Eindringen in die Privatverhältnisse sollte nach dem Gesetzentwurf möglichst vermieden werden.

Es wäre dann bei dieser Nachlaßsteuer wieder dasselbe in die Erscheinung getreten, was sich bei den direkten Steuern zeigt, daß sich das mobile Vermögen der Steuerpflicht leicht entziehen kann und entzieht. — Das einzige Land mit einer Erbschaftssteuer für Kinder und Ehegatten in Deutschland ist Elsaß-Lothringen. Es kann nicht widersprochen werden, daß durch die Erbschaftssteuer in Elsaß-Lothringen vorwiegend das sichtbare Vermögen, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf für Vermögen, das in Grund und Boden, Hausbesitz und Gewerbebetrieb angelegt ist, erfaßt wird. Es kann ja gar nicht anders sein. — Eine Nachlaß- oder Erbanfallsteuer, welche nicht Vorsorge trifft, daß sich nicht auch hier wieder das Kapitalvermögen der Steuerpflicht entzieht, würde die schwersten wirtschaftlichen Folgen haben. Das wäre eine einseitige Belastung des sichtbaren Ver-

mögens und auch die Wirkung würde nicht ausbleiben, daß die Anlage von Vermögen in Form von Kapitalvermögen der Anlage von Vermögen in Haus- und Grundbesitz und Gewerbe vorgezogen würde. Zur Bequemlichkeit, die die Anlage in Kapitalvermögen an und für sich schon mit sich bringt, käme als weiterer Vorsprung diese ungewollte steuerliche Vergünstigung hinzu. Je stärker eine Nachlaß- oder Erbanfallsteuer in der Belastung wäre, um so mehr würde sie zur Entwertung von Grund- und Hausbesitz und Gewerbe beitragen.

Aber die natürliche, gerade von mir gewollte Wirkung einer Nachlaß- oder Erbanfallsteuer, nämlich auf die richtige Fatierung der Einkünfte aus Kapitalvermögen bei den direkten Steuern einen Einfluß auszuüben und als Korrektur und Kontrollmittel für die richtige Fatierung der Einkommensteuer zu dienen, — diese Wirkung würde vollständig ausbleiben. Die Nachlaßsteuer der Bülowregierung vom November 1908 hat aber *expressis verbis* jede Maßregel, die notwendig ist, um das Kapitalvermögen möglichst lückenlos heranzuziehen, perhorresziert. Der Gesetzentwurf enthielt nicht einmal die oben angeführten Bestimmungen des bayrischen Einkommensteuergesetzes (Artikel 73). Etwas besser war es mit der Erbschaftssteuervorlage, die, nachdem die Nachlaßsteuer keine Gnade gefunden hatte, von der Regierung im Juni 1909 dem Deutschen Reichstag vorgelegt wurde. Hier war wenigstens für die Veranlagung eine eidesstattliche Erklärung vorgesehen. Aber das ist vollständig unzulänglich.

Wer sich als Freund einer Nachlaß- oder Erbanfallsteuer erklärt und diese Steuern als gerechte Steuern will, der muß auch die Konsequenzen tragen; der muß auch wollen, daß ein solches Gesetz alle Bestimmungen trifft, die notwendig sind, dem Kapitalvermögen auch im Erbgang oder im Falle der Schenkung eine gewisse Zeit vor dem Tode die Hinterziehung unmöglich zu machen. Hier genügen noch nicht einmal die Bestimmungen des Art. 73 des bayer. Einkommensteuergesetzes. Es müssen hier auch in der Gesetzgebung bezüglich Behandlung des Nachlasses neue Bestimmungen getroffen werden, die der Steuerbehörde sofort nach dem Todesfall eine Einmischung in die Verhältnisse des Erblassers ermöglichen. Wer die Nachlaß- oder Erbanfallsteuer als gerechte Steuern will, der muß auch einen tiefen Eingriff in das Familienleben mit in Kauf nehmen, ganz im Gegensatz zu dem Standpunkte, den der Herr Abgeordnete Müller-Meiningen in der Vossischen Zeitung vom 2. Januar 1908 zum Ausdruck gebracht hat. Wer ehrlicher Anhänger der Erbschaftssteuer ist, muß diese Eingriffe wollen. Solche Eingriffe müssen sich ja andere Sterbliche auch gefallen lassen; wenn ein Staatsbürger das Unglück hat, in Konkurs zu kommen, nimmt der Konkursverwalter seine ganze

Post in Empfang (§ 121 der Konkurs-Ordnung). Die Postsperre wird über ihn verhängt. Das ist auch nicht angenehm und auch ein schwerer Eingriff in private und unter Umständen in familiäre Verhältnisse. — Eine derartige Maßnahme wäre unentbehrlich. Heute ist das Kapitalvermögen dem Zugriff im Inlande oft entzogen, weil das Kapital bei außerdeutschen Banken angelegt ist. Unseren inländischen Banken müßte gesetzlich die Pflicht der Auskunfterteilung im Falle eines Erbganges auferlegt werden, und so käme noch eine Reihe von weiteren Maßnahmen in Betracht.

Nur so kann überhaupt an eine Erbschaftssteuer für Ehegatten und Kinder gedacht werden und aus diesem Grunde mußte jeder, der eine gerechte Nachlaß- oder Erbanfallsteuer wollte, die Vorlagen der Bülow-Regierung vom November 1908 und Juni 1909 entschieden verwerfen, und ich bin überzeugt, daß, wenn heute einmal eine Reichserbschaftssteuer kommt, die in dieser Hinsicht lückenlos und gerecht ist, dann wird es ein großes „rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht" geben. Ich bekenne mich heute noch als einen entschiedenen Anhänger einer solchen Erbanfallsteuer. — Die Einrede vom Familiensinn und dergleichen lasse ich nicht gelten. — Ich bin aber auch fest überzeugt, daß die mutigsten Verteidiger der Erbschaftssteuer von heute sich dann zu den größten Gegnern einer solchen Steuer verwandeln werden. Selbstverständlich wird eine solche Steuer erst von einer gewissen Erbsumme an erhoben werden können, so daß die kleinen Vermögen geschont bleiben. Es muß auch Rücksicht genommen werden darauf, ob das erbende Kind volljährig und bereits selbstverdienend oder minderjährig ohne weiteren Unterhalt und nur auf das Vermögen angewiesen ist. — Daß die Steuer progressiv sein muß, ist auch selbstverständlich. Ebenso ist selbstverständlich, daß das in Grund und Boden und in Gewerbe angelegte Vermögen eine besondere Berücksichtigung verdient, schon aus dem Grunde, weil es nicht in der Weise liquidierbar ist, wie das Kapitalvermögen, und unter Umständen nicht die gleichen Erträge liefert.

Die englische „Erbschaftssteuer" bringt dem englischen Staate jetzt jährlich über 400 Millionen Mark, die französische 220 Millionen Mark. Man muß eigentlich in England von Erbschaftssteuern sprechen: Sie setzen sich zusammen aus Nachlaßsteuer und Nebensteuern *(Death Duties)*.

Hier sei eine kleine Einschaltung gestattet, die eigentlich nicht direkt zur Sache gehört: Gelegentlich der Reichsfinanzreform und der vorhergehenden und nachfolgenden Kämpfe sind vielfach Vergleiche über die Steuerbelastung durch direkte und indirekte Steuern zwischen Deutschland und andern Staaten angestellt worden. Bei diesen Vergleichen schneidet Deutschland immer noch günstig ab. Eines hat mich aber gewundert, daß bei dem Vergleich zwischen

Deutſchland und England einerſeits die gewaltige Belaſtung gerade des Volkes durch die allgemeine Wehrpflicht, was zu ungunſten Deutſchlands ſpricht, überſehen wird, und anderſeits, was zu ungunſten Englands ſpricht, daß die Schulbildung der Kinder in England beſonders dem Mittelſtande ganz gewaltige Laſten auferlegt, weil es in England keine Staatsſchulen in unſerm Sinne gibt; beſonders die Mittelſchulbildung, aber auch die Volksſchulbildung ſpielt im Haushaltungsbudget des Familienvaters, der mehrere Kinder hat, eine ganz bedeutende Rolle. Erſt vor wenigen Tagen hat ein Deutſcher, der als Induſtrieller in Bradford in England lebt, mir geſagt, daß er bei drei die Schule beſuchenden Kindern über 2300 Mark jährlich an Schulgeld zahlt, obwohl er die Kinder bei ſich in der Familie hat.

Richtig ausgebaut iſt die Erbſchaftsſteuer trotz ihres hohen Ertrages auch in England nicht. Ich möchte ſie durchaus nicht als Muſter hinſtellen. Das geht ſchon daraus hervor, daß die Erbſchaftsſteuer in England bei dem notoriſchen Reichtum des Landes einen ganz andern Ertrag liefern müßte, als es tatſächlich der Fall iſt.

Es iſt noch die weitere Frage zu erörtern, wie man die Erbſchaftsſteuer vom partikulariſtiſchen Standpunkt aus anzuſehen hat. Mir iſt ſozusagen zweifellos, daß ſpeziell Bayern und Süddeutſchland keine Veranlaſſung haben, ſich gegen eine Reichserbſchaftsſteuer zu ſträuben. Indirekte Steuern, Verbrauchsſteuern belaſten ungefähr Nord und Süd gleichmäßig; Kopfſteuern, wie wir ſie jetzt 42 Jahre im Deutſchen Reiche in Form der Matrikularbeiträge haben, belaſten Nord und Süd vollſtändig gleichmäßig. Der vornehmſte ſteuerliche Grundſatz der Beſteuerung nach der Leiſtungsfähigkeit iſt hierbei gar nicht berückſichtigt. Ganz anders werden ſich die Dinge bei einer Erbſchaftsſteuer und ſelbſtverſtändlich auch bei einer Reichsvermögens- oder Reichseinkommenſteuer geſtalten. Mit dieſem Hinweis möchte ich, ſoweit die zwei letzteren Steuerarten in Betracht kommen, noch kein Urteil über dieſe Steuern als Reichsſteuern ſprechen. Der Norden hat infolge ſeiner ſtärkeren Induſtrialiſierung zweifellos eine weit größere Zahl von Einzelperſonen mit großem Vermögen und großen Einkünften. Die Folge einer Reichserbanfallſteuer wäre eine ſtärkere Heranziehung des Nordens zur Steuerlaſt im Gegenſatz zum Süden und ſpeziell im Gegenſatz zu Bayern mit ſeiner mehr kleinbürgerlichen Bevölkerung mit weit geringerem prozentualem Einſchlag von großen Vermögen.

Die Matrikularbeiträge gemäß Artikel 70 der Reichsverfaſſung ſind, wie geſagt, im Grunde genommen nichts anderes, als eine rohe Kopfſteuer. Man hat über die Matrikularbeiträge ſo eiferſüchtig gewacht, weil man geglaubt hat, hierdurch den Einzelſtaaten die allzu große Luſt zur Aus-

gabenbewilligung im Bundesrat auszutreiben. Ich glaube, diese Wirkung ist ausgeblieben, und schließlich hat ja der Reichstag immer wieder selbst eine Mehrheit gefunden, um Staatsnotwendigkeiten zu bewilligen, und was im Laufe der 41jährigen Geschichte des Deutschen Reichstags mit dauerndem Erfolg abgestrichen worden ist, das dürfte sich zu den Gesamtaufwendungen des Reiches seit 41 Jahren und zu der Schuldenlast des Reiches wie ein Kirschkern neben dem Eiffelturm ausnehmen.

Soviel steht für mich fest, eine weitere Belastung mit indirekten Steuern ist für längere Zeit ausgeschlossen und wäre auch eine Verletzung der *justitia distributiva* und speziell vom partikularistischen Standpunkt aus unklug. Rechthaberei ist manchmal in der Politik erklärlich; wenn sie aber schließlich von den Steuerzahlern mit Millionen gebüßt werden muß, wird sie zur sträflichen Verschwendung.

Ob im gegenwärtigen Augenblick neue Steuern notwendig sind, will ich nicht entscheiden. Ich weiß nur soviel, daß das Zentrum nach der Reichsfinanzreform, besonders in offiziellen Flugschriften und Broschüren, sich viel darauf zugute getan hat, daß es nie Ausgaben im Reichstag bewilligt habe, ohne für Deckung zu sorgen. Man verweist darauf, daß das am 31. März zu Ende gehende Rechnungsjahr 1911 mit einem Überschuß von 220 Millionen Mark abschließt. Das ist aber nur möglich, weil eben Versprechungen, die das Zentrum selbst in Form von Anträgen, denen es zugestimmt und die es selbst gestellt hat, der Regierung abgenötigt hat, bis zur Stunde von der Reichsregierung noch nicht eingelöst sind. Von diesen Versprechungen will ich nur die Erhöhung der Mannschaftslöhnung (vgl. Antrag vom 25. April 1907) erwähnen. Auch die Reichsregierung hat die Erhöhung der Mannschaftslöhnung in Aussicht gestellt (vgl. Drucksachen Nr. 992, Reichstag 1908/09, Begründung zum Entwurf des Gesetzes betreffend Änderungen im Finanzwesen). Wenn jetzt Überschüsse da sind, dann muß aber doch endlich einmal dieses Versprechen eingelöst werden. Das ist auch ein kleiner Ausgleich der Lasten, die durch die letzte Militärgesetznovelle und durch die neuere Wehrvorlage den breiten Massen des Volkes in Form der Blutsteuer auferlegt werden. Erst wenn dieser und andere Wechsel eingelöst sind, kann man sagen, ob Überschüsse da sind. Eine solche Vorlage, wie die Wehrvorlage, die den breiten Massen des Volkes neue Lasten bringt, darf nicht nur von dem Gesichtspunkte aus betrachtet werden, ob die Mittel für die Aufwendungen des Reiches vorhanden sind, sondern sie muß auch von dem Standpunkte aus betrachtet werden, ob dem Volk für die neuen nicht in Form von Steuersummen zum Ausdruck kommenden Lasten zum Ausgleich Erleichterungen geschaffen werden müssen. Gerade vom „agrarischen" Standpunkt aus, vom Standpunkt der Rücksichtnahme auf unsere Land-

bevölkerung ist das notwendig, zumal uns die Statistik lehrt, daß die größte Steuerlast, die, in Zahlen umschrieben, in keiner Statistik zu finden ist, nämlich die Belastung durch die direkte Wehrpflicht, immer mehr von der kleinstädtischen und Landbevölkerung getragen werden muß, eine Tatsache, die leider von Linksliberalen und Sozialdemokraten konstant ignoriert wird.

Erst nach Einlösung dieser längst gegebenen Versprechungen und Berücksichtigung dieses Gedankens kann geprüft werden, ob soviele Überschüsse verbleiben und auch in der Zukunft verbleiben werden, daß das Reich nicht wieder in eine neue Schuldenwirtschaft hineinkommt, ganz entgegen den Grundsätzen, die die Zentrumspartei mit aller Macht und Energie im Laufe der letzten Jahre vertreten hat.

Auch vom nationalen Gesichtspunkte aus ist die pekuniäre Wehrhaftigkeit des Reiches nicht weniger wichtig, wie die Wehrhaftigkeit zu Land und zur See. — Sollte aber wirklich die Finanzlage derartig sein, daß nach Erfüllung all dieser Voraussetzungen Sicherheit besteht, daß dauernd die Mittel für Bestreitung der Kosten der neuen Wehrvorlage vorhanden sind, dann ist allerdings keine neue Steuer notwendig, auch nicht die Erbschaftssteuer. Daß aber das Reich auf die Dauer ohne neue Steuern nicht auskommt, darüber besteht für mich kein Zweifel, und wenn dann einmal neue Steuern notwendig werden, dann jedenfalls keine neuen indirekten Steuern, dann ist eine richtige Erbschaftssteuer für Leibeserben die erste, von der gesprochen werden kann.

Aus obigem dürfte hervorgehen, daß mein Standpunkt ein konsequenter ist. Ich habe mich niemals gegen eine Erbanfallsteuer ausgesprochen, wie etwa der freisinnige Abgeordnete Müller-Meiningen, der am 2. Januar 1908 in der Vossischen Zeitung noch schrieb, es handle sich bei der Erbschaftssteuer der Abkömmlinge und Ehegatten um Eingriffe in das Familienleben und zwar zu einer Zeit der Trauer, was wie eine offizielle Verhöhnung des Schmerzes der Leidtragenden wirke. Müller schrieb damals: „Obwohl ich kein prinzipieller Gegner der Heranziehung der Abkömmlinge und Ehegatten mit einer niedrigen Gebühr bin, so erscheint mir diese verhaßte Art der Steuergesetzgebung sehr bedenklich." — Das war allerdings schon am 2. Januar 1908. Ein Jahr später hat der Abgeordnete Müller-Meiningen Steuersätze beantragt von einer Höhe, wie sie weder England noch ein anderer Staat, der eine Nachlaßsteuer hat, kennt. Daß auch der freisinnige Abgeordnete Wiemer und der nationalliberale Abgeordnete Paasche sich entschieden gegen eine Besteuerung des Nachlasses für Ehegatten und Kinder ausgesprochen hatten, ist bekannt.

Also wenn sich jemand gemausert hat und wenn gegen jemand der Vorwurf erhoben werden kann, daß er plötzlich seine Anschauungen geändert

und zwar aus politischen Gründen geändert hat, so sind es liberale Politiker, bei denen das zutrifft. Ich für meine Person bin heute noch entschiedener Anhänger der Erbanfallsteuer. Ich erblicke in einer richtigen Gestaltung der Erbanfallsteuer auch auf Leibeserben den Schlußstein für das moderne System der direkten Besteuerung mit der allgemeinen, progressiven Einkommensteuer als Mittel- und Ausgangspunkt.

Regensburg. Dr. Georg Heim.

Rundschau.

Hungernde Kinder.

Weit früher, als beabsichtigt, schon drei Monate nach der, unter dem obigen Titel an gleicher Stelle erfolgten Publikation, muß ich mich abermals an die Leser dieser Zeitschrift wenden. Ich hatte gehofft, etwa nach Jahresfrist über die Erfolge der im ersten Artikel angeregten Verbesserung unserer Schülerspeisung berichten zu können, aber Angriffe, die im ersten Moment geeignet erscheinen, die ganze Idee schwer zu schädigen, zwingen mich jetzt schon, das Wort zu ergreifen. Wie vielleicht erinnerlich, war ich auf Grund von Untersuchungen, die ich gemeinsam mit Studienlehrer Landauer an zwei Schulen vorgenommenen habe, zur Überzeugung gelangt, daß ein großer Teil unserer unbemittelten Schuljugend sich in einem ungenügenden Ernährungszustand befindet. Im Anschluß an die Konstatierung dieser traurigen Verhältnisse war dann die Durchführung einer umfassenden Schulspeisung propagiert worden.

Diese Idee wurde sympathisch aufgenommen, wie aus zahlreichen Zuschriften und aus der Tatsache ersichtlich ist, daß zum Zweck der Schulspeisung bei der Redaktion der vorliegenden Zeitschrift 3000 Mark eingingen, für welche Zuwendungen an dieser Stelle den Spendern herzlichst gedankt sei.

Alle maßgebenden Stellen schienen meinen Plänen geneigt zu sein, das Lehrpersonal begrüßte, soweit ich dies beurteilen konnte, den Gedanken an durchgreifende Reformen auf dem Gebiet der Schulspeisung mit aufrichtiger Freude und hätte sicher nach Kräften zur Verwirklichung beigetragen; ein Stab von arbeitswilligen und begeisterten Helferinnen hatte sich zur Verfügung gestellt — da erschien in Nr. 5 der Münchner Medizinischen Wochenschrift ein Artikel des Direktors der hiesigen Kinderklinik, des Herrn Professor von Pfaundler, in dem nicht nur meine und Landauers wissenschaftliche Publikation, sondern auch mein, den Lesern dieser Zeitschrift bekannter Aufsatz einer überaus ausführlichen und sehr abfälligen Kritik unterzogen wurde.

Zwar sagte Professor von Pfaundler am Eingang seines Artikels in bezug auf meine Arbeit: „Das warme humane und soziale Empfinden, das darin zum Ausdruck kommt, berührt überaus sympathisch und es ist bestimmt zu erhoffen, daß es in behördlichen und privaten Kreisen sein Echo finden werde.“ Doch hat er nicht ganz den richtigen Weg eingeschlagen, um diese Hoffnung realisieren zu helfen.

Das ist ihm wohl inzwischen klar geworden, falls er die Zeit gefunden hat, in der Tagespresse die Wirkung seiner Kritik zu verfolgen. Im Rathaus entnahm man Pfaundlers Artikel vor allem die aufregende Tatsache, München sei durch meine Erhebungen kompromittiert worden! Vorher, nämlich in der Sitzung des Gemeindekollegiums vom 4. Januar, hatte bei der recht lebhaften Diskussion über meinen Aufsatz niemand derartige Tendenzen herauszulesen vermocht. In der Tat enthält ja der Artikel weder direkt noch indirekt irgend etwas für München Kompromittierendes. Die Kinder zweier Volksschulen waren auf ihren Ernährungszustand geprüft, die Resultate waren dann mit dem Durchschnitt aus einem großen Sammelmaterial verglichen und endlich waren sie den Beobachtungen an einem sozial einwandfreien Material gegenübergestellt worden. Diese letztere Gruppe hatte ich in Berlin suchen müssen und zwar deshalb, weil wir in München keine höheren Schulen haben, die ausschließlich die Kinder zahlungsfähiger Eltern schon vom sechsten Jahr an aufnehmen.

Nicht Berlin und München sind also einander gegenübergestellt worden, sondern wir haben den Ernährungszustand der Kinder wohlhabender Eltern mit dem von armen Kindern verglichen. Würde man die von Landauer und mir angewandte Methode auf die Vorstadtschulen anderer großer Städte übertragen, so würden wahrscheinlich ganz ähnliche traurige Verhältnisse zutage treten, wie bei uns in München.

Der wissenschaftliche Teil unserer Abwehr der Pfaundlerschen Angriffe ist in Nr. 13 der Münchner Medizinischen Wochenschrift erschienen. An dieser Stelle möchte ich nur Pfaundlers wesentlichste Einwände besprechen, soweit sie allgemein verständlich sind, weil mir im Interesse der Sache daran liegt, den Leserkreis dieser Zeitschrift davon zu überzeugen, daß die Gründe, die mich in dem ersten Artikel für eine Schulspeisung eintreten ließen, durch Pfaundlers Arbeit nicht erschüttert worden sind.

Als Maßstab für die, bei unsern Untersuchungen gewonnenen Werte hatten mein Mitarbeiter und ich die Durchschnittszahlen aus dem in den Vierordtschen Tabellen niedergelegten Sammelmaterial verwendet. Pfaundler verwirft unser Material, weil es unter sich zu verschieden sei, ein Umstand, der uns als Vorzug erschienen war. Die Tatsache, daß das Vierordtsche Material sich aus 127 000 Fällen zusammensetzt, die zum Teil aus sozial schlechtem Milieu stammen, bürgt dafür, daß man mit dem Durchschnitt aus diesen Untersuchungen keine Idealwerte, sondern Mittelwerte erhält, die als Maßstab besonders geeignet erscheinen. Pfaundlers hauptsächlichsten Einwand, der sich gegen unsre Verwendung des Zentimetergewichts wendet, konnten wir mit Hilfe eines Gutachtens des Professors der Physik Herrn Dr. Donle schlagend widerlegen.

Den besten Beweis für die Brauchbarkeit unserer Methode erblicken wir in der Tatsache, daß sowohl auswärtige Beobachter wie auch Münchner Schulärzte bezüglich der Zahl der gut genährten Kinder zu den gleichen Resultaten kommen wie Landauer und ich. Kaup, der die Untersuchungsresultate nach den schulärztlichen Berichten aus 19 deutschen Städten zusammenstellt, berichtet, daß 41,8% aller Kinder eine gute Körperbeschaffenheit aufwiesen. Die Münchner Schulärzte konstatieren eine

solche bei 34% aller Kinder, und mein Mitarbeiter und ich finden, wenn wir den Durchschnitt aus den beiden von uns gemessenen Schulen ziehen, daß 37% der Kinder einen guten Allgemeinzustand zeigen. Die andern Beobachter teilen dann die zirka 60% der nicht genügend ernährten oder der unterernährten Kinder noch ein in Kinder mit mittlerer und in solche mit schlechter Körperbeschaffenheit. Eine solche Einteilung hat in meiner Arbeit keinen Platz gefunden, weil praktisch doch verlangt werden muß, daß möglichst alle Kinder einer guten Körperbeschaffenheit zugeführt werden; dabei ließe sich zweifellos den als mitteimäßig ernährt bezeichneten Kindern viel schneller und wirksamer helfen, als den ganz schlecht ernährten, die wahrscheinlich schon mehr oder weniger ernste Schädigungen aufweisen.

Pfaundler verlangt zur Feststellung des habituellen Hungers in sieben Druckzeilen den Nachweis der verschiedensten Symptome, vom Fettschwund bis zur Cylindrurie. (Auftreten von Cylindern im Urin.)

Praktisch, das heißt vom Standpunkt einer eventuellen Hilfeleistung aus, darf man nicht so anspruchsvoll sein. Ohne daß sie vielleicht ein so kompliziertes klinisches Bild boten, haben doch zweifellos die Kinder Mangel gelitten, von denen die Oberlehrer an die Lokalschulkommission berichteten, daß seit der Darreichung eines warmen Frühstücks der Einfluß der besseren Ernährung augenfällig in Gewichtszunahme, in besserm Aussehen und in größerer Anteilnahme am Unterricht sich zeige.

Ein großes Mißverständnis Pfaundlers liegt darin, daß er glaubt, ich wolle den schlechten Ernährungszustand nur auf ungenügende Nahrungsaufnahme zurückführen und ließe alle die zahlreichen Ursachen außer acht, die sonst noch zur „Untermaßigkeit" führen können. Nichts liegt mir ferner, als eine so einseitige und nach zwanzigjähriger ärztlicher Erfahrung ganz unmögliche Auffassung. Jeder Laie weiß, und darum erschien mir ein besonderer Hinweis unnötig, daß auch Vererbung, konstitutionelle Erkrankungen usw. zu einem schlechten Allgemeinzustand führen können. Bei den Armen kommen außerdem noch mannigfache andere schädigende Momente in Betracht, vor allem die Wohnungsnot, die für die Kinder nur zu häufig einen Mangel an Licht und Luft, sowie an Gelegenheit zu ruhigem, erquickendem Schlaf bedingt. Diese Umstände sind nur zu häufig mit ungenügender Ernährung verkettet, so daß es schwer sein wird, zu entscheiden, welcher Faktor am unmittelbarsten auf das Allgemeinbefinden drückt. Nach meiner Ansicht ist es die Unterernährung. Der Schularzt Professor Schiesinger in Straßburg sagt in einer erst vor wenigen Tagen erschienenen Arbeit: „Fast alle Kinder mit mangelhafter Konstitution waren auch mehr oder weniger mangelhaft genährt."

Jedenfalls aber bedarf meines Erachtens ein Kind um so dringender einer rationellen Ernährung, je schwerer es in seiner Entwicklung durch schädigende Einflüsse irgend welcher Art bedroht erscheint. Dieser Auffassung gibt auch der Kreisschulinspektor König in Mühlhausen in Elsaß Ausdruck, denn er sagt: „Unzweckmäßige und ungenügende Ernährung wirkt besonders nachteilig auf die erblich belasteten Kinder. Unterernährung wirkt als Multiplikator der die Lebenskraft unterwühlenden erblichen Belastung." Pfaundler zitiert einige Beispiele aus den Thesen englischer Kommissionen wie: „Die ganze Frage körperlichen Niedergangs dreht sich um die

Ernährung." „Ungenügende häusliche Speisung der Schuljugend ist als eine der wesentlichsten Ursachen der Entsittlichung zu betrachten." Dazu setzt er in Klammer, Anno 1905 *p. Ch. n.* Nun, meines Erachtens ist die Tatsache, daß im Jahre 1905 derartige Sätze ausgesprochen worden sind, bei weitem nicht so merkwürdig, als daß man sie im Jahre 1912 lächerlich findet!

Pfaundler hebt hervor, daß Überfütterung ganz wohl mit Unterernährung einhergehen könne. Zweifellos trifft dies für das Schulkind, das sich den Magen mit Kartoffeln und Brot anfüllt, genau so zu, wie für das Kind in der ersten Lebenswochen, das zum Skelett abmagern kann, obwohl oder vielmehr weil es mit Mehlbrei überreichlich gefüttert wird. In beiden Fällen war die Nahrung quantitativ reichlich, qualitativ völlig ungeeignet; in beiden Fällen auch fehlte es wohl auf seiten der Mutter an der nötigen Einsicht und Erkenntnis.

Pfaundler erwähnt, daß die verschiedensten Autoren schon seit den siebziger Jahren konstatiert hätten, daß die Kinder der Armen ein geringeres Gewicht aufweisen als die der Wohlhabenden. Ich mache gewiß keinen Anspruch auf Priorität in dieser Frage, ich möchte nur bemerken, daß mir persönlich die rein wissenschaftliche Konstatierung dieser Tatsache nicht genügt, sondern daß sie in mir das Verlangen nach Besserung der Verhältnisse wachgerufen hat. Zu diesem Endzweck erscheint mir nach wie vor eine genügende Schulspeisung als ein hervorragend geeignetes Mittel. Die Wohnungsnot mit ihren zahlreichen üblen Folgeerscheinungen ist unserer Beeinflussung vorerst nicht zugänglich, aber mit verhältnismäßig geringen Mitteln würde es gelingen, durch eine rationelle Schulspeisung nicht nur häufig dem schmerzlichst empfundenen Übel, nämlich dem Hunger abzuhelfen, sondern auch in ihrer Gesundheit bedrohte Kinder rechtzeitig zu kräftigen und widerstandsfähiger zu machen. Das Problem der Schulspeisung ist lösbar — eine Eigenschaft, die wir vorerst nicht vielen sozialen Problemen nachrühmen können. Pfaundler sagt: „Die komplexe und schwierige Frage der Schulspeisung wurde zumeist von Laien und vom statistischen oder soziologischen Standpunkt aus behandelt." Das ist vollkommen richtig, aber es muß erwähnt werden, daß einerseits diese Laien meist die Sache sehr gut und praktisch angepackt haben und daß sie andrerseits sich in der besten wissenschaftlichen Gesellschaft befinden. Kein Geringerer nämlich als der große Ernährungsphysiologe Rubner war es, der bei der dritten Konferenz der Zentrale für Volkswohlfahrt mit folgenden Worten zu der uns interessierenden Sache Stellung nahm: „Die Frage der Schulspeisung ist schon lange Gegenstand der Beachtung gewesen; der Notschrei über die große Unterernährung bei Schülern der Volksschulen hat längst die charitative Hilfe angerufen und diese hat, soweit sie konnte, die Wunden geheilt. Aber im Laufe der Zeit haben sich die Übelstände bedeutend vermehrt und Folgen traten krasser zu Tage. Das Problem ist aktuell geworden und berührt den Staat an seinem Marke, der Jugendkraft der kommenden Generation."

Wohl durch Rubners Mithilfe ist es dann in der Folge gelungen, in Charlottenburg eine umfassende, trefflich organisierte Schulspeisung mit einem sehr guten Speisezettel durchzuführen. Hier in München hat die Kommune, veranlaßt durch den von verständnisvollem Entgegenkommen diktierten Antrag des Armenpflegschaftsrates, 7000 Mark zum Zwecke der Schulspeisung bewilligt. So erfreulich dies ist, so muß

doch betont werden, daß durchgreifende Änderungen im System notwendig sind, wenn dieses Geld wirklich Segen stiften soll.

So müßte man entschieden bei der Auswahl der Kinder, die an der Speisung unentgeltlich teilnehmen dürfen, nach freieren Gesichtspunkten verfahren als bisher. Für die notwendigen Recherchen würden sich besonders gut unsere Fürsorgeschwestern eignen, die jetzt schon in den Häusern der Arbeiter vertraut und freundschaftlich aus- und eingehen. Wenn, wie zu erhoffen steht, dieses Institut weiter ausgebaut wird, so wäre sicher in absehbarer Frist für jeden Bezirk eine Schwester verfügbar, die auf Wunsch des Oberlehrers oder des Schularztes derartige häusliche Besuche machen könnte. Sie müßte das häusliche Milieu, in dem das betreffende Kind aufwächst, und die wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Eltern genau studieren, um ein richtiges Bild von der Bedürftigkeit zu gewinnen; unbedingt müßte sie dabei auch die Einnahmen der Eltern und die Zahl der Familienmitglieder in Betracht ziehen. Bei einer Tageseinnahme von drei bis vier Mark und einer Kopfzahl von sechs Personen wird in Anbetracht der heutigen Miet- und Lebensmittelpreise eine genügende Ernährung nicht durchführbar sein, auch wenn die Leute mäßig, haushälterisch und ordentlich sind.

Einen Beweis dafür, wie wichtig es ist, nicht nur die Kinder zu befragen, sondern auch die Familie kennen zu lernen, erblicke ich in der von Pfaundler erwähnten und in der Folge im Magistrat so oft zitierten Arbeit von Bernhard in Berlin. Dieser Autor kommt zu dem Resultat, daß nur 0,3% der befragten Kinder aus wirklicher Not hätten hungrig in die Schule gehen müssen; in 63,9% der Fälle, in denen die Darreichung eines Frühstücks unterblieben ist, führt er die Nachlässigkeit als Ursache an und unter dieser Rubrik zählt er unter anderem die Fälle auf, in denen die Kinder angaben, die Mutter hätte nichts eingekauft. Wie ich glaube, hätte die Mutter wahrscheinlich gerne eingekauft, wenn das nötige Geld im Hause gewesen wäre!

Ganz gewiß ist es vollkommen in Ordnung, die Eltern soweit als möglich zur Zahlung heranzuziehen. Oftmals würde gern eine mäßige Bezahlung geleistet werden. Manches Mal wird die Bitte um unentgeltliche Speisung in dringenden Fällen wohl aus Indolenz und Unverständnis unterbleiben. Häufig aber, und dies hat nicht für die Einheimischen, sondern nur für die große Schar der Zugezogenen Geltung, ist es die Angst vor dem Verlust bürgerlicher Rechte, die die Eltern abhält, darum nachzusuchen. Der Verlust dieser Rechte (Anspruch auf Erwerbung von Heimat- und Bürgerrecht) wird so schmerzlich empfunden, daß die nicht heimatberechtigten Leute, wie ich aus vielfacher Erfahrung weiß, sich meist nur im äußersten Notfall entschließen, z. B. ein schwerkrankes Kind ins Spital zu überführen.

Um nun in bezug auf die Frage der unentgeltlichen Speisung die Kinder nicht unter dieser sehr begreiflichen Zurückhaltung der Eltern leiden zu lassen, wäre es dringend zu wünschen, daß die Oberlehrer weit mehr als bisher frei über Suppenbillette verfügen könnten.

Mit der Beschaffung von Mitteln zu diesem Zweck hätte sich ein zu gründendes Propagandakomitee zu befassen. Ihm wird auch obliegen, allerhand Anregungen zu geben, wie zum Beispiel die schon laut gewordene, man möge in den Klaßzimmern

und zwar in denen der höhern Schulen so gut wie in denen der Volksschulen kleine Sparkassen anbringen. Ganz gewiß wird mancher Nickel dahinein wandern, der sonst für Schokolade angelegt wird, und die Idee, für arme Kameraden zu steuern, wird soziale Instinkte wecken. Auch die hübsche Idee, Rabattmarken für die Schülerspeisung zu spenden, soll diskutiert werden. Vor allem aber auch soll beraten werden, wie die Schulspeisungen an den Orten organisiert werden können, wo sie noch ganz fehlen. Ich sehe nämlich den Stolz Münchens nicht in der Vertuschung der hier wie in allen Großstädten herrschenden Not, sondern in deren vorbildlicher Bekämpfung.

Ein Speisezettel, der mehr als der bisher übliche den Bedürfnissen und so weit als möglich auch der Geschmacksrichtung der Kinder Rechnung trägt, ist vom Armenpflegschaftsrat zur versuchsweisen Einführung in zwei Schulen gebilligt worden. Abwechselnd mit der bisher alltäglich gereichten Suppe mit Fleischeinlage sollen die Kinder nun auch süßen Reisbrei mit gekochtem Obst, Makkaroni mit Käse und sowelter erhalten.

Man sollte diesen Speisezettel nicht starr festlegen, sondern ihn je nach Bedürfnis abwandeln und ergänzen. Als sehr wünschenswert und erreichbar waren mir gelegentliche kleine Zugaben erschienen, wie die Verabfolgung einer Orange, eines Apfels an jedes Kind. Mit welchem Jubel würde sicher derartige Extrakost begrüßt werden! Die Schulspeisung, so dachte ich mir, sollte in einem hellen, freundlichen Raume vor sich gehen, an dessen Wänden vielleicht ein paar hübsche Kunstdrucke Platz finden und dessen Fenster mit Blumenstöcken geziert wären, für deren Pflege die größeren Kinder zu sorgen hätten. Die der Aufsicht führenden Lehrkraft untergeordneten freiwilligen Helferinnen hätten zunächst beim Eintreten der Kinder deren Hände auf Sauberkeit zu inspizieren — ungewaschen dürfte niemand sich zu Tisch setzen. Beim Essen hätten die Helferinnen darauf zu achten, daß allmählich bessere Tischsitten und ein freundlicheres Benehmen der Kinder im gegenseitigen Verkehr Platz griffen. Wenn dann die Kinder zu Hause begeistert von dem guten wohlschmeckenden Essen erzählten, so würde auch dort vielleicht einmal eine rationellere Kost auf den Tisch kommen.

Der Kampf für eine vernünftige Ernährung der erwachsenen Arbeiterbevölkerung, den wir Ärzte schon so lange und so wenig erfolgreich führen, könnte vielleicht gerade durch diese jugendliche Hilfstruppe kräftig unterstützt werden.

In Newyork hat man durch eine fortlaufende Kontrolle festgestellt, daß die Kinder, die sich an der Speisung beteiligten, in drei Monaten durchschnittlich um sieben Pfund mehr zunahmen als ihre, dem gleichen Milieu entstammenden nicht gespeisten Kameraden.

Um auch hier bei uns den Wert der Speisung genau kontrollieren zu können, müßte man für jedes Kind eine Liste anlegen, in die außer Bemerkungen von seiten des Schularztes und Lehrers auch das von einer Helferin in bestimmten Zwischenräumen zu konstatierende Gewicht einzutragen wäre.

In großen Umrissen habe ich in Vorstehendem gezeigt, wie ich mir eine Schulspeisung vorstelle. Ich habe die sichere Hoffnung, daß im Laufe der Zeit immer größere Summen für diese schöne segensreiche Sache flüssig gemacht werden und daß

sich Menschen finden werden, die mit der Liebe, Begeisterung und Hingebung ans Werk gehen, die erst den Erfolg verbürgt.

München. Karl Oppenheimer.

König Ludwig II. und Maximilian Harden.

Herr Maximilian Harden hat eine Reihe biographischer Aufsätze, die er bereits in seiner Zeitschrift veröffentlicht hatte, nun in Buchform unter dem Titel „Köpfe" erscheinen lassen. Der Verlag Erich Reiß in Berlin hat die Sammlung geschmackvoll ausgestattet und mit einem guten Porträt des Verfassers versehen. Das Publikum war augenscheinlich entzückt, der erste Band ist schon 1910 in 16. Auflage erschienen. Diese hohe Auflagenziffer veranlaßt mich hier zur Beschäftigung mit Herrn Harden. Ich teile keineswegs die Snobsanschauung, daß ein gutes Buch dadurch schlecht wird, daß es viele Leute kaufen; wenn aber ein schlechtes Buch in einer Anzahl von Exemplaren verkauft wird, die fast alle anderen Bucherfolge in Schatten stellt, dann hat die Urteilsfähigkeit der „Dichter und Denker" bedenklich nachgelassen.

Hardens „Köpfe" *sind* ein schlechtes Buch — dies harte Urteil möchte ich nun durch eine Einzeluntersuchung beweisen.

Ich greife einen der Essays heraus und zwar den für Süddeutschland interessantesten, den Essay über Ludwig II. von Bayern. Es ist, gottlob, bei uns in Bayern Sitte, über den *Menschen* Ludwig möglichst wenig zu reden. Wir kennen alle sein unglückseliges Schicksal, wir wissen, daß der Hochbegabte von Kindheit an geistig nicht ganz normal war, daß seine Überspanntheit — denn von Verrücktheit kann man erst in den achtziger Jahren sprechen — durch eine unrichtige Erziehung nicht gemildert wurde, daß die großzügige Künstlernatur des Königs für politische Alltagsarbeit kein Verständnis hatte, daß aber gerade sie in die schwersten politischen Kämpfe gestoßen wurde und sich mit Aufgaben abfinden mußte, die über die Zukunft Bayerns entschieden. Wir sehen, daß diese Zukunft, die für uns Gegenwart ist, größer wurde, als irgend eine Vergangenheit bayerischer Geschichte, und wir schreiben einen Teil des Verdienstes dem Könige zu. Wir danken ihm die Erhaltung Richard Wagners, wir danken ihm heute auch die leuchtende Pracht der Königsschlösser. Freilich, wir kennen alle das düstere Ende, das der Schönheitsfrohe finden mußte, wir wissen, daß er krank war und wir bedauern, daß ein solcher Geist unter so schrecklichen Umständen zerstört werden mußte.

Ein weiteres Eindringen in das Privatleben des Königs verbietet der gewöhnlichste Anstand. Der Historiker kann nichts daraus lernen, der Psychologe und der Mediziner kennt pathologische Abnormitäten schon zur Genüge [1]), die Ruhe des toten Königs braucht nicht gestört zu werden.

[1]) Wenn übrigens König Ludwig unbedingt zum Gegenstand einer psychiatrischen Untersuchung genommen werden muß, so ist die Form, in der Professor Dr. W. Strohmayer diese Aufgabe gelöst hat, bei weitem die sympathischste. Auch Strohmayer gibt in seiner „Psychiatrisch-genealogischen Untersuchung der Abstammung König Ludwigs II. und Ottos I. von Bayern" (Wiesbaden 1912) das vollständige Kranken-

Wer ſo denkt, kennt Herrn Maximilian Harden ſchlecht. Ein pathologiſcher König — das iſt eine Ausſage mehr, und ſo erſcheint denn unter den andern „Köpfen" die verzerrte Fratze eines Irrſinnigen, von dem — wie wenigſtens Herr Harden meint — Bayern 22 Jahre lang wehrlos ſich hat beherrſchen laſſen.

Ich möchte hier nun nicht den Inhalt des Eſſays ausführlich kritiſieren und ihm das hiſtoriſche Bild des Königs entgegenſtellen, ich möchte nur die Arbeitsweiſe und die Tendenz des Aufſatzes etwas beleuchten.

In jenem mark- und beindurchſchauernden Koiportageſtil, der Herrn Hardens ſchriftſtelleriſche Originalität ausmacht, wird zunächſt die Abſetzung und der Tod des Königs geſchildert, ſehr geſchickt, denn hätte Harden mit der Geburt angefangen, ſo hätte vielleicht mancher Leſer das Buch gelangweilt aus der Hand gelegt. So aber iſt das Intereſſe wach, und auch die hiſtoriſchen Zeugniſſe, die Herr Harden nun beibringt, können die Senſationsluſt nicht mehr ganz erſticken. Hohenlohes Bericht iſt zwar ziemlich inhaltlos, aber Hohenlohes Denkwürdigkeiten werden immer noch in den Salons dann und wann beſprochen, und der aufmerkſame Leſer, der Hardens Zitat durchflogen hat, kann nun auch mitreden und muß nicht erſt in die beiden dicken Bände hineinſehen. Der nächſte Zeuge iſt noch viel pikanter, es iſt Graf Eulenburg. In ſeinem Zeugnis ſteht freilich noch weniger als in dem Hohenlohes, aber dem Publikum blitzt doch ſofort die Gedankenkette Eulenburg-Harden auf, man erinnert ſich, daß der von Harden erwähnte Brief in dem großen Skandalprozeſſe eine wichtige Rolle geſpielt hat, man erinnert ſich, daß Eulenburg dadurch überführt worden iſt und jubelt begeiſtert dem Retter des Vaterlandes zu. Die grobe Geſchmackloſigkeit, gerade Eulenburg zu zitieren, während etwa Bölderndorffs Schilderung viel charakteriſtiſcher geweſen wäre, merkt man gar nicht.

Über Ludwigs Erziehung weiß Harden, was alle Welt weiß, daß ſie verfehlt war; über die Haupterzieher König Max und Königin Marie weiß er nichts, denn die Epitheta, die er ihnen beilegt, ſind nichtsſagend. Die außerordentlich plaſtiſche Schilderung des jungen Königs durch Bismarck wird wiederholt. Harden vermutet augenſcheinlich, der Leſer werde dies herrliche Deutſch nicht verſtehen und umſchreibt daher die Worte Bismarcks, und zwar ſo grotesk, daß ſein Kommentar als Stilprobe hier eine Stelle finden möge: „Ein von niemals ebbender Phantaſie-

---

bild des Königs, aber er gibt es mit der ruhigen Sachlichkeit des Arztes. Strohmayers Theſe, „daß das explosive Hervortreten zweier geiſteskranker Brüder lediglich dem Umſtande zuzuſchreiben iſt, daß ein ſchwächlicher Vertreter der Wittelsbacher Dynaſtie in dem vereinigten Hohenzolleriſch-Braunſchweigiſchen Blute ſeiner Frau eine höchſt unglückliche Ergänzung fand," winkt beſtechend, den Beweis dafür kann ich als Hiſtoriker freilich nicht ohne einige Fragezeichen laſſen. Strohmayer muß ſeine Charakteriſtiken zum Teil der Klatſchliteratur entnehmen, weil er an anderen Stellen die für ihn nötigen Einzelheiten nicht findet. Dieſe Klatſchliteratur iſt aber in einigem glaubwürdig, in vielem unglaubwürdig. Daher wird man das Mißtrauen gegen Strohmayers Hohenzollern, Braunſchweiger und Wittelsbacher nicht ganz los.

flut in Geiſteswirbel geriſſener Jüngling, der die ſeltene Gelegenheit, in edlem Wein die Rauſchſucht zu ſtillen, gierig nützt und vom Alkohol den Dingen der Wirklichkeitswelt noch weiter entrückt wird als im Zuſtand erzwungener Nüchternheit." Der große Stiliſt Bismarck hat genau gewußt, daß eine Anekdote den Menſchen ſchärfer charakteriſiert als eine unkonkrete Charakteriſtik, deshalb wirken Bismarcks Porträtſkizzen ſo außerordentlich lebendig; was er erzählt, kann nur nacherzählt, nicht aber umſchrieben werden. Von ſolchen Stilfeinheiten hat Harden keine Ahnung, er überträgt die Reinſchrift noch einmal in die Kladde und verwiſcht bei dieſer Übertragung mit Talent die Vorlage ins Unkenntliche. Jetzt aber wird Harden erſt ganz er ſelbſt, jetzt kommt das ſexuelle Problem, und darin iſt er Meiſter. Seine Darſtellung dieſer intimſten menſchlichen Vorgänge wirkt dadurch beſonders abſtoßend, daß Harden immer nur andeutet und nie recht mit der Sprache heraus-will. Vermutlich weiß er nichts Sicheres, dann aber hätte er ſchweigen ſollen. Über das Verhältnis des Königs zu Wagner weiß er aus Hohenlohe etwas mehr. Die Verlobung des Königs wird mit ein paar nichtsſagenden Worten abgetan; ſchade, daß Harden die jüngſt in der Voſſiſchen Zeitung erſchienenen Aufſätze von Felix Philippi nicht gekannt hat, die auf wirklichem, bisher unbekanntem Material fußen, nicht nur auf gedrucktem und ungedrucktem Klatſch. Aber die Wahrheit wäre für Harden zu nüchtern geweſen. Mit monumentalen Sätzen ſchließt dieſer Abſchnitt „Verachte das Weib, wird die Loſung". „Wird", jetzt auf S. 322, nachdem ſchon auf S. 319 „die Vereinigung zweier im Weſen verſchiedener Leiber" dem König „ein ſchmutziges, hehrer Menſchheit unwürdiges Unterfangen" dünkte. Es muß wohl „war ſchon immer" heißen. Oder rechnet Harden darauf, daß der Leſer nie zurückblättert? Und wie ſtimmt zur Weibverachtung die treue Freundſchaft des Königs zur Kaiſerin von Öſterreich? „Die Günſtlinge wechſeln und der Geſchmack verwildert nun ſchnell." Wann? nach dem folgenden Satze muß man ſchließen, ſchon vor 1870. Dann aber ſtimmt das Urteil nicht, denn Neuſchwanſtein iſt ſicher kein Zeichen verwildernden Geſchmackes.

Nun kommt 1870 und das Verhältnis zum preußiſchen Kronprinzen. Gleich im Anfang findet ſich ein grober hiſtoriſcher Fehler: nicht der *König* hat dem Antrag Jörg die Zuſtimmung verſagt (wie ſtellt ſich das Harden wohl vor?), ſondern die *Kammer* hat den Ausſchußantrag mit 89 gegen 58 Stimmen verworfen. Die rhetoriſche Gegenüberſtellung des Kronprinzen und des Königs iſt ebenfalls falſch, der Kronprinz war nicht „nüchtern"; wer das behauptet, hat G. Freytags Büchlein „Der Kronprinz und die deutſche Kaiſerkrone" nie geleſen. Im Gegenteil: Friedrich und Ludwig waren beide Phantaſten und Romantiker und waren ſich vielleicht gerade deshalb ſo unſympathiſch. Übrigens ſoll der Kronprinz den König noch viel tiefer gekränkt haben als Harden weiß, auch eine weniger leidenſchaftliche Natur hätte nicht vergeſſen und vergeben. Die Mordpläne gegen Friedrich Wilhelm fallen in die allerletzte Zeit Ludwigs II. Daß Harden ſie mit allen grauſigen Einzelheiten erzählt, iſt für ſeine Tendenz charakteriſtiſch, einen ernſten Hiſtoriker hätten die Hirngeſpinſte eines Verrückten wenig bekümmert. Charakteriſtiſch für Harden iſt auch die Verwiſchung der Chronologie; wer ſeine Schilderung lieſt, ohne aus andern Quellen vom Könige zu wiſſen, möchte glauben, zwiſchen dem Ludwig von 1866

und dem von 1886 bestehe kein Unterschied. Aber diese Anschauung will Harden ja hervorrufen, er kennt nur den Klatsch über die letzten Jahre des Königs und hat scheinbar die Literatur über die frühere Zeit gar nicht angesehen. Selbst der Bericht über die Separatvorstellungen ist trotz des Reichtums an Quellen, die allgemein zugänglich gewesen wären, nicht fehlerfrei, von einer Verhängung der Königsloge oder „schwarzer Stille ringsum" war gar keine Rede! Mit liebevollem Eingehen auf alle Details wird nun wieder die letzte Periode des Königs bis zu seinem Tode geschildert und zwar wieder so, als beziehe sich diese Schilderung auf die ganze Regierungszeit Ludwigs. Das ekelhafte Treiben des armen Irrsinnigen wird mit einer behaglichen Ausführlichkeit dargestellt, die weniger gegen den König, als gegen Herrn Harden spricht. Ich weiß nicht, was hier wahr, was falsch ist, ich weiß nur, daß die von Phlippi verwerteten Briefe Bürkels solche Details nicht enthalten; an Hardens König hätte Bürkel keinen „Zauber" gefunden, hätte nicht behaupten können, daß es Augenblicke gab, „in denen ich, ein sonst ruhiger und besonnener Mann, mein Leben für ihn hingegeben hätte". Ich muß gestehen, es ist mir unverständlich, wie Harden immer wieder solche Partien ohne Ekel niederschreiben kann, es ist mir noch unverständlicher, wie er Leser für solche Essays findet. Wem wird denn durch diesen Wust von Scheußlichkeiten genützt? Nicht einmal der historischen Wahrheit, denn für diese ist das Privatleben des Königs in einer konstitutionellen Monarchie ohne Bedeutung. Einen gesunden und normal empfindenden Menschen muß aber dabei der Widerwille überwältigen.

Jedoch Harden ist noch lange nicht fertig. Er stellt nun die unbeantwortbare Frage, wann der Geist des Königs erkrankt sei. Die Psychiater, deren Gutachten Harden zitiert, drücken sich vorsichtig aus, Harden weiß wie gewöhnlich die Sache besser. Er druckt einen überschwänglichen Brief des jungen Königs an Wagner ab und bemerkt dazu kategorisch: „Ein Hirnarzt, dem dieser Brief, als eines regierenden Königs, vorgelegt worden wäre, würde nicht zweifeln: ‚Psychose'." Hardens Hirnarzt muß noch wenig Künstlerbriefe gelesen haben, scheint auch nicht zu wissen, in welche Höhen und Tiefen sich jugendlicher Enthusiasmus versteigen kann. Was würde der Hirnarzt sagen, wenn man ihm etwa folgende Stelle aus Hardens Essay über Matkowsky vorlegen würde? Harden will zwei Rollen des Berliner Schauspielers schildern: „Der Sprudeljugend schreiten zwei wilde Burschen voran. Junker Bugslaf (Hans Lange) und Prinz Sigismund (Das Leben ein Traum) ein übermütig männernder [!] Lümmel und ein vom Herrscherwahn Besessener, der von Halbtierheit zu Halbgöttlichkeit im Wirbel [!] den Weg durchkeucht. Calderons Prinz war vielleicht Matkowskys fleckloseste Gestalt, weil er in diesem Drama sich nicht zu mäßigen, noch im Flüstertraum nicht zu zäumen brauchte und aus dem Krater [!] der Sarmatenseele glühende Lava und schwärzliche Schlacke ins Licht speien [!] durfte." Psychose, natürlich Psychose! Nein, Herr Hirnarzt, viel weniger! Unfähigkeit im sprachlichen Ausdruck, Geschmacklosigkeit in der Auswahl der Bilder, Effekthascherei in der Formung der Worte. Kein Verrückter, Herr Hirnarzt, nur ein schlechter Schriftsteller!

Harden zitiert nun Aussprüche Hohenlohes, wonach dieser den König noch 1875 für regierungsfähig hält, untersucht dann Eltern und Großeltern auf ihren

Geiſteszuſtand — die Charakteriſtik Ludwigs I. „ein ſchlauer, im Innerſten von allen Pflichtſeſſeln gelöſter Phantaſt“ verdient wegen ihrer Ungerechtigkeit hervorgehoben zu werden — und findet nichts Belaſtendes. Das Reſultat dieſer hiſtoriſchen Unterſuchung muß um ſo mehr verblüffen: „Daß ſein Geiſt ſchon, als er den Thron beſtieg, zerrüttet war, kann heute kaum bezweifelt werden.“ Aber in Hohenlohes eben zitierten Worten ſteht ja das Gegenteil! Macht nichts, „der Jude wird verbrannt“. „Danach“, fährt Harden fort, „wäre auch ſeine Verachtung der Volksgunſt, ſeine Parteinahme für Döllinger ... zu beurteilen.“ Eine ſchöne hiſtoriſche Methode! Harden ſtellt eine Hypotheſe auf und „beurteilt“ danach die Tatſachen, ſtatt die Tatſachen anzuſehen und aus ihnen Material für die Charakteriſtik zu gewinnen. Wie die Parteinahme Ludwigs für Döllinger mit Ludwigs geiſtiger Zerrüttung zuſammenhängt, verſchweigt Harden. „Verachtung der Volksgunſt“ iſt ein ſchiefer Ausdruck, der König war menſchenſcheu, aber ein Popularitätshaſſer hätte dem Kronprinzen kaum die Popularität geneidet.

Nun kommen wenige aber im allgemeinen treffende Worte über Ludwigs Mangel an ſtaatsmänniſcher Begabung. Harden merkt indes nicht, daß hier das Problem liegt, daß eine wirkliche Charakteriſtik des Königs hier hätte einſetzen müſſen. Die verſchiedenen Stadien des Wahnſinns ſind ganz gleichgültig; wichtig iſt, daß eine Künſtlernatur als König geboren wurde. Erſchwerend tritt hinzu, daß Ludwig augenſcheinlich nur für künſtleriſche Dinge Verſtändnis hatte — an und für ſich wären Künſtler und Staatsmann keine Gegenſätze —, daß aber gerade er vor politiſche Fragen geſtellt wurde, die den ganzen Menſchen verlangt hätten. Hier liegt die Tragik dieſes Lebens. Jedem andern Künſtler würde man den Mangel an politiſchem Verſtändnis verzeihen; für die armen Könige wird er zur Schuld. Auch Friedrich Wilhelm IV. hätte in einem andern Berufe Beſſeres, vielleicht Großes geleiſtet, den Königsaufgaben war auch er nicht gewachſen. Aber muß man deshalb über ihn gehäſſig urteilen? Muß man alles, was er tat, aus der Geiſteskrankheit herleiten, der er erlegen iſt? Es wird doch niemand einfallen, Lenau, Nietzſche, Hugo Wolf von vornherein zu Verrückten zu ſtempeln; bei ihnen wird im Gegenteil jede Exaltation als Zeichen des Genius angeſehen. Was ihnen recht iſt, muß Ludwig II. billig ſein. Aber bei ihm, dem Gönner Wagners, deſſen feines künſtleriſches Verſtändnis all ſeine Vertrauten rühmen, iſt — wenigſtens wenn man Hardens Schilderung trauen wollte — jedes überſpannte Wort, jede phantaſtiſche Tat ein Zeichen des Wahnſinns.

Am Ende ſeines Aufſatzes behandelt Harden noch das Verhältnis zwiſchen Bismarck und König Ludwig. In dieſem ſehr dürftigen Abſchnitt ſoll eine verblüffende Theſe bewieſen werden. „Bismarck,“ ſagt Harden, „der mit ſich ſelbſt und mit ſeiner wechſelnden Viſion zu leidenſchaftlich beſchäftigt war, um die Menſchen nüchternen Auges wägen zu können, hat auch dieſen verkannt.“ Dies Urteil iſt falſch. Wer etwa die Frankfurter Briefe Bismarcks an Leopold von Gerlach geleſen hat, weiß, daß Bismarck ſehr wohl „die Menſchen nüchternen Auges wägen“ konnte; niemand hat die öſterreichiſchen Staatsmänner der fünfziger Jahre klarer charakteriſiert, niemand die komplizierte Pſyche Napoleons ſchärfer durchſchaut. Und dieſe Menſchenkenntnis ſoll nun plötzlich bei Ludwig II. verſagen? Bismarck,

der gerade für menschliche Schwächen ein scharfes, vielleicht zu scharfes Auge gehabt hat, soll gerade hier nichts gesehen haben? Freilich, Bismarcks günstiges Urteil über den bayerischen Fürsten paßt Harden ganz und gar nicht in den Kram; darum soll Bismarck kein Menschenkenner gewesen sein. Harden merkt wohl selbst, daß solch eine Behauptung etwas komisch wirkt; er versucht deshalb, die Vorliebe Bismarcks für Ludwig II. mit allem möglichen zu erklären: „Der Kanzler war von Fürstengunst nicht verwöhnt", das ist doch eine Versündigung am Andenken unseres alten Kaisers! Bismarck war „nicht unempfänglich für immer erneute Zeichen königlicher Anerkennung". Auch das ist falsch, man lese nur in den Gedanken und Erinnerungen nach, wie sich Bismarck über den Wert solcher Anerkennungszeichen ausgesprochen hat. „Er geizte weder um Anerkennung von oben noch um Beifall von unten", schreibt Tiedemann, der langjährige Chef der Reichskanzlei, dessen Bismarckkenntnis vertrauenswürdiger erscheint als die Hardens.

Das also ist Hardens Ludwig II. Der Essay hat alle Fehler, die eine historische Arbeit haben kann: Die guten Quellen sind ohne stichhaltigen Grund verworfen, die schlechten werden kritiklos angewandt; die Disposition ist schwach, die Tendenz offenkundig, die Darstellung schlecht. Mir fehlt Zeit und Lust, nach dieser Kostprobe auf die andern Studien, besonders die unserm Kaiser gewidmeten, einzugehen; die Technik bleibt ja stets dieselbe, die Tendenz aber ist noch viel gehässiger. Ein Vergleich der Hardenschen Karikatur mit der feinen, geistvollen Charakterskizze, die ein Ausländer, Andrew White, von Wilhelm II. entworfen hat, ist beschämend: noch beschämender ist es, daß Hardens Bücher in Deutschland so begierig gelesen und gekauft werden. Ernste Kritik in allen Ehren, aber was Harden bietet, ist bösartiger Klatsch, wüste Sensation und blöder Haß. Jedes andere Volk würde einen Schriftsteller, der aus der Verhöhnung seiner Heimat Kapital schlägt, aus seinen Reihen stoßen; es wäre in Frankreich und England unmöglich, daß ein Publizist auf Vortragsreisen im Ausland seine eigene Nation schmäht und herunterfetzt; in Deutschland drängt sich die gebildete Welt zu Hardens Vorträgen und liest Hardens Aufsätze. Von einem wirklich starken Nationalgefühl sind wir scheinbar immer noch weit entfernt.

München. Fritz Endres.

Anmerkungen.

Das Januarheft der Neuen Rundschau (S. Fischer) bringt ein Stück Gerhart Hauptmanns, das aus dem Jahre 1906 stammt, und „Gabriel Schillings Flucht" heißt. Ein Wort Plutarchs ist ihm vorangestellt: „Einige versichern, Eunosthus sei ihnen begegnet, ans Meer eilend, um sich zu baden, weil ein Weib sein Heiligtum betreten habe". Damit ist zugleich der Inhalt, ich möchte fast sagen die Tendenz des Werkes ausgesprochen. Hauptmann hätte ebensogut den „Fall Wagner" anführen können: „In vielen Fällen der weiblichen Liebe, und vielleicht gerade in den berühmtesten, ist Liebe nur ein feinerer Parasitismus, ein Sich-Einnisten in eine fremde Seele, mitunter selbst in ein fremdes Fleisch — ach! wie sehr immer auf des Wirtes Unkosten!" Hauptmanns altes Problem, sein Problem *par excellence:* der schwache, begabte Mann zwischen zwei Frauen. Diesmal der Maler

Schilling zwischen Coeline, die sich selbst als „die unglückselige Frau von Gabriel Schilling" vorstellt, womit alles gesagt ist, und zwischen Hanna Elias, einer blassen Wanze von russisch-galizischer Provenienz, womit wieder alles gesagt ist. Thema: Ein schwacher Mann zieht einem unanständigen Weibe gegenüber immer den Kürzeren, geschweige gegenüber zweien. Schilling hat sich, wie er meint, von beiden durch Flucht losgemacht; aber er hat nicht mit dem Zeitalter des Verkehrs gerechnet. Beide fahren ihm nach, lassen sich durch keine Freunde abhalten, zu ihm vorzudringen, raufen sich um ihn, bis er dahin flieht, wohin sie ihm doch nicht folgen: ins Meer, wo es keine Angst und keinen Ekel gibt. Nebenthema: Der Bildhauer Mäurer und die Violinistin Lucie; gesundes Verhältnis zwischen zwei gesunden Naturen. „Warum heirat'st du denn das Mädel nicht?" fragt ihn ein Freund. Antwort: „Weil das für unsereinen immer die Klippe ist." Man erkennt Hauptmanns Absicht, die Haupthandlung durch das Gegenbeispiel zu beleuchten. Kleineres Nebenthema: Derselbe Bildhauer fängt sofort Feuer, als ihn eine russische Freundin von Hanna Elias, vorerst noch Wänzchen, aber vielversprechend, anhimmelt; kleine Extratour; am Schluß sitzt er wieder ruhig neben Lucie. Das ist alles scharf herausgearbeitet und gegen einander gestellt, so daß es hübsche Überschneidungen gibt; man findet im ganzen Hauptmann nicht viel dergleichen. Die Figuren haben mehr Substanz, die Luft mehr Tiefe, die Beleuchtungen mehr Feinheit, als wir's von seinen neueren Werken gewöhnt sind. Das Milieu steht etwa zwischen Einsamen Menschen und Ratten. Was das Stück von den anderen unterscheidet, ist zunächst ein stärkerer Theaterverstand, mit dem es gebaut ist. Hauptmann weicht nicht den entscheidenden Szenen aus, verlegt sie nicht hinter die Kulissen oder in die Zwischenakte. Der dramatische Apparat ist sparsamer, sorgfältiger, sauberer. Was dies Stück sodann noch schärfer unterscheidet, ist ein Eindruck, der sich dem aufmerksamen Leser fast peinlich aufdrängt. Man mag noch so sehr das Schnüffeln nach dem persönlichen Erlebnis hassen, mag es noch so verächtlich ignorieren wollen, mag sich noch so bemühen, jedes Werk als ein vom Himmel gefallenes Meteor zu betrachten, als eine anonyme Schöpfung, hinter welcher kein persönliches Erlebnis einer privaten Psyche und Physis, sondern nur das überpersönliche Erlebnis der schöpferisch gestaltenden, aus dem Nichts schaffenden Phantasie steckt: wenn ein Dichter den Einsamen Menschen die Versunkene Glocke folgen läßt, wenn er Grillparzers Elga in dieser Weise umarbeitet, wenn er nach Kaiser Karls Geisel die Griselda schreibt, muß man stutzig werden. Ich finde denselben Gedankengang in einem Aufsatze Johannes Eckardts in der Wiener Reichspost (vom 12. Januar): „Für den tiefer Sehenden ist gegen den Willen Hauptmanns die tragische Perspektive ganz wo anders eingestellt; es gibt nur die eine Erklärung, daß er dieses Drama ganz aus einem Selbsterlebnis schuf, noch im stärksten Banne des Tatsächlichen, ohne gegen sich selbst und das Problem mit aller Strenge gerecht im Urteile zu sein." Denn, nicht wahr, eigentlich sind doch diese halb und ganz tragischen Probleme einer halb oder ganz verheirateten, mehr oder minder galizischen Bohème unter dem Niveau nicht nur des Lesers, soweit er nicht selbst zu dieser Bohème gehört, sondern auch unter dem Niveau des Dichters, sogar unter demjenigen der Dichtung selbst. Dem Stück eignet eine gewisse niedrige Vollkommenheit. Aber man ist nicht ungestraft in einer

niedrigen Gattung vollkommen; man iſt es nur um den Preis, in höheren unvollkommen zu ſein. Es iſt einem Dichter nicht geſchenkt, wenn er die Gattung des realiſtiſchen bürgerlichen Dramas ſo ganz ausfüllt; damit hat er für höhere Gattungen nicht genug Subſtanz; er füllt ſie nicht mehr aus; er muß wattieren. Man fragt ſich: wann iſt er echt? Im Drama der wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Bohème (Einſame Menſchen, Michael Kramer, Kollege Crampton, Ratten)? Oder im abſichtlichen Milieuſtück? Oder wann er als Grandſeigneur der Literatur ſich neben die Größten ſtellt? Selbſt der Schöpfer des Triſtan rührte die kleinbürgerliche Welt des Hans-Sachſiſchen Nürnberg nicht mit ſeiner gewaltigen Hand an, ohne ſie ins Heroiſche zu forcieren. Aber Lortzing verſagte ſchon bei der Undine; der Gedanke, er hätte eine Siegfried-Oper komponiert, unausdenkbar! Man ſieht hinter einem ſauber gefertigten Problemſtück, hinter all dieſen Stücken zum Schluß nur noch ein einziges Problem: das Problem Hauptmann.

Über den Gardaſee erſchien (bei Niſtler, Wien) eine anziehend illuſtrierte Monographie, die den Gardaband der *Italia Artistica* erfreulich ergänzt. Wer je am Garda photographiert hat, weiß, welche Schwierigkeiten gerade die Lichtfülle und die lineare Großzügigkeit des Sees machen. Demgegenüber iſt der Durchſchnitt der über hundert Photographien des Bandes anzuerkennen; ſie ſtehen jedenfalls hoch über dem der italieniſchen Publikation. Nicht ſo gelungen iſt der Text, der die Literatur über den Gardaſee vermehrt, ohne ſie weſentlich zu bereichern. Beſonders das Oſtufer iſt, wie faſt in allen derartigen Verſuchen, ſtiefmütterlich behandelt, und doch ſteht es an landſchaftlichem Reiz weit über dem durch Hotels und Villen verdorbenen Weſtufer. Die Strecke zwiſchen Maiceſine und Garda iſt vielleicht der ſchönſte Teil am See, den man faſt ſtets unmittelbar neben ſich in einer Entfernung von wenigen Metern hat, während man von Gargnano bis Salo großenteils zwiſchen Mauern geht. Nichts himmliſcher als ein Spaziergang von Navene nach Caſtelletto an einem Frühlingsſonntagnachmittag, derweil die Glocken von Tremoſine über den See herübertönen. Fabelhaft der Blick von Albiſano auf das muſchelhaft verdorrte Torri, nur von der himmliſch einſamen Fernſicht der Rocca di Garda übertroffen. Nur vom Oſtufer aus bekommt der See gegen Abend die tiefen Purpurtöne. Das alte, maleriſche Garda ſelbſt, mit ſeinem hügeligen Hinterland, wie wenige kennen es? Der Garda iſt für vornehme Beſiedelung noch wenig entdeckt (die Gentlemen of Verona haben kein Geld, aber ſie ſchreien *abasso l'Austria!*), noch literariſch ernſtlich in Angriff genommen; auch die Kapitel 17 bis 20 in Bagots *Lakes of Northern Italy* (Tauchnitz) ſind nur ein Vorgeplänkel jener Gardaſtudie im großen Stil, die Viktor Hehn hätte ſchreiben können und die Rudolf Borchardt vielleicht einmal ſchreiben wird: eines Kontrapunkts, nicht Potpourris von Natur und Geſchichte *of by far the most beautiful, as the most imposing of all the Italian lakes* (Bagot).

Zu den feinſten Partien des großen Werks von Guglielmo Ferrero „Größe und Niedergang Roms" gehören die Stellen über Lukrez und Catull, Vergil, das auguſtäiſche Drama, die Elegiker, Ovid und vor allem Horaz. An dieſer Stelle wurde ſeinerzeit angeregt, dieſe Dichterbildniſſe für Leſer, denen das ſechsbändige Werk zu teuer oder umfangreich iſt, beſonders zuſammenzuſtellen. Der Verlag von

Julius Hoffmann (Stuttgart) gab den Band heraus, der dieſen Wunſch erfüllt: Die Dichter Roms (1 Mark). Er wird dem Geſamtwerke dadurch neue Leſer werben. Antonio Fogazzaro hat ſeine künſtleriſche Laufbahn mit Leila abgeſchloſſen, einer reinen Herzensgeſchichte, gegen deren ſtillere Ufer die Fragen, von denen ſein Santo bewegt ward, nur noch leiſe anbranden. Wer in dem edlen Dichter von Anfang an den Künſtler über den Philoſophen, den Geſtalter über den Reformator geſtellt hatte, findet ſeine Meinung durch dies letzte Buch beſtätigt. Sein Genuß wäre noch unbedingter, wenn alle moderniſtiſche Tendenz bis auf den letzten Reſt getilgt wäre. Man kann ſich die reformkatholiſchen Exkurſe, Geſpräche, Seitenhiebe völlig wegdenken, und die Handlung wird nur künſtleriſch gewinnen. Dieſe Handlung freilich — Fanatikern des Stofflichen ſei es zur Warnung geſagt! — iſt nichts als das anfängliche Sich-Abſtoßen und ſpätere Sich-Finden zweier Herzen. Zwei Szenen darf man Unſterblichkeit in den Anthologien italieniſcher Proſa vorausſagen: der unnachahmlich feinen Liebesſzene am Luganer See und der Überführung der ſterblichen Reſte Benedettos, des Santo. (München, Georg Müller, 5 M.)

Kürzer, gedrängter zugleich und drängender, minder lyriſch, energiſcher aufs Ziel losgehend, erzählt Grazia Deledda, nach Fogazzaros Tode die erſte epiſche Begabung Italiens, eine der erſten der Gegenwart. Auch ihr Werk „Ehrliche Seelen (Südd. Monatshefte, 3.50 M) gibt dies alte, ewige Thema: Sich-Finden nach langem Suchen und Sträuben. Die ſardiſche Dorfgeſchichte ermangelt des geiſtig bedeutenden Hintergrundes der Leila; aber die einfache, große Umgebung, in welcher ſie ſich abſpielt, dieſe Umwelt von kleinen Grundbeſitzern, Vieh- und Baumzüchtern, die Familiengeſchichten, die der Geſtalt der Heldin ſchärferes Relief verleihen, ein Hauch von großer, unentweihter, durch Arbeit eroberter Natur, die epiſch-heroiſche Geradheit und edle Einfalt der Empfindung machen das Buch ſo reich und liebenswürdig, daß es, neben Leila gemeſſen, an Reiz nichts verliert, an künſtleriſcher Ökonomie ſogar über ihr ſteht.

Und wieder von endlichem Sich-Finden erzählen Hans Heinrich Ehrlers Briefe vom Land (München, Langen, 3 M), das Werk eines Lyrikers und Träumers, der dem ſtillen Dichterwinkel am Bodenſee zugehört, der Heimat der Heſſe, Finckh, Strauß. Es ſchwelgt in Landſeligkeit und Liebe, und hat mit dem Werther nicht nur dies gemeinſam, daß dieſe Liebe der Frau eines anderen Mannes gilt. Sprachlich wohl das feinſte Buch der letzten Ernte. Zur Löſung des Problems macht der kritiſche Leſer ein Fragezeichen: Werther kann nicht damit ſchließen, daß der Held Lotte ihrem Manne durch herrliche Briefe ablockt, und der ſie einfach freigibt. Eine Löſung wie dieſe wäre Goethe zu bequem, zu gemütlich geweſen: „Und jetzt iſt es geſchehen ... Sie haben mit ihm geſprochen, daß Sie gehen müßten. Er war großmütig und ſagte: Er liebe Sie zu ſehr, um ſich Ihrem Glück in den Weg zu ſtellen.“ Es iſt ein künſtleriſcher Fehler, daß dieſe Gebärde eines modernen Marke unverſtändlich bleibt; man denkt an Fontanes Adultera, und möchte viel mehr von dem weiſen, großen Manne wiſſen, der die Frau ſo ruhig freigibt und der eigentlich doch der Held iſt. Damit wird die Form des Buchs ſelbſt problematiſch: Briefe nur des einen Teils, ohne die doch ſehr wichtigen Antworten; und man findet, daß eben dieſe Form, ſo beſtechend ſie für den erſten Blick iſt, den Grund-

fehler des Buches ausmacht. Sie macht es dem Autor zu leicht, so daß er mit vier Zeilen über ein Menschenschicksal gleitet. Die epische Form zwingt zu solidarer Begründung; sie zeigt die Gestalten körperhaft, nicht flächenhaft; sie modelliert runder heraus, gibt den Geschehnissen mehr Luft und Stimmung der Stunde, als die lyrischsten Monologe es je vermöchten. Aber der Dichter Ehrler ist so bestrickend, daß solche Einwände erst lange nach dem Lesen dieses dichterischen Buches wach werden, und sogleich wieder einschlafen, wenn man es wieder liest.

Elisabeth und ihr deutscher Garten (Julius Zeitler, Leipzig). Eine Landedeldame an der Ostsee erzählt von ihrem Garten, ihrem Mann, ihren Besuchern. Ein liebenswürdiges Geplauder, das sich keinen Moment bemüht, spannend zu sein. Das Buch einer feinen, kühlen, ironischen Frau. „Ich liebe meinen Garten" ist der erste Satz, der bis zur letzten Seite variiert wird, ohne daß man ermüdete. Alles ist leise, gedämpft, abgeblendet, abgeklärt; kein Pathos, keine Leidenschaft, aber viel Klugheit und seelische Feinheit. Solche Menschen sind selten und wertvoll. Sollten ihre Bücher es weniger sein?

Ein Buch wie Liesmanns Kunst und Heilige (Jena, Eugen Diederichs, 5.50) gibt in mehrfacher Hinsicht zu denken. Es entspricht einem Bedürfnis, nicht nur des einzelnen Reisenden, sondern vieler Zeitgenossen, die ihren Kontakt mit den Inhalten der Legenden zu ihrem Bedauern abgerissen sehen, sobald sie sich Kunstwerken nähern, welche eben diesen Kontakt als unerläßliche Voraussetzung haben, wie Dürers Marienleben, Giottos Fresken, Raffaels Sposalizio, wie alle großen Zyklen des Fresko und des Holzschnittes. In der Bibel, wo manche sich zu belehren hoffen, ist meist nichts zu finden, da es sich zum größten Teil um Heiligenleben, zum Teil auch um die apokryphen Evangelien handelt, vor allem um die Kindheitsevangelien, besonders das dem Jakobus zugeschriebene Protevangelium. Das Interessanteste ist, daß dieser Kontakt erst seit einem halben Jahrhundert gerissen ist; denn noch 1850 gab J. Scheible in Stuttgart die „geheimgehaltenen oder sogenannten apokryphischen Evangelien" in fünf dünnen, billigen Heften fürs Volk heraus, und die um dieselbe Zeit von Marbach veranstaltete Sammlung der deutschen Volksbücher, die auf graues Papier mit hübschen Holzschnitten gedruckt ist und über 50 Nummern umfaßt, bringt als Nummer 47 „die wahrhaften schönen und frommen Geschichten von Joachim und Anna", und als Nummer 48 die „höchstwichtige und erbauliche Geschichte von dem Leben Jesu Christi, welche Nicodemus, ein Rabbiner und Oberster der Juden, beschrieben hat". Als Volksbücher sind diese Geschichten, die noch vor einem Jahrhundert lebendig waren, jetzt untergegangen, wie so vieles von unserem kostbaren alten Erbgut. Eine nach wissenschaftlichen Grundsätzen angeordnete Übersetzung erschien 1904 (Edgar Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen, Tübingen, Mohr). Das Werk Liesmanns bringt ein alphabetisches Namensverzeichnis, das bei jedem Namen alles Nötige angibt, Aaron, Abdias, Abel usw., hierauf ein alphabetisches Sachregister: *A* und *Ω*, Abt, Adler, Almosen, Altar usw. Die Notwendigkeit und der Wert des Buches können durch das Gefühl nicht beeinträchtigt werden, daß wieder einmal etwas, das vor zwei Menschenaltern noch ein Lebendiges war, jetzt wissenschaftlich, lexikalisch geordnet, mit anderen Worten, tot ist. Wenn man sich vorstellt,

wie lebendig der als Fioretti bekannte Legendenzyklus aus dem Leben des heiligen Franz von Aſſiſi in ganz Italien iſt, wie bekannt er in den intellektuellen Kreiſen des heutigen England iſt, ſo muß man wohl zugeben, daß Deutſchland in dieſem Punkte zurückſteht, der katholiſche Teil ſo gut wie der proteſtantiſche. Man fragt ſich, ob nicht manche Prieſter, welche, ihren Predigten nach zu urteilen, in Verlegenheit um anziehende Themen ſind, anziehendere und erbaulichere Legendenhomilien halten könnten; vielleicht würden die Predigten genießbarer und die Kirchen voller. Man fragt ſich, ob die augenfällige Themenarmut und Dürre der zeitgenöſſiſchen religiöſen Malerei nicht darauf zurückzuführen ſei, daß man gedankenlos den reichen Legendenquell vernachläſſigte und verſchüttete. Daß auch heute noch dicke Legendenbücher gedruckt und gekauft werden, beweiſt noch lange nicht, daß ſie auch geleſen werden und lebendig ſind; geleſen wurden die alten Volksbücher, lebendig ſind die Fioretti. Wenn das Deutſchland von 1870 noch eine Spur von Fühlung mit der Legende gehabt hätte, wäre Wilhelm Buſchs Antonius von Padua ſchon wegen der Verwechſlung mit dem Einſiedler Antonius dem Großen unmöglich geweſen, die ſich der von Kulturkampfſtimmung übel inſpirierte Verfaſſer geſtattet. Vierzehn Jahre vorher hatte der proteſtantiſche Kirchenhiſtoriker Karl von Haſe noch ſchreiben können: „Unſre Kirche datiert nicht erſt von 1517, wir dürfen uns getroſt die Heiligen des Mittelalters aneignen, auch jene ſind unſre Ahnen“; er ſprach noch von Leſern, welche, bei aller kritiſchen Modernität, „noch mit ihren und ihres Volkes Jugenderinnerungen unzerſpalten zu den Heiligen ſtehen, oder doch mit ihnen wieder anzuknüpfen gar ſehr geneigt ſind“, und ſchloß ſein Vorwort: „Ich habe von meinem Heiligen alles abgetan, was ſich nicht geſchichtlich erweiſen ließ; ich habe ihn in all der Nacktheit und Naivität dargeſtellt, wie er ſich ſelbſt ſeinen Zeitgenoſſen: und doch, welche welthiſtoriſche Perſönlichkeit, welche wunderbare Kreatur Gottes iſt übriggeblieben!“ Heute ſehen wir allmählig ein, wie traditionslos und darum im tieferen Sinne kulturlos wir geworden ſind; da und dort ſind Anſätze zu bemerken, wieder in Fühlung mit unſerer Väter Erbe zu kommen. Wenn heute manche mit der Legende „wieder anzuknüpfen gar ſehr geneigt ſind“, wie Haſe ſagt, ſind die Kirchen unſchuldig daran; vielleicht haben ſie zuviel andere Intereſſen. Intelligente Verleger haben die Neigung der Zeit erfaßt, und derſelbe Diederichs, der durch Richard Benz die alten deutſchen Legenden herausgeben ließ, der die ſchöne Ausgabe der Fioretti durch Taube veranſtaltete, der mit dem Buch Liefmanns eine wirkliche Lücke ausfüllt, kündigt einen Neudruck der *Legenda Aurea* des *Jacobus a Voragine* an, eines Buches, das in Frankreich längſt durch eine gute Überſetzung volkstümlich iſt. Prieſter und Leviten gingen an der Legende vorüber; aber den Mann aus Samaria jammerte ihrer und er nahm ſie mit heim.

Ob freilich auch die Erneuerung, die Hugo von Hofmannsthal dem alten engliſchen Spiel von Jedermann angedeihen ließ, ein Wiederbeſitzergreifen alten Erbgutes ſei, muß bezweifelt werden. Denn eben die allegoriſche Einkleidung dieſes „Spiels vom Sterben des reichen Mannes“ (Berlin, S. Fiſcher), die es dem Engländer ſympathiſch macht, iſt ſeiner Wirkung bei uns im Wege. Eine archaiſierende Spielerei, nichts weiter. Welcher moderne Hörer mag da „aus dem Inhalt die Lehr'

ausſpüren", wie der Spielanſager auffordert? Damit allein iſt die Ausgrabung gerichtet. Welchen Sinn ſoll es haben, zu den Anfängen eines Dramas zurückzukehren, die nicht die des unſern ſind? Und welchen Sinn für Hofmannsthal ſoll es haben, wenn er mit dem Behagen des Artiſten ſich in eine Gefühlswelt und ihren ſprachlich unbeholfenen Ausdruck verſenkt, mit welchen er nicht das geringſte gemein haben kann? Schlechtes Äſthetentum, nichts weiter. Er arbeitet für Strauß. Er arbeitet für Reinhardt. Wann wird er wieder für ſich ſelbſt arbeiten? Gewiß, man kann Seitenſprünge machen; aber es ſollen wenigſtens Sprünge ſein und kein ſteifes Nachtanzen alter Vorlagen. Im „Jahrmarktsfeſt von Plundersweilern", in „Hanswurſts Hochzeit" ſteckt ein gut Teil des damaligen Goethe. Was vom heutigen Hofmannsthal ſteckt im „Jedermann"? Nichts als der nachdichtende Philologe: „Dieſer Erneuerung des alten Spieles liegt für den Aufbau vornehmlich der anonyme engliſche Text des fünfzehnten Jahrhunderts zugrunde. (*Everyman, a morality play*, gedruckt zu London um 1490.) Aus des Hans Sachs' „Comedi vom ſterbend reichen Menſchen" wurde manches Einzelne herübergenommen, zumeiſt in den Anfangsſzenen. In der Szene der Mutter iſt ein gereimtes Gebet eingewoben, das von Albrecht Dürer ſtammt. Das Tanzlied und die übrigen Lieder ſind einer neueren Sammlung der Minneſänger des dreizehnten Jahrhunderts entnommen." Erinnert dieſer Quellennachweis nicht zugleich an das Vorwort eines Gymnaſialprogramms und an die Lieferantenreklame auf dem Zettel eines Ausſtattungsſtückes? „Zurück! und kann nit! Nocheinmal! Und kommt nit wieder! Graus und Qual! Hie wird kein zweites Mal gelebt!" Wo hörten wir doch dies Motiv? War es nicht in jenem ſüß wehmutsvollen Spiel vom Toren und vom Tod? Aber damals war es des Dichters, war es unſere Klage, ausgedrückt mit den Mitteln unſerer Sprache, mit vertrauten Bildern und Symbolen redend. Jetzt hören wir klapperdürre, reizloſe Jamben, eine uns völlig fremde theologiſche Pointe rettet Jedermann vorm ewigen Tod, und keine Melancholie der Jugend ſingt ſich ſelbſt tönend zur Gruft, ſondern Max Reinhardts zappelnde Menſchenpuppen tragieren Berlin W. ein Bekehrungsmyſterium vor, und der Mann, der das Stück aus den Fetzen der Jahrhunderte zuſammengeflickt hat, iſt der Dichter, der Dichter von Tor und Tod!

München. Joſef Hofmiller.

Künſtlers Erdewallen, Briefe von Moritz von Schwind, herausgegeben von Walther Eggert Windegg bei C. H. Beck in München 1911. Schwind war ein eifriger Briefſchreiber und hat ſein raſches, launiges, allerdings auch ſehr irascibles Temperament in dieſen Briefen, die von ſeinen Freunden hochgeſchätzt waren, unverhüllt je nach der Stimmung auf die ergötzlichſte oder ſchärfſte, immer aber ſehr charaktervolle Weiſe ausgeſprochen. Nur ſehr wenig aus dieſem ſehr reichhaltigen Briefwechſel iſt bis jetzt veröffentlicht worden: nun aber hat Eggert Windegg eine Art von Autobiographie des großen Künſtlers aus ſeinen Briefen zuſammengeſtellt.

Das iſt an ſich ein ſchönes Denkmal deutſcher Sprache im 19. Jahrhundert geworden, iſt aber auch wertvoll durch die Enthüllung eines großen und ſtarken Charakters. Im beſondern mag ſich derjenige dran freuen, der aus ihnen die künſtleriſchen Verhältniſſe von Schwinds Zeit kennen lernen will. Da bekommen wir ein ganz anderes Bild, als wenn wir die verhimmelnden Lobreden lesen, mit

denen gewöhnlich Münchener Kunſt um 1830—1870 geſchildert wird. Wir ſehen nicht ohne Mitleid oder Erbitterung, wie eben unſer eigenes Naturell uns treibt, den bedeutendſten Münchener Künſtler dieſer Epoche hart mit der Verſtändnisloſigkeit gerade jener Kreiſe und Männer, die gemeinhin als die großen Kunſtfreunde der Zeit geprieſen werden, kämpfen. Manch ſcharfes Wort ſchreibt Schwind nieder, wenn er immer wieder an die engen Grenzen des künſtleriſchen Horizontes der „Gönner" ſtößt. Der Leſer aber ſagt ſich, daß die wahre, ungeſchmeichelte Geſchichte der Kunſt jener Zeit erſt geſchrieben werden muß.

Schwind iſt ſelbſtverſtändlich nicht frei an Einſeitigkeit. Er iſt ein geſchworener Feind des maleriſchen Stils, der noch zu ſeinen Lebzeiten heraufkam und hat kein Verſtändnis für die realiſtiſchen Tendenzen ſeiner jüngeren Kollegen. Er hält das, was hiſtoriſche Notwendigkeit war, für eine eitle Tagesmode und ſprezi ſich hartnäckig gegen den Fortſchritt zur reinen Malerei. Es iſt keine Frage, daß als Künſtler im abſoluten Sinne des Wortes er den meiſten der Neuerer überlegen geweſen iſt, aber es iſt leider auch keine Frage, daß er als Maler im engeren Sinne des Wortes weit hinter den von ihm ſo ſehr verlachten Vertretern der Kunſt, mit Farben die Natur wiederzugeben, zurückgeſtanden iſt.

Das iſt ſchließlich doch die in ſeinem eigenen Weſen ruhende Tragik ſeines Lebens und Schaffens, und wenn wir nun in ſeinen Briefen ihn den Kampf gegen die am Ende notwendigerweiſe ſiegreiche Richtung führen ſehen, ſo können wir uns nicht verhehlen, daß er in dieſer Beziehung unrecht gehabt hat. Dieſer Umſtand gibt dem ſehr ſchönen Buche ein beſonderes Intereſſe, ein erregendes Moment von tragiſcher Kraft und ſo weiſe ich darauf hin, nicht um meinen Lieblingskünſtler unter den Münchener Illuſtratoren herabzuſetzen, ſondern weil er, der ſo wahrhaftig und ſo grundgeſcheit geweſen iſt, ſelbſt heute ſeinen Irrtum zugeben würde.

Der Herausgeber aber ſei nicht vergeſſen. Er hat durch die Einleitung und die verbindenden Texte zwiſchen den verſchiedenen Etappen der Autobiographie das Buch erſt recht wertvoll gemacht.

Dr. Karl Roſcher, Führer durch die Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. (Kühtmanns Verlag 1910.) Vor zwei Jahren wurde in Dresden ein abſonderlicher Verſuch gemacht, der aber ſehr intereſſant iſt. Mehrere Kunſtfreunde, großenteils in Dresden wohnend, taten ſich unter dem Vorſitz von Dr. jur. K. Roſcher zuſammen, um gemeinſchaftlich einen Führer durch die Dresdener Gemäldegalerie zu ſchreiben. Es wollte keiner von ihnen die Aufgabe allein übernehmen, damit das Buch vor Einſeitigkeit bewahrt bliebe; denn die Verfaſſer ſtehen auf dem Standpunkt, daß ein einzelner Mann nicht allen Stilen und Schulen gleichermaßen gerecht werden könnte. Sie glauben, jeder müſſe nach ſeiner Individualität dieſe oder jene Sympathien oder Antipathien haben, die ihn oft ungerecht werden laſſen. Das iſt eine Meinung, die man ſo oft hört, daß ſie für richtig gehalten wird. Sie hat den Wert eines Axioms erlangt. Darum verlohnt es ſich, recht deutlich zu ſagen, daß das Axiom unrichtig iſt, daß wenigſtens die Schlußfolgerung nicht zutrifft. Gewiß wird jeder Menſch, der nur ein bißchen eigenes Urteil beſitzt, für einzelne Künſtler und Schulen mehr Liebe haben als für andere. Der eine hat mehr Freude an den alten Meiſtern, der andere mehr an den modernen; der eine neigt zu der Malerei, der andere zur

Architektur; einer ergötzt sich an den Italienern und ein anderer schätzt die Japaner über alles. Das ist nicht nur wahr, sondern notwendig und erfreulich. Aber trotzdem leugne ich die Richtigkeit der Behauptung, daß infolge dieser Verschiedenheit des Geschmackes das Urteil denjenigen Künstlern gegenüber geschwächt wird, die einem gerade nicht liegen. Ich stelle dem erwähnten Axiom jenen anderen Grundsatz gegenüber, der sich in den letzten Jahren im Kampfe um die Moderne entwickelt hat: Kunst ist Kunst. Das will sagen, daß es möglich ist, völlig unparteiisch und programmlos das Gute überall zu erkennen und zu schätzen, wo es sich nur befindet. Deswegen weil einer die alten Meister liebt und vielleicht mit besonderer Vorliebe studiert, braucht er nicht blind gegen die großen Vorzüge der modernen Kunst sein, deswegen weil einer Dürer zu seinem Lieblingsmeister erkoren hat, muß er nicht Michelangelo verständnislos gegenüberstehen; wer Rembrandt liebt, braucht durchaus nicht Watteau verachten.

Als der Grundsatz Kunst ist Kunst aufgestellt wurde, wollte man die Kunstfreunde, besonders die Jugend und die Sammler auffordern, daß sie unabhängig von irgend einer — wenn auch scheinbar berechtigten — Vorliebe sich nur an die Qualität des Kunstwerkes halten, das sie vor Augen haben.

Dieses Ziel ist nicht nur schön, sondern es ist zu erreichen. Die Entwicklung unserer Privatsammlungen zeigt seit Jahren deutlich, daß unser Geschmack immer freier wird, daß Einseitigkeit keine Eigenschaft mehr ist, durch die man künstlerisch selbständig wird. Je mehr das Verständnis für echte Kunst gebildet wird, desto mehr wird jedes Kunstwerk — das eben ein Kunstwerk im vollen Sinne des Wortes ist — vor der Gefahr der Verkennung geschützt sein.

Der einzige Weg zur gerechten Beurteilung der Kunstschätze unserer Museen führt über das vorurteilslose Erkennen des Künstlerischen an sich. Wenn aber, um auf den gegebenen Fall zurückzukommen, die Verfasser des Führers durch die Dresdener Galerie im wesentlichen nicht mehr tun als Beschreibungen zu geben und zu beteuern, daß das Bild wunderschön sei, wenn sie von dem künstlerischen Gehalt der Bilder selten und fast nur vom literarischen Inhalt sprechen, dann werden sie vielleicht alle möglichen zarten oder kräftigen Empfindungen im Leser des Buches vor den Bildern auslösen, aber gewiß das künstlerische Verständnis nicht heben, sie werden es sogar schädigen.

München. Karl Voll.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.-G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt, Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Der Zauberlehrling.

Erzählung von Marta Karlweis in Wien.

I.

Die heiße Stadt hauchte ihren ſchwülen, beklemmenden Atem durch das offene Fenſter in die Manſarde und erfüllte den niedrigen Raum mit einem quälenden Geruch von Menſchen, Staub und erhitztem Aſphalt.

Georg lehnte an der wackeligen Kommode, die Hände in die Taſchen ſeiner gelben Leinenhoſe vergraben, und ſah zu, wie Katharina vor dem halbblinden Spiegel etwas völlig Überflüſſiges tat. Sie brachte an ihrer zierlichen Perſon allerlei in Ordnung, was gar nicht in Unordnung geraten war. Weiß, ſchlank und nett ſtand ſie da, lockerte mit vorſichtigen Fingerſpitzen die leichten Scheitelwellen ihres roten Haares, taſtete prüfend über die feine Krauſe am Halsausſchnitt, zupfte an der Bluſe und ſtrich glättend über den Rock. Schließlich wandte ſie die gleiche ernſthafte Aufmerkſamkeit dem Florentinerhute zu, der neben ihr auf dem Seſſel gelegen. Sie hob den Hut, um ihn aufzuſetzen, und warf einen huſchenden Blick in den Spiegel. Da erſchrak ſie. Georgs Geſicht ſah ihr aus dem Spiegel entgegen. Die hellen Augen lauerten zornig unter den buſchigen blonden Augenbrauen hervor, und um den weichen, ſinnlichen Mund unter dem hängenden Schnurrbart ſchlich ein weher Hohn, der auf rätſelhafte Weiſe überall in dieſem Geſicht vorhanden und dennoch unauffindbar ſchien. Katharinens Blick blieb einen Augenblick an der auffallend mächtigen Stirne haften, die merkwürdig weiß aus dem Spiegel leuchtete. Zögernd legte Katharina den Hut wieder fort und fragte unſicher über die Achſel weg: „Was ſchauſt du ſo?“

Georg drückte die Augen ein wenig zuſammen und antwortete langſam, als wäre ihm jedes Wort ein Genuß. „Junge Dame, ich ſehe mit Vergnügen, daß Sie heute nichts anhaben.“

Blitzſchnell drehte ſie ſich um.

„Was?!“

„Ich meine, um den Hals.“

„Ja ſo!“

Sie ſah ihm mit ihren geſcheiten grauen Augen von unten her ins Geſicht und verzog den Mund, als müßte ſie gewaltſam ein Lachen verſchlucken.

Georg sah sie belustigt an. „Wurstl!" sagte er, mit einem raschen Schritt zu ihr hin, nahm sie um die Schultern und küßte sie. „Wurstl, du!"

Gleich war alle Heiterkeit aus ihrem Gesicht verschwunden. Sie sah aus wie ein erschrecktes Kind. Er ließ sie los, strich mit beiden Händen das feuchte Haar aus der Stirn und warf sich auf sein Bett. Sie blieb hilflos mitten im Zimmer stehen.

Er fing an zu pfeifen. Sie erwachte wie aus einem beklemmenden Traum, machte Ordnung in ihrer verstörten Miene und sagte: „Du sollst mich wirklich nicht Wurstl nennen!"

„Warum nicht?"

„Vielleicht hast du's gar nicht notwendig!" Ihr Ton klang eigensinnig. „Ich weiß ja noch nicht, ob du nicht selber einer bist . . . ."

Georg richtete sich auf. „Komm' einmal da her, Katharina!"

Sie rührte sich nicht.

Georg sah, wie ihr das Blut ins Gesicht stieg. Plötzlich begriff er. Lachend stand er auf, nahm die geblumte Kattundecke vom Tisch und legte sie über das offene Bett. „Jetzt ist es ein Sofa," spottete er, „ein anderes hab' ich nicht. Wollen Sie hier Platz nehmen, Fräulein Katharina?"

Sie kam.

Er streifte sie mit einem lauernden, unter den Lidern verborgenen Blick. „So, Kind, jetzt können wir gemütlich plaudern. Sag' einmal —," er beugte sich vor, um ihr ins Gesicht zu sehen, „warum horchst du mich immer so ängstlich aus?" Er machte wieder eine Pause; dann vorsichtig, jede Silbe abwägend: „Witterst du irgend etwas in mir, was dich — quält?"

Da sie regungslos sitzen blieb, nahm er sie in seine Arme. Sie überließ sich mit geschlossenen Augen seinen Küssen. Er lachte über ihren wehen Mund und küßte sie wieder. Aber ihm wurde nicht wohl bei diesem Lachen.

„Richtig!" fing er wieder an. „Du bist heute zum erstenmal bei mir, und ich habe dich eigentlich noch gar nie gefragt: hast du mich lieb?" Er bohrte seinen sonderbar zornigen Blick in ihr armes trauriges Gesicht und wartete. Sie schwieg. Er wartete noch immer. Aber als er fühlte, daß ein trockenes Schluchzen sie schüttelte, gab er sie frei und sagte gelassen: „Na, das macht nichts."

Sie murmelte: „Ich bin doch hier bei dir!"

„Und —?"

„Also für so eine hältst du mich?" Sie fing an zu weinen.

Georg wurde ärgerlich. „Aber Kind, du biſt doch da! Und erklärſt: du haſt mich nicht lieb! Das ſind zwei einfache Tatſachen und weiter nichts. Ich konſtatiere ſie, und du wirſt auf einmal ſentimental. Du biſt doch ſonſt ſo geſcheit."

„Ich weiß nicht," murmelte ſie gereizt, „ich traue dir nicht. Ob du wirklich alles ſo einfach und natürlich ſiehſt —? Du biſt immer im Hinterhalt — ich weiß ja nicht," wiederholte ſie gequält, „ich weiß ja nichts!"

Georg lachte wieder. „Wie feig du biſt! Wie du das Terrain rekognoszierſt! Das iſt verächtlich, liebe Katharina — nicht, daß du da biſt." Und mit einem Ruck zwang er ſie wieder in ſeine Arme. „Aber einen wundervollen Mund haſt du doch."

Sie wehrte ſich, ſtemmte die Arme gegen ſeine Bruſt und bog den Kopf weit zurück, keuchend vor Erbitterung. Aber auf einmal ließ ihr ganzer Körper nach, und Mund an Mund flüſterte ſie heiß und gepreßt: „Ich hab' dich lieb — ich hab' dich ja lieb —."

Georg riß ſie mit ſich nieder auf die Polſter, und ihre Küſſe verbiſſen ſich wütend ineinander. Doch plötzlich wand ſich Katharina ſchreiend aus ſeinen Armen und ſtieß ihn mit aller Kraft von ſich fort.

„Georg! Um Gottes willen — ich fürchte mich ſo entſetzlich vor dir."

„Ach was! Gib deinen Mund her, deinen ſüßen Mund!"

Katharina entwand ſich ihm und glitt zu Boden. „Georg," flehte ſie, „ſei ruhig, ſei gut, Georg!"

Er richtete ſich auf und haſchte ihre Handgelenke. Gefangen kniete ſie vor ihm. „Sei ruhig, ſei gut?" höhnte er. „Biſt du zu mir gekommen, um mit mir zu plauſchen wie zu Haus beim Kaffee? Warum lügſt du ſo? Warum? Warum? Warum?" Und bei jedem „Warum?" rüttelte er ſie wie eine lebloſe Maſſe.

Sie ſank in ſich zuſammen, als wollte ſie ſich auslöſchen wie ein ſinnloſes Wort, und fing bitterlich zu weinen an.

Georg fuhr ſich durch die Haare. „Katharina! Biſt du wirklich ſo kindiſch? Oder ſpielſt du dir und mir eine Komödie vor?"

Sie hob den Kopf und ſah ihm gerade ins Geſicht. „Ich weiß nicht. Ich weiß garnichts von mir. Wüßt' ich etwas, dann wär' ich wahrſcheinlich nicht hier bei dir."

Georg wollte antworten, aber ſie wehrte mit einer Gebärde ab, die er noch nie an ihr bemerkt hatte. Sie ſah wundervoll beredt aus in dieſer halb knienden abweiſenden Stellung. Und während er ſie betrachtete, erkannte und begriff er plötzlich etwas bisher Unbekanntes und Unverſtändliches in ihr.

„Bitte, ſag' nichts!" bat ſie mit einer ungewohnten, tragenden Stimme.

„Ich weiß ganz gut, daß es nicht die Angſt vor Tanten und Sittenrichtern iſt, die mich quält. Und doch hab' ich Angſt. Das ſteckt in mir. Die Leute werden ſchon wiſſen, warum ſie das erlauben und das verbieten. Irgend etwas predigt in mir: Halte dich an — du wirſt nichts davon haben, wenn du losläßt — du wirſt einfach fallen! Und deshalb glaub' ich's auch von den andern ſo ſchwer, daß ſie wirklich auslaſſen dürfen, und daß ſie dann nicht fallen, ſondern ſchweben. Das halt' ich aber nicht aus. Irgend einen Stärkeren muß es doch geben, ſonſt iſt es ja nicht der Mühe wert zu leben! Dann lach' ich wieder über mich und überſchrei' mich und . . . na ja, und lauf zu einem fremden Mann —" wieder kamen Tränen in ihre Stimme, „und dann übermannt mich wieder dieſes gräßliche innere Mißtrauen. Mein Lachen, und wie ich mich benehme, alles kommt nur daher, nur von dieſer Sucht, mich in irgend etwas Feſtes, Geordnetes zu retten, nur von dieſer Angſt, die mir im Blut ſitzt, gegen die ich mich wütend wehre und die mich immer wieder unterkriegt. Nicht die andern tun's. Und von Anfang an, gleich wie dich der Seydler auf dem Dampfer zwiſchen Strobl und Gilgen vorgeſtellt hat — gleich hat es mich zu dir geriſſen . . . vielleicht weil ich gehofft habe: du wirſt dieſe Angſt unterkriegen, ſie vernichten. Du haſt anders ausgeſehen als alle, die ich bis dahin gekannt habe. Aber ich werde immer wieder unſicher. Warum? Ich weiß nicht. Und im letzten Augenblick mach' ich mir eben wieder eine Waffe daraus." Sie verſank wieder in ſich und ſtarrte gerade vor ſich hin.

Die Luft im Zimmer wurde unerträglich ſchwül und ſchwer. Das Atmen war eine Mühe, die die Haut feucht machte.

Georg ſtand auf und ging zum Fenſter.

Kein Hauch rührte ſich da draußen. Von allen Ausdünſtungen der heißen Stadt verdorben, ſtand die Luft regungslos über den Gaſſen.

Es entſtand eine ſchwere Pauſe.

In dieſe dumpfe Leere hinein fragte Katharina: „Wo hinaus ſoll das alles? Was ſoll ich tun?"

Georg drehte ſich um. Irgend etwas lag wie Blei auf ſeinen Nerven. Träge warf er die Antwort hin:

„Geh zum Theater!"

Sie fuhr herum, und ihre Augen wurden weit, gierig und erſchrocken zugleich.

Und er, von ihrer Aufregung angeſteckt, wurde lebhafter und fing an im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Es iſt wirklich mein vollſter Ernſt." Er belebte ſich an ſeiner eigenen Idee. „Du haſt eine merkwürdig bildſame Seele. Was tags-

über an dir vorüberzieht, bleibt getreu in ihr verwahrt. Du biſt voll von aufgeſogenen Bildern und Klängen, die du irgend einmal loswerden mußt, weil du ſonſt daran erſtickſt. Nur um dich zu befreien, ſpielſt du ſoviel Komödie! Weil du aber eigentlich ein ehrliches Weſen haſt, quält dich das wieder." Er ging auf ſie zu und faßte ihren Kopf mit beiden Händen. „Du unberatenes Kind! Hat dir denn noch keiner geſagt, daß du für die Bühne geboren biſt?"

Sie ſah ihn erſtaunt und erwartungsvoll an.

Und Georg begriff plötzlich, daß ihm jetzt ihr ganzes Weſen offen und ohne Rückhalt zugewendet war. Dieſer Gedanke befeuerte ſeine Phantaſie und gab ſeiner Stimme den überzeugenden Ton.

„Was du mit deinen hellſichtigen Augen und deinen feinhörigen Ohren in dich hineintrinkſt, was dich verwirrt und mit dir ſelber uneins macht — das alles wirſt du auf deine Rollen laden und von dir weg ſpielen. So wirſt du dein wahres Weſen finden. Und *dann* brauchſt du dich nicht mehr anzuhalten — wie du das nennſt. Du wirſt loslaſſen dürfen. Und dann wirſt du auch ſchweben. Und ruhig darfſt du die Zügel deines Weſens für eine Weile in andere Hände legen und warten, wohin ſie dich führen werden. Und — gleichviel, — wohin, du wirſt nur gewinnen. Es kann dir nichts geſchehen." Er ſchwieg voll Erwartung.

Draußen fielen große Tropfen. Schwer und klatſchend fielen ſie auf das Fenſterſimſe.

Nach einer ſtummen Weile fragte Katharina mit kleiner, kindlicher Stimme: „Wohin führſt du mich dann, Georg?"

Er lächelte glücklich.

„Ins Freie —"

Sie wollte ihm in die Augen ſehen. Aber das konnte ſie nicht. Sie wurde verlegen. Ihr Blick glitt unruhig ab.

Georg ſah, daß ſie errötete, und er empfand, wie aus dieſem Augenblick eine neue Mauer zwiſchen ihnen wuchs. „Katharina!" Er nahm den Kampf mit gequälter Lebhaftigkeit wieder auf. „Du biſt doch ſo ganz bühnenhaft! Unglaublich wirkungsvoll! In dir ſteckt etwas unerhört Tüchtiges. Du mußt nur vorwärts *wollen*. Könnt' ich dir nur im Blut ſitzen und dich vorwärts treiben!"

Aus ſeinen Worten klang die Anſtrengung einer künſtlich aufgeſtachelten Kraft. Aber er fühlte, wie dieſe Kraft ſofort wieder Herrſchaft über Katharina gewann.

Sie warf den Kopf zurück und hielt ihm ihren Mund mit einer ganz in Leidenſchaft verlorenen Gebärde entgegen.

Er küßte ſie lang und heiß, redete zerhackte Sätze, abgeriſſene Worte:

„Und ich will Stücke für dich ſchreiben, Katharina, deine Rollen — o — Rollen! Du wirſt — ja weinen wirſt du — und — du wirſt jauchzen, du wirſt den Pöbel aus ſeinem Elend reißen, wirſt ihn begeiſtern — entflammen — erheben! Katharina! Wir beide, wir wollen miteinander die Welt erobern! O Katharina, Katharina — wie werde ich für dich ſchaffen, wie wirſt du für mich ſiegen! Gute Waffenbrüder werden wir ſein — Schulter an Schulter fechten! Laß' ſie nur kommen, die Wohlanſtändigen, die Geordneten! Sie haben uns gepeinigt, verwundet, geſchädigt, unſer Blut haben ſie vergiftet, unſere Freuden haben ſie zuſchanden gemacht — aber jetzt! Katharina, wir beide, du und ich, wir wollen ſchon mit ihnen fertig werden!"

Katharina rang ſich ſo heftig aus Georgs Armen, als könnte ſie ſeine Berührung nicht mehr ertragen.

Georg zürnte ſchreiend: „Was haſt du wieder? Mach' mich nicht toll! Red'! Oder geh'!"

Er ließ ihre Arme los. Sie erſchrak. Und während er ſtumm zum Fenſter hinüberging, preßte ſie die zuckenden Lippen auf die roten Flecken, die ſie von ſeinen Fäuſten an den Handgelenken hatte.

Ein Tropfenſchauer wehte über das Fenſtergeſimſe in die Manſarde herein. Es regnete in ſchweren ſturmgepeitſchten Strömen.

Georg ſchloß das Fenſter, blieb eine Weile ſtehen und trommelte wütend auf die Scheiben.

Draußen ſtürzte das Waſſer herunter, wie vom Himmel ausgeſchüttet, und tanzte mit ſprühendem Wirbel auf den Dächern, die ſelbſt in ſtrömender Bewegung ſchienen.

Georg ſah hinaus. Er wurde ruhiger.

Als er ſich wieder umdrehte, kauerte Katharina mit hochgezogenen Knien auf dem Bett und ſtarrte regungslos vor ſich hin. Langſam liefen die Tränen über ihre Wangen und fielen ihr in den Schoß.

Georgs letzter Zorn erloſch. Und je länger er ſie anſah, deſto ſtärker erwachte in ihm die Sehnſucht, dieſes hilfloſe Geſchöpf mit linder Zärtlichkeit zu behüten und vor allen Grauſamkeiten des Lebens zu bewahren. Er ſchloß die Augen, voll tiefer Luſt einem körperlichen Erinnern hingegeben. Woher kam auf einmal dieſer ſchwimmende Hauch von Friſche und bittern Mandeln? So hatte das junge Heu in Strobl gerochen, wenn er am Morgen durch den ſchlafenden Ort hinuntergelaufen war zum See. Und dort wartete Katharina im Boot, weiß und friſch, im roten Glorienſchein ihres krauſen Haars. Dieſe Morgen, dieſe duftenden Morgen am Wolfgangſee! In wundervoller Ruhe lag die ganze Welt. Nur die Grillen zirpten auf den Wieſen und das

Waſſer gluckſte heimlich unter dem Boden des Kahns. Nun ſtieg die Sonne und wurde heiß — und verwandelte alles Wollen und Denken in dämmerndes Genießen.

Die Erinnerung an den ſeinen Zauber jener Stunden rührte Georg. Er ſetzte ſich wortlos neben Katharina, zog ihr das Taſchentuch aus dem Gürtel und trocknete behutſam ihre Tränen. Begierig zog er den Veilchenduft ein, der dem dünnen Battiſt entſtrömte. Wie er dieſen ſeinen Hauch von Wohlgepflegtheit an ihr liebte! Leiſe faßte er ihre Hand und begann mit dieſen ſchlanken Fingern zu ſpielen. Dabei betrachtete er ihre ſeinen ſchwarzen Halbſchuhe und dachte darüber nach, wie hübſch und ordentlich die kleinſten Dinge ihrer Kleidung zuſammenpaßten. Nur die Krauſe ſtörte ihn. Und als er entdeckte, daß ſie im Nacken mit einem Bändchen befeſtigt war, fing er behutſam an der Schleiſe zu ziehen an, hielt immer wieder neugierig inne und lockerte dann vorſichtig weiter.

Sie ließ es ſich gefallen. Die Krauſe fiel herunter. Aber da faßte Katharina ſeine Hand und bat traurig und leiſe: „Nicht —!“

Es wurde ganz ſtill. Auf einmal ſagte Georg mit einer ganz neuen, leiſen Stimme: „Katharina! Ich bin den ganzen Tag hier gelegen und hab' auf dich gewartet.“

Sie erſchrak ſo ſehr, daß ſie vor Angſt zu zittern anfing. Aber ſie ſchwieg.

„Katharina? Sind wir nicht große Kinder? Wir reden und reden viel und wollen uns helfen mit Reden ....“ Er faßte ſie ungeſtüm, mit bebenden Händen. „Iſt das nicht alles ein Unſinn? Sind wir nicht jung und iſt nicht jeder Tag von Wundern voll, die nur wir empfinden können, weil wir jung ſind? Fühlſt du denn nicht, Katharina, wie tief jede Stunde iſt? Biſt du nicht jeden Morgen und jeden Abend ſelig, wenn du deinen jungen Körper ſpürſt? Katharina — denkſt du dann nie an mich, du Süße —, Katharina? Sag' mir's doch einmal: haſt du mich lieb?“

„Ja,“ ſtieß ſie gewaltſam heroor, „ja, ja, ja“, mit ſolcher Qual, mit ſo verzweifeltem Wollen im Ton, daß Georg die Arme ſinken ließ und zurückwich, als hätte ihn Katharina ins Geſicht geſchlagen.

Der Regen hatte aufgehört. Nichts regte ſich.

Die zwei Menſchen atmeten kaum.

Plötzlich drückte Katharina die Hände über die Ohren und ſchloß die Augen. „Wie weh mir die Stille tut!“ flüſterte ſie.

Ganz ferne, auf irgend einem Kirchturm, ſchlug eine Uhr.

Katharina fuhr auf. „Ich muß nach Haus, Georg, ich muß nach Haus!“

Georg antwortete nicht.

„Ich bitte dich — laß' mich, Georg!"

Er rührte ſich nicht.

Sie war wieder dem Weinen nah. „Ich fürchte mich ſo!"

Er ſagte: „Geh' doch!" Und ſtand auf, um ihren Hut zu holen.

Sie blieb willenlos ſitzen, die Hände im Schoß gefaltet, und ſah ihm nach.

Gelaſſen ſuchte er ihre Handſchuhe und die Hutnadeln. Doch er ſchien ihren Blick zu fühlen, und von dieſen weitgeöffneten Augen gezogen, drehte er ſich um. Nadeln und Handſchuhe fielen ihm aus den Händen.

Er ſah deutlich, wie ſie ihn nicht rufen wollte und ihn dennoch rief, mit einem leiſen Beben des Körpers, einem kurzen, kaum merklichen Heben der Arme.

Sie wollte ihn bitten ihr den Hut zu reichen. Aber ſie hatte die Herrſchaft über ihre Züge verloren. Sie wollte ſchreien — und lächelte. In ihrer Angſt drückte ſie die Augen zu. Aber zugleich ging ein weiches Löſen durch ihre Glieder, wie ſehnſüchtige Zärtlichkeit.

Georg kniete vor ihr und bog ihren Kopf zu ſich herab. „Katharina", murmelte er zwiſchen den Zähnen, „wehr' dich nicht mehr! Siehſt du denn nicht, daß ich verrückt werde? Ich hab' dir damals in Strobl geſagt: ich werde dich nicht rufen, du wirſt von ſelbſt kommen, wenn es ſo ſein muß! — Ich hab' auf dich gewartet. Du biſt gekommen — du biſt da! . . . Katharina?"

Ihre Augen wanderten wie die einer Irren. Sekundenlang hafteten ſie auf ihm. Tauſend Schrecken waren in ihrem Blick.

Georg umklammerte ſie heißer. „Katharina! Du Süße! Fürchte dich nicht ſo vor mir! Ich will ja nichts von dir."

„Nicht — nicht!" lallte ſie erſtickt. Sie wollte aufſpringen, aber ſie ſtieß an einen Seſſel, taumelte und fiel in ſeine Arme.

2.

Als Georg das Haustor zuwarf und mit Katharina in die naſſe finſtere Nacht hinausging, ſchlug ihm der Sturm das Wort vom Mund. Froſtgeſchüttelt kreuzte Katharina die Arme vor der Bruſt und preßte die Lippen aufeinander. Dennoch hörte er das leiſe Fiebern ihrer Zähne und fühlte ſelbſt, wie ihm die naſſe Kälte durch alle Glieder kroch.

Ein Einſpänner raſſelte vorüber.

Georg zögerte einen Augenblick, dann rief er ihn an, ließ Katharina einſteigen, nannte dem Kutſcher Gaſſe und Hausnummer — und flüſterte: „Adieu, Schatz!" und trat zurück.

Der Wagen rollte fort.

Georg lauſchte. Die ganze Florianigaſſe hinunter hörte er noch das

holperige Rollen der Räder und den kläglichen Hufschlag des stolpernden Gauls.

Als alles wieder still wurde und nur der Sturm noch zwischen den Häusern war, atmete Georg tief und ging der Gasse nach, erst langsam, dann immer schneller. Und schließlich rannte er keuchend, bis er vor dem Burgtheater in das Gedräng der eben aus dem Hause strömenden Menschen geriet. Er preßte sich gerade dort durch die Menge, wo sie sich am dichtesten vor der Haltestelle der Straßenbahn staute. Erbittert arbeitete er mit Schultern und Ellbogen, obwohl er mit wenigen Schritten das Gedränge hätte umgehen können. Lautes Schelten und grobe Zurufe umschwirrten ihn. Aber dieses Schieben und Stoßen tat ihm wohl. In der Bankgasse wurde sein Schritt wieder ruhig.

Als er sich im Café Central durch die Drehtüre hineinschob, verschlug ihm diese heiße rauchige Luft, dieser Kaffeegeruch und Alkoholdunst den Atem und trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Der große Raum war voll von Menschen. An allen Ständern hingen nasse Überkleider. Georg sah sich um, fand keinen Bekannten und wollte wieder gehen. Aber der gewohnte schwere Geruch des Saales hatte eine sonderbar zwingende Macht über ihn, der er sich nicht entziehen konnte. Es ließ ihn nicht mehr fort.

Er setzte sich an einen leeren Tisch und murrte: „Zeitungen!"

Endlos lange hielt er das Berliner Tageblatt verkehrt in der Hand und erschreckte den wartenden Kellner durch eine Grimasse, die sein Gesicht bis zur Affenähnlichkeit verzerrte. Plötzlich schleuderte er die Zeitung weg und starrte, die Arme über den Tisch geworfen, dem Kellner ins Gesicht. Irgend etwas juckte ihn in allen Fingerspitzen und reizte seinen Willen zum Bösen.

„Was gaffen Sie, Verehrtester?" knurrte er mit hämischem Lächeln, „hab' ich Hörner wie ein Ochs oder Ohren wie ein Esel? Ist mein Gesicht grün und blau gefleckt oder ziert mich eine Nase wie ein Schweinsrüssel? So reden Sie doch, Sie Muster von Korrektheit, antworten Sie, vorwärts — wird's?"

Der Kellner versuchte zu lächeln. „Der Herr Doktor scherzen. Der Herr Doktor sind ganz tadellos."

„So? Tadellos bin ich? Da kommen Sie her!"

An den nahen Tischen entstand Bewegung. In allen Ecken und an allen Wänden sah Georg weiße Flecken in dem trüben Grau der schwimmenden Rauchschwaden, weiße Flecken mit Augen, die auf ihn gerichtet waren. Eine Weile mußte er dieses unverständliche Gewirr betrachten, bis er Gesichter unterschied. Aber diese Gesichter hatten für ihn nicht

menſchliche Züge. Es waren Tierfratzen — wirr durcheinander Geſichter von Füchſen und Wölfen mit ſpitzen Schnauzen und ſchiefen Augen, von Raubvögeln mit krummen Hackſchnäbeln — dazwiſchen fette quackende Fröſche, und dort, fettleuchtend, kahl und roſig bis in den Nacken hinunter, ein dickes zufriedenes Schwein. Georg hatte die Empfindung: du biſt in einem Käfig von Beſtien! Und plötzlich packte ihn ein gieriges Verlangen, mit einer Peitſche und einem Revolver mitten unter ſie zu ſpringen, zu ſchlagen, zu ſchießen, zu ſchreien, ſie röcheln zu hören, ihr Blut zu ſehen. Er ballte krampfhaft die Fäuſte. Da ſchnarrte der Kellner:

„Der Herr Doktor wünſchen alſo?"

Georg blickte auf. „Ah — Sie ſind noch immer da, mein Beſter." Er ſah dem Schlotternden ſtarr ins Geſicht. „Kommen Sie doch näher!"

„Ich höre hier ſehr gut," ſtammelte der Gepeinigte.

„Kommen Sie näher, ich kann nicht ſo ſchreien!" Georg fuhr mit der Hand in die Hoſentaſche. Erblaſſend kam der lange Menſch um einen Schritt näher. Georg riß die Hand aus der Taſche, der Kellner wich zurück. „Einen Schwarzen möcht' ich!" ſagte Georg mit ſeinem liebenswürdigſten Lächeln.

Der Kellner ſchoß davon. Georg ſah mißtrauiſch um ſich. An den Tiſchen, an den Wänden und in den Ecken waren nun wieder graue, gekrümmte Menſchenrücken.

Da kam Herr Waclav Wondraſchek, der Muſiker, und näherte ſich unter vielen Bücklingen. „No, wie geht's, Doktor Hübner, wie gehts?" Er rieb ſich die Hände, daß die Manſchetten locker wurden. Wie ein Vogel in der Mauſer ſah er aus und war beſtändig in zappelnder Bewegung.

Georg murmelte eine Antwort und lud ihn mit einer faulen Handbewegung ein ſich zu ſetzen.

Herr Waclav Wondraſchek ließ ſich haſtig nieder und fing gleich an, von ſich und ſeinen Angelegenheiten zu reden. Er beklagte ſich voll verſteckter Galle über die künſtleriſche Qual und Lächerlichkeit ſeiner Dirigententätigkeit im adeligen Damenſingverein und über die Beſchränktheit und Arroganz der Vereinspräſidentin, einer Gräfin Prandt, die er nie anders als die „Urſchel" nannte. Er wollte ſie karikieren, häufte aber die lächerlichen Züge ihres Charakters ſo ungeſchickt, daß eine Dummheit die andere um ihre Wirkung brachte. Dies ſchien er ſelbſt zu merken, denn er begleitete jeden ſeiner mißglückten Geiſtesblitze mit einem meckernden Gelächter, das ihn entſchuldigen und zugleich doch eine gewiſſe allgemeine Menſchenfreundlichkeit markieren ſollte —

denn Herr Waclav Wondraſchek hatte Angſt vor ſeinem eigenen grimmigen Bedürfnis, zu haſſen. Dabei ſocht und wedelte er mit Armen und Beinen, kratzte ſeinen Kopf und rieb ſeine Bartſtoppeln, daß es einen wetzenden Ton gab.

Georg rührte ſich nicht, ließ ihn ſcherwenzeln und wedeln und beobachtete mit erleſenem, feinſchmeckeriſchem Vergnügen das flackernde Licht in den waſſerblauen Augen des Tſchechen. Er lehnte ſich in den Seſſel zurück, grub die Hände behaglich in die Sakkotaſchen und fragte ſehr freundlich: „Alſo, Wondraſchek, was wollen Sie eigentlich von mir?“

Der Muſiker ließ die Virginia fallen, an der er ſehr eifrig gekaut hatte, und warf einen raſchen mißtrauiſchen Blick auf ſeinen Nachbar. Erſt wollte er proteſtieren, dann beſann er ſich, ſteckte die Virginia wieder in den Mund und ſagte: „Ein Libretto brauch' ich.“

Georg war enttäuſcht. Er hatte irgend eine Perfidie erwartet, einen großangelegten Betrug, einen künſtleriſch vollendeten Raubmord oder irgend ein anderes ſcheußliches Verbrechen. Und nun: ein Libretto! Er antwortete wütend: „Mach' ich nicht.“

Wondraſchek warf ſeine Virginia mit ſchlecht verhehltem Zorn wieder weg. Doch bevor er reden konnte, trat Maxim Sauermann an den Tiſch, grüßte ſtumm und ſetzte ſich.

Maxim Sauermann ſtammte aus Warſchau, trug ſchwarze, hochgeſchloſſene Clothemden und ſchwieg beſtändig. Niemand wußte, ob er von ſeinen Artikeln für revolutionäre Blätter lebte oder dieſes unſäglich kümmerliche Daſein durch einen geheimen Vertrieb von Bomben und Höllenmaſchinen friſtete.

Faſt zugleich mit Sauermann kam der Schauſpieler Erwin Lenk, ein blutjunger Menſch von auffallend zierlichem Wuchs. Er tauchte ein paar banale Begrüßungsworte in den goldgetönten Schimmer ſeiner zärtlichen Stimme und durchflog den Raum mit geübtem Blick. Der Zauber, den er ausübte, wunderte und beluſtigte ihn noch und erfüllte ihn mit naiver Freude. So jung war Erwin Lenk.

Nun trat auch der Maler Seydler an den Tiſch und drückte Georg die Hand.

Georg ſah auf und ſchaute den Maler an, als ſähe er dieſe ſtämmige Geſtalt mit dem Lutherkopf heute zum erſtenmal. Neid und Beruhigung ſtritten in ihm. „Der hat's nicht nötig!“ ſagte er laut und wies mit dem langen knochigen Zeigefinger auf Seydler.

„Was?“ fragten alle; nur Sauermann ſchwieg.

„Die Welt zu belügen wie ich, anzubellen wie Pan Wondraſchek, in die Luft zu ſprengen wie Sauermann oder ihren Kaſperl abzugeben wie Lenk.“

„Warum denn nicht?“ fragte Seydler lachend in ſeiner breiten bayeriſchen Mundart.

Georg wurde ungeduldig. „Sie ſtammen doch aus einer fränkiſchen Bauernfamilie. Und da iſt man geſund!“

„Kaſperl? Ich, Kaſperl?“ rief Lenk beleidigt. „Sie haben keine Ahnung, wie ich ſo ein Haus voll Menſchen beherrſche. Wie ich über der Situation ſtehe. Ich ſpiele den Romeo — bitte, den Romeo — und beobachte dabei ganz genau, wie jede einzelne Frau im Parkett auf mich reagiert. Alſo bitte!“ Er bemerkte an Georgs Lächeln, daß er eine Dummheit geſagt hatte. Und errötend, mit einem reizend verwirrten Knabenlächeln, ſtammelte er: „O, ich bin nicht ſtark in der Logik. Aber es iſt ſo wundervoll, wenn eine hübſche Frau mit ſich ſelber uneins wird und ihr empörtes Gewiſſen zu beſchwichtigen ſucht, weil ihre Gedanken den ſchon umſchlungen halten, der ſolche Macht über ihre Phyſis und Pſyche hat.“ Er ſagte das ſo naiv, ſo voll zärtlicher Innigkeit, daß niemand lachte.

Nur Herr Waclav Wondraſchek, der zuſammengerollt daſaß wie eine alte Katze und an ſein Libretto dachte, knurrte ungeduldig: „Ich? Was? Ich belle nie die Welt an! Das iſt wieder ſo eine bösartige Erfindung vom Doktor Hübner.“

Der Kellner kam und fragte nach den Wünſchen der Herren. Sie beſtellten Schwarzen und Cognac. Für den abſtinenten Sauermann brachte der Kellner, ohne zu fragen, die ſtereotype Limonade.

An dem Tiſch herrſchte Schweigen. Jeder rührte in ſeinem Getränk herum und hing ſeinen Gedanken nach.

Plötzlich ſagte Georg, ohne Wondraſchek anzuſehen: „Alſo, wie ſoll dieſes Libretto eigentlich ausſchauen?“

Im Nu entrollte ſich Herr Wondraſchek und lächelte demütig wie ein Diener, den die Anſprache des Herrn zugleich verwirrt und erhebt. Er ſetzte wortreich und mit vielen Geſten auseinander, was er brauchte. Eine moderne Idee, ganz modern, ein Problem dieſer jüngſten Zeit mit allen ihren wirtſchaftlichen, geiſtigen und ſexuellen Vorausſetzungen, doch ſo zum Typus vereinfacht, daß es in ein legendenhaftes Spiel hineinzupreſſen wäre.

Er ſprach nicht ſehr geſcheit, aber mit Vehemenz, und vergewaltigte dabei die Fremdwörter auf eine Art, die in den Zuhörern unwillkürlich die Vorſtellung eines gänzlich unkultivierten Menſchen erweckte. Doch Georg ſah, wie aus dieſen unbeholfen holpernden Sätzen etwas wurde und wuchs: ein rohes Gefäß, bis an den Rand gefüllt mit Explosivſtoffen. Gewaltſames Aufeinanderprallen von Gegenſätzen, brutal wirk-

same Szenen voll sicheren Theaterinstinktes. „Wirken!" schrie es aus diesen zerhackten Worten. „Tu deinen Geldbeutel auf, du Gesindel, hier gibt es alle Verbrechen und Laster, nach denen du lüstern bist! Hier ist Haschisch, Opium, Notzucht und Massenmord! Da sind gewaltige Untaten und feine Perfidie! Kommt nur, kommt, hier dürft ihr euch das alles erlauben, und kein Polizeimann kann euch arretieren. Aber Geld müßt ihr dafür geben — Geld, Geld, Geld!"

Waclav Wondraschek, besessen vom Dämon seiner eigenen Ausgeburt, sing Umrisse von Melodien zu brummen an, markierte Orchesterstellen mit gedämpfter Stimme und befehligte mit Armen und Beinen eine unsichtbare Armee von Musikern und Sängern. Seine Augen flackerten, rote Flecken brannten auf seinen Wangen, seine Nüstern blähten sich, seine Halsader schwoll. Und er riß sie alle mit sich fort, dieser stoppelbärtige Kobold, der hemmungslos aus sich herausschrie, was den anderen wie eine ängstlich verschwiegene Schande auf dem Herzen brannte: die Sehnsucht nach Wirkung um jeden Preis!

Auch Seydler, der Ruhige, erhitzte sich und entwarf ein Szenenbild, phantastisch und grandios — doch plötzlich hielt er inne, sah die anderen an und sagte bedächtig, mit einer leichten Ironie: „Das kostet aber eine Million!" Dann schwieg er, lächelte — und ließ die anderen reden.

Lenk behauptete schreiend, er besitze einen herrlichen Tenor, und sang bereits die für ihn geschriebene Hauptrolle dieser Oper — und das war ein Held der Schönheit, er, als einziger Mann in einem Harem junger begehrenswerter Weiber. So sah er sich und schrie und gestikulierte, ohne zu merken, daß er dabei alle Masken seines Lebens fallen ließ.

Sauermann, mit hektisch geröteten Wangen, hockte stumm in dem wirren Geschrei und starrte den Waclav Wondraschek mit dem wachsenden Ingrimm des Rivalen an.

Georg ließ sich willig von diesem Wirbel packen und entlud seine Seele von den düsteren Bildern, die sie bedrückten. Der Mittelpunkt der losen Szenen, die er vor sich hin in die Luft stellte, war ein Knabe, der die Stille nicht ertragen konnte. In diesem Knaben war nichts Festes, keine Ruhe, nur immer das Schwanken, ein tolles Hin- und Herziehen, das ihn halb um den Verstand bringt, wenn er die seltene Muße hat, es zu belauschen. „Sie verstehen," schrie er aufgeregt in das Stimmendurcheinander hinein, „unsere ganze heutige Zeit leidet an dem: Unfreiheit, fürchterliche Unfreiheit aus Mangel an Gesetzen. Es ist — ich kann mich da nur sehr bürgerlich ausdrücken: es ist kein Halt da! Der Zweifel hat alles angefressen, was Tradition hieß. Gemeinsinn entpuppt sich als Parteilichkeit und Eigennutz, Religion als Muckerei

und Geschäft. Wir erschrecken. Chaos ist in uns. Wäre plötzlich Stille um uns her, wir müßten an unserem inneren Getümmel zugrunde gehen. Drum fühlen wir uns wohl beim Stampfen und Stöhnen der Maschinen, beim Kreischen der Dampfpfeifen, bei dem ohrenbetäubenden Gerassel und Getümmel, das unser modernes wirtschaftliches Leben beherrscht, unsere Gesellschaft, unsere Kunst! Konkurrenz, Reklame, Genie der Spekulation — das ist unser Element! Der Fabrikant ein Ideal! In Maschinen ist Zweckmäßigkeit, Gesetz und Kraft. Drum können wir da vergessen. *Procul negotiis* werden wir wahnsinnig. Und nun das Schlimmste —"

Er warf sich gegen den Tisch und legte die geballten Fäuste vor sich hin und machte eine Pause. Dann sagte er:

„Die Frauen!"

Sein Ton war voll Racheluſt.

„Die Frauen!... Früher waren sie — noch Frauen! Innerlich durch ein festes Gesetz beruhigt. Eine Erlösung! Und — beschränkt! Ich meine das im schönen, edlen Sinn des Wortes. Sie wußten nicht viel von uns — gut! Aber jetzt, wenn wir's nicht mehr aushalten und in unserer Angst zu ihnen gehen und von ihnen hören, bei ihnen erleben wollen — erleben? — ja! — erleben: das ganze Leben ist ja noch einfach, noch so unschuldig wie in unserer Kinderzeit, und alles Trübe und Wirre kann wieder hell und gut werden! Aber wenn wir danach lechzen und mit jeder Fiber darum betteln, ja, dann packen sie einen an und schreien uns unsere eigene Not ins Gesicht und wissen trotzdem heut' und in alle Ewigkeit nichts und nichts von uns! Und von sich selber auch nichts!"

Betretenes Schweigen herrschte an dem Tisch.

Georg fühlte, daß ihm unter Seydlers ruhigem Blick das Blut in die Wangen stieg. Er haßte die großen Worte und die trommelnden Affekte und wenn sie aus ihm selbst herausſprangen, schämte er sich ihrer. Ein unerträgliches Gefühl schnürte ihm den Hals zu: er war vor sich selber lächerlich geworden. Hatte er da nicht getobt wie einer, dem ein Abenteuer mißlungen ist? So, ja, wird sich wahrscheinlich der Erwin Lenk benehmen, wenn er eine einmal nicht herumkriegt. Und Seydler sah ihn noch immer an. Der dachte wohl an Katharina? Dieses ruhige Anschauen reizte Georg. Er stand auf und stieß nervös den Sessel zurück.

„Ich bin von meinem Thema abgekommen. Nun, also — Sie, Wondraschek — ja, ich will das machen, mit dieser Oper. Das heißt, nein, ich will *das* machen mit der Furcht vor der Stille! Ich bringe meinen Helden aus der Stille in die große Stadt, in die Arbeit, lasse ihn

Dinge anpacken, die er nicht bewältigen kann — ſo eine Art von Zauberlehrling will ich daraus machen, verſtehen Sie —". Er hielt betroffen inne, ſchwieg und wußte nicht weiter, ſichtlich von einem Gedanken verwirrt, befangen von irgend einer Erinnerung. Dann ſagte er aufgeregt: „Das heißt — ich weiß noch nicht genau! Jetzt bin ich müd. Ich geh' nach Hauſe."

Wondraſchek zuckte zuſammen. „Darf ich alſo auf Sie rechnen, Doktor Hübner?" murmelte er unterwürfig und ängſtlich.

Georg hatte ſchon den Hut auf dem Kopf. „Schriftlich geben kann ich's Ihnen nicht," antwortete er grob. „Guten Abend allerſeits!"

„Ich gehe mit," ſagte Seydler und erhob ſich ein wenig ſchwerfällig.

Georg maß ihn kurz. Er empfand etwas Unbehagliches, wie Furcht. Als müßte er ſich nun verantworten.

„Wir haben einen Weg," warf Seydler hin.

„Schön", ſagte Georg entſchloſſen, „gehen wir alſo miteinander."

Sie zahlten und wandten ſich zur Tür. Da ſchoß Sauermann von ſeinem Sitz wie ein gereizter Kettenhund. „Doktor Hübner?" ſtieß er in ſonderbar ſingenden Tönen hervor. „Wo wohnen Sie?"

Georg ſtand eine Sekunde lang verblüfft vor dem Ruſſen, der mehr einem Beſeſſenen als einem normalen Menſchen glich. Dann faßte er ſich. „Florianigaſſe 25." Durch das Nüchterne ſeiner Antwort plötzlich wieder ins Menſchliche verſetzt, mußte Georg unwillkürlich lachen.

Sauermann nickte und verkroch ſich wieder in ſich ſelbſt.

Georg und Seydler grüßten nochmals und gingen. Von draußen, durch die Spiegelſcheiben, ſahen ſie noch, wie ſich Wondraſchek und Lenk wieder in eine Debatte, vermutlich über die Oper, vertieften, während Sauermann teilnahmslos vor ſich hinglotzte.

Georg ging ſtumm neben Seydler hin, von einer unbeſtimmten Scham bedrückt.

Seydler brummte eine Marſchmelodie. Draußen auf dem Franzensring hörte er plötzlich zu ſummen auf und ſagte unvermittelt: „Ein Viech, dieſer Wondraſchek! Hat Sie aber ganz verhext — nicht?"

„Sie meinen, das ſollte einem Menſchen in meinem Alter nicht mehr paſſieren?" redete Georg gereizt vor ſich hin. „Einer wie ich, der ſollte dieſe Witze alle ſchon kennen? Sollte auf dieſen faulen Zauber nicht mehr hineinfallen? Sollte ſich nicht mehr hinreißen laſſen, wenn er ein biſſerl gereizt wird — und ſich nicht hinſtellen und die große Soloarie mit dem hohen *C* loslaſſen? Sie meinen, ſo ein Menſch hätte beſſer zu kuſchen und zu arbeiten, weil er ſchon wiſſen ſollte, daß das ſchließlich die einzige Möglichkeit zu leben iſt? Gut, ja, ſchön, Sie haben ganz recht, Seydler, ganz recht . . . aber . . ."

Seydler schüttelte den Kopf. „Ich begreife gar nicht, warum Sie so schreien mit mir. Dieser Wondraschek —"

„. . . Wondraschek?" Georg starrte den Maler verständnislos an. „Ach so," sagte er dann, „wenn Sie das wollen — ja dieser Wondraschek ist ein Viech."

Sie gingen schweigend weiter.

Georg beobachtete den Maler. Und dachte: „Streng du deinen schlauen Bauernschädel nur an! Mich kriegst du nicht so leicht!"

Aber Seydler ließ sich gar nicht in vorsichtige Winkelzüge ein. „Wissen Sie, ich muß Ihnen etwas erzählen," sagte er bedächtig. „Gestern treffe ich die Kitty Steinbach in der Walküre. Sie kennen Sie doch? Die Katharina Steinbach? Nicht? . . . Ich hab' Sie ja selbst im Sommer vorgestellt. Sie war gestern mit ihrer feierlichen Mutter Cäcilie und ihrer Schwester Elisabeth in einer Loge. Frau Cäcilie — na ja, die spricht einige bedeutende Worte über den Wert der Wagnerschen Musik für die Intensität des Innenlebens — nicht? Elisabeth sah sehr gut aus, wirklich fein. Die ist wunderschön klar gewachsen. Und Kitty — die war übrigens ausgezeichnet angezogen — Kitty behält mich in der Loge, während Mutter und Schwester ins Foyer gehen, und fängt an, hin und her zu reden, nicht? — bis sie mir das endlich an den Kopf wirft: „Sie wissen ja so wie so, wie ich mit Georg Hübner stehe." Wie sie so etwas pointiert, das können Sie sich ja denken, lieber Hübner! Katharina „bringt" doch jedes Wort. Notabene, ich habe nie irgend etwas Besonderes für sie empfunden, sie weiß das, sie ist nicht mein Typ. Ich sage natürlich der Wahrheit gemäß: „Nein, ich weiß garnichts." Darauf sagt sie: „Ich habe die letzten Wochen in Strobl mit ihm geflirtet, habe Rendezvous mit ihm gehabt und gehe morgen zu ihm. Sie lügen, Sie haben das ja gewußt, Sie sind doch sein Freund! Also, daß Sie's wissen, ich geniere mich gar nicht und brauche keine Diskretion. Sie können das dem Georg wortwörtlich zurücksagen. Er soll's nur wissen." Diese Geschichte mußte ich Ihnen erzählen. Also, ich meine, das alles ist doch ganz primitiv bei ihr. Sie aber, lieber Hübner, Sie sehen da Dinge, die garnicht sind — zum Schluß kommt bei ihr alles aufs Gesellschaftliche heraus. Die Schwierigkeiten und das Wichtige des Lebens liegen wirklich anderswo, lieber Freund! Guten Abend!" Er lüftete den Hut und bog in den Rathauspark ein.

Georg ging langsam die Grillparzerstraße hinauf. Ihm war zumute, als hätte ihm einer den Hut auf dem Kopf eingedroschen.

Zu Haus in seiner Mansarde zündete er eine Kerze an und hielt sie

dicht vor Katharinas Bild, das auf der Kommode ſtand. Sie trug da ein kindliches Matroſenkleid und ſchaute ihn mit einem verſonnenen, fragenden Lächeln an. Aber Georg ſah ſie in Geſellſchaftstoilette, in der goldüberladenen Opernloge, gepudert und dekolletiert, den anderen gepuderten Weibern in den Logen ringsherum zum Verwechſeln ähnlich. Und zwiſchen einem höflichen Lächeln zur Begrüßung und einem höflichen Lächeln zum Abſchied, raſch und zierlich, erledigte ſie Dinge, die ſein ganzes Leben erfüllten, präſentierte ſich losgelöſt von ihrer Welt, prahlte ein wenig mit der Freiheit ihres Denkens, angelte ein wenig nach Bewunderung, kokettierte ein bißchen mit der Gefahr, lächelte wieder und — —

Georg ſtand im Finſtern.

Ein Luftzug hatte die Kerzenflamme ausgelöſcht.

Georg zündete ſie nicht mehr an. Er zog ſich im Dunkeln aus. „Fräulein Kitty Steinbach?“ ſprach er klar und langſam vor ſich hin. „Fräulein — Kitty — Steinbach!“

Erleichtert und beruhigt legte er ſich ſchlafen.

(Fortſetzung folgt.)

Georg Kerſchenſteiner:

Die Volksſchule der Vereinigten Staaten von Amerika.

7. Lehrkräfte, ihre Ausbildung und Beſoldung.

Das war eine Schule, an welcher eine Frau die Leiterin war und an der nur weibliche Lehrkräfte wirkten. Ich habe bereits früher erwähnt, daß ich eine andere Schule, die ebenfalls unter weiblicher Leitung ſtand, eine Schule mit 3200 Kindern in 65 Klaſſen im hebräiſchen Viertel der Stadt Newyork, drei Tage nacheinander beſuchte, weil ich mich an dem Betrieb des Unterrichtes in der Mutterſprache und Geſchichte, und an dem freundlichen Geiſt, der das ganze Haus beherrſchte, nicht ſatt ſchauen konnte. Auch hier gab es nur weibliche Lehrkräfte für Knaben- wie für Mädchenklaſſen. Die weibliche Lehrkraft iſt überhaupt, wie ja allgemein bekannt iſt, in den Volksſchulen der Vereinigten Staaten die Regel. Das Wort „*teacher*“ (Lehrer) iſt hier weiblichen Geſchlechtes. Im Jahre 1907 gab es in den Vereinigten Staaten 480,000 Lehrer; darunter waren nur 100,000 Männer, das iſt wenig mehr als 20 Prozent.

Da iſt es natürlich nicht zu wundern, wenn im Juli 1910 die Jahres-

verſammlung der *National Education Association*, der Lehrervereinigung der Union, eine Frau zu ihrem Präſidenten wählte, allerdings eine Frau von hervorragender geiſtiger und moraliſcher Begabung, die bereits einen Lehrſtuhl an einer Hochſchule inne hatte, Miß Ella Flagg Young, die gleichzeitig ſeit drei Jahren mit einem Jahresgehalt von 40,000 Mark Schulrat von Chicago iſt. Die weiſen Rabbis Deutſchlands ſchütteln bedenklich das Haupt. Feminismus! Amerikaniſcher Feminismus! *Cavete!* Ich habe während meiner ganzen Reiſe dem Feminismus, ſo ſtark ich konnte, auf die Finger geſehen, in allen Schulklaſſen, auf der Straße, in der Geſellſchaft, in den Hotels, in der Familie. Ich habe nicht eine unerfreuliche Erſcheinung beobachten können, ſchon gar nicht in der Schule. Gerade in den Volksſchulen fand ich die Diſziplin ausgezeichnet, meiſt wahrhaft mütterlichen Verkehr mit den Kindern und eine rührende Anhänglichkeit und Hingabe an die Lehrerin. Eher iſt mir an den höheren Schulen der Mangel an Reſpekt aufgefallen, mit dem der Schüler dem Lehrer gegenübertritt; aber gerade hier nehmen die männlichen Lehrkräfte wegen der ſehr viel beſſeren Bezahlung weſentlich zu. Gewiß, ich bin von den Schulbehörden nicht zu den ſchlechteſten Schulen geleitet worden; aber ich habe auch aufs Geratewohl einige Schulen aufgeſucht und ſelbſt wenn mich auch hier der Zufall gerade an eine Muſteranſtalt geführt hätte, es waren doch über 50 Volksſchulklaſſen, in denen ich von einer Viertelſtunde bis zu zwei Stunden verweilte, und in manchen Schulhäuſern habe ich ganze Schultage verbracht.

Nichtsdeſtoweniger muß der Mangel an männlichen Lehrkräften als ein Fehler der Volksſchule in den Vereinigten Staaten angeſehen werden. Man mag die vier unteren Knabenklaſſen in der Hand weiblicher Lehrkräfte belaſſen; in die vier oberen Klaſſen gehört unbedingt der Mann. Denn der Mann verſteht das Weſen des Knaben im allgemeinen beſſer als das Weib. Auch muß der Knabe in vielen Fällen feſter, härter, unnachſichtiger angepackt werden, als dies im allgemeinen der Frau möglich iſt. Eine gewiſſe Verweichlichung in der Charaktererziehung, ein gewiſſer Mangel an jenem primitiven Autoritätsgefühl, das einſt die Grundlage der Ehrfurcht wird, mag wohl die Folge der Überfüllung der Volksſchule mit weiblichen Lehrkräften ſein. Dieſe Fehler treten natürlich bei kurzen Beſuchen, auch wenn ſie ſich über den ganzen Tag erſtrecken, nicht in die Erſcheinung. Daß ſie vorhanden ſind, und daß namentlich bisweilen ſtark über den Mangel an Ehrfurcht und Autoritätsgefühl geklagt wird, das konnte ich oft genug hören. Aber wie iſt dieſer Überfüllung mit weiblichen Lehrkräften und damit vielen angeblichen oder wirklichen Fehlern in der Erziehung der

öffentlichen Schulen abzuhelfen? Es gibt nur ein Mittel, das unbedingt sicher ist, die Steigerung der Gehälter für die Lehrer. Aber gerade das ist bei den enormen Ausgaben, welche heute schon die amerikanischen Städte für ihr öffentliches Schulwesen tragen und die bisweilen das Vierfache dessen übersteigen, was gleichgroße deutsche Städte für den gleichen Zweck aufwenden, das am schwersten durchzusetzende Mittel.

Ein Beispiel! St. Louis mit rund 680,000 Einwohnern hatte für seine 82,000 Schulkinder im Jahre 1909 rund 1400 Klaßlehrkräfte, ausschließlich weibliche. Der Gehalt der weiblichen Lehrkräfte in St. Louis beginnt im niedrigsten Falle mit 2240 Mark und steigt im Höchstfalle auf 4400 Mark. Die Gesamtausgaben für das öffentliche Schulwesen im Jahre 1909/10 betrugen 17 Millionen Mark, darunter 8 Millionen Mark für Gehälter. Um nur die Hälfte der Lehrstellen mit Männern zu besetzen, müßte die Stadt Lehrergehälter einsetzen etwa wie Chicago und Newyork, beginnend mit 6000 Mark und steigend auf 9600 Mark, das heißt sie müßte ihre Aufgaben für die Lehrergehälter allein um rund 5 Millionen Mark steigern, und das besagt wieder, daß sie für Lehrergehälter allein dreimal soviel auszugeben hätte, als das nur um ein Siebtel geringer bevölkerte München. Man sieht, welch' enorme Schwierigkeiten hier zu überwinden sind. Wenn aber diese Schwierigkeiten überwunden werden könnten, wäre nicht zu befürchten, daß alle anderen Organisationsaufgaben, deren Wichtigkeit gegenüber der Überflutung mit weiblichen Lehrkräften nur allzusehr in die Wagschale fällt, dann unter der Last der Ausgaben für Gehälter schwer leiden würden? Ich glaube nicht, daß im gegenwärtigen Zeitpunkt, wo dem begabten Manne in den Vereinigten Staaten in dem stark aufsteigenden Strom des wirtschaftlichen Lebens so viel lockende und lohnende Beschäftigungen winken, mit der Steigerung der Honorare für die Lehrstellen der Volksschulen viele gewonnen werden könnten im Interesse der Gesamtentwicklung der Volksschule; wenigstens nicht in den großen Städten des Ostens und Nordens. Die Stadt Newyork gab bei einer Bevölkerung von 5 Millionen Einwohnern im Jahre 1909/10 nicht weniger als 142 Millionen Mark für ihr gesamtes öffentliches Schulwesen aus, darunter 86 Millionen für die Gehälter der Schulverwaltungsbeamten, Lehrer und Schulhausmeister, und 30 Millionen für den Bau von Schulhäusern und für Grunderwerb. Der Tagesschüler kostet der Stadt heute rund 180 Mark (in München 112 Mark); dabei sind 80 Prozent aller Lehrkräfte an den Volksschulen Lehrerinnen. Es ist bei diesen Ausgaben nicht daran zu denken, daß der Staat die Zahl der Lehrstellen für männliche Lehrer vermehren wird, deren Gehalt fast doppelt so hoch ist,

als jener der Lehrerinnen. Ja, gegenwärtig kämpfen ſogar die männlichen Lehrkräfte dafür, daß ihre Gehälter nicht herabgeſetzt werden und der männliche Nachwuchs damit wieder verringert wird.

Anders dagegen liegen die Verhältniſſe auf dem Lande und beſonders in den ſüdlichen und ſüdweſtlichen Staaten, wo heute noch die Lohnverhältniſſe erbärmlich ſind. In den nordatlantiſchen Staaten iſt zurzeit der Durchſchnittsgehalt der männlichen Lehrer (Stadt- wie Landlehrer) im Monat 250 Mark, in den ſüdatlantiſchen 150 Mark, während im Staate Maſſachuſſetts allein, dem Staate, der in allen Fragen des öffentlichen Unterrichtes durchſchnittlich wohl am weiteſten fortgeſchritten iſt, der durchſchnittliche Monatsgehalt für männliche Lehrer 600 Mark, für weibliche Lehrer 240 Mark iſt. Berückſichtigt man die geringere Kaufkraft des Geldes in den Vereinigten Staaten gegenüber dem der europäiſchen Staaten, den Mangel an Penſionen (nur in einzelnen Staaten und Städten wird nach zwanzigjähriger Dienſtzeit Ruhegehalt bis zu 50 Prozent des Aktivitätsbezuges gewährt), die Einſtellung der Gehaltsauszahlung bei Krankheiten, die über ein halbes Jahr dauern, und gegebenenfalls den Verluſt der Stellung überhaupt bei hartnäckigen Krankheiten, ſo begreift man, daß die Anziehungskraft des Lehrerberufes an Volksſchulen keine ſtarke ſein kann in einem Staate, deſſen ſonſtige wirtſchaftlichen Verhältniſſe einem begabten Manne heute noch weit beſſere Lebensſtellungen ſichern.

Dazu kommt ein weiteres Moment. Die höheren Stellen im Lehramt, die Stellen der Schulverwaltungsbeamten, der Rektoren von Volks- und höheren Schulen überhaupt, ſind unverhältnismäßig beſſer bezahlt, mit höheren Gehältern ſogar als die durchſchnittlichen Profeſſorengehälter an den Staatsuniverſitäten, und bei der Art des Bildungsweges für den Lehrberuf iſt es jedem tüchtigen Lehrer möglich, auch in die höchſtbezahlten Stellungen vorzurücken beziehungsweiſe dem Volksſchullehrerſtande auszuweichen, ohne den Beruf des Lehrers ganz aufzugeben. Schon die Gehälter der Volksſchulrektoren variieren zwiſchen 9000 Mark Anfangsgehalt und 14,000 Mark Schlußgehalt, die Gehälter der Rektoren der höheren Schulen zwiſchen 12,000 Mark und 16,000 Mark, die Gehälter der Seminardirektoren zwiſchen 16,000 und 20,000 Mark, die Gehälter der Schulräte zwiſchen 24,000 und 40,000 Mark, immer natürlich unter Berückſichtigung der Verhältniſſe der großen Städte. Beſonders auffällig für uns Deutſche ſind die hohen Gehälter der Seminardirektoren. Dieſe werden aber ſofort verſtändlich, wenn man weiß, daß an dieſe Stellen nur die tüchtigſten Lehrer in den großen Städten rücken, vielfach ſolche, die bereits mehrere Jahre Profeſſoren für Erziehungswiſſenſchaft an anerkannten Univerſitäten waren. Ich habe vier ſolcher Lehrer-

bildungsstätten besucht; ihre Rektoren waren führende Geister auf dem Gebiete des amerikanischen Erziehungswesens.

Die besten der amerikanischen Lehrerbildungsanstalten, *Teachers' Colleges*, sind überhaupt integrierende Bestandteile der Universitäten, so das berühmte *Teachers' College* an der Columbia-Universität in Newyork unter der Leitung des Professors James E. Russell, die *School of Education* unter Professor Judd an der Universität Chicago, eine glänzende Stiftung Rockefellers, oder die Abteilung für Erziehung an der alten Harvard-Universität in Boston unter der Leitung von Professor Hanus. Aber auch außerhalb der eigentlichen Universitäten habe ich trefflich geführte und reich eingerichtete Lehrerbildungsanstalten gefunden, wie das *Teachers' College* in St. Louis und die *Normal school* in Chicago. Ich werde diesen Einrichtungen, die ich alle persönlich kennen gelernt habe, noch eine besondere Betrachtung widmen. Hier sei nur so viel bemerkt, daß alle diese Einrichtungen jedem offen stehen, der sich dem Lehrberuf an irgend einer Schule, vom Kindergarten angefangen bis zur Universität, widmet. Eine künstliche Trennung der Ausbildungsstätten für die verschiedenen Gruppen des Lehrberufes besteht nicht, wenigstens nicht im Prinzip. Für alle ist zunächst die gleiche Vorbildung von acht Jahren Volksschule und vier Jahren Mittelschule *(high school)* notwendig und hinreichend. Nach dem Absolutorium der *high school*, welche zugleich die Vorbereitungsanstalt für alle übrigen gelehrten Berufe ist, treten die angehenden Lehrer in ein *teachers college* oder eine *normal school* ein, die Kindergärtnerin, der Volksschullehrer, der Gymnasiallehrer. Volksschullehrer und Kindergärtnerinnen können dann nach zwei Jahren ihr Diplom erhalten. Sie sind dann etwa 20 bis 21 Jahre alt. Wer weiter studieren will und kann, wer höhere Grade erreichen will, wendet sich dann in die obere Abteilung des Colleges, erwirbt sich den Grad des *Bachelaureats (B. A.)*, geht an ein Erziehungsdepartement der eigentlichen Universitäten, etwa nach Harvard, erwirbt sich den Grad des *Master of Arts (M. A.)* und so weiter. Wie in allen Einrichtungen für die Vorbereitung auf irgend einen wissenschaftlichen Beruf, kennt und liebt der Bürger der Vereinigten Staaten Sackgassen, *blind alleys*, nicht, nicht einmal der Arbeiter. Ich sah in den Maschinenfabriken und Fabriken für elektrotechnische Einrichtungen nicht wenige Lehrlinge, richtig handarbeitende Lehrlinge mit zwei-, drei- und vierjähriger Lehrzeit, welche die *high school*, etwa unserer guten deutschen sechsklassigen Realschule entsprechend, absolviert hatten. Besitzt der Lehrling Geld, Zeit und Kraft, so geht er vielleicht später auf ein College, um Ingenieur zu werden; besitzt er diese Güter nicht, so wird er Arbeiter, Vorarbeiter, Superintendent — oder auch Fabrikleiter, je nachdem das

Glück ihm günſtig iſt und ſeine geiſtigen und moraliſchen Fähigkeiten ausreichen. Die beliebten *"manual training high schools"*, welche bis zur Hälfte der geſamten Unterrichtszeit der Erziehung durch praktiſche Arbeit widmen, und die uns Deutſchen mit unſerer uralten Vorliebe für Buchwiſſen und unſerer Vorliebe für ſogenannte „allgemeine Bildung" noch ſo „utilitariſch" verdächtig vorkommen, helfen weſentlich dazu, daß der begabten Jugend durch ihre Mittelſchulbildung die Luſt an manueller Arbeit nicht ſo radikal ausgetrieben wird, wie bei uns.

8. Zuſammenfaſſung und Schlußbetrachtung.

Überblicke ich das wechſelvolle Bild der Volksſchule in den großen Städten der Vereinigten Staaten, die ich auf Grund meiner perſönlichen Erfahrungen zu ſchildern verſucht habe, ſo ſcheint mir ein Zug außer allem Zweifel zu ſtehen, ein gewaltiges Vorwärtsſchreiten in der Richtung zum Guten und Beſten, unter der ſtarken Intitiative und Leitung von ſachverſtändigen, ſehr energiſchen Schulräten, unter der lebhaften Teilnahme der geſamten Bürgerſchaft, in ganz wenigen Staaten nur unter der beſtimmenden Mitwirkung der Staatsregierung. Das nicht techniſche Element von Theologen und Juriſten iſt in der Schulleitung bis oben hinauf ausgeſchaltet; es iſt genau ebenſo ausgeſchaltet wie in England, Schweden, Norwegen und Dänemark. Eine ſolche Überantwortung des Schulweſens an die Bürgerſchaft ſetzt allerdings eine gewiſſe Höhe der Bildungsſtufe des Volkes und ſeiner ſittlichen Integrität voraus. Da dieſe Höhe in verſchiedenen Städten der Vereinigten Staaten noch recht zu wünſchen übrig läßt, ſo ſtoßen wir auch neben den glänzenden Beiſpielen von St. Louis, Cincinnati, Boſton, Newyork auf ſo abſtoßende Verhältniſſe wie in Pittsburgh, Verhältniſſe, die umgekehrt wieder in Deutſchland völlig unmöglich wären. Aber die ſchlimmen Beiſpiele, wie viele ſie auch heute noch ſein mögen, werden von Jahr zu Jahr weniger. Welche Seiten des Volksſchulweſens man in den letzten zwanzig Jahren auch verfolgen mag, die Statiſtik zeigt nur ſtark anſteigende Kurven beſtändiger Beſſerung.

Was freilich die Statiſtik nicht regiſtrieren kann, das ſind die tatſächlichen Erziehungs- und Unterrichtsergebniſſe. Auch eine Studienreiſe, wie die meine, kann bei aller Erfahrung, aller Sorgfalt und Menge der Beobachtungen nur Einzeltatſachen verzeichnen, niemals ein Geſamtergebnis. Hier gibt es nur einen Weg, zu einem Bild zu gelangen, den ernſten Verhandlungen der großen Lehrervereinigungen aufmerkſam zu folgen, alle Für und Wider von Männern in verantwortlicher Stellung hinzunehmen und dann ſeine eigenen Beobachtungen mit in die

Wagschale zu werfen. Ich habe daher schon vor meiner Abreise mit gespannter Aufmerksamkeit die Verhandlungen der letzten Jahresverversammlung der *National Education Association* zu Boston im Juli 1910 verfolgt, die von mehr als 20,000 Lehrern der Union besucht war. Auch die sehr umfangreichen Jahresberichte, die jede große Stadt über ihr Schulwesen herausgibt, enthalten wertvolles Material für die Beurteilung der Wirksamkeit der öffentlichen Schulen, wenigstens für den, der diese Berichte aus langjähriger eigener Erfahrung zu lesen weiß. Diese Berichte unterscheiden sich höchst vorteilhaft von den wenigen, armseligen, auf Zeitungspapier in unhandlichem Format gedruckten Bogen, welche so viele deutsche Stadtverwaltungen dem Jahresergebnis ihres Volksschulwesens widmen. Ich habe gar keinen Zweifel, daß sie, die oft eine Fundgrube ausgezeichneter pädagogischer Bemerkungen bilden und von dem hohen Bildungsstand so mancher amerikanischen Schulverwaltungsbeamten ein beredtes Zeugnis ablegen, nicht wenig zu dem rapiden Aufsteigen des amerikanischen Schulwesens beigetragen haben, ebenso wie der alljährliche Bericht des *Commissioner of Education* in Washington, der in zwei dicken Bänden à 2000 Seiten allen Behörden zur Verfügung gestellt wird, die ein Interesse an Erziehung nehmen.

Die drei großen Tendenzen der amerikanischen öffentlichen Schule, die Präsident Joyner zu Boston seinen Kollegen vor Augen hält, habe ich bei meinem Studium aufmerksam verfolgt und sie samt ihren Ergebnissen nur bestätigen können: 1. der Zug nach altruistischer Bildung auf der Grundlage sozialer Bildung, 2. der Zug nach allgemeiner Bildung auf Grundlage der Berufsbildung, 3. eine im Gegensatz zu den beiden anderen unerfreuliche Erscheinung, der Zug nach Verweichlichung. Von dem ersten Zug hat unser deutsches Schulwesen heute noch keine Ahnung; die Bedeutung des zweiten Zuges, den ich seit zwölf Jahren mit allem Eifer vertrete und von dem ich gezeigt habe, daß er der Grundanschauung Goethes über Erziehung entspricht, beginnt in Deutschland allmählich aufzudämmern, natürlich nicht ohne die allerheftigsten Kämpfe gegen ihn; von dem dritten Zuge dagegen, dem ungünstigen, haben auch wir uns zu hüten, obwohl im großen und ganzen unser deutsches Schulsystem Gott sei Dank noch weit mehr auf stramme Arbeit und Erfüllung unbehaglicher Pflichten gerichtet ist, als die amerikanischen. Aber die Amerikaner haben nicht unsere Weisheit nötig, sie auf diesen großen Fehler ihrer Schulen aufmerksam zu machen. „Verzeihen Sie," sagte Joyner unter dem Beifall von Tausenden, „wenn ich es als einen viel zu allgemeinen Fehler von vielen unserer besten amerikanischen Schulen bezeichne, daß wir den Weg zu leicht machen für unsere Kinder, daß wir

ſie zu beſtändig in der Richtung des kleinſten Widerſtandes führen, daß wir ihnen vielzuſehr helfen, vielzuviel erklären, ſelbſt vielzuviel arbeiten, um ihnen die Arbeit zu erſparen. Müſſen wir nicht von ſolchen Butterbrot-mit-Honig-Methoden fürchten, die Kinder geiſtig zu verderben, ihre Seele ſchlaff *(flabby)* zu machen, ihren Willen zu ſchwächen, ihren Charakter zu verwäſſern, ihre Fähigkeit zu denken zu verkrüppeln und ſie nichts Gutes tun zu lehren, außer das, was ihnen gefällt. Sollten die Kinder nicht erzogen oder gelehrt werden, alles und jedes Gute zu tun, was ihre Pflicht iſt und auch da Intereſſe zu finden und die echte Arbeitsfreude, wo ihnen zunächſt unerfreuliche Aufgaben gegenüberſtehen? Das Kind ſollte lernen in ſeiner kleinen Schulwelt, die ſein Leben iſt um dieſe Zeit, Schwierigkeiten tapfer gegenüberzutreten, mutig ſie anzugreifen, ſich auf ſich ſelbſt zu ſtützen im Kampfe mit ihnen und dadurch Kraft, Mut und Vertrauen zu erwerben, andere und größere Schwierigkeiten zu überwinden. So erſt ſchreitend von Schwäche zur Kraft wird das Kind befähigt werden für den größeren Kampf und den größeren Sieg in der größeren Welt. Sollen wir moderne Lehrer mit all unſerer vielgerühmten modernen Pädagogik nicht noch einzelne recht wertvolle Lektionen von dem altmodiſchen Schulmeiſter lernen, der, wenn er ſelbſt nichts lehrte, was irgendwie der Rede wert war, dennoch ſeinen Kindern Fleiß, Pflichtbewußtſein, Gehorſam und Selbſtvertrauen einflößte und ſie lehrte, ſich nicht zu drücken von harter Arbeit, und Schweiß und Mühe zu tragen, wo Meiſterſchaft Schweiß und Mühe erfordert? Es gibt keine Meiſterſchaft ohne Plage, keine Kraft ohne Kampf."

Man ſieht, die Amerikaner wiſſen genau, wo ſie der Schuh drückt, und ſie werden dieſer unheimlichen Tendenz ihres Schulweſens genau ebenſo Herr werden, wie ſie noch viel ſchlimmere Feinde im Laufe der letzten zwanzig Jahre haben überwinden lernen. Der amerikaniſche Knabe und das amerikaniſche Mädchen werden dann auch mit der Ehrfurcht vor der ernſten Arbeit die Ehrfurcht vor jenen lernen, die ſie in der Schule und im Leben draußen die ernſte Arbeit in Wort und Beiſpiel lehren, eine Eigenſchaft, welche die heutigen Erziehungsmethoden in den Vereinigten Staaten auch noch zu wenig ins Auge faſſen. Alle die Klagen, wie ſie durch die amerikaniſchen Zeitungen und übereilige Beobachter zu uns nach Deutſchland dringen, ſind recht vorſichtig aufzunehmen. Wenn Hunderte von Zeitungen heute noch Tag für Tag Dutzende von Inſeraten bringen, worin ſich Wahrſagerinnen, Kartenleger, Gedankenleſer, Palmiſten (Schickſalsverkünder aus den Linien der Handfläche), Hellſeher, Heilmedien dem Publikum empfehlen, wie es in Deutſchland, wenigſtens in ſolcher Maſſenhaftigkeit, völlig unmöglich iſt, ſo zeigt das

zwar, daß noch sehr viele geistig Beschränkte im Volke wie beim *well-to-do people* vorhanden sind. Wenn da und dort eine amerikanische Zeitung einen großen Lärm schlägt über die Sittenverderbnis der *High schools* wegen des Vorhandenseins der *Coeducation*, so mag das eine sporadische Lokalerscheinung sein, aber ein allgemeines Übel ist es sicher nicht. Denn bei der beispiellosen Verbreitung der Gemeinschaftlichkeit aller Schulen für beide Geschlechter und bei der beständigen Diskussion und Kritik der Schulzustände in allen Zeitungen und Kongressen, bei der ungeheuren Anteilnahme der Bevölkerung an allen Schulfragen und der Freiheit aller Verhandlungen, ginge längst ein flammender Protest durch die ganze Neue Welt, wenn nicht die ganze *Coeducation* in den Vereinigten Staaten weit mehr Segen stiften würde, als daß sie Nachteile hat. Ich habe auch dieser Frage meine volle Aufmerksamkeit zugewendet und von Eingewanderten wie Eingeborenen, von optimistischen Engländern wie von recht pessimistischen Deutschen, die die Verhältnisse ihres eigenen Vaterlandes kennen, nur das übereinstimmende Urteil gehört, daß die sexuelle Sittlichkeit unter den männlichen Schülern der *High schools* und *Colleges* nicht unwesentlich größer ist, als bei uns in Deutschland.

Auch dem angeblichen Verfall der Religiosität habe ich mein Augenmerk zugewendet. Ich habe in St. Louis den Neubau einer wundervollen katholischen Kathedrale angestaunt, dessen Kosten von 10 Millionen Mark aus freiwilligen Gaben der Gläubigen flossen, in einem Lande, wo Staat und Kirche vollständig getrennt sind. Ich wohnte dem katholischen Gottesdienst bei und sah Tausende von Arbeitern und kleinen Bürgern den Priester voller Andacht umstehen, der über die Verantwortlichkeit der Eltern für die Seele ihrer Kinder sprach.

Ich habe in Chicago im Auditorium der großen Opera, wo ich fünf Tage vorher einer Aufführung der „Louise" von Charpentier beiwohnte, eine Predigt der freien *Central Church* gehört, die der berühmte Prediger Chicagos Frank W. Gunsaulus vor 4000 Andächtigen der reichsten Welt über das Evangelium vom verlorenen Sohn hielt. Es war eine Andacht, wie ich sie nie in diesen Kreisen für möglich gehalten hatte und wie ich sie nicht oft in unseren Kirchen gesehen habe. Der Sammelbeutel, der von Hunderten von Dienern in den Logen und Parkettsitzen nach Schluß des Gottesdienstes herumgereicht wurde zur Steuerung des Erziehungselendes armer Kinder, war innerhalb einer Viertelstunde mit rund 8000 Mark gefüllt. Es war ein Gottesdienst für Menschen, die sich ihren eigenen Gottesglauben gebaut hatten und die das lebhafte Bedürfnis nach innerer Erbauung in dieses seltsame Gotteshaus führte, das

dem Dienste der Musen erbaut war. Es waren nicht Freidenker oder Freireligiöse. Auf dem Programm des Gottesdienstes stand das Glaubensbekenntnis: „Wir glauben an den göttlichen Charakter und an die Sendung Christi, daß er ist der Heiland, dessen die Menschheit in ihrer Unwissenheit und Sünde bedarf, daß alle ohne Ausnahme, die ihn als ihren Weg, ihre Wahrheit und ihr Leben nehmen, das Recht haben, sich Christen zu nennen und auf Christus zu hoffen." Ich habe in Newyork dem Gottesdienst einer *English High Church* angewohnt und die tiefe Andacht bewundert, mit welcher die Kirchenbesucher den gottesdienstlichen Handlungen folgten. Ich habe in Familien, Volksschulen, *high schools* und Universitäten mein Augenmerk auf die religiöse Seite des Lebens gerichtet und mehr gefunden, als ich an vielen Orten in Deutschland zu beobachten Gelegenheit habe. Und all das in einem Lande, in welchem die Kirche vom Staate völlig getrennt ist und kein Geistlicher die Schule zu Zwecken des Religionsunterrichtes betritt. So habe ich aufs neue die Überzeugung gewonnen, daß die wahre Religiosität niemals eine Frucht des Zwanges ist, sondern eine Frucht der Freiheit.

Und eine Frucht der Freiheit ist auch die Entwicklung des gesamten amerikanischen Schulwesens. Alles ist Fluß und ist Bewegung. Alles ist Versuch und Forschung, Befruchtung und Beobachtung, Unruhe und Kampf. Daher die tiefen Schatten neben dem glänzendsten Licht. Alles aber ist getragen von einem Glauben und einer Hoffnung, die uns deutschen Nörglern manchmal rätselhaft erscheint. Alles ist durchglüht von einem patriotischen Gemeinsinn, den wir uns recht wohl zum Muster nehmen können. Und so bin ich der Überzeugung, daß, wie unvollkommen und unausgegoren auch noch vieles in diesem Lande der ungeheueren Kontraste auf dem Gebiete des Schulwesens sein mag, doch der Tag kommen wird, wo wir ebenso zum Studium des Schulwesens in diesem „Lande der Zukunft" wallfahren werden, wie heute die Amerikaner unser Vaterland beinahe schwarmartig überströmen, um den Honig in ihre Zellen heimzutragen zum besten ihrer Nation, auf die sie alle ihren Stolz und ihre Hoffnung setzen.

Die Krankheit des Magus im Norden.

Von Wilhelm Ebstein in Göttingen.

Von Herrn Kollegen Titius wurde ich auf die Berichte hingewiesen, welche Hamann in seinen Werken und Briefen[1]) über seine Krank-

[1]) Roth, Hamanns Schriften Bd. I—VIII. Berlin 1821—1843, sowie auch die später erschienenen Werke von Gildemeister, Johann Georg Hamanns Leben

keitszustände erstattet hat. Herr Amtsrichter Artur Warda in Königsberg i. Pr. hatte die Güte, mir eine Reihe wertvoller Materialien in dieser Beziehung zu liefern.

Ob es nun für die Literaturgeschichte erwünscht ist, diesen Zuständen nachzugehen, darüber spricht sich Vilmar, wie sich aus folgender Äußerung ergibt, durchaus eindeutig aus. Er sagt:[2]) „Freilich ist es leicht, an Hamanns Schriften und noch leichter an seinem Leben zahlreiche Mängel und unangenehme Blößen zu entdecken, es erweist sich aber auch in diesem Fall wieder, daß die Geschichte unserer neueren Poesie durch das Eingehen auf die biographischen Momente der Dichter, auf ihren literarischen Verkehr und überhaupt ihre persönliche Stellung zur Welt, wodurch sie mehr eine Dichtergeschichte als eine Dichtungsgeschichte wird, ebensoviel und noch größere Nachteile erfährt, als durch die Nichtachtung und das Vergessen der Persönlichkeiten." Ob Vilmar darin recht hat, mögen die, welche in dieser Frage kompetenter sind, als ich es bin, entscheiden. Darüber kann indes kaum ein Zweifel bestehen, daß es nicht nur den Anforderungen der Humanität, sondern auch der Gerechtigkeit entspricht, bei der Beurteilung der Schriftsteller und Dichter die körperlichen Qualitäten, insbesondere ihre Gesundheitsverhältnisse, gebührend zu berücksichtigen. Dadurch werden freilich die Mängel der Leistungen nicht verringert, aber sie erscheinen in einem milderen Lichte und werden entschuldbarer. Dies dürfte auch von Hamanns Schriften und noch mehr von den seiner Persönlichkeit anhaftenden „zahlreichen Mängeln und unangenehmen Blößen", von denen nicht nur Vilmar sondern alle seine Biographen sprechen, gelten. Zu untersuchen, inwieweit eine Entlastung Hamanns auf diese Weise möglich ist, ist der Zweck der nachfolgenden Mitteilungen.

Es liegt nicht in meiner Absicht, hier eine ausführliche Lebensgeschichte Hamanns zu liefern. In dieser Beziehung wird, abgesehen von den angeführten Quellen, auf das Schriftchen von Karl Caroacchi[3]) verwiesen, welches freilich über die sanitären Verhältnisse Hamanns keine verwertbaren Materialien liefert. Die Lebensbeschreibung Hamanns in der allgemeinen Deutschen Biographie von Delff[4]) lehnt sich an Gildemeister an[5]). Es soll hier auf die Biographie Hamanns nur insoweit Rücksicht genommen werden, als es die Darstellung seiner Krankheitszustände erfordert.

---

und Schriften, 6 Bände. Gotha 1857—1864 und von Petri, Hamanns Schriften und Briefe, 4 Bände, Hannover 1872—1874. — [2]) A. F. C. Vilmar, Literaturgeschichte, 23. Auflage, Seite 386, Marburg und Leipzig 1890. — [3]) Karl Caroacchi. Biogr. Erinnerungen an Johann Georg Hamann usw. Münster 1855. — [4]) Bd. 16, Leipzig 1879, S. 456. (Irrtümlich wird hier Königsberg i. Pr. nicht nur als Geburts-, sondern auch Sterbeort angegeben. Hamann ist in Münster gestorben.) [5]) Vergleiche auch Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der Deutschen

Hamann wurde geboren den 27. Auguſt 1730 und ſtarb am 21. Juni 1788. Er hat ſomit nur ein Alter von 58 Jahren erreicht. Der Vater Hamanns, bekannt unter dem Namen des „altſtädtiſchen Baders", ſeines liebſten Titels, war ein bei reich und arm allbeliebter Wundarzt. Er ſtarb, nachdem er ſchon zwei Jahre vorher einen Schlagfluß erlitten hatte, bei einer Wiederholung desſelben im Jahre 1766. Bei dieſer Gelegenheit mag gleich bemerkt werden, daß in Hammans Familie eine gewiſſe Dispoſition zu Apoplexien des Gehirns beſtanden zu haben ſcheint. Wie ſein Vater wurde Hamann ſelbſt am 7. Dezember 1785 von einer ſolchen befallen (vgl. Gildemeiſter a. a. O., Band 5, Seite 159 ff.). Dabei erlitt er unterwegs eine Lähmung des Arms, hatte Sprachſtörungen und, in ſeinem Hauſe angekommen, fanden ſeine Angehörigen ſeinen Mund ganz nach der Seite „verzuckt." „Ich hatte", ſchreibt Hamann, „zum Glück meine Doſis Ipecacuahna zu Hauſe, nehme die Hälfte und weil dieſe nicht geſchwind genug wirken wollte, die andere hinterher." Alle apoplektiſchen Symptome ſind offenbar, ohne weitere Folgen zu hinterlaſſen, raſch vorübergegangen. Auch G. H. Hamanns Sohn, Johann Michael Hamann, Direktor des Altſtädtiſchen Gymnaſiums in Königsberg i. Pr., geboren am 17. September 1769, hat am 11. Dezember 1813 einen Schlaganfall erlitten, dem er bereits tags darauf erlegen iſt[1]), nachdem er kurz vorher einen leichten apoplektiſchen Inſult glücklich überſtanden hatte.

Die Mutter Hamanns war infolge einer auszehrenden Krankheit bereits zehn Jahre früher dem Vater im Tode vorausgegangen. Die äußeren Lebensverhältniſſe des Hamannſchen Elternpaares waren übrigens keineswegs ungünſtige, es war ſogar in der Lage, ein gaſtliches Haus zu machen. Ein jüngerer Bruder Hamanns, auf den große Hoffnungen geſetzt worden waren, mußte ſchon 18 Jahre vor ſeinem Tode ſeinen Beruf als Schulmann aufgeben. Er verfiel der Melancholie, wurde ſchließlich blödſinnig, ſo daß er unter des älteren Bruders Vormundſchaft geſtellt wurde. Dieſer jüngere Bruder ſtarb bereits im Jahre 1778, alſo zehn Jahre vor ihm.

Über Johann Georg Hamanns Geſundheitszuſtand in ſeiner früheſten Jugend iſt nichts bekannt. In der Schule wurde der Knabe infolge von

---

Dichtung uſw., 2. Aufl., 4. Bd., 1. Abt., S. 266 ff. Dresden 1891; ferner Metzger, Einige Lebensumſtände des verſtorbenen kgl. preuß. Packhofverwalters Johann Georg Hamann, Journal von und für Deutſchland, 5. Jahrg., 1788. II. S. 510, ſowie Heinrich Weber (München), Neue Briefe von Joh. Georg Hamann, Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", München 1904, S. 585, Nr. 298.

[1]) Ludwig von Baczko, Denkſchrift auf Johann Michael Hamann, Direktor des Altſtädtiſchen Gymnaſiums in Königsberg i. Pr., in Johann Michael Hamann's Kleine Schulſchriften, geſammelt von L. von Baczko. Königsberg 1814, S. 342 u. 343.

Ansteckung von einem Kopfausschlage befallen, der den Verlust seines gesamten Kopfhaares bedingte, soweit der Hutrand den Kopf bedeckte. Dasselbe hat sich nachher nie wieder ersetzt (vgl. Gildemeister a. a. O. I. S. 10). Deshalb trug er am Tage eine Perücke, während er nachts sein kahles Haupt mit einem Tuche umwickelte.[1]) Hamann trug später eine anders geformte Perücke und schreibt darüber an J. F. Reichardt (Königsberg, den 31. Oktober 1784), daß er sich eine „runde Rektorperücke" zugelegt hat. Mit dieser Perücke zeigt ihn das Bild in der Rothschen Ausgabe, das nach Wardas Vermutung von Sennewald herrührt. Ein anderweitiges Bild Hamanns, die Photographie des bei Lavater befindlichen Bildes in verkleinertem Maßstabe hat Gildemeister im 3. Band seines

[1]) Hamanns Bild mit Perücke findet sich in dessen Schriften, 8. Teil, 2. Abt., Berlin 1843, desgleichen in Heinrich Kurz, Geschichte der deutschen Literatur, Bd. 3, S. 730, 4. Aufl., Leipzig 1865. Hamanns Bild mit Kopftuch und im Negligé, Radierung von J. H. Lips, findet sich auf Blatt 2 des allgemeinen historischen Porträtwerkes, Zeitalter der französischen Revolution, München 1896, ferner bei Gildemeister a. a. O., Bd. 3, (Gotha 1857), sowie bei Petri, a. a. O., 1. Teil, 2. Ausg. (Hannover 1878); hier findet sich auf S. 421 ein Nachtrag der Erläuterung des Titelbildes. Über den Ursprung des Bildes mit dem Kopftuch berichtet Hamann in einem Briefe an Moser (vgl. Gildemeister a. a. O., Bd. 1, S. 420). In Mosers Hände ist dies Porträt später gelangt. Hamann hat es, von Moser dazu ermächtigt, für diesen für zwei Friedrichsd'or von dem Buchhändler Kanter erworben. Gegenwärtig befindet sich dies Hamann-Porträt in dem Besitz von Frau Geheimrat Käthe Merkel geb. Dallmann, einer Enkelin des Herausgebers von Hamanns Schriften, Roth. In seinen Besitz war es nach Jacobis Tode gelangt, welcher es nach Mosers Tode besessen hatte. Durch Frau Geheimrat Merkel erhielt ich die vorstehenden Notizen und Kenntnis von diesem Hamann-Porträt. Dieses Bild ist auch von Lavater in seinen physiognomischen Fragmenten (2. Versuch, Leipzig und Winterthur 1776, S. 285) nach dem Stich von Lips reproduziert und erläutert worden, vergl. Arthur Warda „Ein rasendes und blutiges Billet" von Johann Georg Hamann an Immanuel Kant, im 13. Bande des Euphorion (1906, S. 493). Dieser Artikel gibt ein vortreffliches Bild von Hamanns Eigenart. In dem in Marburg 1909 erschienenen Deutschen Literatur-Atlas von Gustav Könneke findet sich auf S. 78 eine nach einem Ölgemälde im Königsberger Stadtmuseum hergestellte Zeichnung, die Johann Georg Hamann, der nur 58 Jahre alt wurde, nach Könnekes irrtümlicher Angabe etwa in seinem 60. Lebensjahre darstellt. Er trägt hier einen niedrigen Hut, dessen Rand an der Vorderfläche rechts und links aufgeschlagen ist. Nach Wardas Mitteilung ist das Bild spätestens 1785 und zwar vielleicht von Frl. Podblelski gemalt. (Vergl. den Aufsatz von Arthur Warda. Zwei Briefe von J. G. Hamanns Tochter Elisabeth und ein Brief seiner Tochter Magdalena Katharina. Altpreußische Monatshefte, Bd. 43, Königsberg 1906, S. 238 und 241, Anm.)

Werkes gegeben und ſagt in der Vorbemerkung zu dieſem Bande Seite V über dieſe Kopie, der die Notiz: „in ſeinem 55. Lebensjahre" beigefügt iſt, daß die Kopie durch die Verkleinerung bedeutend an Ausdruck verloren habe und auch ſonſt in mannigfacher Beziehung das Original nicht vollſtändig erſetzt. Caroacchi gibt an, daß im Anſchluß an den Kopfausſchlag eine Schwachheit des Kopfes und Schwindel bei Hamann ſich einſtellten, die ſich erſt in ſpäterer Zeit wieder verloren hätten. Daß „Kopfausſchläge" derartige Krankheitszuſtände zur Folge haben, kann als begründet nicht wohl angeſehen werden. Mit 16 Jahren wurde Hamann Student. Ein Fehler ſeiner Sprache, die er ſelbſt als eine „widerlich ſtotternde" bezeichnet, und ſein „ſchwaches Gedächtnis" hinderten ihn, ſeinem Wunſche entſprechend, Geiſtlicher zu werden. Im Alter von 25 Jahren (1755) hat Hamanns Geſundheit, wie er annimmt, durch anhaltende und angeſtrengte Studien, durch ungeordneten Fleiß in Nebendingen, ſowie durch die Schularbeit als Hauslehrer und vielen Ärger und Verdruß, die ihm ſeine Stellung als Erzieher zuzogen, und durch den Tumult von Affekten, in dem ſein Gemüt wie ein Nachen auf einer ſtürmiſchen See beſtändig hin und her geworfen ward, ſehr gelitten, und es hatte ſich bei ihm ein Unwohlſein entwickelt. Es ſtellte ſich eine melancholiſche Gemütsſtimmung bei ihm ein, die aber verſchwand, als er in eine ihn befriedigende Stellung kam. Er hatte das Glück, eine Kur mit Pyrmonter Brunnen mit der Berensſchen Familie zu gebrauchen[1]). Seit dem Jahre 1758 hat ſich bei ihm eine auch in der Zukunft nie erlöſchende Neigung zur Religioſität geltend gemacht. Er hat ſodann bis 1763 im Hauſe ſeines Vaters ſeinen größtenteils angeſtrengt fleißigen Studien gelebt. Von da an beginnt für ihn eine neue Periode ſeines Lebens. Als ihn die Not der Armut zur Enthaltſamkeit zwang, wurde ſeine durch zeitweiſe Völlerei angegriffene Geſundheit wieder hergeſtellt. Er hatte nämlich gegen 1757, verführt durch ſchlechten Umgang, ein unregelmäßiges Leben geführt. Hamann hat ſich mit ſeines Vaters langjähriger Pflegerin zu einer Gewiſſensehe verbunden[2]), in der er, ohne ſich trauen zu laſſen, dauernd verblieb. Sie war ein einfaches, völlig ungebildetes Bauernmädchen, das auch weder leſen noch ſchreiben konnte. Dieſe Verbindung war eine durchaus glückliche, ihr entſproſſen vier geſunde und friſche Kinder. In Hamanns Hauſe herrſchten ärmliche Verhältniſſe, welche etwas gebeſſert wurden, als er 1776 am Packhof in Königsberg eine freilich dürftig dotierte Verwalterſtelle durch des Berliner Kapellmeiſters Reichardt Vermittlung erhielt, nachdem er ebenſo viele Jahre „Überſetzer und Kopiſt" geweſen war.[3])

[1]) Hamann, Gedanken über meinen Lebenslauf, ſiehe bei Roth a. a. O. I., S. 184. — [2]) Vergl. Heinrich Weber. Neue Briefe von Johann Georg Hamann a. a. O., S. 586. 3. Brief. — [3]) Vergl. Heinrich Weber, ebenda S. 587. 4. Brief.

Was nun die Krankheitszuſtände anlangt, unter denen Hamann zu leiden hatte, ſo geht aus den vorſtehenden Mitteilungen bereits ſoviel hervor, daß er ſchon in jungen Jahren zeitweilig an melancholiſchen Stimmungen zu leiden hatte und daß er gleichfalls als Jüngling ſeine Geſundheit durch zeitweiſe Unmäßigkeit geſchädigt hat. Beides waren nach ſeinen Angaben zur Heilung kommende Zuſtände. Geronus klagt Hamann der Genußſucht im Eſſen und Trinken an. Indeſſen dürfte dies in dieſer Weiſe nicht gerechtfertigt ſein. Jedenfalls liegen durchaus keine Anhaltspunkte vor, Hamann der Trunkſucht und des Alkoholmißbrauchs zu beſchuldigen. Dagegen war Hamann nach ſeinen eigenen Angaben ein Vieleſſer. Er ſelbſt nennt ſeinen Appetit, auch wenn ſein Befinden aus ſpäter zu erörternden Gründen in anderer Beziehung viel zu wünſchen ließ, einen „grimmigen, unbändigen“. Auch bei „verdorbenem“ Magen war der Appetit ein unverändert guter. Hamann beklagt ſich, daß er ſeinen gewaltigen Appetit nicht beſchränken könne. Erſt ganz gegen das Ende ſeines Lebens ſcheint darin ein Wandel eingetreten zu ſein. Noch am 11. Februar 1785 ſchreibt er aus Königsberg an den Kriegsrat Scheffner: „Wenn das Faſten nur nicht zu ſauer würde, würde ich dasſelbe der Ipecacuanha vorziehen.“ Ipecacuanha ſcheint ein Lieblingsmittel Hamanns geweſen zu ſein. Auch während er hunderteinmal Klyſmen gebrauchte, behielt Hamann den grimmigen Appetit, den er nicht einzuſchränken vermochte. Als die Quelle aller ſeiner Leiden aber ſieht Hamann den Darm[1]) an, und deshalb gebrauchte er, nachdem er mit der Methode Joh. Kämpfs ſich bekannt gemacht hatte,

[1]) Hamann ſtützte ſich dabei, da er ſich in Münſter geſund pflegen laſſen wollte, wie aus ſeinem Briefe vom 27. April 1786 an Jacobi ſich ergibt, auf das Unterſuchungsergebnis des Königsberger Stadtphyſikus Hofrat Metzger, der gefunden hat, daß Hamanns Verdauung geſchwächt, die Cruditäten der Säfte im Unterleibe durch *Infarctus* gehemmt ſeien, daher hypochondriſche und Nervenzufälle entſtehen, daß dieſe kränklichen Umſtände eine Zerſtreuung von Geſchäften und eine ſtärkere Leibesbewegung erfordern, welche nur durch eine Reiſe nach dem Bade bewirkt werden möchten. Hamann ſchreibt, Metzger habe ihm geſagt, daß ſein Übel mit Fraktur in ſeinem Geſicht zu leſen wäre. (Vergl. hierzu: Erich Ebſtein, ein vergeſſenes Dokument J. Kants zur Geſchichte der Influenza. Deutſche med. Wochenſchr. 1907, Nr. 47, und ebenda, Nr. 52, Hallervorden, Kants Stellung zu Metzger.) Was übrigens Hamanns Klagen über ſeinen Geſundheitszuſtand anlangt, ſo ſind dieſelben mit den im Text angeführten Briefſtellen nicht erſchöpft. Man kann faſt ſagen, daß Hamann in jedem ſeiner Briefe über ſeinen Zuſtand ſpricht. Schon früher (1756) klagt er über andauernde Verſtopfung, und je kränker er im Laufe der Jahre wird, um ſo mehr ſchreibt er davon, insbeſondere in der Zeit ſeines Aufenthalts in Münſter 1787/88.

die von ihm empfohlenen Viszeral-Lavements. Er ſchreibt an Miſericordias Domini 1786 an Jacobi, indem er unter andern auf die Negerinnen in Neu-Guinea verweiſt, die ſich alle Morgen mit Seewaſſer ihr *os posticum* ausſpülen. „.... Ich bin vollkommen überzeugt, daß bloß der *Infarctus* meiner Eingeweide an meiner ſonderbaren Unvermögenheit zu denken Schuld iſt und daß Alles oben wie in der Mitte von Schleim, Moraſt und Crudităten ſtokkend und verſtopft iſt. Komm' ich mit dieſem Uebel auf den Poſtwagen: ſo wird es durch Congeſtionen und Verſtopfungen mir den Garaus machen. Ueber 20 Jahre geſeſſen, mich gemäſtet durch einen brennenden Hunger und Durſt, das Gemüth von Leidenſchaften geſpannt. Hierzu kommt mein Geſchmack an fetten, ſtarken, hitzigen und ſcharfen Nahrungsmitteln. Mit meinen Gedanken und ihren Vehiculis muß es eben ſo gehen, wie mit meinen Säften und ihren Gefäſſen. Alles klebt wie Leim und Kleiſter unter meinen Händen, daß ich nicht im Stande bin, weder zu diluieren den Pech, noch ihn los zu werden. Ich kann nicht anders als unter ſo groben Bildern davon reden. Auf eine Diarrhöe muß ich mich auch wie das erſtemal bei meiner deutſchen Reiſe gefaßt machen, und nach der Bewegung wird ſie auch zur Ausſchüttung des Ballaſts zuträglich ſein." Seine Hypochondrie hat Hamann in einem Briefe an Moſes Mendelsſohn vom 16. Mai 1770 als einen Erklärungsgrund für ſeine Äußerungen angegeben. In Hamanns Briefen an Jacobi[1]) ſpielen eine große Rolle die Klagen über ſeine Hypochondrie, welche ſeiner eigenen Meinung nach in den „*Infarctus*" ſeiner Eingeweide wurzelt. Dieſe hypochondriſche Verſtimmung gibt ſich in mannigfacher Weiſe kund. Er ſchreibt ihr größtenteils die Störung der Ökonomie ſeiner Kräfte und ihres freien Gebrauches zu; er beſchuldigt dieſelbe, daß er ihretwegen ſeinen eigenen Sinnen nicht trauen könne, und daß ſein Vertrauen ebenſo groß wie ſein Argwohn ſei. Hamann ſpricht von einem Paroxysmus der Hypochondrie, in den er verfallen ſei, und wodurch er gegen ſeine ganze Arbeit mißtrauiſch wurde, ſowie an ſeinem und ſeiner Freunde Urteil verzweifelte. In einem weiteren, ebenfalls an Jacobi gerichteten Briefe beklagt er ſeine „hypochondriſche Imbezillität". Hamann bittet denſelben ferner, daß er Geduld mit ſeiner Hypochondrie haben möge, die ihn reitet, daß er alles finſter und ſchwarz anſehe. In einem anderen Briefe an Jacobi heißt es: „Ich möchte vor Scham und Angſt vergehen, wenn ich mich mit Ihnen vergleiche. Ich kann nicht ſchlecht genug von mir denken." In einem Briefe an den Kriegsrat Scheffner, (Königsberg, den 12. Mai 1785), beſchuldigt er die kalte Witterung, die auf ſeine ganze animaliſche Ökonomie ſoviel Einfluß habe, daß er zu allem unfähig ſei,

[1]) Siehe C. H. Gildemeiſter a. a. O., Bd. 5, an folgenden Stellen: Seite 10, 99, 143, 304, 346, 354, 488 u. 489, 502, 522, 562, 580, 638, 664.

daß ſein Gemüt ſo wund ſei — und unruhig — ſein Kopf ſo wüſte —. Dieſe Proben dürften genügen, um das Gemütsleben Hamanns zu charakteriſieren. Übrigens hatte er nicht an Kopfſchmerzen zu leiden. Indes klagt er, daß doch ſein geerbter Schwindel bisweilen ihm den Kopf ſo leer, ſtumpf und wüſt mache, daß alles in und um ihn herum zur Wüſte, Einöde und fürchterlichem Chaos werde. Hamann klagt ſpeziell darüber, daß ihm das Einpacken und Aufräumen große Beſchwerden bereite; er werde dabei todkrank. „Sobald ich etwas ſuche, wo ich es nicht hingelegt," ſagt Hamann, „will mir der Haarſchädel berſten und die Nath ſich von einander trennen, daß mir um die *pia* und *dura mater* und den ganzen *uterum* meines *Cogito ergo sum* angſt und bange wird."

Außerdem litt Hamann an der Gicht und zwar erlitt er den erſten Anfall nach ſeinem Bericht in ſeinem 50. Lebensjahre. Er berichtet darüber am 24. April 1780 in einem Briefe an Herder, daß er ſich am letzten März dieſes Jahres am linken Fuß einen Aderlaß habe machen laſſen, und daß ſich an demſelben Tage ein Flußfieber — was wohl als gleichbedeutend mit Rheumatismus zu erachten iſt — gemeldet habe, welch letzteres die Natur durch Tranſpiration fortſchaffen zu wollen ſchien. Als er aber einige Tage darauf die Aderlaßbinde abnahm, bemerkte er eine Spannung, welche bald in einen empfindlichen Schmerz, der ſich in der linken großen Zehe lokaliſierte, überging. Bei der Abſendung dieſes Briefes, alſo nach reichlich drei Wochen, war Hamann ſchmerzfrei. In einem Briefe an C. J. Kraus in Göttingen charakteriſierte er dieſen Anfall als den erſten podagriſchen. In einem Briefe an Jacobi vom 17. April 1780 beſchuldigt er das unüberlegte Aderlaſſen als die Urſache dieſes Anfalls. Vom 13. Juni bis 18. Juni 1780 trank er — und wohl gegen ſein Podagra — Biermolken. Über einen weiteren Gichtanfall berichtet Hamann gleichfalls an Herder in einem Briefe vom 20. April 1781. Dieſer Anfall begann ebenſo wie der erſte mit einem — damals übrigens in Königsberg in epidemiſcher Ausbreitung herrſchenden — Flußfieber während der Karwoche. Erſt am Oſtermontag trat der Podagraanfall ſelbſt ein. Als er Herder darüber Mitteilung machte, war Hamann noch nicht von dem Anfall befreit. Die Gicht hat Hamann übrigens lebhaft intereſſiert, lange bevor er ſelbſt unter ihr zu leiden hatte. Es läßt ſich nämlich nicht wohl annehmen, daß er lediglich des Broterwerbs wegen, weil er, wie er ſich ausdrückt, „doch im Schweiße ſeines Angeſichts ſein heutiges Brot eſſen müſſe", das Warnerſche Buch über die Gicht[1]) überſetzt hätte.

[1]) Warner, F. A. *A full and plain account of the gout etc. London 1768, 2. edit. corrected.* Die deutſche Überſetzung erſchien unter dem Titel: Ferd. Warners vollſtändige und deutliche Beſchreibung der Gicht. Aus dem Engliſchen, 1770. Ort, Ver-

Hamann verfolgte das Schickſal ſeiner gichtkranken Freunde mit großer Aufmerkſamkeit. Am zweiten Advent 1781 teilt er zum Beiſpiel Jacobi brieflich mit, daß Green, dem Hamann ſeine Überſetzung des Warnerſchen Werks dediziert hatte, nachdem ihm die Gicht in den Unterleib getreten ſei, ſie durch die hitzigſten Weine in die Füße verbannt habe. Der zweite Gichtanfall Hamanns hatte üble Nachwehen. Derſelbe klagt Reichardt im Februar 1782, daß er ſich danach lange mit Ischias geplagt habe. Am 7. Juli 1782 ſchreibt Hamann an Herder, daß er wieder Podagra gehabt habe, und bezeichnet in einem Briefe vom 3. März 1783, welchen er an Reichardt gerichtet hatte, den 26. April als den *Terminus fatalis* ſeines Podagra. Dabei ſchildert er in einem Briefe an Lindner vom 31. Januar 1783 ſeine mäßige Lebensweiſe. Er betont darin, daß er keinen Wein trinke, auch keinen Wein im Keller habe; abends trinke er Bier, mittags Waſſer, abends eſſe er entweder gar nichts oder ein Butterbrot oder Kartoffeln. Dieſe Gichtattacken blieben übrigens nicht ohne Rückwirkung auf ſeine Gemütsſtimmung. Am 24. April bezeichnet er ſich in einem Briefe an Reichardt, von ſeinem kahlen Haupte ſprechend, als einen armen alten Mann, mit deſſen Geſundheit, Kopf, Zunge und Feder es je länger je mehr ſtocke. Einen am Karfreitag 1783 angefangenen Brief an Herder mußte er bis zum zweiten Sonntag nach Oſtern liegen laſſen, weil er nicht imſtande war, die Feder zu führen und auch wohl keine Hoffnung hegte, ſich von ſeiner Lethargie zu erholen; er bittet Herder, Mitleid mit ihm zu haben; er könne ſich nicht vorſtellen, wie niederdrückend dies Unvermögen ſei, und mit welchem paniſchen Schrecken er ſich ſelbſt anſehe. Am 2. November 1783 berichtet Hamann Jacobi, daß er gegenwärtig auf dem Bette

leger und Überſetzer ſind auf dem Titelblatt nicht angegeben. Als letzterer wird unter der Widmung „J. G. H-m-nn." genannt. In dem aus der Königsberger Univerſitäts-Bibliothek entliehenen Exemplare finden ſich Korrekturen von Hamanns Hand. Die Überſetzung iſt reich an Druckfehlern, die in der dieſem Exemplare angebundenen „Beilage zur Warnerſchen Überſetzung der Gicht aus der Königsbergiſchen gelehrten Zeitung Nr. 64, den 10. Auguſt 1770" wenigſtens zum größten Teil aufgezählt ſind. Außerdem erfahren wir aus dieſer Beilage einiges über die Perſönlichkeit Warners, ſeine Anſchauungen über die Urſache der Gicht und deren Behandlung durch Dr. Le Fevre in Lüttich, welche 100 Guineen koſtete und 18 Monate dauerte. Warner war übrigens kein Arzt, ſondern Geiſtlicher. Er hatte bereits ſeit ſeinem 17. Jahr Gichtanfälle und hatte, als er das Buch über die Gicht verfaßte, eine mehr als dreißigjährige Erfahrung. (Bei Roth a. a. O. Bd. 4, S. 347, findet ſich die Dedikation Hamanns an Green und Bd. 8, Abteil. 1, S. 282, die Vorrede zu der Überſetzung des Warnerſchen Buches abgedruckt. Dieſes Buches gedenkt Hamann auch in einem Briefe an Herder, datiert Königsberg, 20. Dezember 1774.)

ſchreibe, weil er einen kleinen Anfall von Gicht in beiden großen Zehen habe, der faſt ohne alle Schmerzen verlaufe, und den er während des Gebrauchs der bitterſüßen Stengel der Dulcamara bekommen habe. Am 9. Februar 1784 ſchreibt Hamann an Herder, daß ihm Claudius *Gummi guajakum*, das er aber ſchon gebraucht habe, gegen die Gicht empfohlen habe (bei Gildemeiſter a. a. O., Bd. 3, S. 8. Hier ſteht wohl irrtümlich *Gummi Guaianum*). Am 15. November 1784 klagt er gleichfalls Jacobi, daß er, ſonſt leidlich geſund, an einem rheumatiſch arthritiſchen Schmerz, der übrigens erträglich ſei, an der linken Hüfte und Lende leide. Weiterhin ſtellten ſich bei Hamann auch Schmerzen in der rechten Achſel ein, ſo daß er den entſprechenden Arm nicht brauchen konnte. Auch die Gicht im linken Fuß meldete ſich am 26. Februar 1787 wieder ſo plötzlich, daß Hamann genötigt war, von einem Beſuche nach Hauſe zu hinken. Längere Zeit war er danach nicht imſtande, das Zimmer zu verlaſſen. Hamann ſchreibt darüber an den Kriegsrat Scheffner, Königsberg, den 21. März 1787 (bei Roth a. a. O., 7. Teil, S. 354), daß er die ganze Zeit über habe das Bett hüten müſſen. Dabei konnte er über Appetitmangel nicht klagen. Er hatte eigentlich das Gegenteil und außerordentlich guten Geſchmack. Außer den bereits angeführten Leiden wurde Hamann nebenher von einem weiteren geplagt, das er, wegen einer gewiſſen Ähnlichkeit mit einer die Philiſter heimſuchenden Krankheit, die Philiſterflechte nannte. Herder riet ihm dagegen den Gebrauch der Quecken an, eines auf ſeinem Grund und Boden wachſenden Unkrautes, durch deſſen kaum vierzehntägigen Gebrauch Hamann von ſeinem Übel völlig kuriert wurde. Seine Hoffnung, daß die Heilung Beſtand haben werde, hat ſich nicht erfüllt. Aus einem Briefe an Herder vom 1. Auguſt 1783 erſehen wir, daß ſich das alte Übel wieder einſtellte und daß er, diesmal aber ohne Erfolg, die Queckenkur wiederholte. Er iſt auf die Quecken nichtsdeſtoweniger ſpäter (1784), als ſich das Leiden nochmals zeigte, wieder zurückgekommen und beklagt ſich, daß er ſie nicht in ausreichendem Maße wieder bekommen konnte. Er hat in dieſem Jahre außerdem noch eine Kur mit dem Glauberſchen Salze angefangen, welches er aber ſtatt morgens, lieber abends brauchen wollte (vgl. Gildemeiſter a. a. O. Bd. 3, S. 14). Gegen kleine Geſchwüre und Ausſchläge, welche er der Stockung und Verdickung der Säfte bei dem ſtarken Appetit und dem Mangel an Bewegung zuſchreibt, hat Hamann auch Zichorien gebraucht (ebenda Seite 8). In einem Briefe an J. F. Reichardt, datiert vom 6. November 1783, berichtete Hamann dieſem, daß er auf andere Empfehlung hin die bitterſüßen Stengel der Dulcamara gebraucht habe. Am 25. Oktober 1786 ſchreibt Hamann Jacobi, daß er durch dieſes Mittel, welches er gebraucht habe, um die Flechten zu vertreiben, auch die Gicht glücklich

los geworden sei (bei Gildemeister a. a. O., Bd. 3, S. 230, u. Bd. 5, S. 401). Eine Jelängerjelieber-Kur wandte er wegen eines schlimmen Ausschlags im Gesicht und an den Lenden an. Im Anfang des Jahres 1788 hatte er an einem flechtenartigen (herpetischen) Ausschlag an den Fingern und außerdem an einer Reihe von Hautgeschwüren zu leiden, von denen einige geöffnet wurden. Endlich nach vielen Bemühungen erhielt der schwer leidende Hamann die Entlassung aus seinem Amt als Packhofverwalter. Am 21. Juni 1787 reiste er von Königsberg ab und kam in einem Zuge in Berlin an als „annullierter Packhofverwalter und königlicher Pensionär". Seine Füße waren geschwollen. Er hielt sich bis zu seinem Tode teils in Münster in Westfalen bei der Fürstin Gallitzin, seiner großen Verehrerin, teils bei seinem hochherzigen Wohltäter Buchholtz auf dessen Gute Wellbergen, teils auch bei F. H. Jacobi in Düsseldorf und in Pempelfort auf. Er war und blieb ein kranker Mann. Am 8. November 1787 schreibt er aus Münster an J. F. Reichardt, indem er sich entschuldigt, daß er dessen Brief vom 24. September 1787 noch nicht beantwortet habe, weil es ihm dazu an Kräften und Vermögen fehlte. Dabei gibt er die Hoffnung für die Erhaltung seines Lebens nicht auf. Im Mai 1788 hatten sich bei ihm die Spuren der gülbenen Ader eingestellt. Noch am 1. Juni 1788 schreibt Hamann aus Münster an C. F. Kraus in Königsberg, daß er an die Abreise aus Münster denke. „Ich hoffe," schreibt er, „daß Sie Ihren alten Oedipum diesen Herbst wieder haben werden. Der linke Fuß bleibt immer geschwollen — alt bleibe ich und kann auf keine Wiederherstellung mehr hoffen." Todesgedanken hatte Hamann wenigstens nicht ausgesprochen. Es kam aber anders! Hamanns Sohn Johann Michael schreibt an J. F. Reichardt aus Münster, daß er seinem Vater am 21. Juni 1788 die Augen zugedrückt habe. Vierzehn Tage vor seiner beabsichtigten Rückreise nach Königsberg wurde er von einer unerklärlichen Schwäche befallen. Die Frau von Hamanns Wohltäter, Marianne Buchholtz, erschrak am Tage vor der für den 20. Juni beabsichtigten Rückreise vor seiner abgezehrten Gestalt. Hamann selbst erkannte den Ernst der Situation nicht und erklärte, daß er am nächsten Tage reisen wolle. Die Ärzte erklärten das für unmöglich. Am 20. Juni abends ließ sich Rasseln auf der Brust konstatieren. Am 21. Juni 1788 — grade ein Jahr vorher war er von Königsberg abgereist — schlief er morgens 7 Uhr ein; die Sprache war ihm zuletzt benommen.[1])

Aus dem vorhergehenden Abriß der Krankengeschichte Johann Georg Hamanns, wie sie sich aus seinem Briefwechsel mit seinen Freunden ergibt, ersehen wir, daß er an chronischen Verdauungsbeschwerden, an Gichtanfällen

[1]) Vgl. M. Petri, a. a. O. 4. Teil, Seite 543. (Mitteilungen der Fürstin Amalie von Gallitzin über Hamanns letzte Stunden vom 24. Mai und 22. Juni.)

und einem damit vielleicht in Beziehung ſtehenden Hautleiden ſowie an Gemütsſtörungen litt, welche nach den mir vorliegenden, von Hamann ſelbſt niedergelegten Äußerungen einen durchaus depreſſiven Charakter hatten. Wir haben geſehen, daß Hamann ſelbſt die Schuld an ſeiner traurigen Gemütsverfaſſung den „Infarktus ſeiner Eingeweide“ zur Laſt gelegt hat, wobei er ſich auf die Lehre ſtützte, die Johannes Kämpf[1]) in einer phantaſtiſchen, eines realen Hintergrundes entbehrenden Weiſe begründet hatte und für die er viel gläubige Anhänger gefunden hat. Die *atra bilis* ſpielte in der Kämpfſchen Lehre auch eine Rolle. Durch ſeine von Hamann viel gebrauchten Viſzeralklyſtiere wollte Kämpf die abſtruierenden, infarzierenden „Blutausartungen“ herausbringen und unſchädlich machen. Kämpf meinte, daß ſie, abgeſehen von ſehr vielen anderen Krankheiten, auch zu einer „unbändigen“ Hartleibigkeit und ihren Folgezuſtänden Veranlaſſung geben. Daß Hamann an einer ſchlimmen Stuhlverſtopfung litt, iſt ſicher. Er ſelbſt berichtet über die von ihm dagegen ausgiebig gebrauchten Kämpfſchen Viſzeralklyſtiere in einem an G. J. Lindner gerichteten Briefe vom 8. Dezember 1786, deſſen Mitteilung ich Herrn Amtsrichter Warda verdanke, wie folgt: „Ich habe dieſen Sommer die Kämpfſchen Viſzeral-Lavements gebraucht, war in der größten Verlegenheit, mir die goldene Ader zugezogen zu haben und enthielt mich daher, die Extrakte eine Zeitlang zu trinken. Nachdem ich endlich überführt wurde, daß die Schmerzen und blutigen Merkmale eine Verletzung zur Urſache gehabt hatten, entſchloß ich mich wieder zur Spritze und lernte damit ſo gut umgehen, daß ich bis 112 kam. Sie gedeihten mir ſo gut, daß ich anfing, dick und fett dabei zu werden. Im Anfang des Oktobers bekam ich ein Flußfieber und beging wie einſt die Dummheit mit dem Aderlaſſen, welche mir die Gicht zuzog, eine ähnliche mit einer Abführung, welche noch gefährlichere Folgen hätte nach ſich ziehen können. Mein nachbarlicher Freund, Herr Regimentsfeldſcheerer Milz, war mein Arzt und verſicherte mich, meine Natur bei der Gelegenheit noch unverſehrt gefunden zu haben. Ich quäle mich jetzt[2]) mit einem unwiderſtehlichen Appetit zum Eſſen und

[1]) Johannes Kämpf. Für Ärzte und Kranke beſtimmte Abhandlung von einer neuen Methode, die hartnäckigſten Krankheiten, die ihren Sitz im Unterleibe haben, beſonders die Hypochondrie, ſicher und gründlich zu heilen. 3. Aufl. Wien, 1788. Eine kurze Mitteilung der Kämpfſchen Anſichten über den Infarktus findet ſich in Wunderlichs Geſchichte der Medizin, Stuttgart 1859 (Belege, Exkurſe und Nottzen S. 70), und beſonders bei M. von Gottſchalck (Berliner Diſſertation 1905), Über die in der älteren Medizin erwähnten ſogenannten Infarkte uſw. — [2]) Von hier an findet ſich der Brief Hamanns abgedruckt in: Heinrich Weber, Neue Hamanniana. München 1905, Seite 156/157.

einer gänzlichen Unfähigkeit, meine Seelenkräfte zu gebrauchen. . . . .“ Ferner iſt bekannt, daß neben den, übrigens damit bekanntlich ſehr oft vergeſellſchafteten, gewöhnlich der Hypochondrie zugezählten Krankheitsſymptomen nervöſer Natur, insbeſondere den pſychiſchen Depreſſionszuſtänden, ſich bei Hamann außerdem noch Schwindel, Kongeſtionen, kurz das ganze Heer der von ihm ſo viel geklagten Mißgefühle hinzugeſellten. Die Krankheitszuſtände ſtellen kein zufälliges Nebeneinandervorkommen vor. Es iſt zunächſt nicht zu überſehen, daß ſicher ein nicht geringer Bruchteil der genannten Neurаſtheniker, welche als ſchlaffe, körperlich und geiſtig widerſtandsloſe Individuen gelten und die von ihren Ärzten gar nicht ſelten dementſprechend fälſchlicherweiſe behandelt werden, gichtkranke Menſchen ſind, bei denen ſich früher oder ſpäter die wahre Natur ihres Leidens entpuppt und denen durch eine zweckentſprechende Behandlung mancher Jammer erſpart werden könnte. Ich habe dieſe Tatſache bereits 1889 in meinem Referat über die Gicht auf dem achten mediziniſchen Kongreß in Wiesbaden vorgetragen.[1]) Lange (Kopenhagen) hat dann in einem beſonderen Büchlein: „Periodiſche Depreſſionszuſtände und ihre Pathogeneſe auf dem Boden der harnſauren Diatheſe“ (deutſch von Kurella 1896) dieſen Punkt weiter ausgeführt. Dieſe Symptome können ſo hohe Grade erreichen, daß ſie bisweilen an Pſychoſen erinnern, welche ſich beſonders als depreſſive Zuſtände mit hochgradigſter hypochondriſcher Verſtimmung charakteriſieren (vgl. Kowalewsky, Zentralbl. f. Nervenheilk., 1901, S. 593 und Kraepelin, Pſychiatrie Bd. I, 1903. Vgl. beſonders E. Mendel, Gicht und Pſychoſe. Deutſch. Arch. f. Klin. Med. Bd. 89, S. 159 ff., 1906).

Der große Chemiker Jakob Berzelius,[2]) einer von den vielen ſchwer gichtkranken Gelehrten, der ebenſo wie ſo manche andere große Männer von dieſem Leiden heimgeſucht wurde, erzählte ſeinem Freunde F. Wöhler von ſolchen Zuſtänden, die er als ſeine „nervöſen Gichtanfälle“ bezeichnete und die ſich durch Niedergeſchlagenheit und äußerſten Widerwillen gegen die Arbeit charakteriſiert haben. Berzelius berichtet, daß ein ſolcher peinlicher Zuſtand durch die Behandlung ſeines Arztes M. Retzius auf einmal wie durch einen Zauber verſchwunden ſei. Kant[3]) verſtand es, die

[1]) Vergl. hierzu W. Ebſtein, Die Natur und Behandlung der Gicht. 2. Auflage, S. 289, Wiesbaden 1906. — [2]) W. Ebſtein. Die Gicht des Chemikers Jakob Berzelius und anderer hervorragender Männer (Stuttgart 1904; vergl. auch W. Ebſtein, Willibald Pirckheimers Gicht. Janus Bd. 9, 1904, S. 546). — [3]) Vergl. Bohn, Kants Beziehungen zur Medizin. Altpreußiſche Monatshefte, Bd. 9, S. 611, Königsberg 1872; J. Bloch, Ein Beitrag zur Geſchichte der Hypochondrie. Deutſche Medizinalzeitung 1898, Nr. 48; Kohut, J. Kant als Arzt und Apotheker. Pharmazeut. Zeitung vom 6. Febr. 1904 und W. Ebſtein, Darmpflege und Darmſchutz. 1905, Nr. 48.

Schmerzen seines, wie es freilich scheint, leichten Podagras in den früheren Jahren seines Lebens unter seinen Willen zu beugen. Luther[1]) ist von Gicht und Nierensteinen, als Symptomen der sogen. harnsauren Diathese, bereits in verhältnismäßig jungen Jahren geplagt worden, und damit war eine chronische Darmträgheit und Stuhlverstopfung nebst deren Folgezuständen, insbesondere Hämorrhoidalleiden, welche sich zu einer sehr erheblichen Höhe steigerten, vergesellschaftet. Auf Grund vieler analoger Fälle ist mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß eine große Zahl der nervösen Symptome, unter denen Luther zu leiden hatte und die man vielfach sogar als eine Psychose aufgefaßt hat, darin ihre Erklärung finden. Zu dieser Kategorie von Kranken gehört also auch Hamann. Stuhlverstopfung, Gicht und schwere neurasthenische Symptome, die unter dem Bilde hochgradigster Hypochondrie sich kund gaben, drücken auch bei ihm dem Krankheitsbilde den wesentlichen Stempel auf. Die oben erwähnte Apoplexie scheint, ohne weitere nachteilige Folgen zu hinterlassen, vollkommen und schnell rückgängig geworden zu sein. Die bisher angeführten Symptome waren weder sämtlich gleichzeitig noch stets in gleicher Intensität vorhanden. Sie scheinen aber, wenngleich sie im Laufe der Jahre sich im allgemeinen recht erheblich steigerten, doch ziemlich frühzeitig eingesetzt zu haben. Den dafür sprechenden, bereits angeführten Tatsachen seien noch folgende hinzugefügt: Am 1. Dezember 1758 bereits schreibt er an seinen Vater: „Ich bin heut zum ersten Male diese Woche ausgegangen, weil ich mit starken Füssen beschwert gewesen." In dem letzten Briefe, den Hamann von Mitau aus am 10. August 1766 an seinen Vater richtete, schreibt er: „Ich danke Gott, daß ich noch lebe, so kümmerlich es auch ist." Wir lesen ferner auch in einem an J. G. Lindner in Riga gerichteten Briefe vom 22. Februar 1764: „Meine Gesundheit geht immer ab und mein Gemüt verliert dabei immer mehr." Wir ersehen auch aus diesen brieflichen Äußerungen Hamanns, daß er bereits im vorgeschrittenen Jünglings- und frühen Mannesalter gesundheitlich nicht auf der Höhe stand, welche in diesem Lebensalter gefordert werden muß.

Soweit ist die Deutung der Krankheitssymptome Hamanns klar und durchsichtig. Schwieriger zu deuten ist aber der von Hamann so oft hervorgehobene Heißhunger, woneben in seinem Briefe von Misericordias Domini auch „der brennende Durst" erwähnt ist. Handelt es sich bei dem ersteren um ein neurasthenisches Symptom, eine Bulimie, wie wir solcher unter

[1]) W. Ebstein. Dr. Martin Luthers Krankheiten und deren Einfluß auf seinen körperlichen und geistigen Zustand. Stuttgart 1908; vergl. die interessante Mitteilung von E. Ebstein über die Krankheit von J. D. Gries in: Gicht und Taubheit (Janus, September 1907).

anderem bei der weiblichen Hyſterie gelegentlich begegnen, oder war Hamann, was ja auch gerade keine Seltenheit iſt, nicht nur gicht-, ſondern auch zuckerkrank? Jedenfalls ſpielte damals die Zuckerkrankheit nicht die Rolle wie in unſeren Tagen; wurde doch erſt 1774 durch M. Dobſan erwieſen, daß der etwa vor hundert Jahren nachgewieſene ſüße Geſchmack des Harns bei dieſer Krankheit auf Zucker zu beziehen ſei. Was die Todesart Hamanns betrifft, ſo könnte ſie auf Grund der von ſeinem Sohne gegebenen Schilderung ſehr wohl auf ein diabetiſches Koma bezogen werden. Jedenfalls iſt Hamann komatös zugrunde gegangen und zwar in einem ſo abgemagerten Zuſtande, daß Marianne Buchholß, die Frau von Hamanns Wohltäter, als ſie ihn tags vor ſeinem Tode ſah, darüber erſchrak. Hamann hatte im letzten Lebensjahre auch an einer Anſchwellung der Beine zu leiden, welche aber ſchließlich nur einſeitig — linkerſeits — war.

Für die Deutung der Eigenart Hamanns ſind aber die am Ende ſeines Lebens hervortretenden Krankheitserſcheinungen nicht von Belang. Dagegen darf mit Bezugnahme auf die bereits erwähnten, wie wir geſehen, ſchon frühzeitig bei ihm einſetzenden anderweitigen Krankheitserſcheinungen die Frage aufgeworfen werden, ob ſie nicht ſeinen Lebenslauf in mannigfacher Weiſe weſentlich beeinflußt haben dürften.

Man mag J. G. Hamann beurteilen, wie man will, jedenfalls war er ein genialer, hochbegabter Mann, für deſſen widerſpruchsvolle Lebensſchickſale eine Erklärung geſucht werden muß. Das Geſchick Hamanns während ſeines Lebens und nach ſeinem Tode faßt M. Petri in der Einleitung zum erſten Teil ſeines Werkes (a. a. O., S. 1) ungefähr folgendermaßen in treffender Weiſe zuſammen. Hamann ſtarb als penſionierter Packhofverwalter, nachdem er vorher ſchon längere Zeit von dem Almoſen gelebt hatte, das ihm ein begüterter Mann, deſſen Namen er zuvor nicht einmal kannte, hatte reichen laſſen. Die Fürſtin Gallitzin bat, daß ſein Leichnam in ihrem Garten beſtattet werden dürfte; ein Grabdenkmal neben einer Kapelle bezeichnete ſeine Ruheſtätte. Als man nach einem halben Jahrhundert nach dieſem Denkmal ſuchte, fand man es zertrümmert in einem Kartoffelfelde. Ein König aber ließ die Gebeine ſorgfältig ausheben, in einen neuen Sarg verſchließen und ein eiſenfeſtes neues Denkmal in der alten Form neben einer Kirche errichten. Man kann die Urſache dafür, daß Hamann ſein Leben in einer doch eigentlich recht untergeordneten Stellung verbrachte, gewiß nicht darin ſuchen, daß man ſeine hohe Begabung zu ſpät erkannt habe. Im Gegenteil, er zählte die Beſten ſeiner Zeit zu ſeinen Freunden und Verehrern, mit denen er in einem regen Briefwechſel ſtand und denen er die intimſten Falten ſeines Herzens, alle ſeine Nöte und Kümmerniſſe enthüllte, wie wir aus den eben mitgeteilten Proben aus ſeiner Korreſpon-

denz erſehen. Es braucht hier nur an ſeinen Verkehr mit Herder, Jacobi und anderen erinnert zu werden. Kant und von Hippel, welche gleichzeitig mit ihm in Königsberg lebten, ſtanden mit Hamann in nahen, ja vertrauten Beziehungen und obgleich Jean Paul mit ihm innerlich ſehr wenig Verwandtes hatte, erkannte er ſeine Bedeutung doch durchaus an und würdigte ihn vollkommen. Goethe[1]) mit ſeinem feinen Sinn für alle bedeutungsvollen Erſcheinungen und Perſönlichkeiten, deſſen Aufmerkſamkeit während ſeines Straßburger Aufenthaltes durch Herder auf Hamann gelenkt worden war, den er übrigens nie perſönlich kennen lernte, ſondern nur aus ſeinen Briefen und Schriften beurteilen konnte, hat eine gewiſſe ablehnende Stellung zu ihm eingenommen, ſo weit es ſeine Perſönlichkeit betrifft; was aber die Bedeutung ſeiner Leiſtungen anlangt, ſo dachte Goethe ſogar daran, Hamanns Werke ſelbſt herauszugeben oder deren Herausgabe perſönlich zu fördern, indem er bemerkt, daß alsdann, wenn dieſe wichtigen Dokumente wieder vor den Augen des Publikums liegen, die Zeit ſein würde, deren Verfaſſer, deſſen Natur und Weſen zu beſprechen. Hamanns genialer jüngerer Landsmann E. T. A. Hoffmann[2]) hebt neben Lichtenbergs Humor Hamanns Tiefe hervor. Es iſt nun nicht meine Sache, an dieſer Stelle auf eine Kritik von Hamanns Leiſtungen einzugehen. Es genügt, die Tatſache anzuführen, daß bei aller Würdigung von Hamanns Begabung die Literarhiſtoriker jeder Schattierung an Hamanns Perſönlichkeit und an ſeinen Werken mehr oder weniger zu bemängeln gehabt haben. Die Frage, ob und welchen Anteil daran ſeine körperliche Beſchaffenheit und ſein Geſundheitszuſtand gehabt hat, iſt, ſo weit ich die Verhältniſſe überſehe, niemals recht aufgeworfen worden. Wie ich eingangs bemerkt habe, will Vilmar von derartigen, die literariſchen Perſönlichkeiten betreffenden Erörterungen, weil ſie für die Literaturgeſchichte nicht erwünſcht ſeien, überhaupt nichts wiſſen. Ich habe im Anſchluß an die Vilmarſche Äußerung meine eigene, gegenteilige Anſchauung in dieſer Beziehung ausgeſprochen und glaube, durch die vorſtehenden Auseinanderſetzungen eine Entlaſtung Hamanns bewirkt zu haben. Meiner Anſicht nach wurzeln die Mängel, die Hamanns Perſönlichkeit und ſeinen Werken anhaften, in den krankhaften Zuſtänden, deren er nie Herr und Meiſter geworden iſt, ſei es, daß ihm dazu die erforderliche Selbſtdisziplin mangelte, ſei es, daß die ihn heimſuchenden körperlichen Leiden und gemütlichen Depreſſionen ſo groß waren, daß ſie auch einer mächtigen Willenskraft widerſtanden. Aus Hamanns brieflichen Äußerungen geht ſoviel hervor, daß er ſich außerſtande erklärte, ſeine neuraſtheniſchen Symptome und insbeſon-

[1]) Dichtung und Wahrheit. 3. Teil, 12. Buch. — [2]) E. T. A. Hoffmanns Werke, herausgegeben von Ed. Grieſebach. Bd 10, S. 130.

dere auch seine depressiven Gemütsstimmungen, die auf sein Können und Wollen geradezu lähmend wirkten, zu beherrschen wie er das von seinem großen Landsmann Kant hätte lernen können, welcher in dieser Beziehung geradezu vorbildlich war. Wäre Hamann ein gesunder Mann gewesen, hätte er bei seiner großen Begabung eine bedeutungsvollere Rolle spielen müssen. Er hätte sicher weniger Mängel und Blößen aufgewiesen und sein hervorragendes Talent hätte sich reicher und fruchtbringender entfaltet.

Operette.

„Ich kann nicht schweigen".
Tolstoi.

Es ist jüngst in München zur Tat geworden: Festspiele, vom größten Meister der deutschen Bühnenkunst geleitet, von seinen ersten Hilfskräften in Szene gesetzt; die Darsteller aus den Besten ihrer Gattung gewählt und nur für den besonderen Zweck zusammengerufen; ein Musiker von Namen an der Spitze des erprobten Orchesters; ein Festspielhaus, für Veranstaltungen außerordentlicher Art erbaut, dessen Inneres, vom Geist ernster Beschaulichkeit beherrscht, den Eintretenden zur Sammlung einlädt; der nach dem Vorbild des Bayreuther Hauses angeordnete Zuschauerraum während des Spieles in Dunkel gehalten, das Orchester unsichtbar versenkt ... „Wir haben gezeigt, was wir können; wenn Sie wollen, haben wir eine deutsche Operettenkunst". Sollte Wagner verhöhnt werden — oder Offenbach? Der hatte, als er seine Zeitgenossen von der Großen Oper der Mitwelt lächerlich machen wollte, sich's wohl nicht träumen lassen, daß er einmal für diese Bühnenweihfestspiel-Parodie werde herhalten müssen; daß alle Faktoren einer hochentwickelten Inszenierungskunst vereint am Werk sein würden, aus seinem Vaudeville ein Gesamtkunstwerk zu machen. Er ließ sich wohl nicht träumen, daß im weihevoll verdunkelten Hause aus der mystischen Tiefe des verdeckten Orchesters seine elende kleine Ouvertüre erklingen werde; daß sich dann der Vorhang von einem Bühnenbild heben werde, dessen Anblick die Erwartung höchster dramatischer Offenbarungen wachruft; daß sich auf dieser Bühne, deren Plastik alles Geschehen in vielfach gesteigerter Eindringlichkeit hervortreten läßt, die von Meilhac und Halévy improvisierten Vorgänge mit den Ansprüchen eines Shakespeareschen Lustspieles abwickeln würden — in jener unerbittlichen Gründlichkeit der Detailausarbeitung, welche die Reinhardtsche Regiekunst auszeichnet. Es war wohl nicht seine Meinung, daß seine gewissenlose Farce als Angelegenheit höchsten künstlerischen Gewissens behandelt werden solle, und sicher hatte er sich auch nie geschmeichelt, einmal jenem deutschen Theater-

beſucher gegenüberſtehen zu dürfen, welcher, zu ernſteſtem Kunſtgenießen ſtreng erzogen, ganz Aufmerkſamkeit und Hingebung, keine flüſternden Nachbarn duldet und Unpünktlichen den Eintritt verwehrt. Im Grunde war es ihm wohl nicht ſo ernſtlich darum zu tun, ernſt genommen zu werden; beinahe war es ja nur ein Witz, wenn er ſich in ſeiner Operette als „richtiger" Muſiker gebärdet. Die Muſik der „Schönen Helena", die vor allen Dingen parodiſtiſch und wohl auch ironiſch, ſatiriſch genannt werden muß: was ſie iſt, iſt ſie ſozuſagen nur zum Schein; etwas, das die Daſeinsform von Muſik angenommen hat, um nun in ihrer unverfänglichen Maske die Erfüllung des eigenen wie allen muſikaliſchen Geſchehens dem Lachen preiszugeben. Offenbachs Gefühl erkannte den Rhythmus als Urgeſetz alles muſikaliſchen Seins; indem er dieſes gefliſſentlich im Übermaß walten ließ, losgelöſt aus dem Komplex von Forderungen, deren Zuſammenwirken den Prozeß muſikaliſchen Werdens bedeutet, entſtanden Gebilde, welche, mit dem Schein muſikaliſch-rhythmiſcher Ausdrucksfähigkeit begabt, dennoch nichts auszudrücken vermögen: während ſie ſich als ſelbſtändige, rhythmiſch differenzierte Tonfolgen zu erkennen geben, laſſen ſie doch den, der ſie einfühlend in ſich zu verwirklichen ſtrebt, nur die unwirkliche Lebendigkeit von Marionetten erleben. Einmal hat Offenbach dies Prinzip einſeitig geſteigerter, automatenhafter Rhythmik zu äſthetiſcher Geltung gebracht: als der Muſiker es unternahm, die Lebensäußerungen der künſtlichen Puppe Olympia, ihre ſtarr-mechaniſche Bewegbarkeit zur organiſchen Beweglichkeit des wirklichen Lebens in künſtleriſch wirkſamen Gegenſatz zu ſtellen. Hier in der Traumwirklichkeit, wo der Parodiſt dem Künſtler dienſtbar wurde, ſcheint dieſer ſich ſelbſt wiedergefunden zu haben, indem er jenen in die Geſtalt des Lebensparodiſten, des Zaubermechanikers Spalanzani, bannte. „Hoffmanns Erzählungen", dieſes regelloſe Meiſterwerk eines echten Muſikdramatikers, deſſen geniale Pſychologie immer von neuem verblüfft, dies Werk, das, ſeiner Zeit vorausgeeilt, der Mitwelt vorenthalten blieb, offenbar ſollte es der Nachwelt beweiſen, wie ernſt Offenbach genommen werden muß, wenn er nur will, daß man ihn ernſt nehme; oder: welch großer Muſiker er hätte ſein können, wenn er dabei geblieben wäre, Muſiker zu ſein. Ein geborener Künſtler alſo, daran iſt nicht zu zweifeln: der aber ſelbſt in ſich wohl nicht die zweifelloſe Kraft fühlte, ſeiner Epoche eine neue Kunſt zu geben; der jedoch kraft ſeines kritiſchen Intellektes die Gebrechen des zeitgenöſſiſchen Kunſttreibens klar erkannte; und der darum mit ſeinem echten Muſikertum ein Spiel trieb wie Loge mit ſeiner Gottheit.

„Ihrem Ende eilen ſie zu,
Die ſo ſtark im Beſtehen ſich wähnen.
Faſt ſchäm' ich mich mit ihnen zu ſchaffen;

Zur leckenden Lohe mich wieder zu wandeln
Spür' ich lockende Luſt:
Sie aufzuzehren, die einſt mich gezähmt,
Statt mit den Blinden blöd zu vergeh'n,
Und wären es göttlichſte Götter!"

Hervorgegangen aus dem Skeptizismus eines echten Muſikers, hat Offenbachs Operette mit der heutigen Maſſenproduktion nichts zu ſchaffen; dieſe hat ſeine perſönlichen, nur perſönlich geltenden Normen zum allgemeinen Prinzip zu erheben verſucht und aus der geiſtloſen Nachahmung ſeines Vorbildes ein ergiebiges Feld geſchäftlicher Spekulation geſchaffen; und wird nun nicht müde, immer wieder — ſo auch bei den Münchner Feſtſpielen — den „mouſſierenden Rheinländer" auf ihr Aushängeſchild zu ſchreiben. Offenbach müßte die Ehre ablehnen, Schutzpatron der modernen Operette genannt zu werden; die Geſetzmäßigkeiten ſeines Schaffens (vom Offenbach der „Schönen Helena" rede ich) ſind nicht äſthetiſcher, ſondern individuell-pſychologiſcher Natur; äſthetiſch gewertet wird ſein Werk weſentlich nur als „Witz" zu gelten haben. Ein Witz aber, auch der beſte, verträgt keine Wiederholung, beſitzt nicht die rechtfertigende Kraft eines bewährten Präzedenzfalles.

Noch einen muß ich ausnehmen, ehe ich gegen die moderne Operette zu Felde ziehe: das ſtaunenswerteſte unwahrſcheinlichſte Beiſpiel von Talent ohne Genie; den geſegneten Erben echten Muſikantenblutes, begabt mit ſo unmittelbarer, zwingender Lebendigkeit der Tonſprache, wie ſie ſonſt nur Großen gegeben iſt: Johann Strauß, der ein Leben voll ſorgloſer Gewöhnlichkeit vermuſiziert hat, iſt anerkannt, er gilt, ohne eigentlich gewertet zu ſein; man fragt nicht, woher ſeine Produktion kommt, wohin ſie führt; zuſammenhangios, doch unbeſtritten ſteht er neben den zeitgenöſſiſchen Muſikern, wie das Werk, das ihn am beſten repräſentiert, „Die Fledermaus", ohne Widerſpruch als einziges ſeiner Gattung in den Spielplan der erſten deutſchen Opernbühnen aufgenommen iſt. Seine Muſik, ſtrotzend von Lebensfreudigkeit und doch den Tiefen des Lebens fremd, gewiſſenlos und unſchuldig zugleich, mußte hier die ihr zuträgliche Atmoſphäre finden in der ewig vergnügten Welt ſeichter Lebendigkeit. Für die Straußſche Operette ſcheint es eine künſtleriſche Entſchuldigung zu geben: ſie liefert das ſeinem Talent gemäße Bühnenmilieu (ähnlich wie die parodiſtiſche Scheinwelt der „Schönen Helena" zu ihrer Belebung des Vexiermuſikers Offenbach bedurft hat). Strauß iſt tot, die Operette iſt uns geblieben. Unter ſeinen Zeitgenoſſen fand er ſchwächere Nachahmer, die Erzeugniſſe, von welchen heute die deutſchen Bühnen überflutet werden, haben mit ihm nichts mehr gemein.

Es ſind nun etwa fünf Jahre vergangen, ſeit ſich mit dem Erſcheinen

der „Luſtigen Witwe“ eine neue Operettenaera ankündigte; bald folgten „Walzertraum“ und „Dollarprinzeſſin“ — Franz Léhar, Oskar Straus und Leo Fall: die Namen dieſer Drei bezeichnen den Ruhm der neuen Wiener Operette. Jeder, ſo ſchien es, ſiegte auf ſeine Weiſe; Léhar durch den ſüßen Zauber ſeiner Melodien; in Oskar Straus ſollte ſich Offenbachs Geiſt verjüngen; und Leo Fall ſchien vor allen Dingen berufen, den Zuſammenhang mit der Zunftmuſik feſter zu fügen; die Librettiſten halfen mit bei dem Werk der Regeneration. Eine unverkennbar literariſche Prätention macht ſich geltend in der Wahl der Stoffe — um nicht zu ſagen: der Probleme — und in ihrer anſpruchsvolleren Durchführung: in der umſtändlichen Fundierung von Konflikten, in der pſychologiſierenden Behandlung der Perſonen, in den wortreichen Milieuſchilderungen und endlich in der Heranziehung ethiſcher, ſozialer und ſonſtiger Fragen des allgemeinen oder des öffentlichen Intereſſes. Anſätze zur Hebung des geſamten Niveaus, ſo könnte meinen, wer dieſe neueren Produkte nicht kennt. Wer ſie kennt und ſich Einzelheiten in Erinnerung zu rufen ſucht (was freilich untunlich iſt), der wird ſich ſagen müſſen, daß man nicht von künſtleriſchen Verfehlungen reden kann, wo kein künſtleriſches Geſetz waltet, nicht von dramatiſchen Mängeln, wo es kein Drama gibt (auch nicht im Sinne der Oper). Offenbar ſind es von der Kunſt weitab liegende Abſichten, welche die Operette zu erfüllen hat: ihre Aufgabe kann nur ſein, der großen Anzahl derer, welche die Anſtrengung künſtleriſchen Genuſſes ſcheuen, Unterhaltung zu bieten. Dazu gehört: daß man zu lachen habe; und im übrigen: daß man ſich wohl fühle. Am herzlichſten lacht man über Witze — über ſolche beſonders, die durch den Reiz der Aktualität ausgezeichnet ſind, die ſich beiſpielsweiſe die Klangähnlichkeit von „Radium“ und „Radiergummi“, von „Zappeln“ und „Zeppelin“ zunutzemachen: oder auch über ſolche, die zuſammenhanglos auftreten und ohne geiſtige Verknüpfung mit Fernerliegendem verſtändlich ſind; Einfälle wie „Hebe dich hinweg, Geruchloſe“, an beliebiger Stelle untergebracht, ſind ſtets von zündender Wirkung. Am wohlſten fühlt man ſich als Zeuge von Situationen, deren letzten Zweck die Bühne nicht veranſchaulichen kann. Oder wenn klangvolle Namen ausgeſprochen, Geldſummen von ſchwindelnder Höhe erwähnt werden, wenn von Paris, Oſtende, Monte Carlo die Rede iſt, von koſtbaren Toiletten, Brillantrivieren, prachtvollen Soupers, Tennispartien, liorierten Dienern gehandelt wird und ſonſt von Dingen, die ein meskines Parfüm von Allerweltseleganz verbreiten. Wie ſchön, wie verſchwenderiſch geſegnet iſt das Leben — jeder ſagt es ſich, vom Handlungsgehilfen auf der oberſten Galerie bis zum Lebemann in der Proſzeniumsloge, und läßt ſich ſelig vom Glück dieſer ſtrahlenden Sonntagsmenſchen beglänzen, die im Frack auf die Welt ge-

kommen ſind, ſich von Kaviar, Auſtern, Champagner nähren, deren Daſein ſich in Ballſälen, auf illuminierten Hoteiterraſſen, im »*Moulin rouge*« oder im *Séparé* bei „Sacher", in Luxuskabinen und Schlafcoupés feſtlich vollendet, denen eine Welt von Erbinnen, Kokotten uud Oberkellnern zu Füßen liegt.

Vergnügen kann auf verſchiedenartigſte Weiſe erzeugt werden. Nur bleibt ſtets zu bedenken, daß man unvermittelt aus den Tagesgeſchäften gekommen iſt und nicht Luſt hat, ſich nun in eine ungewohnte Gedankenwelt zu verſetzen — darum: Alltäglichkeit; man hat aber die neutrale Atmoſphäre des Theaters aufgeſucht, um auf kurze Stunden die Sorgen des eigenen Daſeins zu vergeſſen: alſo nur nichts, das ernſtlich an das wirkliche Leben erinnern könnte. Hier ſind die wahren Ziele der Operette; gerade die heutige Richtung mit ihren verlogen-literariſchen Prätentionen weiſt uns deutlich auf die eigentliche Beſtimmung ihres Genres hin.

Nur eines läßt ſich zum Lobe der modernen Librettiſten ſagen: daß ſie mit bewundernswertem Verſtändnis diejenige Bühnenluft erzeugen, in welcher die Léhar, Fall und Genoſſen gedeihen. Die Verwandtſchaft ehrt weder Komponiſten noch Textdichter. In jüngſter Zeit freilich iſt etwas wie künſtleriſche Ambition zu ſpüren: die hilfloſe Stümperei des „Süßen Mädel", des „Bruder Straubinger" ſcheint überwunden; es war aber ein Tauſch von fragwürdigem Vorteil, der uns dafür ein ſchlechtes Surrogat fabrikmäßiger Routine brachte, den ſterilen Verſuch, die Kompoſitionstechnik „richtiger" Muſiker zu kopieren. Immerhin, man hat es mit „Muſik" zu tun, und dieſer Name beſitzt eine eigentümlich verklärende Kraft: niemand wird es ſich einfallen laſſen, irgend einen Kolportageroman oder die blutrünſtigen Abbildungen eines Senſationsblattes mit Kunſt in Verbindung zu bringen; handelte es ſich jedoch um einen Souſamarſch, ſo würde mancher in Verlegenheit geraten, ob nicht hier doch etwas vorliege, was in irgend einem Sinne „künſtleriſcher Eingebung" zu danken ſei. Léhar aber ſteht Souſa näher als der Kunſt; ja ich finde die naiv-aufrichtige Roheit des Amerikaners, der den eminent amuſiſchen Geiſt ſeines Landes ſo überzeugend repräſentiert, ſympathiſcher als die bei aller Banalität doch ungeſunde, ſinnlich-ſentimentale, geputzte Süßlichkeit der neuwieneriſchen Operettenproduktion, der es ſo ſehr an Schwung, an Kraft und Urſprünglichkeit fehlt, die eigentlich echt nur in den Äußerungen niedriger Lüſternheit zu ſein ſcheint.

Soll dergleichen in der Tat „Muſik" genannt werden? Unſere Sprache läßt uns hier im Stich. Die Franzoſen haben den Namen „Muſiquette" gefunden; ſo bezeichnen ſie anſprechende, doch anſpruchsloſe Kleinigkeiten, denen unehrliche Empfindungsheuchelei ebenſo ferneliegt, wie unſaubere Gefühlsäußerungen. In ihrem beſcheidenen Namen ſcheint mit einem Unterton Offenbachſcher Selbſtironie (ähnlich wie im Wort „Operette") etwas

wie eine ſchüchterne Bitte um Nachſicht zu liegen; nie würde ſie ſich vermeſſen, als eigentliche Muſik gelten zu wollen. Dennoch ſind, gerade auf dem Boden franzöſiſcher Muſikkultur, fließende Übergänge aus dem einen Gebiet in das andere leicht herzuſtellen: vermöge des geſchmackſicheren Formgefühles, das den Franzoſen auch auf jener unterſten Stufe muſikaliſchen Produzierens nicht verläßt einerſeits, und anderſeits bei dem ſpielenden Verhältnis, welches er auch angeſichts des tiefſten Problemes ſtets ſeinem Gegenſtand gegenüber bewahrt. Für uns aber wäre zu wünſchen, daß wir uns nicht das Wort, ſondern den Begriff „Muſiquette" gründlich zu eigen machten zur Determinierung einer Sache, die nur ein zu duldſamer Sprachgebrauch von den Grenzen der Kunſt auszuſchließen verſäumte.

Nach all dem kann ſich die Frage nicht mehr erheben, ob durch die heutige Operette ein beſonderes Kunſtgenre repräſentiert werde. Mögen auch hie und da der Kunſt entlehnte Ingredienzen in die Operette eingehen und mag insbeſondere ihre Darſtellung befugt erſcheinen, beſcheidene Kunſtwerte zur Geltung zu bringen (immerhin iſt zu beklagen, daß ein Girardi die ſtärkſten Intuitionen ſeines ſeltenen Schauſpielertalentes, die beſten Kräfte ſeiner reichen Künſtlerperſönlichkeit für ihre unſoliden Aufgaben verſchwendet; und es gereicht Max Pallenberg zu hoher Ehre, daß das „Löbel"-Couplet im „Herbſtmanöver" ihn beinahe um den Verſtand gebracht hätte). Schließlich iſt es ein müſſiger Streit ums Wort, ob man die Fähigkeit, brauchbare Operettenmelodien anzufertigen, als „künſtleriſche Begabung" bezeichnen, die Betätigung dieſer Fähigkeit als Produktion im künſtleriſchen Sinne gelten laſſen will. Geſchmack, Phantaſie, Schönheitsſinn kann ja wohl auch dem Friſeur oder dem Schneider zugute kommen. Die „Luſtige Witwe" aber, die ſo gerne „das anmutig tändelnde Kind der leichtgeſchürzten Muſe" genannt werden möchte, — „Salomes und Elektrens leichtfertigere, aber nicht minder göttliche Schweſter" — ſie ſollte ſichs wohl gefallen laſſen, zu jenen verbreiteten Gebrauchsartikeln gerechnet zu werden, welche dem Bürger zur behaglicheren Ausſtattung des täglichen Lebens dienen. Eine Induſtrie hat ſich organiſiert: für welche nicht die Qualität der Produkte den Konſum, ſondern die Nachfrage die Maſſe des Angebotes beſtimmt; und die mit jener planvollen Ausnutzung aller geſchäftlich-praktiſchen Möglichkeiten, mit der ſkrupelloſen Ausbeutung aller möglichen Geſchäftspraktiken betrieben wird, deren der einzelne nicht fähig wäre. Er iſt jetzt wie der Angeſtellte einer Geſellſchaft: ſein Gelingen nicht Bedingung ihres ſicheren Gedeihens, ſein Mißerfolg nichts weiter als nur eine interne Angelegenheit, das Glück ſeines Nachfolgers: wenn „Das Puppenmädel" nicht ſtandhält, freut ſich „Die ſchöne Riſette", und wenn „Der unſterbliche Lump" verſagt, um ſo beſſer für „Die keuſche Suſanne". Die oder jene Operette,

merkwürdig genug, kann verworfen werden, die Operette, eine Industrie, die Tausende von Menschen ernährt, ist nicht umzubringen, sie ist in die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens aufgenommen, wie Warenhäuser, Automobile, sexuelle Aufklärung, ein Dokument der Zeit, der billigen Geistigkeit schlechter Zeitungen gleich nahe verwandt wie all jenen wohlfeilen Surrogaten, welche in unseren Tagen die Illusion von Bildung und Luxus unter die Masse tragen. Hier erübrigen sich Einwendungen des persönlichen Geschmackes. Ich bekenne, die Vorführungen eines großstädtischen Varietés bei weitem unterhaltender und sicher auch gehaltvoller zu finden als das meiste von dem, was die moderne Operettenbühne zu bieten hat: diejenigen, welche „gerne Musik hören", mögen bei der ‚Lustigen Witwe' besser auf ihre Rechnung kommen.

Ich sollte mich jetzt wohl fragen, ob ich mich nicht auf ein Gebiet verirrt habe, das unseren Interessen fremd ist: armselige Handwerker, denen das schwindelnde Glück ihres Erfolges zu Kopfe gestiegen, die sich nun auf der Höhe ihres Größenwahnes als „gottbegnadete Künstler", „Mitherrscher im Reiche der Schönheit" träumen mögen, vielleicht könnten sie einem Possendichter lohnende Probleme liefern. Ja, wenn das alles wirklich für uns so belanglos, so ohne weitere Bedeutung wäre, wenn nicht vielmehr unserem Kunstleben durch das Operettenunwesen eine ernste Gefahr erwachsen wäre. Die natürlichen Schranken, welche im öffentlichen Leben zwischen Kunst und Unkunst gesetzt sind, scheinen ein für allemal durchbrochen. Mit jedem Jahr mehren sich die Operettensensationen, in welche künstlerisch anerkannte Namen von gutem Klang verwickelt sind. Daß die von Léhar und Leo Fall so unverdient verdienten Millionen immer wieder den wirtschaftlichen Ehrgeiz ernsthafter Musiker anstacheln, ist ja wohl zu verstehen und an sich umso weniger bedenklich, als solchen Hoffnungen bis jetzt noch keine fruchtbaren Erfolge beschieden waren (was wiederum beweist, wie wenig der Beruf des Musikers mit dem des Operettenschreibers zu tun hat). Bedenklicher schon ist die Unbedenklichkeit, mit welcher Werke akkreditierter Dramatiker für Operettenzwecke verstümmelt werden: vermag derlei vielleicht auch nicht in jedem Falle das literarische Ansehen der betroffenen Autoren zu schädigen, so schafft es doch den Prätentionen der Operette scheinbar neue Rechtstitel. Und bedenklich weiter, wie man ihre künstlerischen Ansprüche durch künstlerisch anspruchsvolle Aufführungen allerorten zu bestätigen beginnt. Bedenklich vor allem aber das Verhalten des Publikums, das in jede Erhöhung der Operette einwilligt und mit Freuden den neuen Kurs willkommen heißt, der ihm ermöglicht, seine stumpfsinnigen Vergnügungen gegen alle Einwände des Kulturbewußtseins zu behaupten; und das nur besonderer Anlässe bedarf, damit sich seine unbedingte Zustimmung in den erschreckendsten

Dimenſionen offenbare. Es traf ſich, daß ich in Wien war, als man gerade das Feſt der 400. Aufführung der „Luſtigen Witwe“ beging: der Abend geſtaltete ſich zu einer öffentlichen Jubelfeier von wahrhaft heidniſch-religiöſem Charakter; damals als orgiaſtiſche Begeiſterungswut ſich aller Teilnehmer bemächtigt hatte, mitten in das Raſen und Toben der fanatiſierten Menge ließ Louis Treumann ſich vernehmen, hoch emporgehoben von den Wogen, die er ſelbſt aufgewühlt, und verkündete, dieſer Tag ſei der bedeutſamſte ſeines Lebens geweſen, oder ſo ähnlich; und dieſes Wort Louis Treumanns, desſelben, der imſtande war, ohne fühlbare Beeinträchtigung ſeiner geiſtigen Geſundheit, mehr als ein Jahr hindurch beinahe täglich als „Graf Danilo“ auf der Bühne zu ſtehen — dies Wort wurde aufgenommen und weitergetragen, wie wenn ein Großer zur Maſſe geſprochen hat. Um dieſelbe Zeit ungefähr war es, da man in Deutſchland wetteiferte, den berühmten Franz Léhar würdig zu begrüßen, als dieſer, von Sieg zu Sieg, in die deutſchen Städte einzog, ein Ehrengaſt, der erſchienen war, durch ſeine Gegenwart die Triumphe ſeines Werkes zu verherrlichen, ein Auserwählter der Kunſt, von der Sehnſucht ſeiner Gemeinde herbeigerufen, um perſönlich — ein ungeahnter Hochgenuß für die „Kenner“, für alle anderen der Zauber einer feſtlichen Senſation — mit ſeinem militäriſchen Dirigentenſtab ſeine Meiſterweiſen zu jenen letzten, äußerſten Wirkungen zu zwingen, deren nur ihr Schöpfer mächtig iſt. Und überall dann das gleiche Bild uferloſer Begeiſterung; keiner, der nicht in ſpontanen Enthuſiasmus ausbrach, und jeder, vom Schauſpiel des allgemeinen Jubels gepackt, überwältigt, zu immer erneuten Kundgebungen hingeriſſen; und der ſchlichte, beſcheidene Meiſter, umtoſt von brauſenden Beifallsſtürmen, ein Fürſt, dem aus tauſend überſtrömenden Herzen die Liebe ſeines Volkes entgegenjauchzt, ſelbſt gerührt, dankbar ergriffen von ſo elementaren Beweiſen des Dankes und Vertrauens: jedermann fühlte, dies waren ſeltene, unvergeßliche Stunden.

Den lärmenden Perſonenkultus, dieſes unvermeidliche Korrelat aller öffentlichen Begeiſterung, das jedem aufrichtigen Künſtler zuwider iſt, wird keiner den gefeierten Helden der Operette mißgönnen, keiner im Ernſt den Schöpfer der „Luſtigen Witwe“ um ſeine fatale Weltberühmtheit beneiden. Nur ſollte man ſich darüber nicht täuſchen, daß die Huldigungen, mit denen er überhäuft wurde, dem Bringer einer neuen Kunſt galten; das Jahr der Léharjubiläen hat die künſtleriſche Herrſchaft der Operette beſiegelt. Der Léhartaumel hat ſich beſänftigt, aber das ruhige ſichere Gefühl iſt allgemein geworden, daß die Operette eine künſtleriſche Notwendigkeit ſei. Der Betrug iſt allzuklar, und der Vorgang einleuchtend, wie er ſich in jedem einzelnen täglich vollzieht: die Sinne ſchwelgen in der wohltuenden Banalität der genoſſenen Klänge, das Gehirn iſt von all den luſtigen Späßen angenehm er-

frischt, das Herz erquickt, das Gemüt gelabt, Geschlechtssinn und Phantasie aufs behaglichste angeregt; der Geist aber fühlt sich in den entrückten Höhen des Musikdramas. Man durfte also ungescheut all dies Köstliche über sich ergehen lassen und hat dabei obendrein an seiner Erziehung zum Kulturmenschen ein Stück weitergearbeitet: das Zauberwort „Kunst" hat solches Wunder gewirkt. Und die Kunst, deren erste Forderung Autonomie ist, die keinen Richter erkennt als das eigene Gewissen, keines anderen bedarf: was vermag sie nicht alles mit ihrem Namen zu decken; wieviele Stätten der zweifelhaftesten Unterhaltung, wieviele Stunden des fragwürdigsten Vergnügens dürfen sich nicht ihres sicheren Schutzes erfreuen; und wievielen Verdächtigen, die vor bürgerlicher Achtung in ihr Reich flohen, gewährt sie straffreies Asyl! Hier aber liegt in Wahrheit der Grund des ganzen Übels: schamlose Spekulation auf der einen Seite, auf der anderen schamhafter Selbstbetrug — in diesen beiden Faktoren scheint sich der ganze Schwindel der Operette aufzulösen. Gewissen und Sittenpolizei lassen mit sich reden, wo immer etwas im Namen der Kunst geschieht: Schmutz, Zote, Gemeinheit, alles, was je verpönt war, wird in ihrem Dienste frei und der Kunstgenuß, diese langweiligste Pflicht des Gebildeten, um unerhörte Möglichkeiten bereichert; allen erlaubt, wird es nun erst begehrenswert, seit in ihm alles Begehrenswerte erlaubt ist: dies Wunder hat die Operette vollbracht — ihr Triumph ist die Erkenntnis, daß die Verquickung von Kunst und Zote die denkbar glücklichste Methode sei, die Kunst genießbar und die Zote gangbar zu machen.

Natürlich will niemand den Betrug merken, keiner hat ein Interesse, ihn aufzudecken: eine Industrie, welche ihre wirtschaftliche Unentbehrlichkeit der Stellung verdankt, die sie als Faktor des Kunstlebens widerrechtlich innehat; und die wiederum durch den Hinweis auf ihre wirtschaftliche Bestimmung ihre Produkte dem Schicksal kunstkritischer Vernichtung, und somit sich selbst vermöge ihrer künstlerischen Unstichhaltigkeit dem verdienten wirtschaftlichen Niedergang entzieht. Es ist ja zu vermuten, daß schon mancher, vom aufdringlichen Treiben der Operette belästigt, ja empört, sich zu ihrer Abwehr angeschickt habe; aber diese hochstaplerisch-glatte Physiognomie, von deren Gebärden die leichtgläubige Menge sich düpieren läßt, dem, der darin zu lesen versteht, offenbart sie einen Ausdruck so hilfloser Nichtswürdigkeit: man war zum Kampfe gerüstet, aber, wer auf sich hält, gibt sich mit solchem Gegner nicht ab; schließlich würde man sich gar noch lächerlich machen; im Grunde sind sie ja so einfältige Geschöpfe, diese verruchten Operetten. Es ist ja zu verstehen: wer die Feder zu führen weiß, dem winken in unserer an Problemen so überreichen Zeit lohnendere Aufgaben. So konnte es geschehen, daß ein skrupelloses Reklamesystem, welches seine geschäftlichen Anpreisungen mit dem Schein künstlerischen Glaubensbekenntnisses

zu verſehen verſteht, dem Operettenkult ſchließlich auch das letzte Vorrecht der Kunſt, den andächtigen Reſpekt des Publikums — und damit das Anſehen einer künſtleriſch-heiligen Handlung erobert hat: ſo konnten wir die Münchener Feſtſpiele erleben, dieſen jüngſten, vollſtändigſten Triumph des Operettenunfugs, der nun weit mehr geworden iſt als nur eine läſtige Plage.

Wer hier zum Kriege entſchloſſen iſt, der hat nicht den oder jenen Operettenſchreiber zum Gegner, der hat es vorerſt mit den Operettengewaltigen von Wien zu tun, jenem Truſt von Verlegern, Bühnenleitern, Autoren, Journaliſten, der in der alten Operettenmetropole reſidiert und von hier aus den allgemeinen Markt befehligt, die neuen Fabrikate lanciert und die Kurſe diktiert. Mit ſolchen Machthabern mich einzulaſſen, entſpricht freilich nicht meinen Kräften. Daß aber mehr und mehr die klaſſiſche Spieloper, die das Erbe einer großen Epoche iſt, durch die Operette von der deutſchen Bühne verdrängt wird, daß endlich das Volk ſich allmählich gewöhnen ſoll, ſein urſprüngliches Bedürfnis nach Muſik aus den unreinen Quellen ihrer zotigen Gaſſenhauermelodik zu befriedigen: dies ſind Erſcheinungen, die ich jedem zur Beachtung empfehle, der zu ihrer Bekämpfung Macht und Willen beſitzt.

Prag. Klaus Pringsheim.

Ein Tag in Tunis.

Von Nikolaus Welter in Luxemburg.

An einem heißen Septembertage ſchlendere ich durch das Gaſſengewirr des alten Tunis. Ins Unbekannte hinein. Bald im Schatten, bald in der Sonne. Jetzt gradaus zwiſchen blendenden Mauern, dann jäh um eine Ecke herum unter einem die Straße überſpringenden Bogen hin, oder durch ein kühles weißgetünchtes Gewölbe, das wieder in die Sonne führt. Links und rechts ſchleichen ſich Gäßchen fort, gleich Schulbuben auf böſen Pfaden, verſchwinden hinter einer grämlichen Türe oder verlaufen ſich auf einem von ſchweigſamen Häuſern faſt erdrückten Platz, wo bunte Kleiderlappen und ſchmutzige Wollfetzen zum Trocknen ausgehängt ſind und noch buntere und ſchmutzigere Menſchen auf den Steinen hocken.

Und links und rechts, nach vorn und nach rückwärts, neue Bogen und Brücken in Schatten und Licht, in Dämmerung und Himmelblau. Dann und wann ein hinter weißer Mauer hervorquellender Sturz von Grün. Über den Bogen ſchön gearbeitete Gitterſchirme in Grün und Blau, wie ſie überall in den muſelmänniſchen Städten die Schmach des Weibes verkünden.

Die Häuſer ſelbſt drängen ſich mürriſch und unwirtlich an den Weg; die Erdgeſchoſſe bilden durch die Gaſſe eine fortlaufende Mauer, deren Flucht

nur durch die Türbreſchen unterbrochen wird. Die Türen ſelbſt ſind gewöhnlich grobgefügt und grell gemalt in den heiligen Farben Grün und Rot. Als Schutzwehr davor ſchwere Eiſenſtangen und plumpe Eiſenſchlöſſer.

Manchmal hängt eine ſolche Blockhaustür in einem Rahmen feingemeißelter joniſch-korinthiſcher Säulen, die aus dem zerſtörten Karthago als willkommene Bereicherung herübergeholt wurden. Oder ſtatt des ungefügen Klopfers in Geſtalt eines daumendicken Eiſenrings langt aus der Türe ein zierliches Händchen, das eine Kugel hält: die heilige Fatmehand, die den um Einlaß werbenden Erzruf in das Innere des Hauſes ſchickt.

Plötzlich falle ich aus dieſer licht- und ſchattendurchſpielten Stille und Einſamkeit in ein betäubendes Geſchwirr und Geſchrei, in die hundertfarbige, tauſendſtimmige Geſchäftsfreude der Suks oder Bazars.

Dieſe Bazars ſind ſelten richtige Gaſſen; häufiger Gäßchen, mit ſo dicht gegenübergeſtellten Häuſerzeilen, daß ein tüchtiger Sprung von dieſem Dachrand zu jenem hinübertrüge; gewöhnlich aber bretterbelegte oder teppichverhängte Schuppen mit breiten Lucken, oder lange Gewölbe mit dämmernden Bogenhallen wie in romaniſchen Kirchen.

In dieſem Labyrinth der Suks hat ſich das tuneſiſche Handwerk und Kunſtgewerbe niedergelaſſen und zwar quartierte ſich jede Zunft ſoviel als möglich in beſtimmten Gaſſen und Gäßchen ein.

Ein Gang durch die Suks mutet an wie der Beſuch eines rieſigen Volksmuſeums, wo in reichem Neben- und in buntem Durcheinander die einzelnen Gewerbe ſelbſt in voller Tätigkeit vorgeführt werden; zugleich wie ein Schweifen durch die Märchen von Tauſendundeiner Nacht in ihrer ſinnverwirrenden Fülle von Bildern, Stimmen und Düften.

Eine planmäßige Entdeckerreiſe durch die Suks iſt unmöglich. Der Fremde muß ſich eben treiben laſſen. Das abſichts- und zielloſe Schlendern aber hat einen beſondern Reiz und führt an blendenden Überraſchungen vorbei. Die Kreuz und Quer ſtattet man ſo den Seidenſtofffhändlern einen Beſuch ab, den Sattlern und den Kupferſchmieden, den Schneidern und den Parfümhändlern, den Teppichkünſtlern und den Spenglern, den Pantoffel- und den Schuhherzeugern. Der tuneſiſche Handwerker iſt ein richtiger Künſtler, des höchſten Preiſes wert, und bienenfleißig. All das bunte emſige Völkleln überraſcht der Wanderer über ſeinen Kunſtgriffen, hinter den Arbeitstiſchen oder den Verkaufsſtänden, auf der Türſchwelle und in der Gaſſe.

Um ſie und hinter ihnen höhlen ſich die Räume ihres friedlichen Tuns: ſchmale Kaſten, tiefe Gewölbe, ſchlanke Bogengänge mit gewundenen Säulen in Grün und Rot, metallſchimmernde Niſchen, teppichbekleidete Grotten. Keiner dieſer Räume liegt im vollen Tageslicht; ſie hocken manchmal ſo

tief in der Dämmerung, daß einen die über ihre Arbeit gebeugten Männlein dauern: kein Wunder, daß so viele Brillen tragen.

Zwischen diesen Läden auf und ab flutet ein Durcheinander von roten, weißen und schwarzen Turbanen, von bunten Djebbas und von schmutzigen Burnussen, von stolzen Männergesichtern und von schwarzvermummten Frauen, die in ihren weißen Haiks gespensterhaft durch die Wirklichkeit des Tages geistern.

Man folgt der Menschenflut, läßt sich schieben und treiben, steht und staunt, wird selten mit Worten, öfter durch ein ermutigendes Lächeln, das blendende Raubtierzähne bloßlegt, zum Nähertreten aufgefordert.

Der vor seinem Stande hockende Händler schaut möglichst gleichgültig drein. Kaum ein gedankenschnelles Aufflackern des Auges verrät, daß er in dem Fremden, dem Rumi, einen willkommenen Käufer erhofft, möglicherweise sogar den christlichen Hammel, der sich scheren läßt. Die altberühmte tunesische Ehrlichkeit — *Perfidia punica* hieß sie bei den Römern — ist in den Suks noch immer zu Haus.

Wie ich an dem Tage in das Wirrwarr der Suks eindringe, empfängt mich die kühle Halle der Seidenstoffhändler. Hunderte von Menschen drücken sich auf ein paar Meter Breite. Es scheint eben öffentlicher Verkauf zu sein. Seidenbänder, Teppiche, Wollschleier hängen von braunen Händen über den gleich windbewegten Tulpen schwenkenden Turbanen oder flattern durch die Dämmerung wie Goldfasanenflügel, wie Paradiesvogelschwänze, wie flirrende Fetzen eines gefrorenen Regenbogens. Unter diesen Trophäen der Schönheit aber brandet ein fuchtelndes, schreiendes, grinsendes Chaos, ein Durcheinander von rollenden Augen, klaffenden Mäulern, schwitzenden Backen und nackten Armen.

Ich rette mich in den Suk der Parfümhändler. Hier ist es kirchenstill. Jeder einzelne Laden gleicht einer Heiligennische oder einer Kapelle. Unter ihrer Wölbung thront, umrahmt von vergoldeten und bemalten Kerzen, umschimmert von Fläschchen, umstanden von Säckchen, umhängt von Teppichen, der Händler, gleich einem lebendigen Götzenbilde, feierlich, bunt, bleich und stumm. Der Araber macht bekanntlich von Salben, Schminken und Düften ausgiebig Gebrauch. Auch die Männer färben sich die Fingernägel, ja die Innenfläche der Hand. Jasmin- und Rosenöl sind vor allem geschätzt, aber auch unverschämt teuer. Ebenso kostspielig sind die aus reinen Pflanzenstoffen hergestellten Salben. Alle diese mannigfachen Hilfsmittel der Eitelkeit, alle diese Angriffswaffen der Gefallsucht, die leider allzuhäufig als Schutzwaffen der Fäulnis dienen müssen, sind in diesen Heiligennischen zu haben.

Es fehlen daher auch nicht die muselmännischen Schönen. Die weißwollenen Sifsaris, die ihren Körper einhüllen, verraten häufig eine erschreckliche Fülle. Trotzdem trippeln sie leicht und kokett umher. Die feinen

Schuhe haben hohe rot- oder goldgemalte Absätze, die bis mitten unter die Sohle vorgezogen sind; man meint daher, der Fuß müsse bei jedem Schritt seinen Schuh verlieren. Aber die Absätze klappern lustig auf dem Pflaster auf und die Füße schreiten zierlich und sicher dahin; dann und wann schimmert über dem Knöchel ein Metallreif in Gold oder Silber vor.

In dieser Tempelhalle der Sinnlichkeit lagert ein schwüler Duft. Ich blicke mich unwillkürlich nach Weihrauchbecken und Räuchergefäßen um. Die bleichen Männer unter den goldenen Kerzen hocken auch gar zu götzenpriesterlich. Ich fühle den Kopf beschwert, die Glieder schlaff und schöpfe Atem auf der breiten Treppe der großen Moschee, in deren Schatten all das profane Treiben der Putz- und Genußsucht himmlischen Schutz und willkommene Entschuldigung sucht.

Den „Ungläubigen" ist der Zutritt zu den Tuneser Bethäusern strengstens untersagt. Ich kann daher nur von außen die Mauern und die Säulengänge umstreichen; der Blick ins Allerheiligste bleibt mir versagt.

Von der großen Moschee leitet der Kleidersuk an einer andern kleinen Moschee vorbei, hinüber zum Palast des Bey. So finden sich auch hier die stärksten Mächte des Menschenlebens mit ihren schreienden Widersprüchen auf engstem Grunde friedvoll vereinigt .....

Nachts öden die Suks, dieser bunte Tummelplatz des Lebens, in Finsternis und Schweigen. Die kleinen Läden lehnen aneinander wie geschlossene Wandschränke. Die Eigentümer haben sich in ihre Privathäuser zurückgezogen oder tauchen unter in den nächtlichen Genüssen des Fastenmonats Ramadan.

Den Mittelpunkt dieser nächtlichen Ramadankirmes, die sich einen ganzen Monat lang hinauszieht, bildet die malerische Halfaouinestraße. Gegen 10 Uhr biege, oder vielmehr, drücke ich mich in ihre Mündung ein. Aus allen Richtungen strömen die übrigen Straßen und Plätze ihre Massen dem Steinbett dieser einen Gasse zu. Kein Wunder, daß die schmalen steilen Uferhänge das Gewoge nicht so ohne weiteres aufnehmen können. So staut es an der Mündung und brandet. Auch diese Straße ist anfangs nur ein langer bretterbedeckter Schuppen. Allmählich aber verbreitert sie sich und ergießt sich ungehindert über einen geräumigen Platz.

Zu Ehren der heiligen Zeit hat die Halfaouinestraße ihre Häuser festlich beleuchtet. Hoch über den Dächern steigt ihr achteckiger Minarett im Lichterkranz. Viel, viel höher im dunkelblauen Abgrund zittern, von grünflammendem Feigenlaub umrahmt, die heitern Himmelslampen.

Vor den Caféhäusern hockt die Menge rudelweise. Sehr viele hängen rittlings auf den Stühlen, dicht neben der Straße, und lassen die Spaziergänger Spießruten laufen.

Neben den Caféhäusern strahlen die Barbierstuben. Ihr hellerleuchtetes

Innere glänzt von Sauberkeit. Längliche Glaswandſchränke umſchließen die blanken Meſſer und Scheren; Kupferbecken ſchimmern von den beblümten Wänden. Auf den mattenbelegten, an den Wänden hinlaufenden Bänken harren die Opfer. Der Araber trägt das Haupthaar knapp geſchoren. Den Turban legt er auch über dem Scheren kaum ab; der wird nach Bedarf auf- und nieder-, nach links und rechts geſchoben. Hier ſchabt eine kundige Hand eben an einer Wange, die unter dem Meſſer in rötlichem Fett aufquillt. Dort gleitet die Schere über einem Ohr, dicht unter dem Rand des hinaufgerückten Turbans hin. Daneben lächelt ein Jünglingsantlitz unter dem am Kinn auf- und niedergleitenden Meſſer ſein verkniffenſtes Lächeln in die Nacht hinaus.

Auf dem Platz drängt ſich eine Vergnügungsanſtalt an die andere. Große arabiſche Kinder! Schießbuden, Lukaſſe, Mauleſelkaruſſells, Schaukeln, die von Menſchenhand durch die Luft gewirbelt werden und ganze Frachten auf- und niederhaſpeln. Und vor allem ſind es die Erwachſenen, die ſich dieſe Genüſſe leiſten. Eine der Schaukeln iſt gewiſſermaßen eine hiſtoriſche Reliquie. Sie ſtand zur Zeit im Garten eines nahen Anverwandten des vorigen Beys, am Rande eines Teiches. Sie diente dem Vergnügen der Haremsdamen, aber auch den Augenlüſten ihres Herrn. Wenn dieſer guter Laune war, ließ er ſich am Rande des Teiches nieder. Seine Schönen nahmen, in paradieſiſcher Unſchuld, Platz auf dem ſchwanken Stühlchen, wirbelten, auf einen Wink des Paſchas, durch Luft und Waſſer, entrauſchten dem Beckenſpiegel als taubenbrüſtige Najaden und boten ſo den Blicken des blaſierten Meiſters mannigfache Weide. Bei beſonders roſiger Laune ſpickte der kauernde Wüſtling ſogar die ſchimmernden Leiber mit Meſſerwürfen und freute ſich des ſeltſamen Wellenſchlags im blutgefärbten Waſſer. Die böſen Franzoſen haben dieſer Sultansherrlichkeit ein jähes Ende bereitet. Heute muß das Schaukelrad auf dem Halfaouineplatz piebejiſchen Beluſtigungen dienen.

Bei einer rechten Ramadankirmes dürfen auch die Marionetten nicht fehlen. Der einheimiſche Karaguz zwar, ein wüſter Geſelle, taucht nur noch vereinzelt auf; die Franzoſen haben auch dieſen muſelmänniſchen Stiefenkel des Priapos in entlegene Winkel verdrängt. Um ſo toller gebärden ſich die italieniſchen Puppen. Geflügelte Engel, gepanzerte Jungfrauen tanzen an ihren Drähtchen vor den ſchmalen Tapetentüren dieſer Kunſttempel auf und ab und laden zum Eintritt. Mich empfängt ein ſchmaler, tiefer Raum mit niedrigen Bänken. Im Hintergrund auf dem ſchwankenden Brettergerüſt toben die drei Lieblingshelden: der geriebene ſizilianiſche Spitzbub, der kühne tuneſiſche Gendarm, der grimme, eiſenraſſelnde Franke. Eben liegen ſie in einem hitzigen Wortgefecht, deſſen Zungenfertigkeit auch die Sprachunkundigen baß erfreut. Und erſt die entſprechenden Gebärden! Wie da die Arme gewichtig im rechten Winkel auf- und niederfallen! Wie die

Füße erderschütternd stampfen! Unter dem Deckenvorhang in der Höhe tauchen die allmächtigen Fäuste auf, die das Schicksal der drei Menschen am Drähtchen führen. Durch einen Riß im Vorhang erspähe ich zugleich das Antlitz des lächelnden Zeus, des Vaters der Puppen. Er sieht wirklich kolossal aus, denn mein Auge nimmt unwillkürlich die drei darunter hüpfenden Zwerglein zum Maßstab. Ist es um die irdischen Vorsehungen mancherlei Art nicht ebenso bestellt? Wo die Größe eben auch nur groß wirkt, weil sie am Kleinen gemessen wird?

Der sizilianische Spitzbub scheint verloren. Der fränkische Eisenfresser hält ihn am Kragen. Aber der brave tunesische Gendarm eilt dem Spitzbuben mitleidig zu Hilfe. Ein Zweikampf tobt. Endlich bringt der befeßte Ajax den reisigen Hektor zu Fall. Die Bühne erdröhnt wie von einem niederkrachenden Turm. Gleich springt auch der sizilianische Schuft aus seinem Schlupfwinkel hervor und bearbeitet den Leichnam des Löwen mit siegreichen Faustschlägen. . . .

Durch den Menschenschwall draußen schwimmen zahlreiche Kutschen.

Einige fahren Fremde, die sich den Trubel bequem betrachten wollen. Viele rücken langsam vorwärts, niedrig, breitbäuchig, mit rotverhängten Fenstern. In diesen bergen sich unverschleierte Haremsdamen, die sehen wollen, ohne sich sehen zu lassen. Eben wird einer der roten Schleier etwas in die Höhe gezückt. Eine bleiche Hand wird sichtbar. Dann rutscht der Schleier wieder herab.

Andere Damen wallen zu Fuß durch die Menge, schwarzmaskiert, doch suchenden Blicks. Ihre rechte Hand ist von einem gestreiften Schnupftuch umwickelt: das Berufszeichen.

Rundum wirbelt noch immer das Gequirl der Ramadankirmes. Die Schießbudenmusik gellt noch immer; noch immer knallt der Lukas siegreiche Schüsse los; noch immer schneidet das geschichtliche Schaukelrad den Nachthimmel mit plumpen Bogen. Jetzt schickt mir sogar ein Grammophon sein erschütterndes Blechorchester ins Ohr: die Marseillaise. Aber dem Araber bleibt Feuerwasser doch durch den Koran untersagt. Was soll ihm also dieser in Klang umgegossene Branntwein?

Ein Caféhaus lockt meine besondere Aufmerksamkeit. Nur gegen Eintrittsgeld darf ich in sein Inneres vordringen? Schwaden von Rauch schlagen mir entgegen. Erst muß sich das Auge an die wolkige Dämmerung gewöhnen. Der Saal ist überfüllt. Ausschließlich Einheimische in Turban und Chechia. Außer mir noch ein Europäer. Die Wände sind nach unten mit grellen Arabesken übertüncht. Die obere Hälfte ist mit Papierfetzen und Zeitungsblättern beklebt. Im Hintergrunde baut sich eine richtige Bühne auf. Fünf jüdische Weiber in buntem Putz spielen Mauerblümchen. Eine der Jüdinnen ist besonders rund. Eine schaut besonders frech. Ihnen zur

Seite hocken vier Vertreter des männlichen Geſchlechts: einer ſchlägt die Zimbel, einer hämmert am Klavier, einer kratzt die Geige, einer haut die Derbuka. Nun tritt die ſchlanke Frechäugige vor. Sie lacht ihren Genoſſinnen zu, ſtemmt die Hände in die Hüften, wirft einen kalten Blick durch den Saal und beginnt den Oberkörper zu wiegen. Sie tanzt. Ohne jede Anmut wirft ſie ſich einigemal um ſich ſelbſt. Dann ſteht ſie, die Arme beſtändig in den Hüften. Plötzlich tritt der Unterleib in Tätigkeit: ein Zittern, ein Wogen, ein Hüpfen, ein Wirbeln in ſtets engeren Kreiſen, in ſtets höheren Wellen, in ſtets ſchwülteren Verrenkungen. Der ſinnliche Rauſch teilt ſich den Brüſten mit. Sie rieſeln und rollen unter dem Mieder wie hin- und hergeworfene Bälle. Die Tänzerin ſelbſt ſteht in kalter Leidenſchaft. Das Auge ſchweift wie ſuchend im Hintergrund des Saals. Im höchſten Affekt muß ſie lachen. Dieſe eiſige Lüſternheit wirkt widerlich. Dabei wimmert das Klavier, die Geige kreiſcht, die Zimbal gellt. Am wütigſten gebärdet ſich die Derbuka. Eine nie ermüdende Fauſt hämmert auf den Schalltopf los. Der dahinterhockende Trommler beugt den Oberleib zu der Tänzerin über und ſucht dieſe zugleich mit den weitaufgeriſſenen Blicken zu befeuern. Sein Schalltopf ruft, treibt, ſtampft Beifall. Mit der letzten, frechſten Verrenkung bricht das Schauſpiel beim ſchrillen Aufkreiſch der Geige und einem trockenen Gedröhn der Derbuka jäh ab. Die Tänzerin ſteht wieder unbeweglich, die Arme in den Hüften. Kaum eine Spur von Erregung rötet ihr Antlitz. Eine erſte Nummer des Bauchtanzes iſt vorbei. In den Zuſchauerreihen bricht toſender Beifall los. Man ſieht es den flackernden Augen und flammenden Geſichtern an, wie ſtark die arabiſche Seele unter dem Ausfluß dieſer derbſten Erotik wogt. Mit klaffenden Mäulern verſchlingen ſie jede einzelne Bewegung der Dirne. Die Jasminſträußchen, die ſich am unteren Rande des Turbans über das Ohr der Naſe zuneigen, ſchwanken im Aufruhr. Am wildeſten gebärdet ſich gerade der Unſauberſte der Bande. Seine Fratze ſchwitzt die Krankheit wörtlich aus. Der Kerl tobt wie toll. Er quiekt, ſchreit, ſtöhnt, wirft ſich im Rauſch mit ſeinem Stuhle vor- und rückwärts, klatſcht ſich die Schenkel in Raſerei, brüllt ſeinen Beifall zur Bühne empor. Schon aber tritt droben zum grauſamen Spiel der jüdiſche Fettklumpen vor. Die eben geſchilderte Orgie ſetzt wieder ein. Die Maſſe rollenden Fleiſches wirkt ganz jammervoll. . . . Geige, Klavier, Zimbel, Derbuka jubeln, ſchwirren, drängen und ſtürmen. Der Saal ſingt. Der ſyphilitiſche Jüngling gröhlt, grunzt, trampelt und ſtrampelt mit Händen und Füßen.

Ich warte keine weitere Probe ab.

Eine halbe Stunde ſpäter ſitze ich auf einſamer Terraſſe vor einem franzöſiſchen Caféhaus. Vor mir duftet ein grüner Benediktiner. Stärker duftet das daneben liegende Jasminſträußchen. Die Friſche der Nacht, die Schwüle

des Bauchtanzſaals haben ihm ſeine Kraft nicht geraubt. Ich fühle mich etwas wirbelig von der Fülle der letzten Stunden. Ich bin voll Müdigkeit und Schwermut.

Draußen die Nacht dunkelt wie ein Brunnen voller Geheimniſſe ... Aus ſeinem ſchwindeindtiefen Spiegel ſchimmert das Rätſel der mohammedaniſchen Seele. Vergebens werfe ich das Netz meiner Gedanken danach aus. ... Wie eingefangener Mondſchein rieſelt er ſtets durch die Maſchen zurück in die tückiſch flirrende und glucſende Tiefe. Voll Müdigkeit und Schwermut ſchreite ich nach Haus. Im Knopfloch die Jasminblüte duftet immer noch ...

Der folgende Morgen findet mich auf dem großen arabiſchen Friedhof im Südoſten der Stadt. Eine troſtloſe Trümmerſtätte. Dünnbehaarte Pfefferbäume an den Wegen ſpenden ſchmalen Schatten. Verblühte Aloes mit dürren, entkrönten Schäften erweitern die Wüſte. Und links und rechts, durch die Ebene, die Hügel hinauf, die Hänge hinab, Tauſende von Grabſteinen, grau, verwittert, ſchmuckios, zerbrochen, ohne Ordnung, wie im Vorübergehen verſchüttet, traurige Zeugen einer grenzenloſen Verachtung des Todes. Die Männergräber tragen am Kopfende des Steins einen von einem Steinſäulchen getragenen Turban; die Frauengräber an den beiden Enden eine ſchmale, aufrechtſtehende, oben ſpitzzulaufende Steintafel. Keinem Grabe fehlt inmitten der Platte der runde oder viereckige Nabel zur Aufnahme der Spenden und Salben. Langſam wende ich mich durch dieſe Schauer der Verweſung aufwärts zu dem mächtigen Grabgewölbe des Sidi-ben-Haſſen, das wie eine ſtattliche Moſchee den Hügel krönt und als beſonders verehrtes Heiligtum arabiſchen Glaubens nach Tunis hinunter und über das Meer in die Weite ſchimmert. Auf einem Grabſtein in ſeinem Schatten ruhe ich aus. Unter meinen Augen ſtrahlt die Herrlichkeit der Erde: der blaßgrüne See; der blaue Golf; der violettumſchleierte Bu-Korneinberg mit der doppeltgehörnten Stirne; ihm gegenüber der weiße Häuſerſturz von Sidi-bu-Said, wie eine erſtarrte Schneelawine vom Hügel zum Meere niederhängend; die Kuppeln und Türme der Kathedrale von Neukarthago wie ein zierlicher Tiſchaufſatz aus buttergelbem Marzipan; das grüne Wipfelgewoge des Belvedereparks; Tunis, die weiße Königin, thronend in Schönheit und Glanz, der Land und Meer ihre Huldigungen zu Füßen legen.

Wunderbar friſch ſteigt vom Meere herauf, über die Hügel des Todes, der Wind. Keinen Atem von Blütenduft führt er mit, aber auch keine Spur vom Hauche der Verweſung.

Nach kurzer Raſt ſteige ich in die Backofenglut der Niederung zurück. Rings der verdorrte Totenacker liegt in Erwartung; auch ihm kommt bald ein fröhlicher Wechſel. Iſt der Ramadan vorbei, ſo füllen ihn die drei Bairamtage mit buntem Leben. Dann nahen den Toten des Islams die

lebenden Gäſte, trieſend von der Weihe der heiligen Zeit. Friſch getüncht bleichen die Grabſteine im Gelände wie Linnen in der Sonne. Wie ausgebreitete weiße Bettdecken liegen ſie da, ſo ſchmal und kurz, daß die Schläfer darunter ſich fröſtelnd krümmen müſſen, um Platz zu finden. Laut genug macht an den Tagen die Freude des „Faſtenbrechens“ ihre Forderungen geltend. Scharenweiſe ſtrömt es unter den Pfefferbäumen dahin, verteilt ſich zwiſchen den Gräbern und hockt daran nieder. Auf den Hauptwegen ſchleppen Kutſchen mit dichtverhängten Fenſtern; ihnen entſchlüpfen ganze Schwärme weißer Geſpenſter und enteilen nach dem Ziel ihrer frommen Sehnſucht. Um die Gräber der Marabus flattern Fahnen, flackern Lichter, leiern Klagepſalmen. Als hätten die Gräber für die Tage ihre ſtummen Gefangenen entlaſſen, ſo kauern die weißen Frauenlarven über den Hügeln. Sie tuſcheln und kichern; ſie ſalben die Steinturbane mit duftendem Öl, ſie füllen die Plattennabel mit Roſenwaſſer, reiben ſie glänzend, richten den Toten Backwerk (Couscouſſi) und Honigkuchen auf der Steinſchwelle, kauern, kichern, tuſcheln, knuſpern Süßigkeiten und äugeln. Denn ſtolze Männer, faltenreich und buntgekleidet wie Frauen, duftumwogte Stutzer in ſchimmernder Djebba, wandeln unter den Pfefferbäumen auf und ab, wiegen ſich ſelbſtgefällig in den Hüften, betaſten mit eifrig arbeitenden Lippen die Kügelchen ihres Roſenkranzes, laſſen ſich in ihrer Heiligkeit bewundern und äugeln. An dieſen Tagen kreuzt ſich über den Pforten des Todes manch unheiliger Blick. Zu den Ohren der für ewig Gebannten dringt manch ſinnliches Gekicher und heißes Geflüſter. Manches Armband an einem runden Handgelenk gibt verräteriſchen Klang.

Noch gebieteriſcher redet das Leben draußen vor der breiten Eingangspforte. Die Bairamkirmes lärmt dort mit Karuſſellgekreiſch und Derbukaſchall. Honigkuchenhändler locken. Der Schlangenbeſchwörer läßt beim Flötenlied die gelben züngelnden Bänder ringeln und tanzen. An ihnen vorbei ſtrömen unaufhaltſam die Freunde der Toten. Mit dem Abend huſcht es ebenſo haſtig wieder fort. Als ob tauſend Totenlaroen ihre Grüfte verlaſſen hätten und in Eile dem Arm des Totenhäſchers entſchlüpfen wollten, ſo drängt es ſich geſpenſterhaft aus der Pforte, hüpft lautlos in die Wagen der Elektriſchen und gleitet von dannen, raſch, raſch, hinein in die Nacht, zurück in das Land der Menſchen, in die weißen Arme der atmenden Gegenwart.

Ein bitterer Geſchmack im Munde ſtört mich auf. In Gedanken dahinſchlendernd, habe ich von einem Pfefferbaum ein niedrighängendes Zweiglein abgeknipſt und zwiſchen die Lippen geſteckt. Nun brennt es mir die Zunge. Auch die Seele. Zu herb iſt die Bitternis dieſer arabiſchen Todeswüſte für mein chriſtliches Europäergemüt.

Am Spätnachmittag liegt der Marabu des Sidi-ben-Haſſen wieder vor

meinem Auge. Doch diesmal leuchtet er als weißer Würfel aus sonniger Ferne von den braunen Hängen der Totenstadt zu mir herüber. Ich aber sitze im Glanz und Schweigen eines arabischen Liebestempels. Andalusische Künstler hatten ihn vor Jahrhunderten einem tunesischen Prinzen, abseits vom Hauptpalast, in die Heimlichkeit des Gartens hineingebaut. Im Lauf der Zeiten war der Palast zerfallen. Die Franzosen räumten ihn fort. Das Tempelchen aber fanden sie unversehrt und ließen es, durch einen ihrer Baukünstler, Stein für Stein getreu an den Südhang des schönen Belvedereparks verpflanzen. Nun schimmert die Kubba in die Weite, eine weiße Wunderblume, wie sie zierlicher die Natur auch auf diesem sonnengesegneten Grunde nicht hervorbringen kann. Es wird erzählt, das Tempelchen sei, da es aufgestöbert ward, von den Ranken eines verwilderten Rosenhags umsponnen gewesen. Die Traumstunde schleicht. Draußen neben der marmorschimmernden Vorhalle schwingen Tamarisken rötliche Blütenschleier. Einige Vögel schweben schwarz durch die lichte Spannung der schlanken Bogen. Im Brand der sinkenden Sonne geben die bunten Sternenscheibchen in den durchbrochenen Stuckvorhängen zwischen den Bogenöffnungen magischen Schein. Die an die Vorhalle sich schließende Rotunde, die mosaikschimmernde Hüterin toter Liebesgeheimnisse, birgt sich in bläulicher Dämmerung. Um mich schweigt eine goldige Terrasse. Drunten dehnt sich, wie ein ausgebreiteter Burnus mit grünen Borten besetzt, die weiße Stadt. Ihre Würfel und Wölbungen liegen so nahe, daß man sie zählen könnte. Minaretts und Kuppeln reden die Sprache derber Liebeslust. Das arabische Märchen geht um, das dreiste Liebesmärchen von Tausendundeiner Nacht. Auf nackten Sohlen, in Rosahöschen, mit klingenden Armbändern und Knöchelreifchen, das Jasminsträußchen vor dem Busen, kommt es an mich herangeglitten, das schlafentküßte muselmännische Dornröschen ...

Am Abend ist Tunis, die weiße Stadt, für mich wirklich ganz weiß geworden: Das tut: S. M. Schulschiff „Viktoria Luise" ankert draußen im Meerbusen vor La Goulette. Die Kadetten und Mannschaften sind zu einem Abendgang nach Tunis hereingefahren. Eben haben sich die Kadetten auf einer Caféterrasse zusammengefunden. Sie sitzen vergnügt an den runden Tischen, blonde, blauäugige deutsche Jünglinge, bartlos, fein, stramm und weiß, viel weißer als der weißeste Burnus in und um Tunis herum. Fast alle trinken Limonade und füttern Sandwichs (Schinkenbrötchen) oder Kuchen. Auf einmal scharrt ein geräuschvolles Rücken von Stühlen. Die weißen Jünglinge stehen wie aus Gips, Augen gradaus und grüßen militärisch. Ein Herr in bürgerlicher Kleidung erwidert den Gruß und schreitet vorbei. Dann sitzen sie wieder, füttern Kuchen oder Sandwichs und schlürfen Limonade. Um sie her allgemeines Staunen. Wohl auch ein Gelächel und Ge-

tuſchel. Dieſes Beiſpiel ſoldatiſcher Zucht iſt auf tuneſiſchem Pflaſter wirklich nicht alltäglich. Wie Raubvögel umſchwärmt die weißen Jünglinge das Gelichter der Briefmarkenhändler, die daneben ein ganz anderes Geheimgewerbe treiben. Die Kadetten laſſen ſich nicht irremachen. Das mangelhafte Franzöſiſch einiger Kameraden genügt, die zudringlichen Schmeißfliegen von allen abzuwehren.

Härter ſchon wird den dann und wann vorüberſchreitenden Mannſchaften zugeſetzt. Wo ſich einer allein zeigt, ſtellt ihn ein ganzes Rudel. Alles Mögliche wird ihnen feilgeboten. Eben fällt einer auf Briefmarken hinein. Das feiſte Geſicht des Verkäufers ſtrahlt. Sein Glück weckt Neider. Schon ſteht ein rotſchärpiger Italiener neben dem Matroſen und hält ihm einen Haſen vor. Diesmal aber wendet ſich die deutſche Unſchuld entrüſtet zur Flucht.

Auf meiner Terraſſe wieder ein geräuſchvolles Rücken von Stühlen. Die weißen Kadetten brechen auf. Noch eine Weile ſchweben ihre weißen Mützen über den Hüten der Menge wie Möwenflügel. Dann tauchen ſie unter. Die weiße Stadt liegt wieder trüb und grau.

Und iſt doch eine ganz wunderſame Stadt: Über dem Tummelplatz derber arabiſcher Sinnlichkeit, zwiſchen den übertünchten Gräbern arabiſchen Phariſäertums, durch arabiſche Liebeskubbas, voll ſinnverwirrender Rätſel, aus dem ſchwülen Roſenhag des arabiſchen Märchens leitete ſie mich, in den gefährlichen Wunſchſtunden ſüdlicher Nacht, hinaus in das Gelände deutſcher Mannes- und Selbſtzucht; dort aber laufen die Wege gradaus im vollen Sonnenlicht und in blanker Wirklichkeit.

Sozialhygiene der Schuljugend.

Von Rudolf Hecker in München.

Die Geſundheitspflege der Schulkinder, ſoweit ſie „ſozial“ iſt, befaßt ſich weniger mit dem Wohlergehen des Einzelnen als mit den Bedürfniſſen ganzer Gruppen. Sie wendet dabei ihre Aufmerkſamkeit ſolchen zu, die durch Mittelloſigkeit, Unwiſſenheit oder Vernachläſſigung in irgend einer Weiſe der Hilfe bedürftig ſind. Den Zwecken dieſer ſozialen Jugendpflege dient eine große Reihe von Einrichtungen der verſchiedenſten Art, die entweder von den Kommunen oder von Vereinen, von Privatperſonen oder Orden unterhalten werden.

Wir wollen im folgenden nur ſolcher Beſtrebungen Erwähnung tun, bei welchen einerſeits die Schule, anderſeits das Elternhaus eine Ergänzung dringend wünſchenswert machen und wo weiterhin auch eine gewiſſe Ausſicht auf Durchführbarkeit ſolcher Wünſche beſteht.

Der bedeutſamſte Schritt, den die Volksſchule in den letzten Jahren nach vorwärts gemacht hat, war die Einrichtung der Schulärzte und damit die Schaffung einer Brücke zwiſchen zwei bis dahin unvermittelt nebeneinanderlaufenden Faktoren, die beide einander dringendſt bedürfen, und die ſich vielfach faſt feindlich gegenüberſtanden. Während die Schule ſich in ihren Einrichtungen allzuſehr von ſchultechniſchen Geſichtspunkten leiten ließ und die Geſundheit der Kinder nicht genügend würdigte (weil ſie es nicht verſtehen konnte), gingen die Ärzte in ihren geſundheitlichen Forderungen vielfach zu weit (ihrerſeits in Unkenntnis des Schulbetriebs) und in ihrem Verdammungsurteil über die Schule. Durch den Schularzt wurde ein Mittler geſchaffen, und es iſt gewiß bedeutſam, daß gerade durch die Tätigkeit der Schulärzte die Schule von einem Vorwurfe befreit wurde, der ihr in weiten Kreiſen anhaftete, daß nämlich durch ſie die Geſundheit der Kinder Schaden nehme. Wie aus einem Bericht der Münchener Schulärzte hervorgeht, iſt der Geſundheitszuſtand der austretenden Volksſchüler durchaus nicht ſchlechter als der der eintretenden, ja ſogar nachweislich beſſer. Die Gründe liegen, wie der Bericht hervorhebt, hauptſächlich in dem vorzüglichen hygieniſchen Stand unſerer Volksſchule. Der Schularzt ſoll durch periodiſche Unterſuchung der Kinder die Geſundheit der Schüler innerhalb der Schule kontrollieren, ſoll Krankheiten verhüten, Erkrankte ausſcheiden, körperlich Minderwertige in entſprechende Hilfsſchulen überweiſen, geſundheitliche Zuſtände des Schulhauſes überwachen. Ohne hier auf die Stellung des Schularztes und ihre Reform einzugehen, möchte ich nur ausſprechen, daß die Stellung der Schulärzte heute noch lange, lange nicht das iſt, was ſie ſein ſoll; daß infolge der ihm geſetzten Schranken ſeine Tätigkeit ohne Initiative bleiben muß und vielfach lahm wie der Schimmel des heiligen Bürokratius, den man vor ſeinen Wagen geſpannt hat. Aber die Schulärzte werden ſich ja ihre Stellung ſelbſt noch zu erringen wiſſen, und es wird hoffentlich nicht mehr lange dauern, bis die hemmenden Vorurteile gegen eine Einrichtung gefallen ſind, die ſich, je freier man ſie geſtaltet, umſo ſegensreicher für die Schule und ihre Zöglinge und damit für die Allgemeinheit erweiſen hat.

Kinder, welche durch irgend ein körperliches oder geiſtiges Gebrechen in ihrer Leiſtungsfähigkeit reduziert ſind, hemmen jeden geordneten Schulbetrieb, da ſich das Niveau einer Klaſſe ſtets nach den ſchlechteſten Schülern richtet. Das Beſtreben, ſolche Kinder abzuſondern und in eigenen Gruppen zu vereinigen, hat dazu geführt, Hilfsſchulen zu gründen, zunächſt nur ſolche für ſchwachſinnige Kinder, die jetzt als unabweisbar notwendiges Anhängſel an die Volksſchule beſtehen.

Leider hat der Schularzt vielerorts auf die Einweiſung der Kinder in ſolche Schulen nicht den genügenden Einfluß. Sie erfolgt erſt nach ein- bis zweijähriger

Teilnahme an der Normalschule. Durch den Schularzt könnte leicht eine frühere Zuweisung erfolgen und damit nicht nur dem Kinde, sondern auch der mit ihm belasteten Klasse genützt werden. Ähnliche Hilfsklassen oder Schulen müßten auch für schwerhörige und für schwachsichtige Kinder geschaffen werden. Für Krüppel gilt das gleiche. Auch sie müssen, weil körperlich ganz anders leistungsfähig als ihre Mitschüler, besonders unterrichtet werden. Das was in München für die Krüppel geschieht, ist mehr als in sehr vielen anderen Städten, und die neue staatliche Krüppelanstalt im Süden der Stadt wird eine mustergültige Einrichtung werden. Deutschland zahlt jährlich an 15 Millionen Unterstützung an seine Krüppel, ohne sie zu heilen. Das Gros der Krüppel kann aber durch Anstaltsbehandlung geheilt oder wenigstens gut erwerbsfähig gemacht werden.

Einer gesonderten Besprechung bedarf die Fürsorge für tuberkulöse Kinder. Die Tuberkulose ist eine im Kindesalter häufige Erkrankung, viel häufiger als man gemeinhin annimmt. Der großen Verbreitung der Krankheit steht nun erfreulicherweise ihre relative Gutartigkeit im Kindesalter gegenüber. In der Mehrzahl der Fälle ist die Affektion auf die Lymphdrüsen beschränkt (Skrofulose) und da sie nicht auf die Lungen in die Bronchien übergreift, auch nicht ansteckend. Ein anderer Teil freilich zeigt die dem Erwachsenen vorbehaltene Form der echten Schwindsucht, die durch ihren Auswurf als ansteckend angesehen werden muß. Daß die Schule Kinder der ersteren Gruppe ohne Gefahr für die anderen mitführen kann, ist einleuchtend, ebenso selbstverständlich aber ist auch, daß sie die Kinder mit offener Tuberkulose aus ihrem Betrieb eliminieren muß, will sie nicht eine gefährliche Verbreitung der Seuche riskieren; denn die Empfänglichkeit für Tuberkulose ist im Kindesalter groß. So waren in München zu Beginn des Schuljahres 1910/11 81 Kinder wegen schwerer Tuberkulose vom Schulbesuch ausgeschlossen. Das Schicksal solcher Kinder ist nun ein sehr trauriges. Sie bleiben meist zu Hause ohne genügende Aufsicht und Behandlung in ungesunder Umgebung, werden zur Hausarbeit oder zur Wartung ihrer dadurch gefährdeten Geschwister verwandt und was die Hauptsache ist, sie werden weder geheilt noch lernen sie etwas. Werden sie wirklich wieder gesund, so sind sie infolge ihrer Unkenntnis unfähig, irgendeinen Beruf zu ergreifen. Indem der Staat also solche Kinder zum Schutze der Gesunden aus der Schule nimmt, raubt er ihnen gleichzeitig die Möglichkeit, sich die Grundlage für ein späteres Berufsleben zu erwerben.

Gegenüber der Tuberkulose des Kindes eröffnet sich ein weites Feld sozialer Tätigkeit. Ist die Fürsorge für geschlossene Tuberkulosen dringend wünschenswert, so ist die für die offene Tuberkulose eine soziale Notwendigkeit. Die Schaffung von Heilstätten für skrofulöse und tuberku-

löſe Kinder erweiſt ſich als unaufſchiebbar. Während in Norddeutſchland, an der Oſt- und Nordſee, ferner im Harz und in Thüringen eine ganze Reihe ſolcher Anſtalten beſtehen, fehlt es bei uns auch noch an beſcheidenen Anſätzen. Ich erwähne ſpeziell das von Prof. Eversbuſch gegründete Sanatorium bei Tölz und die durch eine landesherrliche Stiftung neuerdings in Ausſicht geſtellte Kinderheilſtätte des Bayeriſchen Landesverbandes zur Bekämpfung der Tuberkuloſe. Da ein großer Teil der ſkrophulo-tuberkulöſen Kinder ganz gut lernen kann, wenn dies nur mit Maß und in geſunder Luft geſchieht, ſo empfiehlt ſich die Schaffung von Schulſanatorien. Für München würde nach Dr. Rankes Vorſchlag ein ſolches mit 80 Betten genügen, ferner von Waldſchulen, wie deren München eine von einem Stifter gegründete beſitzt. Sie hat allerdings nur ſommerlichen Betrieb. Die Landerziehungsheime ſtellen wohl eine zweckmäßige, aber koſtſpielige Löſung der Frage dar und kommen nur für die oberen Zehntauſend in Betracht. Dagegen iſt die Aufnahme einzelner bedrohter Kinder in Familienpflege auf dem Lande eine begrüßenswerte und erweiterungsfähige Maßnahme. Solche Familien, die ſkrofulöſe Kinder gegen Entgelt aufnehmen würden, ſind ſicher ſehr zahlreich; man kennt ſie aber nicht und die Vermittlung ſolcher Pflegeplätze wäre eine dankbare Aufgabe für ſoziale Vereine. Die Fürſorge für Tuberkulöſe jeden Alters iſt in München zentraliſiert in der Fürſorgeſtelle für Tuberkulöſe, die ihre Hauptaufgabe in der Bekämpfung der Anſteckung mit Tuberkuloſe in den Familien ſieht. Eine Wohltat für tuberkulöſe ſowohl wie für andere erholungsbedürftige Kinder ſind die Ferienkolonien, welche leider infolge der Knappheit der Mittel nur einem kleinen Bruchteil der Bedürftigen zugute kommt: Nur ein Kind jeder Schulklaſſe darf zum Beiſpiel in München mit hinaus! Wer einmal das Leben in einer ſolchen Kolonie geſehen und wer beobachtet hat, wie ganz anders die Kinder heimkommen als ſie hinausgezogen ſind, der bleibt dauernd ein Freund dieſer humanitären Einrichtung.

Bisher kaum ventiliert iſt die Frage nach der Bekleidung unſerer Schulkinder. Es iſt mir nicht zweifelhaft, daß ein großer Teil derſelben durchaus unzweckmäßig gekleidet iſt. Die einen zu dürftig, die anderen zu reichlich, in welchem Falle die Menge der Kleidungsſtücke ihre ſchlechte Qualität erſetzen ſoll. Man ſieht vielfach unzweckmäßige, der Jahreszeit nicht angepaßte Stoffe, undurchläſſig und ſchwer und weit entfernt von den Erforderniſſen einer hygieniſchen Kleidung. Wir wiſſen über die Bekleidung der Proletarierkinder noch zu wenig Zahlenmäßiges, und Aufgabe der ſozialen Jugendpflege könnte es ſein, zunächſt Erhebungen anzuſtellen über die Bekleidung der Volksſchüler, über Preis und Preiswert der Kleidung und dann Verſuche einzuleiten zur Zuſammenſtellung einer billigen zweckmäßigen Normalkleidung und ihres billigen Einkaufs.

Die Grundlage jeglicher Hygiene ist die Pflege des äußeren Körpers, die körperliche Reinlichkeit. Nur da, wo der Sinn für diese vorhanden ist, läßt sich weiter bauen. In dieser Beziehung bedeutet die Einrichtung des Schulbades einen großen Fortschritt. Seine Vorteile liegen außer in der erzielten momentanen Reinigung ganz besonders in der Erziehung zur Reinlichkeit sowohl inbezug auf die Haut als auch auf die Kleider; ferner in der Erziehung zur Selbständigkeit beim An- und Auskleiden. Im Schuljahre 1908/09 wurden in München, dessen Badeeinrichtungen als vortrefflich gelten, 1 211 315 Bäder verabreicht. In der Erziehung zur Reinlichkeit ist dieses eine wöchentliche Bad aber doch nur ein Notbehelf, ganz besonders auch wegen der mangelnden Beteiligung einerseits oft gerade der schmutzigsten, anderseits auch der zu Hause am besten gepflegten Kinder.

Wohl wird die Unreinlichkeit von zu Hause mitgebracht. Die Schule ist aber durchaus nicht von Schuld freizusprechen. Die Hände des Kindes sind sein schmutzigster Körperteil und vielfach begegnet man einer heiteren Resignation gegenüber den unsauberen Kinderhänden. Wir Ärzte müssen derartiger Indolenz immer wieder entgegentreten und daran erinnern, daß auch Kinderhände relativ sauber gehalten werden können und müssen und daß schmutzige Hände und Nägel die Hauptüberträger von Katarrh, Bronchitis, Lungenentzündung, Diphtherie, Masern, eitrigen Hautausschlägen, Läusen und so weiter sind. Wer saubere Hände hat, wird auch seinen übrigen Körper reinlich halten.

Unsere heutige Durchschnittsschule gibt nun gar nicht die Möglichkeit, die Hände zu reinigen, wogegen sie viel Gelegenheit bietet, sie zu beschmutzen. In den Münchener Schulen zum Beispiel liegen laut schulärztlichem Bericht die einzigen Wasserentnahmestellen in den Vorräumen zu den Aborten; sie liefern das Wasser zur Reinigung des Schulzimmers, des Treppenhauses und zum Trinken. Seife und Handtücher sind an diesen Brunnen nicht angebracht; auf 200 Kinder trifft etwa eine Wasserstelle. Wie notwendig hier eine Reform wäre, zeigen besonders die Zustände während der Unterrichtspausen, wo die Kinder ihre Bedürfnisse befriedigen und zwischendurch ihre Frühstücksbrote verzehren, ohne sich waschen zu können. Die hiesigen Schulärzte dringen schon seit Jahren als Minimalforderung auf ausreichende Trink- und Wasch-Gelegenheiten in den Schulen und auf Bereitstellung von mindestens einer Waschgelegenheit mit Seife und Handtuch in jedem Stockwerk und im Schulhof. Diese Verhältnisse sind nun hier durchaus nicht etwa schlechter als in den meisten anderen Städten des Reiches. Nach der Zusammenstellung über Ausübung und Ergebnisse der Schulhygiene in den Volksschulen des Deutschen Reichs 1908 von Dr. Lewandowski bestehen umfassende Waschseinrichtungen zur gleich-

zeitigen Benützung durch mehrere Schüler nur in neueſten Schulgebäuden, im ganzen an 35 Prozent aller Orte; in der Nähe jeder einzelnen Klaſſe nur an 10 Prozent der Orte; Gelegenheit zum Ganzwaſchen oder Brauſen nach dem Spiel oder Turnen in 5 Prozent. Wünſchenswert und unſchwierig einzurichten ſind lange Tröge mit möglichſt vielen, nicht zu ſtark laufenden Waſſerhähnen, die das Waſchen in fließendem Waſſer geſtatten und gleichzeitig einen geringeren Waſſerverbrauch garantieren als Waſchbecken mit gewechſeltem Waſſer. Dieſe Einrichtung findet ſich bereits durchgeführt im Verſuchskindergarten München, wo die Kinder faſt alle Stunden regelmäßig zur Waſchung geführt werden.

Während die Läuſefrage bis vor kurzem eine Crux von Schule und Schularzt war, iſt ſie jetzt da leidlich geregelt, wo, wie in München, die Schule nach erfolgloſer Mahnung der Eltern die Kopfreinigung ſelbſt durchführt. Die Überzeugung von der Wichtigkeit der Zahnpflege ſpeziell im ſchulpflichtigen Alter dringt immer mehr durch. Indem man die Zahnkaries als Degenerationszeichen hinſtellte, verzichtete man gleichzeitig darauf, direkt etwas dagegen zu unternehmen. Sie iſt aber ſicher viel weniger Folge der Degeneration als einer geradezu monſtröſen Nachläſſigkeit in der Mundpflege bei faſt allen europäiſchen Völkern, ferner unzweckmäßiger Nahrung und ungenügenden Kauens. Die Münchener Schulärzte haben feſtgeſtellt, daß 92 Prozent der eintretenden und faſt ebenſoviele der austretenden Schulkinder kariöſe Zähne haben und daß bei 40 Prozent der Kinder mehr als die Hälfte der Zähne erkrankt iſt. Faſt alle unſere Kinder haben alſo einen weſentlichen Defekt in einer der wichtigſten Körperfunktionen und — was noch wichtiger iſt — viele von ihnen beherbergen in ihren Zahnhöhlen ſtändig Keime zu allen möglichen Krankheiten; ſpeziell die Tuberkuloſe ſchleicht ſich häufiger, als man annimmt, durch den hohlen Zahn in den Körper, um dieſen dann zu vernichten. Hier kann weitgehende Aufklärung durch Ärzte und Laien Gutes ſchaffen, und mehrere Schulärzte wiſſen auch ſchon von Erfolgen ihrer Aufklärungstätigkeit zu berichten. Ein eigenes Zahnmerkblatt zur Verteilung in den Schulen iſt in Vorbereitung. Daneben muß aber auch die Möglichkeit zur Behandlung kranker Zähne mehr als bisher gegeben ſein. Die Einrichtung von Schulzahnärzten bezw. Schulzahnkliniken iſt vielerorten ſchon durchgeführt. Da die letzteren wohl zweckmäßig, aber koſtſpielig ſind, ſoll in München eine Zahnpoliklinik für Schulkinder eingerichtet werden, welcher die Kinder vom Schularzt zugewieſen werden und an der eine Anzahl hieſiger Zahnärzte im Turnus unentgeltlich tätig ſein wollen. Als ein Unternehmen auf breiter Grundlage erſcheint das demnächſt zu gründende „Bayeriſche Landeskomitee zur Förderung der Mund- und Zahnpflege bei den Schulkindern".

Noch wichtiger aber als die Behandlung kranker ist die Erhaltung gesunder Zähne, und hier könnten sich die Kindergärten und unteren Volksschulklassen sehr verdient machen durch Einführung regelmäßiger Zahnputzübungen, die für das Leben gewiß ebenso bedeutungsvoll sind wie Papierschneiden und Kneten von Thonbrezeln. Freilich müßten hierzu wiederum Zahnbürsten, Becher und Schlemmkreide (in einzelnen Döschen) bereitgestellt werden. Auch die Suppenanstalten und Kinderhorte sollten das Händewaschen vor und das Zähneputzen nach dem Essen als *conditio sine qua non* einführen. Ein merkwürdiger Widerspruch liegt in dem Verhalten des Staates. Er verlangt einerseits und überwacht die geistige Ausbildung seiner Angehörigen durch den Schulzwang; er stellt gewisse Anforderungen an die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit der Schüler, auf der anderen Seite aber kümmert er sich gar nicht oder doch nur sehr mangelhaft darum, ob die Betreffenden den Anforderungen auch körperlich gerecht werden können. So ist es ihm gleichgültig, in welchem Ernährungszustand die Kinder ihrer Aufgabe gegenübertreten. Und sehr wahrscheinlich ist ein nicht unbeträchtlicher Teil der Schulpflichtigen in einem Zustand, der sie entschieden minder befähigt gegenüber den Anforderungen der Schule macht.

Nach den Untersuchungen Dr. Oppenheimers ist der Ernährungszustand der Kinder in einer peripher gelegenen Proletarierschule Münchens entschieden schlechter als in einer zentral gelegenen, mehr von besser situierten frequentierten Schule. Oppenheimer fand, wie die Leser der S. M. aus seinem Aufsatz im Dezemberheft wissen, bei den Kindern jener ein Zurückbleiben in Körperlänge, Gewicht und Entwicklung des Brustkorbes.

Von seinen Kindern nur geistige, nicht aber auch genügend körperliche Ausbildung zu verlangen, ist vom Staate einseitig und unpraktisch; denn sorgt er für einen kräftigen, gesunden Körper, dann garantiert er sich ja gleichzeitig auch eine bessere Ausbildung des Intellekts und Gemütes. Diese Pflicht des Staates, für eine genügende körperliche Ausbildung, speziell Ernährung, zu sorgen, ist bis zu einem gewissen Grad anerkannt durch Einrichtung der Suppenanstalten oder Schülerspeisungen. Kinder, die zu Hause kein Mittagessen erhalten können, bekommen ein solches unentgeltlich oder gegen Bezahlung eines geringen Entgeltes. In München bestehen nur Suppenanstalten, in welchen ein Teller Suppe mit Gersten, Erbsen, Linsen usw., sowie einigen Bröckchen Fleisch und ein Stück Brot gereicht wird. Während etwa zwei Drittel der Kinder die Suppe gratis erhalten, bezahlt das letzte Drittel einen Betrag von zehn Pfennig in bar oder durch Bons. Die Beteiligung der Gespeisten gegenüber der Zahl der Schulkinder überhaupt beträgt in München etwa zwei Prozent. Im Ausland, besonders in Paris, hat die Schulspeisung größere Verbreitung gefunden.

Dort nehmen im Mittel 52 Prozent, in einem Bezirk 88 Prozent aller Schulkinder an der Schulspeisung teil.

Die Schulspeisung ist, da sie eine Vorbedingung des Schulerfolges darstellt, nicht eine armenpflegerische, sondern eine pädagogische Notwendigkeit. In gewisser Beziehung mustergültig ist die Schulspeisung in Berlin und Charlottenburg durchgeführt. Vom Verein zur Speisung armer Kinder und Notleidender in Berlin wurden im Jahre 1900 10000 Mark zur Beschaffung von Frühstück für Kinder aufgewendet in Form von Butter oder Schmalzbrot, warmer Milch oder Mehlsuppe. Speziell die Mittagsspeisung ist vorbildlich vom Berliner Verein für Kindervolksküchen organisiert, der im Jahre 1902 schon zwölf Küchen in allen Stadtteilen zerstreut im Betrieb hatte.

In Charlottenburg betreibt die Stadt gemeinsam mit einem Verein die Schülerspeisung. Die Stadt hat die Oberaufsicht und trägt die Kosten, der Verein macht die ganze Arbeit. Die Speisungen sind dezentralisiert in verschiedenen Stadtteilen, die Zubereitung erfolgt aber in einer Zentralküche, von wo sie durch Dreiradler nach den Speisestellen verbracht wird. Die Schwierigkeit liegt in der richtigen Auswahl der Kinder, wobei sich die Stadt durch eine Anzahl Kautelen vor unbefugter Inanspruchnahme zu schützen sucht. Die Hauptarbeit leisten dabei eigene Schulschwestern, welche die Erkundigungen in den Wohnungen einziehen und ihrerseits zunächst ihren Einfluß aufbieten, die Eltern zur Bereitung eines Mittagessens zu Hause, oder wenn das nicht möglich, zur Zahlung eines gewissen Beitrags zur Schulspeisung zu veranlassen.

Über die Schulspeisung in Bayern macht Eugenie Abresch Mitteilung. Nach ihr ist warmes Frühstück eingerichtet in drei Städten der Pfalz, Suppe und Brot in sieben Orten und vollständiges Mittagessen in vier Städten: Ludwigshafen, Kaiserslautern, Nürnberg, Bayreuth.

Die Schulspeisung wird sich bestimmt mehr und mehr ausdehnen. Was not tut, ist eine Vermehrung der Zahl der Zugelassenen und zwar nicht sowohl der Gratisempfänger als vielmehr der Zahlenden. Das scheitert zunächst vielfach an der Raumfrage, und Oppenheimer hat gewiß recht, wenn er die Bereitstellung eigener Speiseräume verlangt. Weiterhin scheint notwendig die von Oppenheimer im Aprilheft angeregte Reform des Speisezettels, der sich mehr den neuesten Forderungen der Wissenschaft und dem Nahrungsbedürfnis und Geschmack des Kindes anpassen soll. Ferner die Verabreichung eines wirklichen Mittagessens und eine mehr familiäre Ausgestaltung der Speisung, welche möglichst gemeinsam, in einzelnen Gruppen, an Tischen stattfinden soll, welche die Kinder selbst zu decken und abzuräumen haben. Der Speisung soll das Odium des Almosens genommen werden durch möglichst häufige Erhebung wenn auch noch so geringer Beträge.

Vermehrte Schülerspeisungen bedingen naturgemäß mehr Arbeitskräfte, und da es nicht angängig ist, das Lehrpersonal noch mehr zu belasten (in München überwachen Lehrerinnen die Suppenanstalten), so bietet sich hier sozial arbeitenden Frauen Gelegenheit zu neuer Tätigkeit.

Bedeutet dies alles eine mehr oder weniger große Umwälzung in der Schulorganisation, so könnte meines Erachtens die Abgabe von Frühstück ohne große Kosten bald durchgeführt werden. Vielleicht die Mehrzahl aller Schulkinder aus allen Kreisen hat ungenügend gefrühstückt, wenn sie zur Schule kommen, nicht etwa weil kein Frühstück da war, sondern infolge der bekannten Schulaufregung. Um so mehr stellt sich dann der Hunger in der 10 Uhr-Pause ein. Für die Bereitstellung von Milch, Obst, Brot, Butterbrot um 10 Uhr und eventuell auch um 4 Uhr nach vorheriger Anmeldung wäre nichts weiter notwendig als ein paar lange Tische am Gang. Die Vorbereitung geschieht während des Unterrichts; ein Namensschild (Tischkarte) bezeichnet die für jedes Kind bereitgestellte Portion. Die Anmeldung zur Teilnahme erfolgt tags zuvor oder wöchentlich durch die Eltern. Die Abgabe geschieht tunlichst gegen Bezahlung, in Ausnahmefällen auch unentgeltlich, wobei die Bezahlung bar oder durch Bons erfolgt. Bonhefte können von Eltern oder Stiftern in der Schule gekauft werden. Auch hier müßten soziale Arbeitskräfte zur Hilfe herangezogen werden. Die Vorteile eines solchen Schulfrühstücks liegen auf der Hand. Die bessere Ernährung kommt Schlecht- und Gutsituierten gleichmäßig zugute. Gerade unter der letzten Kategorie findet man oft chronisch Appetitlose, die durch nichts besser als durch das Beispiel ihrer Kameraden zum Essen angeregt werden. Das Mitbringen von zweifelhaften Eßwaren, Schleckereien, Automatenstücken, worüber von den Lehrern vielfach geklagt wird, kann ganz vermieden werden.

Nicht dem Speisezwang soll also hier das Wort geredet werden oder der beliebigen Speiseabgabe an jeden, der sich am Futtertrog des Staates billig nähren möchte, sondern einer allen sozialen Schichten dienenden Wohlfahrtseinrichtung, deren Kosten auch nicht ohne weiteres dem Staat abgerungen werden sollen. Hier ist der privaten Initiative noch ein weiter Spielraum gegeben.

Anhangsweise möchte ich die Einrichtung der Schülerlesesäle und der Volksbibliotheken als Mittel zu geistiger Ernährung des Volkes erwähnen. Ein vom Münchner Institut für soziale Arbeit betriebener Lesesaal in der Alfonsschule erfreut sich bereits außerordentlicher Beliebtheit.

Haben wir es bisher mit Jugendpflege innerhalb des Schulbetriebes zu tun gehabt, so müssen wir noch einige Einrichtungen streifen, die sich

mit der Jugend außerhalb der Schule befaſſen. Es handelt ſich um die Sorge für die um Verdienſt arbeitenden und diejenigen Kinder, deren Eltern den ganzen Tag über in Arbeit ſind und die, ohne daß man ſich ihrer annimmt, verwaiſt und verwahrloſt ſind.

Die Zahl der erwerbstätigen Kinder in Deutſchland beträgt (nach Helene Sumper) 720000, wovon 175000 in Fabriken, Landwirtſchaft und Geſindedienſt und 545000 außerhalb von Fabriken verwendet ſind. 1/10 aller ſchulpflichtigen Kinder des Deutſchen Reiches iſt alſo erwerbstätig. Der ſchädigende Einfluß der anſtrengenden Kinderarbeit — auch der landwirtſchaftlichen — iſt genügend bekannt. Frühe Kinderarbeit verbindet ſich mit Unwiſſenheit und führt von hier über Hilfloſigkeit, Armut zur Unterſtützungsbedürftigkeit, zu Arbeitshaus, Verbrechen und Gefängnis (Jakobi).

Eine Reihe ſchützender Maßnahmen ſuchen dieſem Elend zu ſteuern oder es zu mildern: geſetzliche Regelung der Kinderarbeit in Fabrikbetrieben — dabei genießt die landwirtſchaftliche Kinderarbeit leider noch keinen Schutz —, Vormundſchaftsweſen, Waiſenrat, Zwangserziehungsgeſetze und ähnliches ſind die Hauptglieder dieſer Schutzvorrichtungen.

Über die Zahl der Unbeaufſichtigten bekommen wir aus Berlin Aufſchluß. Dort ſind 6 Prozent der Volksſchulkinder nachmittags unbeaufſichtigt, und die Zahl der unbeaufſichtigten, unverpflegten, zum Teil ſich ſelbſt überlaſſenen Kinder zwiſchen 2 und 6 Jahren beträgt zirka 100000. Dasſelbe Verhältnis läßt ſich für andere Großſtädte annehmen. Zur Bekämpfung dieſer Verwahrloſung beſtehen Kinderhorte, Kinderbewahranſtalten und Kindergärten; die Horte für das ſchulpflichtige, die anderen für das vorſchulpflichtige Alter. Sie alle nehmen ſich der Kinder an, deren Eltern tagsüber in Arbeit ſind. Die Einrichtungen ſind meiſt von Privatvereinen gegründet, manchmal auch ſtädtiſch, vielfach konfeſſionell geſchieden. Die meiſten Horte beſtehen in Schulhäuſern unter Leitung von Lehrern, wo die Kinder nachmittags zunächſt ihre Hausaufgaben erledigen, dann aber ſpielen, ſich nützlich beſchäftigen und bei gutem Wetter ſpazieren gehen. Gegen wöchentliche Bezahlung von 20 Pfennig (eventuell auch gratis) wird ein Stück Brot zur Veſper verabreicht. Dieſe Schülerhorte werden meiſt mit Ferienbeginn geſchloſſen. Doch beſteht in München die Einrichtung eines Ferienhortes in der Weiſe, daß die Stadtgemeinde das Lokal, die Aufſicht und für Unbemittelte eine Mittagsſuppe ſtellt, während ein Verein die Koſten trägt, zu welchem die Stadt noch einen anſehnlichen Betrag zuſchießt. In den Kindergärten und Kinderbewahranſtalten gibt es keinerlei Speiſung. Neuere Beſtrebungen gehen dahin, für verwahrloſte Kinder Pflegefamilien zu beſchaffen, was aber auf Schwierigkeiten ſtößt, oder Heimſtätten auf dem Lande zu gründen, in denen immer etwa zwanzig

Kinder zu einer Art Familie vereinigt werden, um von dort aus in die Schule zu gehen. Dieſes Kindergruppenfamilienſyſtem von Lina Helm hat in Norddeutſchland und Öſterreich ſchon vereinzelt Anwendung gefunden. Seinen unleugbaren Vorteilen ſteht jedoch meines Erachtens der Nachteil gegenüber, daß das Familienband zerriſſen und das Verantwortlichkeitsgefühl der Eltern gänzlich gelähmt wird. Einfacher und recht zweckmäßig ſind die in Berlin eingerichteten Heimgärten, wo Kinder und Mütter am Nachmittag zuſammenkommen und Beſchäftigung und Erholung finden. Unabweisbar notwendig iſt eine Vermehrung der Horte und zwar beſonders der Mädchenhorte, die auffallend vernachläſſigt wurden, und ferner eine noch ausgedehntere Fürſorge für das vorſchulpflichtige Alter. Ganz beſonders erweiſt ſich die Einrichtung von Mittagsſpeiſungen in den Kindergärten als dringendes Bedürfnis.

Bezüglich der körperlichen Betätigung iſt ja ſchon viel geſchehen. Für die bayeriſchen Mittelſchüler ſcheint auf die friſche Initiative des greiſen Regenten eine Wendung zum Beſſeren einzuſetzen. Außerhalb der Schule gibt es eine große Anzahl von Turn-, Spiel-, Schwimmvereinen und ähnlichen, die ſich ſpeziell der Jugend widmen; beſondere Erwähnung verdient das Vorgehen der Schulverwaltung in München, die ihre Schulhöfe im Winter zu Eisplätzen umgeſtaltet; aber es bleibt noch unendlich viel zu tun übrig. Da fehlt es einmal noch an einer größeren Beteiligung der Jugend ſelbſt an den gebotenen Gelegenheiten. Sie zu gewinnen iſt eine ſchöne Aufgabe; und in dieſer Beziehung mangelt es zunächſt an ſolchen Veranſtaltungen, die die Jugend wirklich intereſſieren. In erſter Linie ſind es Wanderungen in der freien Natur, mit denen man die Kinder gewinnt. Über ihre erziehliche Bedeutung für Körper und Seele iſt ſchon viel geſchrieben und geredet worden — das Wandern entſpricht ja einem beſonders der Jugend innewohnenden natürlichen Trieb — und trotzdem iſt das, was hier geſchieht, erſt in den Anfangsgründen. Der jährlich einmalige Ausflug einer Volksſchulklaſſe oder der „Maiſpaziergang" der Mittelſchüler iſt nur ein Verſuch mit untauglichen Mitteln. Freilich kann die Schule allein nicht viel mehr tun. So ein Spaziergang mit 40—60 Schülern iſt für den Lehrer eine gewaltige Anſtrengung und Verantwortung. Hier muß wiederum die Initiative ſozialer Arbeit einſetzen. Der Dresdener Volkswohlverein macht nachmittags Kinderausfahrten in den Wald, deren Koſten durch kleine Beiträge gedeckt werden. Einige größere induſtrielle Unternehmungen in Dresden veranſtalten Ähnliches. In Hamburg, Berlin-Schöneberg werden unter Leitung der Stadt Ferienausflüge in die Umgebung unternommen. Für die Mittelſchüler iſt die Wandervogelbewegung eine bedeutſame Einrichtung geworden, ebenſo

wie der Verein *Wehrkraft* für die schulentlassene Jugend, über den Professor Kemmer im Aprilheft berichtet hat. Für die Volksschüler beiderlei Geschlechtes gibt es wenigstens in unseren bayerischen Städten meines Wissens noch nichts, und es wird vielleicht die *Gründung von Ausflugvereinen* der richtige Weg sein, um für die Schuljugend Gelegenheit zu geordneter körperlicher Betätigung zu schaffen.

Weiterhin fehlt es aber in unseren Großstädten auch an *räumlicher Gelegenheit zu solcher körperlicher Betätigung*. Die wachsende Großstadt macht die Anlage von freien Plätzen zu einem kostbaren Unternehmen. Um so dankenswerter ist die Überlassung des Hirschangers in München durch den Regenten für die Jugendspiele und die Schaffung des Nordparkes durch die Stadt München, in welchem der Jugend hoffentlich genügend Raum gegeben wird. Aber das wird alles noch nicht ausreichen. Von den vielen in jeder Stadt vorhandenen leeren Bauplätzen sind nur wenige nicht umzäunt, und diese wenigen werden sofort besetzt von der Straßenjugend, die ja nichts anderes hat als die Straße zur Erholung. *Diese leeren Plätze müßten nutzbar gemacht werden für die Jugend* und ich bin überzeugt, daß es genug Grundbesitzer gibt, die ihre Gründe freigeben, wie dies in München kürzlich Major Haushofer getan hat. Andere Grundstücke wieder könnten durch private Beiträge gemietet und für die Jugend bereitgestellt werden.

Wir sehen, eine große Anzahl von Bestrebungen läuft nebeneinander her. Wie können sie verbunden werden? Wer sucht die Bedürftigen heraus? Und wer stößt die ab, die auf eigenen Füßen stehen können? Sehr verdienstlich wirken hierin Zentralisierungen wie zum Beispiel das *Jugendpflegeamt* in München, das seine Quellen aus den *Jugendfürsorgeausschüssen* (ein Oberlehrer, ein Lehrer, eine Lehrerin an jeder Schule, kein Arzt) bezieht. Solche Ausschüsse werden aber *allein* nicht leisten können, was sie sich vornehmen; dazu ist das Lehrpersonal schon zu sehr belastet und in der Schule selbst ist es nicht möglich, die Bedürftigen wirklich zu erkennen. Das häusliche Milieu muß studiert und mancher Gang ins Elternhaus gemacht werden, ehe die Entscheidung über die Bedürftigkeit des Kindes getroffen werden kann. Das vermag aber nur eine eigene Arbeitskraft zu leisten, wie sie in manchen Orten, wie Charlottenburg, Stuttgart, in Gestalt der *Schulpflegerin* fungiert. Dieser Persönlichkeit obliegt die gesamte soziale Fürsorge für die Kinder einer Schule. Daher steht sie dauernd in Verbindung mit Lehrerschaft, Schularzt, Elternhaus und mit den Fürsorgeeinrichtungen. Sie entscheidet dann oder schlägt vor, in welche der Einrichtungen das Kind einzuweisen ist, ob Speisung, Nachmittagshort, Ausflugverein, Lesehalle, Heimstätte, Fürsorgeerziehung und so weiter in Betracht kommt.

Wichtiger und vordringlicher aber ist zunächst die Einstellung von Schulschwestern, wie sie ebenfalls in Charlottenburg, Stuttgart angestellt sind und von den Münchener Schulärzten erstrebt werden. Die Schulschwester soll eine Ergänzung des Schularztes bilden und dessen Anordnungen zur Durchführung bringen, soweit sie sich auf das Elternhaus beziehen. Sie wohnt den Untersuchungen in den Sprechstunden des Schularztes bei. In Fällen, wo ein krankes Kind trotz schulärztlicher Mitteilung und Mahnung keiner ärztlichen Behandlung zugeführt worden ist, soll sie versuchen, auf die Eltern einzuwirken und soll, falls diese wirklich keine Zeit haben, sich erbieten, selbst mit zum Arzt zu gehen und zwar zu dem von den Eltern bestimmten Arzt, unter Umständen in die Poliklinik oder zum Armenarzt. Sie nimmt dort die Verordnungen des Arztes entgegen, vermittelt sie an die Eltern und kümmert sich auch weiterhin um die richtige Durchführung des Angeordneten. Sie überwacht die Anschaffung von Brillen, Bruchbändern und Apparaten und überglbt dem Schularzt ihre Beobachtungen über Ernährung, Bedürftigkeit und so weiter des betreffenden Kindes.

Nach dem Bericht von Toelchau ist die Wirkung der Schulschwester sehr segensreich und trägt wesentlich bei zur Hebung des Gesundheitszustandes der Schuljugend. Die Kosten einer Schulschwester, deren jede mehrere Schulen versorgen kann, betragen etwa 1200 Mark jährlich. (In München sind versuchsweise zwei Damen vom Institut für soziale Arbeit in der Alfonsschule zur unentgeltlichen Tätigkeit als Schulschwestern zugelassen worden.) Wahrscheinlich kann eine Schulschwester auch gleichzeitig als Schulpflegerin für die soziale Fürsorge fungieren und kann zur Leitung der Schulspeisung, des Nachmittaghortes und so weiter herangezogen werden.

Die im vorstehenden erwähnten Einrichtungen erfordern einerseits neue Hilfskräfte, anderseits aber auch nicht unerhebliche Mittel. Zu ihrer Deckung werden nun wohl teilweise Staat und Gemeinde die Hand bieten. Ein großer Rest wird aber immer der Gesellschaft zur Deckung überlassen bleiben. Da die Basar- und Blumentagewohltätigkeit zur Lösung sozialer Aufgaben aus oft erörterten Gründen abzulehnen ist (für akute Notfälle mag sie reserviert sein), bleiben nur entweder Stiftungen oder Einnahmen, die aus der Gesamtheit der Leistungsfähigen gezogen werden. Als neuen Weg hierzu hat Verfasser vor fünf Jahren in diesen Blättern die Einführung einer Wohlfahrtssteuer bezeichnet. Eine solche allein würde zum Ausdruck bringen, daß der Kampf gegen soziales Elend nicht Sache sentimentaler Wohltätigkeit, sondern Pflichtleistung und vitales Interesse der Gesamtheit ist.

Der Urſprung der italieniſchen Staatspiraterie.

A corsaire corsaire et demi.
(Alter Grundſatz.)

Die hiſtoriſchen Beziehungen zwiſchen Italien und Afrika ſind alte, aber genau umſchriebene. In der römiſchen Zeit, auf die ſich die hieſige nationaliſtiſche Romantik heute ſo gerne beruft — ſpottet ihrer ſelbſt und weiß nicht wie — ſind ſie einerſeits durch den Beſitz Spaniens, anderſeits durch die Staatsmaxime beſtimmt worden, keinen römiſcherſeits unkontrollierbaren Handelsplatz im geſamten Mittelmeerbecken zu dulden; der römiſche Kaufmann hat Karthago zerſtört, hat Alexandria genau ſo eingezogen wie Rhodos und Korinth; die Spanien regierende Zentrale hat den Fuß auf Marokko und Algerien ſetzen müſſen um das Vakuum zu ſchließen. In dieſem Sinne iſt „*Mare nostrum*“ ein realpolitiſch nüchternes, weil auf der damaligen Weltlage beruhendes, und ein mit ebenſoviel politiſcher Energie wie politiſchem Takte auf die nordafrikaniſche Materie angewandtes Axiom geweſen. Überall wurde die Grenze des Erreichbaren klar erkannt. Nirgends mutete man dem Flugſande der Wüſten und ihrer Völkerwirbel adminiſtrative Fixierungen zu, die der ungeheure Schlund des ungeheuerlichen Afrika ſamt den Verſchlingern verſchlungen hätte. Nicht umſonſt war Rom in das Erbe erſt der puniſchen, dann der ptolomäiſchen Händlerſtaaten und ihrer Erfahrungen getreten: Das zeigte ſich vor allem an eben den Provinzen, um die das heutige Italien den elendeſten aller Kriege führt. Es iſt kein Zufall, daß ſie adminiſtrativ nicht an die Provinz Afrika und nicht an Ägypten geknüpft ſind, ſondern als Appendix der Verwaltung von Kreta figurieren. Nicht einmal den Diadochen war es dort mehr gelungen, die alte doriſche Beſiedelung der Tripolis und des Arkeſilaslandes fortzuführen: Sie war echt afrikaniſch unrettbar verſpült und Rom mußte mit der ganz prekären Regierbarkeit dieſer Striche und ſeines ſelbſtwilligen Indigenats rechnen, die Entfaltung ſeiner ſtaatlichen Mittel auf den Schutz einſchränken, den der Handel und die Freiheit auf ſeinen Straßen nicht entbehren konnte; die Politik des Meeres, nicht des Landes, hat den größeren Teil von Tripolis und der Barka in den Händen der einzigen ſouveränen Beherrſcher dieſes Meeres feſtgehalten. Blutige und ſiegloſe Kriege rächten die leiſeſten Schwankungen dieſer Politik und bildeten ſie in Poſitiven wie in Negativen zur Maxime der Beherrſchung aus, zur unſäglich mühevollen Schaffung von nicht in Untertanenverhältniſſe umzuſetzenden Klientelen, zur vorſichtigſten Zurückziehung avancierter Stellungen, zum zähen Schutze der unentbehrlichen Küſte.

Seitdem gibt es Beziehungen zwiſchen Italien als ſolchem und Afrika als ſolchem nicht mehr; an ihre Stelle ſind die Beziehungen zwiſchen Sizilien

und Tuneſien getreten, die den uralt phyſikaliſchen Zuſammenhang der beiden Länder durch ſtille Infiltration ſiziliſchen Proletariates, ſiziliſchen Kleingewerbes und Kleinhandels, ſiziliſchen Vermittler- und Unternehmertumes in das alte Gebiet Karthagos in einen hiſtoriſchen Zuſammenhang verwandelt haben: einen hiſtoriſchen, aber keineswegs einen politiſchen. Eine Inſelprovinz wie die ſiziliſche, deren politiſcher und kultureller Zuſammenhang mit dem Mutterlande ſich kaum über den Grad einer adminiſtrativen Fiktion erhebt, wo der Staat und ſeine Autorität nur durch ſtändige ſtille Kompromiſſe mit dem unerſchütterlich organiſierten Großverbrechen Waffenſtillſtände durchſetzt, aber auf die moraliſche Heilung des Volkes längſt verzichtet hat — eine ſolche halbautonome Barbareskenprovinz[1]) iſt kein politiſches Bindemittel zwiſchen einem modernen Großſtaate und der alten Wildnis der Welt. Sie ſelber gehört im Grunde unter die Ausnahmegeſetze einer Generalsdiktatur, und würde eine ſolche, da ſie nur im tieriſcheſten Sinne des Wortes egoiſtiſch und in keinem höheren politiſch iſt, nach einigem Widerſtreben ruhig ertragen, wenn ſie ihr nur Geſchäfte garantiert.

Darum iſt es eine unbedachte Phraſe, wenn hie und da behauptet wird, Italien habe ſich ſeinerzeit die Gelegenheit der Beſetzung von Tunis entgehen laſſen. An eine ſolche Möglichkeit der italieniſchen Zentrale, ſich mit händleriſchen Privatunternehmungen des ſizilianiſchen Settlements in Tuneſien politiſch zu identifizieren, wäre ſelbſt bei einer größeren Aktionsreiſe, als der italieniſche Staat ſie damals aufbringen konnte, nicht zu denken geweſen. Politiſche Annexionen und Protektorate werden durch das unternehmende Großkapital vorbereitet, das ſich über Einkünfte und Ausgaben barbariſcher Bevölkerungen eine ausſchlaggebende Kontrolle ſichert, nicht durch emigrierendes Proletariat, das irgendwo tätigen Mächten zur Verfügung ſteht und ihrer Nachfrage zureiſt. Und ein ſolches italieniſches Großkapital gab es damals ſo wenig als heute — worüber noch zu reden ſein wird — hätte andernfalls damals ſo wenig als heute gerade den tuneſiſchen Markt geſucht. So wenig Italien heute die italieniſchen Settlements von Newyork und Boſton, in denen ſein Menſchenmaterial das Hauptkontingent ſtellt, unter ſeine Fahne nehmen kann, genau ſo wenig konnte es den Fuß des Staates nach Tunis überſetzen, und Frankreich, das durch Okkupation Biſertas den Schluß aus dieſer Lage zog, durchbrach auf italieniſcher Seite kaum Phraſen, aber keine Tatſachen, geſchweige Intereſſen. Damals wie

[1]) Wir kennen ſehr wohl das glänzende Licht des Geiſtes, das im Volke von Sizilien die Abgründe der Verworfenheit beleuchtet. Aber wenn wir auch den Idealismus und den Glaubensmut unſerer großherzigen ſizilianiſchen Freunde bewundern, — es wäre eitel, Tatſachen zu verſchweigen, die ihnen ſo vertraut ſind wie uns.

noch heute sind alle wahren italienischen Interessen im Mittelmeergebiete dort am besten garantiert, wo sie als egoistische Individualbestrebungen im Schutze politischer Mächte sich zugleich bescheiden und geltend machen; auch letzteres: das italienische wie das jüdische Element im Mittelmeer und Levante, nach Funktion und Effekt einander eng verwandt, ist ein wirtschaftlicher Austauschfaktor ersten Ranges, wenn auch naturgemäß niederer Gattung, auf den keine Verwaltung gern verzichten wird, wenn die Umstände es gestatten ihn zu verwenden, und auch in Tripolis hat er neben der maltesischen und algerischen Judenschaft so nützlich gewirkt, daß nur politische Erwägungen von ausschlaggebender Wichtigkeit die Pforte zwingen konnten, ihn niederzuhalten.

Trotz allem Gesagten ist in diesem Lande der Phrase die französische Besetzung von Tunis der historische Ausgangspunkt der afrikanischen Aspirationen gewesen; nicht weil er italienische Interessen *verletzte*, sondern weil in der Diskussion darüber die *hypothetische Möglichkeit solcher Interessen* zum ersten Male auftauchte, und damit waren sie als solche, in die Luft hinein, plötzlich *geschaffen*. Dieser Vorgang wird den Kenner des Landes nicht weiter befremden, denn er wiederholt sich hier täglich im kleinen wie im großen. Hier führen nicht Tatsachen langsam zu Worten, sondern Worte, irgendwoher kommend, aufs Geratewohl gesprochen, werden, wie in wirren Träumen, zu halben Tatsachen, wie dieser tripolitanischen „Annexion", die nie aufhören an ihrer Phrase gebliebenen Hälfte zu laborieren, und in ihrer Gesamtheit die Signatur unsinniger Halbfertigkeit, schreienden Kontrastes erzeugen, die das ganze Land beherrscht und die in der Tibergrenze ihren geographisch-politischen Ausdruck findet. Eine Aufmerksamkeit, der vorher aller sachlicher Anlaß gefehlt hätte, war plötzlich erregt und begann sich mit großen Gesten und aufgeblähten Backen zu gebärden, unterstützt durch den Machtzuwachs, den das Land, von Bismarck in genialer Ausnützung des Momentes ans deutsch-österreichische Bündnis angeschlossen, plötzlich erfahren hatte. Von der englischerseits angebotenen Beteiligung an der Aktion in Ägypten hatte man in richtiger Abwägung der für Überseeabenteuer verfügbaren Kräfte Abstand genommen; Tunis war französisch. Tripolis allein blieb als möglicher Punkt für Behauptung italienischer Interessen in Nordafrika übrig, und auf ihn konzentrierten sich die Mündungen zwar nicht der Aktion aber der Diskussionen und der Imaginationen. Crispi begann sich zunächst zu informieren, und zwar erhielt er durch die Vermittlung eines Freundes die beste Information, die zu haben war, einen detaillierten Bericht unseres großen Gerhard Rohlfs. Er läßt sich in wenigen Worten resumieren: Das Land ist von größter Zukunft, vielleicht größerer als Tunis. Der Italiener

beſitzt, wie er in Tunis gezeigt hat, jede elementare Eignung zu ſeiner Erſchließung, wenn er ſich individuell mit Bauerngewinnen begnügt und harte Bauernarbeit leiſtet. Große Kapitalien ſind unentbehrlich wenn höhere Gewinne als ſolche erwartet werden. Hauptſache bleibt das Abſehen aan jeder, auch der lockendſten Gewaltmaßregel. Die Türken ſeien zwar verhaßt, ihr Regime abſcheulich, Steuerdruck, Menſchenquälerei, Päderaſtie wüteten in der arabiſchen Beaölkerung. Aber der Islam, van links und rechts auf ſeinen letzten unabhängigen Paſten zuſammengedrückt, aerſtärke ſich dort zu einem eiſenartigen Staffe. Die Männer ſeien ehrliebend, glaubenstreu, tapfer, unabhängig, und ſamt und ſanders farmidabel bewaffnet. Nur die oarſichtigſte Bereitung des Badens, nur die allmähliche Gewöhnung und Erziehung des arabiſchen Indigenates zur Intereſſierung an italieniſchem Schutz könne im geeigneten Momente zu einem Pratektarate führen. Die beiden Briefe van Rohlfs, ſchöne Dokumente des achtenden und duldenden Blickes, mit dem der Deutſche Fremdes erforſcht, haben italieniſche Blätter den traurigen Mut gehabt abzudrucken, während Rom ihnen Punkt für Punkt zuwiderhandelte. Ein ſolcher Weg zäher und entſagungsooller Arbeit für Sahn und Enkel, der auf raſche Erfolge der Mühe aerzichtet, iſt in Italien nur nach den armen braaen Bauern aerſtändlich, die den langſam wachſenden Ölbaum erziehen und für wenige Heller Gewinn jahraus jahrein die namenloſe Laſt der Winzerarbeit auf ſich nehmen; deſſen Kräfte und deſſen Söhne das den Staat an ſich reißende Unternehmertum in wildem Raubbau vergeudet.

Criſpi zag aus dem Berichte des großen deutſchen Afrikaners die einzige ſtaatsmänniſche Falgerung: die des aariäufigen Verzichtes bei fortſchreitender vorſichtiger Orientierung; aber er konnte die ihm ſubordinierten Organe nicht an kindiſchen Verſuchen eines irgendwie maskierten Gewaltſtreiches hindern. Wird man es für möglich halten, daß zwiſchen 1880 und 1890, vielleicht nach länger, das italieniſche „Generalkonſulat“ in Tripolis unter dem degradierten Völkermiſchmaſch der Stadt, in den Baſaren, Winkelkaffeeſchenken, Knabenbordellen und ähnlichen Orten eine aufgeſetzte Petitian um italieniſche Beſetzung des Landes zirkulieren ließ und Unterſchriften jeder Art bar bezahlte, um dart eine Plebiszitskomödie zu inſzenieren, wie ſie bei Begründung des Regno in mancher widerhaarigen Praainz des Mutterlandes zu ſa zufriedenſtellenden Reſultaten geführt hatte? Es waren die Mitteichen der alten lügneriſchen Demokratie: Majoritätenſchwindel und fabrizierte „Valksſtimme“. Sie führten in Rom nach zu keinem Reſultate und der findige Generalkonſul, der jedes neue Tauſend würdiger „arabiſcher“ Unterſchriften in Erwartung des Lohnes für ſa erfalgreiche Dienſte nach Rom ſandte, ſah ſich in der Erwartung, Schiffe aan Malta her auftauchen

zu ſehen, bis ans Ende enttäuſcht. Dagegen konnten die Reſultate grimmiger Entſchlüſſe in Stambul nicht wohl ausbleiben, wo man dieſe Machenſchaften, ohne gerade oor ihnen zu zittern, doch genau oerfolgte. Der Italiener genießt innerhalb des türkiſchen Machtbereiches weder als wirtſchaftliche Potenz höheren Grades noch gar ais ethiſche Perſon ein ſo fürchterliches Anſehen, daß ſelbſt in der Zeit tiefſten politiſchen Standes die Pforte eine ernſtiiche Gefahr in ihm erbiicken und zu Ausnahmemaßregeln ſich hätte gedrungen fühien ſollen. Die letzte hiſtoriſche Erinnerung des Osmanen an ihn iſt die Zerſchmetterung der oenetianiſchen Orientmacht durch ſeine Heere und ſeine Seeheiden; Bari, Trani und allenfalls Neapei, echt orientatiſche Städte, oermitteln ihm die Kenntnis des heutigen Italieners, ſoweit er ſie nicht durch unmitteibaren Verkehr mit ſüditalieniſchen Beoöikerungselementen beſitzt, die auch den Lombarden und Toskaner mehr mißtrauiſch als brüderlich zu ſtimmen pflegen. Inwieweit das ältere türkiſche Regime die poſitioen für Notfälle oerfügbaren Machtmittel des italieniſchen Staates richtig abzuwägen oermochte, ſtehe dahin; auch im ſchiimmſten Falle braucht der Türke ſich einer Unkenntnis nicht zu ſchämen, die auf der andern Seite, bei tauſendmal beſſeren Chancen der Erforſchung, noch bis auf den heutigen Tag ſich durch Verkennung, Mißbehandlung und Mißhandlung der immenſen Kräfte des Islam oor der ganzen Welt proſtituiert. Die Pforte wartete ab, bis ein offener italieniſcher Fehler Geiegenheit zu mehr oder minder offenen türkiſchen Gegenbewegungen zu geben oerſprach, und ſtörte inzwiſchen das leidliche Einoernehmen nicht, das in Tripoiis wie in Saloniki und in Syrien, unbeeinflußt durch belangioſe Diminutioquerelen, zwiſchen den beiden Eiementen beſtand.

In dieſen entſcheidenden Fehler ließ Italien ſich wie allgemein bekannt, mit dem Tripoiisabkommen des Miniſteriums Zanardelli-Prinetti durch eine franzöſiſche Liſt hineinziehen, der kein Dipiomat oon Beruf, Erfahrung und Weltüberblick je hätte unteriiegen können, und die nur dem zum auswärtigen Miniſter umgebackenen Fahrradhändier, der das Inſtrument zeichnen ſollte, zuzumuten war. Es kiingt ſo übel nicht, wenn die Stipuiation beſagt, Italien desintereſſiere ſich an Marokko gegen entſprechendes Desintereſſement Frankreichs an Tripolis. Aber wenn man weiß, daß das geſamte tripolitaniſche Hinterland bereits zwiſchen Frankreich und Engiand in bequem abgegrenzte Intereſſenſphären geteiit war, als jener Vertrag geſchioſſen wurde; daß der Beherrſcher des Hinteriandes ſehr wohi der im Vergieich zu Tunis und Ägypten miſerablen Küſtenſtriche entraten kann; daß er ſich ihrer unter allen Umſtänden entſchlagen wird, wenn ſie nur durch hartnäckige Kriege mit einem den letzten Poſten oerteidigenden unoerächtlichen Gegner zu erkämpfen ſind; daß in Marokko Italien zwar

aufgab, was es weder beſaß noch zu beſitzen je hoffen konnte, durch den Vertrag mit Frankreich aber die Axt an die Wurzeln des Dreibundes legte und eine Deutſchland naheſtehende Macht in unerhörteſter Weiſe durch Verfügung oder erklärten Anſpruch auf deren Gebietsteile empören mußte; durch einen Anſpruch ſchließlich, der außer mit ungeheuren Opfern niemals einzuziehen war: wenn man dies alles weiß und erwägt, ſo kann man nur zu dem Schluſſe gelangen, daß nie ein Tölpel in eine dreiſtere Falle gegangen iſt als Herr Prinetti in die der Herren Barrère und Delcaſſé. Die Folgen zeigten ſich ſofort. Es iſt nicht ſo bekannt wie es zu ſein verdiente, daß die Paſſivität, mit der die am Goldenen Horn vegitierende Feigheit den franzöſiſch-italieniſchen Tort entgegennahm, den letzten Anſtoß zu ihrem Sturze gegeben hat. Das neue türkiſche Regime trat mit dem Anſpruche einer vollen Souveränität über die letzten ihm verbliebenen afrikaniſchen Provinzen in ſeine Ämter und erklärte durch eingreifende Neubeſetzungen der Verwaltungs- und Kommandoämter wie durch Reformen von größtem Belange ſein Veto gegen etwaige Bemühungen der europäiſchen „Civiliſation". Es ſpricht nicht dagegen, daß Mahmud Schefket Paſcha die mit ſchweren Kruppgeſchützen armierten Hafenforts von Tripolis zugunſten wehrloſer Plätze in Arabien ihres Schutzes entkleidete; der erfahrene Kriegsmann wußte, daß Tripolis, wie es nur vom Meere her angegriffen werden, ſo auch nur vom Meere und nicht von Baſtionen aus vor einem Angriffe bewahrt werden kann, und daß eine vorläufige Beſetzung des Landes durch ein paar Kanonen mehr oder weniger nicht zu hindern war. Inzwiſchen organiſierte der neue Wall das Land und die Bevölkerung von Grund auf. Reiſende, die nach mehrjähriger Abweſenheit im verfloſſenen Jahre den alten Boden wieder betraten, waren mit Recht über die Wandlungen erſtaunt, die er in ſo kurzer Zeit, bei ſo beſchränkten Mitteln, und bei der ungeheuren Überlaſtung der jungen Zentrale bereits erfahren hatte. Eine Straßenbeleuchtung, neben der manche italieniſche Stadt ſchlecht abſchnitt, war durchgeführt, eine großartig gedachte Anlage zur Abführung der Überſchwemmungsgewäſſer eingerichtet, eine Wohlfahrtseinrichtung neben der andern im Werden, auf Schritt und Tritt begegnete man den feſt eingedrückten Spuren neuer Ordnung. Ein energiſcher Mann, als Adminiſtrator wie als Militär ausgezeichnet, hatte die Zügel in Händen. Er konnte nicht bezweifeln, mit welchen Gegnern er es zu tun hatte, und war nur durch den Wortlaut von Staatsverträgen in der Wahl ſeiner Kampfmittel begrenzt.

Der Gegner war das italieniſche Unternehmertum, das ſich in ohnmächtigen Bemühungen, nicht ſowohl ſeinen Boden zu verteidigen, — es hatte ihn nie errungen — ſondern Boden zu gewinnen, erſchöpfte. Alle ſeine

Fäden liefen zuſammen in den Händen des Banco di Roma, einer relativ jungen Gründung, die auf den Spuren der Deutſchen Bank, und an anderen Punkten der Levante leider in Intereſſengemeinſchaft mit ihr, eine verwegene Überſeepolitik treibt. Sie hatte eine Reihe halbinduſtrieller Unternehmungen auf tripolitaniſchem Boden eingerichtet, Mühlen, Ziegeleien und andere nicht eben ſehr belangreiche Konzerns, ſuchte durch Begründung von Filialkaſſen an allen Austauſchpunkten eine Art Bankmonopol durchzuſetzen und unterſtützte heimlich und offen alles konzeſſionslüſterne italieniſche Abenteurertum, das aus heimiſchen Falliſſements mit nach gerade hinreichenden Mitteln herübergekommen war, um ſich in das Fell des Bären zu verfilzen. Gegen dieſe Anſprüche, hinter denen das franzöſiſch-italieniſche Abkommen immer wieder im geeigneten Momente auftauchte, proklamierte Ibrahim Paſcha die Konkurrenz aller Nationen, und zog in richtiger Erwägung deſſen, was dem jungen Lande mehr als alles nottut, die kapitalkräftigen unter ihnen in erſter Linie heran. Er verhandelte wegen der neuen Hafenbauten mit engliſch-malteſiſchen Firmen, wegen Erſchließung der vermuteten Schwefellager mit amerikaniſchen Konſortien, bedachte Deutſchland, zu deſſen Konſul er eine ſtändige Fühlung unterhielt, mit Aufträgen und Konzeſſionen, dachte an Intereſſierung des belgiſchen Erſparniſſes, und verhielt ſich den Italienern gegenüber, ohne je einen greifbaren Streitfall von Belang zu ſchaffen, kühl und abweiſend. Nur ein Verräter hätte anders handeln können. Er ſorgte in aller Stille für eine Sicherung des Landes gegen rohe Gewalt. Unter ſeiner Leitung bedeckte es ſich mit heimlichen Waffendepots und Magazinen; ſeine reguläre Truppe erzog er zu einer Elite an Manneszucht und Leiſtungsfähigkeit, mit der Inſtruktion der arabiſchen Redifs wurde ein Anfang gemacht. Jeder einſichtige Kenner des Landes mußte den Italienern ſagen, daß mit Ausnahme eines vom Zaune gebrochenen Raubkrieges alle entſcheidenden Fehler gemacht waren, und daß man zwiſchen Umkehr und Kataſtrophe zu wählen habe. Aber Italien war in Tripolis nicht durch Männer von Arbeitskraft und moraliſchem Mute vertreten. Raſige Berichte wanderten aus der Schreibſtube des Herrn Peſtalozza, königlichen Generalkonſuls in der Landeshauptſtadt, in den Palaſt der Conſulta. Die Araber flehten um Erlöſung von dem Joche der verhaßten Türken, ſehnten den italieniſchen Schwanenritter herbei. Die teils erlogenen, teils aufgebauſchten Zwiſchenfälle — Lappalien, die an keiner Stelle des Orientes dem Europäer erſpart bleiben — wurden wieder und wieder verwandt, um „Bedrohungen“ der italieniſchen Kolonie zu fabrizieren, die ſchwachen Punkte der türkiſchen Zahlunterlegenheit, ihrer artilleriſtiſchen Ohnmacht, ihrer offenen Reeden immer wieder betont, inzwiſchen die heimiſche Preſſe mit einer Verlogenheit irregeleitet, vor der dem Kundigen wahl grauſen kann. Alles das fruchtete bei

der letzten und der vorletzten Regierung nicht. Sidney Sonnino iſt nicht der Regenerator der italieniſchen Finanzen, Luigi Luzzatti nicht ihr jahrzehntelanger getreuer Eckart und gleichzeitig der entſchiedene Anwalt eines raiſonnablen Zuſammengehens mit dem Islam geweſen, um einem unſinnigen Drucke zwiſchen heut und morgen zu weichen. Und von einem kalten Opportuniſten, wie Giolitti es lebenslang geweſen iſt, durfte man ſich eines Gleichen verſehen. Vier Umſtände haben dieſe Lage gewandelt: die Ablöſung der auf Poſitivismus, Sozialdemokratie und Menſchenrechte geſtützten demagogiſchen Rhetorik in Italien durch eine neue, ſittlich noch elendere, die von England und Deutſchland die imperialiſtiſche Brutalitätsphraſe in dem Augenblicke entlehnt, da in den Urſprungsländern alle anſtändigen Leute ſich ihrer zu ſchämen beginnen; die Arbeit des Vatikans, von der zu reden ſein wird; die Unfähigkeit der deutſchen Regierung, die ihre marokkaniſche Politik ohne die Sicherungen elementarſter Vorſicht in ein neues Stadium treten ließ, und im Vertrauen auf gänzlich wertloſe amtliche Verſicherungen der Conſulta den Vertragsfall zwiſchen Frankreich und Italien überſtürzte; die Wühlarbeit der wirtſchaftlichen Intereſſenten, vor allem der Aktionäre des Banco di Roma, die von dem Kriege zu profitieren hofften und an der Zentrale alle Hebel anſetzten. Alle dieſe Tendenzen verlangten nach Zentraliſierung und fanden ſie in dem ehemaligen auswärtigen Miniſter Sanninas, dem Grafen Guicciardini, der ſeine Zeitung, das „Giornale d'Italia", von jeher das Leibblatt des unruhigen Heeres und der unbefriedigten Marine, das Zentrum des neuen nationaliſtiſchen Kathalizismus, zur Kriegsſeſſe machte, ſeine Redakteure, mit Informationen und Indiskretionen überſüttert, auf nationaliſtiſche Hetzreiſen von Stadt zu Stadt ſchickte, durch jedes Mittel, anonyme und inſpirierte Artikel, fingierte Interviews „mit einem heraorragenden Diplomaten", erfundene Auslandskorreſpondenzen das Publikum aufpeitſchte und ſchließlich den beiſpielloſen Erfolg hatte, durch einen auf ſeine Seite gezogenen Unterſtaatsſekretär, den Sizilianer di Scalea, deſſen Chef, den kranken San Giuliano, das Regierungshaupt, den vorſichtigen Giolitti, und den ſo mittelmäßigen wie wohlmeinenden Monarchen in die ſchändlichſte Unternehmung mitzureißen, von der ſeit der Vergewaltigung Tarents durch Rom die italieniſche Geſchichte zu berichten weiß.

Im Januar 1910 erſuchte die italieniſche Regierung vertraulich um die guten Dienſte des deutſchen Verbündeten zwecks Abſtellung einer Anzahl von aufgezählten Behinderungen der italieniſchen Expanſion in Tripolis und Brechung des latenten Widerſtandes der türkiſchen Exekutive gegen jedes diesſeitige Unternehmen. Die Antwort war ebenſo korrekt wie unmißverſtändlich. Man wies auf das unglückſelige Faktum der franzöſiſch-italieniſchen Entente und die daraus reſultierende Verquickung der ökonomiſchen Inter-

essen Italiens mit unrealisierbaren, aber die Pforte dauernd aufs Schwerste reizenden politischen Ansprüchen hin, verwies auf die laut Berichten deutscher Amtsstellen unbezweifelbare Position, deren sich das italienische Element an allen von solchen politischen Aspirationen unberührten Punkten des osmanischen Reiches zu erfreuen habe, und glaubte eine fühlbare Detente der tripolitanischen Spannungen von dem Augenblicke an in Aussicht stellen zu dürfen, in dem die italienische Regierung ihr politisches Desinteressement am afrikanischen Vilajet unzweideutig erklärt hätte. Darauf erfolgte eine Reihe bedeutsamer Vorgänge, die es wünschbar ist, heut wieder in aller Erinnerung aufzufrischen. Italien erklärte am 16. März auf Interpellation im Parlamente, es werde einerseits eine Besitznahme tripolitanischer Stellungen durch dritte Mächte nicht dulden können — es handelte sich um vorgeschobene französische Posten bei Ghadames — wünsche aber, daß das Vilajet türkische Provinz dauernd sei und bleibe. — Auf dieser Basis wurde zwischen den beiden Regierungen aller aufgesammelte Bestand von Unstimmigkeit liquidiert, Entschuldigungen und Erklärungen in befriedigender Weise ausgetauscht und zur Besiegelung des neuen freundwilligen Zustandes die Zurückziehung der beiden exponierten Beamten, des türkischen Wali wie des italienischen Generalkonsuls vereinbart. Diese Lösung war nicht nach dem Sinne der hetzenden Kulissiers und des rabiaten Nationalismus, sie war vor allem nicht im Sinn der auf Auslandspolitik arbeitenden Partei, als deren Wortführer Guicciardini schon als Minister in einer längst nicht genug beachteten Parlamentsrede sich über die geringen „Ergebnisse" des Dreibundes für Italien mit kaum verhaltener Wut geäußert hatte. Aber es fehlte der Anlaß zu neuerlichem Umspringen. Ein paar Wochen währte das Heulen der Preßhyänen nach dem entgangenen Bissen, dann verstummte es. In diese Stimmung traf die Landung des Panther in Agadir.

Wiederholt ist in deutschen Zeitungen angedeutet worden, das selbständige Eingreifen Deutschlands in die Marokkofrage ohne vorherige Verständigung seiner Bundesgenossen sei eine rein diplomatische Fiktion, und so wenig ernst zu nehmen wie die gleichlautende Version über die Vorgänge bei Einziehung Bosniens, die, wie bekannt, vielmehr aufs sorgfältigste diplomatisch vorbereitet war. Wir können aus absolutester Kenntnis der Vorgänge versichern, daß dies nicht der Fall war, und daß das deutsche Auswärtige Amt es unglaublicherweise verabsäumt hat, sich über die italienische Auffassung der beabsichtigten Aktion amtlich oder vertraulich zu informieren. Diese Tatsache und sie allein bildet den politischen Schlüssel zu allen Folgevorgängen, und

wenn ſie auch den italieniſchen Piratenſtaat in die Reihe geſitteter Nationen zurückzuführen nicht ausreicht, ſo ſtellt ſie doch der Weltüberſicht des deutſchen Amtes, und ſeiner Abſchätzung des italieniſchen Faktors das ſchlimmſte Zeugnis aus. War es die Abſicht und die durchgeſetzte Abſicht der Bülowſchen Geſchäftsführung geweſen, Italien zu neutraliſieren, ſo war nun auch dies Prinzip durchbrochen. Man durfte Italien nicht zum Verzichte auf die Vorteile aus einem Vertrage zwingen, deſſen anderſeitige Vorteile man Frankreich gegen Kompenſationen freigab. Man durfte anderſeits nicht die beſte Gelegenheit für eine neuerliche Intereſſierung Italiens am Dreibunde vorübergehen laſſen. Wir können verſichern, daß im Sommer 1910 Italien auf einen bloßen Wink an der Seite Deutſchlands Frankreich ſeine alte marokkaniſche Rechnung mitpräſentiert haben würde, und neben Hinweis auf die durch die türkiſche Staatsumwälzung entwertete tripolitaniſche Poſition eine Baſis für anderweitige Entſchädigungen geſucht hätte. Dieſer Wink iſt nicht erfolgt, wohl aber gab man Frankreich und England Gelegenheit, im gefährlichſten Momente der Marokkoverhandlungen Italien zu einer tripolitaniſchen Diverſion anzureizen. Dieſer Anreiz fiel wie Sturm in die Lohe. Bereits hatte Guicciardini in einem anonymen Leitartikel des Giornale d'Italia die ſofortige Okkupation von Tripolis gefordert, unbekümmert um alle den Kriegsbrauch zwiſchen europäiſchen Völkern regelnde Sitte, hatte mit der ganzen Brutalität des Schwächlings, der einen noch Schwächeren gefunden zu haben glaubt, die Gefahrloſigkeit des Korſarenſtückes dargelegt und den geſamten Chorus des auf billiges Preſtige rechnenden Publiziſtenpöbels zu Beifall entflammt. Noch nicht zwei Jahre alt iſt die imperialiſtiſche Phraſe in Italien, noch nicht ein Jahr alt die nach ihr ſich nennende Partei. Aber ſchon hat ſie die ganze wertloſe Generation erobert, die dort das Erbe der alten poſitivoiſtiſchen demokratiſchen Generation angetreten hat. Es gehört die ganze Einfalt deutſcher Beurteiler dazu, anzunehmen, daß unter dieſem Wechſel der gerade modiſchen Rhetorik irgend ein tieferer, das Volksweſen betreffender Wechſel ſich verberge. Das Volk iſt was es war, individuell höchſt ſympathiſch, intelligent, viel redlicher und zuverläſſiger, viel fleißiger und ernſter, als gemeinhin gedacht wird; als Maſſe der alte Demos der Mittelmeerländer, unverändert ſeit den Zeiten der ſiziliſchen Expedition Athens, an deren Stimmung jeder kundige Betrachter des hieſigen Lebens täglich gemahnt wird, hemmungslos jedem neueſten Sophisma hingegeben, unter dem Einfluſſe der gerade friſchen Berauſchung jeden Nüchternen und Unberauſchbaren erdroſſelnd und vernichtend. Ein Terrorismus ſondergleichen, ein Denunziantentum, deſſen jedes ernſte Volk ſich mit Rechtsmitteln erwehren würde, ſchafft jene Einmütigkeit der

tripolitaniſchen Politik, die ſo manchen Deutſchen in ſeiner Beurteilung der Rechtsfrage wankend macht. Aber man täuſche ſich nicht. Die Studenten, die während des abeſſiniſchen Krieges die Eiſenbahnſchienen aufriſſen, um Truppentransporte zu verhindern, und ihre Söhne, die heute einen Paſſanten, der nicht mitſchreit, auf der Straße zu Boden ſchlagen, ſind eines Blutes, und weder die einen noch die andern zu bewundern, weder den einen noch den andern unſere Hand zu bieten oder zu belaſſen haben wir Deutſchen den mindeſten Anlaß.

Monatelang hatte Giolitti, hatte ſelbſt San Giuliano der demagogiſchen Wut widerſtanden. Den erſteren mochte es ſchwer ankommen, mit grauen Haaren ſeine Regierung zu beflecken, die ſeit ihren Anfängen nur vor einem zurückgeſchreckt hatte: vor Gewalt, in welcher Form es auch ſei; den andern drückten feierlich gegebene Worte. Aber die Reſſorts waren nicht mehr zu halten. Kriegs- und Marineminiſterium gaben ihren Funktionen und autonomen Rechten bereits Auslegungen, die zum Sturze des Kabinetts führen mußten, wenn ſie inhibiert wurden; ſechs Wochen lang wogte der Kampf um die Entſcheidung her und hin, bis ſchließlich in den erſten Septembertagen der Miniſter des Auswärtigen und ſein Unterſtaatsſekretär unter Drohung mit ſofortiger Demiſſion und Niederlegung eines ihren Schritt motivierenden Exposés im Archive des auswärtigen Amtes den Willen des alten Zauberers brachen; ihre Demiſſion hätte die nachfolgende der Landesverteidigungsreſſorts herbeigeführt; und der ängſtlich jeder Regung der Volksgunſt nachſpürende Demagoge fühlte ſich einer Unpopularität, die drohend ihm zu Füßen aufquoll, nicht gewachſen. So erfolgte mitten im Frieden das namenloſe Faktum eines Ultimatums, in dem eine Nation von der anderen binnen Stunden die Abtretung einer Provinz verlangte und faſt gleichzeitig ihre Flagge auf ausgeſandten Raubſchiffen für immer ſchändete. Vieles hatte dazu beitragen müſſen, ehe es dahin kam, und vor allem die Tatſache, daß die Zentrale des Katholizismus aufgehört hat, die ſittlichen Intereſſen der heiligen allgemeinen chriſtlichen Kirche zu vertreten. Sie iſt die Exekutive einer italieniſchen Nationalkirche geworden, mit der nichts als ein Name den deutſchen Katholiken verbinden ſollte, und wie ſie dieſen letzteren nach italieniſchen Erfahrungen beurteilt, ſo regelt ſie immer offener ihre politiſchen Entſchließungen nach italieniſchen Intereſſen. Aber dieſe alarmierende Tatſache und ihre Verbindung mit der tripolitaniſchen Aktion läßt ſich nicht nebenbei erörtern, ſie erfordert Einrückung in einen größeren Zuſammenhang.

Rom. Spectator Germanicus.

Rundschau.

Der Karlsruher Stadtbauplan.

In dem Märzheft Ihrer Zeitschrift ist ein Aufsatz: „Karlsruhe, eine städtebauliche Studie von Hans Schmidt" enthalten, die neben manchen sehr schönen Gedanken doch eine solche Unkenntnis über die neuzeitliche Entwicklung des Karlsruher Stadtbauplans aufweist, daß es zur Pflicht wird, auf diese Tatsache hinzuweisen, umsomehr, wenn eine so geachtete Zeitschrift wie die Ihre den Aufsatz mit ihrem Ansehen deckt.

Es liegt mir durchaus ferne, Fehler, die in der Zeit nach dem Kriege 1870/71 hier so gut wie anderswo gemacht wurden, beschönigen zu wollen, auch muß ich meinerseits davon absehen, etwa die neuesten Ortsbaupläne der Stadt in das richtige Licht zu stellen; es kommt mir darauf an, festzustellen, daß mir Herr Hans Schmidt nicht berufen zu sein scheint, die neueste Entwicklung des Karlsruher Stadtbauplans zu kritisieren; und zwar aus dem Grunde nicht, weil er offensichtlich die in den letzten Jahren festgestellten Baufluchtenpläne gar nicht kennt, noch weniger aber darüber unterrichtet ist, welche Pläne die Stadtverwaltung bearbeitet und in welcher Weise dies geschieht.

Ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß jemand, der die Ortsbaupläne der letzten Jahre gesehen hat, sagen kann, daß „diese um jeden Preis krumme Straßen und gewollte Unregelmäßigkeit zeigen" oder daß „neuerdings gegen Beiertheim zu ein Straßennetz projektiert ist mit einer einförmigen Aufteilung in rechteckige Blocks, bei deren Anblick man vermeint, Albdrücken zu bekommen". Abgesehen davon, daß beide Bemerkungen sich widersprechen, paßt diese Kritik nicht zu den Plänen; Herr Schmidt kann unmöglich die richtigen Pläne gesehen haben. — Ich darf an dieser Stelle ein Wort des Herrn Geh. Oberbaurats Dr. Baumeister (in dem Werke Karlsruhe 1911, Seite 135) erwähnen, das sich auf eben dieselben Pläne bezieht; er sagt: „Daß Gutes zustande kommt, möchte aus den neueren Teilen des Stadterweiterungsplanes zu ersehen sein. Es sind darin die Forderungen des Städtebaues hinsichtlich Verkehr und Gesundheit, ästhetischer und wirtschaftlicher Rücksichten tunlichst zu vereinigen gesucht."

Herr Schmidt hebt lobend die Bebauung des Haydn-Platzes durch Architekt Seyfer hervor, ich kann mich diesem Lobe nur anschließen, muß aber bestreiten, daß „diese erfreuliche Leistung im neuen Städteplan nur durch den Willen eines Privaten zustande kam"; denn der Ortsbauplan, der diese wirksame Architektur erst ermöglichte, war doch ein Werk der Stadt.

Diese unrichtige Bemerkung ist das Sprungbrett zu der wirklich kühnen Behauptung: „Die Tätigkeit der Stadt verspricht in keiner Weise Besserung zu bringen da, wo es am meisten nottut: an der einheitlichen Bearbeitung des Gesamtgebiets." Ich muß erstaunt fragen, woraus schließt das Herr Schmidt? Ich nehme an, daß unter der „einheitlichen Bearbeitung des Gesamtgebiets" gemeint sein soll, daß der Bearbeiter eines Ortsbauplanes sich zunächst darüber Klarheit verschaffen müsse, wie das Netz der Verkehrsstraßen, die Lage von Plätzen usw.

sich gestalten solle, ehe Details bearbeitet werden; daß nicht aufs Geratewohl Straßen angelegt werden, sondern daß generelle Pläne zugrunde liegen müssen. Diese Forderung ist selbstverständlich, und wird ebenso selbstverständlich von der Stadtverwaltung befolgt. Ich kann das auf Grund meines besseren Wissens versichern. Herr Schmidt zielt zwar darauf ab, daß die Programmstellung bei dem Wettbewerb aus dem Jahre 1906 beweise, daß die Stadt jenes Ziel nicht erkannt habe; es habe sich dort nur um die Ausbildung von weit auseinander liegenden Einzelteilen gehandelt. Auch hier ist, um eine These zu beweisen, den Tatsachen unbewußt Gewatt angetan. Jene zu bearbeitenden Teile sind nämlich durch ausgebaute Stadtteile von einander getrennt; für diese Ortsbaupläne zu verlangen, wäre doch offenbar sinnlos. Ich zweifle aber keinen Augenblick, daß die damaligen Preisrichter jedes Projekt verworfen hätten, das nicht eine organische und zweckentsprechende Weiterentwicklung des ausgebauten Stadtbauplanes dargestellt hätte.

Ich möchte gegenüber den Ausführungen des Herrn Schmidt betonen, daß sich die Stadtverwaltung Karlsruhe der großen und schönen Aufgabe, die ihr auf dem Gebiete des Städtebaues erwächst, vollauf bewußt ist und daß es doch seltsam zugehen müßte, wenn eine Stadt, die so viele treffliche und erfahrene Baukünstler zu ihren Bürgern zählt und sich ihrer weitgehenden Unterstützung zu erfreuen hat, trotzdem so schlecht beraten sein soll, wie Herr Schmidt ohne nähere Kenntnis der Verhältnisse glaubt annehmen zu dürfen.

Ich ersuche ganz ergebenst, diesen Zeilen in Ihrem geschätzten Blatte Raum geben zu wollen. Mit ausgezeichneter Hochachtung!

Karlsruhe, den 18. März 1912.

Dr. Paul,
I. Bürgermeister.

Dazu schreibt uns der Verfasser des Artikels über Karlsruhe:

Schon aus dem gereizten Ton der Entgegnung des Herrn Dr. Paul konnte ich entnehmen, daß die wenigen Bemerkungen, die in meiner Studie der heutigen Stadtverwaltung gelten, wirklich eine wunde Stelle getroffen haben. Weiterhin hat mir die Art, wie der erste Bürgermeister auf meinen Wunsch nach einer künstlerischen Einheit im Stadtplan entgegnete, gezeigt, daß ich nicht verstanden worden bin. Ich verweise darüber auf meine näheren Ausführungen in der Badischen Landeszeitung vom 29. März und dem Badischen Landesboten vom 30. März. Ich möchte aber auch hier mein Bedauern darüber aussprechen, daß Herr Dr. Paul die guten Absichten und die Liebe, die er für seine Aufgabe ohne Zweifel hat, nicht mit mehr Zurückhaltung verbindet. Oder er müßte doch mehr tun, um sich gegen den Vorwurf der starken Einseitigkeit zu schützen.

Im übrigen sei an dieser Stelle kurz zusammengefaßt: es ist richtig, daß der neue Plan vom Quartier bei Beiertheim besser ist als der alte, der während der Abfassung meiner Studie vorlag. Von den andern Plänen, die Herr Paul verteidigt, habe ich diesmal nicht geredet. Es ist auch richtig, daß Heinrich Segauer nicht der alleinige Urheber des Handnplatzes ist, da er den Grundriß teilweise vorfand. Dies ging für den aufmerksamen Leser schon aus meiner Studie hervor. Der Hauptanteil an der künstlerischen Ausbildung der Anlage bleibt ihm doch, und

jedenfalls würde es heute der Stadt am besten stehen, bei Erwähnung des Platzes immer mit Dank des Architekten zu gedenken, nachdem es hier allbekannt ist, welche Schwierigkeiten sie ihm die Jahre her gemacht hat.

Es bleibt nach allem vermehrt der Eindruck, daß von der Stadt die eigentliche Aufgabe der heutigen Erweiterung nicht erkannt ist: aus den zerrissenen Einzelteilen ein neues Ganzes zu schaffen. Die Anschauungen, auf Grund deren heute die Pläne vom Tiefbauamt bearbeitet werden, sind veraltet. Deshalb ist zur Gewinnung neuer anregender Ideen die Forderung nach einem Wettbewerb zur Gesamterweiterung bestimmter zu wiederholen, sowohl im Hinblick auf die unbefriedigenden Vorschläge von Moser wie auf die vielen andern Aufgaben, die mit der Verlegung der Eisenbahn erwachsen. Im Anschluß daran wird dann hoffentlich der Stadtbau wieder den Architekten zurückgegeben werden, wie es in den vorwärtsschreitenden Städten Deutschlands schon heute der Fall ist und wie es in allen hochstehenden Epochen der Baukunst selbstverständlich war.

Ein Münchener Friedensschluß.

Unter dieser Überschrift bringt Herr Paul Ehlers in der Dezembernummer der Süddeutschen Monatshefte eine Betrachtung über die am 30. Juni 1911 erfolgte Auflösung des Münchener Tonkünstlerorchesters und die Übernahme eines Teils seiner musikalischen Kräfte in das Konzertvereinsorchester.

Der Zweck der nachfolgenden Ausführungen ist nicht etwa, mich mit Herrn Ehlers über die Berechtigung oder Nichtberechtigung der schmerzvollen Betrachtungen auseinanderzusetzen, die ihm wiederholt aus der Feder fließen, sondern es soll der Legendenbildung entgegengetreten werden, die ohne solche Widerlegung leicht einmal in späteren Zeiten auf seinen Betrachtungen aufgebaut werden könnte; es sollen aber auch zwei glatt unrichtige Behauptungen des Herrn Ehlers widerlegt werden.

Zu diesem Zweck wird es notwendig werden, auch ein klein wenig Rückblick zu üben und da anzufangen, wo der Konzerverein sein Dasein begann. Hofrat Dr. Kaim hatte abgewirtschaftet und stand nicht allein vor dem künstlerischen, sondern auch vor dem finanziellen Zusammenbruch. Wiederum griff seine große Gönnerin, Frau Marie Barlow, ein und zahlte ihm eine bedeutende Summe an laufenden Schulden. Aber sie wollte auch das musikalische Erbe Dr. Kaims erhalten, nämlich die Volkssymphonie-, Abonnement- und Populären Konzerte in der Tonhalle.

Es mußte eine Rechtspersönlichkeit geschaffen werden, die als materieller Träger des Gesamtunternehmens in die Öffentlichkeit trat, und zu diesem Zweck wurde der Konzertverein als eingetragener Verein gegründet.

Daß Frau Marie Barlow trotz der Klarheit, mit der sie geschäftliche Dinge zu überblicken und ihren Willen in die Tat umzusetzen verstand, die gesamte Ausgestaltung der rechtlich sehr verwickelten Verhältnisse in der Tonhalle nicht allein vollziehen konnte, bedarf wohl keines besonderen Hinweises, selbst wenn Herr Paul Ehlers behauptet, der Konzertverein sei ein Gebilde, in dem die Mitglieder außer der Überlassung ihres Namens keine Leistungen übernommen hätten. Was von der überwiegend größeren Zahl der Mitglieder und insbesondere von den Vor-

standsmitgliedern an fürsorglicher Bemühung für den Konzertverein geleistet wurde, ist keine bloße Hergabe eines Namens.

Am 1. Mai 1908 war der Konzertverein gegründet worden. Am 9. Februar 1911 starb Frau Marie Barlow. Sie hinterließ dem Konzertverein ein Vermächtnis von 500000 Mark, jedoch nicht, wie Herr Ehlers behauptet, ohne jegliche Vorschrift oder Einschränkung, sondern mit der ausdrücklichen Bestimmung, sie wünsche durch dieses Legat eine Garantie zu schaffen, daß der Konzertverein als ihr Lebenswerk sie überdaure. Ob nun Frau Barlow ihre wiederholt geäußerte Absicht, dem Konzertverein eine Rente aus zwei Millionen Mark zu sichern, angesichts der plötzlich über sie hereinbrechenden Erkrankung nicht mehr verwirklichen konnte oder ob sie sich anders entschlossen hatte, kurz: Mit dem Tod seiner Gönnerin schloß sich deren sorgende Hand und es blieb dem Konzertverein neben einem größeren Bankdepot nichts übrig als eine noch dazu durch die jährlichen Steuerlasten geschmälerte Rente zu 20000 Mark und die Erkenntnis, daß damit der Konzertverein nicht dauernd erhalten werden könnte.

Aufgabe der nach dem Ableben der Frau Marie Barlow neugewählten Vorstandschaft, bestehend aus dem Verfasser dieses als Vorsitzenden, dem Herrn Paul Ehlers als Schriftführer und den Exzellenzen Dr. Freiherrn von Soden-Fraunhofen und von Thelemann sowie dem Geheimen Kommerzienrat Gabriel Sedlmayr, war es nun, zu allernächst für die materielle Forterhaltung des Konzertvereins zu sorgen.

Diese Sorge war um so schwieriger, als es in den drei Jahren seines bisherigen Bestandes dem Konzertverein nicht gelingen wollte, über ein jeweiliges jährliches Defizit von durchschnittlich 180000 Mark hinwegzukommen.

Es wurden die mannigfachsten Besprechungen mit wohlhabenden Kunstgönnern Münchens sowie in Betracht kommenden städtischen und staatlichen Behörden gepflogen, ohne ein anderes Ergebnis zu zeitigen, als daß man den Konzertverein des größten Wohlwollens und der vollsten Anerkennung für seine Tätigkeit versicherte, ihm aber die so dringend notwendige materielle Unterstützung nicht gewährte.

Leise, aber sehr deutlich klang durch alle diese ablehnenden Bescheide der Hinweis darauf durch, daß in München neben dem Konzertvereinsorchester auch noch ein anderes, recht tüchtiges Orchester bestehe, das bei allenfallsiger Bevorzugung des Konzertvereins sich seinerseits mit Recht über die Verweigerung seiner materiellen Unterstützung beschweren könne.

Das Tonkünstlerorchester hatte sich in der Tat seither tapfer, wenn auch unter kärglichen Verhältnissen gehalten und es bestand keine Aussicht dafür, daß in absehbarer Zeit seine Konkurrenz erlöschen werde.

Da bot sich gegen Ende Mai 1911 die Gelegenheit für den Unterfertigten, den Besuch eines führenden Mitglieds des Tonkünstlerorchesters zu empfangen und mit diesem in großen Zügen über die Lage dieses Orchesters zu sprechen. Aus dieser Unterredung ergab sich, daß man auf der Gegenseite längst eingesehen hatte, wie wenig zweckentsprechend das ablehnende Verhalten des Berliner Musikerverbandes und des Münchener Tonkünstlerorchesters anläßlich der Einigungsverhandlungen im Juli 1908 gewesen war und wie nachteilig die Konkurrenz der beiden Orchester für die Pflege der Symphoniemusik in München sei. Das Tonkünstlerorchester stand

jedoch auf dem Standpunkt, daß es bereit und in der Lage sei, den latent gewordenen Kampf mit dem Konzertvereinsorchester auch weiterhin auszuhalten, ja sogar, daß es dem Tonkünstlerorchester in absehbarer Zeit gelingen werde, seine wirtschaftliche Lage durch auswärtige sowie hiesige größere Konzerte dauernd zu verbessern. Zugegeben wurde, daß der Konzertverein derzeit durch das Barlowsche Vermächtnis einer halben Million sich in einer günstigeren wirtschaftlichen Lage befinde; die Gegner wußten aber sehr genau abzuschätzen, wie lange der Konzertverein in der Lage sein werde, ohne ausgiebige materielle Zuschüsse von dritter Seite sich zu behaupten.

Einsicht bestand seitens der Tonkünstler auch darein, daß die Wiederaufnahme und die Durchführung der im Juli 1908 abgebrochenen Verhandlungen für das Tonkünstlerorchester weitgehende Opfer erfordere, insbesondere, daß nicht mehr die Übernahme des gesamten Stammes seiner Musiker (36 an der Zahl) verlangt werden dürfe, sondern daß nur eine verhältnismäßige Zahl davon unter Auflösung des Tonkünstlerorchesters im ganzen übernommen werden solle.

Wer weiß, wie schwer trotz allem, was Herr Paul Ehlers vom Gegenteil zu berichten hat, der Zwiespalt der beiden Orchester auf dem Kunstleben Münchens lastete der wird auch ohne weiteres begreifen, daß es für die leitenden Mitglieder des Konzertvereins geradezu eine Verantwortung gewesen wäre, die dargebotene Hand zur Beseitigung dieses Zwiespalts zurückzustoßen.

Hatte ja doch auch die verliebte Frau Barlow in den Einigungsverhandlungen vom Juli 1908 darein gewilligt, alle Stammmitglieder des Tonkünstlerorchesters zu übernehmen und bewährten Mitgliedern dieses Orchesters die Prüfung zu erlassen, sowie von der seitens des Berliner Musikerverbandes verlangten Gehaltssicherung zu 200000 Mark den Betrag von 100000 Mark bei einer hiesigen Bank zu hinterlegen.

Es waren von dem musikalischen Leiter Ferdinand Loewe damals 23 Mitglieder des Tonkünstlerorchesters in Aussicht genommen, die ohne Prüfung übernommen werden sollten!

Nahezu die gleichen Tonkünstler, nämlich 24, hat der Konzertverein am 30. Juni 1911 ohne Prüfung übernommen! Und diese Musiker hatten zur größten Zufriedenheit von Dirigenten wie Steinbach, Schuch und anderen sich in der Öffentlichkeit des In- und Auslandes bewährt. Die vorbereitenden Verhandlungen zu einer allenfallsigen Vereinigung wurden nun völlig unverbindlich für beide Teile weitergeführt. Als ausdrückliche Bedingung — und zwar nicht zum wenigsten im Interesse des Konzertvereins — war beiderseits vollständiges Stillschweigen über die vorbereitenden Verhandlungen begehrt und zugesichert worden.

Wer weiß, wie die größten Unternehmungen schon durch unzeitgemäße Indiskretionen im Entstehen zugrunde gegangen sind, wird diesen Standpunkt von beiden Seiten recht wohl begreifen. Übrigens wußten auch auf Seite des Konzertvereins nur der Unterfertigte und ein hervorragendes Vorstandsmitglied um das Fortschreiten der vorbereitenden Verhandlungen.

Diese Verhandlungen waren nach dem Willen der beiderseitigen Vertreter bis an jene Grenze zu führen, an der es nur mehr des rechtlich bindenden Abschlusses bedurfte und es war ausdrücklich vorbehalten, daß aus der Vorbereitung dieses

Abschlusses von keiner Seite irgendweiche nachteilige Schlußfolgerungen gezogen werden durften, wenn das Einigungsabkommen an dem Widerstand der verfassungsmäßigen Leitung auf der einen oder anderen Seite scheitern sollte.

Nachdem in der Ausschußsitzung vom 11. April 1911, an der sowohl Herr Paul Ehlers wie Direktor Ferdinand Loewe teilgenommen hatten, unter Zustimmung der Herren Paul Ehlers und Direktor Ferdinand Loewe die „höchst zulässige Verminderung des Orchesters" beschlossen war, wurde in der Sitzung vom 23. Juni 1911 in Anwesenheit des Herrn Paul Ehlers durch die Vorstandschaft beschlossen, es sei der sofort einzuberufenden Generalversammlung die geplante Übernahme von Mitgliedern des Tonkünstlerorchesters nach Auswahl durch den Konzertverein, sowie die Kündigung der Verträge der entsprechenden Anzahl von Mitgliedern des Konzertvereinsorchesters mit vertragsmäßiger Wirkung auf 30. September 1911 zu empfehlen.

Da Direktor Ferdinand Loewe den Einladungen zu den notwendig werdenden Sitzungen infolge einer Badereise nicht folgen zu können schriftlich mitgeteilt hatte, wurde am 23. Juni 1911 einstimmig — auch von Herrn Paul Ehlers — beschlossen, an Stelle des Direktors Ferdinand Loewe den Hofkapellmeister Paul Prill in den Ausschuß zu berufen. Diesem wurde dann auch die Auswahl der allenfalls zu übernehmenden 24 Mitgliedern des Tonkünstlerorchesters übertragen.

In der Hauptversammlung vom 26. Juni 1911 erfolgte nach der eingehendsten und gewissenhaftesten Beratung der zahlreich erschienenen Vereinsmitglieder der Beschluß, daß unter Entlassung von 24 eigenen Musikern 24 Mitglieder des Tonkünstlerorchesters nach Auswahl in das Konzertvereinsorchester aufgenommen werden sollten und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung:

1. daß sich das Tonkünstlerorchester auflöse,

2. daß die vom Berliner Musikerverband über den Konzertverein und seine Angehörigen verhängte Sperre aufgehoben werde und

3. daß die übrig bleibenden Stammmitglieder des Tonkünstlerorchesters kein weiteres Konkurrenzorchester gründen dürften.

Gegen diesen Beschluß stimmten nur Herr Paul Ehlers und Herr Direktor Ferdinand Loewe. Alle übrigen anwesenden Vereinsmitglieder hatten, soweit sie überhaupt anfänglich anderer Meinung waren, sich im Laufe der mehrstündigen Verhandlungen den schwerwiegenden Gründen der Vorstandschaft angeschlossen und ihre Vorschläge zurückgezogen.

So hatte Herr Paul Ehlers allen Ernstes geglaubt, man solle das Barlowsche Vermächtnis zu 500000 Mark eben einfach aufbrauchen, obwohl er selbst in der Generalversammlung vom 25. Februar 1911 dafür gestimmt hatte, dieses Legat verzinslich festzulegen. Andere Meinungen gingen dahin, man solle die bisherigen Mitglieder des Konzertvereinsorchesters in der Zahl von 83 beibehalten und dazu noch weitere 24 Mitglieder des Tonkünstlerorchesters aufnehmen, dann aber im nächsten Jahr die Auswahl treffen.

Der Konzertverein, der schon die vierten Bläser nicht voll beschäftigen konnte, so daß eine Verminderung des Orchesters auf 71 Mitglieder vollständig gerechtfertigt war, hätte also seinen Musikerstand auf 107 Mitglieder erhöhen sollen, und das alles trotz einer bisherigen Unterbilanz von jährlich zirka 180000 Mark!

Daß man mit solchen Ideen, deren künstlerischer Höhenflug den realen Boden unter den Füßen vertiert, überhaupt ernsthaft nicht rechnen konnte, lag klar auf der Hand. Es mußte vielmehr, wie dies auch die Generalversammlung billigte, das Orchester auf jenen Sollstand verringert werden, der ihm an Zahl seiner Mitglieder die Bedeutung eines erstklassigen Symphonieorchesters beließ, aber die bisherigen hohen Ausgaben für das Orchester nach Möglichkeit verringerte.

Solange Frau Barlow lebte, spielte freilich die Frage, ob man vierte Bläser engagieren und bei ihrer nur zeitweiligen Beschäftigung im übeigen spazierengehen lassen durfte, keine Rolle, und auch Herr Paul Ehlers fand dies als Schatzmeister des Vereins vollständig in Ordnung. Als aber Frau Barlow gestorben war, galt es für den Konzertverein hauszuhatten, seine Ausgaben einzuschränken, seinen Erwerb durch Arbeit zu steigern und Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln anzustreben. Konnte letzteres nicht geschehen ohne Beseitigung des Zwiespaltes im musikalischen Leben Münchens, so war die Beseitigung erste Existenzvoraussetzung. Sie durfte selbstoerständlich nicht erfolgen, indem minderwertiges Material an Stelle vollwertiger Künstler in das Konzertvereinsorchester aufgenommen wurden.

Das ist aber auch gar nicht der Fall. Die neuaufgenommenen Tonkünstler sind vollwertige Musiker und ersetzen an Gereiftheit das, was manche der im Drange der Not angeworbenen ersten Mitglieder des Konzertvereinsorchesters allenfalls vermissen lassen mochten. Es wird niemand bestreiten können, daß auch dieses Moment in einem erstklassigen Orchester eine hervorragende Rolle spielt.

Daß in einem Orchester, in das 24 neue Mitglieder aufgenommen werden, diese sich mit dem übeiggebliebenen Stamm von 47 Mitgliedern erst wieder in gewissem Sinne verschmelzen müssen, ist klar; daß aber Meister Loewe dieser Aufgabe voll gewachsen ist und daß er hierin von Hofkapellmeister Paul Peill nachhaltig unterstützt wird, ist eine Tatsache, die Herr Paul Ehlers kaum wird bestreiten können, mag er, der nach seinem Rücktritt als Scheiftführer im Konzertverein nunmehr wieder über ihn kritisch zu Geeicht sitzt, auch manches an ihm künstlerisch zu beanstanden wissen.

Herr Ehlers, der in der Versammlung vom 26. Juni 1911 gegen Entlassung und Neuaufnahme von Mitgliedern gestimmt hatte, unterscheieb von vorstandswegen die Kündigungsbeiefe an die zu entlassenden Mitglieder des Konzertvereinsorchesters sowie die Verträge für die neuaufzunehmenden Mitglieder des Tonkünstlerorchesters und fand dann acht Tage später, d. i. am 4. Juli 1911, daß sein künstleetisches Gewissen ihm verbiete, die Stelle als Schriftführer des Konzertvereins weiterhin beizubehatten.

Leider hat Herr Paul Ehlers die von ihm in seinem Rücktrittsschreiben angedeuteten „wohlerwogenen Pläne für eine weitere finanzielle Fruchtbarmachung des Konzertvereins" diesem bei seinem Rückteitt nicht mitgetellt. Wenn sie allerdings dergleichen waren, wie sein obenerwähnter Vorschlag, so ist für die „Bourgeois" des Konzertvereins, wie Herr Paul Ehlers die Mitglieder der Vorstandschaft und des Vereins in schöner Selbstvergessenheit zu nennen beliebt, nichts verloren.

Die Vereinigung der übernommenen Tonkünstler mit dem Konzertvereinsorchester ging am 1. Oktober 1911 tadellos vor sich, und es besteht vollkommene Einigkeit

unter den Orchestermitgliedern, die als vernünftige Männer wohl eingesehen haben, daß man sich zur rechten Zeit bekämpfen und zur rechten Zeit vertragen kann, zumal wenn es gilt, hohe künstlerische Ziele zu erreichen.

Aus den vorstehenden Ausführungen ergibt sich nun, daß unrichtig ist, was Herr Paul Ehlers behauptet, nämlich daß die engere Vorstandschaft und der künstlerisch verantwortliche Leiter überrumpelt, das heißt nicht rechtzeitig von der vorbereiteten Einigung benachrichtigt worden seien, so daß dadurch ihre eigene Entschließung ausgeschaltet worden wäre.

Herr Paul Ehlers ebenso wie der künstlerisch verantwortliche Leiter des Konzertvereins hatten es nicht weniger als alle anderen Mitglieder des Konzertvereins in den beschließenden Versammlungen in der Hand, durch die Kraft ihrer Gründe den Einigungsantrag zu Fall zu bringen; die vorbereitenden Besprechungen mit den Tonkünstlern wären dann eben erfolglos geblieben und hätten es bleiben können, ohne daß durch die Ablehnung an den bestehenden Verhältnissen etwas geändert worden wäre.

Die Annahme des Einigungsantrags erfolgte nach stundenlanger Beratung, und es ist ein durch nichts begründeter Vorwurf des Herrn Paul Ehlers gegenüber den angesehenen Männern, die dem Konzertverein als Mitglieder angehören, wenn Herr Paul Ehlers von „rücksichtsloser Nichtachtung *seiner* Gründe und von Vergewaltigung" spricht, und Herr Paul Ehlers hätte ebensowenig Veranlassung dabei zu sprechen von „Menschen, die von Kunst wenig oder nichts verstehen und die selbstherrlich in die Entwicklung eines groß gedachten Unternehmens eingegriffen haben", wenn er sich selbst darüber klar wäre, daß auch das edelste künstlerische Unternehmen auf den Boden vernünftiger Geschäftsführung gestellt werden muß, soll es nicht das Schicksal so mancher erster Kunstinstitute teilen, die an den utopischen Ideen seiner Unternehmer zugrundegegangen sind.

Zum Schluß noch eine Bemerkung: Herr Paul Ehlers behauptet, Verfasser dieses als damaliger Vorsitzender des Konzertvereins habe der verliebten Frau Marie Barlow während ihrer Krankheit das von ihr verlangte „feierliche Versprechen gegeben, daß er das Tonkünstlerorchester nie in den Konzertverein eindringen lasse".

Diese Behauptung ist *unwahr*. Sie entspricht auch nicht dem geschäftlichen Zielbewußtsein, durch das sich Frau Marie Barlow in ihrer Fürsorge für den Konzertverein stets auszeichnete. *Sie* wäre nie so töricht gewesen, einen Einigungsvorschlag zurückzuweisen, der dem Konzertverein nicht nur die Aufhebung der überaus lästigen Sperre, sondern auch die Auflösung des Tonkünstlerorchesters und damit die Beseitigung der ganzen musikalischen Misère Münchens brachte.

Frau Marie Barlow war ja im Jahre 1908 dem Tonkünstlerorchester bereits auf das weiteste entgegenkommen. Durch die schroff ablehnende Haltung Berlins allerdings war sie verschnupft; aber vernünftigen Notwendigkeiten und auf der Hand liegenden Vorteilen für den Konzertverein hat sie sich *nie aus einseitigem Beharrungsvermögen widersetzt*.

Jedes lebensfähige Unternehmen muß sich fortentwickeln. Die Ereignisse waren längst weiter gewandert, als Frau Marie Barlow kaum wenige Monate tot war, und es war nur in ihrem Geiste gehandelt, sich nicht engherzig gegen neue Entwick-

langsmöglichkeiten zu verschließen, obwohl Herr Paul Ehlers anderer Meinung ist und obwohl er dem Mißmut hierüber in seinem „Münchener Friedensschluß“ in so bezeichnender Weise Ausdruck gibt.

Das stolze Wort, das der Konzertverein im Juli 1909 an den Oberbürgermeister der Stadt München richtete, hatte im Juni 1911 längst seine Voraussetzungen verloren.

Der Konzertverein war nach dem Ableben der Frau Marie Barlow nicht mehr genügend finanziell fundiert; dem Konzertverein wurde nicht mehr zugemutet, Mitglieder den Einflüssen des Berliner Musikerverbandes preiszugeben, da ja der Berliner Verband die Sperre rundweg aufzuheben hatte; und das friedliche Zusammenwirken beiderseitiger Orchestermitglieder wurde zur Zeit des Friedensschlusses im Juni 1911 von Seiten der Tonkünstler ausdrücklich zugesichert und von den beiderseitigen Orchestermitgliedern gerne gehalten.

Wenn jene öffentlichen Stellen, in deren Händen die Erhaltung des künstlerischen Rufs der Stadt München ruht, mitwirken, die finanziellen Grundlagen des Konzertvereins zu verstärken, dann wird auch der stets hilfsbereite Kreis der Kunstgönner Münchens, die bisher solchen Beispiels noch harrten, die bisher geübte Zurückhaltung aufgeben.

Die kommenden Jahre müssen erweisen, ob sich der Kassandraruf des Herrn Paul Ehlers erfüllt oder ob der hoffnungsfreudigen Vernunft der Konzertvereinsleitung die Zukunft gehört.

München. Robert Maurmeier.

Dresdner Theater.

Ein Winter in Dresden, dabei fleißiger Theaterbesuch: man hat jedenfalls vielerlei gesehen. Tragödie und Schauspiel, Komödie, Posse, Salonstück, — Shakespeare und Gutzkow, Hardt und Hardung, Calvallet, Flers und Co. und Hauptmann, Shaw und Schiller und viele andre noch, Versstück und Prosa, große Deklamation und wenigstens witzige Nichtigkeit. Die Ausstattung ist immer gediegen, oft amüsant. Die Besetzung ist mitunter interessant, jedenfalls immer anstaunenswürdig.

Die Leitung trägt sich mit großen Plänen. In der allernächsten Zeit wird der Neubau eines ganz modernen, großartig gedachten Schauspielhauses begonnen. Platz, Plan und Geld, alles steht bereit. Wer diesen Plan wohl durchgesetzt hat? Der spontane Wille einer theaterbegeisterten Bevölkerung? Das alte Schauspielhaus ist nicht sehr groß. Ein klassisches Stück wird gegeben. Dem überraschten Besucher bietet sich beim Eintritt in den Zuschauerraum ein nicht unliebenswürdiger Anblick: da sind sämtliche Ränge vom ersten bis zum letzten mit der kunstliebenden Schuljugend aller staatlichen und städtischen klassischen und halbklassischen Bildungsstätten besetzt; jeder Sitz für eine Reichsmark. Auch sämtliche Mädchenpensionate Dresdens gießen sich an solchen Tagen in das Schauspielhaus aus. Dem Zuhörer der Gespräche dieser Jugend ist ein Amüsement sicher. Aber Förderung für die Hofbühne? Auch nur gute Einnahmen?

Dresden ist eine ganz unliterarische Stadt. Zwar geht man ziemlich fleißig ins Theater. Man gibt sogar genug Geld für umfangreiche Inserate an auffallender Stelle in den gelesenen Tageszeitungen aus, in denen ein von der Leitung an-

scheinend vernachlässigter, dennoch sehr beliebter Darsteller einer unentwegten Gönnerschaft, die mißgünstige Leitung dagegen jedes Übelwollens versichert wird. Die Zahl der Abonnenten im Schauspielhaus ist hoch. Logischerweise wird auch vor allem für sie gespielt. Auf wen sollte man sich auch sonst einstellen? Auf die literarisch durchgebildeten Leute Dresdens? Sie würden nicht eine Reihe im Parkett füllen. Nur, daß dennoch nur von ihnen die starken Antriebe ausgehen, und daß literarische Unkultur auch Unreife nach mancher andern Richtung naturnotwendig mit sich bringt. Daß eine an sich recht gleichgültige Masse zu sogar leidenschaftlicher Teilnahme für jeden noch so kühnen Theaterversuch herangezogen werden kann, hat Reinhardt bewiesen. Über allem Für und Wider in betreff seiner Kunst, — da liegt sein großes Verdienst. Der Dresdner wäre nicht schwerer als der Berliner zu gewinnen.

Gewiß hat die Leitung einer Hofbühne sehr viele Schwierigkeiten zu überwinden. Augenscheinlich soll mit dem Dresdner Schauspielhaus Geld verdient werden, vielleicht sogar für die Oper mit, die kostet und kosten darf. Für das Schauspielhaus sind zum Beispiel literarische Versuche unerlaubt. Obgleich: ich möchte wissen, welches Stück von diesen beifallsfrohsten aller Premièrenrichter nicht bis zu der herkömmlichen Dutzendaufführung heraufgeklatscht werden würde? Niemals dürfte doch ein hartes Zeichen von Mißfallen die so allbeliebten, allverehrten Darsteller für so viele Mühe, so viele Arbeit enttäuschen! Trotzdem: man wagt eine Uraufführung, wenn man sie überhaupt wagt, nur in einem Eckchen zwischen zwei Jahreszeiten.

Doch verwegnere Bühnen im Reich probieren ja für die vorsichtigen genug Material aus. Eine andre Rücksicht auf Kasse und Durchschnittspublikum ist schlimmer, ganz verderblich, — sie streicht das Dresdner Hoftheater einfach aus der Reihe der ernst zu nehmenden Bühnen: daß hier nur zu vielen altbewährten Kräften augenscheinlich ein nur zu behagliches Heim geboten werden soll. Auch ein Hoftheater ist keine Pflegstätte für petrifakte Werte. Das Dresdner Schauspielhaus aber ist das Theater, wo Darstellerinnen jugendlich verführerischer Weiblichkeit unter der wärmsten Teilnahme einer dankbaren Bevölkerung ihr fünfundzwanzigjähriges Zugehörigkeitsjubiläum feiern. Hier kann man alle Theaterstile Deutschlands seit fünfzig Jahren praktisch durchstudieren. In einem einzigen Stück; da spielt alles nebeneinander. Man hat an und für sich ein für eine große Bühne erstaunlich kleines Personal. Eine Heroine, sogar ein jüngerer Charakterspieler fehlen ganz. Und alte Leute, die auch alt aussehen, und eine uraltertümliche Arbeitsweise haben, spielen in modernen Stücken moderne Rollen neben Darstellern, deren Kunst überhaupt nur unter Anerkennung allermodernsten Wollens zu verstehen ist. Wer merkt es auch nur? Kaum wagt die Kritik in den Tageszeitungen hin und wieder eine schüchterne Bemerkung darüber. Sie hat den empörten Ausdruck der Entrüstung zu viel verletzter Gefühle treuer Anhänglichkeit zu beachten.

Aber das Schauspielhaus hat Ehrgeiz oder der Neubau wäre sinnlos. Da sind auch einige interessante Kräfte, eine oder zwei vielleicht sogar von allererstem Rang. Lange Zeit hat die Oper alle Teilnahme solcher, die urteilend in Betracht kamen, verschlungen. Doch Deutschland könnte ein Gegengewicht gegen die Berliner Bühnen wohl gebrauchen und würde auch dankbar sein. Aber um es herzustellen, — dazu

gehörte ſehr viel künſtleriſcher Inſtinkt, ſehr viel Schulung, ſehr viel Mut. Inſtinkt, Schulung, Mut — in Dresden? Warum nicht. Leſſing war Sachſe.

Dresden. Margarete Siebert.

Anmerkungen.

Gibt es nicht auch eine Schwarzweißkunſt der Literatur, gedichtete Radierungen, Vignetten und Randleiſten einer zugleich unaufdringlichen und ſelbſtbewußten Proſa? In manchen Aphorismen von Karl Kraus iſt dieſe Kunſt auf ein Äußerſtes konzentriert. Auch in dem dünnen Bande Viktor Auburtins „Die Onyxſchale“ (Albert Langen) lebt ſie, wie ſie in Turgenjews „Gedichten in Proſa“ lebt oder in Mauthners „Lügenohr“. Die kleinen Federzeichnungen Kleys ſind uns lieber als die bemalten Quadratkilometer der Scholle; in den kleinſten Klavierzwiſchenſpielen der Mörikelieder ſteckt mehr Muſik als im Roſenkavalier; ſo iſt mir dieſe Onyxſchale lieber als eine Reihe Zeitromane. Hier iſt die Anmut des Fechters, deſſen Degen blitzt, pfeift, trifft. Von Auburtin iſt auch die prachtvoll rückſichtsloſe Broſchüre „Die Kunſt ſtirbt“ (Langen): nicht ſatiriſch, nicht übertreibend und bangemachend, ſondern feſtſtellend: die Kunſt ſtirbt. Auburtin ſtellt die Diagnoſe auf Mangel an wirklichem Kunſtſinn der Heutigen. Ich möchte noch eine zweite Todesurſache nennen: den Überfluß an ſcheinbarem Kunſtſinn. Der moderne Menſch hat eine künſtleriſche Maſtleber wie die armen Straßburger Stopfgänſe. Es gäbe vielleicht Mittel: Verbot, Dichter auf Schulen zu leſen; Abſchaffung der Kunſtakademien und Muſikſchulen; Erſchwerung des Beſuches der Kunſtſammlungen. Die Kunſt iſt wie das Gebirge: anfangs gingen die Begeiſterten hinauf, dann die Mit- und Nachläufer, jetzt hocken jeden Sonntag fünfzig Hexen auf dem Totenkirchlgipfel und erörtern fachkundig die Kamine. „Weder auf der Jungfrau noch auf dem Finſteraarhorn war je ein menſchlicher Fuß“, ſteht über dem zweiten der Gedichte in Proſa Turgenjews (die man in der hübſchen Ausgabe des Inſelverlags nachleſen mag): das war damals. Vor vier Wochen iſt der Jungfraufochtunnel glücklich durchgeſchlagen worden: „ein Stockwerk höher befindet ſich das großangelegte Reſtaurant und darüber Zimmer für Touriſten oder Reiſende, die das Joch im Mondſcheinzauber genießen wollen“ — wie ſtimmungsvoll wird in hochſommerlichen Mondſcheinnächten der Berliner Aſphalt ſein, wenn alle Stimmungshexen glücklich auf allen Jöchern hocken, zwei Stockwerke überm Gletſcher und eins überm Reſtaurant ... Wir ſprachen von Auburtin. „Soeben ſteht ein klarer Januarſonntag über unſerer Ebene. Weiße Wolken gehen vor dem Oſtwinde langſam dahin und haben rote flammende Ränder. Der Himmel iſt gegen den Horizont blaß, gegen den Zenith immer tiefer blau, und ſiehſt du ſenkrecht hinauf, ſo blickſt du in die klare, mächtige Tiefe des Kosmos. Und gerade vor dieſer Tiefe kreiſt ein Taubenſchwarm und iſt bald golden, bald dunkel, je nachdem er den Rhythmus ſeines Flügelſchlages der Sonne zuwendet oder nicht. Und nun antwortet man auf jene Frage („lohnte es ſich?“) ſo: böte das ganze Leben an Gutem nichts als dieſe Taubenſekunde, aus den Nächten des Nichts ſchrie ich nach ihm; ſchrie ich nach ihm.“ Alſo iſt dieſer Viktor Auburtin ein Dichter? Ja, dieſer Viktor Auburtin iſt ein Dichter, und hätte er nichts anderes feſtgehalten als dies eine Gefühl der Taubenſekunde.

Man kann die durch die Brüder Zingerle geſammelten Kinder- und Hausmärchen aus Tirol (Innsbruck, Schwick, 4 M) nicht ohne Rührung leſen. Wenn man ſie mit der Sammlung der Brüder Grimm vergleicht, erſcheinen ſie vielfach verſtümmelt: ſie brechen plötzlich ab, ſind nicht kunſtvoll verbunden, die dem Märchen eigentümliche Dreizahl ſpielt oft keine Rolle, wo ſie in deutſchen Märchen entſcheidend iſt; treuherzige Ungeſchicklichkeiten; Pointen ſind verloren gegangen, Motive verwebt, manches unverſtändlich geworden. Aber eben das macht den Reiz der Sammlung für den Märchenfreund aus und verbürgt ihm ihre Echtheit. Sie ſcheinen wie manche Alpenpflanzen, verkümmert und verknorrt, unſcheinbarer und zwerghafter. Aber ſie haben einen ſtarken Bodenduft, ſind ſtämmig und wurzelfeſt, ihr Stern leuchtet manchmal kräftiger und ſatter, das Blatt iſt wie mit ſamtnem Flaum behaart. Muß geſagt werden, daß die Geiſtlichkeit eine ſtärkere Rolle ſpielt? Der „Pater“ liſtet den Schatz dem Teufel ab; der Prinz packt die als Katze verzauberte Prinzeſſin bei den hintern Füßen, trägt ſie in die Küche und ſchlägt ſie ſo lange an den Herd, „bis er nichts mehr von ihr ſah“; der Bärenhanſel kocht den Geiſtern Knödel; der Drache wird durch „tödliche Knödel“ unſchädlich gemacht; der Mesnerſohn (wie echt!) läßt ſeine Anſprüche auf die Prinzeſſin fahren, „wenn man ihm viel Geld geben würde“; die zwei Weiber auf dem Baum ſchwitzen ſo, daß die ſie verfolgenden zweiundzwanzig Räuber meinen, es regne, und heimrennen. Solch echte Züge finden ſich faſt in jedem Stück.

Florenz in der Dichtung von Dante bis Goethe, herausgegeben von K. Emil Hoffmann (Berlin, Wiegandt & Grieben, broſch. M 2.20): eine treffliche, knappe Auslefe. Von Italienern: Dante, Boccaccio, Petrarca, Lorenzo de' Medici, Michelangelo, Poliziano, Machiavelli, Arioſto, Redi, Ugo Foscolo; von Franzoſen Montaigne und Madame de Staël; von Engländern Milton und Byron; von Deutſchen Goethe, Heinſe, Herder, Platen, Schlegel, Tieck, Wackenroder, Winckelmann; alle in der Originalſprache; ohne Erläuterungen, ohne Anmerkungen. Mich freut an dem Bändchen beſonders, daß die Kenntnis des Italieniſchen mit der nämlichen Selbſtverſtändlichkeit vorausgeſetzt iſt, wie die des Engliſchen und Franzöſiſchen. Milton iſt auch mit einem ſeiner intereſſanten italieniſchen Sonette vertreten. Ich ſtelle es mir ſehr ſchön vor, beim Nachmittagsſpaziergang auf das Piazzale Michel Angelo ſich auf eine der ſteinernen Bänke zu ſetzen und abwechſelnd ins Buch und hinüber zu den Hügeln von Fieſole zu blicken. Es kommen einem vielleicht allerlei Einfälle dabei: wie nahe die florentiniſchen Stimmungen Tiecks gewiſſen Stimmungen bei Heine verwandt ſind, den man endlich von dem Vorwurf losſprechen ſollte, daß er der Vater des modernen Feuilletons ſei; wie Buſchiſch Platens Flucht nach Toskana klingt; wie fatal die Verſe A. W. Schlegels die Trochäen F. W. Webers vorahnen laſſen. Warum fehlt Ugo Foscolos Sonett auf Florenz *E tu ne 'carmi avrai perenne vita?* Ich hätte von Arioſts Terzinen den zweiten, ſo dichteriſchen, wenn auch melancholiſchen Teil nicht weggelaſſen; hätte auch unbedenklich Giovanni Marradis Sonett *Città dei Fiori* aufgenommen, wenngleich der Dichter noch lebt. Für eine neue Auflage möchte ich vorſchlagen, daß die Sonette Michelangelos nicht in der Überarbeitung des Visnipote, ſondern nach dem Original zitiert werden. Alfinis Sonett auf Toskana *Oh brillante spettacolo giocondo* würde ſich gut ausnehmen;

auch das andere *Tutto è neve d'intorno* auf die Wonne in der Toskana zu leben. Des weiteren käme in Betracht W. S. Landors *I leave with unreverted eye the towers*, das mancher heutige Beſucher von Florenz unterſchreiben wird, wenn er dabei auch mehr an den Fremdenverkehr als an die Politik denkt. In dieſem Zuſammenhang ſei jedem, der ſich genauer mit der Kunſt- und Baugeſchichte von Florenz beſchäftigt, Walther Limburgers Buch über die Gebäude von Florenz empfohlen (F. A. Brockhaus, geheftet M 6.50), das zum erſtenmal verſucht, in das Durcheinander von Straßen- und Gebäudebezeichnungen Ordnung zu bringen. Der erſte Teil gibt ein alphabetiſch geordnetes Verzeichnis der Gebäude, ſowohl der noch ſtehenden wie der verſchwundenen. Ein Verzeichnis der Künſtler ermöglicht einen raſchen Überblick über das, was der einzelne in Florenz gebaut hat und was davon noch ſteht. Es folgt ein Verzeichnis der gegenwärtigen und früheren Bezeichnungen der Straßen, Plätze, Durchgänge, Straßenkreuzungen uſw. Das Nachſchlagen wird unterſtützt durch zwei Pläne im Maßſtab von 1 zu 3000, die allein ſchon die Koſten der Anſchaffung wert ſind, jeder faſt einen Quadratmeter groß; der eine ſtellt das moderne Florenz dar, der andere iſt der 1783 von Giuſeppe Zocchi gezeichnete Stadtplan, der im Handel ſehr ſelten geworden und bisher noch nicht reproduziert worden war. Es wäre ein Irrtum, wenn man glaubte, dies Buch böte nur dem Hiſtoriker etwas. Wer je ſich mit der älteren Florentiner Literatur abgegeben hat, gleichviel ob Geſchichte, Kunſtgeſchichte, Biographien, Memoiren, Dichtungen, iſt ſicher auf eine Menge Ortsbezeichnungen geſtoßen und wußte nicht, wo er ſich Rats erholen könnte. Hier ſpringt Limburger ein. Er gibt aber auch Daten über Erbauungszeit, Auftraggeber, Architekten, Beſitzwandlungen, ſo daß dieſes auf den erſten Blick trockene Buch immer anziehender wird, je mehr man ſich darin vertieft. Man kann ſich an der Hand des Werkes bei längerem Aufenthalt die hübſcheſten architektoniſchen Spaziergänge zuſammenſtellen und ſich freuen, wie die Steine das Buch illuſtrieren und das Buch unſer Wiſſen da ergänzt, wo die Steine zerſtört worden ſind. Es ſei geſtattet, auf ein franzöſiſches Buch hinzuweiſen, das ich (abgeſehen von Druckfehlern) als einen unterrichteten, geſchmackvollen und anregenden Führer empfehle: *Impressions artistiques et archéologiques à Florence par Victor H. Bourgeois (Florence, Succ. B. Seeber, 3 Fr. 50)*. Es macht auf Dinge aufmerkſam, die man bisher vielleicht weniger beachtet hat, zeigt manches in ungewohnter Beleuchtung und reizt ſo zum Lernen und Umlernen. Ich glaube nicht, daß es jemanden reuen wird, es gekauft zu haben.

Auch über Venedig hat die letzte Zeit manches ſchöne Buch gebracht. Eines davon iſt ſchon 1907 erſchienen und hat den leider im vorigen Jahre geſtorbenen Philippe Monnier zum Verfaſſer: *Venise au XVIIIe siècle* (Paris, Perrin & Cie., 5 Fr.). Ich erwähne es hier, weil es eine vortreffliche, ich möchte faſt ſagen, unübertreffliche Ergänzung zu dem Werke Vogels bildet, von dem gleich die Rede ſein ſoll. Seine vierzehn Kapitel umfaſſen das ganze Leben des damaligen Venedig: Einleitung; die Heiterkeit des Lebens; Feſte, Karneval und Sommerfriſchen; Frauen, Liebe und Hausfreund; Literaten, Gasparo Gozzi; die Leidenſchaft für die Muſik; Ende der venezianiſchen Malerei (Tiepolo, Pietro Longhi, Roſalba Carriera, Canaletto, Guardi, Piraneſi u. ſ. f.); Theater und Komödie; Goldoni, Carlo Gozzi;

Caſanova; das Bürgertum; das niedere Volk; Venedigs Ende. Julius Vogels Buch „In der Stadt der Lagunen“ umgrenzt das Thema enger ſchon durch den Untertitel: „Skizzen zu Goethes Aufenthalt in Venedig“ (Klinkhardt & Biermann, geheftet M 4.50). Es behandelt in ſieben Kapiteln die Stadt ſelbſt, das Leben, Theater, Muſik und Volkspoeſie, die ältere venezianiſche Kunſt, Venedigs Kunſt im 18. Jahrhundert, die Sammlungen, Goethes zweiten Aufenthalt in Venedig (1790). So iſt Vogels Buch ebenſo ein Beitrag zur Lebensgeſchichte Goethes wie zur Stadtgeſchichte Venedigs. Es ſchildert, was Goethe vorfand, Goethes Tagebücher an Frau von Stein zeigen, wie es auf ihn gewirkt hat, ſeine „Italieniſche Reiſe“, wie es nach Jahren in ſeiner Erinnerung daſtand, und abermals Vogel lehrt uns Goethes Urteile, die erſte Begeiſterung, die ſpätere faſt feindſelige Stimmung, die endliche verklärende Erinnerung verſtehen. Daß Vogel auch den feſſelt und ihm Neues ſagt, der gerade friſch von Monnier herkommt, iſt vielleicht das Beſte, was man von dem Buche ſagen kann, ſoweit es die Literatur über Venedig bereichert. Soweit es die über Goethe bereichert, kann man ſagen, daß es ſich würdig neben Vogels Werk über den Leipziger und Ernſt Traumanns Schrift über den Straßburger Studenten Goethe ſtellt: was abermals kein geringes Lob iſt. Ein ſehr leſenswertes Buch über Venedig iſt Robert Hénards *Sous le Ciel Vénitien* (Paris, Lucien Laveur, 10 Fr.), wie überhaupt die franzöſiſche Literatur über Italien in den letzten Jahren durch wirklich feine, eigenartige Werke vermehrt worden iſt. Hébert hat eine Reihe Bücher über das ältere Paris veröffentlicht, und man merkt, welch gute Schulung das war, an dieſem Werk, das geradezu muſterhaft zeigt, wie man ſich an ein ſolches Phänomen, heiße es nun Paris oder Rom oder Venedig, langſam, in Bögen, beobachtend und dennoch den Augenblick genießend, ſozuſagen anpürſcht: der ſtärkſte Gegenſatz zu jener gierigen, unanſtändigen Haſt, mit der die Mehrzahl der Reiſenden, um bei dem vorigen Bild zu bleiben, die Sehenswürdigkeiten wie bei einer Treibjagd haufenweiſe totſchießt und ſich hinterher noch auf ihre barbariſche „Strecke“ weiß Gott was einbildet. Das iſt noch gute franzöſiſche Tradition von Montaigne, de Broſſes und Stendhal her: viele und ſcharfe Beobachtungen, viele und ſkizzenhaft lebendige Augenblickseindrücke, Anekdoten, bezeichnende Vorkommniſſe des Alltags. Hénard ſucht die Häuſer, wo Rouſſeau wohnte, wo Goldoni geboren ward, wo Tintoretto lebte, ſchaut den Fiſchern, den Gemüſehändlern zu, entziffert alte Inſchriften auf der Rialtobrücke, führt uns in köſtlich verwahrloſte Gärten, ins Judenviertel, auf die anderen Laguneninſeln, überallhin, aber in keine Muſeen. Ein anziehender Abſchnitt iſt dem zu Unrecht von den meiſten Reiſenden vernachläſſigten unmittelbaren Hinterlande der *terra ferma* gewidmet. Er hätte ſein Buch faſt „Das unbekannte Venedig“ überſchreiben können. Ein famoſes Buch: ich werde es neben den Band der italieniſchen Skizzen von Symonds ſtellen, der *A Venetian Medlay* und *The Gondolier's Wedding* enthält.

Baedekers Oberitalien erſchien in 18., Unteritalien in 15. Auflage. Ein Vergleich der neueſten mit der unmittelbar vorhergehenden Auflage überraſcht durch die außerordentliche Sorgfalt, mit der das Werk auf der Höhe der Zeit gehalten wird. Man nehme einmal Städte wie Venedig, Florenz, Verona, Brescia nebeneinander nach der älteren und der neueſten Auflage ein wenig durch, und man

wird für alle Zeiten von der übel angebrachten Sparſamkeit geheilt ſein, ſich mit der vorletzten Auflage auf eine Reiſe zu begeben. Es gibt Gebiete, wo kaum eine Zeile unverändert geblieben iſt, zum Beiſpiel der Garda. Wenn ich nach den Gegenden urteilen darf, die mir etwas genauer bekannt ſind, iſt Baedeker hinſichtlich der vielen und raſchen Veränderungen im Hotelweſen erſtaunlich zuverläſſig. Nichts iſt für den, welcher die Verhältniſſe einigermaßen kennt, lehrreicher, als die Art, wie in der neueren Auflage bisher genannte Häuſer plötzlich nicht mehr zu finden und bisher ungenannte an ihre Stelle getreten ſind. Daß die Veränderungen ſich durchaus nicht nur auf die Verpflegungs- und Unterkunftsangaben beziehen, beweiſt der um rund hundert Seiten vermehrte Umfang. Eine große Anzahl Karten ſind neu. Soweit überhaupt Bücher vollkommen ſein können, welche Verhältniſſe beſchreiben, die ſich von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat ändern, ſoweit iſt Baedeker vollkommen.

München. Joſef Hofmiller.

Auch ein Epilog zu Wilhelm Buſch.

Als vor einigen Jahren Buſch geſtorben war, da wurde viel über ihn geſchrieben. Man erfuhr viel Neues über den berühmten Künſtler und Schriftſteller: aber etwas habe ich doch vermißt, was ich nach ſo langer Zeit nun hier niederlegen will. Es wurde nichts davon geſagt, daß wir den Zeichner W. Buſch nicht kennen und auch nicht leicht mehr kennen lernen können. Seine Werke ſind in Hunderttauſenden von Exemplaren über ganz Deutſchland verbreitet. Es wird wohl von keinem anderen deutſchen Künſtler ſo viel wie von Buſch in den Volksbeſitz übergegangen ſein: und doch kennt man ihn nicht. Das iſt kein Paradoxon. Seine Popularität iſt ſchuld, daß er nicht mehr in der urſprünglichen Geſtalt vor uns ſteht; denn es waren viele, viele ſtarke Auflagen nötig, um der noch immer unverminderten Nachfrage nach ſeinen illuſtrierten Büchern zu genügen, und ſo iſt nun eben immer weiter friſchweg gedruckt worden: aber wenn man den Text auch ſo oft drucken kann, als man will und hier unter Umſtänden ſogar eine Beſſerung der Ausſtattung möglich iſt, ſo kann man das bei den Illuſtrationen nicht oder wenigſtens nicht ohne weiteres.

Darum iſt es kein leerer Sport der Bibliophilie, wenn heute dieſe Erſtausgaben von Wilhelm Buſch ſo geſucht werden. Im allgemeinen beſteht zwar in Deutſchland ja noch immer eine gewiſſe Abneigung gegen hohe Bücherpreiſe. Erſt kürzlich konnte man in einer großen norddeutſchen Zeitung einen Artikel leſen, wo es mit ſchlecht verhehltem Spott als eine reine Portemonnaieangelegenheit bezeichnet wurde, wenn jetzt auch bei uns einzelne Verleger und Bücherfreunde dafür ſorgen, daß die Bücher in ſchöner und darum koſtſpieliger Ausſtattung erſcheinen. Jedoch dieſer Standpunkt iſt reichlich philiſtröſ und hat hoffentlich auch nicht mehr lang auf die Billigung des größeren Teils vom Publikum zu rechnen. Immerhin mag man einſtweilen noch ſtreiten, ob es Sinn hat, unillustrierte Erſtausgaben zu kaufen, aber bei illuſtrierten Büchern, und auch bei Wilhelm Buſch iſt es ſchon jetzt ſo weit gekommen, daß wir in den ſpäteren Ausgaben des Künſtlers Arbeit nicht mehr vor uns haben, ſondern nur einen ungenügenden und oft ganz entſtellten Abklatſch der originalen Leiſtung. Dabei ſind jedoch verſchiedene Faktoren zu berückſichtigen.

Wilhelm Busch hat seine Zeichnungen ursprünglich im Holzschnitt veröffentlichen lassen. So beim Verlag von Braun & Schneider in den Münchener Bilderbögen und in den Fliegenden Blättern. Diese Arbeiten sind natürlich ebenfalls am besten in den Originalausgaben, aber Braun & Schneider sind mit Recht berühmt als ein Verlag, der das Äußerste an schönem, gleichmäßigem Druck bietet. So sind hier auch die späteren Auflagen, selbst wenn sie nicht mehr vom Holzstock gedruckt, sondern, wie es nun unvermeidlich war, klischiert sind, wenigstens noch in guter Form reproduziert.

Dann hat Busch auch durch J. H. Richters Verlag in Dresden mancherlei herausgegeben, wie die höchst seltenen Einzeldrucke: Krischan mit der Pfeife und dem Eispeter. Sie sind heute große Raritäten des Büchermarktes geworden. Prachtvoll in ihrem schönen, saftigen Druck übertreffen sie die viel einfacher gehaltenen kleinen Konturzeichnungen, die für den Münchener Verlag gemacht wurden. Diese zwei Drucke sind so gut wie vergessen und sie gehören doch zum Schönsten, was Busch gemacht hat. Aber ich will lieber wieder zu dem Hauptthema zurückkehren, daß nämlich, selbst wenn wir die Werke von Busch noch in die Hand nehmen, wir fast immer späte und meistens sehr entstellte Ausgaben vor uns haben.

Am schlimmsten ist wohl der heilige Antonius mißhandelt worden. Die erste Auflage erschien bei Moritz Schauenburg in Straßburg. Sie hat ein anderes Titelblatt als die späteren Ausgaben, blaue Umfassungslinien auf den Textseiten, während die folgenden Ausgaben rote Linien haben. Gewöhnlich erhält man im Handel die zweite Auflage als erste, weil auch bei dieser kein Auflagevermerk steht, wie das sonst nur bei der *editio princeps* der Fall ist. Man erkennt sie leicht daran, daß sie in Lahr erschienen ist, wohin Schauenburgs Verlag aus Straßburg verlegt wurde.

Die späteren Drucke sind mit diesem Buche sehr übel umgegangen. Nicht nur, daß die Ausstattung weniger gediegen und daß der Druck sehr viel schlechter ist, so wurden auch die Zeichnungen manchesmal oben oder an den Seiten grundlos beschnitten. Der schöne Holzschnittstil, den gerade dieses so viel angegriffene Werk hat, wurde völlig zerstört.

Sehr schlimm erging es auch dem Pater Filucius, bei dem durch die Übersetzung in den Klischeedruck die Feinheit vom Strich des Künstlers verloren gegangen ist. Wenn man zwei Seiten der Originalausgabe und eines späten Druckes einander gegenüberstellt, glaubt man gar nicht dasselbe Werk vor sich zu haben. Ab und zu ist auch einmal etwas an der Zeichnung verändert worden. Die Hauptsache ist aber, daß die ursprüngliche Leichtigkeit, Durchsichtigkeit und Klarheit verschwand und dafür ein kleckfiger, undeutlicher Vortrag kam.

Auf dem Umschlag der Erstausgabe vom Pater Filucius ist die Fromme Helene zum Kauf empfohlen mit der Bemerkung „Von diesem Werkchen wurden in drei Monaten 12000 Exemplare verkauft.“ Damit ist alles erklärt. Diese Bücher von Busch wurden erbarmungslos von den Holzstöcken herunter gedruckt und im Massenbetrieb eilig und schlecht hergestellt. Dann kam später auch wieder die Übersetzung in den Klischeedruck und schließlich im Jahre 1893 die Jubiläumsausgabe. Zu dieser macht der Verlag Bassermann folgende Einleitung. „Von Wilhelm Buschs ‚die fromme Helene‘ erschienen bis jetzt in der Oktavausgabe 61000, im humoristischen

Hausschatze 39000 Exemplare. Damit ist eine Gesamtausgabe van 100000 Exemplaren erreicht, was uns Veranlassung gibt, dte gegenwärttge Jubiläumsausgabe zu veranstalten." Man sollte denken, wenn ein Verlag nach einem solch ausgezeichneten Geschäft, wie es der Absatz der frammen Helene ergeben hat, eine Jubiläumsausgabe veranslaltet, daß er allen Grund hätte, das Werk wieder, soweit es noch möglich tst, der Originalfassung anzunähern. Aber diese Ausgabe bringt nur eine schlecht gedruckte Phatographte van Busch und zwei untllustrierte Texte von ihm und im übrigen geht dte traurige Fahrt nach abwärts weiter. Dte *editio princeps* hat auf dem Titel dte Natiz, daß die Illustrationen von Ettling in Halz geschnitten sind. Das fehlt natürlich bei der mechanischen Wiedergabe der Jubiläumsausgabe, und wenn wir dann ahnungsaall die Zeichnungen prüfen, ist es dte ewige Misere. Gleich das erste Bildnis aan Helenchen als Gassenmädel ist ganz verdorben. Nicht nur, daß der Kopf nur noch andeutungsweise eine menschliche Form hat, fehlt alle Ptkanterie der Charakteristik. Das gilt nun mit wenigen Ausnahmen van dem ganzen Buch. Durchgehends ist der Strich entweder gröber oder dünner als im Orignal, ast ist er ungleichmäßtg und setzt auch häufig aus, die safttge Fülle des Originalhalzschnittes ist einer flauen grauen Haltung gewichen. Man sieht oft nicht genau, was ein Strich bedeuten soll, so daß die Formgebung schwer leidet. Mitt einem Wort: die Jubiläumsausgabe ist eine Karikalur auf das Original, und von diesem selbst darf ich zum Schluß nicht verschweigen, daß es schon mancherlei Vergröberung gegenüber den Handzeichnungen van Busch erkennen läßt. Wie soll man nun da nech einen künstlerischen Genuß haben und den Stil eines unserer besten Zeichner tn diesen Spätausgaben erkennen! Es gibt Vtele heutzutage, die zu Wilhelm Busch kein rechtes Verhältnis haben und an ihm mehr den Schriftsteller als den Künstler schätzen. Das kommt wohl zum nicht gertngen Tetl von solchen verballhornten Reproduktionen, die dem Künstler großes Unrecht tun.

Nicht immer ist es sa schltmm wie bei den drei oben besprochenen Büchern. Manche sind von Anfang an nicht gut herausgebracht worden, indem die Zeichnungen schon in der ersten Auflage klischiert wurden. Da ist der Unterschied dann ntcht sa fühlbar. Das ist z. B. beim Maler Kleckse! der Fall. Es fällt dann auch der Übelstand fort, der bei den anderen, vor allem wieder bei der frammen Helene, sa peinlich ist, daß in den späteren Ausgaben der Druck des Textes gegenüber der ersten Auflage sa schlecht und unrein ist. Aber im ganzen tst eben bei salchen Werken das zu beklagen, daß wir niemals eine recht künstlerische Wiedergabe des Originals bekommen haben; denn es hat sich als ein verhängnisvoller Irrtum erwiesen, daß man seit den achtziger Jahren, besanders auf Betreiben der Künstler selbst, die mechantsche Repraduktian über die durch Halzschnitt oder eine verwandte Technik gestellt hat. Zwar wird durch die Reprodukttan, bei der ein nachschaffender Zeichner zwischen den Erfinder und das Publikum tritt, auch mancherlei gesündigt, aber wenn er nicht bloß ein gleichgültiger Techniker, sondern ein Künstler in seinem Fach ist, so kommt doch etwas Wertvalleres heraus, als bei der niederen mechanischen Reprodukttan, die stillos wirkt in ihrer stumpfsinnigen Gleichgültigkeit gegen die intimeren Feinheiten des Striches, zumal wenn sie nicht mit allem Aufgebat der Drucktechnik hergestellt wird. Man kann ja heute durch den Lichtdruck die Zeichnungen

in einer fast beängstigenden Weise zum Verwechseln treu sakſimilieren, aber das ist etwas anderes als der Klischeedruck, der bei den starken Auflagen der Bücher von Busch angewendet wird.

München. Karl Voll.

„Kulturkuriosa."

Das ist ein neuer Titel. Früher sagte man „Schatzkästlein der Unterhaltung und Belehrung" oder „Das goldene Buch merkwürdiger Begebenheiten", und es war nicht die schlechteste Zeit, die der historischen Exkursionslust ihrer Zeitungsleser keine anderen Führer zu bieten hatte. Heute ist das anders geworden. Der geistige Standpunkt der Leser wie Verfertiger solcher Bücher ist zwar der gleiche geblieben, aber das Niveau der Gesinnung hat sich verschoben. Die Unbildung ist hochmütig geworden, und zu der Halb- und Vielwisserei hat sich der Zynismus einer Weltanschauung gesellt, die ohne Ehrfurcht und Liebe ist. Die Sensations- und Skandalchronik der Menschheit interessiert den Spießer von heute am meisten, und dessen kindlichem Wahn, daß ein solches Interesse Bildungsdrang sei, kommt die Bereitwilligkeit eines indiskreten Kompilators entgegen, der den weltgeschichtlichen Kehricht mit Gelehrtenbewußtsein zu kleinen Häuschen zusammensetzt. Man glaubt eine Aphorismensammlung vor sich zu haben, wenn man die zwei Bände „Kulturkuriosa" aufschlägt. In kleinen und ganz kleinen Notizchen steht da nebeneinander, was die Konversation biederer Stammtischr auf Jahre hinaus in Atem zu halten vermag. Schön ist der Mikoschwitz. Aber es hat auch zu allen Zeiten Justizmorde, Kindsabtreibungen, lasterhafte Fürstlichkeiten und verworfene Geistliche gegeben. Und das ist auch schön. Ein mit köstlicher Konsequenz durchgeführtes System des Sperrdrucks erleichtert die Übersicht und liefert die Stichworte, bei denen der Spießer die Stimme dämpft. Auf jeder Seite grinst es einen in diesem Sperrdruck an: „... Nonnenklöster sehr häufig die Rolle von Bordellen spielten ... auf einer closterfrawen im bet nackend gesunden ... bei solchen Klöstern befanden sich Weiher, die nicht abgelassen werden durften, damit man die dort versenkten Kinderleichen nicht fand ... ... nackt vor den Augen der Männer ins Wasser steigen ... ... da leben Äbte, Mönche, Brüder und Priester in größerer Freiheit als die andern, baden zuweilen mit den Frauen ..." Der Verfasser, Dr. Max Kemmerich, antizipiert dazu vielfach gleich die Raisonnements seines Publikums, z. B. „Ja, ja, keusch waren unsere Vorfahren" (Bd. I, S. 120). Und wie sagt doch ein Weinreisender, der da hört, daß zur Zeit der Kreuzzüge bei der Taufe die Nacktheit des Täuflings vorgeschrieben war? „Nu", sagt er, „wenn se doch die Heidenfrauen nackt getooft haben, dann haben doch die Kreizritter sicher ene große Freide dran gehabt." Dasselbe äußert (auf Hochdeutsch) Dr. Kemmerich auf Seite 223 jenes ersten Bandes, in dessen Vorwort er sich selbst als einen Gelehrten bezeichnet. Und auf Seite 232 des zweiten Bandes bemerkt er zu der Klage des Prädikanten Wilhelm Ambach über Sittenzustände im alten Frankfurt: „Daß der biedere Prädikant, wie bei einem Christlichen selbstverständlich, furchtbar übertreibt und nach den zu hoch hängenden Trauben schielt, ist eine Sache für sich." Wenn man zu diesem Bildungs- und Gesinnungsdokument hinzuhält, daß Kemmerich es selbstverständlich nicht ver-

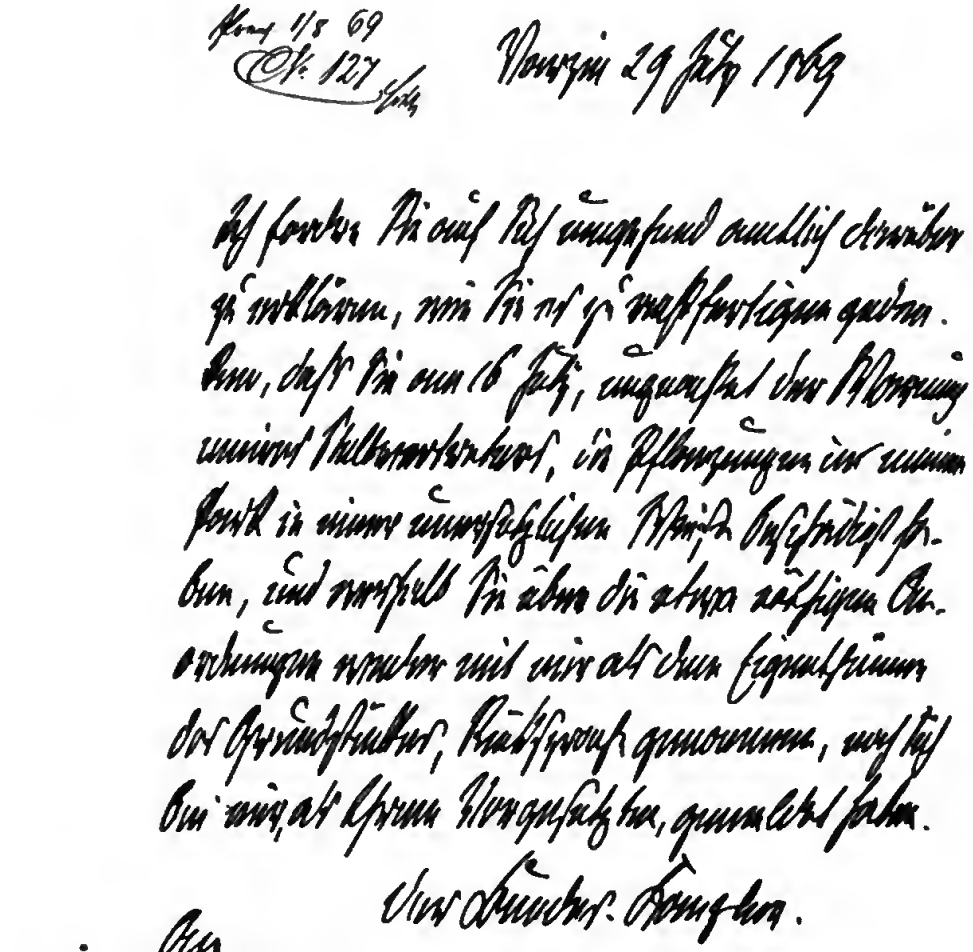
säumt, auch das Dogma der Jungfräulichkeit Mariä als Kulturkuriosum der Lachlust des Pöbels auszuliefern, so hat man den geistigen Habitus des Mannes komplett. Denn wer kirchlicher Dogmen verhöhnt, gilt dem Kommis immer als gebildeter Mensch, und das Belächeln der unbefleckten Empfängnis ist eine wirksame *captatio benevolentiae* für den Beweis, daß der große Zauberer Nostradamus ganz sicher hat in die Zukunft schauen können.

Davon weiß Kemmerichs neuestes Buch — „Prophezeiungen" betitelt — zu erzählen. Wenn dieser Publikation gleichfalls nur von dem Geschick ihres Verfassers zeugte, mit Quellenangabe abzuschreiben, könnte sie wortlos zu den beiden anderen Reporterkompendien gelegt werden. Leider enthält sie aber auch den rhrgeizigen Versuch einer wissenschaftlichen Beweisführung. Das dunkle Problem der Prophetie, dem der Ungebildete höhnisch verneinend, der Einfältige gläubig, der Gebildete bescheiden abwartend gegenübersteht, will Kemmerich in den Bereich des exakt Beweisbaren hineinzerren. Er glaubt allen Ernstes die Existenz der Prophetie nicht etwa als wahrscheinlich — dagegen wäre nichts zu sagen —, sondern als absolut sicher bewiesen zu haben. Für diesen Beweis, „den zu erbringen mir als erstem gelang", hat er sich eine Methode ersonnen, „die den Rückzug endgültig abschneidet", und diese Methode besteht in der „Verbindung der Wahrscheinlichkeitsrechnung mit den historischen Tatsachen". Praktisch führt Kemmerich seinen Beweis so: er nimmt eine Prophezeiung des Nostradamus, in der Vorgänge der französischen Revolution, der Schauplatz der Tuilerien und die Namen handelnder Personen, verschlüsselt angedeutet sein sollen, und stellt die Wahrscheinlichkeitsformel dafür auf, daß Nostradamus diese Namen zufällig erraten haben könnte. Natürlich erhält er eine sehr große Zahl als Nenner, die er dann ganz unbesangen der Unendlichkeit gleichsetzt, um das Resultat $W = \frac{1}{\infty} =$ Null, zu erhalten. Diese Operation nennt er — diesmal nicht in Sperrdruck, sondern im fettern Reklamedruck — den „streng mathematischen Beweis" der praktischen Unmöglichkeit des Zufalls und den exakten Beweis für das echte Prophetentum des Nostradamus. Der formallogische Unsinn dieses Beweises liegt in der naiven Vertauschung einer sehr großen Zahl mit ∞, zweier Begriffe, die weder miteinander identisch, noch ähnlich, noch irgendwie verwandt sind. Der Begriff ∞ ist keine Summe von Endlichkeiten; eine Zahl, deren Ziffern die ganze Erde umschlingen, ist ihm nicht näher als die Eins. — Davon abgesehen, war es aber auch schon methodisch ein Humbug, die Wahrscheinlichkeitsrechnung überhaupt mit diesem Problem in Verbindung zu bringen. Ich kann nicht aus der noch so geringen Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses, das immerhin noch möglich ist (in unserem Falle das zufällige Erraten), die Gewißheit eines anderen Ereignisses erschließen, dessen Möglichkeit noch zur Diskussion steht. Vielleicht hat sogar Dr. Kemmerich ähnliches geahnt, als er die ∞ in seine Rechnung einschmuggelte. Er hätte besser getan, die Weltgeschichte noch weiter für die Bedürfnisse wißbegieriger Spießbürger zu kompilieren, als diesen Versuch selbständigen Denkens zu wagen, dessen Hilflosigkeit mehr belustigt, als seine Dreistigkeit erzürnen könnte.

München. Alexander Bersch.

Notizen.

Ein Bismarckbrief wird uns von einem Freunde unserer Zeitschrift vorgelegt; wir geben ihn in Verkleinerung wieder:



Preuß. 1/8 69
No. 127

Varzin 29 July 1869

Ich fordre Sie auf Sich umgehend amtlich darüber zu erklären, wie Sie es zu rechtfertigen gedenken, daß Sie am 16 July, ungeachtet der Warnung meines Stellvertreters, die Pflanzungen in meinem Park in einer unersetzlichen Weise beschädigt haben, und weshalb Sie über die etwa nöthigen Anordnungen weder mit mir als dem Eigenthümer des Grundstückes, Rücksprache genommen, noch sich bei mir, als Ihrem Vorgesetzten, gemeldet haben.

Der Bundes-Kanzler.

Bismarck.

An
den Telegraphen-Leitungs-Revisor Schaumburg
Neu-Stettin

Karl Scheffler. Vor einiger Zeit wurde hier davon gesprochen, daß man Tschudis Angedenken durch ein Buch ehren wolle, in dem alle von ihm für deutsche Sammlungen gekauften Kunstwerke verzeichnet sind. Im wesentlichen, aber auf scheinbare Weise ist das bereits geschehen durch den sehr schön ausgestatteten Band „Die Nationalgalerie zu Berlin, ein kritischer Führer" (Berlin bei Bruno Cassirer, 1912), der von Karl Scheffler herausgegeben wurde. Der Verfasser bespricht die Berliner Nationalgalerie, und indem er von Künstler zu Künstler, von Bild zu Bild geht, gibt er auch eine Geschichte der Kunst des 19. Jahrhunderts, besonders aber der Kunst jener zwei Völker, die seit der Umbildung der klassischen Malerei das beste getan haben, um wieder eine neue künstlerische Blütezeit heraufzuführen. Wenn solch ein Führer durch eine einzige Galerie, die in ihrem Bestand hauptsächlich dem Namen Nationalgalerie Rechnung trägt und zwar überwiegend die Berliner und überhaupt preußischen Verhältnisse berücksichtigt, nun ohne Zwang sich zu einer Geschichte der Kunst des 19. Jahrhunderts gestalten läßt, dann muß diese Sammlung nach einem sehr guten Plan angelegt sein. Das ist Tschudis Werk. Wenn man dann noch bedenkt, daß die Mehrzahl der abgebildeten Gemälde von ihm gekauft sind, so liegt in der Tat jenes Tschudi-Gedächtniswerk bereits vor, das in noch ausführlicherer Weise geplant ist. Ich glaube, daß man Schefflers Buch keine Konkurrenz machen sollte. Besonderes Lob verdient die Ausstattung. Die an sich sehr guten Abbildungen sind nicht mehr auf das schreckliche Glanzpapier gedruckt, das in den letzten Jahren ausgerechnet die Lektüre kunstgeschichtlicher Bücher, zumal bei künstlichem Licht so unangenehm machte.

In ähnlicher Weise, aber doch nicht ganz so gut ausgestattet, ist ein anderes Werk Karl Schefflers: „Deutsche Maler und Zeichner im 19. Jahrhundert" (Leipzig, Insel). Der Verfasser hat hier zum zweitenmal die Gelegenheit ergriffen, die Geschichte der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts zu behandeln; aber wenn er das bei dem Führer durch die Nationalgalerie tat, indem er einzelne Bilder von vielen Künstlern besprach, so hat er hier nur einige Künstler herausgegriffen, die er in Gruppen behandelt, und indem er diese führenden Erscheinungen bespricht, läßt er auch die Entwickelung in ihrem Hauptruhm vor uns aufleben. Scheffler ist ein sehr gewissenhafter Autor, der viel über die von ihm behandelten Künstler gelesen hat und nicht nur Feuilletons, sondern auch die Quellenwerke. So bringt er viele Angaben, die man sonst in ähnlichen Werken nicht findet. Sie sind aber nicht trocken in den Text eingestellt, sondern zur Begründung der vom heutigen Standpunkt der Kunstanschauung gefundenen Urteile verwendet.

Der Charakter des Buches, das diese einzelnen unabhängig voneinander entstandenen Abhandlungen vereinigt, hat etwas Zufälliges an sich. Scheffler will eine vollständige Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts geben. Ich glaube nicht, daß man sagen kann, der Verfasser habe aus der Not eine Tugend gemacht, denn wir sind in der Tat heute noch nicht in der Lage, eine zusammenhängende Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts zu schreiben. Jeder Tag bringt neue Funde und jedes halbe Jahrzehnt ändert die Anschauungen über diese unendliche Epoche namhaft um. Was gebracht wird, kann bis jetzt immer nur ein Beitrag zur Erkenntnis der geschichtlichen Tatsachen sein. Von Schefflers Buch darf man sagen, daß es

ein wertvoller Beitrag ist; denn es verarbeitet das Material und die bis jetzt ausgesprochenen Urteile in einer ehrlich kritischen Weise. Vielleicht könnte man wünschen, daß es etwas temperamentvoller in der Auffassung und etwas weniger eng im Anschluß an Muthers kaleidoskopartigen Vortrag gehalten sei.

München. Karl Voll.

Mosaiken von Verna Åkerberg. In München lebt und schafft eine Künstlerin, deren Arbeiten bis jetzt so gut wie unbekannt geblieben sind, oder, wo sie Beachtung fanden, nicht annähernd gewürdigt wurden. Sie heißt Verna Åkerberg und ist die Gattin des bekannten schwedischen Bildhauers, dessen König-Denkmal letzthin in der Halle der Münchener Universität enthüllt wurde.

Was sie schafft, sind Mosaikwerke. Dies Wort wird wohl den meisten zunächst eine unbehagliche Vorstellung erwecken, indem sich ihnen irgend ein modernes Mosaikbild vor die Erinnerung stellt, das sie an öffentlichen Bauten gesehen haben (etwa am Giebel des Münchener Hoftheaters), — Werke einer Zwitterkunst, die nicht auf eigenem Boden gewachsen, sondern Übertragungen aus einer anderen Kunstform sind, deren Wirkungen sie mit ihren anders gearteten Mitteln nachahmen möchten, ohne doch eine überzeugende Lösung zu finden. Die Werke der Verna Åkerberg haben hiermit nichts zu tun; sie sind aus der Mosaiktechnik heraus empfunden und entstanden, ohne sie unmöglich, in keiner anderen Form denkbar, eine Welt, die rein aus sich selber spricht: das ist das Tiefbefriedigende, das restlos Wohltuende an ihnen. — Beiläufig erwähnt sei, daß die Künstlerin alles, vom Anfang bis zum Ende, mit eigenen Händen ausführt.

Die Tafeln, die ich im Atelier sah, sind im Maßstab klein: die größeren messen kaum einen Quadratmeter. Was sie darstellen, sind ganz einfache Formen oder Vorgänge des Lebens: Schalen und Gefäße mit Blumen gefüllt, Fische, die zwischen Tang und Algen in Wassertiefen schwimmen, ein Gerank von Winden, springende Eichhörnchen, ein monumentaler dunkler Hahn, eine geduckt schleichende Katze, ein Nest mit Vögeln, die ihre Brut gegen eine Schlange verteidigen, deren Körper sich um ein Geäst ringelt, während ihr Kopf vorwärts tastet.

Ein solches Bild, etwa in die Mitte einer einfarbigen Wand eingelassen, würde durch seine Kraft, durch seine Geschlossenheit die ganze Wand beherrschen und die vornehmste, schönste Wirkung tun. Ich rede aus Erfahrung, zwei Fälle sind mir bekannt. Aber es wäre im Interesse dieser Kunst, wenn sie eine weitere Verbreitung fände, noch mehr im Interesse derjenigen, die solche Tafeln in ihren Besitz bringen *könnten*, zumal ihre Preise, mit Bilderpreisen verglichen, niedrig sind.

Hallen, Vorsäle, Festsäle, Gartenzimmer — das sind die Räume, die mir für ihre Bestimmung vorschweben. Auch die Friedhofkunst könnte eine Bereicherung erfahren: das Material ist unzerstörbar, der ewigen Marmorkreuze und der Todesengel ist man müde, und ich traue der Künstlerin die Kraft zu, die metaphysische Symbolkunst neu zu beleben.

Die Wirkung jener Tafeln, die ich sah, ist wunderbar und nur mit Traumbildern zu vergleichen: langsam tritt das Gewirr von Steinen, aus denen dies alles zusammengesetzt ist, zurück, innere Zusammenhänge tun sich auf, die Formen beleben

ſich bis zur vollſten Deutlichkeit, in die Farben kommt Leben und Bewegung: das Bild *regt ſich* vor unſerem offenen Auge, man vergißt, daß es ein Bild war — und dann ſieht man wieder wie erwachend auf das Gewirr von Steinen, das dieſe magiſche Wirkung hervorbringt.

Es braucht nicht geſagt zu werden, daß die Kunſt der Verna Åkerberg abſeits von allem ſteht, was man Realismus nennt; Wirkungen, wie ſie ſie erreicht, können durch naturaliſtiſche Beobachtung allein niemals hervorgebracht werden, obgleich ſie als Vorbildung unerläßlich iſt. Sie ſchafft mit den Augen und der Seele des *Sehers*, deſſen Blick in die tiefere Realität der Dinge dringt, und darum erfaßt uns vor ihren Schöpfungen etwas wie Heimatsgefühl — es iſt, als habe man dieſe Welt ſchon von Uranfang dunkel gekannt und als wüßte man es nur jetzt zum erſten Male.

München. *Friedrich Huch.*

Bühnenkunſt. Der Regiſſeur am Berliner Schiller-Theater, Alfred Walter-Horſt, hat im vorigen Jahre bei Hugo Schildberger (Berlin NW. 23) ſeine früher in der „Schaubühne“ veröffentlichten Aufſätze zu einer Sammlung unter dem Titel „*Das Bühnenkunſtwerk*“ vereinigt. In der jetzt nahezu zur Unüberſehbarkeit anwachſenden Fachliteratur des Theaters und der Dramaturgie darf dieſe Erſcheinung auf einen beſonders hervorragenden Platz Anſpruch erheben und von allen denen, die darſtellende Kunſt im engeren und weiteren Sinne ausüben, mit wärmſtem Intereſſe begrüßt werden. Walter-Horſt gibt in ſeinem Buche dem Bühnenpraktiker eine Fülle neuer und fruchtbringender Anregungen; er verbindet gründlich wiſſenſchaftliche Durchdringung des enormen Stoffgebietes mit lebendiger und klarſter Veranſchaulichung.

Das Originellſte und Wertvollſte ſeiner Studien erſcheint uns die Paraphraſe „Clavigo, Erſter Akt, erſte Szene“. Dieſer neuartige Verſuch, den Schauplatz des Goetheſchen Dramas, Äußeres und Inneres der handelnden Perſonen, ihre Charaktere, Motive, Gedanken, Empfindungen, Bewegungen und Aktionen bis ins ſubtile Detail darzuſtellen und den Stimmungsgehalt der Szene reſtlos zu erſchöpfen, dünkt uns allgemeinſter Beachtung wert. Möge der Verfaſſer uns den *ganzen* Clavigo in dieſer wunderbaren Reproduktion vor unſer inneres Auge führen. Seine Paraphraſe wird dem Regiſſeur und dem Schauſpieler neue Geſichtspunkte erſchließen und die Grundlage einer vollendeten künſtleriſchen Wiedergabe auf der Bühne bilden können. Vielleicht ſetzt Walter-Horſt das begonnene ſchwierige Werk mit ſeiner nachſchöpferiſchen Kraft und ſtaunenswerten Kunſt der Vergegenwärtigung zu Nutz und Frommen unſerer Bühne in Bälde fort und läßt uns die ferneren Aufzüge des Clavigo in der von ihm redigierten „*Szene*“ (Vita, Deutſches Verlagshaus, Charlottenburg) begegnen. So nennt ſich das Organ der „*Vereinigung Künſtleriſcher Bühnenvorſtände*“, zu deren Begründern und Vorſtandsmitgliedern Walter-Horſt gehört. Die vernünftigen Tendenzen und Ziele dieſes Vereines laſſen von ihm Nützliches und Gutes erwarten. Seine Hauptbeſtrebungen ſollen ideal-künſtleriſcher Natur ſein. Die Zeitſchrift ſelbſt iſt (gottlob!) auf einen „ſtrengſachlichen“ Boden geſtellt; vor allem ſollen künſtleriſche und künſtleriſch-techniſche

Fragen behandelt werden. Unterstützt werden diese Bestrebungen durch geschmackvolle Kunstbeilagen, die typische Probleme wie die der Ausdrucksbewegungen (siehe die Tafeln über den Gruß) erläutern. Die Blätter wurden nach Zeichnungen von Theodor Herrmann reproduziert. Folgen sollen Vorlagen für grotesk-phantastische Ausdrucksbewegungen. Jedem Jahrgang sollen nach Bedarf ein bis zwei Sonderhefte beigelegt werden: Handbücher der Regie, nach Anlage der von Birk-Prag verfaßten Handbücher für Dramen Kleists. Die Unkosten sollen durch Subskription gedeckt und nur wenige Exemplare darüber hinaus zu erhöhten Preisen abgegeben werden.

Dessau. Carl Bömly.

Der deutsche Shaw. Der Verlag von S. Fischer, Berlin, gibt in drei hübsch ausgestatteten Leinenbänden eine Sammlung dramatischer Werke von Bernard Shaw heraus. Der Untertitel lautet: „Auswahl in drei Bänden". Dieser Vermerk ist ein wenig irreführend. Es handelt sich hier um eine — durch eine Einleitung des Autors erweiterte — deutsche Übertragung der ersten englischen Shaw-Ausgabe vom Jahre 1900. Wie diese, umfaßt die vorliegende die „Unerquicklichen Stücke", die „Erquicklichen Stücke" und die „Stücke für Puritaner". Von den späteren dramatischen Werken Shaws, die alle deutsch übersetzt in Einzelausgaben bei Fischer erschienen sind, wurde in die „Auswahl" keines aufgenommen — und das ist bedauerlich. Denn der Ausschluß betrifft einige der besten und „ausgewähltesten" Stücke, wie die große für Shaw so überaus charakteristische Komödie „Mensch und Übermensch", den famosen „Major Barbara" und andere. Die vorliegenden Bände geben einen guten, wenn auch — wie aus dem Gesagten ersichtlich — keinen vollständigen Überblick über die verschiedenen Seiten von Shaws dramatischer Arbeit.

Die Ausgabe enthält: „Die Häuser des Herrn Sartorius", „den „Liebhaber", „Frau Warrens Gewerbe", ferner Shaws witzigste Parodie „Helden", die Napoleonkomödie „Der Mann des Schicksals", „Candida" und „Man kann nie wissen", endlich den „Teufelsschüler", „Cäsar und Cleopatra" und „Kapitän Braßbounds Bekehrung".

Ein Wort zur Übersetzung. In der Einleitung zur vorliegenden Ausgabe versucht Shaw eine Ehrenrettung für seinen von der deutschen Kritik so unbarmherzig zerzausten, unermüdlichen Übersetzer Siegfried Trebitsch. Wir begreifen vollkommen die Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit, denen Shaw hier Ausdruck gibt. Dennoch, so lange Shaw nach seinen eigenen Worten unserer Muttersprache als Fremdling gegenübersteht, muß er deutschen Kritikern überlassen, über die deutsche Übersetzung seiner Werke zu Gericht zu sitzen. Im Oktoberheft 1909 der Süddeutschen Monatshefte hat Katharina v. Sanden von diesem Recht Gebrauch gemacht — mit dem erfreulichsten Resultat. Denn ein Vergleich lehrt, daß von den unzähligen Fehlern und Unsinnigkeiten, die sie Trebitsch nachweisen konnte, in der Neuauflage nichts unkorrigiert geblieben ist. Trebitschs Deutsch ist genießbar geworden, es gibt jetzt Stücke, die gut und solche, die vorzüglich übersetzt sind und der Geist Shaws wird auch in der deutschen Ausgabe lebendig. Immerhin bleiben noch manche Wünsche übrig. Vielleicht erfüllt uns Trebitsch einige davon.

Dann wird er einen *"curate"* nicht mehr „Unterpfarrer" nennen, ſondern „Vikar" oder „Hilfsprediger", eine *"typist"* konſequent „Maſchinenſchreiberin" und nicht „Schreiberin", und er wird das *"Works Committee of the County council"* nicht mehr mit „Provinzialarbeitsausſchuß" überſetzen — denn es hat mit Provinz gar nichts zu tun, — ſondern richtig mit „Submiſſionsausſchuß des (Londoner) Grafſchaftsrats". Er darf auch nicht geſtatten, daß Ptolemäus den „ehrwürdigen Kopf" des Pompejus bereithalte, denn *"his severed head"* iſt „ſein abgeſchlagener Kopf" und er muß *"a famous patrician amateur"* als „berühmten vornehmen Dilettanten" vorſtellen, nicht als „berühmten Patrizier und Amateur". Auch ſollte die würdige Ftatateeta die *"mistress of the Queens household"* immer als „Oberhofmeiſterin" angeſprochen werden, nicht zuweilen als ſolche, dann als „Haushofmeiſterin" oder gar als „Vorſteherin in der Königin Haushalt".

Die feinfühlige Candida ſagt nicht „erleichtert" zu ihrem Mann „o du biſt nur verletzt", ſondern *"Oh you are only shocked"* = „o du biſt nur entrüſtet". Morell ſpricht nicht „ein wenig auffahrend" zu ihr, ſondern *„snubbing her a little"* = „ſie ein wenig abfahren laſſend". Marchbanks hat ſich nicht „den ganzen Tag" unglücklich gefühlt — er ſagt ja ein paar Stunden früher im erſten Akt: Ich bin der glücklichſte Menſch von der Welt —, ſondern nur *"all the evening"* = „den ganzen Abend". *"Gentleman"* mit „Edelmann" zu überſetzen, geht nicht an und die folgende Dialogſtelle wird ſinnlos dadurch.

Burgess: Mr. Marchbanks is a gentleman and knows his place ....

Proserpina: It's well you and I are not ladies and gentlemen ....

Trebitſch überſetzt: Burgeß: „Herr Marchbanks iſt ein Edelmann, der ſeine Stellung kennt ..."

Proſerpina: „Glücklicherweiſe gehören Sie und ich nicht zu den ‚Damen' und ‚Herren' ..."

Es muß heißen: Burgeß: „Herr Marchbanks gehört zur guten Geſellſchaft und kennt ſeine Stellung ..."

Proſerpina: „Glücklicherweiſe gehören Sie und ich nicht zur guten Geſellſchaft ..."

Die vorſtehenden Proben ſind nur aus „Candida" und aus „Cäſar und Cleopatra" entnommen. Vielleicht unterzieht ſich ein Freund des Überſetzers für die übrigen Stücke der Mühe eines Vergleichs mit dem Original. Dann wird Herr Trebitſch uns ſpäter einmal ſchenken können, was gewiß das vornehmſte Ziel ſeines Strebens iſt: einen tadelloſen Shaw in deutſcher Sprache.

München. Eſtella Maas.

Das Kindlein. In München, Nebenſitz Leipzig, hat ſich ein Frauenverlag gebildet, der als eine ſeiner erſten Veröffentlichungen: Das Kindlein, herausgegeben von Erika Rheinſch, darbietet. Das Buch enthält auf einhundertfünfundvierzig Seiten Text Betrachtungen, die ſich um zwei Eltern ſchließen, Wolfram und Cornelie, und um ihr ‚kleines Kind, Sternbald ſGerhart Parſifal, aber auch Zörnchen, Sternchen, Träumchen und dergleichen mehr genannt. Die Betrachtungen ſollen wohl in Proſa geſchriebne Gedichte ſein. Einhundertfünfund-

vierzig Seiten Gefühl über ein und dieſelbe Sache mögen der Herausgeberin oder Verfaſſerin in Proſa barmherziger als in gebundner Rede vorgekommen ſein.

Es gibt mehrere Zeitſchriften, die von Frauen geleitet und bedient werden, und die nur den Frauenintereſſen dienen. Dagegen läßt ſich nicht das mindeſte einwenden. Die Fleiſcher, Schneider, Brauer haben ihre Fachblätter, auch die Parteien; es gibt den Vorwärts und die Deutſche Tageszeitung.

Aber der Frauenverlag in Leipzig und München will nicht den Frauen als einer Partei dienen. Sondern er will die Frauen als Schriftſtellerinnen durchſetzen.

Doch: Welcher Verlag nimmt heute nicht ſehr gern ein Buch von einer Frau, ſofern es ihm nur irgend als gangbar erſcheint? Auch das verſtiegenſte Frauenbuch, das nichts bringt, was nicht im extremſten Sinne für ſpezifiſch weiblich gelten kann, findet ſicher irgendwo eine Stätte.

Oder will der Frauenverlag ſammeln, was von Frauen ſchriftſtelleriſch geleiſtet wird, um ſtolz darzutun: ſoviel können wir?

Das Buch: Das Kindlein, iſt gewiß von einer Frau geſchrieben, die ſich empfänglichen Gemüts in den Beſitz der Kultur ihrer Zeit geſetzt hat. Vielleicht ſogar ſo ſehr, daß ſie über all der Betonung der „Eigenperſönlichkeit", wie ſie die moderne Bildung vorſchreibt, zu einer wirklichen Eigenart garnicht kam. Wer ſich all dieſe eigenartigen Perſönlichkeiten von heute anſieht, — es ſcheint dennoch nicht ſo ſehr viel mehr Wege zu geben, um eigenartig perſönlich zu ſein, als früher von den Menſchen entdeckt wurden, die nur ſchlecht und recht auf ihre Weiſe mit dem Leben fertig werden wollten. Alle dieſe ſo eigenartig ausgebildeten Frauen und Männer gleichen ſich zuletzt doch ganz verzweifelt. Sie alle fühlen ſich zum Beiſpiel ſo vollkommen eins mit der Natur: Himmel, Wald, Abendkühle, Stromesrauſchen, Sternenherrlichkeit, das ſind ſie alles ſelbſt, eins, vollkommen dasſelbe. Die ewigen Fernen, die diamantnen Sonnen, die purpurnen Abendleuchten, — wer kann ſie noch ertragen? Alle dieſe einſtmals ſo vornehmen Worte ſtehen jetzt in der Handwerksſtube von K. P. Z.

Und alle dieſe Ausnahmemenſchen ſind ſtreng abgeſchloſſen, trotz aller gefühlvoll tiefen Stimmung von einer magern Bewußtheit durchdrungen, von der Sicherheit, daß die Welt noch niemals von irgend jemand in ihr mit ſolchem Tiefſinn erlebt worden iſt. Alle andern Leute da unten in den unerleuchteten Tiefen? Welch ein Gezieſer! Man verkehrt wohl freundlich mit ihnen, aber nur in Herablaſſung; man möchte nicht einmal im Angriff auf eine ſo ſchnöde, dumpfe Welt eingehen.

Überheblichkeit bis zum Größenwahn in betreff erſigeborner Wickelkinder iſt gewiß eine liebenswürdige Eigenſchaft der betreffenden Eltern, beſonders an den Vätern, denn an den Müttern iſt ſie wohl ſelbſtverſtändlich. Will ſich aber dieſe Empfindung im Laufe der Zeiten nicht legen, ſo möchte um das Wohl des Objekts bange werden. Was ſoll aus ihm werden, das nichts andres kennt, als mit Panzerplatten vor jeder Rauheit geſchützt zu ſein?

Gefühl umgibt das Kindlein Sternbald Gerhart Parſifal. Gewiß ſoll dieſes Gefühl das ſpezifiſch Weibliche an dieſem Büchlein bedeuten. Einhundertfünfundvierzig Seiten enggedruckt immer nur Gefühl oder was dafür gilt! Es iſt eine große Sache um echtes Gefühl. Aber ob es ſich ſo zu Markte trägt? Schon beim

Werther, dieſem wunderbarſten aller ſentimentalen Bücher, — vor dem Gefühl, das dieſe berückende Kunſt darſtellen will, möchte manchmal ſchaudern als ſei es vor allem Sport. Echtes Gefühl läßt ſich nicht wie ein weißer Roſenſtrauß, der ausgezeichnet kleidet, vor die Bruſt ſtecken. Man hat es oder hat es nicht, — man hat es oft viel mehr zur Qual als zur Wonne, aber man trägt es nicht als einen Orden, nicht wie ein Unterſcheidungsmerkmal ſeiner Seelen gegen die übrige dumpfe, ungebildete Welt. Der große Ausdruck eines wirklich ſtarken Gefühls iſt unſrer Zeit nicht im Übermaß gegeben; an gefühlvollen, ſentimentalen, an empfindſamen Büchern iſt kein Mangel. Hat die Welt gerade kein großes Gefühl auszudrücken, nun, es ſei. Ihre Energien mögen ſich nach andern Seiten wenden. Aber die vorgeſpiegelte Gefühlsſeligkeit droht dem größten Gut Gefahr, dem Trachten nach Wahrhaftigkeit, um dafür nichts wie wertloſen Schwulſt zu geben, ebenſo ſchlimm wie der eines Lohenſtein oder eines Hofmannswaldau. Wäre dieſer Bombaſt Ausdruck von Frauenart, ſo dürfte der Himmel vor ihrem Lautwerden behüten. Doch nur zu viele empfindſame Bücher unſrer Tage, die von Männern geſchrieben wurden, bezeugen, daß es ſich bei einer Darbietung wie „Das Kindlein“ um eine allgemeine, wenn auch nicht ſehr angenehme Erſcheinung handelt.

Dresden. Margarete Siebert.

Zur Reform des evangeliſchen Pfarramts. Aufſätze und Reden von Chriſtoph Schrempf. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1911. 103 Seiten. 1 Mk. 20 Pfg. Der erſte dieſer Aufſätze iſt am 23. Mai vorigen Jahres im „März“ erſchienen, der letzte verarbeitet zwei Anſprachen, die Schrempf am 28. Juni vorigen Jahres in Dortmund gehalten hat; beide haben es mit dem Fall Jatho zu tun. Auch die anderen Stücke, eine Auseinanderſetzung mit Dr. Max Maurenbrecher und mit Auguſt Pauli, ein theologiſches Gutachten und eine Anſprache an ſtudentiſche Freunde, gelten den Gedanken und Strömungen, die den Fall Jatho zum Teil hervorgerufen haben, zum Teil durch ihn erzeugt worden ſind. Schrempfs Urteil lautet, wie es bei ihm, dem Jünger Kierkegaards, lauten muß. Vor Jathos Abſetzung: Hoffentlich wird Jatho abgeſetzt! Und darauf: Ich beklage Jatho nicht, ich beglückwünſche ihn; *vivat sequens!* Von der gleichen genialen Einſeitigkeit und Herbheit ſind die übrigen Abhandlungen durchzogen. Kirchliche Verhältniſſe und Pfarrer, mit denen Schrempf zufrieden wäre, gibt es überhaupt nicht; er müßte denn ſeine eigene Kirche bilden und ſelbſt ihr Pfarrer werden — aber dann wäre er erſt recht nicht zufrieden. Dieſe heilige Unzufriedenheit iſt Schrempfs Charisma; ſie bringt den Leſer vorwärts, wenn auch nicht immer ſo weit, als es Schrempf haben will. Intereſſant und richtig iſt, daß Schrempf ſeine Ratſchläge zur Reform des Pfarramts mit einem Appell an die Laien ſchließt; ſie ſind es letztlich, die die große Schlacht ſchlagen müſſen. Als wirkungsvollſtes Mittel empfiehlt Schrempf nicht den Austritt aus der Kirche, wohl aber den Kirchenſtreik. „Wie im wirtſchaftlichen, wird ſich im kirchlichen Leben der Streik als die beſte Waffe erweiſen, unerträgliche Zuſtände zu beſeitigen. Wird er erſt einmal richtig organiſiert, ſo wird das Kirchenregiment ſeinem Druck ſchon nachgeben müſſen — ſo wird es die Änderung der kirchlichen Verfaſſung in Angriff nehmen müſſen, die allein eine wirkliche

Hebung der kirchlichen Not bringen kann." Ob dieſer Kirchenſtreik aber die gewünſchte Wirkung hervorbringen würde? Viel eher iſt zu befürchten, daß gelegentlich orthodoxe Gemeindeglieder gegen ihre liberalen Pfarrer zu dieſem Mittel greifen.
Frankfurt am Main. Johannes Kübel.

Aus einem bayeriſchen Euripides. (Medea. Eine Tragödie des Euripides. Von Studienrat Hans Fugger. Bamberg, C. C. Buchners Verlag.)

Die gar zu heftige Liebesglut
Gereicht den Sterblichen nicht zur Ehre
Und iſt fürwahr kein ſittliches Gut . . .

* *
*

Fluch über den undankbaren Mann,
Der ſo die Seinen verletzen kann,
Ohn' alles Gefühl, als wär er von Eiſen!
Mein Freund kann der nie ſein noch heißen.

Das werden die Schüler unſerer „lateintoſen" Schulen vielfach als „Euripides" kennen lernen. Es iſt aber durchaus „Studienrat Hans Fugger". Weder das ſittliche Gut, noch der Mann von Eiſen ſteht im griechiſchen Text. Es rächt ſich die moderne Forderung, „moderne Formen" anzuwenden — worunter man, ſeltſamerweiſe, gern Reimverſe verſteht. Oft genug bringt dann die freigewordene *Musa scholastica* nichts andres zuſtande, als redſeltige Strophen im Stil von Johann Jakob Wendehals und Biedermeier. Die Dialogpartien, mögen ſie fünf- oder ſechsfüßig einherſchreiten, wirken immer noch echter und würdiger. —s.

Richard Dankwards Weltgericht. Roman von Ulrich Rauſcher. (Litterariſche Anſtalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M., 1911.) Wir bedauern, daß dieſes Buch nicht von Karl Sternheim verfaßt und von Ulrich Rauſcher in den S. M. beſprochen wurde. Denn man hat das Gefühl, daß der Verfaſſer ungemein viel geſcheiter iſt als das Buch. (Ein angenehmes Gefühl bei wiſſenſchaftlichen Produkten, ein unangenehmes bei künſtleriſchen.) Das Buch enthält gute Landſchafts- und Möbelſchilderungen, aber die Hauptperſonen ſind in ſolchem Maße Sinnenmenſchen, daß man ihren Seelennöten mit Sardellen, Bordellen uſw. abhelfen könnte; ſie ſollten nicht von einem Romancier, ſondern von einem Traiteur behandelt werden. Die Nebenperſonen ſind in Interieurs hineinkomponierte Einrichtungsgegenſtände. Wie alles, was Rauſcher ſchreibt, hat das Buch ſeinen eigenen Ton; aber auch die Epik hat ihre Eigenheiten. Vielleicht mußte ſich Rauſcher in dieſem Buch austoben, bevor er mit ihr zuſammenkommen konnte. C.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Coſſmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweiſe und mit genauer Quellenangabe geſtattet. Druck von F. Bruckmann A.-G., Graphiſche Kunſtanſtalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt, Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Nieſern bei Pforzheim.

H. von Willemoes-Suhm: Sieger.

PERSONEN:

Napoleon Bonaparte
Anna Czartoriska
Fürſt Alexander Czartoriski, ihr Mann
Adam Czartoriski, jüngerer Bruder des Fürſten
Gourgaud, General der franzöſiſchen Armee
Wonſowicz, Adjutant des Kaiſers
Welsky, Haushofmeiſter auf dem Schloß des Fürſten
Rouſtan, Mameluk, Leibdiener des Kaiſers
Diener und Lakaien.

Ort der Handlung:

Pulawy, Landſitz des Fürſten Czartoriski unweit Warſchau
Zeit: im Dezember 1812.

Salon im Schloß des Fürſten Czartoriski: Eine Tür im Hintergrund und eine auf der rechten Seite. Links großes breites Fenſter, von dem man auf den Schloßhof ſieht. Der Fürſt ſitzt im Lehnſtuhl vor ſeinem Schreibtiſch, beſchäftigt ſeine Papiere zu ordnen.

Adam (ſtürmt herein, eine Depeſche dem Fürſten hinhaltend): Die letzte Depeſche — ſie ſind ſchon in Warſchau! Heere von Verwundeten und Leichen! keiner erkennt die Seinen! in Lumpen ſind ſie! ohne Kleider — im Hemd — ſplitternackt — wie Räuber — wie Verrückte! ohne Sprache! Sie fliehen — von der Bereſina bis hierher alles eine Flucht. Öſterreicher, Preußen, Franzoſen, Polen, Italiener — du kennſt ſie nicht! ah!

Alexander (ſitzt wie erſtarrt): Und er?

Adam: Mit ihnen! wer weiß! voraus? hintennach? — Man ſagt, er ſei noch bei der Armee an der Düna — vielleicht iſt er ſchon in Paris!

Alexander (vergräbt den Kopf in ſeinen Händen): Das iſt das Ende. Polen iſt geweſen.

Adam (Schmerzenausruf): Ah! — Und geſtern noch haben ſie getanzt. Auf der Geſandtſchaft getanzt! de Pradt hat es längſt gewußt. Warum haben wir nicht mitgetanzt! zu unſerer eigenen Leichenfeier.

Alexander: Hör' auf! hör' auf!

Adam: O, mach die Augen nicht zu! Du mußt es ſehen. Du mußt alles ſehen. Nun können wir mit unſerer Schar von Krüppeln zu Alexander betteln gehen: nimm uns als Sklaven wenigſtens an!

Alexander (in ohnmächtigem Schmerz): Schweig'!

Adam: Ah! könnte man ihn faſſen! dieſen Würger! dieſen Betrüger! Lüge war alles! jede Depeſche war gefälſcht. Niederlagen, nichts wie Niederlagen!

Alexander: Das iſt die Wiederherſtellung Polens.

Adam: Wie wahnſinnig waren ſie alle. Keiner hat gehört! Alle ſchrien: „Napoleon! Napoleon! Retter! Befreier! Gott!" — Teufel!!

Alexander: Unſer letztes Kettenreißen! nun iſt's vorbei.

Adam: Ein ganzes Jahr haben ſie uns ausgeſogen. Alles haben wir ihnen gebracht — und trotzdem noch hunderttauſend Mann ins Feld geſtellt! für was! für ſchöne Worte! nur für ſchöne Worte. Nicht einmal Verſprechungen. O wir Wahnſinnigen!

Welsky (tritt ein, hinter ihm in der offenen Tür ſteht Wonſowicz): Ein Kurier der franzöſiſchen Armee.

Wonſowicz (tritt näher): Fürſt Alexander Czartoriski?

Alexander: Ja.

Wonſowicz: Seine Majeſtät der Kaiſer von Frankreich iſt auf der Durchfahrt, er bittet Eure Durchlaucht um ein paar Stunden Nachtruhe.

Alexander: Bei mir?

Wonſowicz: Der Kaiſer kommt von Smolensk — er wird in einer halben Stunde hier eintreffen. Er iſt zwanzig Stunden unterwegs.

Alexander: Bei mir?! bei mir?!

Adam (unterdrückt): Nein! Alexander, nein!

Alexander! Das Hotel der Geſandtſchaft in Warſchau ſteht leer — es gibt noch andere Edelſitze rund um Warſchau — wer hat mich vorgeſchlagen?

Wonſowicz: General Gourgaud.

Alexander (erſtaunt): Der General?

Wonſowicz: Es iſt eine Vertrauensſache, Fürſt. Der Kaiſer will nicht erkannt ſein — niemand darf wiſſen, daß er hier iſt. — Ihr könnt es ihm nicht verweigern.

Alexander: Unmöglich! unmöglich! ich bin nicht in der Lage —

Wonſowicz: Eine Änderung läßt ſich nicht mehr machen, in zwanzig Minuten müſſen ſie hier ſein.

Alexander: So reiten Sie zurück — ſchnell — ſchnell — ſagen Sie dem Kaiſer —

Anna (die während des letzten Geſpräches unbemerkt eingetreten iſt, ſtolz, mit beherrſchter Ruhe): Sagen Sie dem Kaiſer, daß wir ihn erwarten. (Sie wirft ihrem Mann einen Schweigen gebietenden Blick zu.)

Alexander (unterdrückt): Anna?

Anna (ruhig zu Wonſowicz): Ich — hatte es vorausgeſehen — es iſt alles bereitet — wir erwarten den Kaiſer.

Alexander: Anna!

Wonsowicz (verbeugt sich tief).

Anna: Wer ist in seiner Begleitung?

Wonsowicz: Zwei Herren vom Stabe, fünf Jäger, zehn Soldaten und Roustan, der Mameluk.

Anna: Es ist gut. Es soll alles bereit sein.

(Wonsowicz verbeugt sich und geht ab).

Adam: Alexander — das läßt du? ich ruf' ihn zurück —

Anna (sehr bestimmt): Schweigt! ich bitte euch und laßt mich gewähren! (Ruft hinaus.) Welsky! (Welsky kommt).

Anna (mit harter, ruhiger Stimme): Sie haben gehört — der Kaiser Napoleon wird diese Nacht bei uns absteigen. Niemand darf es wissen — sorgen Sie dafür, daß bei der Dienerschaft nichts verlautet! es muß in kürzester Zeit alles hergerichtet werden. Die Salons, die der Fürst Poniatowsky bewohnte, meine eignen daran stoßenden ebenfalls, — ich selbst schlafe diese Nacht unten. Zwei Herren vom Stabe und das Gefolge. Das Diner im untern Speisesaal —

Alexander (einfallend): Für fünf.

Anna (bestimmt): Für sechs. (Welcher zu Alexander) Du hast dich geirrt.

Welsky: Es wird alles besorgt. (Ab.)

Alexander: Anna, was tust du! was tust du! ich will nicht! ich will ihn nicht hier haben!

Adam: Den bei uns! unter unserm Dach! weißt Du denn —

Anna (unterbricht ihn): Alles weiß ich!

Adam: Und Du willst ihn hier eintreten sehen?

Anna (unbeirrt): Ja!

Adam: Du willst mit ihm zu Tisch sitzen —

Alexander: Ihm die Hand geben — lächeln — antworten —

Anna (immer unbeirrt): Ich will noch mehr. (Beide sehen sie groß an.) Es kommt jetzt nur darauf an, ob ihr wollt.

Adam (sie nicht verstehend): Nein! wir wollen nicht!

Anna (ohne auf ihn zu hören): Ob ihr den Mut habt.

Alexander: Mut?

Anna: Könnt ihr für euer Vaterland etwas tun? — Ich meine etwas Außergewöhnliches?

Alexander: Warum fragst du das?

Anna: O, ich weiß nicht, wie weit eure Liebe geht.

Adam (aufleuchtend): Das weißt du nicht??

Anna (leidenschaftlich): Nein! ich weiß nicht, ob sie so weit geht wie meine.

Adam: Du kannst zweifeln!

Alexander: Was verlangſt du? ſchnell! ſchnell!

Adam (ſtolz): Unſer Leben?

Anna: Mehr als das.

Alexander: Mehr?

Anna (kopfſchüttelnd, mit Bitterkeit): Damit iſt es nicht getan. Eure Ehre!

Alexander und Adam (zugleich): Unſere Ehre?

Anna: Nein, nur euer Gefühl von Ehre. Euren Begriff davon. Nicht einmal eure wirkliche Ehre. Die gebe ich nur hin.

Alexander: Anna — Anna was heißt das?

Adam (leidenſchaftlich): Was heißt das?!

Anna (ſtark, herausfordernd): Meine Ehre gebe ich hin fürs Vaterland — Gebt ihr die eure?

Alexander: Du phantaſierſt, Anna! jetzt iſt keine Zeit zum Phantaſieren. In ein paar Minuten tritt er ein! wir müſſen ihm entgegengehen.

Anna: (mit herben Spott): Du wirſt den Kopf beugen, du wirſt dich von ihm auf die Schulter klopfen laſſen, du wirſt ſeine gelaſſenen Scherze belächeln müſſen —

Alexander: Laß das Aufzählen! du biſt es, die mich dazu zwingt!

Anna: Ja, ich bin es! aber du ſollſt es nicht umſonſt tun.

Adam (der zu erraten geſucht, ſtößt hervor): Verrat??

Anna (ſtark): Ja.

Alexander: Biſt du wahnſinnig?

Adam: Unmöglich! unmöglich! tauſendmal habe ich es mir geſagt. Wir ſind keine Kinder mehr. — Es iſt Tollheit, das nur zu denken. Er kommt nicht allein, fünfzehn Perſonen ſind mit ihm — bewaffnet —.

Anna: Und ein Weib kann ſtärker ſein als Hundert!

Alexander (ſie verſtehend): Ah!

Anna (wild): Ha, was liegt mir daran! die eine Nacht! die eine Stunde Was iſt mein Leben — mein armſeliges Leben! nur bereit müßt ihr ſein — bereit, ihn ſo zu knebeln. In ſeinem Blute muß er liegen — ſein Blut will ich ſehen — und allen entgegenſchreien will ich: ich, ich habe es getan! nehmt mich! bindet mich!

Adam: Unmöglich! unmöglich!

Anna: Und dann laß ich mich binden. Und ihr mit! und währenddem wir gehobenen Hauptes ins Gefängnis wandern, raſt ein Schrei durch die Welt — anſchwellend — anſchwellend, Echo findend in hunderttauſend Kehlen, bis die ganze Erde nur den einen Schall aufnimmt: frei!

Alexander (der an ihren Lippen gehangen): Anna!

Anna: Habt ihr vergeſſen, was er uns getan? ſoll ich es euch erzählen? findet ſich keiner, der den Stolz hat, ſeine Macht zu brechen? der

den Mut hat, vor ihn hinzutreten, ihn zu fragen: wo ſind die Millionen Menſchen, die du uns fortgeriſſen? wo ſind unſere Männer, unſere Brüder, unſere Kinder! gib ſie uns wieder! gib ſie uns! Raubtier! eine Blutlache zieht ſich hin, wo du gegangen. Von Rußland bis nach Frankreich Blut. Jetzt wird dir, wie du uns getan.

Alexander: Anna! Anna!

Anna (wie erwachend, ſieht ſie ihn an): Du ſtaunſt, Alexander. — Ich weiß jetzt — jetzt erſt ſeit einer Stunde, zu was mein ganzes Leben war, zu was ich in dieſer Einſamkeit bleiben mußte — um auf ihn zu warten. Er hat kommen müſſen. Es war alles vorherbeſtimmt. O, jetzt hat mein Leben erſt Inhalt bekommen. Scheintot war ich bis jetzt — aber nun bin ich erwacht. Sechs, acht Stunden leben — es iſt mehr als fünfzig Jahre.

Alexander (tritt an ſie heran): O, v — Anna!

Adam (in Leidenſchaft): Ja! ja! nur ſchnell! ſchnell! dein Plan, Anna! dein Plan!

Anna (lächelnd, in Bitterkeit): Ah — er iſt ſo einfach — (Mit veränderter Stimme, kalt, kurz.) Wir werden zuſammen ſpeiſen — er neben mir. — Ich werde meine Augen ſenken, um mich nicht zu verraten, und wenn ich ſie hebe, werden ſie locken. — Ihr werdet — Edelleute ſein. Er zieht ſich zurück — in den erſten Salon — meinen früheren — ich habe es vergeſſen — gehe hinein, etwas zu holen — (Atmet ſchwer.) Ich werde ſpielen (ſie rückt ſich), glaubt mir — ich werde es können.

Alexander (zerriſſen): Anna!

Anna: O, hör' nur weiter! — (Schnell, laut.) Rouſtan ſchläft ſtets vor ſeinem Bett — er wird nicht dieſe Nacht dort ſchlafen — auch die Offiziere werden nicht vor ſeiner Türe ſtehen. Ich werde es zur Bedingung machen. (Mit Hohn) Er — er ſoll ja ſo ſorglos ſein. Sorglos! in ſeiner Macht! Und dann — (mühſam) — er ſchläft —

Alexander (in Verzweiflung): Nein, Anna, nein!

Anna (richtet ſich hoch auf, ruhig, kalt): Du denkſt noch an dich?

Adam (dringend): Weiter — weiter —

Anna (fortfahrend, gleichmütig): Er ſchläft — ihr ſteht an der Türe — ein Zeichen von mir — und — (wie eine Tigerin ſtößt ſie hervor) aus!

Alexander: Meuchelmord??

Anna (in Leidenſchaft): Ja. Meuchelmord! zehnmal Meuchelmord! die Tat iſt noch zu gut für den. Wollt ihr warten, noch länger warten? Wollt ihr feige ſein, wie ganz Europa, das nicht wagt, ſich zu erheben, das um ſeine Knechtſchaft bettelt!!

Adam: Nein! Anna, nein! wir warten nicht! es ſoll geſchehen. Mit dieſem Säbel ſoll es geſchehen! verlaß' dich darauf! (Man hört ein Hornzeichen.)

Anna (stößt heiser hervor): Das sind sie!

Adam (geht ans Fenster): Ja — sie sind es! alle zu Pferde — einer voraus —

Anna: Er!

Adam: Natürlich! das ist er — der Kleine — der sich eben umwendet — siehst du?

Anna: Ja, ja! er! er tritt ein — er ist da — (Sie tritt vom Fenster zurück.) Für immer da —

Welsky (tritt ein): Seine Majestät der Kaiser ist eingetroffen. Seine Majestät wünscht so schnell und so kurz wie möglich zu speisen.

Anna: Allein —?

Welsky: Nur mit dem Herrn und der Herrin des Hauses. (Anna und die andern verständigen sich durch Blicke.)

Anna (zu Welsky): Kann sofort angerichtet werden?

Welsky: Sofort.

Anna: Gut. Wir kommen. (Welsky ab.)

Anna: Hinunter — hinunter! schnell, schnell! o, seid stark, ich bitte euch! lacht, wo ihr aufschreien möchtet — vergeßt euch — vergeßt mich — spielt! spielt! nur verratet uns nicht. (Ihr Blick fällt auf ihren Mann, der wie getroffen, regunglos, steht.) (Weich.) Alexander.

(Alexander atmet schwer, sieht sie an, sie reicht ihm die Hand, geht.)

Alexander (in ausbrechender Qual): O Gott, o Gott, wie unglücklich war sie bis heute!

Adam: Unglücklich mit dir! in deiner Liebe?!

Alexander: Sie hat nie gewußt, was Liebe ist. Nun wirft sie das Leben weg, ohne es zu kennen.

Adam: Sie tut das, was wir längst hätten tun müssen! das Ziel sieh — das Ziel!

(Alexander geht mit gesenktem Kopf hinaus.)

(Adam geht an den Gewehrschrank, öffnet ihn, prüft eine Waffe nach der andern, ladet eine Pistole und steckt sie zu sich. Wonsowicz tritt ein, gefolgt von Welsky und einem Jäger, der verschiedene Arbeitsutensilien des Kaisers trägt.)

Welsky (auf rechts deutend): Hier nebenan liegt das Schlafzimmer und die Salons.

Wonsowicz: Mit welchen Ausgängen?

Welsky: Die Treppe des letzten Salons führt in den Park.

Wonsowicz: Hat keiner der Salons den Ausgang nach dem Schloßhof?

Adam (tritt vor): Nur dieser.

Wonsowicz (verbeugt sich gegen Adam; überfliegt die Räumlichkeiten mit seinen Blicken, geht prüfend ans Fenster): Seine Majestät dürfte es vorziehen, hier zu arbeiten.

Adam: Der Salon ſteht zu ſeiner Verfügung.

(Welsky entfernt ſich. Wonſowicz gebietet dem Jäger, der an der offnen Tür ſteht, die Mappen, Karten, Bücher, Feldſtecher, kleine Reiſeſtanduhr und anderes auf dem Tiſch auszubreiten, ſelbſt ordnende Hand anlegend.)

Adam (forſchend): Seine Majeſtät wird wohl der Ruhe bedürfen.

Wonſowicz (höflich, doch reſerviert): Seine Majeſtät pflegt nach den größten Anſtrengungen noch zu arbeiten.

Adam: Auch während dieſes Feldzuges?

Wonſowicz: Jede Nacht bis gegen Morgen. (Reicht dem Jäger einige Bücher und Papiere.) Dies dort hinein.

Adam: Und Sie, Herr Adjudant?

Wonſowicz: Wir gehen nicht eher zur Ruhe, bis Seine Majeſtät es befiehlt. (Er verbeugt ſich leicht gegen Adam, folgt dem Jäger in das Schlafzimmer rechts. Adam ſieht ihm nach, reckt ſich in ſtolzer Entſchloſſenheit.)

Anna (tritt in haſtiger Verwirrung ein; wie betäubt bedeckt ſie einen Augenblick ihre Augen mit der Hand).

Adam (ihr entgegen): Nun?

Anna (ſchrickt leicht zuſammen, wie er ſie anſpricht): Wir ſind gleich fertig. — Er — er will den Sieger von Canova ſehen. Er glaubt nicht, daß er einen geſchaffen hat — er kennt alle ſeine Werke — er weiß alles. Er ſpricht wie ein Herrſcher über alles Exiſtierende. Dieſe Gewalt! dieſe Gewalt in allem, was er ſagt.

Adam (der ihr die Statuette vom Kamin gereicht hat, höhnend): Tyrannengewalt!

Anna: Und ſein Auge! dies Auge! — er iſt furchtbar!

Adam: Er wird es nicht mehr lange ſein. Jetzt, Anna, mach' ihn dir zum Sklaven!

Anna: Ja! ich muß! ich muß! (Mit ſtarkem Entſchluß.) Und ich werde es! ſei ruhig! ich werde es! — Er kommt gleich herauf — entferne dich. Er braucht dich nicht zu ſehen. Aber er hat ſchon nach dir gefragt. Er weiß alles. (Im Abgehen.) Verſchließe den Schreibtiſch. Stelle mein Bild hierher. (Sie geht raſch hinaus.)

Adam (klingelt, ſtellt das Bild der Fürſtin, das auf dem Schreibtiſch ſtand, auf den großen Tiſch, der für Napoleon hergerichtet wurde. Ein Diener erſcheint): Der Haushofmeiſter. (Diener ab.) (Adam geht wieder an den Schreibtiſch, ordnet die Papiere, die er zum Teil verſchließt. Welsky tritt ein.) Nehmen Sie die Sachen des Fürſten mit hinüber, Welsky. Der Kaiſer wird gleich heraufkommen.

Welsky: Seine Majeſtät iſt bereits vom Tiſch aufgeſtanden.

Adam (im Abgehen): Laſſen Sie die geſamte Dienerſchaft zu Bett gehen.

Es darf kein Verkehr zwiſchen ihnen und der Begleitung ſtattfinden. — Der Kaiſer dürfte übrigens morgen ſehr früh wieder aufbrechen. — (Geht ab.)

(Welsky nimmt die Schreibſachen des Fürſten, entfernt ſich nach rechts.)

Die Bühne bleibt eine Zeitlang leer. Es iſt dunkel geworden.

Rouſtan (öffnet mit ſchnellem Ruck die Tür des Hintergrundes, ſtellt ſich an ihr in Poſitur und ruft mit ſtarker Stimme in den Salon): *L'empereur!* (Zu gleicher Zeit treten zwei Lakeien mit brennenden Kandelabern ein, die ſie auf Tiſch und Kamin ſtellen. Ihnen folgt in raſchen Schritten der Kaiſer, hinter ihm Gourgaud. Rouſtan und die Lakaien entfernen ſich.)

Napoleon: Wir ſind wie die Tiere. Zwanzig Stunden im Sattel, drei Tage nichts im Magen, ſeit Wochen nichts wie Schneefelder und Leichen, und ein hellerleuchteter Saal mit auserleſenen Speiſen ſcheint uns ein Paradies.

Gourgaud (mit Lächeln): Die ſchöne Wirtin nicht zu vergeſſen.

Napoleon (ſieht ihn ironiſch lächelnd an): Brennen Sie ſchon wieder einmal?

Gourgaud: Es iſt die erſte Dame, die wir ſeit Wochen zu Geſicht bekommen, Sire.

Napoleon (mit unterdrücktem Aufatmen, wie unwillkürlich): Oh — ja — ſolch eine Frau — iſt etwas Schönes.

Gourgaud: Ungewöhnlich, Sire, glühende Augen einer Polin mit den Mienen einer deutſchen Unſchuld.

Napoleon (lenkt ab): Für was halten Sie dieſe Leute.

Gourgaud: Für echte Polen.

Napoleon: Das heißt?

Gourgaud: Fanatiker.

Napoleon: Sie ſpielen ein falſches Spiel. Aber wir werden ihnen nicht Zeit laſſen, es zu Ende zu ſpielen. Um vier Uhr Aufbruch. Um ſechs Uhr müſſen wir in Warſchau ſein — auf der Geſandtſchaft und dann weiter. Wenn Sie ſchlafen wollen, Gourgaud, gut. Ich habe noch zu tun.

Gourgaud (bittend): Sire — ein wenig Ruhe!

Napoleon (auffahrend, mit Hohn): Ruhe! die haben wir zu viel gehabt, mein lieber Gourgaud. Ruhe hat uns vernichtet. Dafür werden wir jetzt gehetzt. — Ruhe in Wilna — Ruhe in Moskau — (Er redet ſich in immer größere Leidenſchaft. Stoßweiſe kommen die Anklagen heraus, wie eine Befreiung.) Fünfunddreißig Tage in Moskau! — Keine vierzehn hätten wir bleiben müſſen. Es war ein Fehler — es war ein furchtbarer Fehler. Aber man iſt auch nur ein Menſch. Hätte ich unſre Truppen nicht geſchont, hätte ich die Überreſte der Ruſſen nicht geſchont, wir ſäßen heute in Petersburg. Ja, mein Lieber, jeder ſtumme Mund, über den wir reiten mußten — ſchrie mir zu: warum haſt du gezögert! eine Peitſche braucht nicht nur die Menge, ſondern auch der einzelne. Zu ſpät heißt die Peitſche! darum

vorwärts! in zehn Tagen müſſen wir in Paris ſein. Allen voraus! mit der letzten Siegesbotſchaft zugleich müſſen wir eintreffen! ehe ſie an die Vergangenheit denken, müſſen ſie ſchon wieder in der Zukunft ſein! verdoppeln muß man die Anſtrengungen. Verdreifachen! Frankreich iſt groß — Frankreich hat Hilfsquellen, von denen niemand eine Ahnung hat. Neue Aushebungen müſſen geſchehen — wir verfügen noch über dreihunderttauſend Mann. Man weiß nicht, wo alle Kräfte ſitzen — aber ich weiß es! gegen die Natur läßt ſich nicht kämpfen. Aber gegen die Menſchen. Ein Augenblick der Erſchöpfung iſt noch nicht das Ende! noch lange nicht! aus Mißerfolgen zieht man die künftigen Erfolge! nur vergeſſen muß man können. Vergeſſen können! Gourgaud!

Gourgaud: Aber das Volk —

Napoleon: Das Volk darf man nicht zum Erinnern kommen laſſen! neue Erfolge! wieder neue Erfolge! der Erfolg rechtfertigt alles.

Gourgaud: Man muß es hoffen.

Napoleon (fährt auf): Nein! man muß es wiſſen! — Der Erſte zu ſein! das iſt die Parole. Auch nach Niederlagen der Erſte zu bleiben! darauf kommt es an. Denen in Wien und Berlin nicht Zeit zum Entſchluß faſſen zu laſſen! verſtehen Sie? ich habe noch zweimal hunderttauſend Mann am Niemen und an der Weichſel ſtehen. Ihr alle ſeid erſchrocken. Warum? ich habe ſtets geſiegt. Sie wollten mich an der Bereſina abſchneiden. Ah! da hätte ich nicht meine Armee hinter mir haben müſſen! geflüchtet ſind ſie vor uns! mit achtzigtauſend Mann unter mir hätte ich ſie geſchlagen. — Machen wir uns keine Faxen vor — es war furchtbar! aber es war unabänderlich. Ein Schritt folgte aus dem andern — doch der letzte entſcheidet. In ſechs Monaten ſtehen wir wieder am Niemen. Nur fort — fort. Wieder im Schlitten ſitzen! zurück nach Frankreich! — Ah, daß ich nicht hundert Arme und hundert Kehlen hatte. — Die Pläne!

Gourgaud: Hier, Sire. Nur eine Stunde Schlaf, Sire. Wenigſtens eine Stunde.

Napoleon: Darauf kommt es nicht an. Schlaf oder nicht Schlaf. Ja, mein lieber Gourgaud. Das iſt der Zoll, den der Mächtige zahlt: keine Pauſe — nie ſich vergeſſen! und tut man es einmal, dann zu rechter Zeit wieder erwachen. Wach ſein! Gourgaud! — (Mit veränderter Stimme, weicher.) Gehen Sie, Gourgaud, bleiben Sie nicht länger bei mir, Sie könnten ſonſt häßliche Träume haben. (Gourgaud ſteht noch unentſchloſſen.) Gute Nacht, General —

Gourgaud: Gute Nacht, Sire. (Geht ab.)

(Napoleon beugt ſich über die Pläne, arbeitet. Nach einigen Augenblicken tritt Anna von rechts herein, geht, ſcheinbar Napoleon nicht bemerkend, bis nach vorn, ſchrickt zuſammen, als er aufſchaut.)

Anna (ſtotternd): O Sire, — Verzeihung —

Napoleon: Madame —

Anna: Ich vergaß, daß ich fremde Räume betrat. (Tut, als ob ſie wieder gehen wollte.)

Napoleon: Es ſind die Ihrigen, Madame.

Anna: Wo der Kaiſer der Franzoſen beliebt, ſeinen Fuß hinzuſetzen, gilt nur ein Recht mehr.

Napoleon: Das ſpricht die Politn.

Anna (mit verſteckter Ironie, unterwürfig): Die Politn, die mehr wie jeder andere Grund hat, Eure Untertanin zu ſein, Sire.

Napoleon: Und aus der nie die Natur allein ſpricht, ſondern immer nur mit der Politik vermengt.

Anna: Das ſagt der, deſſen Leben nur dem Ehrgeiz geopfert iſt.

Napoleon: Sie haben Geiſt, Madame, aber Sie vergeſſen, daß ich ein Mann bin.

Anna: Wie gering ſchätzen Sie die Frauen ein.

Napoleon (ſie betrachtend): Vielleicht hatte ich bis jetzt Gründe, ſo zu ſchätzen.

Anna: Keine vermöchte wohl je aus Ihrem Sinn nur kurze Zeit den Herrſcher zu verdrängen.

Napoleon (tritt an ſie heran): Wer weiß, Madame —

Anna (richtet ſich hoch auf, indem ſie ſich unwillkürlich von ihm entfernt): Nein! Ein Zeitvertreib wäre ſie nur in Ihrem raſenden Leben, ein huſchendes Lächeln zwiſchen Zornesfalten — und — dazu — (Stockt.)

Napoleon (von ihrem Reiz gefangen, leidenſchaftlich): Biſt du zu ſchön!

Anna: Schön!? Das iſt die Elle, mit der Ihr uns Frauen meßt.

Napoleon: Stolze!

Anna: O, wie Ihr uns verachtet!

Napoleon (in immer mehr erwachender ſinnlicher Leidenſchaft): Nein — Anna — So nannte dich wohl dein Vater? oder war es dein Gemahl? (Sie atmet ſchwer. Er tritt an ſie heran, heißflüſternd.) Es war dein Vater, ſag' es mir — ſag' es mir, du haſt noch keinen Herrn, ſag' es mir — Es mußte einer kommen von weit her, der dein Feind war — und eben deshalb dich bezwang. Weib. (Er umarmt ſie glühend, ſie ringt, iſt aber wie ohnmächtig.)

Anna: Ihr — Ihr erſtickt mich, Sire.

Napoleon: Nicht Sire. Wenn Mann und Weib ſich einen, gibt es kein Drittes mehr.

Anna: Auf wie lange —?

Napoleon: Auf wie lange willſt du?

Anna: Und morgen —?

Napoleon: Morgen hat auch eine Nacht!

Anna: Und übermorgen und überübermorgen — — ?

Napoleon: Nächte — Nächte, nichts als Nächte —

Anna: Nur Nächte — ?

Napoleon: Du willſt mehr?

Anna (reißt ſich los): Ah — laßt mich — Ihr betäubt mich —

Napoleon: Du willſt mehr?

Anna (ermannt ſich): Nein — nein, ich will nichts — wie könnt' ich, Sire — ich bin Eure Sklavin.

Napoleon: Biſt du das? biſt du das wirklich?

Anna (mit verſchleiertem Blick): Wie könnt' ich anders — Muß ich nicht?

Napoleon: Mußt du etwas? du??

Anna (bäumt ſich in ihrem Stolz): Ah —

Napoleon: Ah, die Stolze! Wundervoll biſt du in deinem Sträuben! wundervoll! tauſend Reize haſt du, den Mann zu locken. Verſöhnung iſt das Weib. Ausruhen — Vergeſſen — Verzehnfachung ſeiner Kräfte — das Wunder iſt ſie. (Er reißt ſie an ſich.)

Anna (befreit ſich von ihm mit Selbſtüberwindung): Ihr — ſcherzt, Sire! Ihr ſeid gewohnt zu ſiegen — und was Euch nicht von ſelbſt untertan, Euch zu rauben. (Stolz): Ich aber habe mein Leben in meiner Hand. Ich kann es wegwerfen — ich kann es behalten — —

Napoleon (ruhig lächelnd): Kannſt du das noch — — ?

Anna (verwirrt, ſchlägt die Augen nieder, ſchwach): O — ja —

Napoleon (tritt wieder an ſie heran, heiß, berückend): So wirf mir dein Leben hin. Gib mir dein kleines Leben. Gib es mir. Und ich will es dir verhundertfachen. Königreiche leg' ich dir zu Füßen — du ſollſt das Schickſal von Tauſenden faſſen mit dieſer kleinen Hand — du ſollſt wünſchen und beſitzen — du ſollſt herrſchen, Anna! (Will ſie von neuem umarmen.)

Anna (entwindet ſich ihm): Nein — nein! laßt mich, laßt mich — ich — ich haſſe Euch!

Napoleon (unberührbar): Biſt du gekommen, mir das zu ſagen!

Anna: Furchtbar ſeid Ihr — furchtbar —

Napoleon: Furchtbar, Kind? willſt du mit mir ſiegen? Du kannſt es. Du biſt ſchön — du biſt herrlich — du biſt geboren zum Genießen. Reiß dir dein Glück herunter! Wolle — dann haſt du alle Rechte. Du ſollſt erfahren, daß da, wo der Wille iſt, die Macht iſt, und daß nur gilt, was Kraft hat. Hab' den Mut, Weib, Mut.

Anna: Wer biſt du — wer biſt du — du brichſt mich —

Napoleon: Löſch alles aus, was da war. Wiſche es aus — nichts

iſt geweſen. Dein Tag beginnt erſt heute. Jetzt erſt beginnt er. Und er ſoll ſo voll Glanz ſein, daß deine Augen ſich geblendet ſenken.

Anna (wie ohnmächtig unter ſeiner Gewalt): O du — du —

Napoleon: Sei mein! du liebſt mich ja. Zittre doch nicht ſo —

Anna: Laß mich — laß mich!

Napoleon (geſtachelt durch ihr Sträuben): Ich muß dich beſitzen — Anna, ich muß —

Anna (in ohnmächtigem Sträuben): Nein — nein —

Napoleon: Sage nichts, Kind. Sprich nicht — ſprich kein Wort — ſei nur ſchön! ſchön! in allen deinen Gliedern — ſei Weib.

Anna: Du — du —

Napoleon (will ſie ins Nebengemach ziehen): Komm' Anna — komm' —

Anna (wie erwachend): Nein! ich kann nicht! ich kann nicht! — Du weißt nicht, was du willſt — du weißt nicht, was du tuſt — rette dich! rette dich! flieh! du ſollſt leben! flieh!

Napoleon: Anna!

Anna: Schnell, ſchnell — gib den Befehl — du mußt fort. Noch in dieſer Minute mußt du fort — ſie warten ſchon — ſie kommen —

Napoleon: Wer wartet?!

Anna: Haſſe mich nicht! haſſe mich nicht! ich wußte ja nicht, wer du biſt! ich kannte dich nicht. Und ich war verblendet, betört! ich war wahnſinnig! ich — ich — hör' mich an — — ich wollte dich töten!

(Ein Schatten fliegt über ſein Geſicht, gleich darauf lächelt er.)

Anna: Ja, dich töten!

Napoleon: Närrin.

Anna (ſich hoch aufrichtend): Nicht ſo! O du! nicht ſo! glaubſt du, ich hätte die Kraft nicht? glaubſt du, ich ſpiele mit meinen Worten? ſchätze dich nicht zu niedrig ein! jetzt nicht! Sieger! — ich — ich bin kein Kind — ich bin nicht nur das Weib — ich bin ein Menſch, wie du! ich habe dich gehaßt mit dem Haß eines ganzen zertretenen Volkes. Jetzt, jetzt weiß ich, warum ich dich haßte: weil ich nicht ſein konnte wie du! erſtickt hat man mich! getötet mein Wollen! zum Krüppel hat man mich gemacht! du, du haſt mich erlöſt. Sehend bin ich geworden mit einem Schlag. Ich zähle nicht mehr die Toten auf deinen Wegen, ich weiß nichts von zertretenen Ländern — ich ſehe nur dein königliches Recht — den Gott in dir.

Napoleon (aufleuchtend, will ſie wieder an ſich reißen): Anna!

Anna (entwindet ſich ihm): Du glaubſt mir nicht? du glaubſt mir nicht! die anderen warten — in einigen Minuten kommen ſie herauf, mein Mann, mein Schwager — ſie warten nur auf mein Zeichen — daß du ſchläfſt —

(Napoleons Geſicht wird zornglühend.)

Anna (fährt, ſich durch ihre Selbſtanklagen befreiend, fort): Ja, daß du ſchläfſt! meine Liebe ſollte dich machtlos machen — ich, ich wollte dein Verräter ſein. (Sie bricht zuſammen, ihre Hände vor das Geſicht ſchlagend.)

(Napoleon geht ohne Zögern, von ihr unbemerkt, an die Türe des Hintergrundes, Rouſtan erſcheint, Napoleon ſchreibt ein paar Worte auf einen Zettel, gibt ihn Rouſtan mit befehlender Miene, Rouſtan verſchwindet.)

Anna (ſieht auf): Du ſchweigſt?

Napoleon (finſter auf- und abgehend): Das war ein Spiel — gut, daß es vorüber.

Anna (ſieht ihn angſtvoll an): Was — was ſagſt du? — was meinſt du? — warum ſchweigſt du? — was ſagt dein Auge? — Liebſt du mich nicht mehr? — zertrittſt du mich?! — Kaiſer, es iſt der größte Sieg, den du erfochten! nütze ihn! ſieh, ich bin dein Geſchöpf! (Sie ſinkt auf die Knie vor ihm. Er bleibt ſtumm, unbeweglich, zieht ſie dann auf, ohne ſie anzuſehen. — Sie hängt ſich an ſeinen Arm.) Du! du! was beſchließt du — was hab' ich getan! ich liebe dich! du — du — ich liebe dich! iſt dir das nicht genug? — ich habe dich gerettet! iſt dir das nicht genug? — wer biſt du? — wer biſt du? antworte —! antworte —! rede ein Wort!

(Napoleon bleibt unberührt, man vernimmt Trommelwirbel, ſein Auge leuchtet auf.)

Anna: Was iſt das? (Sie ſieht ihn angſtvoll fragend an.) Mußt du fort? (Sie ſucht in ſeinem Antlitz. Schüſſe fallen vor dem Fenſter, ſein Geſicht wird ſteinern, auf ihrem Geſicht ſpiegelt ſich die größte Seelenqual, in plötzlichem Erraten ſchreit ſie auf.) Ah! was iſt das! ſage mir, was das iſt!!

Napoleon (kalt, rauh): Die Verräter!

Anna (rennt ans Fenſter, öffnet es, ſchreit auf): Alexander! Alexander! Adam! — Tot!! (Wie ſinnlos ſucht ſie um ſich, greift nach dem Degen des Kaiſers, will ſich auf Napoleon ſtürzen.) — Du — du — (Ohnmächtig ſinkt ſie an ihm nieder.)

Napoleon (bleibt gleichmäßig düſter, entſchloſſen, will im erſten Augenblick ſie aufrichten, tut es nicht, geht zur Türe, winkt Rouſtan und dem Jäger, die vor derſelben ſtehen, gebietet ihnen ſtumm, die Ohnmächtige fortzutragen. Wendet ſich dann an den herbeieilenden Gourgaud). Gourgaud — — das Signal! Vorwärts! Aufbruch!

(Die Worte pflanzen ſich von einer der draußen ſtehenden Wachen zu den andern fort.)

Gourgaud: Sire!

Napoleon (unbewegt, mit hartem Ausdruck): Wir ſind keine Mäuſe, die man fängt. (Wendet ſich zum Gehen.)

(Unter dem Ertönen des Signals fällt der Vorhang.)

Ein unbekanntes Tagebuch Wilhelm Wackenroders.

Mitgeteilt von Rudolf Wolkan in Wien.

Das vorliegende Tagebuch Wackenroders iſt vor Jahren aus dem Beſitze des verſtorbenen bekannten Autographenſammlers Künzel in meine Hände übergegangen. Es berichtet über eine Reiſe, die der damals 23jährige in Gemeinſchaft mit dem Prorektor Weißer von Erlangen aus unternahm, und die ihn über Bayreuth, Kulmbach und Hollfeld nach Bamberg und Pommersfelden und von da zurück nach Erlangen führte. Wir wiſſen, wie ſehr Wackenroder jeden freien Augenblick benützte, um die Schönheiten der näheren und weiteren Umgebung Erlangens kennen zu lernen. Zweimal, im Juni und Oktober, hatte er Nürnberg beſucht, worüber er ſeinen Eltern in Briefen berichtet, die leider bisher noch unveröffentlicht ſind, und zu Pfingſten 1793 hatte er mit ſeinem Freunde Tieck eine Reiſe ins Bayreuthiſche unternommen, die er gleichfalls ſeinen Eltern beſchreibt. Eine intereſſante Ergänzung hierzu bietet unſer Tagebuch. Auf dieſee Auguſtreiſe berührt er zum Teile dieſelben Orte wie zu Pfingſten, ſo Streitberg, Kulmbach, Sansſpareil und Bayreuth. Aber während es ihn damals nach Karlsbad zog, ohne daß er aber wegen Paßſchwierigkeiten das eigentliche Ziel ſeiner Reiſe zu erreichen vermochte, und er die landſchaftlichen Schönheiten genießen wollte, beſchränkte er ſich im Auguſt auf ein engeres Gebiet und waren es vornehmlich die Kunſtſchätze der Galerie in Pommersfelden, die er bereits früher einmal von Erlangen aus aufgeſucht hatte und die ihn ſo feſſelten, daß er ſie zu Michaelis 1793, als er von Erlangen nach Göttingen überſiedelte, abermals, zum Abſchiede für immer, ſehen mußte. Hier hat, wie unſer Tagebuch zeigt, ſeine Begeiſterung für Raffael reichſte Nahrung und Anregung gefunden.

Reiſe von Erlangen ins Baireuthiſche und Bambergiſche mit dem H. Prorektor Weißer. 1793.

Mittwoch Mittag, den 14. Auguſt 1793 fuhren wir von Erlangen ab. Wir waren 4 Perſonen, und bezahlten dem Hauderer (Miethkutſcher), der uns mit 2 Pferden raſch und gut fuhr, täglich 5 Gulden. (Es ſind in Erlangen an 12 Hauderer, die Tag für Tag Einheimiſche, Studenten, oder Fremde fahren. Außerdem ſind aber noch einige beſondere Fuhrleute hier, die Knechte haben. Die Hauderer fahren immer ſelbſt. Die Fuhrleute bringen Reiſende oft mehrere Meilen weit. Nach Nürnberg gehen täglich 2 Wagen, außer der ebenfalls täglichen Poſt.)

Wir ließen Baiersdorf links liegen. Der Weg iſt reizend. Die Berge werden bis Streitberg immer höher, und ziehn ſich allmählig immer enger zuſammen. Rechts liegt ein langes Dorf auf dem Rücken, links ein anderes am Abhange eines Berges. In allen Dörfern ſind die Zwiſchenräume der Häuſer mit Bäumen angefüllt. Wir tranken in einigen Dörfern ſehr gutes Bamberger Bier, das weit beſſer als das Erlanger iſt. Preßfeld und Ebermannsſtadt nehmen ſich am Fuße der Berge ſehr angenehm aus.

In Streitberg beſtiegen wir noch denſelben Abend die Burg Neideck. Sie hat doppelte Graben und Mauern gehabt, und muß von einem ſehr großen Umfange geweſen ſeyn, denn in einer beträchtlichen Entfernung vom Hauptthurme, ſind noch die Ueberreſte einiger großen runden Thürme zu finden. Am Hauptthurme entdeckten wir das deutlichſte Echo, das ich je gehört habe: ſprach der eine an einem gewißen Flecke nur leiſe gegen die Burg zu, ſo vernahm der andre, wenn er an einem andern beſtimmten Orte ſtand, jede Sylbe deutlich zurück. — Im klaren Mondſchein giengen wir hinunter, nachdem wir mit Mühe den engen Fußſteig wiedergefunden, der durch dichtes Gebüſch führt, und den wir beym Hinaufgehn entdeckt hatten. Auf der Brücke der Wiſent, ſahen wir den Mond ſich im Waſſer ſpiegeln. — Im Wirthshauſe zum goldenen Löwen, fanden wir es ungemein wohifeil.

Am andern Morgen giengen wir früh nach Muggendorf, und beſahen die 4 nächſten Höhlen. Die Roſenmüllerſche iſt die merkwürdigſte: H. P. Weißer ſagte, dieſe und der hohle Berg, wären weit ſchöner als die Baumannshöhle, die zwar größere, aber ſchwarze, u finſtere Säle habe; — auch wäre dort keine ſo enge Paſſage, als die eine in der Wundershöhle. Die Roſenmüllerſche gleicht inwendig einem hohen gothiſchen Kirchengewölbe, das ſich in der Höhe eng zuſammenzieht, und durch die lange Felſenſpalte durch die man oben nur kaum ſich hindurchſchieben kann, das dämmernde Tageslicht ſehen läßt. Der Boden beſteht aus gewölbten Tropfſteinſtücken, die mit kleinen ſtarken Pfeilern beſetzt, u naß u etwas ſchlüpferig ſind: er erhebt ſich von vorn nach hinten zu, wie ein kleines Gebirge, ſo daß man hinten nur mit Mühe zu den letzten Winkeln, wo ein großer Reichthum hängender Zapfen u ſtehender Säulen von 1 bis 2 oder 3 Fuß Länge, den wunderbarſten Anblick geben, hinkriechen kann. Die Farbe iſt friſch gelbröthlich. Die Formen ſind gar mannigfaltig; zuweilen hängt der Stalaktit in Geſtalt einer breiten Fahne, von der Decke herab.

Wir beſtiegen noch einen hohen Berg hinter Muggendorf, deſſen Spitze (das Quakenſchloß genannt), ein Paar iſolirte Felſenſtücke trägt. Man ſieht hier die ganze gebirgige Gegend umher, 14 Schlöſſer, und am Horizont den Fichtelberg. Auf dem Rückwege nach Muggendorf, kamen wir durch die Fortſetzung des Streitberger Thales hinter Muggendorf, welches mitten drinne liegt. Es iſt hier beſonders eng, felſigt, einſam u romantiſch; zwiſchen friſch grünen Ufern fließt die ſchnelle Wiſent, deren Wellen öfters durch das ſteinigte Bette gekräuſelt, u mit weißlichem Schaume bedeckt werden.

Nach Tiſche fuhren wir von Streitberg, durch hohe, öde, ſteinigte, nur mit ſchwarzen Felſenſtücken beſäete Gegenden, nach Baireuth. Man fährt den ſteilen Speckberg hinauf, u kommt über Truppach. (1/2 Meile hinter Streitberg, rechts von dieſem Wege, iſt bey der Vereinigung der Wiſent

u Auffees, bey Rabeneck, ein ſchöner Waſſerfall, an 50—60 Fuß hoch.) — Bey Muggendorf, auf dem Wege zum hohien Berg, uſw. findet man eine große Menge laſer Kalkſteinſtücke, worin man leicht ſehr vieie Abdrücke van Ammonshörnern u Fragmente von Verſteinerungen findet.

Freytag, den 16. Aug. fuhren wir früh von Baireuth, über die Eremitage, die wir kurz beſahen, nach Berneck. Die 3 Ruinen liegen hinter einander auf dem Rücken eines Berges der das Thal in 2 andre ſpaltet: in dem einen rinnt der Main herab, im andern läuft die Chauſſee nach Geſrees. Von der Kapelle u dem Burgſtall ſtehen nach die kieinen gathiſch gewölbten Thore von Sandſtein, in jenen ſind noch Kanſaien von Sandſtein. Die zerfallenen Mauern ſind mit Bäumen bewachſen. Der Burgſtall hatte einen Graben, u eine Mauer mit 4 runden Thürmen an den 4 Ecken gehabt. — Mittags waren wir in Kulmbach, wo wir auf der Feſtung, die Franzöſiſchen Gefangenen ſahen. An 100 waren ſchan hier geſtarben; an 100 lagen nach krank. 60 wurden am folgenden Margen freygeiaſſen. Die 20 Officiere in der Stadt ſind bis auf 12 geſunken, weil einige, die ſich fäiſchlich für Officiere ausgegeben hatten, auf die Feſtung gebracht waren. Am Abend führten preußiſche Officiere im Gaſthofe zum weißen Roß, Stephani's Werber, ein erbärmliches Stück, erbärmlich auf. Nachher war Ball, u auf dem Markt ward geſchaſſen. Herren u Damen von Baireuth, uſw. waren zu dieſer Feſtlichkeit hergefahren. Wir wohnten wohifeil im galdnen Anker.

Sannabend den 17. Auguſt fuhren wir über Thurnau nach Sansparell, u aßen Mittag in Hoifeld. Nachmittag fuhren wir von hier die viertehaib Meilen bis Bamberg. 2 Meilen weit, bis Wiegau, hat man den eiendeſten Weg, in tiefem Lehmboden; u dabey, die ödeſten, ſteinigſten, leerſten Gegenden zur Ausſicht. Vom letztern iſt wahl die hahe Lage dieſer Gegend Urſach. Im Baireuthiſchen, z. B. bey Sanspareil, um Hoff, uſw. habe ich immer bemerkt daß die hahen Gegenden kahl, öde, u unintereſſant ſind. Dicht vor Wiegau fährt man einen ſehr langen, ſteiien Hohiweg, oder ein ſchräges Thal hinunter, auf der Seite mit nackten, verwitterten Kalkſteinklippen, die in graßen Stücken herüberhangen, u von einem lebhaften u lauten Gießbach begieitet. So wenig ſchön auch dieſe Feiſenkluft iſt, denn die Feiſen gleichen hier nicht erhabenen Pyramiden, oder Prachtgebäuden der Natur, ſondern häßlichen, hervorſtehenden Rieſengebeinen der Erde; ſo rettete mich dach dieſe Gegend aus dem verdrießlichen Phlegma warin mich die varige, u eine Schneckenſarth aan 4 Stunden auf 2 Meilen verſetzt hatte. Iſt man das lange Thal hinunter, ſa hat man von Wiegau eine ſchöne Chauſſee bis Bamberg, u iſt mit dieſer Stadt in Einer Ebene, woraus man auf die Höhe der vorigen Gegend, zu deren Umkreis auch

Sanspareil gehört, ſchließen kann. Hinter Wiegau hat man das alte gelbliche, große Giechſchloß, (itzt ein Magazin), das ſich auf einem hohen Berge herrlich praeſentirt, u nicht weit davon eine alte ſehr hohe Kirche auf einem andern Berge, zur linken Seite. Vor Bamberg paſſirten wir das Städtchen Schaslitz, u Seehoff. In B. logierten wir im goldenen Adler auf dem Steinweg, unweit des weißen Lammes. Dieſes war ganz von dem Zuge des Fürſten von Thurn u Taxis angefüllt, der von Hildburghauſen, wo er einen kurzen Beſuch gemacht hatte, nach Regensburg zurückgieng. Er iſt ein alter Mann. Noch denſelben Abend reiſte H. P. R. Weißer mit der Poſt ab.

Am Sonntage beſahen wir einige Kirchen. Im Dohm ſind einige herrliche Gemählde, beſonders bemerkten wir 2: 1. Ein Heiliger wird auf einem Roſt gebraten. Er wirft die eine Hand empor, u hat einen herrlichen Ausdruck in ſeiner Stellung. Auch die Figuren um ihn her ſind voll Leben u Ausdruck. — 2. Eine Heilige wird enthauptet. — In der Jeſuiterkirche bewunderten wir lange einen Chriſtus am Kreuze, auch ein paar andre Stücke. In dem mittleren Gewölbe der ganz weißen Kirche ſind 4eckige Fenſter mit Säulen dazwiſchen, u einer Kuppel darüber, äußerſt geſchmacklos hingemahlt: die Perſpektive iſt ſo eingerichtet, daß man ſie nur vorn beym Eingang in die Kirche im rechten Augenpunkte faßt; u die 4eckigen Fenſter nehmen ſich häßlich aus. Das Altarblatt iſt gewiß nicht von Raphael: die Luft iſt grell blau u hart. In der Karmeliterkirche iſt ein meiſterhaftes Chriſtusbild. — In der Martinskirche ſind die Figuren der Apoſtel aus Holz geſchnitten. Von dieſer Kirche ſahen wir eine lange Proceſſion von Männern u Weibern zur Pfarrkirche u. l. F. gehen, wo das Marienfeſt mit dem Hochamt, u mit ſchöner Muſik, auch mit Abfeuerung des Gewehrs vor der Kirche, gefeiert wurde. Eine Proceſſion von Karmelitern, Dominikanern, Franziskanern u Kapucinern gieng aus der Kirche heraus. Ich ſah einige ehrwürdige, u wirklich idealiſche Greiſe unter ihnen. Auf der Straße war für die Proceſſion ein Altar errichtet. Wir giengen immer mit entblößtem Haupt neben der Proceſſion her.

Nach Tiſche fuhren wir nach Seehoff, tranken dort Kaffee, u giengen vorn im Garten umher. Die Statuen ſind von auffallend ſchlechter Zeichnung, u völlig geſchmacklos. — Am Abend beſtiegen wir noch den Kaulsberg, u genoſſen, bey dem prächtigen gelblichen Schimmer der untergehenden Sonne, der reizendſten Ausſicht.

Am Montag früh beſuchte ich H. Prof. Sauer, der mir ſagte, daß wir in Banz u Langheim, welche beyde Klöſter wir beſuchen wollten, ohne Addreſſe ſehr gute Aufnahme finden würden. Wir fuhren ſogleich nach Banz (3 Meilen.) Bamberg nimmt ſich von dieſer Seite gar ſchön aus. Am Fuße

ſchöner Berge prangt es mit den 4 Thürmen des Dohms, u den zweyen des Benediktiner Kloſters das ſich auf grünen Terraſſen erhebt, mit dem großen Reſidenzſchloß, u mit der alten Burg, die die Krone des Berges hinter der Stadt iſt, u deren weißer, hoher Thurm weithin leuchtet. — Bis zu dem Städtchen Staffelſtein geht eine ſehr gute Chauſſee, durch fruchtbare Felder, u in einiger Entfernung beſtändig von Ketten grüner Berge begleitet, die das ganze Bamberger Land durchziehen, u ihm ein gar reizendes u freundliches Anſehen geben. Hinter Staffelſtein fährt man über den Main, u dann den Berg hinauf, auf welchem Banz, als ein großes Prachtgebäude, mit 2 hohen Thürmen, ganz einſam liegt, und ſchon lange vorher einen angenehmen Proſpekt giebt. Wir fuhren in den Hoff hinein. Das Gebäude iſt im Ganzen ſimpel u edel gebaut; nur iſt die Freytreppe mit der Aufſarth dahinter zu groß u üppig. Ich gieng ins Hauptgebäude, brachte dem H. Konſulent Fiſcher eine Empfehlung von H. Prof. Sauer, u erwartete mit meinen Geſellſchaftern im Kloſter aufgenommen, und zur Tafel gezogen zu werden; denn mir waren ſo hohe Ideen von der Gaſtfreundſchaft dieſer Klöſter beygebracht, daß mir meine Erwartung nicht zu überſpannt ſchien. Allein man begegnete uns ſo äußerſt ungaſtfrey u unſchicklich als möglich. Ob die Klöſter nur Bekannte u nur vornehme Reiſende bewirthen, welches ſehr ſchlecht wäre, oder ob ſie zu ſehr von Reiſenden, beſonders Studenten überlaufen werden, weiß ich nicht. Dieſer Titel ſchien uns beſonders zu ſchaden. Ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte, als ich andre Gäſte mit den Patern an den Tiſch gehen ſah, denn es war grade Eſſenszeit, u man mich im Zimmer des Kammerdieners vom Prälaten, mit einem andern Laquaien oder dergl. zuſammen tractiren wollte! Ich ſagte, meine Begleiter wären im Wirthshauſe (denn wir waren in dem Wirthshauſe des Kloſters, das aber nur für fremde Kutſcher, Bedienten, uſw. iſt, abgeſtiegen,) u entfernte mich. Wir aßen etwas hier. Dann meldeten wir uns wieder im Kloſter, (keiner bekümmerte ſich um uns,) u der Pater Placidus (Sprenger), der mit andern Fremden in der Bibliothek war, zeigte uns dieſelbe, aber mit großer Kälte, und mit merkbarem Mißtrauen in unſern Stand u unſre Kenntniſſe. Sie iſt prächtig gebaut. Die zierlichen Schränke haben Thüren mit Laubwerk von Meſſing ſtatt eines Gitters. Der Plafond iſt von Bergmüller gemahlt. Es ſtehn 2 große Globi hier. Alter Drucke ſind 9 Fächer voll. Handſchriften ſind wenige vorhanden; altdeutſche Sachen ſehr wenige. In Langheim findet man weit mehr. Unter andern fand ſich: (Bruſch?) Beſchreibung des Fichtelbergs, Leipzig, 1716, 4. u mit einem beſchreibenden Gedicht auf dies Gebürge. Der P. Placidus ließ uns darauf durch einen Aufwärter die Kirche zeigen. Keiner bekümmerte ſich weiter um uns. Die Kirche hat ſehr mittelmäßige Gemählde, aber viele Reliquien, u mehrere

ganze Gerippe von Heiligen, die in Glasschränken, höchst geschmacklos mit goldenen, geschmückten Gewändern bekleidet, stehen. Das Altarblatt stellt den enthaupteten heil. Dionysius aor, wie er, — ein merkwürdiges Mirakel! — sein abgeschlagenes Haupt in der Hand faßt u herumträgt. Dieselbe abscheuliche Vorstellung steht, in Steinfiguren, auf dem Vorhofe. (Ich glaube es, dieser Heilige ist auf den Ort des Klosters einmal hingekommen.) Beweise, daß die katholische Religion u Mythologie, eben so viel geschmackwidrige, als schöne Kunstideen an die Hand giebt. — Die Aussicht aam Banzberge ist eingeschränkt und einsam, aber eben dadurch ramantisch.

Wir fuhren gegen Abend nach dem Kloster Langheim, das etwa 3/4 Meilen davon liegt, und glaubten hier besser aufgenammen zu werden, wurden's aber nach schlechter. Wir mußten es dulden, daß viele Fremde, die zu dem Bernhardifest, daß am folgenden Tage war, ankamen, in das Klaster aufgenommen, u wir in einem schlechten Nebengebäude einquartirt wurden, wo sonst nur die Bedienten der Fremden wahnten; ja, daß man uns, weil Fasttag sey, nichts als Brod, Wein, Bier, u Wasser zu essen gab. Wir mußten also mit Gewalt auch fasten. Mit Mühe bekamen wir nach etwas Butter. Wir aerwünschten die Gastfreiheit dieser gerühmten Klöster, u schliefen halb lachend, halb aerdrießlich, ein.

Am andern Margen war kein Mensch da, der uns einen Kaffee bringen konnte. Wir frühstückten mit Butterbrad aam aarigen Abend, und Wasser. Kein Mensch sah sich nach uns um. Es kamen nach einige Fremde an, die im Klaster aufgenommen wurden. — Wir giengen darauf in die Kirche, die gar nicht sonderlich ist. Sie hat mehrere Ritterfiguren in Sandstein gehauen. Wir hörten Musik, u sahen das Hochamt, das der Prälat van Banz hielt, dem am Ende die Bischoffsmütze aufgesetzt, u der Bischaffsstab in die Hand gegeben ward. Gegen Mittag fuhren wir fart, u aßen in dem Städtchen Lichtenfels Mittag. Am Abend waren wir in Bamberg, u bedauerten nur, daß wir 2 Tage so wenig genutzt aerschleudert hatten.

Am Mittwoch fuhren wir über Pammersfelden nach Erlangen zurück. Van Bamberg bis Pommersfelden sind 2 Meilen. Anfangs fährt man auf der Chaussee nach Würzburg. Die Gegenden haben nichts auffallendes. — Die Gemähldesammlung in P. gewährte mir zum 2tenmale sehr vielen Genuß. Ich bemerke folgende Stücke.

Italiäner. Raphael: Maria mit dem Jesuskinde: ein Stück, daß man studieren muß, und das die tiefste, innigste Empfindung hervarbringt, fast das schönste Gemählde, das ich je gesehen habe. — Corregia: Apoll und Marsyas. Der schlafende Kupida, klein. — Titian: mehrere Stücke. — Paala Veroneſe: Der Triumph der Engel. Die siegende Religian. Die 2 größten Stücke der Sammlung. — Michael Angelo da Merigi, genannt da Cara-

vaggio: 2 kraftvolle Mannsfiguren. — Trevisano: Bruſtbild des heil. Stephanus, ſchön, ganz im Geſchmacke des Guido. Ein Chriſtuskopf; Ein Marienkopf: beyde ſchön. Mehrere andre Stücke. — Spagnuoletto: Ein Heiliger, mit ſehr harten Schatten. — Annibal Caracci: 2 bibliſche Stücke. — Strozzi: Die Jünger zu Emaus. — Albani: eine nackte Venus. — Peter da Cortona: 2 Stücke. — Zanetti: ein ſchöner Chriſtus. — Carlo Dolce: Ein Chriſtuskopf mit der Dornenkrone. Ein Magdalenenkopf.

Niederländer. Paul Rubens: Der heil. Franciskus. Eine Mutter mit 4 Kindern. Eine Gruppe voll Feuer, Natur u Leben. Ein Kruzifix. — Anton van Dyk: einige herrliche Porträts. Ein hiſtoriſches Stück. — Paul Rembrand: Ein Frauenzimmer, ſehr feines Geſicht u Haare, nicht ſo finſter als Rembrand ſonſt iſt. St. Paulus. Eine alte Frau. Beydes vortrefflich, voller Wahrheit. — Teniers: eine Bildergallerie. Bauernſtücke. — Schalken: mehrere Stücke mit Figuren im Lichterſcheine. Diana. — Adrian van der Werft: Die betende Magdalena. 2 andre Stücke. — Gerard Hondhorſt: Ein Zahnbrecher voll Ausdruck. Ein holländiſches Familienſtück. — Backhuyſen: Ein Seeſturm. — Rudolph Bys, (Hoffmahler zu Pommersfelden:) Die 4 Elemente. Das Paradies. Ganz franzöſiſche Manier. — Paul? Mieris: ein Paar ſehr feine Stücke: Figuren. Die Gewänder ſind nur viel zu manierirt. — van Huyſum: Blumenſtücke. — Wouvermann: Schlachten, uſw. — von der Hughtenburg: Landſchaften, uſw. — Peter Neefs: 2 Kirchen inwendig. — Adrien van der Neer: 2 Mondlandſchaften, ſehr ſchön. — Saftieren: ſchöne Landſchaften.

Deutſche. Albrecht Dürer: Chriſti Kreuzigung. Kleine Figuren. Hart. Unrichtige Zeichnung. Wenig Ausdruck. — Johann König: ein Stück. — Adam Elzheimer: 3 Landſchaften, eine ſtellt Joſephs u Mariens Flucht vor. — Kupetzky: Der hail. Franziskus. — Hans Holbein: 3 Porträtte. — Magdalena, von einem neuen Mahler, Feſſel, in Würzburg. — Franz Frank, ein altdeutſcher Mahler, ein Stück.

Franzoſen. Coſſiau: Geſchmackloſe Landſchaften. — Mignon: Blumenſtücke, Früchte, und ſtilliegende Sachen. Schön. — Latreſſe: Ein ſchönes aber räthſelhaftes Stück.

Ein Stück in Römiſcher, u Eines in Florentiniſcher Moſaik. Ein marmorner Kopf *en basrelief*.

Über der ſchönen großen Treppe iſt der Plafond von Rudolph Bys gemahlt. Die großen ſteinernen Stuffen der Treppe, u die Säulen, ſind jede aus einem einzigen Stück. Der Stein iſt aus einem Steinbruch im Bambergiſchen.

Nachmittag fuhren wir die 3 Meilen bis Erlangen, wo wir Abends um 7 Uhr ankamen.

Pommersfelden. Hier war ich zum 3tenmale, als wir auf Michaelis 1793 von Erlangen nach Göttingen fuhren: Leider nur etwa 1/2 Stunde im Schloß, aus Mangel an Zeit. Ich bemerkte folgendes.

Italiäner. Raphael. Maria mit dem Jesuskinde. Maria sitzt links, in gerader Stellung, in der seligsten Ruhe. In ihrem Antlitz ist die überirdische, allgemeine Form griechischer Idealschönheit, mit sprechendster, anziehender Individualität aufs glücklichste vereinigt u die Göttin schwebt zwischen Himmel u Erde, u ihr durchschimmerndes Gepräge des Irdischen Wesens an ihr, vergönnt dem Sterblichen, sie der Menschheit zueignen zu dürfen. Bis in die feinsten Züge geht diese Vereinigung, wo der Pinsel über die erlahmende Sprache des entzückten Anschauers spottet. Die Stirn ist grade, u über der Nase etwas gesenkt: der Spiegel himmlischer Heiterkeit mit Nachdenken verknüpft. Die Augen sind heruntergeschlagen; aber ohne starren, gefesteten Blick: sie sind milde u lieblich wie das Blau des Himmels, u ruhen halb auf den Knaben, halb auf ihren Schoß. Die Nase ist grade, ohne Erhabenheit, u ein wenig lang; unten hat sie einen Zug der Individualität. Aber wer ahmt den Mund in Worten nach, den geschloßenen, schönen, Rührung sprechenden Mund! Wer das Ganze dieses Antlitzes voll milder Erhabenheit, voll seliger Wehmuth, u voll Ahnung der künftigen Jahre des Knaben, eine Ahndung, die die Form der Mutter zum Entzücken spannt, aber so, wie eine Halbgottheit, u eine weibliche gespannt werden kann. Die Sterbliche erläge dem Gefühl, alle ihre Züge würden sich weit entfalten, u ein Gießbach von Thränen würde ihr Glück der Welt mit lautem Schluchzen erzählen. Nicht so die Göttermutter: sie denkt mehr, wo jene mehr empfindet; ihr hoher Geist, der Gedanken auf Gedanken einsaugt, zaubert auf ihre äußere Form jene himmlische Ruhe, die das fluthende Gefühl an seine Dämme zwar anschlagen, aber sie nicht durchbrechen, — nicht alle Muskeln des Gesichts aufgelöst zerschmelzen läßt. Hier ist ein merkwürdiges Beyspiel des Grundsatzes, den Lessing auf Laokoons schmerzerfülltes Antlitz anwendet: hier ist's, wo die Kunst den Anfang, den ersten Schritt der Empfindung zeigt, u eben dadurch die Phantasie des Bewunderers ihre Kraft tiefer fühlen läßt. — Der Umriß des Mariengesichts ist ein schönes Oval, aber nicht ganz das reine ätherische, mit welchem der Kopf einer Niobe prangt. Das Goldbraune, glänzende Haar, fließt von der Scheitel zu beyden Seiten herab; hinten wird es durch eine netzförmige Haube gehalten. Das Unterkleid ist schimmernd rothgelb; das Obergewand ist ein schönes Blau. Die linke Hand sinkt in reizender Nachläßigkeit herunter; der Zeigefinger hängt grade, die 3 hintern Finger sind etwas eingezogen. Mit der Rechten umfaßt die Mutter den nackten Knaben, der auf ihrem Schoße spielt, sich nach der Mutter umsieht, u mit

dem linken Arm nach einer Vaſe zelgt, die auf einem Tiſche ſteht. Ich vermag es nicht, den ſprechenden Umriß aller Glieder dieſes Kindes, würdig zu erheben; die Natur ſelbſt hat dem Künſtler hier die Hand geführt. Das Geſicht des Jeſuskindes iſt edel, ſo weit ſich dieſer Charakter nur immer mit dem kindlichen verträgt; ja, es verſpricht einen mehr als gewöhnlichen Geiſt, u giebt ſich als die Hülle eines Weſens höherer Regionen zu erkennen. Was aber ruft uns deutlicher zu, daß wir ein Götterkind erblicken, als ſein funkelndes Augenpaar, das einem blitzenden Zwillingſterne gleich brennt, u dem zarten Kinde einen ſtaunenden Blick der Anbetung zuwendet. — Aber, zerreiße meine Worte, wer das Götterbild ſehen kann, u zerſchmelze in Wonne, wer es ſieht.

Strozzi: Chriſtus u die Jünger von Emaus. Beyde ſpreitzen alle 5 Finger vor Verwunderung aus: eine etwas widrige Einförmigkeit. Der Eine hat den kräftigſten Ausdruck des erſtarrenden Erſtaunens. Chriſtus iſt zu unedel. Die Beleuchtung iſt kunſtvoll. (Die Szene iſt bey Licht.) Das Licht iſt nicht geſchloßen, wie bey Rembrandt. — Guido Reni: Cimon, den ſeine Tochter Pero im Gefängniſſe nährt. — Veroneſe: Der Triumph der Engel: voll glühender Phantaſie; Ein Wagen mit 2 weißen Roſſen im Fluge; Engel um ihn her ſtürzen durch die Wolken. — Baleſtra. — Belluci.

Niederländer. Rubens. Gott der Vater (mit einem bey weitem nicht genug edeln Geſicht), in gelbem Mantel, hält Chriſti Leichnam; oben die Taube als heil. Geiſt. — Willebrand van der Geeſt, genannt der edle Friesländer: ein niederländiſches Familienſtück: alte Frauen u Kinder, ſchwarz mit großen, weiten Kragen von Spitzen: ſauber u die Geſichter voll Natur. — Stilliegende Sachen, beſonders Früchte uſw. von van de Heem. Die höchſte Täuſchung. — Lingelbach: 2 Landſchaften. Mehrere unbekannte Meiſter.

Die Treppe im Schloß iſt herrlich. Die Facade des Schloſſes verliert dadurch daß es kein Portal, ſondern nur 3, oben runde, eiſerne Gitterthüren hat, — und der Vorſprung zu weit hervorſpringend, zu ſchmal u zu hoch iſt, u an den 2 Ecken abgerundet iſt.

Pfingsttag in der Schwalm.

Von Frieda Bücking in Alsfeld.

Wenige Kilometer von unserem an der Schwalm gelegenen hessen-darmstädtischen Städtchen zieht die alte kurhessische Grenze, und von da an werden die zwanzig, dreißig an und nahe dem Flüßchen bis zu seiner Einmündung in die Eder gelegenen Ortschaften mit ihrem Landgebiet der Schwalmgrund, im Volksmund kurzweg die Schwalm genannt. Da lebt auf fruchtbarer Scholle ein Menschenschlag eigener Art, ein kraftvolles Geschlecht, das hat alten Brauch und alte Sitte, Tracht und Gehaben der Vorfahren seit vielen Hunderten von Jahren streng und treu erhalten und hält heute noch daran, wie es weit und breit im deutschen Vaterlande und darüber hinaus wohl kaum mehr so unberührt zu schauen ist. Wollt ihr mit mir kommen auf meiner Pfingstfahrt, daß wir zusammen sehen, wie es steht um Land und Leute in der Schwalm?

Nie, deucht mir, ist ein Pfingsttag ins Land gekommen, wie heute. Es leuchtet über den Fluren, jubelt in den Lüften, duftet aus blühenden Wiesen. Bis zu den Höhen des Knüllgebirges und des hessischen Hügellandes, die fern im blauen Duft verschwinden, dehnen sich die Felder in der welligen Ebene. Fruchtgesegnet, das Korn schon in Ähren stehend, die dunkelgrüne Gerste, der frische Hafer, der schwere Weizen, des Schwälmers größter Stolz. In Windungen am Flüßchen hin zieht unsere Straße. Aus Erlen und Weidengezweig glitzert das fischreiche Wasser. Dicht beieinander sitzen die Müller, denen Aalfang und Hechtkorb von der Schneeschmelze an bis zu den Herbstfrösten nicht leer werden. Und hier und da springen die Forellen über die rauschenden Wehre, und der sandige Uferrand steckt voll von Krebsen. Ob auch das alles seiner Gewohnheit gemäß sich untereinander zuweilen auffrißt, das Gewässer wimmelt doch noch von silberschuppigem und scherenbewaffnetem Getier, und die Krebspest hat ihm nicht viel anhaben können. Überall am Fluß, am Weg, an den Wiesenpfaden hin ziehen Hecken; heute von Blüten der wilden Rose überschüttet; der Schwälmer leidet nicht, daß seinen Vögeln die Nesterverstecke weggebrannt werden. — Nun sind wir beim ersten Dorfe. Gleich bei der Brücke empfängt uns das Wahrzeichen der Schwalm: im Tümpel schwimmts, in der Wiese watscheits, weithin in den Feldern flatterts von Gänsen. Zu Tausenden tauchen sie die Schnäbel in Schwalmwasser, ein jeder Ort hat seinen wohlbestallten Gänsehirten, und hinter der Herde junger Gänslein im gelben Flaumkleide trottet trotz Pfingsttag der Bub und das Dirnchen, das selber kaum laufen kann, mit dem Hasenschwänzchen an der Gerte, hütend einher. Und wenn die Flaumen Federn und die kleinen Gänschen groß und fett geworden sind, so um Martini herum,

da hat die Schwälmer Gans einen gar guten Namen, wo ſie hinkommt. — In der Koppel vor der Brücke tummeln ſich die Fohlen, kräftige, feurige Tiere, glänzend von Fell, von ſehnigem Bau. Die Pferdezucht der Gegend iſt weitberühmt, Käufer für Schwälmer Pferde kommen von fern her zum Alsfelder Prämienmarkt. Ein Zug ſchöner kräftiger Tiere wird zur Schwemme geritten. Auf jedem droben ſitzt ein kleiner Knirps, kaum drei Käſe hoch, wie angewachſen. Die werden alle auf dem Gaule groß. Und dann kommen ſie — hoch und ſchlank geworden — zur Garde nach Potsdam und Berlin, und wenn der Urlauber hinterm Erntewagen geht oder auf der Kirmes tanzt, ſitzt ihm die Küraſſiermütze keck und verwegen auf dem Ohr.

Nun gehts über die Brücke und herunter vom Rad, das Pflaſter hierzulande hat uns ſchon manche Speiche gekoſtet. Von der blanken Pfingſtſonne warm beſchienen, liegt das Neſt luſtig bunt im Grünen da. Von altersher haben ſie hier ihre beſondere Freude am Farbigen. Haus und Gerät und die prächtige Tracht, alles gleißt in Farben. Wundervoll liegt ſo ein Schwälmer Dorf in der Landſchaft, kein Künſtler hätte es können mit feinerem, mit ſichererem Gefühl ſo hinſtellen. Wie die buckelige Gaſſe umbiegt, wie die Häuſer in der Senkung am Waſſer maleriſch ſich reihen, wie die große Hofreite — an drei Seiten geſchloſſen — ein Reich für ſich und ein köſtliches Bild zugleich darſtellt! Hohe ſteile Treppenſtufen mit einem hohen ſteilen Regendächlein drüber, führen zum Wohnhaus. Den Fachwerkbau hat der Dachdecker mit vorſpringendem Ziegeldach gedeckt. Schöne braune Eichenbalken hat der Zimmermann durchgezogen. Der Schreiner hat Herzen eingeſchnitten in die Kellertür und Fenſterläden und den Verſchlag unter der Treppe zum Lüften. Und hat hölzerne Gänſe ausgeſchnitten, die tragen auf dem Rücken die Blumenbretter vor den Fenſtern. Dann iſt der Weißbinder gekommen und hat himmelblau oder grasgrün geſtrichen, Haustür, Stalltür, Scheuertor, Schaltern und Blumenbretter, hat weiße Striche gezogen und ſtarre weiße Lilien, Tulipanen, Kränzlein aufgemalt, zuletzt unter den Dachbalken her Sprüche gezeichnet, ernſte und heitere, und nicht vergeſſen aufzuſchreiben, wann und von wem das Haus gebaut ward, daß es mit Gottes Hilfe geſchah, und daß der es vor Blitzen und Feuersbrunſt bewahren möge. Und endlich iſt der Bauer gekommen und hat einen Lindenbaum neben die Treppe gepflanzt, und die Bäuerin hat die Bretter voll von Blumen geſtellt, daß es blüht und rankt und leuchtet vor ihrem Fenſter von Fuchſien und Balſaminen, von roten Nelken und gelben Pantöffelchen, von Geranien und Gelbveigelein. Mitten im Gehöft macht ſich der hochgetürmte Miſthaufen breit. Das iſt in der Ordnung. Und der Ziehbrunnen, an dem an ſchöngeſchmiedeter Kette der geſchnitzte Eimer hängt, wird vom Lindenbaum beſchattet.

Über den Hof ſtapſt die Magd mit den Stalleimern zum Brunnen. Es iſt noch früh am Tag, Strümpfe hat ſie noch keine an, die baumeln — kunſtvoll durchbrochen geſtrickt — zum Trocknen überm Gartenzaun, und das lange Hemde hängt ihr, gar nicht feiertägig ſauber, eine halbe Elle lang unter dem einzigen, kaum über die Knie reichenden Rock herunter. In ein paar Stunden, da ſollt ihr ſie ſehen! Da ſteht ſie in ehrbarer Würde in ihren vierzehn, fünfzehn Röcken auf hohen, ſchnallengeſchmückten Stöckelſchuhen und blitzt von Rot und Gold, von Seide und Stickerei und gewirkten Bändern. Und die Haustochter, für die eben der Knecht in weißem Hemd und weißen Kniehoſen das Kutſchwägelchen zur Hochzeit nach Zella richtet, die geht gar in zwanzig Röcken, und iſt angetan, daß einem die Augen übergehen, wenn ſie aus der Kammertür tritt. Die „Nähterſch", die ſie drinnen hinterm Kammerfenſter ſchon ſeit geraumer Weile putzt, wird noch ein paar Stunden Arbeit haben, bis alles an ihr in Richtigkeit iſt.

Bei der Hochzeit in Zella, da wollen wir doch auch dabei ſein. Willkommen ſind wir, das iſt hier gehelligter Brauch. Trete ich über des Hausvaters Schwelle, ſo bin ich ſein geehrter Gaſt, ſo lange es mir gefällt. Und wiederum nötigt er mich auch nicht zum Bleiben, wenn es mich zu gehen gelüſtet. An der Brücke bei Zella hat ſich ſchon viel Volks verſammelt, der Brautwagen iſt in Sicht auf der Höhe von Riebelsdorf, und der Bräutigam kommt mit zwei Brautführern zur Einholung angeſprengt. An der Gemarkungsgrenze halten ſie ſtill. In der blühenden Wieſe, unter den Apfelbäumen ſcharen ſich die Zuſchauer, die Willingshäuſer Maler und Malerinnen ſind da mit Rädern und Photographier-Apparaten, die Dorfjugend von Zella — das kleinſte Bübchen und Mädchen ſchon in vollſtändiger Tracht und von demſelben ehrbaren Gehaben wie die Alten — ſteht ſittſam im Straßengraben. Wir haben Muße, die Berittenen anzuſchauen. Alle drei ſitzen regungslos auf prächtigen Braunen, die feurig im Gebiß ſchäumen und nur mit ſtarker Fauſt zu halten ſind. Der Bräutigam iſt ein wundervoller Kerl, rieſenhoch, tannenſchlank, von königlicher Haltung. Der ſchwarze, enge, langſchößige Leibrock, bis zu den hohen Stiefeln reichend, der ſchwarze Dreimaſterhut, der tiefernſte Blick aus dunklen Augen betonen die hehre Feierlichkeit der Stunde. Und der friſche Blumenſtrauß am Arm, das leuchtend ſmaragdgrüne, franſenbeſetzte Seidentuch, lang an der linken Seite herabfallend, die goldüberſtickten Bänder, die vom Hut herunter zu beiden Seiten über die Wangen hängen und nur weniges vom tiefbraunen, bartloſen Geſicht ſehen laſſen, die reden von feſtlicher Freude. So hält er inmitten ſeiner Genoſſen, die, hochgeſtiefelt, in langen weißen Leinenröcken und grünen Tuchmützen mit ſchwarzem Pelzrand, gleichen bräunlichen Angeſichts, aus ebenſo ernſten

dunklen Augen in gleich anſtandsvoller Haltung der Ankunft der Braut entgegenſehen. Der Wagen hält dicht vor den Reitern an. Braut und Jungfern ſind den Blicken unter dicken Laubgewinden verborgen. Wo die Sonnenſtrahlen durch das grüne Blätterdach gelangen, blitzt es auf von flimmerndem Gold und glührotem Flecken. Der Hochzeitsbitter erhebt ſich von ſeinem Bänklein neben dem Wagenlenker, tritt vor und ſpricht vernehmlich ſein Sprüchlein. Ohne Regung, wie ein Bild von Stein, ſchaut der ſchöne, ſtolze Freier dem Redenden in die Augen, feſt hält er das zuckende Pferd. Alles ringsum ſchweigt, wir lauſchen atemlos.

„Sag an, du ſtolzer Freiersmann,
Was kommt nur deinem Sinne an,
Daß du ſo früh dich aufgemacht,
Und hier erſcheinſt in aller Pracht?"

Der Burſch antwortet in halblautem, feierlichem Ton:

„Ich ſuche meine Braut,
„Daß ich werd' mit ihr vertraut."

Der Alte:

„Such' ſie dir nur, ſie iſt in unſrer Mitt',
Wir bringen auch viel ſchmucke Jungfraun mit."

Tief neigt ſich der Burſch auf dem Gaul, der Alte verſchwindet unter den grünen Kränzen, ein Augenblick lautloſer Stille tritt ein, wie eine Erſcheinung ſteht das wunderbare Bild unter dem ſtrahlenden Himmel. Aus dem Kornfeld ſteigt eine jubilierende Lerche auf, über den Kopf des Bräutigams hin — — — Langſam wenden die Reiter, der Brautwagen folgt, wir folgen hinterdrein. Es iſt hübſch, daß wir noch zur Hofreite gelangen im Augenblick, als ſich der Wagen entleert, wunderhübſch, das Abſteigen der Braut und der zwölf „geſchappelten" Jungfern zu beobachten. Das iſt ein Staat, den wir da zu ſehen bekommen! von zierlichen Abſatzſchuhen mit goldnen Schnallen, von durchbrochenen Strümpfen, von goldgeſtickten, lang herunter baumelnden Strumpfbändern, von Hunderten von rotgeſäumten Röcken, von goldgeſtickten Leibchen und Hüftenpatten, von gewirkten ſeidenen Tüchern und Schürzen, von Bernſteinketten und roten Käppchen, von Handſchuhen, Taſchentüchern und — Regenſchirmen. Ohne den dicken, buntgewürfelten, goldbeſchlagenen Regenſchirm mit goldenem Knopf iſt kein Schwälmer Staatsanzug perfekt.

An der Schwelle des Vaterhauſes ſteht der Burſch, die Braut zu empfangen, ihm zur Seite der Lehrer des Ortes, der den Willkommgruß der neuen Heimat ſpricht. Ein gefülltes Glas wird ihr gereicht — ich darf es nicht verſchweigen, mit Schnaps gefüllt — ſie muß es in einem Zug leer trinken — ſie fürchtet ſich nicht davor! — und über die Schulter hinter ſich aufs Hofpflaſter werfen. Zerſchellt es in tauſend Scherben,

daß es klirrt, dann bringt ſie Glück ins Haus. Nun tritt ſie über die Schwelle. Er faßt ihre linke Hand, die Rechte reicht ſie ſtill und ernſt den Eltern, Geſchwiſtern und Anverwandten des Mannes, die ernſthaft und ſchweigend auf ſie zutreten und im Zuge an ihr vorbeigehen. Reizvoll iſt das Bild im dämmerigen Flur, auf der Treppe, auf dem Treppenabſatz; wie der wechſelnde Lichtſchein aus dem Flurfenſterchen, vom flammenden Herdfeuer, aus der Oberſtube auf die Schar der eng ſich Drängenden, feſtlich Gekleideten fällt, über dunkle, ſcharfgeſchnittene Männergeſichter, über den blitzenden Schmuck der Frauen. Die Geſellſchaft verteilt ſich nach althergebrachter Ordnung in Stuben und Kammern zum Morgenimbiß. In der letzten Kammer ſitzt ſchweigend in Geſellſchaft der Ehrenjungfrau das junge Paar, die Braut faſt erdrückt unter dem Aufbau der flimmernden Brautkrone, mit friſchen Blumenſträußen an beiden Armen. Den Imbiß, dem die andern wacker zuſprechen, teilen ſie nicht; in ſtiller Sammlung warten ſie der Trauung. Die Männer, mit den ſchwarzen Kirchenröcken angetan, gedämpfte Rede führend, ſind von den Frauen getrennt, mit denen von heute an die junge Frau das Schickſal teilen wird, das rote Käppchen über der Haarkrone, die roten Säume an den Röcken, das „Geſchappel“ ablegen zu müſſen, das prächtige, fächerartige Bändergeſteck, das droben in der Oberſtube die Dirnen ſchmückt. Wie die daſitzen um den großen, runden Tiſch, die zwölf Köpfe unter den zwölf roten Käppchen zuſammenſtecken, wie die Bänderfächer, Hals, Nacken und Rücken bedeckend, gleich rieſigen Blumenblättern um die roten Tupfen in der Mitte ſtehen; wie die zwölfmal zwanzig Röcke ſich über die Stühle im Kreiſe breiten, da gleichen ſie miteinander einer rieſengroßen, feurig ſchimmernden Blume, die die kleine Stube voll entfaltet füllt. Und noch eine Kammer iſt da, in der ſitzen die „Städtiſchen“; des Pfarrers Familie, der Lehrer mit ſeinem Anhang, irgend ein Bekannter aus der Stadt. Die können ſich hier inmitten der maleriſch-feſtlichen Schönheit ſchlecht ſehen laſſen. Wir ſelber ſchämen uns, in unſerer nichtsſagenden Gewandung hier einherzugehen. Zumal die Männer machen eine üble Figur neben den hohen, ſchlanken Bauerngeſtalten in der ſchönen Tracht, neben den bartloſen, hageren, ausdrucksvollen Geſichtern, neben dem Anſtand und der vornehmen Gelaſſenheit von Haltung und Gebärde.

Durch die offene Küchentür ſchauen wir zu den zwei dicken Köchinnen herein, die unterm großen Schlot über praſſelnden Feuern hantieren. Genau wie all die vielen Jahrhunderte her der Brauch war beim Hochzeitsfeſt, ſo wird auch heute das Mahl gerichtet, genau ſo und nicht anders. Es fiele keinem ein, ein Gericht von den köſtlichen Fiſchen, die ſein Bach führt, den Gäſten zur Tafel zu bringen; die Weckſupp', der Brotbrei mit Honig

und Roſinen, der ſteiſe Reis, der Schweinebraten mit Sauerkraut ſind Hochzeitseſſen. Auf einem Bänkiein an der Küchentür ſtehen die Töpfe für die Bedürftigen des Ortes bereit, die zu füllen, ehe ſie das Feſtmahl auftragen laſſen, der Köchinnen erſte Pflicht iſt. Es ſind nur wenige Töpfe — richtige Armut kommt nicht auf, dafür ſorgt jeder einzeine Bauer von ſeiber, und Arbeit genug gibt's hier für den, der arbeiten will.

Bis zur Trauung wird noch eine Weile vergehen, denn es hat kaum in Loßhauſen zur Kirche geläutet; ſie nehmen das Nachtmahl dort, an zweihundert Mann, und eher kann der Herr Pfarrer nicht kommen, das Paar zuſammenzugeben, ehe er nicht ſein Amt dort ausgeübt hat. So gehen wir die kurze Strecke am Waſſer hin, den ſorgſam hochgelegten, gepflaſterten Kirchenpfad nach Loßhauſen, warten, im warmen Sonnenſchein ſitzend, vor dem Kirchiein die Predigt ab, die um halb zehn angefangen hat und bis elf dauern wird, und hören der ruhigen, ganz langſam die Sätze fügenden Stimme des alten Pfarrers zu, die aus dem geöffneten Fenſter ganz vernehmiich zu uns dringt. Es rührt ſich nichts rundum, die Sonne brütet über Gräſern und Blumen und eingeſunkenen Grabſteinen des Kirchhofes. —

Die Worte drinnen ſind verhallt, die Orgel ſetzt ein, wir dürfen leiſe eintreten, das Bild in uns aufzunehmen, das — unvergeßlich — in dem ſonnendurchleuchteten Kirchiein uns empfängt. An der Sonnenwand am Altar ſteht der Greis im Talar. Zu den Seiten von unten anſteigend ſind die Bänke von dunkien Männergeſtalten eng beſetzt. Dem Altar gegenüber im Dämmerlicht unter der Orgei breitet ſich die Schar der ſechzig, ſiebzig Frauen aus in violenfarbenen Abendmahisſchieiern, die, hoch über dem Kopfe aufgebaut, den Rücken herunterwallen, daß die ganze Schar wie in einer großen veilchenblauen Wolke geht. Im Schiff, in der Mitte, gießt die volle Sonne über dem blendenden Weiß und Rot und Gold der Mädchengewänder. Oben an der Orgelbrüſtung entlang iſt ein halbes Hundert Buben aufgereiht, von denen die flachshaarigen Rundköpfe über grüngeſtickten Kragen gerade noch über die Brüſtung ragen. Und wie die dunkien und die ſchleierumwallten Geſtalten, in hingegebener Frömmigkeit förmlich erſtarrt, langſam ſchreitend zum Altare treten und Brot und Wein entgegennehmen, rinnt ein Schauer über mich, und ſeltſam miſcht ſich der Rauſch künſtleriſcher Erregung mit dem Gefühl der Ehrfurcht vor der andachtsvollen Feier dieſer fromm bewegten Seelen. — — Keiner, der gehen kann im Dorf, bleibt dem Tiſche des Herrn fern; zweimal im Jahr, im Frühling und im Herbſt, reicht der alte Pfarrer jedem Ortseinwohner das Abendmahi. Vierzig Jahre wirkt er in den Gemeinden ſeines Kirchſpiels, ſelber einer der ihrigen, aus ihrer Mitte entſprungen; wie er Art und Weſen ſeiner Stammesgenoſſen kennt, ſo trifft und findet ſein Wort die Gemüter. Sie hängen an ihm

mit zutraulicher Liebe und in Ehrfurcht zugleich. Wenn ein Pfarrherr im Kirchſpiel ſtirbt, geht jeder Angehörige ſeiner Gemeinden einen vollen Monat in tiefer Trauer; Männer, Weiber, die kleinſten Kinder ſogar; kein Feſt wird gefeiert oder beſucht, kein Kind getauft, kein Paar getraut. Ihre Pfarrer ſind faſt alle aus dem heimiſchen Boden erwachſen. Des Schwälmers Erſtgeborener erbt Haus und Hof, Gut und Herden. Der nachgeborene Sohn arbeitet als Knecht im Lohn auf dem Hof, oder wird Pfarrer, Lehrer, zuweilen Doktor. Auch der bleibt im Lande, wie auch kaum ein Schwälmer als Arbeiter irgendwelcher Art oder als Auswanderer in die Fremde geht. Zähes Feſthalten am heimiſchen Boden, das die Erhaltung der altoererbten Sitten ſo ſehr begünſtigt, liegt ihnen im Blut.

Im vollen Ornat wandelt nun der greiſe Pfarrer, nachdem er all die Hungernden und Dürſtenden geſpeiſt und getränkt hat, auf dem Kirchenpfad gen Zella, wo die Glocken zu läuten anfangen und unter grünen Birken vor dem Hauſe der Hochzeitszug ſich rüſtet. An der Kirchenpforte erwarten wir ſein Nahen. Langſam und gemeſſenen Schrittes kommen ſie daher, der Bräutigam wird vom Vater und ehrwürdigen männlichen Verwandten geleitet, die Braut geht in der Mitte der Mädchen, eine Schar von Frauen folgt, die Kinder, die getreuen drolligen Abbilder der Alten, an der Hand führend. Langſamen gemeſſenen Schrittes wandeln ſie zwiſchen den alten Grabſteinen des Gottesackers, zwiſchen den Blumen des Graſes zur Hinterpforte der Kirche, die Zweige der uralten Bäume wehen über ihnen im Sommerwind, die Sonnenſtrahlen gehen über den hellen und den dunklen Geſtalten hin. Und langſam und feierlich wie ſie gekommen, ziehen ſie nach der Trauung wieder über das ſtille Friedhöfchen unter den Bäumen hin, und Hansklaus Erhard Pfaizgraf und Jungfer Anneking Weckeſſerin ſind vor Gott zum chriſtlichen Ehebund zuſammengegeben.

Und nun wollen ſie fröhlich feiern mit den Sippen, die zu ihrem Ehrentag gekommen ſind, mit den Hoofe von Junker Hanſens Hof, mit den Rittern und Knauffen von Gungelshauſen, den Battenbergen und Haſſenpflugen und Glänzern von Nauſis und Schwarzenborn am Knüll, mit den Heymüllern und Schlemmern von Schönberg und von der Feſte Ziegenhain. Aber der geiſtliche Herr bleibt am Altar ſtehen, ein ander Paar mit gar beſcheidenem Gefolge tritt herzu, ſeinen Segen zum Ehebund zu holen; und doch iſt der Mann aus reichem Hauſe und die Braut von wohlhabenden Eltern her. Aber das Mädchen hatte ſich das Recht verſcherzt, das rote Käppchen der Jungfrau zu tragen, zwei Jahre lang iſt ſie im grünen Käppchen, vor aller Welt gezeichnet, als gebrandmarkte Mutter ohne Ehegatten einhergegangen, und erſt der heutige Tag ſoll ſie und ihr Kind wieder ehrlich machen.

Der ſpäte Nachmittag mahnt uns zur Heimfahrt. Drinnen im Feſthauſe bei den Pfalzgrafen wird getafelt nach der Erfüllung all der ſtrengen Vorſchriften der Sitte. Nicht aber, daß nun die Ausgelaſſenheit ihr Recht bekäme. Die iſt hier nicht daheim. Wir dürften ruhig bis in die Nacht hinein mit ihnen tafeln, ſingen, tanzen — kein rohes Geſchrei, kein gemeines Wort, kein wüſtes Lärmen würde uns ſtören oder vertreiben. In unverlierbarer Würde und Ruhe, vornehm wie die Edelgeborenen, deren Einer er iſt, begeht der Schwälmer ſeine Feſte.

Die Dorfgaſſe liegt in ſonntäglichem Frieden. Hier und da ſitzt eine Alte am Fenſter mit dem Geſangbuch oder mit dem Enkelkind auf dem Schoß. Sonſt iſt alles vor den Türen. Auf den Baumſtämmen vor den Häuſern ruhen die Alten, ſchmauchen ihre Pfeife und ſchweigen miteinander. Die kleinen Mädchen, die ſo ehrbar-drollig auf ihren hohen Abſätzen in den weitabſtehenden Röcken gehen, haben ſich angefaßt und ziehen in Reihen zur Dorflinde. Die Buben ſitzen aufgereiht auf der Brücke, gucken ins Waſſer, ſpucken wie die Alten und reden auch nicht viel. Die Burſchen ſchieben Kegel im Wirtshausgarten in der Wieſe. Die Dirnen ſchlendern Hand in Hand ein wenig ins Grüne, nicht weit. Die Woche bringt Bewegung genug, die Heumahd ſteht bevor, und am ſiebenten Tage ſoll der Menſch ruhen.

Alfred Demiani (Sevilla): Der Spanier.

„Spanien muß noch entdeckt werden", ſagt Miguel de Unamuno in einer Abhandlung über das moderne Spanien, „aber", fährt er fort, „es kann nur von einem Spanier entdeckt werden, der Europa kennen gelernt hat."

Er trifft hiermit den Nagel auf den Kopf. Alles, was von Nicht-Spaniern über Spanien geſchrieben wurde, leidet meiſt an groben perſpektiviſchen Fehlern, da Vorausſetzungen, die auf Äußerlichkeiten, Zufälligkeiten, ja ſelbſt Mißverſtändniſſen oder gar böswilligen Fälſchungen beruhen, zugrunde gelegt wurden; dem Spanier ſelbſt aber fällt es ſchwer, den Geſchehniſſen in ſeinem Vaterlande gegenüber einen objektiven Standpunkt einzunehmen, da ſein Horizont über das Intereſſengebiet ſeiner Raſſe, das für ihn allerdings auch heutigentags noch das ganze weite einſtige Kolonialreich von den Philippinen bis nach Südamerika umfaßt, nur ſelten hinausreicht; in dem nebelhaften Begriff, den für ihn die europäiſche Kulturwelt bildet, ſind es nur die Namen zweier Städte, mit denen ſich einigermaßen greifbare Vorſtellungen verbinden: Paris und Rom.

Ich möchte daher nicht unnötigerweiſe die bereits charakteriſierte Literatur lediglich um einige Blätter bereichern; was ich zu bieten habe, iſt nichts weiter als das Ergebnis perſönlicher Eindrücke, die ich im Verlaufe von

Jahren und im vertraulichen Verkehr mit Vertretern aller Stände, vom Granden bis zum Stiefelputzer, gewonnen habe. Es wird diktiert von einem Gefühl aufrichtiger Liebe und Achtung, das ich einem ritterlichen, oft verkannten und falsch beurteilten Volke nicht versagen kann. Soweit ich meinem eigenen Urteile mißtraute, habe ich die zeitgenössische Literatur zu Rate gezogen; neben dem bereits erwähnten Unamuno möchte ich die Namen: Blasco Ibañez, Costa, Macias Picavea und Cazalla nennen.

Es ist kaum möglich, den Begriff eines spanischen Nationalcharakters aufzustellen; dazu ist die Rassenmischung auf der Halbinsel zu wenig gleichmäßig; und doch haben hinter dem Schutzwall der Pyrenäen, die auch heute noch, der Politik Ludwigs XIV. zum Trotz, die Grenze nicht nur zwischen Frankreich und Spanien bilden, sondern zwischen Spanien und Europa, Jahrhunderte gemeinsamen Kampfes, gemeinsamen Ruhmes und gemeinsamer Not Eigenheiten und Eigentümlichkeiten entwickelt, durch die auseinanderstrebende Elemente zu einer Einheit verbunden werden, so daß selbst in unserer nivellierenden Zeit, die immer mehr die Unterschiede zwischen den Nationen abschleift, der Spanier eine prononzierte Sonderstellung einnimmt.

Es gibt wohl kaum ein Land, über das derartig verkehrte und widersinnige Anschauungen verbreitet sind, wie Spanien. Ein Grund hierfür mag sein, daß in den meisten Fällen Frankreich der Vermittler war, und niemand versteht es weniger, fremder Eigenart gerecht zu werden, als der Franzose. Ein nicht geringer Teil der falschen Beurteilung ist aber darauf zurückzuführen, daß man die Spanier zu den lateinischen Volksstämmen zählt, sie also *a priori* mit Italienern und Franzosen in einen Topf wirft.

Lateinisch ist lediglich die Grundlage der Landessprache, die ihren Ursprung selbstverständlich auf die Epoche der römischen Herrschaft zurückführt; der Bevölkerungszuwachs aber durch italienische Kolonisten und Legionäre ist proportionell wohl nur gering gewesen. Die Einwanderungen, die für die Formung der Rasse entscheidend waren, sind von Afrika herübergekommen, und das Resultat der letzten von ihnen ergab im Verlauf von acht Jahrhunderten das Spanien von heute. Wenn es schneebedeckte Felsenwände sind, die das Land der Hesperiden von seinen europäischen Nachbarn scheiden, so gleitet der Blick ungehindert über die schmale Wasserstraße, die Spanien von Afrika trennt, und deren Ufer, seit die Säulen des Herkules stehen, auf ihre Anwohner stets eine unwiderstehliche wechselseitige Anziehungskraft ausgeübt haben. So ist denn auch der charakteristische Zug des spanischen Lebens nicht lateinisch-meridional, sondern afrikanisch. Afrikanisch ist der Volkstypus, afrikanisch die Sitten, afrikanisch das Wesen der Kunst und afrikanisch sind die Klänge und Wortbildungen, die das kastilianische Idiom von den romanischen Schwesterſprachen unterscheiden.

Man wolle nun nicht mit dem Begriff „afrikanisch“ die Vorstellung eines Kaffern mit einem Nasenring verbinden, sondern man denke an die hochgebildeten Volksstämme, die, soweit unsere Geschichtskenntnis zurückreicht, die Südküste des Mittelmeeres besiedelt haben und in nicht seltenen Fällen unserer Kultur zu Lehrmeistern wurden.

Neben diesem durchaus fremdartigen Element ist die Bedeutung des germanischen Einschlags nicht zu unterschätzen. Das Westgotenreich war eine der solidesten und lebensfähigsten Schöpfungen der Völkerwanderung; seine Gründer hatten bereits bei ihrem Eintritt in die Weltgeschichte durch Beziehungen zu Byzanz einen hohen Bildungsgrad erreicht; und gotisch war der Lebensnerv der Rasse, der zur Neugründung der christlichen Königreiche und zur Reconquista anspornte. Ein Studium der Beziehungen zu den Niederlanden, der Geschichte der habsburgischen Dynastie und der Ansiedlung deutscher Kolonisten in Andalusien würde geeignet sein, zu diesem Kapitel weitere interessante Beiträge zu liefern.

Die Sympathien für die romanischen Stammesbrüder sind denn auch südlich der Pyrenäen tatsächlich nicht allzulebhaft. Auf Italien pflegt man mit einer ausgesprochenen Verachtung, die auch auf das Verhältnis der spanischen Kirche zu Rom nicht ganz ohne Einfluß bleibt, herabzublicken. Frankreich betrachtet man, ungeachtet der unleugbaren Bedeutung, die im Verlauf der letzten zwei Jahrhunderte Paris, nicht nur auf dem Gebiete der Mode oder als Asyl für politische Réfugiés, gewonnen hat, zum mindesten mit Mißtrauen; man sieht in ihm den mächtigen Nachbarn, vor dem man auf der Hut sein muß, und die Aufrollung der marokkanischen Frage hat wahrhaftig nicht zu einer Besserung der Beziehungen beigetragen. Ich glaube sicher, daß die Abneigung gegen eine lateinische Schwesterrepublik, für die man sich an der Seine, erst neuerdings wieder anläßlich der Ereignisse in Portugal, begeistert, zu den solidesten Stützen des Thrones gehört.

Eher könnte man vielleicht von einer nicht unfreundlichen Gesinnung gegen Deutschland sprechen; oder seien wir bescheiden: der Deutsche ist in Spanien weniger unbeliebt als in den meisten anderen Ländern.

Wie ich bereits erwähnte, ist die Zusammensetzung der Bevölkerung innerhalb der Monarchie durchaus nicht homogen und wird es auch, bei einem ausgeprägten Partikularismus (nach spanischer Ausdrucksweise „Regionalismus“), noch lange nicht werden. Einem naturgemäßen Ausgleiche hinderlich war die geographisch merkwürdige Gliederung des Territoriums durch fast gleichlaufende Gebirgszüge, deren Bedeutung auch dem modernen Verkehrswesen vorläufig stand hielt.

Die von den Habsburgern begonnene, von den Bourbonen durchgeführte Zentralisierung hat in Madrid doch nur einen Mittelpunkt für die Regierung,

allenfalls noch für den höfiſchen Adel und für einen moraliſchen Tiefſtand geſchaffen, von dem der Reſt von Spanien verſchont blieb, niemals aber einen ſolchen für die Geſamtintereſſen des Landes.

Die beiden Typen, welche gewiſſermaßen den Vollſpanier repräſentieren, ſind der Kaſtilianer und der Araganes. Es ſind die Brüder des gleichen Stammes, und iſt die Tonart auch verſchieden, ſo verſtehen ſie ſich doch auf die gleiche Melodie. Der Kaſtilianer etwas mehr „*Caballero*“, der Aragones etwas mehr Bauer; hier etwas mehr Pathos und Grazie, dort etwas mehr Natürlichkeit und Kraft; hier etwas mehr Quijote, dort etwas mehr Sancha Panza. In Fühlung zu den beiden Kaſtilien ſtanden ſeit jeher die ſtolzen Stamm- und Urprovinzen Aſturien und Leon, in deren Gemarkung die Spuren germaniſch-nordiſcher Vorfahren am deutlichſten erhalten blieben, und jenes Stück ſpaniſcher Erde, das wie kein anderes vergeſſen und weltenfern dahinträumt: Extremadura.

Der Süden, Andaluſien und die ganze Mittelmeerküſte bis hinauf nach Valencia, iſt das Gebiet arabiſch-mauriſcher Überlieferungen, das Land der Toreras und der ſchönen Tänzerinnen, wohl der Teil der ſpaniſchen Welt, mit dem ſich für den Fremden nach am eheſten eine beſtimmte Vorſtellung verbindet, wenn auch hierbei manches etwas operettenhaft aufgeputzt und auf das Konto der dort anſäſſigen Zigeuner zu bringen ſein dürfte.

An den Abhängen der Pyrenäen finden wir Volksſtämme, die, dem Namen nach ſpaniſche Untertanen, doch kaum als Zugehörige der Nation angeſehen werden können und dies auch durch Ablehnung der kaſtilianiſchen Landesſprache äußerlich dokumentieren. Es ſind dies auf der Seite des Atlantiſchen Ozeans die Basken, denen ein nicht unbeträchtlicher Prozentſatz der Bewohner von Navarra zuzuzählen iſt, Reſte einer iberiſchen Urbevölkerung, faſt unheimlich in der Fremdartigkeit ihres Charakters, die Landsleute übrigens des Ignaz von Loyola; im Gebiete des Mittelmeers die Katalanen, mit ihren ſämtlichen ſchlechten und wenigen guten Eigenſchaften Verwandte der Südfranzoſen, ſo daß es nur zu beklagen wäre, wenn dieſes wenig ſympathiſche und unruhige Element, geſtützt auf eine unbeſtrittene wirtſchaftliche Überlegenheit, auch in Spanien einmal das große Wort bekommen ſollte, wie dies in Frankreich ſeit der Revolution der Fall iſt.

Endlich wären im äußerſten Nordweſten die Gallegos zu erwähnen, ein kleiner, wenig ſchöner, aber ungemein kräftiger Menſchenſchlag, wohl gleichfalls, wenn auch weniger raſſerein als die Basken, autochthoner Abſtammung; man findet ſie weit über die Grenzen des Landes hinaus, wo auch immer die ſpaniſche Zunge heimiſch iſt, in dienenden Stellungen aller Art, und neben einer rührenden Heimatsliebe iſt ihnen die Verſchlagenheit und Geldgier derartiger Mietlingsnaturen gemeinſam.

Worin beſteht nun die Eigenart dieſes Völkergemiſches, das eine an Kämpfen und Blutvergießen reiche Geſchichte auf Europas äußerſtem Vorgebirge aus zwei Erdteilen zuſammengeſetzt hat, um aus ihm eine Nation von ſeltener Zähigkeit und Widerſtandskraft zu formen?

Auch hier, wie ſo oft, geht das Gute mit dem Schlechten Hand in Hand. Spanien wäre nicht das, was es iſt, ohne ſeine Weltabgeſchiedenheit und ſeine Rückſtändigkeit.

Man wolle nun nicht, wie es häufig geſchieht, Rückſtändigkeit mit Kulturloſigkeit verwechſeln; denn mögen auch Jahrhunderte an Spaniens Grenze haltgemacht haben, ſo iſt ſeine Kultur zum mindeſten ein ſehr präziſer und in ſich abgeſchloſſener Begriff, während überall dort, wo man ſo ſtolz zu ſein pflegt auf die Errungenſchaften modernſten Fortſchrittes, jede Nüancierung in einem ſchon mehr als langweiligen Kosmopolitismus ſich verliert.

Ich vermute, daß es nicht jedem leicht fällt, den Zugang zum Kern ſpaniſchen Weſens zu finden; die meiſten werden wohl nur die Mängel der Verkehrsmittel, den geringen Komfort der Hotels, die Schwerfälligkeit und Langſamkeit des Geſchäftsbetriebes, die Unzuverläſſigkeit der Poſt und anderer öffentlicher Einrichtungen bemerken, ſich über den hohen Prozentſatz der Analphabeten entrüſten und daneben, günſtigſtenfalls, ein buntes, farbiges Bild und die Klänge ſpaniſcher Tänze mit nach Hauſe nehmen.

Wenige empfinden was dem Leben der ſogenannten Kulturzentren fehlt. Wer aber unter der zunehmenden Rüpelhaftigkeit unſerer Verkehrsformen leidet, durch die uns der Mangel an Höflichkeit geradezu als Notwendigkeit aufgedrungen wird; wer es mit Bedauern ſieht, wie die Sitten der Gaſſe und der Goſſe allmählich den Salon erobern, wer durch die Bewertung jeglichen Verdienſtes vom Standpunkt des pekuniären Erfolges angewidert wird: für den muß Spanien eine Offenbarung, die Verwirklichung eines Märchens, eines Traumes bedeuten. Hier gibt es noch Menſchen, welche höflich ſind, nicht aus Spekulation, ſondern weil ſie ſich wegen eines Verſtoßes gegen die guten Sitten ſelbſt verachten würden; hier gibt es noch Geſchäftsleute, die Freunde ihrer Kunden ſein möchten, und Künſtler und Männer von Geiſt, die keine Geſchäftsleute ſind.

Unter den Staaten europäiſcher Geſittung gehört Spanien zu den wenigen, ja iſt vielleicht der einzige, wo das Kapital noch nicht regiert, dafür aber auch die Kanaille noch nicht auf dem Wege zur Herrſchaft ſich befindet; ja man kann wohl ſagen, es iſt das Land, wo die Kanaille als gefahrdrohende, kulturfeindliche Maſſe überhaupt nicht exiſtiert. Es erklärt ſich dies nicht lediglich aus den ſozialen Zuſtänden, aus der geringen Ausbreitung eines induſtriellen Proletariats; die höheren Stände ſind berechtigt, ein gewiſſes Verdienſt hieran ſich anzurechnen. Die Taktloſigkeit, die in Deutſch-

land und anderswo zumal den Verkehr der beſitzenden Klaſſe mit Untergeordneten kennzeichnet, und die natürlich um ſo verletzender wirkt, je mehr die Auffaſſung an Boden gewinnt, daß ein guter Schneider, ein großes Portemonnaie und eine noch größere Dickfelligkeit genügen, um zur guten Geſellſchaft gerechnet zu werden, würde in Spanien direkt unverſtändlich ſein.

Trotz mittelalterlicher Abgrenzung, trotz Vorrechten und Vorurteilen aller Art nimmt dies den Beziehungen der Stände zueinander jegliche Härte und Schärfe, verleiht einem von durchaus ariſtokratiſchen Grundlagen und Anſchauungen ausgehenden Gemeinweſen die Anmut demokratiſcher Ungezwungenheit, gibt dem Manne aus dem Volke die Sicherheit, die nie in Frechheit, dem Großen des Landes die Liebenswürdigkeit, die nie in Herablaſſung oder unangebrachte Leutſeligkeit ausartet. Um ſo überraſchender aber und anerkennenswerter iſt dies, als in Spanien anderſeits perſönlicher Einfluß, Protektion und Konnexion von unberechenbarer Wirkſamkeit ſind.

Der Haß und Kampf der Klaſſen iſt vorläufig unbekannt; noch ſind dieſem Lande die Apoſtel nicht erſtanden, die der Armut den Stachel der Unzufriedenheit und Mißgunſt ins Herz drücken, und ſelbſt in größeren Städten, mit Ausnahme des unſpaniſchen und internationalen Barcelona, würden Volkserzieher von der Art Francisco Ferrers, deſſen Schickſal unbegreiflicherweiſe das gebildete Europa in Erregung verſetzen konnte, den Boden für ihre Tätigkeit nur ungenügend vorbereitet finden. Daß trotzdem der Anarchismus als Idee ſtets auf ein nicht unbeträchtliches Anhängerkontingent wird rechnen können, erklärt ſich daraus, daß er wie keine andere politiſche Lehre an die Einbildungskraft und Abenteuerluſt des Individuums ſich wendet.

Die Standesunterſchiede, die Gegenſätze von Reich und Arm nimmt man kritiklos und ohne Leidenſchaft als eine Naturnotwendigkeit hin, hat aber auf beiden Seiten, oben wie unten, durchaus das Gefühl brüderlicher Zuſammengehörigkeit, ohne der Deviſe: „*Liberté, Egalité, Fraternité*“ zu bedürfen. „*Del rey abajo ninguno*“ (vom König abwärts keiner) lautet ein ſpaniſches Sprichwort, was etwa beſagen will: mit Ausnahme des Königs ſind wir alle gleich. Es ergibt ſich hieraus, im Gegenſatz zu der ausgeprägten Vielgeſtaltigkeit regionaler Unterſchiede, eine merkwürdige Gleichmäßigkeit der Geſinnung, Sitten, Lebensauffaſſung bei den Vertretern der verſchiedenſten Stände. Wie England den Begriff des *Gentleman* geprägt hat, ſo Spanien den des *Caballero*. Die Vorſtellung aber, die ſich mit dieſem Wort verbindet, iſt ſo himmelweit entfernt von jener, zumal unter dem Einfluß des Amerikanismus, mehr und mehr ſich entwickelnden Auffaſſung, daß man mit den Lackſchuhen und dem Smoking den Gentleman beliebig an- und ausziehen kann. Die Bewertung des Caballero iſt durchaus unabhängig von Äußerlichkeiten; es ſind lediglich Fragen des Charakters, der *politesse*

de coeur, der guten Erziehung, um die es ſich handelt, und vor allen Dingen, — auch wieder ein ariſtokratiſch-demokratiſcher Zug —, man betrachtet die entſprechende Geſinnung nicht nur als einen Luxusartikel der höheren Stände; auch dem einfachen Manne räumt man das Recht hierzu ein, ſetzt bei ihm den Wunſch voraus, als Caballero zu denken und achtet dieſes Beſtreben.

Als ſelbſtverſtändlich gilt es, daß, je höher die ſoziale Stufe, deſto mehr auch die Erziehung ſich verfeinert und vervollkommnet; infolgedeſſen wird man einen auf Unkenntnis beruhenden Verſtoß, zumal wenn es ſich lediglich um die Form handelt, einem weniger Erfahrenen nie zum Vorwurf machen; nur eine beabſichtigte Vernachläſſigung guter Manieren iſt es, wofür man eine Entſchuldigung nicht kennt.

Der Standpunkt des Caballero iſt auch der, den der Spanier in Geldſachen einnimmt oder doch wenigſtens einnehmen möchte. Es ſoll nicht als Unmöglichkeit hingeſtellt werden, daß er ſich unter Umſtänden zu Kompromiſſen mit ſeiner beſſeren Überzeugung drängen läßt. Aber man empfindet dies doch wenigſtens als etwas Unzuläſſiges und Bedauerliches und iſt noch nicht bei jener Geſchäftsmoral angelangt, die ja wohl beim Italiener ihren widerlichſten Ausdruck findet, daß man in Fragen des Portemonnaies eine vornehme Geſinnung einfach nur für Dummheit hält.

Es war in Spanien möglich, daß ein Politiker von der Bedeutung des vor Jahresfriſt verſtorbenen Republikaners Joaquin Coſta, deſſen Tod für das Vaterland, — die durch ihn bekämpfte Regierung mit dem König an der Spitze —, Anlaß zu impoſanten Trauerkundgebungen wurde, ein arbeitsreiches Daſein in Armut beſchloß; nicht etwa, weil es ihm zu Lebzeiten an Anerkennung gefehlt hätte, ſondern ganz einfach nur, weil er zu ſtolz, oder ſagen wir ruhig — der Ausdruck wird den meiſten verſtändlicher klingen — zu unpraktiſch war, den enormen perſönlichen Einfluß, den er als Privatmann ausübte, zu kapitaliſieren.

In trefflichen Worten iſt die Denkweiſe des Caballero durch Ganivet, den Interpreten des ſpaniſchen Individualismus, präziſiert worden: „Für mich beſteht die erſte und grundlegende Weisheit eines Menſchen darin, mit Würde zu leben, d. h. unabhängig zu ſein und Herr ſeiner ſelbſt und das Recht zu beſitzen, ſeinen heiligen Willen zu tun, ohne irgend jemand Rechenſchaft darüber abzulegen.“

Tatſächlich verfügt die ſpaniſche Volksſeele noch über ein derartiges unverbrauchtes Kapital anſtändiger Geſinnung, daß man mit Erſtaunen und mit Beſchämung immer wieder auf moraliſche Faktoren ſtößt, die man beim modernen Menſchen überhaupt gar nicht mehr vorauszuſetzen wagt.

Und dabei iſt es etwas Entzückendes um die Anmut ſpaniſcher Sitten. Ich möchte auch hier wieder die rein äußerlichen von denen trennen, die eine gewiſſe Herzensbildung vorausſetzen. So findet man beiſpielsweiſe

gute Manieren beim Eſſen nur in den allererſten Kreiſen; man iſt eben auch in ſolchen Dingen noch um einige Pferdelängen hinter der europäiſchen Ziviliſation zurück. Dafür aber beſchränken ſich ſpaniſche Ritterlichkeit, Liebenswürdigkeit, Höflichkeit, Zuvorkommenheit, kurz alles, was der Spanier unter guter Erziehung *(buena educacion)* verſteht, nicht nur auf den geſelligen Verkehr, ſondern halten auch den Friktionen des öffentlichen Lebens ſtand. Dies verbreitet allenthalben, ſelbſt in einem überfüllten Eiſenbahnwagen, einen Ton der Intimität und feinen Geſittung, der dem auf ſeine Kultur ſtolzen Europa leider fremd iſt.

Trotzdem iſt der Spanier natürlich, ungezwungen, impulſiv, und ſo höflich er auch iſt, nie wird er ſervil oder untertänig ſein. Man ſpricht ſo viel von ſpaniſcher Etikette. Sie exiſtiert eigentlich nur in dem von den Habsburgern und Bourbonen erfundenen höfiſchen Zeremoniell, welches die Perſon des Monarchen umgibt; alſo auch hier: *del rey abajo ninguno.* Im Gegenteil, es ſoll vorkommen, daß Mitglieder fremder Botſchaften an der Gleichgültigkeit der Madrider Ariſtokratie in Etikettenfragen Anſtoß nehmen.

Der Spanier benimmt ſich mit der Nachläſſigkeit und ſelbſtverſtändlichen Natürlichkeit deſſen, der ſeiner Haltung abſolut ſicher und in noch ſo kritiſchen Lagen, ja angeſichts des Todes, imſtande iſt, eine geringfügige Anforderung der Höflichkeit lächelnden Mundes zu erfüllen.

Die Stätte der ſpaniſchen Erziehung iſt das ſpaniſche Haus; — ich ſage abſichtlich Haus —; denn noch iſt der feſte Sitz, der von Geſchlecht zu Geſchlecht weitervererbt und mit ſeinen Bewohnern eine Einheit bildet, die Regel und nicht die Ausnahme, und der Einfluß der heimiſchen Penaten iſt um ſo bedeutungsvoller bei der Rolle, die heutigen Tages noch die Familie der Geſellſchaft gegenüber ſpielt.

Die Seele aber des ſpaniſchen Hauſes iſt die ſpaniſche Frau. Unter ihren europäiſchen Schweſtern hat ſie es am meiſten verſtanden, Weib zu bleiben. Sie liebäugelte weder mit den entwürdigenden Lockmitteln der Kokotte noch mit feminiſtiſchen Ideen, die ihrem Preſtige gefährlich werden müſſen; aber ebenſowenig begnügte ſie ſich mit der Rolle der Köchin und Dienſtmagd; und ſo bewahrte ſie ſich die Achtung des Mannes, ſeine Höflichkeit und — ſeine Liebe. Die Frau iſt dem Spanier ein Heiligtum, allerdings ein Heiligtum, das goldene Gitter umſchließen. Als Gattin, Hausfrau und Mutter iſt ſie muſtergültig.

Vor allen Dingen aber täuſche man ſich nicht über den Einfluß der Frau in Spanien. Sie iſt es, zu der Millionen von Gatten und Söhnen mit abgöttiſcher Verehrung emporblicken, und, ohne Suffragette zu ſein, kann ſie mit Recht behaupten, daß ſie ein Land beherrſcht und regiert. So waltet ſie als Hüterin der religiöſen Überlieferungen; ſie, nicht der

Prieſter, hält jenen mittelalterlich-naiven Glauben lebendig, der, ein untrennbarer Beſtandteil der Perſönlichkeit, mit politiſchem Klerikalismus in der Regel wenig zu tun hat. In der Stunde der Gefahr aber wird ſie, genau wie vor hundert Jahren, bereit ſein, aus ihrer Zurückhaltung herauszutreten und ſich als heroiſche Genoſſin an die Seite des Mannes zu ſtellen.

Es iſt ſo unendlich ſchwer, über den Spanier zu einem abſchließenden Urteil zu kommen, da man allenthalben auf die merkwürdigſten Gegenſätze und Widerſprüche ſtößt; Gegenſätze und Widerſprüche übrigens, die durchaus dem Charakter und der Natur des Landes, ſeiner Kultur, Kunſt, Geſchichte entſprechen, und die von der Feder eines Meiſters in den beiden klaſſiſchen Figuren des Don Quijote und Sancho Panza feſtgehalten wurden: auf der einen Seite Idealismus und Fanatismus, Utopismus und Myſtik; auf der andern ein ſehr reeller, praktiſch-nüchterner, etwas bäuriſch-verſchmitzter Menſchenverſtand. Es iſt das Doppelſpiel der ſpaniſchen Seele: ein Gemiſch von Leidenſchaft und Phlegma, auch hier wieder mehr Afrika als Europa. In jedem Spanier ſteckt etwas von Quijote oder vom Sancho, meiſt aber etwas von beiden zuſammen, und auch in ſeinen ſchlechten Eigenſchaften verſöhnt er uns durch einen Zug ins Große, verſöhnt er uns durch ſeinen Quijotismus.

Ich glaube, ich kann es unterlaſſen, auf das Sündenregiſter näher einzugehen, das dem Lande der Inquiſition und Stiergefechte vorgehalten wird; denn was es Schlechtes über Spanien zu ſagen gibt, iſt im allgemeinen ſehr viel bekannter als alles, was man zu ſeinen Gunſten anführen könnte.

Um nur ein Beiſpiel unter vielen herauszugreifen: die berüchtigte ſpaniſche Grauſamkeit. Es mag an dem ſein: der Spanier iſt grauſam; zum mindeſten iſt er hart; er iſt aber auch hart gegen ſich ſelbſt; und ganz ſicher iſt es nicht jene dekadente und abſtoßende Grauſamkeit, die ſich mit perſönlicher Verweichlichung und Feigheit verbindet. Das läßt ſich ja nicht leugnen: die Volksbeluſtigungen hier unten ſind ſeit jeher blutig geweſen. Aber man vergeſſe auch nicht: dieſe Nation hat keinen dreißigjährigen, ſie hat einen achthundertjährigen Krieg hinter ſich. Und zugegeben, die Grauſamkeit iſt ein ſpaniſcher Nationalfehler, ſo ſteht ihr als Aquivalent eine derartige Gutmütigkeit gegenüber, eine derartige rein menſchliche Weitherzigkeit, daß ſich das Daſein manches Unglücklichen und vom Schickſal Enterbten inmitten dieſer Menge, die Sonntag für Sonntag einem blutigen Schauſpiel Beifall klatſcht, erträglicher und weniger entwürdigend geſtaltet, als bei uns.

Dem Eindruck kann ſich wohl niemand entziehen, der ſich längere Zeit auf der pyrenäiſchen Halbinſel aufgehalten und ſich Mühe gegeben hat, das Leben und Treiben ſeiner Umgebung nicht nur mit dem Auge des Touriſten zu betrachten: wir haben es mit einem körperlich, geiſtig und moraliſch

vorzüglichen Menſchenmaterial zu tun, an dem eine nichtswürdige Regierung alles verbrochen hat, was an einer Nation verbrochen werden kann.

Die Schuld hierfür trifft nicht die heutige alfonſiniſche Dynaſtie; im Gegenteil, ſie iſt es, die zum erſten Male wieder ſeit Menſchengedenken würdige und achtenswerte Perſönlichkeiten auf den ſpaniſchen Thron gebracht hat, und vielleicht war es ein Dienſt, den die zweite Iſabella unbeabſichtigterweiſe dem Lande erwies, daß ſie dem müden Saft ihres Stammes auf illegitimem Wege friſches Blut zuführte. Aber ſo berechtigt auch die Sympathien ſein mögen, die ſelbſt die röteſte Oppoſition dem jungen ritterlichen König und ſeiner in ſchwerer Zeit erprobten Mutter nicht verſagt, der Herkules wurde dieſem Hauſe noch nicht geboren, der imſtande wäre, den Augiasſtall traditioneller Mißwirtſchaft zu räumen.

Ich wiederhole: die alfonſiniſche Dynaſtie trifft keine Schuld; aber ſie ſchleppt die Schuld ihrer Vorfahren weiter, der Habsburger und Bourbonen, die als Fremdlinge auf dem Thron mit den Überlieferungen einer an ſich vorbildlichen Verfaſſung brachen und eine in Kämpfen geeinte und erſtarkte Nation Demütigungen und Mißerfolgen entgegenführten.

Man hält es direkt nicht für möglich, es mit Angehörigen des gleichen Stammes zu tun zu haben, wenn man nach meiſt nur ſehr angenehmen Erfahrungen im perſönlichen Verkehr — und es empfiehlt ſich in Spanien ſtets, und wäre es mit dem Briefträger, perſönliche Beziehungen herzuſtellen — das Unglück hat, dem ſeit Jahrhunderten ſtagnierenden Sumpf zu nahe zu kommen, in dem die Staatsmaſchine hilflos verſinkt, und hier Anſchauungen anzutreffen, die den einfachſten Begriffen von Ehrenhaftigkeit, Gewiſſenhaftigkeit und Pflichtbewußtſein ins Geſicht ſchlagen. Doch ſelbſt über dieſem dunkelſten Spanien reckt auf halbverhungertem Klepper die groteske Silhouette Don Quijotes ſich empor; zum Weinen iſt der Anblick dieſes Kampfes mit Windmühlen.

Daß die Regierung und Verwaltung nicht noch größeres Unheil angerichtet hat, erklärt ſich zum Teil daraus, daß man ſich gewöhnt hat, den Staat und ſeine Inſtitutionen mit orientaliſchem Gleichmut als nationales Unglück zu tragen, der größte und nicht ſchlechteſte Teil der Bevölkerung aber dem öffentlichen Leben gegenüber ſich ablehnend oder doch indifferent verhält. Es iſt ein Beweis für die Lebenskraft der Raſſe, daß dem politiſchen und wirtſchaftlichen Bankrott der Jahrhunderte ſeit Karl V. nicht auch der moraliſche gefolgt iſt.

Der Zauberlehrling.

Erzählung von Marta Karlweis in Wien.

3.

Georg erwachte ſpät am Vormittag. Draußen zerfloſſen die letzten Morgennebel zu ſeinen goldenen Dunſtſchleiern. Georg ſah das zarte feuchte Blau des Himmels, ohne ſich von ſeinen Kiſſen aufzurichten. Nun ſchloß er die Augen wieder. In wohligem Genießen ſtreckte er die Glieder.

Die Stunde des Erwachens war ihm immer das Liebſte des ganzen Tages.

Von tief drunten hörte er das Rauſchen der Stadt und wußte: „Die Sonne ſcheint.“ Jeder Atemzug war ein feiner, köſtlicher Genuß.

Er hatte geträumt. Was? Das wußte er nicht mehr. Und wollte nachdenken. Aber die Wärme und Behaglichkeit des Bettes machte ſeine Gedanken träge. Und dann ſtolperte ihm immer wieder dieſe kindiſche Freude durch den Kopf: „Die Sonne ſcheint!“ Er konnte ſich nicht mehr erinnern, wovon er geträumt hatte. War's nicht ein blühendes Feld geweſen, ein blühendes Buchweizenfeld in der Sonne? Oder ein Dorf im Abendlicht, tief drunten an einem Fluß, zwiſchen ſchwerbeladenen Apfelbäumen und brennenden jungen Ahornſtämmchen? Und die Stimmen der ſpielenden Kinder jauchzten herauf bis zur Bergſtraße? Irgend etwas Verſchwommenes tauchte in ihm auf und verſchwand wieder. Oder hatte er von einem Menſchen geträumt? Alle Süßigkeit dieſes Traumes war noch in ſeinem Blut. Aber das Bild war zerſtoben.

Eine Turmuhr ſchlug. Georg zählte mit, es ging bis elf. Dann zählte er: eins, zwei, drei — ſchwang ſich mit einem Satz aus dem Bett, riß das Fenſter auf, wuſch ſich und zog ſich an. Dabei zerbrach er ſich den Kopf, um das Datum des Tages zu finden, der ſo vergnüglich begonnen hatte. Als ihm ſeine Hausfrau Kaffee und die Zeitung brachte, wurde das Rätſel gelöſt. Es war der vierundzwanzigſte September.

Nach dem Frühſtück ging er fort, leichten Herzens in den blauen Tag hinein, ſummte leiſe vor ſich hin und ſah jedem Mädel erwartungsvoll ins Geſicht. War ſie häßlich, dachte er: „Sie iſt vielleicht ſehr lieb?“ und wenn ſie hübſch war, ſchwoll ihm das Herz vor Dankbarkeit gegen den Schöpfer.

Es wehte ein goldener Hauch durch die Gaſſen. Im Volksgarten brannten die Bäume in lichtem Feuer. Aſtern und Georginen leuchteten purpurrot. Ab und zu löſte ſich ein gelbes Blatt und fiel langſam auf den Raſen.

Georg ging durch die raſchelnden Alleen, von einer unbeſtimmten Erwartung getrieben.

In der inneren Stadt gab's keine Blumen und Bäume mehr. Aber die Häuſer ſahen aus wie friſch gewaſchen, und alle Fenſterſcheiben blinkten. Und die ganze Menſchenmenge, die ſich durch dieſe Straßen ſchob, war halb bewußt, halb unbewußt durchzittert von der prickelnden Seligkeit dieſes Sonnentages.

Auf dem Graben traf Georg den Schauſpieler Lenk, der ihn ſofort mit Weibergeſchichten und mit Wondraſcheks Oper überfiel. Georg überließ ſich dem Zauber dieſer ſamtenen Stimme, ohne recht auf Lenks Erzählungen zu achten, und hing ſeinen eigenen, ziellos ſchwimmenden Gedanken nach. Auf einmal ſagte Lenk: „Donnerwetter! Sind die heute hübſch, dieſe Steinbachmädeln!"

Jäh aus ſeinen Träumen gerüttelt, ſah Georg erſchrocken auf. Da gingen ſie eben vorbei. Katharina ſchlank, blaß, in einem fließenden dunkelgrünen Kleid. Und die ſchwarzlockige Eliſabeth, etwas kleiner, ganz hell, wie in eine Wolke von Kirſchblüten gekleidet.

Die zwei jungen Leute grüßten. Die Schweſtern dankten, Katharina gemeſſen, ganz Dame, Eliſabeth ſehr lebhaft und kameradſchaftlich — und waren ſchon vorüber.

Lenk ſchwatzte weiter. Georg verſtand kein Wort mehr. Seine Gedanken wirbelten durcheinander wie ein aufgeſcheuchter Weſpenſchwarm. Er konnte den Geruch von Katharinas Parfüm nicht loswerden, der mit ihr vorübergeflogen war. Und dabei mußte Georg doch immer wieder denken, daß ſie ſich für dieſen Morgengang ſicher gar nicht parfümiert hatte. „Kitty Steinbach", wollte er ſagen, wie in der Nacht. Aber es ging nicht. „Katharina! Katharina!" ſchrie es in ihm, und ſeine Sinne hetzten ihr gierig bettelnd nach. Er zerdrückte ihren Namen auf der Zunge wie koſtbaren Wein und lauſchte den wunderbaren Verheißungen, die ihm aus dieſen vier Silben herausklangen. Katharinas ganzes Weſen wuchs aus dieſem Namen empor, jungfräulich und frauenhaft wiſſend, unſchuldig und doch verdorben. Er ſah die Bewegung, wie ſie ihr Haar zurechtſteckte, das nach jedem Kuß mit wirren roten Flocken in das weiße Geſichtl hing — und fühlte einen Stoß wie von einer unſichtbaren Fauſt. Er drückte ſich die Nägel ins Fleiſch und biß die Zähne aufeinander. Und plötzlich merkte er, daß Lenk noch immer ſchwatzte. Bis zur Wut gereizt, ohne Gruß, ſtürzte Georg davon, quer über den Stephansplatz hinüber, und die Rotenturmſtraße hinunter auf den Kai. Als er das Waſſer ſah, blieb er erſchrocken ſtehen und beſann ſich, wie er hier heruntergekommen wäre?

Dieſes Rennen hatte ihn ruhiger gemacht. Er lehnte ſich an die ſteinerne Brüſtung und ſah eine Weile dem Waſſer nach, das ſich grau und träg im Donaukanal dahinwälzte. Ein ſchwerbeladenes Floß wurde mit langen, mühſeligen Stößen von zwei Männern geſteuert. Ganz ferne draußen gab der Kahlenberg eine feine Silhouette, blau in blau auf dem heiteren Himmel.

Unſinn! Tolle Sprünge ſeines Blutes! Sonſt nichts. Dieſe Sache war erledigt. Alles verflogen, erloſchen.

Und jetzt? Hunger hatte er. Er ſah auf die Uhr. Wenn er jetzt zu Onkel Heinrich ging, der auf dem Lugeck wohnte, kam er gerade rechtzeitig zum Mittageſſen.

Bei Onkel Heinrich wurde gut gekocht. Von einer undeutlichen, aber angenehmen Erwartung gewiegt, ſchlenderte Georg die Rotenturmſtraße wieder hinauf. Einmal blieb er ſtehen. „*Sic transit* —." Er lächelte. „Was der Menſch für ein Vieh iſt!"

Als er beim Lugeck um die Straßenecke biegen wollte, blieb er erſchrocken ſtehen. Vor einer Ladentür ſtand Eliſabeth Steinbach, und als ſie ihn erblickte, lachte ſie und winkte mit den Handſchuhen, die ſie abgeſtreift hatte. Ihre Augen glänzten wie ſchwarze Kirſchen und ein paar ausgelaſſene dunkle Locken wehten um ihr ſonnverbranntes kleines Geſicht. Sie drückte Georgs Hand ſo feſt, daß es ihm trotz ſeiner Verwirrung auffiel.

„Die Kitty hat natürlich wieder etwas zu beſorgen vergeſſen, wir haben im Galopp zurücklaufen müſſen, und ſchauen Sie, wie nett, da trifft man Sie ohne dieſen faden Lenk. Alſo, wie geht's, mein lieber Zauberlehrling?"

Georgs Brauen zogen ſich raſch zuſammen.

Eliſabeth hielt inne und ſah ihn verwundert an. Dann lachte ſie und plauderte weiter: „Was treiben Sie immer? Und warum hat man Sie in Wien noch gar nicht zu Geſicht bekommen?"

Sie hatte eine kleine, klingende Stimme, die immer vibrierte vor innerer Luſtigkeit.

Dieſer zwitſchernde Klang hüllte Georg wohltuend in die harmloſe Fröhlichkeit der Strobler Tage, und jenes Wort, das ihn jetzt unangenehm berührt und geſtern in ſeinem eigenen Munde ſogar erſchreckt hatte, war für ihn wieder verwandelt in einen heiteren Scherz. Er lächelte und nannte nun auch Eliſabeth bei ihrem Spitznamen: „Mamſell Lotte! Ich befinde mich ſo, wie ich es verdiene, und hoffe das Gleiche von Ihr zu vernehmen. Denn die Mamſell ſieht blühend aus!" Er wußte, daß dieſe antiquariſch verſchnörkelte Sprechweiſe ſie zugleich ärgerte und

amüſierte. „Aber ich weiß gar nicht, was die Mamſell anſicht, daß Sie den armen Lenk als fad und langweilig proklamiert? Er gehört nachweislich zu Mamſell Lottens eifrigſten Bewunderern.“

Sie lachte mit blitzenden Zähnen und einem zuckenden Grübchen in der linken Wange. „Aber mein Gott, ſo ein Komödiant iſt doch kein Menſch,“ ſagte ſie ungeduldig, „und überhaupt, es gibt nichts Gräßlicheres als Künſtler. Die Mama und die Kitty ſchwärmen für dieſe Geſellſchaft. Ich kann das wirklich nicht begreifen. Es ſteckt ſo gar nichts hinter ſolchen Leuten. Entweder ſie ſind noch nichts, dann ſind ſie zwar manchmal amüſant, aber immer ungewaſchen und haben keine Ahnung, wie man mit einer Gabel und einem Meſſer umgeht. Oder ſie ſind ſchon was, dann ſind ſie viel langweiliger als harmloſe Bürger, die doch wenigſtens den Anſchein von geiſtigen Intereſſen erwecken wollen. Dafür ſind ſie unverſchämt und rückſichtslos. Und wenn ſie ja die Gnade haben, den Mund aufzumachen, reden ſie vom Geſchäft. Ich kann ſie nicht ausſtehen!“

Georg lachte jetzt wirklich. Ganz vergnügt. „Danke! Und was ſoll da aus mir werden?“

Sie ſah ihn mit mutwillig funkelnden Augen an. „Aus Ihnen? Sie ſind doch der Zauberlehrling. Der gehört noch nicht zur Zunft.“

„Und wenn ich mein Meiſterſtück liefern und dazu gehören werde? — Übrigens ſagen Sie mir doch, Fräulein Eliſabeth, wie ſind Sie denn auf die Idee gekommen, mich ‚Zauberlehrling‘ zu taufen?“

„Ja — wie?“ Sie dachte nach.

„Denn wiſſen Sie, der Name iſt doch eigentlich keine Ehre für mich. Der Zauberlehrling iſt nicht nur ein dummer, ſondern auch ein bedauernswerter Kerl. Nicht wahr? Endlich einmal geht der Meiſter weg, der ihn immer als minderwertig, als nicht voll behandelt, und nun ſtürzt ſich dieſer arme, ewig niedergetretene Kerl auf die erſte beſte Gelegenheit, alles, was er weiß und kann, wie eine Bombe platzen zu laſſen und ſeine Freude an dem Knall zu haben. Und da kommt dieſes qualvoll lächerliche Unheil! Das Schreckliche und das Lächerliche ſind nicht dieſe rennenden Beſen, ſondern daß er ſie nicht mehr meiſtern kann. Fräulein Eliſabeth, wie ſind Sie nur darauf gekommen, mich Zauberlehrling zu nennen?“

Sie ſah ihn erſchrocken an. „Mein Gott — ich weiß nicht,“ ſtammelte ſie, „es war irgend ein ganz harmloſer Anlaß. Doch, ja, ich weiß ſchon! Sie haben eines Abends eine Geſpenſtergeſchichte erzählt, und wie es ganz ſchauerlich war, ſind Sie bleich geworden. Und dieſen wunderlichen Schreck haben Sie den ganzen Abend nicht mehr losgebracht. Irgend

jemand hat da den dummen Witz gemacht: Die er rief, die Geister, wird er nun nicht los!"

„Ach so!" Georg lachte wie einer, der plötzlich von einer grundlos quälenden Sorge befreit wird. „Das war der Grund! Der ganze Grund? Das —! Und jetzt sind Sie mir noch eine Antwort schuldig: also, und wenn ich mein Meisterstück liefere und zur Zunft gehören werde?"

„Dann?" Sie sah an Georg vorüber und lächelte versonnen, fast ein wenig trübe. Aber dann schüttelte sie den Kopf und setzte eine sehr weise Miene auf. „Dann werden Sie reich heiraten, eine Villa im Cottage kaufen, Tantièmen herausschinden und unverschämt, rücksichtslos und langweilig werden. Aber da kommt die Kitty aus dem Laden."

Georg drehte sich um. Katharina kam über die Stufen von der Geschäftstüre herunter und reichte ihm die Hand. Sie sah sehr blaß und müde aus. Ihre grauen Augen wanderten unruhig hin und her. Sie ließ Georg gar nicht zu Worte kommen, redete sehr rasch und ohne Übergang von Dingen, die wenig Zusammenhang hatten, und lachte dazwischen mit eigentümlich hartem Klang. Schließlich sagte sie so leicht, als sie es fertig brachte: „Wir geben morgen vom Nachmittag in den Abend ein Gartenfest — Sie wissen doch, unser Haus in der Wohllebengasse hat einen kleinen Garten. Mama will ihre Getreuen zu Ende der Sommersaison um sich versammeln. Das Fest der Heimgekehrten, verstehen Sie, in Kostüm. Mama schwärmt für Kostüm. Erwin Lenk und Ludwig Seydler werden da sein. Sie kommen doch auch, ja?"

Georg verbeugte sich. „Mit dem größten Vergnügen, Fräulein Kitty. Ich werde kommen."

Elisabeth drängte zum Gehen. „Also morgen auf Wiedersehen, Zauberlehrling!" Sie lachte. „Ich kann Sie wirklich nicht Herr Doktor Hübner nennen. Und haben Sie's nicht so eilig mit dem Meisterstück. Sie kommen noch früh genug in die Zunft."

Katharina bot ihm kühlen Blicks eine heiße, zitternde Hand.

Georg fühlte noch Elisabeths knabenhaft festen Händedruck — und war allein. Mit einem Kopf voll unklarer, verworrener Gedanken stieg er die drei Stockwerke zu Onkel Heinrich hinauf.

Schon vor der Eingangstüre, während er das altmodische Porzellanschild mit der verschnörkelten Inschrift „Professor Dr. med. Heinrich Hübner" betrachtete, ärgerte ihn der penetrante, an frische Äpfel und alten Tabak mahnende Geruch, den Onkel Heinrich in seiner ganzen Wohnung verbreitete. Onkel Heinrichs alte Haushälterin, die ihm die Tür öffnete, konnte er auch nicht ansehen, ohne der qualvollsten Stunden seiner Kinderzeit zu gedenken. Am Weihnachtstag, nach Semesterschluß und zu

Onkel Heinrichs Geburtstag hatte ihn immer seine blasse, schwarzverschleierte Mama zum Onkel Vormund geführt. Und kam Georg, um ein glückwünschendes Sprüchlein herzusagen, oder um einen schlimmen „Sechser" zu beichten — ganz schrecklich war es immer! So betrat er auch heute diesen dunklen Korridor, in dem auch am Tage eine trübselige Gasflamme brannte, mit wunderlich gepreßtem Herzen und verfluchte die Laune, die ihn hergeführt hatte. Ein schwarzer Schlapphut, der an dem gußeisernen Ständer hing, erhöhte sein Mißbehagen.

„Wer ist denn da, Frau Kathi?" fragte er so ängstlich wie vor zwanzig Jahren.

Und Frau Kathi gab mit der gleichen, zwanzig Jahre alten mürrischen Überlegenheit zur Antwort: „Ja, mein, wer wird denn da sein? Der Herr Doktor Kaußner aus Linz halt, dem Herrn sein Schwager!"

„Der Onkel Leopold!" Georg packte seinen Hut. „Frau Katherl, ich war nicht da, nicht wahr, ich bin gar nicht dagewesen!" Er hatte schon die Klinke der Eingangstür in der Hand.

Aber Frau Kathi wurde energisch, so energisch, daß ihre große weiße Haube ins Wackeln geriet. „Ah na!" Sie erwischte Georg beim Rockzipfel. „Wenn der junge Herr schon einmal da ist, da bleibt der junge Herr da! Der Herr Professor kränkt sich ordentlich ab, daß er den jungen Herrn gar nimmer sieht. Drei Monat war der junge Herr jetzt nicht da. Und da will der junge Herr so mir nix dir nix davonlaufen? Ah na! Ah nah! Da bleibt der junge Herr!"

Die Küchentür wurde geöffnet und die wohlbekannte Stimme des Küchenmädchens Resi gellte durch den Spalt: „Frau Kathi! Die Supp'n is ang'richt'!" Und zugleich drang ein feiner Duft von Braten und allerlei guten Dingen in Georgs Nase. Er schwankte noch einen Augenblick, dann hängte er seinen Hut resigniert neben den riesigen schwarzen Schlapphut, zupfte vor dem Spiegel seine Krawatte zurecht, bürstete mit der uralten Kleiderbürste seinen Rock ab und betrat das Speisezimmer hinter der triumphierenden Frau Kathi, die den dampfenden Suppentopf vor sich hertrug, wie eine Priesterin die Opferschale.

Die zwei alten Herren saßen bereits bei Tisch und blickten erwartungsvoll zur Tür. Die Spannung in ihren Gesichtern löste sich, als sie die Suppenschüssel erblickten. Georgs Erscheinen rief keine besondere Veränderung in ihren Mienen hervor. Onkel Heinrich, über den großen runden Hornzwicker wegschauend, betrachtete den unerwarteten Ankömmling nur einen Augenblick und nickte ein „Grüß dich Gott!", Onkel Leopold verzog den breiten Mund zu einem Grinsen, sah auf den Suppentopf und sagte: „Aha! Der Neffe Georg!"

„Du kannſt gleich miteſſen," erklärte Onkel Heinrich.

Frau Kathi hatte ſchon einen dritten Teller bereitgeſtellt.

Georg ſetzte ſich auf einen dieſer ſchauerlich unbequemen, grünen Samtſeſſel, die ſo hart gefedert waren, daß ſie bei jedem Druck einen hellen, klingenden Ton gaben. Dabei ſtieß er mit den Knien an die tückiſch geſchnitzten Säulchen, die die Tiſchplatte trugen. Nach längerem Suchen entdeckte er ein ſicheres Plätzchen für ſeine Schienbeine und fing mit einem Seufzer der Erleichterung zu eſſen an. Er hatte ſich wohlweislich ſo entfernt als möglich von Onkel Leopold geſetzt. Der Tabakgeſtank dieſes Advokaten aus Linz war nicht wie bei Onkel Heinrich durch den freundlichen Geruch nach friſchen Äpfeln gemildert. Dieſe Verſchiedenheit drückte ſich auch im Charakter der beiden Herren deutlich aus.

Onkel Leopold ſtürzte die dicke Gemüſeſuppe hinunter, wie ein Wolf. Dann ſchnappte er nach den Enden ſeines ſchmutziggrauen Schnauzbartes, lutſchte ſie ſchnalzend ab und fragte: „Na, alſo, Georg, was macht die Literatur?"

Onkel Heinrich hatte friedlich den Reſt ſeiner Suppe gelöffelt. Nun tupfte er eben mit einer großen weißen Serviette manierlich den Schnurrbart ab und zog ein mißbilligendes Geſicht. Georg ſah es und war ihm dankbar. Doch beoor er dem Onkel aus Linz antworten konnte, redete der ſchon weiter.

„Ja ja, ja ja, mein lieber Heinrich! Wer ſo den Kontakt mit der großſtädtiſchen Jugend bewahren kann, wie es dir durch den regen Verkehr mit deinem Neffen Georg möglich iſt, der, ſage ich, würde ſie, ich meine die Jugend, wohl auch beſſer verſtehen. Mir meinesteils geht dieſes Verſtändnis, dieſe Einfühlung, ſage ich, leider faſt völlig ab. Ich für mein Teil ſehe nur eine hervorſtechende Eigenſchaft in dieſer neuen Generation: eine weitgehende Diſziplinloſigkeit, die ihr, dieſer Generation, in ihrem Fortkommen Eintrag tut, Abbruch, ſage ich, bis ins Kleinſte. Aber das mag die bitterböſe Anſicht eines Vereinſamten ſein, eine Befürchtung, ſage ich, vor der du durch den lebendigen Verkehr mit der Jugend geſchützt biſt."

Georg ſah erwartungsooll den Profeſſor an.

Onkel Heinrich fühlte ſich unbehaglich. Er wetzte auf ſeinem Seſſel hin und her und ſchaute nach der Tür. Und einmal glitt ſein unruhiger Blick über den Neffen hin, halb in Angſt, halb in Zorn, und ſo ſcheu, als bedrücke den alten Herrn eine Schuld. Er wollte offenbar nicht reden, und ſah wieder ungeduldig auf die Tür.

Frau Kathi, die Erlöſerin, erſchien noch immer nicht.

Aber der Doktor Kautzner aus Linz machte den Mund auf, ſchnappte

Luft und ſagte: „Mtja, du haſt dir dieſes Fortleben, wenn ich ſo ſagen darf, dieſes Fortleben mit der Jugend auch redlich verdient. Wie du für den Georg und ſeine Mutter geſorgt haſt, alle Achtung, ſage ich, alle Achtung!“

Da brach es aus dem Profeſſor heraus: „Mein lieber Leopold, das ſind lauter Dinge, die nicht für mich exiſtieren. Was ich getan habe, war meine Pflicht, und fertig. Ich fordere keinen Dank und pfeife auf alles, was Dankbarkeit heißt. Aber Gefühl, ein wahres, warmes Gefühl muß ein junger Menſch doch haben. Freilich, Liebe läßt ſich nicht kommandieren. Aber ich bin nicht beleidigt. Ich lebe für mich, und gut.“ Onkel Heinrichs Ton wurde unſicher und gebrochen. Dabei ſah er keinen der beiden Tiſchkameraden an. „Ich mache keinem Menſchen einen Vorwurf,“ ſagte er zu einem unſichtbaren Zuhörer in der Oſenecke. „Für mich iſt der Einzelne nur Träger der Gattungseigenſchaften. Dieſe ganze Jugend iſt ſo. Sie mag begabt ſein. Aber ſie hat kein Gefühl. Mir perſönlich iſt das ja gleichgültig. Ich habe nie mit der Menge harmoniert. Ich bin immer für mich geweſen. Man hat mich einen Sonderling genannt, einen Menſchenfeind, und weiß nicht, was alles noch! Aber dieſes Urteil trifft nicht zu. Ich ſchau mir nur die Leute an und rege mich nicht auf. Ich finde ſie nur komiſch.“

Frau Kathi hatte die Hummermayonnaiſe gebracht.

„Und vor allem finde ich dieſe heutige Jugend komiſch,“ redete Onkel Heinrich zwiſchen aufgeregt gierigen Biſſen weiter, „dieſe Jugend, die alle großen Entdeckungen für ſich gepachtet hat: das Kunſtverſtändnis, den Lebensgenuß — und vor allem natürlich die Liebe! Wir verſtehen nämlich das alles nicht, mußt du wiſſen, lieber Leopold! So glaubt nämlich dieſe Jugend! Wie dumm! Wir waren doch auch einmal jung! Aber das war gar keine Jugend, weißt du, die in den Sechzigerjahren. Wir ſind als Greiſe auf die Welt gekommen, verſtehſt du?“ Onkel Heinrich lachte. „Ich habe nie in meinem Leben Dank gefordert,“ wiederholte er und zerrte nervös an ſeinem kummervollen Schnurrbart, „auch von meinen Patienten nicht, wenn ich ſie mit der größten Aufopferung gerettet habe. Kathi, noch ein Glas Berncaſtler! Ich rede nicht gern von dieſen Dingen, es ſieht aus, als wollte ich mich damit brüſten. Aber in allen Angelegenheiten des Lebens kommt es doch auf die Geſinnung eines Menſchen an und nicht auf ſeine Leiſtung. Und wo findet man bei der heutigen Jugend noch Geſinnung? Wo hinaus ſoll das alles? Ich bitte dich, Leopold,“ Onkel Heinrich ſchlug erregt mit der flachen Hand auf den Tiſch, „was wollen dieſe jungen Leute eigentlich? Kann dir das einer von ihnen ſagen? Begeiſtern ſie ſich für irgend etwas?

Ich würde ihnen alles verzeihen, wenn sie es mit Begeisterung täten. Aber diese jungen Leute haben einen kühlen Verstand — auf allen ihren Irrwegen. Das ist mir fürchterlich."

Georg betrachtete den Onkel mit steigendem Unbehagen.

Zwei fanatische Flecken brannten auf den Wangen des Professors und er redete wieder starr in die Ecke des Zimmers.

Georg schwieg; er kannte die Zwecklosigkeit solcher Debatten und fürchtete sie. Zu Onkel Heinrichs beingewordener Welt führten keine Brücken. Aber heute merkte Georg zum erstenmal, daß der Professor sich seiner selbstgeschaffenen Verödung bewußt geworden war. Früher, wenn Onkel Heinrich, mit solchen Anschauungen gepanzert, ihm in spottender Überlegenheit entgegengetreten war, hatte er den Onkel verhöhnt und gehaßt, wie nur unterdrückte Jugend hassen kann. Später war ihm der Professor ein Gespenst aus einer toten Welt geworden, ohne Leben und Gefühl, ein Popanz, an dem man einfach vorüberging. Heute regte sich etwas wie Erstaunen und unwilliges Mitleid in Georg. Er sah einen Menschen in Not. Dieses Von-sich-wegreden des Onkels, diese Angst vor der Kritik des Zuhörers peinigte ihn. Mit einem sonderbaren Mißtrauen achtete er auf jedes Wort und jede Bewegung des alten Herrn.

Onkel Heinrich tranchierte eben den Braten und redete noch immer von der Notwendigkeit einer Gesinnung. „Ich bitte dich, sonst könnten wir ja in aller Gemütsruhe klerikal werden, da ging's uns viel besser!" Er schrie beinahe vor Empörung.

„Das gehört aber eigentlich nicht zur Sache," lächelte mit sanfter Überlegenheit der Advokat aus Linz, „wir sprachen von der Disziplinlosigkeit der modernen Jugend!"

Der Professor ließ die Gabel im Braten stecken und sah seinen Schwager erschrocken an. „Verzeih, ich verliere mich manchmal," murmelte er, „man gewöhnt sich so, seinen eigenen Gedanken nachzugehen."

Sie aßen schweigend weiter. Georg wurde von einem lästigen, immer wiederkehrenden Gedanken gequält. Onkel Heinrichs Schwächen erschienen ihm auf einmal so begreiflich, daß er davor erschrak. Nicht nur mit dem Verstande konnte er die sonderbar gewundenen Wege dieses wunderlich gewordenen Menschen nachgehen; er witterte sie instinktiv, wie ein Hund den Weg seines Herrn. Diese Persönlichkeit brauchte er sich nicht zu konstruieren; sie lebte in ihm, wesensverwandt, blutsverwandt. Und floß denn nicht wirklich das gleiche Blut in seinen und Onkel Heinrichs Adern? Ärgerlich versuchte er diesen Gedanken abzuschütteln.

Die beiden alten Herren stritten wieder aufgeregt aneinander vorüber.

Georg hörte das mit halbem Ohr, und unwillkürlich erinnerte er sich des Gefühls, das er als Kind gehabt hatte, wenn über ihm auf einer Eisenbahnbrücke zwei Züge aneinander vorüber donnerten. Er betrachtete den Professor und dachte an eine alte Photographie, die er einmal vor langer Zeit in der Schatulle seiner Mutter gefunden hatte: Onkel Heinrichs Bild aus den Sechzigerjahren: breiter Kragen, flatterndes Haar und flatternde Krawatte, ein Schiller-Jüngling. Und wie er jetzt dort saß, seinen geheimen Gram in aufgeregten Worten loswerden wollte und drauflosschalt und verdammte, erschien er Georg als die Karikatur jener Begeisterung der Sechzigerjahre.

Durch Onkel Heinrichs aufgeregte Stimme wurde Georg aus seinem Grübeln gerissen. Er horchte auf.

„Ich bitte dich — Nietzsche!" schrie der Onkel. „Diese Aufregung mit dem Übermenschen! Diese Umwälzung durch das eine Wort! Das große Wort! Das Wort der Zukunft! Das neue Wort, das *ihnen* gehört, ihnen ganz allein!" Ein böses Lächeln verzog Onkel Heinrichs Mundwinkel. „Wir Greise der Sechzigerjahre haben es aber doch schon gekannt!" sagte er in einem ganz veränderten hämischen Ton. „*Wir* haben nämlich den Faust gelesen." Er lächelte triumphierend in die Ofenecke hinein, wie man einem Freund zulächelt, der einen bis ins Geheimste versteht.

Onkel Leopold brach in ein kreischendes Beifallsgelächter aus.

Da zuckte der Professor zusammen und drehte sich jäh nach seinem Schwager um. Einen Augenblick schaute er verblüfft in das lächerlich verzerrte unrasierte Gesicht des Advokaten, dann glitt sein Blick über den speckigen, von weißlichen Schuppen bedeckten Rockkragen dieses Menschen hinunter. Er wollte etwas Hartes, Verächtliches sagen, doch er verschluckte das Wort wieder. Eine tiefe graue Traurigkeit legte sich über sein Gesicht und machte seine Züge schlaff. Und ohne jeden Übergang, als hätte er stundenlang von nichts anderem gesprochen, begann er seinen „letzten schweren Fall" zu erzählen.

Aber Onkel Leopold gehörte nicht zu denen, die sich abschütteln lassen. Laut und aufdringlich fing er wieder an, die Ursachen der Disziplinlosigkeit dieser modernen Jugend zu untersuchen. „Vielleicht ist auch die schädliche Verbreitung jener, ich will sagen: künstlerischen Weltanschauung daran schuld," schrie er, von einer vagen Erinnerung an irgend ein Buch gereizt.

Onkel Heinrich, als hätte er Scheuklappen an den Ohren, redete von seinen „Fällen".

„Die Solo-Arie!" dachte Georg. Der lästige stechende Gedanke kam

wieder. Abermals ſah er den Onkel Heinrich an. Warum der nicht geheiratet hatte? Da lag irgend ein trübes Geheimnis, das weh tat und ſorgſam verborgen wurde. Vielleicht eine ganz ſimple Geſchichte, vielleicht eine Trägheit der Stunde, ein Verpaſſen des Augenblicks, vielleicht ein großer Schmerz? Oder am Ende gar die Angſt vor dem Verluſt der Freiheit? Er dachte wieder an den Schiller-Jüngling. Irgend etwas bohrte ruhelos in Georgs Gehirn und wurde eine undeutliche Furcht. Er hatte einen feſt eingewurzelten quälenden Glauben an die Macht des Blutes. Wird er nicht ſelbſt einmal alt werden wie Onkel Heinrich? Ebenſo berühmt? Und ebenſo einſam? Die anderen werden andere Wege gehen. Er aber wird ſich mehr und mehr in ſeine eigene Welt verſpinnen und die neuen Gedanken, die neuen Menſchen nicht mehr verſtehen. Eine unſinnige Angſt ſchnürte ihm die Kehle zu. Er ſtand auf. Er fühlte das unbezwingliche Bedürfnis, irgend etwas zu ſagen, eine reinliche Trennung zwiſchen ſich und dieſen ſchreienden alten Männern herzuſtellen. Aber eine ſonderbare Scheu hielt ihn ab, Onkel Heinrich anzureden. Er wandte ſich an den Advokaten.

„Mein guter Onkel Leopold," ſagte er höhniſch, „was würdeſt du dazu ſagen, wenn ich dir mitteilen würde, daß meines Erachtens das Schlimme für die heutige Jugend eben die Diſziplin iſt oder ſagen wir beſſer die ..." Er ſuchte ein Wort. Plötzlich ging ein helles Lächeln über ſein Geſicht, und er ſagte mit einer völlig veränderten Stimme: — „die Zunft". Er redete nicht weiter. Es war nicht mehr nötig. Die Trennung war ſchon da.

Die beiden alten Herren hatten zu reden aufgehört und hoben verblüfft die Köpfe. Georg ſah einen nach dem anderen an. Onkel Heinrich ſchwankte zwiſchen einer ſonderbaren zitternden Hoffnung und der alten verbitterten Empörung. Georg fühlte, was der Onkel erwartete: daß ihn der Neffe an dem ſchmutzigen Schmarotzer von Schwager rächen würde für den Augenblick, da der Profeſſor ſich zu einer Gemeinſamkeit mit dieſem Advokaten aus Linz erniedrigt hatte. Das verſtand Georg wohl, aber er fühlte in ſich keinen Beruf zu dieſem Rächeramte. Ganz weit fort war er von dieſen zwei trübſeligen alten Menſchen. Und merkwürdig! Nun war ſie auf einmal wieder da, dieſe Traumſtimmung der heutigen Nacht. In dem blühenden Buchweizenfelde ſtand Eliſabeth Steinbach und lachte und ſagte das von der Zunft. Und dann gingen ſie miteinander auf der Bergſtraße an dem dämmernden Dorfe vorüber, und die ſpielenden Kinder lärmten unten vor den Häuſern. Aber nein! Eliſabeth Steinbach hatte er doch da drunten auf dem Lugeck getroffen, er hatte ja gar nicht von ihr geträumt. Oder doch? Ja! Ja! Der wunderbare Traum war Eliſabeth Steinbach geweſen, Eliſabeth Steinbach!

Noch einmal sah er den Professor an. Der saß noch immer da und wartete. Onkel Leopold gaffte verständnislos und stocherte vorsichtig in den Zähnen. Die Spannung in Onkel Heinrichs Zügen ließ nach. Die alte graue Traurigkeit zog über sein Gesicht und ein zorniger Widerstand kam wieder in seinen Blick.

Da grüßte Georg stumm und ging aus dem Zimmer.

Draußen im Vorzimmer verwandelte sich plötzlich sein ganzer Körper, alle Glieder wurden ihm leicht und beweglich. Er packte seinen Hut und stürzte davon. Über drei Stufen auf einmal sprang er in langen Sätzen hinunter, durch den kalten dumpfen Flur hinaus auf die Straße.

4.

Die Luft war warm und der Himmel hell und hoch. Menschen drängten sich an Georg vorüber, und Wagen an Wagen fuhr die Rotenturmstraße hinunter in den Prater. Sie alle, die da gingen oder in den rollenden Wagen saßen, wollten genießen, solange die Sonne noch Wärme gab. Eine dürstende Sehnsucht nach Sonne trieb alle diese Menschen. Wie ein schwerer, kostbarer Wein strömte das warme, milde Gold in ihre Adern. Das war nicht mehr die lachende, tanzende, weiße Sonne von heute morgen. Die war durch die Gassen geflogen wie eine flatternde Fahne und hatte die Sinne beschwingt und leicht gemacht. Jetzt war sie heiß und still, war ein Strom von Rausch und sehnsüchtiger Zärtlichkeit, voll von allem Leid und aller Süße des Abschieds.

Trunken von dieser Sonne irrte Georg durch die Straßen. Garnichts konnte er denken als: „Es war Elisabeth Steinbach, es war Elisabeth Steinbach!"

Immer wieder sah er sie lachen mit ihren blitzenden kleinen Zähnen und hörte ihre Stimme, diese jauchzende junge Stimme, die an den unsinnigen Überschwang jubilierender Lerchen erinnerte.

Diese Sonne, diese Sonne und Elisabeth! Er rannte und rannte. Ein Rhythmus erwachte in ihm, ein Klang und Rhythmus, der vorwärts stürmte, wieder ebbte und von neuem anschwoll. Der trieb ihn und jagte sein Blut. Georg lief blind darauf los. Da, bei einer Straßenbiegung rannte er an Ludwig Seydler hin.

Er packte den Erstaunten und redete lachenden Unsinn auf ihn ein, verwirrte sich an Seydlers Ruhe, wurde verlegen, ärgerte sich und wollte seinen gewohnten halb sarkastischen, halb raunzenden Ton anschlagen. Das ging aber nicht recht, er mußte wieder lachen, und schließlich sagte er zwischen Ärger, Scham und Übermut nur noch dieses eine: „Also, ich bitte Sie! Bei dieser Sonne —!"

Ludwig Seydler sah ihn aufmerksam an und nickte mit dem Kopf. Er ging eine Weile mit ihm, und ihm Gehen erzählte er die Neuigkeit dieses Morgens. „Wissen Sie schon, Hübner? Unser Freund, Pan Waclav Wondraschek hat sich verlobt. Und mit wem? Mit der alten Gräfin Prandt. Der ‚Urschel', nicht? Und gibt die Musik auf. No freilich, jetzt hat er's nicht mehr nötig. Sie hat ja Geld. Nicht?"

Georg lachte überlaut. Ludwig Seydler sah ihm wieder gespannt ins Gesicht, als suchte er irgend etwas in diesen Zügen. Als sie den Rathauspark erreichten, fragte er plötzlich, ob Georg sich nicht von ihm zeichnen lassen wollte. Georg willigte ein, und so gingen sie miteinander in die Florianigasse.

Auf dem Wege redete Seydler allerlei merkwürdiges Zeug. Daß er das Gefühl habe, Georg müsse soeben kurz vor dem Kulminationspunkt seines Problems stehen. „Alle Menschen schleppen in bestimmter Stunde ein zur Erfüllung drängendes Problem mit sich. Und das drückt sich im Höhepunkt der Entwicklung durch einen merkwürdigen Zug aus, durch einen Zug um den Mund herum. Nicht? Wie die Schwangerschaft bei Frauen." Über dieses „Merkwürdige" sprach er noch lange. Und alles brachte er in seiner grob zugehauenen Redeweise heraus, mit vielen fragenden „nicht?", und mit zustoßenden, zeichnenden Gesten, immer gehindert durch den arbeitenden Gedanken, oft verstummend, um unvermittelt wieder zu beginnen. Auf einmal bemerkte er, daß Georg sehr ernst geworden war. Verwundert schwieg er. Und schweigend erreichten sie Georgs Wohnung.

Seydler suchte im Zimmer einen günstigen Platz für Georg und begann zu arbeiten.

Plötzlich fragte Georg: „Für wie alt halten Sie mich, Seydler?"

„Dreißig," kam es prompt zurück.

„Stimmt."

„Merkwürdig," fing Seydler wieder an, „wie Sie dem Professor Heinrich Hübner ähnlich sehen. Nicht? Das ist doch Ihr Onkel?"

„Mein lieber Seydler," Georg lachte nicht ganz ehrlich, „Sie wittern das Problem."

„Mhm" machte Seydler, ruhig fortzeichnend, „Sie interessieren mich nämlich. Sie sind berufen. Ob Sie auserwählt sind, weiß ich noch nicht. Ich muß das abwarten — nicht? Ihr Schicksal vollzieht sich mit einer gewissen todsicheren Naturnotwendigkeit. Aber was die Sache für mich so interessant macht, ist, daß es sich aus Ihnen heraus auf die Menschen Ihrer Umgebung projiziert und die niederträchtige Kraft hat, diese sofort aus selbständigen Individuen zu Figuren Ihrer Lebenskomödie zu

machen. So, daß man den Verlauf dieſer Komödie einfach an den Menſchen ableſen kann, die Sie in Ihre Nähe rufen oder von ſich abſtoßen — nicht? Alſo, auf das Rufen verſtehen ſie ſich, das weiß ich. Ob Sie aber zupacken können, feſthalten, binden — und abſtoßen, was nicht für Sie taugt, — das iſt eben die Frage, das intereſſiert mich, das weiß ich noch nicht. Verſtehen Sie, ich meine: dieſe Figuren nutzbar machen, Ihre Komödie kräftig aufbauen — hinauf — nicht? Da iſt nämlich jetzt eine ganze Generation ſo! Die Herrſchaften genieren ſich, das anzupacken, was ihnen nützt, mit den Zähnen hineinzuhauen, wenn's auch noch ſo zappelt und ſich wehrt — und, wenn es auch noch ſo feſthängt, energiſch wegzuwerfen, was hemmt und hindert. Nicht? Die ſind zu vornehm und zu weiſe dazu! Oder können ſie's nur nicht? Sie, mein Lieber, haben da geſtern im Café ein feines Wort geſagt, das mir viel Klarheit gegeben hat. Es ſind aber ſchon wieder neue Leute da, noch jüngere. Die ſind anders, Gott ſei Dank! Unbewußter. So ein biſſerl wie die kleine Eliſabeth Steinbach, nicht? Aber die Zauberlehrlinge, um ſchon Ihr ſehr gutes Wort zu gebrauchen, ſind Übergangsprodukte. Das heißt, ja — was die Figuren in Ihrem Problem betrifft, bin ich mir lange nicht ſo klar darüber, als das nach meinem Reden den Anſchein haben mag. Ich weiß nur von mir etwas — nicht? — daß ich als Kontrolluhr fungiere, ſozuſagen. Ich bin übrigens fertig. So — anſchauen brauchen Sie's nicht, adieu!"

Er ſchob das Blatt in eine große Briefta ſche, ſtreckte Georg die Hand hin, ſtülpte den Hut auf den Kopf und ging.

Georg blieb eine Weile ruhig ſitzen. Dann ſtand er auf, faßte mit beiden Händen ſeine Rockklappen und atmete tief. Er fühlte ſich ſonderbar bewegt und lauſchte geſpannt den Schwingungen dieſer Stunde nach. Irgend ein Loch war vor ihm aufgeriſſen, das in unklare Tiefen führte. Ein Licht war auf ſein Leben gefallen, das aus Fernen kam, die er nicht kannte. Eine wunderliche Freude, hinter der ein leiſes Grauen lauerte, gab ſeinen Gedanken Flügel, große, weite Schwingen, die ihm ſelbſt erſtaunlich erſchienen.

Er fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen, hin und her, immer vom Fenſter zur Tür und von der Tür zum Fenſter. Sein ganzes Weſen war gehoben durch ein Gefühl der Bedeutung und Notwendigkeit ſeines Geſchickes. In dieſer Notwendigkeit fühlte er ſich geborgen wie der Gläubige im Erbarmen Gottes. Aber zugleich erwachte in ihm ein jäher Wille, zu formen, zu geſtalten, ſein Schickſal zu meiſtern und aufzubauen aus eigener Macht, nur der eigenen Kraft vertrauend. Sein Denken verwirrte ſich an dieſem Zwieſpalt. Haſtig warf er ein Blatt

Papier auf den Tiſch und begann nervös ein paar Zeilen zu kritzeln. Schreiben beruhigte ihn immer. Er mußte Klarheit ſchaffen in ſich — und um ſich her. Ordnung machen. Den Figuren in ſeiner Komödie den richtigen Platz anweiſen. Binden und abſtoßen.

Da tauchte klar und deutlich Onkel Heinrichs Bild vor ihm auf. Georg ſah ihn haarſcharf, körperlich, mit den wehmütigen Enden ſeines grauen Schnurrbarts, und hörte ihn von ſeinen ſchweren Fällen reden. Zornig ſcheuchte er das Bild von ſich. Er wollte arbeiten. Aber ſeine hohe Stimmung war geſunken. Er glaubte der Stunde nicht mehr. Und mit plötzlichem Schreck fiel ihm jenes leicht hingeworfene Wort Ludwig Seydlers auf die Seele. „Ja! Jetzt bin ich fertig. Die Kontrolluhr iſt ſtehen geblieben!“ dachte er. Aber das Räderwerk ſeines Lebens raſte weiter. Wohin warf es ihn? Und auf einmal ſtand Katharina deutlich vor ihm. Blaß und rotlockig, von Zweifeln gequält, innerlich unfrei, von allen anderen Hilfe erwartend, ſtand ſie da, bettelnd und mißtrauiſch, und er hörte von allen ihren Worten nur das Eine: „Ich weiß nicht, ich trau' dir nicht. Mein Inſtinkt läßt mich vor dir im Stich.“ Und dann: „Deshalb traue ich's auch einem anderen ſo ſchwer zu, daß er loslaſſen darf und dann nicht fällt, ſondern ſchwebt.“

Fallen! Georg ſagte ſich das Wort laut und langſam vor, um es ganz zu begreifen. Fallen! Er hörte nur den hellen Klang der beiden Silben. Fallen!

Plötzlich erſchrak er und fuhr auf. Spielten ihm ſeine Nerven einen tollen Streich? War dieſes ſchwere Poltern ein Fieberſchlag ſeines Blutes geweſen? Aber nein! Er ſprang zur Türe. Da draußen ſtöhnte ein Menſch.

Georg ſtürzte durch den dunklen Vorraum in den Korridor. Auf der oberſten Treppe hockte einer und rieb ſich die Knie. Georg machte einen Satz auf ihn zu.

Es war Maxim Sauermann. „Nichts geſchehen,“ ſtieß er, jede Erörterung abweiſend, hervor, „tut kaum weh. Bin erſchrocken. Das iſt alles.“

Georg ſah auf die Stufen und erblickte die Urſache von Sauermanns Mißgeſchick — einen ausgeſpuckten Zwetſchgenkern.

Sauermann ſaß noch immer da und umarmte ſeine Knie. Georg wollte ihn bitten, ins Zimmer zu kommen, aber Sauermann ſchüttelte den Kopf. „Unnötig. Sie ſind da, ich bin da. Wozu Wege? Ich muß Ihnen nur ſagen: es iſt Verbrechen, ſolche Kräfte wie die Ihren in Worten und Gedanken zu verpuffen. Verſtehen Sie nicht die Gemeinheit des Prinzips, das einen Künſtler aus Ihnen machen will, um Ihre Kräfte zu binden? Das alles iſt Betrug! Sie ſollen nicht dichten von Rache und Freiheit! Sie ſollen morden und ſchlagen um ſich Raum zu ſchaffen.

Hören Sie? Verſtehen Sie? Sie ſollen Ihre Empörung gegen dieſe Zeit nicht auf Ihre Zunge laden, ſondern in einen Revolver! Schießen! Schießen! Schießen!" Der Ruſſe ſtarrte Georg mit weit aufgeriſſenen Augen an und ſtreckte die Hände, mit denen er wild geſtikuliert hatte, beſchwörend nach ihm aus wie ein verrückter Derwiſch. Seine Stimme zitterte in der höchſten Anſpannung eines fanatiſchen Willens. „Hören Sie mich! Ich rede nie, weil das Schauen und Hören ein Leben erfüllt. Im nächſten Leben werde ich vielleicht reden dürfen. Viel. Immer. Jetzt bricht es nur aus mir heraus, wenn es muß. Hören Sie mich! Ich bin ein Stummer, der einen Augenblick lang zu Ihnen reden darf. Das iſt eine Gnade. Faſſen Sie mich feſt — Sie ertrinken!"

Wunderlich mitgeriſſen, ſchaute Georg den Menſchen an, der ſo ungeſtüme Hände nach ihm ausſtreckte. Ein Beſeſſener, ein für ewig Gebundener ſchrie da zu ihm auf. Georg bohrte ſeinen Blick in dieſe flackernden Augen. Ein Schwärmer und ein Tier. Ein dumpfes Tier, das nur Inſtinkte kannte, die es nicht begriff. Und ein Schwärmer, der mitten in die Sonne fliegen und einen fremden Menſchen mitreißen wollte. Georg beugte ſich nieder und ſuchte und ſuchte in dieſen Augen. War hier ein Weg? Glühte hier ein Feuer, das ſeine frierende Seele wärmen konnte? Öffnete ſich hier eine wunderbare Ferne? Georg ſah eine purpurne Tiefe, die ihn gnädig aufnahm, und fühlte eine Hand, die ihn wie ein Kind an das ſchlagende Herz des Lebens legte. Und langſam, angſtvoll, vor der Kälte und Klarheit ſeines eigenen Wortes ſchmerzlich zurückſchreckend, fragte er: „Was wollen Sie von mir?" Er hielt den Atem an.

Da kam die Antwort, ſimpel und faßbar wie ein Stück Brot: „Kommen Sie nach Rußland! In unſere Partei."

Georg richtete ſich auf und brach in ſchallendes Gelächter aus. Das Stiegenhaus gab dieſes Lachen hallend wieder und verzehnfachte den Klang. Georg lachte und lachte, er zitterte am ganzen Körper, ſo ſchüttelte ihn dieſes konvulſiviſche Lachen. „Mein lieber Sauermann! Sagen Sie ſolche Sachen nicht ſo laut! Am Ende kommt die Polizei und ſperrt uns beide ein. Das iſt dann wieder ſo ein Zwetſchgenkern — wie der, über den Sie vorhin geſtolpert ſind! Leben Sie wohl! Leben Sie recht wohl! In Ihre Partei gehe ich nicht. Und Rußland — Rußland iſt ſo ſchrecklich weit! Und kalt! Verachten Sie mich! Adieu! Grüßen Sie Rußland!"

Mit einem Ruck ſchnellte Sauermann empor und ging. Ohne Gruß, ohne ein Wort zu verlieren. Sein Schritt haſtete über die Stiege hinunter, ſprungweiſe — bis da drunten alles ſtill wurde.

Georg ſtarrte auf den leeren Platz. Er lächelte nicht mehr. Ihn fröſtelte. Er ging in ſein Vorzimmer und ſchlug die Türe zu.

Drinnen im Zimmer warf er ſich auf das Bett und lag da und rührte ſich nicht. Sein Hirn war wie ausgebrannt. Leer und öde. Und ſein ganzer Kopf ein einziger qualvoller Schmerz.

Als Georg wieder aufſtand, war ſein Zimmer vom heißen Rot der ſcheidenden Sonne durchgoſſen. Dieſes feſtliche Glühen erregte eine dumpfe Empfindung in ihm.

Er nahm ſeinen Hut und ging auf die Straße hinunter.

Der Lärm und das Leben der Stadt weckte ihn langſam aus ſeiner Erſchlaffung. Es trieb ihn wie immer in die innere Stadt. Er folgte dieſem Ruf einer alten Gewohnheit, in ſeine Gedanken verſtrickt und verſponnen.

Beneidete er nicht dieſen Sauermann am Ende doch? So einer Sache hingegeben, die der eigene Glaube zu einer großen machte — ja, da konnte man vielleicht leben! Vielleicht war dies die einzige Lebensform, die den Begabten halten konnte, der hilflos zwiſchen Durchſchnitt und Genie in der Luft hing. Er hätte den Ruſſen doch nicht ſo brüsk und höhniſch davonjagen ſollen. Dann hohnlachte wieder ſein feſteingewurzelter Fatalismus. „So, innerlich frei und äußerlich gebunden, iſt man geboren. Fertig. Das erwirbt man nicht, mein Lieber! Das iſt eine Gnade. — Gnade? Hat Sauermann nicht auch von Gnade geredet? Wer hat Gnade?“ Er zerdrückte das ſchöne ſanfte Wort und dachte halb verſunken: „Gnade — ſüße Gnade — ſchlimm, wenn die ſüße Gnade verloren ging.“ Der Satz haftete ihm dunkel in der Erinnerung. „Conrad Ferdinand Meyer ſchreibt das,“ fiel ihm ein, „ja, ſchlimm, wenn die ſüße Gnade verloren ging. Aber wer hat die Gnade in dieſer traurigen, vom Verſtand beſeſſenen Zeit?“

Er ſtand auf dem Graben vor der Auslage der Wiener Werkſtätten und ſah zerſtreut und wunderlich bedrückt auf die koſtbaren Bizarrerien, die da ausgeſtellt waren.

Plötzlich ging die Ladentür auf, und heraus trat Eliſabeth Steinbach.

Ihr unerwarteter Anblick verblüffte ihn ſo, daß er ſie anſtarrte und zu grüßen vergaß. „Nein, das kommt ja nur in ganz naiven Romanen vor!“ ſchoß es ihm durch den Kopf. Und obwohl er Eliſabeth lachen hörte, konnte er ſeine Betäubung noch immer nicht los werden.

„Aus welchem Traum hab' ich Sie geriſſen?“ ſpottete die jubilierende kleine Stimme. „Sie haben gewiß gedacht, jetzt kommt die Märchenfee aus dieſer goldenen Tür. Natürlich eine Märchenfee, wie ſich Klimt ſo etwas vorſtellt. Statt deſſen, ſieh da, ſchon wieder Eliſabeth Steinbach!“ Sie knickſte ſchnippiſch.

Georg dachte: „Da kommt ſie hergeſchneit, ahnungslos, und zwitſchert mit dieſer ſüßen Stimme, und alles iſt gut!“ Doch irgend eine Scheu verhinderte ihn, ihr das zu ſagen. Er entſchuldigte ſein Benehmen, ärgerte ſich dabei über die Banalität ſeiner Worte, und fragte ſchließlich ziemlich ungeduldig, ob er ſie begleiten dürfe.

Sie wunderte ſich nicht im geringſten über ſeine Art, die zwiſchen glatter Konvention und unterſtrichener Barſchheit ſonderbar hin und her pendelte — und nahm ruhig ſeine Begleitung an.

Langſam gingen ſie über den Kohlmarkt. Und Eliſabeth erzählte, daß ſie eben einen Schal für das Koſtüm einer Freundin beſorgt habe. Die könne ſich nämlich mit dem beſten Willen nicht anſtändig anziehen. „Wiſſen Sie, es iſt ſchrecklich mit dieſen Mädeln! Nie haben ſie eine Idee! Und gar nichts. Und lauter dumme Buben im Kopf. Da iſt eine — ja wenn ich Ihnen die Szenen erzählen wollte, die ich mit der erlebt habe! Liebſchaften — immer platoniſch, natürlich, und ſentimental — Herrgott, wie ſentimental! Verlobung, Entlobung, Untreue, Verrat — es gibt nichts, was ich mit der nicht mitgemacht hätte. Und ich bin ſo dumm und reg' mich immer wieder auf. Ich bin doch ſchließlich keine Großmutter. Immer wieder ſetz' ich ihr den Kopf zurecht und erkläre ihr: Schau, Eva, das iſt nicht anſtändig, was du da treibſt . . . ich hätt' gar nichts dagegen, wenn du dich ehrlich verliebſt und — na ja, alſo! Aber dieſe — dieſe Gefühlsſchlampereien ſind mir ekelhaft! — Wenn ich ſo was ſag', da ſchaut ſie mich dann an mit ihren wunderbaren großen Kinderaugen — ſie hat wirklich rührende Augen —, macht ein Krükerl und ſagt nichts als: Ja, Elly! Und hat keinen Dunſt von dem, was ich will! Wie ich mich ärgern muß!“ Sie ſah Georg ins Geſicht. Ihre Wangen waren ganz heiß geworden, und ihre Augen funkelten vor Eifer und Zorn.

Georg ſchaute ſie andächtig an und ſagte nichts. Er hörte ganz deutlich einen Vogel ſingen, einen ſüßen jubelnden Wunderoogel.

Eliſabeth ſteckte ſo tief in ihrer Entrüſtung, daß ſie ſein Schweigen gar nicht bemerkte. „Wiſſen Sie, was das dümmſte iſt? Ich fühle mich verantwortlich für dieſes — Molluskerl. Sie iſt übrigens nicht die einzige. Es ſind auch ein paar Buben unter meinen Schutzbefohlenen. Meiſtens ſind ſie mit meinen Mädeln verbandelt, und da gibt's dann Liebesnot und Schmerz und kein Ende! Und da kommen ſie in mein Zimmer und erzählen — erzählen bis in die ſinkende Nacht. . . .“ Sie ſchwieg. Ihr Zorn war vorüber. Das kleine Geſicht wurde weich, und die dunklen Augen träumten in die Ferne. Sie lächelte. „Freilich,“ ſagte ſie nach einer Weile, „ein paar ſind da, die ſind anders. Die

machen mir Freud', wenn ich sie nur anschau! Die leben aber leider nicht in Wien. Kommen nur manchmal zu Besuch her."

Nun gingen sie über den Josephsplatz. Das grüne Dach der Hofburg hatte noch Sonne. In der Augustinerstraße dämmerte schon der Abend.

„Wissen Sie, was ich jetzt denken muß?" fragte Georg, während sie durch die dunkle Gasse gingen. „Nein, das können Sie nicht erraten. Ich sehe Sie in Ihrem Zimmer — aber nein, das sind nicht Sie, und so kann auch Ihr Zimmer nicht ausschauen! Sehen möcht' ich's — dieses Zimmer — — — Aber ich wollte Ihnen ja sagen, was ich sehe. Eine Kapelle. Eine kleine, kleine Kirche der Renaissance. Kennen Sie *Santa Maria dei miracoli* in Venedig? Nein? Also denken Sie sich einen hellen, lustigen, viereckigen Raum mit einer kassettierten Decke — einen kleinen Festsaal voll Licht und Fröhlichkeit, geweiht dem lichten Dienst der Madonna Anadyomene. Ganz heidnisch wirkt der fröhliche Saal mit seinen wundervoll musikalischen kleinen Ornamenten, mit diesen Fruchtkränzen und Putten und Tierköpfen — kein einziges Heiligenbild ist da und kein Kruzifix — und doch ist das eine Kirche, ganz christlich in der süßen Innigkeit ihres Friedens. In diese Kirche der lieblichen wundertätigen Maria schau' ich hinein. Und auf dem Altar seh' ich eine kleine silberne Muttergottes. Warum aus Silber? Ich glaube, das kommt mir aus Ihrem Namen: Elisabeth! — Es ist so was Schimmerndes, Silbernes in diesem Klang. Ja. Eine silberne Jungfrau Maria seh' ich. Die lächelt. Und ein schwerer Kranz von dunkelroten Rosen hängt um ihren Altar, schlingt sich um den Saum ihres Kleides, und die Enden schleifen auf den Marmorfliesen des Bodens. Soviel Rosen hat man der lächelnden Madonna gespendet, schwere, dunkle Rosen. Und junge Mädchen, liebliche, blonde und braune, knien zu Füßen des Altars, und junge Knaben, schlankgliederige, blonde und braune — und die klagen die Schmerzen der Liebe und danken für der Liebe Seligkeit dieser — süßen kleinen Madonna Anadyomene. Und die silberne Jungfrau-Mutter lächelt."

Georg hatte gerade vor sich hingesprochen. Jetzt wandte er sich und sah seiner Begleiterin ins Gesicht. Er wartete auf eine Antwort.

Elisabeth war rot geworden, flammend rot bis über die Stirn. Sie wollte etwas sagen, einen Dank im Scherz, eine Abwehr voll Anerkennung, aber sie fand das richtige Wort nicht gleich. So geriet sie — es war mitten auf dem Straßenübergang vor der Oper — in ein Wagengewirre, das sie für einige Sekunden von Georg trennte. Erst auf dem gegenüberliegenden Trottoir trafen sie sich wieder. Sie gingen nun schweigend den Kärntnerring hinunter und suchten ein überleitendes Wort.

Georg kämpfte ein böſes Gefühl verletzter Eitelkeit in ſich nieder. Er war voll Scham, unzufrieden mit ſich ſelbſt und wollte über die Leere hinwegkommen, die ihn von Eliſabeth trennte. „Fräulein Eliſabeth . . .“ fing er an.

Im gleichen Augenblick ging ein großer, breitſchultriger, auffallend elegant gekleideter Mann knapp an den beiden vorüber, faßte Georg und Eliſabeth ſcharf ins Auge, lächelte dann mit einem merkwürdigen Zucken der Naſenflügel und grüßte das Mädchen. Eliſabeth mußte ihn ſchon früher bemerkt haben, denn ihr ganzes Geſicht war wie von innen zuſammengezogen, und zwiſchen ihre zornig gehobenen Brauen grub ſich ein tiefer Schnitt. Sie nickte kurz und warf den Kopf widerwillig zurück, wie ein wildes junges Füllen, das den ſtraffen Zaum loswerden will.

Georg fühlte etwas Bitteres in ſich aufquellen. „Wer war denn das?“ fuhr es aus ihm heraus.

Eliſabeth errötete und murmelte verwirrt: „Das war der Doktor Karinski. Fery von Karinski. Haben Sie den in Strobl nicht geſehen? Er verkehrt ſchon lang bei uns. Mama kann ihn gut leiden.“ Sie ſagte das alles ſo unſicher, als wollte ſie ſich bei Georg entſchuldigen, daß der Menſch ſie gegrüßt hatte.

Das reizte Georg noch mehr. Er war voll verbiſſener Rachſucht. „Elegant iſt er! Pickfein!“ Er pfiff häßlich durch die Zähne. „Entſchieden Herzenbrecher von Profeſſion. Natürlich. Mit dem ſchwarzen engliſchen Schnurrbart und mit dem Stiernacken! Da iſt unſereiner freilich ein ſchäbiger Engbrüſter dagegen!“ — Ja! Er wollte ihr weh tun. Er ſah ſie von der Seite an. Da, als er ihren zuckenden Mund ſah und die merkwürdig von innen her verdunkelten Augen, da kam eine jähe Reue über ihn und er geſtand in lächelnder Traurigkeit: „Schauen Sie, Fräulein Eliſabeth, ſo bin ich! Und ſo geht es mir! Ich bin glücklich und froh, auf einmal kommt irgend eine Kleinigkeit, eine lächerliche Dummheit, ein Wort, das man nicht findet, ein Menſch, der vorübergeht — oder auch — irgend eine ſchlechte Bewegung bei einer Frau — und die ſchönſte Stunde iſt verloren. Und wiſſen Sie, woher das kommt? Weil ich nicht weiß, wo ich hingehöre, weil ich keine Ahnung habe, wozu ich auf dieſer Welt herumlaufe. Und wenn eine ſolche Dummheit ſo auf mich wirkt, ſo kommt das immer daher, weil ſie irgend etwas in ſich ſtecken hat, was mich an meine Zweckloſigkeit erinnert. So ſind viele, faſt alle Jungen heutzutage. Das heißt, es kommen ſchon wieder neue, jüngere — die ſollen anders ſein — — —“ Er ſah ſie wieder an.

Sie ging mit kleinen eiligen Schritten neben ihm her und ſchaute erſchrocken und hilflos vor ſich hin.

„Und sehen Sie," Georg redete schneller, als wollte er alles Drückende von sich abwälzen, „was ich berühre, gerät mir zum Übel. Und glaub' ich einmal, jetzt hast du einen recht glücklichen Fund gemacht, und jetzt kann nichts Schlimmes von außen kommen, so zerbricht sicher gleich etwas in mir und verdirbt mir den Menschen und die Stunde."

Elisabeth schüttelte den Kopf. Ihre Lippen waren ganz schmal vor Willen und Entschluß. „Aber so geht's mir ja auch, oft und oft!" sagte sie mit einem so schweren Ton, als müßte sie ihre ganze Kraft in jede Silbe pressen.

Georg lächelte. Es war nur ein Zucken um seine Lippen. „Jetzt weiß ich eine neue Legende von der Madonna Anadyomene: die silberne Jungfrau wollte so viel und so oft helfen, daß sie sogar einmal gelogen hat — nur um zu helfen."

Elisabeth wandte ihr blaßgewordenes kleines Gesicht und deutete ein Nein. Als sie seine Augen sah, erschrak sie. Aber eine Ahnung von der Macht ihres Lächelns schien in ihr zu erwachen. Denn sie lächelte kunstvoll, mit einem langsamen Lösen ihrer Züge, und doch voll Angst um das Gelingen ihres Versuches. Aber es half nichts. Ihr Lächeln weckte nichts.

Georg fühlte selbst das Versagen ihrer letzten Hilfe, und empfand Mitleid mit diesen enttäuschten Kinderaugen. „Nein, nein, Elisabeth," flüsterte er, „was Sie jetzt empfinden, ist nur ein böser Traum. Die Welt — Ihre Welt — ist hell und voll Sonne. Und Sie haben Ihre Helferkraft nicht verloren. Denn Sie denken jetzt wohl, weil es einmal mißlungen ist, wäre Ihr Zauber zerbrochen — und alle die lieben, holden Blumen, die Sie den Menschen entgegenbringen, müssen auf halbem Wege liegen bleiben und verwelken. Nicht wahr, das denken Sie?"

Sie nickte. Tränen saßen in ihrer Kehle und ließen sie nicht reden.

„Ich hab's gewußt, Elisabeth, ich hab's gewußt. Aber glauben Sie mir — das ist alles nicht wahr! Das kommt nur von dem bösen Kobold, der da neben Ihnen geht. Der soll mit Ihnen nichts mehr zu schaffen haben. Der soll Ihnen die Sonne nicht mehr wegnehmen. Ich schwör's, Elisabeth. Sehen Sie, hier sind Sie zu Hause. Hier droben ist Ihr liebes Zimmer — oder die Kirche der Madonna Anadyomene? Dort wartet vielleicht einer auf Ihr Lächeln, liebe kleine silberne Muttergottes! Und bittet um Ihre Blumen und windet sich einen Kranz daraus, einen schönen bunten, jungen lachenden Kranz — — —"

Sie standen vor der Haustür. Elisabeth öffnete und drehte sich nach Georg um.

Er stand halb gebückt, wie in einer Verneigung und sah sie an —

wie ein ſtill Verſtehender ein Kind anſieht, und doch wie ein Bettler, der eine reiche Gabe empfing.

Da ließ ſie die Klinke los und ſtreckte ihm beide Hände hin mit einer ſo ungeſtümen, ſchenkenden Gebärde, daß es wie ein erſticktes Jauchzen ihrer Seele war.

Und Georg nahm ihre Hände und küßte ſie mit knabenhaft dankbarer Inbrunſt. Dieſes Danken war wie ein Rauſch. Alles um ihn her verſank in ſeinen Küſſen.

Da lachte Eliſabeth. Ganz leiſe, mit einem ganz tiefen, zitternden Ton, der ſich in kleinen, befreienden Stößen immer wiederholte. Sie konnte doch helfen. Die Welt war wieder hell. Eliſabeth lachte. Und lachend entzog ſie ihm ihre Hände. Und lachend huſchte ſie ins Haus hinein.

Georg blieb eine Weile ſtehen und ſah die geſchloſſene Haustür an.

Ein feuchter, kühler Nebel begann aus der Luft herauszuquellen. Und in die Gaſſen fiel eine graue, trübe, kalt bedrückende Dämmerung.

Die Laternen wurden angezündet.

Als Georg an dieſem Abend nach Hauſe kam, war ihm ſo elend zumute, daß er daran verzweifelte, ob er das Leben je werde ertragen können.

(Schluß folgt.)

Hans von Glümer:
Tagebuch eines entlaſſenen Sträflings.

Am Wedding.

Berlin N., Luxemburgerſtraße,
2. Januar 1909.

Vorgeſtern, am Silveſtertage, verließ ich Nordhauſen. Mit einer großen Flaſche Schnaps und großen Hoffnungen. Nordhäuſer und die norddeutſche vierte Wagenklaſſe paſſen zuſammen. Berlin iſt ſchön, betrunken geſehn. Das iſt mein Eindruck bis jetzt. Der Bruder holte mich vom Bahnhof Friedrichſtraße. Er iſt Berliner aus Neigung, Handlungsreiſender und Erſtgeborener. Das gibt ſeiner Art eine kühle, anſtändige Prägung. Die Schwägerin war hübſcher als Braut. Sie hat ſlawiſches Blut und ſagt, das ſei Raſſe. Der Ehe ſind zwei Mädchen entſproſſen, eins vorher, eins nachher. Ella iſt acht und faſt kein Kind mehr. Käte zählt vier und weiß leider ſchon, daß ſie ſchön, klug und adelig iſt. Die Schweſter der Schwägerin, neunzehnjährig, Schürzennäherin, neueſte Mode tragend und die Naſe etwas nach oben geſtülpt, mit rötlichen Zähnen, viel mütterlicher als ihre Schweſter, ſehr anſtändig und troß-

dem neunzehnjährig. Mein Bruder begehrt sie. Der Bruder der Schwägerinnen, ein frischer Bursch von achtzehn Jahren, Buchbinder, war auch schon auf der Walze, hat das Hungern gelernt und die Menschen von unten herauf gesehn. Er und die Kinder wissen angeblich nichts von mir. Kinder aber sind hellseherisch.

Der Silvester wurde ein Fest. Die erste lustige Nacht seit anderthalb Jahr. Eine Freundin der jungen Schwägerin Agnes, eine Siebzehnjährige aus der Nachbarschaft, schlank und geziert, kam zu Tisch, wo Fisch mit Fleischgabeln gegessen wurde und die Steifheit erst aufhörte, als Bier und Eierkognak die Geister zur freundlichen Fülle trieb. Man küßte sich um zwölf und trat auf den Balkon, wo ein frischer Schneewind die Lungen löste zum Neujahrsgruß, auf allen kreischenden und brüllenden Balkonen die Straße entlang. Die Familie ein Stockwerk tiefer, ein Kollege des Bruders aus der Papierbranche, hatte eine Bowle gerichtet. Da saßen wir noch stundenlang bei vielen Spielen, deren Pfänder immer Küsse sind. Ich umlagerte die Lippen der jungen Mädchen. Die Geister in mir waren toll und voll. Die Männer erzählten Schweinereien und Frauen und Kinder hörten zu. Ich brachte die junge Nachbarin nach Hause, bis sie schwer atmend sagte: nun ist's genug!

Mit Walter, dem jungen Schwager, lustwandelte ich um fünf in die Friedrichstadt, wo der Geist des neuen Jahres um Rinnstein und Laternenpfahl seiner Besoffenheit Luft machte.

Gestern waren wir in der Versuchsbrauerei, einem langweiligen Bierlokal mit Militärmusik, wo ich viel trinken mußte, um in Stimmung zu kommen. Mein Zylinderklapphut machte einen erhebenden Eindruck auf die beiden jungen Mädchen. Auf dem Heimweg lockte der Bruder uns zu musikalischen Zoten noch in eine armselige Vorstadtkneipe, seiner Frau zum Trotz, die mit Kätchen nach Hause rannte. Es gab dann eine Szene. Die Eheleute wollten sich prügeln, versöhnten sich aber nachher wohl wieder, wie mir schien, da ich in ihrer Nähe auf dem Sofa nächtigte.

Luxemburgerstraße, 5. Januar.

Wir wohnen im bürgerlichen Wedding, in einer neuen Straße mit hohen, hellen Häusern. Auf unserem Balkon im vierten Stock steht man wie auf einer Riesenmauer über dem Meer. Die Weltstadt ist das Meer und brandet an dieser Mauer. Hinter dem Hause ist freies Bauland bis zum Virchowkrankenhause. Man kann hier nachts, vom Fenster der guten Stube, viel Himmel und Sterne sehen und jeden Traum ins Endlose gleiten lassen. Die gute Stube ist ein großer sauberer Raum mit vielen Büchern aus Claire von Glümers Nachlaß und einem neuen

Schreibtiſch, an dem ich nicht ſchreiben darf. Das Liegeſofa iſt meine Schlafſtätte. Der Bruder ging vorgeſtern auf Tour und löſte damit die Bettfrage. Drei Nächte wußte man nicht, ſollte die Schweſter der Frau beim Manne oder der Bruder des Mannes bei der Frau liegen. Nun ſchlafen die Schwägerinnen mit den Kindern in den Ehebetten in der Wohnſtube. Walter hat ein Feldbett auf dem Korridor.

Tagsüber hause ich mit Schwägerin Anni allein. Sie iſt intereſſant wie alle verlaſſenen Frauen. Ihr gelbes Geſicht hat keinen Hauch von Fraulichkeit. Sie hat Knochen und kein Herz. Sie iſt gefallfreudig, vonſtolz und ſchlampig. Bei den Vormittagseinkäufen ſchaut ſie aus wie ein Weib aus ſtinkenden Gaſſen. Sie kennt die Kammergeheimniſſe des ganzen Viertels, kann bis zum Mittagsſchlage bei Nachbarinnen ſtehen und zwanzig Stunden arbeiten, ohne aufzuſehen. Vor Weihnachten hat ſie durch Heimarbeit wöchentlich bis hundert Mark verdient. Sie kann nächtelang leſen, aber ſchaurig muß es ſein. Sie iſt ſchlau bis zur Raffiniertheit, Erzählerin, keine Erzieherin, für ſich anſpruchslos, unſinnlich, aber gierig auf des Mannes Schwächen.

Ein Weib, das ſich ſo enthüllt in drei Tagen, hat kaum noch Geheimniſſe vor dem fremden Mann. Ich kenne der Schwägerin Ehe und ihre Mädchenvergangenheit. Oder ſoll die Fähigkeit ſich rühmen, die Seele einer Frau zu ſezieren? Dieſe hat keine Seele.

8. Januar.

Mit ſieben Mark bin ich hergekommen, muß alſo auf Exiſtenz ſchauen. Auch der Verwandtſchaft und meiner Gefängnisdirektion zuliebe. Der Bruder hat gleich geſagt, daß ſein Haus kein Aſyl für Obdachloſe iſt. Aus dem Gefängnis bin ich nur auf Urlaub entlaſſen und erſt in fünf Jahren ganz frei, wenn ich mir bis dahin „nichts zuſchulden kommen laſſe". Die Vogelfreiheit iſt zu nutzen. Ich darf mich nicht als Koſtgänger im Venusberg der Schwägerin fühlen. Die obligaten fünfzig Mark monatlich müſſen nach wie vor zur Sparkaſſe, hat der Bruder befohlen.

Erſter Verſuch: Adreſſenſchreiber. Beim Adreſſenverlag Robert Teßmer, Markgrafenſtraße, perſönlich Schriftprobe hinterlegt. Bis heute ohne Antwort. Bei Erfolg iſt auf einen Taglohn von einer Mark fünfzig zu rechnen.

Zweiter Verſuch: Vorleſer. Ich habe im Lokalanzeiger inſeriert:

Schriftſteller
ſucht Konnexion als Vorleſer
ſub „Rezitator" Poſtamt 39.

Die Annonce hat keine Anfrage gebracht.

Dritter Verſuch: Verſicherungsagent. Die große Geſellſchaft „Friedrich Wilhelm" ſchreibt heute, daß ich ſie mit Papieren beſuchen ſoll. Mein einziges Papier iſt der Gefängnisentlaſſungsſchein.

Vierter Verſuch: Schriftſtellerei. Wer zu ſchwach zum Kriechen iſt, ſoll das Fliegen lernen. Erſte größere Arbeit: Fünf Feuilletons über das moderne Gefängnisweſen. Der Waldshuter „Albbote" vervielfältigt ſie mir koſtenlos: den erſten Aufſatz als Muſter und einen Proſpekt, in dem ein geſcheiterter Kollege ſich als erbarmungswürdig vorſtellt. Da heißt es zum Schluß: „Auf ausdrücklichen Wunſch, geſtützt auf Redaktionsgeheimnis, nenne ich meinen Namen. Im übrigen iſt der Unterzeichnete für die Artikel verantwortlich und nimmt Beſtellung und Geld entgegen." Schwager Walter ſoll unterzeichnen. Ich muß eine gute Stunde abpaſſen, meine ſchändliche Vergangenheit und ſein Ehrenamt ihm verſtändlich zu machen. Das Angebot geht an zweihundert Zeitungen: zehn bis zwanzig Mark Honorar für fünf Aufſätze. Reagieren fünfundzwanzig Prozent, erlöſe ich $50 \times 15 = 750$ Mark und bin Millionär.

30. Januar.

Es reagiert niemand. Ein armer Teufel ſoll nicht mit fünfundzwanzig Prozent Mitleid rechnen. Nicht mit fünf pro Mille. Auf zweihundert Angebote: nichts! Kein Brief, nicht eine einzige gedruckte Ablehnung.

In der Straßburger Poſt erſchien vor zwei Wochen ein wenige Tage vorher geſchriebenes Stimmungsbild „Rodelfahrten im Schwarzwald. Von H. G.", das 24,50 Mark Honorar einbrachte, darunter 3 Mark Zweitdruckhonorar von der Konſtanzer Zeitung und 10 Mark vom Donaueſchinger Tageblatt, deſſen Beſitzer 7 Mark mehr als gefordert ſchickte und zu Berliner Berichten ermunterte.

Eben kommt doch ein Auftrag: Der Schwarzwälder in Villingen nimmt die fünf Gefängnisfeuilletons für 10 Mark. Alſo fünf Zeitungsfreunde bis jetzt. Nur ſolche, die mich kennen.

„Weit über Berg und Tal reiſen die Gedanken. Ich denke an das Land meiner Leiden. Leidvoll und freudereich. Du liebes Land! Lieb und traut und ſchön, ſelbſt dort, wo hohe ſcharfbewachte Mauern mein letztes Heim umſchloſſen." So ſteht in den „Rodelfahrten". Die Stimmung iſt nicht fabriziert. Der Süden ſcheint beſſer. Berlin iſt eine Dirne, die in der erſten Nacht ſchon ganz zu Willen war und ſeitdem nichts mehr bietet. Was iſt hier? Anni lacht über meine Erfolge. Die beiden jungen Mädchen ſind ausgeſtopfte Gänſe. Die beiden Kinder ſind Berliner. Auch abends muß man in der grenzenloſen Stadt gefangen bleiben. Die nächſte Anlage mit Bäumen und freien Wegen iſt der „Lauſepark", wo das Weddinggeſindel auf Liebe und Raub ausgeht, von fünfzig Pfennig aufwärts.

1. Februar.

Heute iſt ein großer Tag und Berlin wie ein Frühlingsland. Die Straßburger Poſt brachte einen feinen Aufſatz von H. G. „In der Gefängnisſchule“: Wie einer dort wieder Volksſchüler wird und ein mit heißen Sinnen lernendes Kind, wie das Irdiſche ſich freimacht in der tiefſten Stille und nur noch die Begeiſterung zum Wiſſen kennt. Steckt nur die armen Dichter in Iſolierzellen, damit ihre dunklen Träume Licht und Werk werden. Ich gebe den Aufſatz nicht gegen meine ganze Schande her. Zweimal im Leben, in der Göttinger Volksſchule und in der Freiburger Gefängnisſchule war dieſe Fülle in mir, die Begeiſterung heißt und das Göttliche im Menſchen iſt.

Huſſitenſtraße 34, am 19. Februar.

Ein eigenes Zimmer — im „Verbrecherviertel“, wie Schwägerin Anni ſagt, mit der ich nicht länger hauſen konnte. Bei Frau Schüttler, einer uralten Dame, ein großes Zimmer mit uralten Möbeln, vorn heraus, für 22 Mark.

Die polizeiliche Anmeldung heute war ein hartes Stück. Berlin iſt groß und der Steckbrief gegen den pp. Glümer im Berliner Lokalanzeiger vor Jahresfriſt wird nicht vielen in Erinnerung ſein. Zur Schwägerin ſind damals nur ein paar Kriminalbeamte gekommen. Jetzt, als Beſuch des Bruders, konnte ich die polizeiliche Anmeldung vorerſt noch umgehen. Der Aſtermieter aber muß. Im Polizeibureau der Huſſitenſtraße warteten nur zwei Männer, mit der ehrfürchtigen Miene, die der furchtloſe Deutſche vor der preußiſchen Polizei zu üben pflegt. Mein Heldentum beſchränkte ſich auf die Erklärung: „Ich bin entlaſſener Strafgefangener und habe nur dieſes Papier.“ Der Beamte nahm das Strafverbüßungszeugnis und ſetzte ein Protokoll auf, auch für das Duplikat meines Militärpapiers.

Die „Gefängnisſchule“ brachte dem Entlaſſenen die erſte Ehrung, ſeit er, ordinär geſagt, aus der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen iſt. Herr Tews, der Schulmann, hat bei der Straßburger Poſt nach dem Verfaſſer geforſcht und ſchreibt ihm namens der Geſellſchaft für Verbreitung von Volksbildung: „Der Artikel hat mich außerordentlich ergriffen und ich glaube, daß darin pädagogiſche Anregungen ſind, die man weiteren Kreiſen zugänglich machen ſollte.“ Er möchte den Aufſatz in ſeinem Organ „Volksbildung“ bringen, die Spalte für übliche vier Mark, und hat den Abdruck in der Pädagogiſchen Zeitung, Preußiſchen Lehrerzeitung und Schleſiſchen Schulzeitung angeregt, vorausgeſetzt, daß ich damit einverſtanden bin. Freilich, freilich, lieber Herr! Schleunigſt habe ich den glückverheißenden Aufſatz allen erreichbaren

Schul- und Lehrerblättern angeboten, vorher schon badischen und anderen Tageszeitungen. Poppen-Freiburg bringt ihn im nächstjährigen Schwarzwaldkalender.

Vor meinem Zimmer machen sich die Werke der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft breit. Die gewaltigen A. E. G.-Kohlenlager, gleich hinter der Planke, können wärmend wirken an teuren Tagen, wenn der Ofen kalt bleibt. Links liegt der Humboldthain, von dem die Wirtin schaurige Geschichten weiß. Ich habe keine Scheu vor Dirnen und Zuhältern, ausgenommen, wenn sie den kümmerlichen Naturgenuß im Lausepark verderben. Sie sind meines Schicksals Freunde. Der Humboldthain hat viele Wege und verborgene Bänke, wo die große Stille ausatmen darf. Nachts ist der Hain ein Eiland im Meer der Weltstadt. Neulich Abend ging ich aus, die Einsamkeit oder ein Wunder zu suchen und fand dieses weite, weiße Stück Erde, mit Bogenlampen hell geschmückt. Schnee! Schnee! Das erste Zimmer war mir recht in seiner Nachbarschaft.

20. Januar.

Der Messerstecher! Seit drei Tagen durchrast ein Ungetüm die Straßen dieser eigenstolzen Stadt, grinst auf den Treppen, in den Hauswinkeln. Berlin ist ein elendes Angstloch geworden. Die perverse Volksseele feiert ihre Feste. Schwägerin Anni ist in ihrem Elemente und meine Nichten, erhaben wie Kinder sind, singen ein Lied:

In Berlin, da sitzt er
Der Bauchaufschlitzer,
Mit dem Messer in der Hand
Schleicht er durch das ganze Land.
Greift er sich ein Weibchen,
Schneid't ihr auf das Leibchen,
Nimmt sich Lung' und Leber raus,
Bratet sich Buletten draus.

Gestern, auf der Müllerstraße, will ich eine Zigarre beschneiden und hole das Messer vor. Gleich fallen zwanzig Augen, entsetzt oder wütend, über mich her. Ein Erlebnis am Abend war komischer: Nettelbeckplatz. Vom Sechseromnibus hüpft ein junges Mädchen und hat Augen, die wie ein Märchen im Walde locken. In einem Hause der Antonstraße verschwindet es und ich bleibe stehen, wie Menschen tun, wenn der Zauber entgleitet. Die Plantagenstraße entlang, hinter dem Friedhofsgitter, wo nur die Toten Wache halten um diese Stunde, sind verfolgende Schritte hinter mir: ein baumlanger Mensch, der mich stellt mit der Miene eines rächenden Gottes. Ich soll der Messerstecher sein und habe seine Schwester morden,

zumindeſt anſtechen wollen. Ich muß viel lachen und verſöhne den Bruder mit Zigaretten und einer Galanterie für die Schweſter.

Immerhin: vom Sittlichkeitsverbrecher zum Aufſchlitzer iſt nur ein Schritt und es ſcheint kein artiges Gefühl, ſeit geſtern nun auch in den Liſten der Berliner Verbrecherwelt geführt zu werden. Die Schutzleute im Revier der Huſſitenſtraße ſchauen mich an, als ob ſie den ewigen Steckbrief des entlaſſenen Sträflings für mich ſchon in der Taſche hätten und einen Vorführungsbefehl zum Polizeipräſidium, als Meſſerſtecher. Entlaſſene können ſo leicht verfolgungswahnſinnig werden. Man wohnt nicht ungeſtraft im Verbrecherviertel am Wedding.

28. Februar.

Der Verleger der Badiſchen Preſſe, der nebenbei Millionär iſt, ſchickte an Schwager Walter drei Mark für die geplanten fünf Gefängnisfeuilletons, die er nicht zum Abdruck, nur zur Orientierung über eine gute Strafanſtalt erwerben will. Es iſt das der zweite Auftrag für eine große Arbeit, die ich um dreizehn Mark denn doch nicht leiſten mag. Ich habe beiden Beſtellern das Geld zur Verfügung geſtellt und dem Karlsruher Verleger Einzelheiten über mein Freiburger Heim, die ihm und ſeinem im Molitor-Prozeß verurteilten Chefredakteur Herzog die drei Mark vielleicht bezahlt machen. Herr Herzog mag nur die ſonnenfrohe Zelle 236 beziehen, wo die verdammten Geiſter ſeiner beiden Vorgänger Kurzweil bieten: Pfarrer Gaiſert und der rote Glümer, ein Opfer der liberalen und ein Opfer der klerikalen Gewalt. Als Dritter paßt gut das Opfer der parteiloſen Juſtiz, um die Hinterſinnigkeit von Paragraphen zu zeichnen, die einen braven Patrioten für ein Wort einhundertundachtzigmal vierundzwanzig Stunden büßen laſſen. Pfarrer Gaiſert iſt wieder in Amt und Würden, Herr Herzog wird an Ehren reich das Strafhaus verlaſſen. Und ich?

Anfang März.

Ein weißes Wunder hat das Antlitz der Weltſtadt ſchön bis zur Unkenntlichkeit verändert. Der Himmel ſandte dieſem gottloſen Geſchlecht viele Milliarden Grüße. Wolken löſten ſich in kriſtallene Fluten. Berlin ſchafft und ſcherzt im Schnee, der als Berg und Feld die Straßen verwandelt hat. Die Naturgewalt kam zu den Berlinern! Wie dieſe kalten ſpöttiſchen Augen mit einem Male verwundert, nachdenklich oder luſtig ſind. Dieſes hochfahrende Volk, das nur Achtung vor Goſſen und Königen kennt. Allen Unrat deckt nun das weiße Wunder. Und hunderttauſend Hungrige haben Arbeit, Luſt, Brot.

8. März.

Menſchen in Arbeit und Erfolg werden ſagen, daß es Dünkel oder Unfähigkeit iſt, wenn ich die kleinen Erzeugniſſe der Feder, die armen

Kinder meiner Not, andächtig zu Ereigniſſen mache. Die Straßburger Poſt bringt wieder einen Sonntagsaufſatz von H. G. „Der Mühle-Xander“, und dieſe zweihundertfünfzig Zeilen der Geſchichte eines Narren aus dem Schwarzwald machen den Montag zum Feſt, das er feiern muß; als ob ein Werk getan wäre. Seit fünfzehn Jahren, ſchwer und ruhelos, arbeitet in dieſem Kopf die Kunſt, ſchreiben zu können. Iſt vom Größenwahn des dummen Jungen zur Mutloſigkeit der Selbſterkenntnis gegangen, hat ſich in tüchtigen Leitartikeln geübt und die Schande eines Buchdramas überlebt. Nun kommen nach Blütenfroſt und Fallobſt die allererſten guten Früchte und wieder regt ſich der Traum, daß Hundertfältiges zu ſtolzer Zukunft wachſen ſoll. Mein Freund, der Xander von der Wutachmühle bei Bonndorf, der ein Bauer und keine Phantaſie iſt, hat es nicht erreicht. Der Aufſatz ſchildert ſein Schickſal: „Die Wälderleute ſagen, der Mühle-Xander ſpinnt. Ich bleibe dabei, daß er ein Genie iſt, eine von jenen großartig veranlagten Naturen, die von der Volksſchule weg in ihrer eigenen Welt ſich verirren, unverſtanden bleiben, ſich wohl auch ſelbſt nicht verſtehen lernen, in ein Wirrſal eigener Gedanken und Pläne verſtrickt werden, in der Enge des übernommenen Berufes des Brotes wegen zwar verharren, doch in mehr oder weniger ſchlimmen Exzeſſen gegen ſich und die Geſetze der Geſellſchaft ſich auflehnen und nicht ſelten zuletzt dahin kommen, wo die geiſtige Welt mit Brettern vernagelt iſt.“ Vielleicht iſt das auch mein Schickſal.

31. März.

Die Wirtin hat heute mit mürriſcher Miene meine Bitte gehört, die Miete für April einen halben Tag zu ſtunden. Auf überraſchende Weiſe bin ich zu einem Scheck über 55.50 Mark gekommen, der aber erſt morgen bei der Bank (mein erſter Bankverkehr!) flüſſig wird. Ein Hausredakteur der Frankfurter Zeitung ſandte im Februar letzten Jahres einem gewiſſen Karl Mackert in ein Dorf Nordtirols fünfzig Mark Reſthonorar. Karl Mackert war ich, ein jammervoller Flüchtling vor Staatsanwalt und Zuchthaus. Die Frankfurter Zeitung hatte an den Mackert-Glümer vom Schwarzwald noch eine Gegenforderung für eine Annonce des Kurhauswirts Bogner in Bad Boll, Salò und Tunis, und ſchrieb mir jetzt nach Berlin, daß der Inſeratenbetrag ſchon verrechnet wurde. Ich hätte ihn ſomit noch von Bogner zu erhalten und Bogner beglaubigt das durch eine Scheckſendung aus Tunis. 55.50 Mark — ein Vermögen! Jener Redakteur der Frankfurter Zeitung hatte mir alſo nach Tirol viele Mark über meinen Anſpruch geſchickt, und ich konnte ſchon zwei Tage ſpäter die letzte ſichere Zuflucht in der Fremdenlegion finden.

Schwägerin Anni wollte die Miete trotz Scheck nicht einen Tag her-

leihen. Ich habe in drei Monaten 227 Mark eingenommen, 75 Mark pro Monat, noch genug gegen den Hunger. An Mutter ſchicke ich morgen fünf Mark als zehnfache Freude.

5. April, am 31. Geburtstag.

Der Frühling kommt, der Verführer. Im Humboldthain ſchauen die fremdländiſchen Bäume mit grünen Knoſpen wie mit Erſtlingsaugen in die deutſche Luft, und ich ſitze dort bei den Kinderſpielplätzen. Die Natur kann jedes Jahr zur neuen Jugend werden. Unnatur iſt Schlacke. Bäume und Kinder können Frühling werden. Die alten Menſchen in ihrer Unnatur verlieren gutenfalls einen Schatten im ſtrengen, verbitterten oder leichtfertigen Geſicht. Ich haſſe dieſe verwahrloſte Art, die erwachſen und verwachſen iſt. Ich kann nur frühe Jugend ehren. Begehren auch. Eines einunddreißigjährigen Mannes Heimweh darf wohl das Kind ſein. Heinz, der Bonndorfer Bub, meines Lebens erſte Erfüllung, iſt nun geſtorben für mich. Sein Bild verblaßt und wird nur noch in ganz ſtillen Nächten ein grelles Verlangen. Nach dem Bonndorfer Verhängnis ſtanden alle Stunden zwiſchen dem Buben und dem andern Kinde, dem älteren Mädchen. Nun neigt die Wage zum andern Geſchlecht.

Was kann ein Menſch mit ſtarken Sinnen und empfindlichſten Gefühlen für eine Stätte finden? Im kleinen Bonndorf ſtanden Geſellſchaft und Kleriſei vor den Toren der Paradieſe. So kam Flucht, Hunger, Gefängnis. Der Zwang will ſeinen Ausbruch haben. Im großen Berlin ſtehen Geſellſchaft und Geldzwang vor den Gärten der Liebe. Die Hinterhausleute finden ſich ſchon in dunklen Winkeln. Die Herrenleute kaufen ihren Bedarf. Aber wenn einer nicht Fiſch noch Fleiſch iſt? Ein entlaſſener Sträfling, aus ſeinem Beruf herausgeworfen und ein verlaſſener Menſch? Der in allen Trieben aufgehaltene Mann von einunddreißig Jahren möchte erobern, was koſtbar iſt. Oder er möchte die Treue des Weibes erfahren, Ehemann und Vater ſein. Er möchte als natürlicher Menſch das Naturgeſetz erfüllen dürfen.

In ſolchen Gedankenläufen halte ich Frühlingsfeier im Humboldthain bei den Kinderſpielplätzen und ſpähe nach Knoſpen, die das duftigſte und luftigſte Gewand tragen. Wißt ihr mir einen anderen Weg zur Liebe? Das Schickſal der Verirrten iſt haarſcharfe Logik und ſtahlharte Konſequenz. Ich beweiſe dem größten Denker, daß mein Ziel unfehlbar iſt: dieſe unbezwinglich herauswuchernde Perverſität. Vertrieben aus dem Paradies der Menſchen hocke ich nun vor den Pforten der Paederaſtis. Nur gut, wenn das in großen Worten Beſchönigte und Beſcheinigte Gedanke bleibt. Wenn aber ein Mann der Tat dieſer Gedanken voll iſt?

7. April.

Bis jetzt ist nichts passiert. Ein Mann der brutalen Offenheit berichtet auch die Taten. Er kann damit nicht warten, bis dem Staatsanwalt gegenüber die Verjährung eintritt.

Ein Hausiermädchen kam in die Luxemburgerstraße mit Mienen und Worten, daß sie aussah wie eine dreizehnjährige Ausgabe von Hauffs Bettlerin. Ich bestellte sie hierher und habe schon ein Lager Schnürsenkel. Franziska hat so angstvolle Augen, daß sie schön sind. Die Polizei ist immer hinter ihr, bei jedem Gang vor hundert vergebliche Türen. Unsere Ordnung verbietet ja, daß ärmster Leute Kind ein Stückchen Brot verdienen. Ihr Vater ist wieder in Dalldorf, das dreizehntemal. Die Eltern sind Polen. Die Mutter war auch schon bei mir und holte sich einige Mark, wollte aber nichts wissen von einer Fürsprache bei ihrem katholischen Geistlichen. Franziska habe ich Strümpfe geschenkt, durfte sie ihr aber nicht anpassen. „Ich sage es der Mama", sagte sie. Das klang eingeübt und fast wie eine Forderung von Schweigegeld. Vorher gab ich ihr einmal einen Kuß. Sie stand wie ein zitterndes Vöglein und kam anderntags mit gewaschenen Lippen. Ich küßte sie nicht mehr.

Volksschülerin
als Schreibhilfe gesucht. Stunde 50 Pfg „Schriftprobe" Postamt 31.

Auf diese Annonce im Lokal-Anzeiger kamen 166 Angebote. Von zehn- bis fünfzigjährigen Volksschülerinnen. Daß die Anzeige nicht aus erhabenen Gefühlen erlassen war, zeigte meine Angst beim Holen der Briefe. Postamt 31 liegt im Polizeirevier der Hussitenstraße. Doch kein Geheimer packte mich an und das Mißbehagen des Postbeamten beschränkte sich auf die Menge der Briefe. Ich sortierte die Hundertsechsundsechzig mit graphologischer Eingebung nach Lieblichkeit und Alter und schrieb an Zwei. Die Zwölfjährige kam mit ihrer Mutter und trug eine Brille. Kinder mit Brillen sind wie Blüten auf Drahtstengeln. Die Fünfzehnjährige schrieb einmal bei mir. Auch sie war mit einer Brille bewaffnet. Das ist des Weibes beste Waffe. In meiner Sammlung ist noch eine Dreizehnjährige, die in Schrift und Ausdruck alle überragt. Ich trage den Brief in der Brusttasche als Reliquie und habe doch nicht den Mut, sie zu rufen oder die Eltern aufzusuchen. Die Feigheit des bösen Gewissens, die moralische Hemmung des noch nicht ganz Gewissenlosen. Sie scheint mir ein Wunderkind von herrlichen Fähigkeiten. Wenn man solch ein Kind zu seinem Weibe erziehen könnte. Ich habe die Dreizehnjährige zu meiner Dulcinea erhoben.

Auf den Rummelplätzen der vorſtädtiſchen Bezirke ſind die Proletarierkinder wie Fliegen am Leimſtock. Auf dem Wege von der Volksleſehalle mache ich abends Station auf dem Rummelplatz an der Ravenéſtraße. Beim erſtenmal ließ ich eine Achtzehnjährige Karuſſell fahren und gab ihren halbwüchſigen Brüdern Zigaretten. Die Schweſter lief mir fort und die Brüder ſchrieen um die Straßenecke: „Dein Dreckzeuch kannſte alleene roochen, du Nuttenjäger!“ Nächſtesmal ſuchte ich bei den Kindern, die noch keine Nutten ſind, den beſſern Menſchen und fand drei Freundinnen, die einen Schwarm nach ſich zogen. Die Drei wollten immer nur Eis eſſen, als ob ſie innen ein Feuer hätten. Am dritten Abend bettelte ihre Mutter um Geld für die Miete und umfaßte dabei ihre Mädchen und mich mit gierigen Augen. Das älteſte Mädchen iſt elf. Ich kam nicht mehr.

Das unterſte Berliner Volk iſt ſchwer zu nehmen. Am Humboldthain wollte ich neulich Nacht einem Zuhälter, der in Krämpfen lag, den Kopf aus dem Rinnſtein heben. Da ſprang ſein Kumpan auf mich zu und die Dirnen ſchimpften und lachten. Einer Zwanzigjährigen lief ich an einem Sonntagabend durch den halben Wedding nach, weil ſie ſo verängſtigt die Häuſer entlang ſchlich und beim Waſſer ſtehen blieb. Ich ſprach ſie erſt an, als ſie einen Schutzmann nach dem Weg gefragt und zwei Verfolger abgewieſen hatte. Sie ließ ſich nur mit Kunſt bereden, da ſie ganz fremd in Berlin ſei, mir drei Tage ſpäter eine Zuſammenkunft zu geben. Da durfte ich doch gleich mit auf ihr Zimmer im Studentenviertel; ſie bat um fünf Mark auf Ehrenwort und jammerte nachher, weil ich ſie verführt hätte. Schwägerin Anni lachte das Erlebnis gräßlich aus und zeigte mir meinen neuen Schützling in der Luxemburgerſtraße, in einem Fenſter gegenüber. Außerdem hätte ſie noch zwei Abſteigequartiere.

Im Humboldthain machte ich die Bekanntſchaft eines niedlichen Buben, weil auch ſeine vierzehnjährige Schweſter eine niedliche Kindsmagd iſt. Als ich wieder zu ihnen kam und plaudern wollte, denunzierte mich die Schweſter beim Parkwächter.

Man wird ſehr ſcheu in dieſer großen fremden Stadt und weiß nicht, welches Alter noch Unſchuld iſt. Man wird ſtumm und läßt das Schauen zum Kult der Sinne werden.

11. April, Oſterſonntag.

Eine Oſterbotſchaft: ich werde ausgewieſen! Das Polzeipräſidium hat gegen den entlaſſenen Strafgefangenen Glümer das Ausweiſeverfahren eingeleitet.

(Fortſetzung folgt.)

Joſef Hofmiller: J. V. Widmanns Gedichte.

Man kann dieſen ſchmalen Band Gedichte nicht ohne Rührung in die Hand nehmen: Zu Widmanns ſiebzigſten Geburtstag geplant, erſchien die Sammlung erſt nach ſeinem Tode (bei Huber in Frauenfeld); der beſcheidene Mann, der in der Beilage des „Bund“ für Hunderte von Gedichtbänden, die tief unter dieſem ſeinigen ſtehen, ein freundliches Wort gefunden hatte, war faſt ein Siebziger geworden und hatte nicht daran gedacht, ſeine durch Jahrzehnte und weithin verſtatterten Gedichte in einem Bande zuſammenzubringen; der unermüdliche Arbeiter, ein Diener am Wort, ſo treu wie nur einer, hatte mit der ſparſamen Sorgfalt des Journaliſten, deſſen Mußeſtunden karg bemeſſen und raſch gezählt ſind, faſt alles, was an dichteriſcher Kraft in ihm nach Ausdruck drängte, ſeinen größeren Dichtungen zukommen laſſen, ſo daß dieſe Gedichternte eines ganzen Lebens zugleich etwas von einer Nachleſe hat. Aber auch in dieſer Nachleſe ſteckt der ganze Widmann.

Er gehört zu jenen Heiteren, die viel an den Tod denken. Wie Montaigne hätte er von ſich ſagen können: *Je suis de moy-mesme non mélancholique, mais . . . il n'est rien de quoy je me soys dès tousiours plus entretenu que des imaginations de la mort.* So ſteht der Tod am Eingang und am Ausgang dieſer Gedichte, die große Frage: „warum die Welt als Trauerſpiel verfaßt?“ Die Welt iſt ihm ein ſeltſamer Gaſthof, deſſen Wirt jeden Wandrer zur Einkehr zwingt und keinem doch den letzten rauhen Händedruck erſpart. Widmann hat die Erde geliebt, die „ſchöne Welt“, die er nicht müde ward zu preiſen; und doch, bekennt er, nur damals, als Kind, durfte er die Erde ſein nennen: „das junge Herz ſah noch des Todes Grenzſtein nicht geſtellt,“ den das alternde überall ſah, im maiſchen Buchenwald, auf erſtorbenen Sternen, bis die große Tragödie ſich ihm in der Maikäferkomödie abſpiegelte, ganz klein, aber ganz ſcharf, bis er im Heiligen und den Tieren „mit der Gottheit Zwieſprach hielt über etwas, das ſie ſchuldig blieb“. Er wußte, daß er dieſe Dichtung nicht lang überleben werde und ſprach als alter Mann noch einmal, mit dem Ernſte deſſen, der hart am Ziel ſteht, jenes brüderliche *Tat twam asi*, das ihn ſeit den Jugendtagen ſeines Buddha begleitet hatte:

Wenn du das vollendet, wirſt du ſterben
Und verſtehen, daß die letzte Not
Deinem Werk das Siegel muß erwerben:
Bruderkuß der Kreatur im Tod.

Dies Gedicht „Berufung“ ſchrieb Widmann, wie er ſeinem Verleger mitteilte, „an einem Septemberabend des Jahres 1903 auf dem Thunerſee, einſam im Schiffchen, als ich zum erſtenmal die Dichtung „Der Heilige und die Tiere“ in der Idee und in den Hauptumriſſen vor mir ſtehen ſah

und davon so erfüllt war, daß ich der Illusion erlag, als ob ich sie in einem höheren Auftrag schreiben müßte".

Für sich selber hatte er mit dem Tod abgeschlossen: er schien ihm ein kleiner, feiner Knochenmann, von der Gottheit uns zum Fahrtgenossen gegeben, geboren mit uns, wachsend mit uns, versteckt unter dem jungen, schärfer vom alternden Fleische sich abhebend:

Nie aber wirst du völlig ihn erblicken,
Den Treuen, der dein fester Lebenshalt,
Weil Nacht die Götter deinen Augen schicken,
Eh er enthüllt die blinkende Gestalt.
Wohlan! So denke seiner nicht mit Grauen,
Stellt sich der letzten Stunde Bild dir vor.
Kein fremder Schnitter kommt aus fernen Gauen;
Nur der Gefährte öffnet still das Tor.

So ward ihm schließlich der Gedanke lieb und vertraut, daß sein stilles Grab morgens zum Licht empor, abends in dunkle Kühle hinabtauche, kein Ort der Trauer, von Morgenwinden umweht und im Sonnenlichte mitfliegend, so lang sie selber fliegt, die Welt, die schöne Welt.

Kein Wunder, daß die Elegien zu den feinsten Stücken der Sammlung gehören: die an die Dichter Wackernagel und Leuthold, den Maler Buchser, die klangstarken Dreireime an Arnold Böcklin, die balladenhaft lebendige Bismarckelegie, vor allem aber jene von reinem Einklang mit der Natur getragenen Strophen „Auf dem Grab eines schönen Mädchens", aus denen der Geist Omar Chayams zu wehen scheint und die schwebende Schwermut veilchenumblühter griechischer Grabmale.

In den Balladen und Romanzen stellt sich Widmann an die Seite Conrad Ferdinand Meyers, dem er auch in der Wahl seiner Balladenstoffe verwandt ist: englische Geschichte neben italienischer Renaissance, ein Lünettenbild von der sixtinischen Decke neben der Todeskarawane Firdusis und andalusischen Trochäen von anmutigstem Leichtsinn. Neben diese wenigen Stücke stellen sich die reinen Gelegenheitsgedichte: der Geburtstagsgruß an Paul Heyse, darin der alte Knittelvers zu eigentümlicher Feinheit geadelt klingt, die Schumannisch und Hoffmannisch phantasievolle Paraphrase von Johannes Brahmsens Thuner Sonate, Zeilen nach einem schönen Konzert, ein tiefsinniges Neujahrsgedicht, schalkhaft ernste Verse zum eigenen Sechziger.

Der ganze Widmann steckt in der Reihe „Scherz und Satire". Hier ist Geist von jenem Geiste, dem die beiden Tierdichtungen entstammen: ein Pathos, das sich in die Ironie flüchtet, um nicht loszubrechen, ein Schmerz, der sich schamhaft die Maske des Spötters vorbindet; hinter dieser Ironie aber heißer und bitterer Ernst. Diese unlösbare, weil aus der Tiefe seiner

Persönlichkeit kommende Verbindung eines Ernstes, der vor keiner letzten Frage zurückweicht, mit feiner Ironie gibt den besten Dichtungen Widmanns den ganz eigenen Ton. Das Dichten ist auch ihm in der Jugend leicht von der Hand gegangen, wie den meisten seiner Generation, aber es fehlte den gewandten epischen Dichtungen jener früheren Jahre noch das unnennbare und unerkennbare Gepräge, das Notwendigkeit und inneres Erlebnis dem Kunstwerke geben. Der Gedichtband zeigt diese eigene Marke, wie die „Maikäferkomödie" und „Der Heilige und die Tiere" sie zeigen. Widmann hat sich, einem durch fortgesetzte tägliche Kleinarbeit für die Persönlichkeit nicht ungefährlichen Berufe zum Trotz, mit den Jahren immer selbständiger und eigentümlicher entwickelt. Er ist mit jedem neuen Buche als Mensch und als Dichter gewachsen, bis er als alter Mann nicht nur sein tiefstes, sondern auch sein formschönstes Werk schrieb. Wir glauben unbedingt an die Einheit von Mensch und Künstler in dem Sinne, daß es, um wertvolle Gedichte zu schreiben, schlechthin kein anderes Mittel gibt, als ein wertvoller Mensch zu sein. Der Mokel im Menschen wird zum Flecken in der Dichtung. Ich glaube, daß Widmann nur deswegen Dichtungen geschrieben hat, die einem immer wieder dasselbe, und immer wieder etwas Neues sagen, weil er als Charakter so edel und lauter war: keine Spur von Eitelkeit, von Erfolggier, kein Größer-scheinen-wollen, keine Pose, kein Schielen nach dem Lorbeer, nicht einmal — und dazu hätte er wirklich Grund gehabt — Verbitterung über zu geringe Verbreitung seiner Dichtungen. Selbstlos und unermüdlich ist er für die Werke anderer eingetreten, ganze Generationen von Dichtern hat er mit Ermunterung, mit Anerkennung begleitet, er ist mit jedem neuen Dichtergeschlecht wieder jung geworden, — und dennoch hat keiner der Dichter, für die er warb, selbst Spitteler nicht, an ihm irgendwie abgefärbt: er ist immer er selbst geblieben. Keine komplizierte Persönlichkeit, Gott sei Dank! aber eine feine, noble Natur. Er wollte weder liebenswürdig noch bedeutend sein; aber er war es. So zeigt ihn jede Zeile, die er geschrieben hat, und so zeigt ihn auch dieser beinahe rührend schmale Band der gesammelten Gedichte.

Zur Psychologie der Banken.

Von Erwin Steinitzer.

Keine Zeit hat dem Kreditvermittler eine so übermächtige Stellung im Wirtschaftsleben eingeräumt wie die unsrige. Bankiers und Geldwechsler gab es freilich schon bei Babyloniern und Griechen, bei den Römern und in der Ökonomie des Mittelalters. Allein die Leistungen, die man in allen

vorkapitalistischen Perioden von ihnen forderte, waren, wenn auch nicht gerade unwichtig, so doch immerhin Nebenfunktionen des Wirtschaftslebens: die sichere Aufbewahrung von Geld und Geldwerten, der Umtausch der Zahlungsmittel der verschiedenen, einst sehr zahlreichen und meist sehr kleinen Währungsgebiete, schließlich die Besorgung des Zahlungsverkehrs, soweit er durch räumliche und zeitliche Trennung der Kontrahenten, durch die Kosten und Gefahren des Transports und durch valutarische Ungleichmäßigkeit und Unverlässigkeit erschwert war. Das war ein Gewerbe, das seinen Lohn bedang wie alle anderen, das aber nicht versuchen konnte, diese andern von sich in Abhängigkeit zu bringen, — so wenig, wie es den Schustern hätte gelingen können, sich zu Herren über die Schneider zu machen. Erst die Zentralisation der Gläubigerfunktion hat dem Bankierstande den kolossalen Machtzuwachs gebracht, aus dem der Großbankdirektor von heute ein fürstliches Einkommen, die Ehrfurcht einer Legion antichambrierender Mitbürger, den Anspruch auf öffentliche Ehrungen mannigfacher Art und den auf eine gesellschaftliche Stellung ableitet, die ihn den ersten Stützen des Staates an die Seite stellt. Diese Zentralisation aber ist jungen Datums, und noch jüngeren jener in der Gegenwart so auffällig hervortretende Zustand, in dem sich die ganze Produktionswirtschaft — man möchte sagen: grundsätzlich — auf die Kredithilfe der Banken eingerichtet hat, und in dem eine wesentliche Störung oder gar ein Versagen ihres Mechanismus nichts weniger als den Nationalbankrott bedeuten würde.

Jedermann weiß, zu welch äußerlich riesenhaften Gebilden unsere Großbanken sich in den letzten zwei Dezennien entwickelt haben. Ihre Einnahmen und Ausgaben übertreffen die Budgetziffern mittlerer deutscher Bundesstaaten, ihre Geschäftsgebäude sind stolzer und kostbarer als mancher Regierungspalast. Das Beamtenheer des einzelnen Instituts zählt nicht mehr nach Hunderten, sondern nach Tausenden, und nach Hunderttausenden zählen die Gehaltssummen, die aus seinen Kassen allmonatlich in die deutsche Konsumtion fließen. Etwas geringer, aber immer noch sehr imposant und mancherorts von größter Bedeutung sind die Beträge, die seine zahlreichen Niederlassungen, Zweigstellen, Depositenkassen und Exposituren als Mieter dem wirtschaftlichen Kreislaufe zurückgeben.

Natürlich kann ein Apparat solcher Größe nicht wie der kleine Betrieb von früher unter der individualisierenden Anleitung eines Chefs arbeiten, der gleicher praktischer Ausbildung seine eigene, langjährige Erfahrung hinzugefügt hat. Alle Übersicht, alle Einheitlichkeit, alle Kontrollmöglichkeit ginge bei rein empirischer Betriebsführung verloren. Nur eine in ihren Einzelheiten zwar bewegliche, in ihren Grundzügen aber feste und geschlossene, allgemein gültige Technik kann die Glieder solch gigantischen Körpers zu

organiſcher Funktion zuſammenhalten. Mit dem rapiden Wachstum der äußeren Betriebsgröße im Bankgewerbe geht deshalb — als unentbehrliches Korrelat — die Aus- und Durchbildung einer *Bankwiſſenſchaft* — einer theoretiſch lehr- und erlernbaren Verwaltungslehre des Bankweſens parallel.

Dieſe Bankverwaltungslehre hat in der neueren handelswiſſenſchaftlichen Literatur Deutſchlands bereits mehrere tüchtige und kompendiöſe Bearbeitungen erfahren, deren eine — die treffliche, 1910 in zweiter Auflage (Verlag von J. D. Sauerländer, Frankfurt a. M.) erſchienene Darſtellung des Berliner Handelshochſchulprofeſſors Friedrich Leitner: „Das Bankgeſchäft und ſeine Technik" bei dieſer Gelegenheit angezeigt ſei. Das Buch iſt wohl das gründlichſte ſeiner Art und der genauen und zuverläſſigen Auskunft wegen, die es in allen Einzelheiten gibt, ein beſonders brauchbares Nachſchlagewerk. Die ganze komplizierte Maſchinerie des Bankgetriebes wird enthüllt, jedes Rädchen in ihr deskriptio und teleologiſch erläutert. Man erhält das denkbar vollkommenſte *ſtatiſche* Bild des Bankbetriebs — aber freilich ein durchaus ungenügendes *dynamiſches*. Die geiſtigen und Willenspotenzen, die die Maſchine erſt zum lebendigen Organismus machen, die Beweggründe und Geſichtspunkte, die die hundertfältigen Wahlentſcheide beſtimmen, zu denen jeder Geſchäftstag zwingt, die Pſychophyſik und Pſychologie der Bank — all das bleibt uns verborgen, genau wie es demjenigen verborgen bleibt und bleiben muß, der ſelbſt an einem der Räder ſteht und es tagtäglich nach ewig gleichem Takte in Bewegung hält. Den Autor trifft ob dieſes Mangels kein Vorwurf; er verſprach ja nicht, mehr zu geben als Technik. Die Technik aber kann nichttechniſche Probleme zwar geſtalten, doch niemals löſen.

Hoch über jener überwiegend kalkulatoriſchen und regiſtrierenden (die *materielle* Warenbehandlung — Transport, Lagerung, Adjuſtierung — ſpielt beim Geld- und Wertpapierhandel naturgemäß nur eine untergeordnete Rolle) Kleinarbeit, die von der ſchlecht gelohnten Hauptmaſſe der Bankbeamten nach gleichförmigem, ſeelenloſem Schema geleiſtet wird, laufen die Fäden der Leitung in Direktorialkabinetten und Sitzungszimmern zuſammen. Hier, wenn irgendwo, muß der Geiſt des Betriebs zu fühlen und zu faſſen ſein; von hier aus geſehen muß die verwirrende Komplikation techniſcher Einzelheiten verſchwinden und in ſcharf umriſſenen, einfachen Konturen das Inhalts- und Richtungsbild der Geſchäftsführung hervortreten. Allerdings — leicht zugänglich iſt dieſer Beobachtungspunkt nicht, und diejenigen, die Zutritt zu ihm haben, pflegen ſelten aus der Schule zu plaudern.

Wer moderne Großbankleiter bei der Arbeit beobachtet hat, dem wird vor allem die *quantitative Häufung* ihrer Geſchäfte den ſtärkſten Eindruck gemacht haben. Die Urſache dieſer Häufung liegt darin, daß die

Vermehrung der leitenden Perſönlichkeiten dem Wachstum der Agenden nur langſam und widerſtrebend folgt. Ein Kollegium, das intimer und diskreteſter täglicher Zuſammenarbeit gewohnt iſt, entſchließt ſich ſchwer zur Aufnahme neuer Mitglieder; außerdem hält den Einzelnen teils ein durch die Überarbeit ſelbſt geſpornter Leiſtungsfähigkeitsehrgeiz, teils auch nur rein materielle Begehrlichkeit davon ab, ſeinen Reſſortzuwachs an Geſchäften mit anderen zu teilen. — So entſteht jene konſtante Überbürdung, über die beinahe jeder leitende Bankdirektor (nicht alles, was Direktor heißt, iſt wirklicher Leiter) klagt, — und die er doch nicht abſchütteln möchte. Sie bedeutet eine — früheren Leiſtungen in der gleichen und gegenwärtigen in ähnlichen Funktionen gegenüber — abnorm geſteigerte Summe von Urteilen, Entſcheidungen und Beſchlüſſen, die in einer beſtimmten Zeitſpanne gefällt werden müſſen. Da aber die geiſtige Energie eines Menſchen doch immerhin eine begrenzte Größe iſt, läßt ſich jene Vermehrung nur durch ſchrittweiſe Verkleinerung des intellektuellen Aufwands für die einzelne Leiſtung bewältigen. Dieſe — man könnte ſagen: „Ökonomiſierung des geiſtigen Detailverbrauchs“ — geht in doppelter Weiſe vor ſich. Einmal durch den allmählichen Erſatz individualiſierender durch eine ſchematiſierende Behandlungsweiſe, dann durch größere Oberflächlichkeit in der Prüfung der Einzelheiten, die ſehr häufig in eine bloße (keineswegs ſtets ſehr ſorgſame) Überprüfung übergeht. Mit der ſchärferen Akzentuierung dieſer Erſcheinungen entfernt ſich die Arbeitsmethodik der Bankleiter vom — im alten Sinne — Kaufmänniſchen und nähert ſich bureaukratiſchen Erledigungsformen, deren weſentlichſte Beſonderheit ja auch in der Schematiſierung des Einzelvorfalls und in der Trennung von Studium, Referat und Entſcheidung beſteht. Bis zu einem gewiſſen Grade — wenn auch nicht ſo ausgeprägt wie in der zerſplitterten Tätigkeitsſphäre des Bankweſens — begleitet ſolche Entwicklung die Ausbildung des Groß- und Rieſenunternehmens überhaupt, und ſchafft ſo mit die Grundlagen für den Übergang der Unternehmungs- in die anſtaltliche Betriebsform, die ſich hier und dort anzukündigen beginnt.

Am ſtärkſten äußert ſich die Schematiſierung natürlich beim „laufenden Geſchäfte“, bei den täglich ſich erneuernden Kreditbewilligungen. Da die individuellen Umſtände der Kreditſuchenden denjenigen, welchen die oberſte Entſcheidung über die Erfüllung ihres Begehrens obliegt, regelmäßig unbekannt ſind, beſchränkt ſich ihre Funktion von ſelbſt darauf, die Referentenanträge der unteren Stellen nach feſt beſtimmten, generellen Geſichtspunkten zu revidieren. Dieſe Geſichtspunkte betreffen die Sicherheit und Liquidität des Kredits, zu deren Beurteilung das Material teils dem Referate ſelbſt, teils Auskünften anderer (das Auskunftsbureau iſt der modernen Großbank

unentbehrlich geworden) entnommen wird, die Verfügbarkeit der Mittel, die sich aus dem augenblicklichen Status der Forderungen und Verbindlichkeiten ergibt, und die Kreditbedingungen, an die in geldknappen Zeiten höhere Ansprüche gestellt werden als in geldflüssigen. Je mehr die Zahl der Konten wächst, desto schwieriger wird es natürlich, alle Kreditgesuche gleich sorgfältig zu überprüfen; ein Ausleseprozeß setzt ein, der für die kleineren und ihrer Natur nach liquideren Kredite die Selbständigkeit der unteren Instanzen erhöht. An die Stelle des Entscheidungsrechts der Zentrale tritt innerhalb gewisser Grenzen die bloße Mitteilungspflicht der Filiale, die ja auch dort, wo sie nur referierend auftritt, die geschäftliche Hauptarbeit leistet. Kaufmännisch wird das „laufende" Bankgeschäft an den unteren Exekutivstellen erledigt — kann bloß hier erledigt werden. Daher auch der Wert der Filialen als Schule und Turnierplatz des Personals, dessen kommerzielle Fähigkeiten sich dort weit besser entfalten können als im bureaukratischen Verwaltungsorganismus der Zentrale. Der Filialleiter ist unter den Repräsentanten der Großbank diejenige Persönlichkeit, die man funktionell noch am ehesten als Bankier bezeichnen könnte. Freilich besitzt er nicht die Kaufherrnwürde des unter eigenem Namen, eigener Verantwortung und mit eigenem Vermögen handelnden Unternehmers, sondern steht im Schatten seines Instituts, in dem er nicht oberste Instanz ist und an dessen „großen" Geschäften er für die Regel keinen Teil hat.

Die großen Geschäfte — die Finanzgeschäfte[1]) im eigentlichen Sinne — sind das Reservat und zugleich das vornehmste Betätigungsfeld der Zentralleitung. Die *dii minores* sind von ihnen ebenso ausgeschlossen, wie der Regierungsassessor von der hohen Politik. Daß hier gründlicher, individualisierender — mit einem Worte kaufmännischer gearbeitet wird als bei der Genehmigung oder Ablehnung der laufenden Kreditanträge, liegt auf der Hand. Aber anderseits drängt auch hier die Häufung und Zersplitterung der Interessen zur Summarisierung und zum Dilettantismus. Man kann nicht Fachmann in einem Dutzend Branchen sein. Einzelne Apologeten haben ja aus dieser Not eine Tugend zu machen gesucht: was dem Bankdirektor an eigener, sachlicher Urteilsfähigkeit fehle, ersetze er durch geniale Intuition und tief-

[1]) Zu den Finanzgeschäften gehört auch die Teilnahme an den finanziellen Eigengeschäften anderer — das Syndikatsgeschäft. Die sachliche Prüfung ist hier naturgemäß oberflächlicher und summarischer als bei den eigenen Unternehmungen. Maßgebend sind wieder die allgemeinen Momente: die Beziehung zum Emissionshaus, der in Aussicht gestellte Profit und — falls Mittel festgelegt werden müssen — die eigene „geldliche" Situation. Vor allem das (reguläre) internationale *"underwriting"* wird beinahe lediglich nach diesen Gesichtspunkten beurteilt und betrieben.

gründige Menſchenkenntnis. Wie weit ſolcher Erſatz möglich iſt und bis zu welchem Grade Genialität zur obligaten Ausſtattung eines Großbankleiters gehört, darüber kann man natürlich ſehr verſchiedener Anſicht ſein. Es ließe ſich recht wohl behaupten, daß bei einiger generellen Skepſis und bei einiger Beherzigung der primitiven Weisheit der Riſikoverteilung die Zahl der ſchlechten Geſchäfte bloß bei beſonderem Pech einen Umfang annehmen kann, der auch innerhalb eines Großbankbudgets bedenklich wird. Jedenfalls iſt die Selbſtverſicherung des vielſeitigen Rieſenbetriebs eine ſehr ſolide und nützliche Ergänzung der — immerhin nicht unfehlbaren — „Intuition" ſeiner Leiter. Fehler, die ſelbſt den reichen Privatunternehmer zum Bankerotteur machten, laſſen ſich im Hundert- oder Zweihundertmillioneninſtitut (wo eine oder zwei Millionen Verluſt bloß einhalb bis zwei Prozent Dividende bedeuten) ziemlich ungeſtraft begehen.

Dieſer allſeitige Riſikenausgleich gibt dem Großbankgeſchäft von heute erwerbswirtſchaftlich ſeine Signatur. Er hat bewirkt, daß die Bankaktie in gleichem Maße den Charakter eines Rentenpapiers annimmt, in dem ſich die Bankunternehmung zum Reichsamt der Kreditvermittlung entwickelt.

Zur Reichserbſchaftsſteuer.

Der Artikel Dr. Heims über die Reichserbſchaftsſteuer veranlaßt mich in der gleichen Frage von der Redaktion dieſer Zeitſchrift das Wort zu erbitten. Nicht um eine parteipolitiſche Polemik zu beginnen, für die hier nicht der Ort iſt, ſondern um, wenn möglich, die Klärung der für die Entwicklung unſeres deutſchen Steuerweſens ſo wichtigen Frage durch eine ſachliche Erörterung an dieſer politiſch neutralen Stelle zu fördern.

Ich widerſtehe deshalb auch der Verſuchung, nachzuprüfen, ob Dr. Heim ſich wirklich nur einmal und mit einem einzigen Satze zugunſten einer Reichserbſchaftsſteuer ausgeſprochen hat (denn darauf kommt für die Sache ſchließlich nichts an) und ich enthalte mich auch deſſen, auf die paar Bemerkungen einzugehen, die Dr. Heim gegen freiſinnige und nationalliberale Führer und über deren „Mauſerung" in dieſer Frage gemacht hat. Ich kann das um ſo leichter, da ich ſelbſt jedenfalls nicht in den Verdacht kommen kann, aus parteipolitiſchen Erwägungen meine Anſchauung über die Erbſchaftsſteuer geändert zu haben. Die erſte Rede, die ich jemals in einer politiſchen Verſammlung gehalten habe (dieſe Reminiſzenz möge mir bei dieſer Gelegenheit geſtattet ſein), eine Rede auf dem Parteitag der Deutſchen Volkspartei zu Mainz im September 1893, war der Reichserbſchaftsſteuer gewidmet und wollte die Deutſche Volkspartei veranlaſſen, den damaligen Steuer-

plänen der Regierung die Forderung einer Reichserbschaftssteuer unter Ausdehnung auf das Erbe von Kindern und Ehegatten entgegenzustellen. Ich bin damals mit meiner politischen Jungfernrede nicht durchgedrungen, weil die Führer der Partei es nicht für richtig hielten, daß eine Oppositionspartei zur Deckung von Ausgaben, die sie selbst nicht bewilligt habe, der Regierung positive Steuervorschläge entgegenbringe. In irgend einem Kasten habe ich noch die ziemlich umfangreichen Vorarbeiten und Manuskript-Bruchstücke für eine Broschüre liegen, die ich damals über die Reichserbschaftssteuer habe schreiben wollen.

Die Reichserbschaftssteuer ist also eine alte Liebe von mir, soweit man davon bei Steuern, die doch immer nur notwendige Übel sind, sprechen kann. Ich habe sie von Anfang an auch unter dem Gesichtspunkt empfohlen, den Dr. Heim zugunsten einer wirksamen Erbschaftssteuer in den Vordergrund stellt: daß sie nämlich eine notwendige Ergänzung zu dem System der direkten Steuern, insbesondere zur Einkommensteuer und zu einer Kapitalrenten- wie Vermögenssteuer bildet, vornehmlich auch um richtige Steuererklärungen zu erreichen und das Kapitalvermögen möglichst vollständig zur Steuer heranzuziehen. Das ist übrigens ja nicht nur eine Auffassung von Dr. Heim und von mir, sondern beinahe Gemeingut der ganzen Finanzwissenschaft. Theoretiker und Praktiker sind sich darüber einig, daß eben hierin ein wesentlicher Vorzug der Erbschaftssteuer liegt. Selbst im offiziellen „Agrarischen Handbuch" des Bundes der Landwirte von 1903 wird (S. 306) die Erbschaftssteuer damit empfohlen, daß sie „eine Korrektur und Kontrolle für die richtige Zahlung der Einkommen- und Vermögenssteuer bildet." Mit Dr. Heim bin ich ganz einig in dem Gedanken, die Erbschaftssteuer so zu gestalten, daß sie diese ihr zugedachte Rolle auch möglichst erfüllen kann.

Die Ablehnung der Reichserbschaftssteuer, wie sie dem letzten Reichstag vorgelegen hat, also der Nachlaßsteuer und der Erbanfallsteuer in den Fassungen der Regierungsvorlagen und der Kommissionsbeschlüsse, begründet Dr. Heim damit, daß die Vorlagen diesem Verlangen, eine gerechte Besteuerung des mobilen Kapitals zu sichern, nicht entsprochen hätten. Er stellt dann weiter an eine Erbschaftssteuer noch vier Forderungen: daß sie 1. erst von einer gewissen Erbsumme an erhoben werden dürfe, so daß die kleinen Vermögen geschont bleiben; 2. daß auch Rücksicht genommen werden müsse darauf, ob das erbende Kind bereits volljährig und selbst verdienend oder minderjährig ohne weiteren Unterhalt und nur auf das Vermögen angewiesen sei; 3. daß die Steuer progressiv sei und 4. daß das im Grund und Boden und im Gewerbe angelegte Vermögen eine besondere Berücksichtigung erfahren müsse, schon weil es nicht in der Weise, wie das Kapitalvermögen, liquidierbar sei und unter Umständen nicht die gleichen Erträge liefere.

Darüber, wie weit die Vorlagen des Jahres 1909 diesen vier Forderungen genügt haben, spricht sich Dr. Heim nicht aus. Nach dem ganzen Zusammenhang seiner Ausführungen scheint er einen Grund zur Ablehnung der Vorlagen aus Mängeln, die sich auf diesem Gebiet ergeben würden, nicht herleiten zu wollen. Es stand damit, kurz gesagt, so, daß die Forderungen unter 1 und 3 durch die Vorlagen des Jahres 1909 erfüllt waren, wenn man auch selbstverständlich über das Maß der Befreiung kleinster Vermögen und über den Grad der Progression noch streiten kann, daß der Forderung Ziffer 4, wenigstens was das landwirtschaftlich benutzte Grundvermögen anlangt, in sehr weitgehendem Maße Rechnung getragen war, für das übrige Grundvermögen und für das im Gewerbe angelegte Kapital aber nicht, daß endlich die Forderung Ziffer 2 nicht berücksichtigt war.

Zu den beiden nur teilweise oder gar nicht berücksichtigten Forderungen seien noch ein paar Worte gestattet, weil die Fragen sachlich von erheblichem Interesse sind. Es handelt sich dabei erstens (Forderung Ziffer 2) um Rücksichtnahme auf persönliche Verhältnisse des Erben und zweitens (Ziffer 4) um die Differenzierung in der Besteuerung zugunsten des im Grundbesitz und im Gewerbebetrieb angelegten Vermögens.

In der Forderung, daß eine Erbschaftssteuer, um vollkommen gerecht zu sein, die persönlichen wirtschaftlichen Verhältnisse des Erben berücksichtigen müsse, stimme ich mit Dr. Heim ganz überein. Ich habe diese Forderung wiederholt in Versammlungen vertreten. Auf der anderen Seite muß man anerkennen, daß dieser Gedanke der ganzen bisherigen Erbschaftssteuer-Gesetzgebung noch fremd ist. So viel ich weiß, ist ihm noch nirgends praktisch Rechnung getragen. Sollte es irgendwo der Fall sein, was ich im Augenblick nicht nachprüfen kann, so handelt es sich um eine Ausnahme. Jedenfalls kann man aus der Nichterfüllung dieser Forderung nicht einen Grund zur Ablehnung der Entwürfe vom Jahre 1909 ableiten. Sonst hätte man auch die Reichserbschaftssteuer von 1906, die den gleichen Mangel aufweist, ablehnen müssen. Die Erbschaftssteuer mehr und mehr zu individualisieren und den angedeuteten sozialen Rücksichten entgegenzukommen, wird vielmehr eine Aufgabe des künftigen Ausbaues der Gesetzgebung sein, ähnlich wie die allgemeine Einkommensteuer mehr und mehr durch Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse des Steuerpflichtigen ausgebaut worden ist.

Die Differenzierung zwischen Erbschaften, die in landwirtschaftlich benutztem Grundvermögen bestehen, und sonstigen Erbschaften ging in den Gesetzentwürfen des Jahres 1909 ziemlich weit, so weit, daß man vielfach von dem agrarischen Charakter der Erbschaftssteuer gesprochen hat. Die wichtigste Bestimmung war bekanntlich die, daß landwirtschaftlich benutzte Grundstücke nicht nach ihrem Verkaufswert, sondern nach ihrem Ertragswert eingeschätzt

werden ſollten, und daß als Ertragswert der zwanzigfache Betrag des landwirtſchaftlichen Reinertrags zu gelten hätte. Darin liegt eine ſehr ſtarke Rückſichtnahme auf das landwirtſchaftliche Grundvermögen. Der landwirtſchaftliche Reinertrag wird ſicher hinter 5 Prozent des Verkaufswertes immer ſehr weit zurückbleiben, und in dem gleichen Verhältnis der mit dem Zwanzigfachen des Reinertrags berechnete Ertragswert hinter dem Verkaufswert.

Eine ſolche Rückſichtnahme iſt damit zu begründen, daß landwirtſchaftlich benutzte Grundſtücke nicht wie gangbare Wertpapiere einen feſten Preis haben und jeden Tag verkäuflich ſind, zugleich aber auch dadurch, daß das vom Vater ererbte Gut für den Erben in der Regel nicht ein Verkaufsobjekt bildet, ſondern die Stätte, auf der er weiter ſchaffen und arbeiten will, eine Stätte, die der Familie erhalten bleiben ſoll. Der Grundbeſitz hat in einem ſolchen Fall für den Erben nicht den Verkaufs-, ſondern den Ertragswert. Dieſe Erwägung trifft freilich nicht für alle Fälle zu, und ob die Geſetzesentwürfe deshalb in dieſem Punkt ganz das Richtige getroffen haben, mag dahingeſtellt bleiben. Jedenfalls können, vom Standpunkt der landwirtſchaftlichen Intereſſen aus, dieſe Beſtimmungen keinen Grund zur Ablehnung der Entwürfe bilden. Eher könnten ſich umgekehrt ſtädtiſcher Grundbeſitz und Gewerbe über dieſe nur zugunſten der Landwirtſchaft vorgeſehene Differenzierung beklagen. Dr. Heim will auch ihnen eine beſondere Berückſichtigung zuteil werden laſſen. Die Frage, wie weit das berechtigt iſt, ſcheint mir außerordentlich ſchwierig. Die Verhältniſſe liegen doch weſentlich anders, als bei der Landwirtſchaft. Des näheren darauf einzugehen, iſt hier nicht möglich. Jedenfalls haben Hausbeſitz und Gewerbe nicht gefordert, daß die Entwürfe wegen ungenügender Berückſichtigung ihrer beſonderen Intereſſen abgelehnt würden, und Dr. Heim wird nicht päpſtlicher als der Papſt ſein wollen. Man hätte alſo ruhigen Gewiſſens dieſes ſchwierige Problem dem ſpäteren Ausbau der Geſetzgebung überlaſſen können.

Aus den genannten vier Forderungen Dr. Heims ergibt ſich alſo kein ernſthafter Grund für eine Ablehnung der Geſetzesentwürfe, und Dr. Heim ſelbſt macht auch, wie nochmals betont ſei, eine ſolche Begründung nicht geltend.

Um ſo mehr Gewicht legt er darauf, daß die Geſetzesentwürfe nicht geſtattet haben würden, das Kapitalvermögen in ausreichendem Maße zur Beſteuerung heranzuziehen und Hinterziehungen unmöglich zu machen.

Ich gebe Dr. Heim vollkommen zu, daß ſich heute noch große Beſtandteile des Kapitalvermögens der Beſteuerung entziehen. Ob der Ertrag der bayeriſchen Kapitalrentenſteuer bei richtiger Steuerſaſſion gerade auf das Doppelte ſteigen müßte, wie Dr. Heim behauptet, mag dahingeſtellt bleiben. Es genügt Einſtimmigkeit darüber, daß große Hinterziehungen ſtattfinden. Nur ſoll man die Sache nicht, wie es oft genug geſchieht, ſo darſtellen, als

wenn das Kapitalvermögen überhaupt nicht zu fassen wäre. Dr. Heim erwähnt selbst, daß die Kapitalrentensteuer im Jahre 1910 ohne Berücksichtigung des 22prozentigen Zuschlags rund 8½ Millionen Mark gebracht hat. Das Erträgnis der gleichen Steuer im Jahre 1870 war 1¼ Millionen Mark, und wenn auch inzwischen die Steuergesetzgebung mehrfach geändert ist, so steht doch die Erhöhung des Tarifs in gar keinem Verhältnis zu diesem gewaltigen Wachstum des Ertrages auf fast den siebenfachen Betrag. Das Wachstum geht prozentual sogar hinaus über das Wachstum der Gewerbesteuer, deren Objekte doch viel offener zutage liegen, und es beweist, daß die Steuerbehörden in Erfassung des Kapitalvermögens nicht ganz so ohnmächtig sind. Das ist ja auch leicht zu begreifen. Abgesehen davon, daß es zum Glück doch auch noch ehrliche Steuererklärungen gibt, verrät sich ein erheblicher Teil des Kapitalvermögens durch die ganze Lebensführung und den zutage tretenden Aufwand der Besitzer, ein anderer durch offenkundige Beteiligung an Kapitalsanlagen.

Auch darf man nicht glauben, daß Kapitalrentensteuer lediglich oder auch nur vorzugsweise von den Kreisen hinterzogen werde, die man im engeren Sinne als die des mobilen Kapitals bezeichnet. Auch auf dem Lande gibt es manchen Pfandbrief, der nicht zur Steuer angemeldet ist. Man wird sogar sagen dürfen: von zwei persönlich gleich ehrlichen und gleich ehrenwerten Leuten wird jener, der als Kaufmann oder gewesener Kaufmann an eine geordnete Buchführung und an ausschließliche Geldwirtschaft gewöhnt ist, es mit der Steuererklärung genauer nehmen, als jener, der nicht gewöhnt ist, sich sein eigenes Jahreseinkommen genau zu berechnen und der mit seinen wirtschaftlichen Verhältnissen zum Teil in Naturalwirtschaft steckt. Die Anschauung, daß man es gegenüber dem Staat und der Steuerbehörde nicht genau zu nehmen brauche, ist leider noch in vielen Kreisen weit verbreitet. Man soll und darf nicht einseitig Vorwürfe gegen eine einzelne Bevölkerungsklasse erheben, wenn nicht für sie der besondere Nachweis von außergewöhnlichen Steuerhinterziehungen geführt ist.

Genug, es gibt viel Kapitalvermögen, das sich der Besteuerung durch die heute bestehenden Steuern, Einkommensteuer und Kapitalrentensteuer (bezw. außerhalb Bayerns Vermögenssteuer) entzieht. Ich teile vollkommen die Forderung Dr. Heims, daß die Erbschaftssteuer dahin führe, dieses heute noch verheimlichte Kapitalvermögen möglichst zu den direkten Steuern heranzuziehen, und daß sie selbst dieses Kapitalvermögen möglichst vollständig erfasse. Dr. Heim sagt nun, die Vorlagen des Jahres 1909 hätten diese Forderung nicht erfüllt und seien deshalb abzulehnen gewesen.

Zunächst möchte ich Eines hervorheben, was, wie ich glaube, auch Dr. Heim zugeben wird. Was die Rückwirkung einer Erbschaftssteuer auf die Ver-

anlagung der direkten Steuern anlangt, so wird selbst eine in den Kontrollvorschriften sehr unvollkommene Erbschaftssteuer, die das Eindringen in persönliche Verhältnisse möglichst vermeidet und für mancherlei Hinterziehungen Raum läßt, doch eine heilsame Wirkung auf die Steuererklärungen zur Einkommen-, Kapitalrenten- und Vermögenssteuer ausüben. Selbst bei der unvollkommensten Erbschaftssteuer werden Steuerhinterziehungen, die der Erblasser bei Lebzeiten begangen hat, in vielen Fällen aufgedeckt werden, und gar mancher Steuerpflichtige, der heute Steuern hinterzieht, wird sich, im Gedanken an die bei der Erbschaftssteuer-Veranlagung so leicht mögliche Aufdeckung der Wahrheit, veranlaßt sehen, genauere Steuererklärungen als bisher abzugeben. Ein nicht unerheblicher Teil des Kapitalvermögens würde deshalb sicherlich auch durch eine Erbschaftssteuer mit mangelhafter Kontrolle zu den direkten Steuern herangezogen werden. Im Gegensatz zu Dr. Heim behaupte ich deshalb: Wer eine bessere Heranziehung des Kapitalvermögens zu den direkten Steuern will, muß eine Erbschaftssteuer wollen, selbst wenn sie in dem angedeuteten Punkt der Kontrolle seinen Forderungen nicht entspricht.

Immerhin gebe ich aber zu, daß die „Nachlaßsteuer", wie sie zuerst dem Reichstag vorgelegt war, nach dieser Richtung hin besonders viel zu wünschen ließ, und daß mit vollem Recht Bestimmungen gefordert wurden, die es ermöglichten, die Angaben über die Höhe des Nachlasses schärfer zu kontrollieren und damit Hinterziehungen, insbesondere auch von Kapitalvermögen, das sich am leichtesten der Besteuerung entziehen kann, vorzubeugen. Die zweite Vorlage der Regierung, die „Erbanfallsteuer", hat dieser Kritik Rechnung getragen; sie gewährte die Befugnis, die Erben an Eidesstatt zu vernehmen. Damit war der angedeutete Mangel des Gesetzes zu einem nicht unerheblichen Teil beseitigt, jedenfalls wesentlich gemildert.

Man soll die Bedeutung einer solchen Bestimmung nicht unterschätzen. Selbst wenn in vielen Fällen von ihr kein Gebrauch gemacht wird, so wird schon der bloße Hinweis darauf, daß die Erben in die Lage kommen können, ihre Angaben eidlich bestätigen zu müssen, sehr heilsam wirken. Zwischen jemandem, der sich kein Gewissen daraus macht, dem Staat einen Teil der schuldigen Steuer zu entziehen, und jemandem, der riskiert, einen Meineid zu schwören, hinter dem das Zuchthaus winkt, ist denn doch ein gewaltiger Unterschied. Und gerade Leute, bei denen es sich um große Summen handelt, und bei denen deshalb der Nachweis unrichtiger Angaben vielfach am leichtesten ist, schon deshalb, weil allerhand Personen, Angestellte usw. einen Einblick in ihre Vermögensverhältnisse haben, werden, selbst wenn wir die moralischen Bedenken einmal ganz beiseite lassen wollen, schon aus Rücksicht auf ihre äußere Stellung am vorsichtigsten sein. Der Einkommens-,

Kapitalrenten- oder Vermögens-Steuerpflichtige aber, der an die seinen Erben drohende Eidesleistung denkt, wird bei Lebzeiten nicht so leichten Herzens Steuerhinterziehungen begehen, die sich durch die Kontrolle der Erbschaft aufdecken lassen.

Nachdem die Befugnis zur eidlichen Vernehmung der Erben in den Gesetzentwurf aufgenommen war, durfte m. E. gerade jemand, der den bisherigen Mißbräuchen in Besteuerung des Kapitalvermögens entgegentreten will, die Steuer nicht mehr ablehnen. Die entscheidende Frage lautet so: Wären diese Mißbräuche durch Einführung einer Erbschaftssteuer größer oder geringer geworden? Antwort: Kein Zweifel, daß sie sehr wesentlich verringert wären.

Unter einer Bedingung freilich durfte man die Ablehnung mit Mängeln der Kontrollvorschriften begründen: wenn es nämlich möglich war, die unvollkommene Erbschaftssteuer durch eine vollkommenere Erbschaftssteuer oder überhaupt durch eine bessere allgemeine Besitzsteuer zu ersetzen. Daß so die Dinge lagen, wird ja aber Dr. Heim nicht behaupten wollen.

Trotz allem, was ich gegen die Beweiskraft seiner Ablehnungsgründe einzuwenden habe, gebe ich ihm aber wiederum noch Eines zu. Die Bestimmungen, die Artikel 73 des bayerischen Einkommensteuergesetzes vom Jahre 1910 über die Kontrolle des Nachlasses getroffen hat, sind erheblich besser als jene des Erbanfallsteuer-Entwurfes. Wenn die Reichserbschaftssteuer wieder vorgelegt wird, so sollten alle Freunde einer gerechten Besteuerung und alle, die Steuerhinterziehungen am Kapitalvermögen verhindern wollen, dahin wirken, Bestimmungen ähnlich denen des bayerischen Einkommensteuergesetzes in das Reichserbschaftssteuergesetz hineinzuarbeiten.

Wenn nun aber Dr. Heim noch eine weitere Forderung stellt (und dabei sind wir bei dem letzten seiner Ablehnungsgründe angelangt), so kann ich nicht mehr mitgehen. Er fordert: „Unseren inländischen Banken müßte gesetzlich die Pflicht der Auskunftserteilung im Falle eines Erbganges auferlegt werden." Das ausschlaggebende Bedenken, das gegen eine solche gesetzliche Vorschrift besteht, deutet Dr. Heim selbst in dem unmittelbar vorausgehenden Satze an: „Heute ist das Kapitalvermögen dem Zugriff im Inland oft entzogen, weil das Kapital bei außerdeutschen Banken angelegt ist." Wenn man nun den inländischen Banken die Pflicht der Auskunfterteilung auferlegt, so wird man selbstverständlich die Inanspruchnahme ausländischer Banken fördern. Man wird alle jene Leute, die sich aus irgend einem Grunde nicht in ihre finanziellen Verhältnisse blicken lassen wollen, (und dabei braucht durchaus nicht immer die Absicht einer Steuerhinterziehung obzuwalten) dazu veranlassen, ja nötigen, ausländische Banken zu bevorzugen. In vielen Fällen wird es nicht bei der bloßen Deponierung des Vermögens im Ausland bleiben, sondern der nahe Verkehr mit aus-

ländischen Banken wird auch die Anlage in ausländischen Werten begünstigen, also deutsches Kapital ins Ausland treiben. Einem so geschäftskundigen Mann, wie Dr. Heim, braucht man das nicht erst auseinanderzusetzen.

Diese Frage kann meines Erachtens nur international gelöst werden, und sie wird einmal eine solche Lösung finden müssen; denn die Forderung, auch dieses Mittel der Kontrolle benutzen zu können, ist an sich berechtigt. Solange die Banken verpflichtet sind, das Geschäftsgeheimnis zu wahren, der einzelne Steuerpflichtige aber gezwungen werden kann, für Schuldzinsen, die er an seinem steuerpflichtigen Einkommen abzieht, den Ursprung anzugeben, also den Gläubiger zu nennen, dem er Geld schuldet, tritt eine für das Wirtschaftsleben sehr böse Wirkung ein. Mancher Schuldner, der genötigt ist für seinen Betrieb privaten Kredit in Anspruch zu nehmen, wird durch einen Spitzbuben von Geldgeber, der darauf ausgeht den Staat zu betrügen, geradezu gezwungen falsche Angaben zu machen, oder läuft Gefahr, daß ihm der Kredit entzogen wird. Derartige Beobachtungen hat man jetzt bei der ersten Veranlagung zur neuen bayerischen Einkommensteuer leider vielfach machen können. Eine Abhilfe ist aber dadurch, daß man nur die inländischen Banken zur Auskunft verpflichtet, ohne schwere Schädigung des Wirtschaftslebens nicht möglich. Wer unter Berufung auf eine solche, nicht erfüllte und zur Zeit nicht erfüllbare Forderung einen neuen Erbschaftssteuerentwurf ablehnen sollte, würde sich dem Verdacht aussetzen, die Steuer aus anderen, nicht ausgesprochenen Gründen überhaupt nicht zu wollen.

Ich schließe: Wenn eine Reichserbschaftssteuer wieder vorgelegt wird, wollen wir versuchen, die hier besprochenen Verbesserungen der früheren Vorlage durchzusetzen. Es wird hoffentlich insbesondere gelingen, Kontrollvorschriften nach dem Muster des bayerischen Einkommensteuergesetzes zu erreichen. Aber, ob nun ein Mehr oder Minder von berechtigten Einzelforderungen erreicht wird: wer ein ehrlicher Anhänger einer gerechten Besteuerung und einer besseren Heranziehung des heute hinterzogenen Kapitalvermögens ist, muß für eine Erbschaftssteuer unter Ausdehnung der Besteuerung auf Ehegatten und Kinder nach dem Muster der Erbanfallsteuer von 1909 stimmen und kann ruhig die weiteren Verbesserungen einer künftigen Revision des Gesetzes und dem sicher folgenden systematischen Ausbau der Erbschaftssteuer überlassen.

München. Ludwig Quidde.

Meine Antwort.

Zu diesen Ausführungen des Herrn Dr. Quidde habe ich nur weniges zu bemerken. Ich habe mich auf den Standpunkt gestellt: Eine Reichserbschaftssteuer nur dann, wenn sie mit allen steuerlichen Hilfsmitteln, die allerdings zum Teil einen rigorosen Eingriff in die Verhältnisse des Einzelnen

darſtellen, zur Feſtſtellung der Hinterlaſſenſchaft ausgeſtattet iſt. Hier kommt ein ganzer Komplex von Hilfsmitteln in Betracht: Die eidesſtattliche Verſicherung für Erben, Zeugen, der Deklarationszwang für Sparkaſſen und Banken, die Poſtſperre, Kontrolle von Büchern und Dokumenten, vielleicht auch noch die Einführung der Inventariſierung des Vermögens und dergleichen mehr.

Meine Ausführungen über die Reichserbſchaftsſteuer im Aprilheft der Süddeutſchen Monatshefte waren ſchon im Satz, als in einer Sitzung der bayeriſchen Konſervativen-Vereinigung in München der Staatsanwalt am Verwaltungsgerichtshof, Beckh, in einem Referat über die Erbſchaftsſteuer ſich dahin ausſprach, einer Erbſchaftsſteuer könne man überhaupt nur nähertreten bei Einführung der eidesſtattlichen Verſicherung, Inventariſierung des Vermögens, Deklarationszwang für Sparkaſſen und Banken.

Herr Dr. Quidde gibt mir ja recht darin, daß die Nachlaßſteuer, wie ſie zuerſt dem Reichstag vorgelegt wurde, in dieſer Beziehung alles zu wünſchen übrig ließ, mit andern Worten, von all dem war nichts vorgeſehen, ſondern in den Motiven war ausdrücklich betont, daß man in die Privatverhältniſſe nicht eindringen wolle. Die zweite Vorlage — das iſt bereits in meinen erſten Ausführungen konſtatiert — enthielt die Befugnis für die Steuerbehörden, die Erben an Eidesſtatt zu vernehmen.

Die Pflicht der Auskunftserteilung ſeitens der inländiſchen Banken wird von Herrn Dr. Quidde beanſtandet; er befürchtet eine Abwanderung des Kapitals in die auswärtigen Banken. Er will dieſe Frage international löſen. Bis zur internationalen Löſung dieſer Frage hat es aber noch gute Wege. Ich bin nicht der Meinung des Herrn Dr. Quidde, daß der Deklarationszwang unſerer Banken gelegentlich des Erbganges zu einer vermehrten Abwanderung des Kapitals ins Ausland führen werde. Wenn Herr Dr. Quidde von ſeinem Standpunkte aus die Vernehmung der Erben an Eidesſtatt, wie ſie in der zweiten Vorlage der Reichsregierung im Jahre 1909 vorgeſehen war, als eine beträchtliche Milderung der angedeuteten Mängel anſieht, ſo wird er doch zugeben, daß dann dieſe eidesſtattliche Verſicherung ſich auch auf die Anlagen im Auslande erſtreckt. Gerade weil dieſe Möglichkeit der Anlage des Kapitalvermögens bei ausländiſchen Banken beſteht, gerade aus dieſem Grunde muß eine Reihe von ſteuerlichen Hilfsmitteln aufgewendet werden, um die Umgehung der Steuer zu verhüten. Nur im Zuſammenwirken dieſer Mittel iſt die Sicherheit geboten, daß das Kapitalvermögen ſich möglichſt wenig der Verſteuerung entziehen kann. Der Kapitaliſt, der in die Verſuchung kommen könnte, im Hinblick auf eine künftige Erbanfallſteuer ſein Vermögen im Auslande anzulegen, um zu verhüten, daß durch die Deklaration der inländiſchen Banken ſeine Vermögens-

verhältniſſe offenkundig werden, müßte ſich ſagen, daß ſchließlich doch ſeine Erben bei einer eidesſtattlichen Verſicherung dieſe Auslandsanlagen nicht verſchweigen werden. Der Verſuchung hierzu werden dieſe aber um ſo mehr widerſtehen, wenn noch andere Beſtimmungen Anwendung finden, vor allem wenn durch die Poſtſperre auch die Gefahr beſteht, daß eventuelle Korreſpondenzen mit den Banken in die Hände der Steuerbehörde fallen.

Alle Mittel, die angewendet werden können, um die Steuerhinterziehung unmöglich zu machen, müſſen angewendet werden. Herr Dr. Quidde ſtellt ſich auf den Standpunkt, daß ſelbſt bei der unvollkommenſten Erbſchaftsſteuer Steuerhinterziehungen, die der Erblaſſer bei Lebzeiten begangen hat, in vielen Fällen aufgedeckt werden, und ich ſtehe auf dem Standpunkt, den ich im Aprilheft zum Ausdruck gebracht habe:

„Eine Nachlaß- oder Erbanfallſteuer, welche nicht Vorſorge trifft, daß ſich nicht auch hier wieder das Kapitalvermögen der Steuerpflicht entzieht, würde die ſchwerſten wirtſchaftlichen Folgen haben. Das wäre eine einſeitige Belaſtung des ſichtbaren Vermögens, und auch die Wirkung würde nicht ausbleiben, daß die Anlage von Vermögen in Form von Kapitalvermögen der Anlage von Vermögen in Haus- und Grundbeſitz und Gewerbe vorgezogen würde. Zur Bequemlichkeit, die die Anlage von Kapitalvermögen an und für ſich ſchon mit ſich bringt, käme als weiterer Vorſprung dieſe ungewollte ſteuerliche Vergünſtigung hinzu. Je ſtärker eine Nachlaß- oder Erbanfallſteuer in der Belaſtung wäre, um ſo mehr würde ſie zur Entwertung von Grund- und Hausbeſitz und Gewerbe beitragen.“

An dieſem Satze, der meine Stellung präziſiert, iſt Herr Dr. Quidde achtlos vorübergegangen. Er hätte Herrn Dr. Quidde belehrt, worin der Unterſchied unſerer Meinungen beſteht: Herr Dr. Quidde erblickt ſchon in einer Erbſchaftsſteuer mit mangelhafter Kontrolle einen Fortſchritt, — ich nicht. Deshalb habe ich auch auf das einzige deutſche Land mit einer ungenügenden Erbſchaftsſteuer für Kinder und Ehegatten, auf Elſaß-Lothringen verwieſen. Die reichsländiſche Erbſchaftsſteuer hat infolge ihrer mangelnden Kontrollbeſtimmungen die Wirkung, daß ſie zu 4/5 von dem ſichtbaren Beſitz und nur zu einem geringen Prozentſatz vom Kapitalvermögen getragen wird. Die Feſtſtellungen, die diesbezüglich ſeinerzeit der elſäſſiſche Reichstagsabgeordnete Will gemacht hat, wurden amtlich nie widerlegt. Die Widerlegung wurde in Ausſicht geſtellt, aber dieſe Widerlegung an Hand der Statiſtik läßt heute noch auf ſich warten.

Zum Schluſſe noch eine perſönliche Bemerkung: Ich habe in meinem Aufſatz behauptet, daß ich in der Agitation wiederholt als Kronzeuge für die Erbanfallſteuer aufgerufen worden bin, obgleich tatſächlich von mir nur

Der Dürerbund (Kunstwartkreis) gab kürzlich seinen „Literarischen Ratgeber“ für das Jahr 1912 heraus. Wir lesen darin in der Rubrik „Aufsatzsammlungen und Konversationslexika“: „Nahe an das von dieser Abteilung ausgeschlossene Gebiet literarischer Kritik streifen die kritischen „Versuche“ J. Hofmillers. Doch enthält das Werk dieses allzu schlagfertigen und schlaglustigen Geistes einige gute Darlegungen nicht-literarischer Probleme; besonders über ‚Nietzsche und Rohde‘ und über ‚Emerson‘ mag man den versierten und stilistisch eleganten Schriftsteller mit Genuß reden hören.“ Der „Literarische Ratgeber“ enthält aber auch eine Abteilung „Literaturgeschichte und Essays“. Da ist Hofmiller überhaupt nicht erwähnt; seine „Zeitgenossen“ kennt der „Ratgeber“ nicht. Und der Kunstwart-Redakteur Wolfgang Schumann nennt in einer Berliner Zeitschrift Hofmiller einen „beliebigen Unberufenen“, der „ein paar Bogen fadenscheiniger Artikel zusammenheften läßt“, man könne bei seinen ‚Zeitgenossen‘ nicht von einem Buch, „nur noch von bedrucktem Papier“ reden. Während der große Haufen noch in diesem Ton reden kann, wird in einer geistigen Oberschicht Hofmillers Position von Jahr zu Jahr stärker. Franz Blei nennt ihn „den besten kritischen Kopf Deutschlands“, Hermann Hesse sagt, manche seiner Aufsätze „erinnern an klassische englische und französische Muster“, Heinrich Federer: „Hofmiller hat etwas von der für uns Deutsche immer noch schier unerreichbaren klassischen Kritik der großen Franzosen, vor allem ihres Größten: Sainte-Beuve“. Anton Bettelheim, der Wiener Essayist, vergleicht Hofmiller mit Jules Lemaître und sagt: „Jedenfalls hat der Deutsche den Vergleich mit dem ihm nur an Jahren überlegenen französischen Akademiker nicht zu scheuen. Ein Essay vom Kaliber des Hofmillerschen Wilhelm Busch, den er bis hinab in seine scheinbar harmlosesten Bilderpossen als wettersesten Schopenhauerianer, als ernsten, eigenrichtigen Denker charakterisiert, greift weit über Lemaîtres Einsicht und Können hinaus. Wo immer man Hofmillers Buch aufschlägt, begegnet man einem Meister deutscher Prosa, der mannhaft, witzig und hitzig, wenn's nottut auch wuchtig und grobianisch, seine selbständige, selbständig erarbeitete Meinung zu sagen und zu begründen weiß.“ Alfred Freiherr v. Menfi urteilt über dasselbe Werk: „Selten wird einem ein stupendes Wissen in anmutigerer Form geboten: Man wird unterhalten, angeregt, aber man fühlt sich auch innerlich befriedigt und in angenehmster Weise belehrt. Mancher dieser Zeitgenossen wird mit seiner Zeit verblassen und verschwinden; wenn aber die Zeit noch so gerechte Auslese hält, fast möchte man es bedauern um dieser Aufsätze willen: sie verdienten, länger zu dauern als mancher, dem sie galten.“

Ganz ähnlich hat sich über den Band „Zeitgenossen" der berühmte Berner Dichter und Kritiker Josef Victor Widmann geäußert, der Hofmiller überhaupt außerordentlich hoch einschätzte und im Berner „Bund" schrieb: „Von Hofmillers ‚Zeitgenossen' haben wir den Eindruck erhalten, daß ernsthafte Literaturhistoriker kommender Zeiten aus diesem Büchlein sich manchen wichtigen Aufschluß holen dürften. Für die Gegenwart aber hat es die Bedeutung literarischer Diskussionen, die durch die köstliche Lebendigkeit eines leidenschaftlichen Temperamentes in Verbindung mit der geistvollsten Gedankenführung auch für Leser, die sonst solchen literarischen Diskussionen eher aus dem Wege gehen, einen fesselnden und hocherfreulichen Lesestoff bilden." Den „Zeitgenossen" war der Band „Versuche" vorausgegangen, der ebenfalls bei den Besten freudigste Anerkennung gefunden hatte, und von dem zum Beispiel die „Deutsche Rundschau" erklärte: „Diese ‚Versuche' sind keine Versuche. Es sind vortrefflich gelungene kritische Arbeiten, eine jede in ihrer Art." Die Besprechung verweist vor allem auf die Studie „Nietzsches Testament" und sagt dazu: „Sie ist 1902 geschrieben, zu einer Zeit, als das Werk Nietzsches noch nicht in voller Abgeschlossenheit vorlag. Wenn trotzdem der Verfasser schon damals das Verhältnis der jüngeren Deutschen zu Nietzsche in aller Kürze so darzustellen weiß, wie es, des breiteren darzustellen, einem Kritiker der Zukunft überlassen bleibt, so erweist er sich als berufenen, kritisch hellsehenden Beobachter." Als „geistige Durchdringung des Stoffes" hat Oscar Bulle in einer feinen Besprechung der „Versuche" das Wesen des Essays bezeichnet, in welcher auch der „Hofmillersche Stil" mit trefflichen Worten charakterisiert ist. Hofmillers Essays sind Kunstwerke; denn dieser Kritiker ist ein gestaltender Künstler von hohem Rang. „Die Schönheit ist ihm Lebenselement", sagt Ernst Traumann in der „Frankfurter Zeitung". „. . Dies verrät nicht bloß der edle, große, aus einer rhythmisch bewegten Seele geborene Zug seines Stiles, das kündet mehr noch sein Bedürfnis und die Gabe, einen Dichter, den er zu beurteilen hat, zu ergänzen, ihm aus dem Eigenen zuzulegen, was ihm fehlt." In einem beträchtlichen Teil der führenden deutschen, österreichischen und Schweizer Tagespresse wird Hofmiller schlechthin als der glänzendste zeitgenössische Essayist und Kritiker Deutschlands bezeichnet, so daß es kaum zweifelhaft sein kann, wem die Mehrzahl der selbständigen Beurteiler diesen Ehrenplatz einräumt. Wer sich einmal in eine von Hofmillers größeren Arbeiten versenkt hat, wird die andere nicht entbehren mögen, und immer wieder zu den beiden bisher in Buchform erschienenen Werken dieses Schriftstellers — „Versuche" und „Zeitgenossen" — greifen.

eine einzige Äußerung zur Sache in der Öffentlichkeit vorlag. — Ich hatte damit nur meine Stellungnahme zur Reichserbschaftssteuer der Bülowregierung vor der entscheidenden Abstimmung (Juni 1909) im Auge.

Regensburg. Dr. Georg Heim.

Die italienische Gefahr.

Hic niger est.

Die Ereignisse des abgelaufenen Monates, beginnend mit dem Scheinangriffe Italiens auf die schwachen Vorwerke der Dardanellen, fortgesetzt in den um Schließung und Öffnung der großen Meerfurt hin und her wogenden Kampfe der Kabinette, endend mit der Abreise des deutschen und des österreichischen Botschafters von Konstantinopel, der italienischen Besetzung von Rhodos und anderen heut „offiziell" noch bestrittenen, die sich vermutlich vollzogen haben werden, wenn diese Blätter Lesern vor Augen kommen, — diese Kette von in ihren Folgen bislang noch gar nicht übersehbaren Ereignissen erhebt den miserablen Krieg um Tripolis aus der Klasse mittelmäßiger Bübereien in diejenige entscheidender weltgeschichtlicher Krisen. Italien hat nun auch das vor dem Überfalle in Paris und London wie in Wien gegebene Wort, seine Aktion gegen die Türkei auf Einziehung des afrikanischen Vilajets zu beschränken, genau so gebrochen, wie jedes oder fast jedes im Laufe des letzten Jahrzehntes irgendwo sonst verpfändete. Es liegt nicht im Interesse Frankreichs und Englands, auf der Einlösung dieses Versprechens zu bestehen, solange die weitergeschrittenen Ereignisse beiden auch aus der durch Wortbruch geschaffenen Lage Vorteile zu ziehen gestatten. Aber das hindert nicht, daß Italiens Unfähigkeit den tripolitanischen Raubmord am tripolitanischen Organe der Türkei effektiv zu vollenden, den neuen Erwürgungsversuch, einen zweiten rein erpresserischen Krieg gegen die Türkei nach sich gezogen hat, unter dessen unvermeidlichen Stauungsfolgen, der Schließung der Dardanellen für russische Brotfrucht, fast alle europäischen Staaten dauernd und empfindlich leiden. Es ist nur logisch, daß diejenigen, die den Meuchelmörder gedungen und diejenigen, die ihre Hände im Wasser des Pilatus gewaschen haben, die Folgen der Untat selbst dann nicht mehr wirksam hindern können, wenn ihre eigenen Interessen Gefahr laufen und vielmehr sich dazu herabgewürdigt sehen, aus dem Bruche jedes menschlichen und göttlichen Rechtes, den sie anfangs nur mehr oder minder schadenfroh hatten geschehen lassen, nun ihrerseits Zins zu ziehen. Das Schauspiel ist nicht erhebend, und der zornige Politiker, der hier seines Geschäftes der Anklage waltet, beneidet den künftigen Historiker um das Recht der kalten Verachtung, mit der dieser einmal das

moraliſche Theater dieſes Europas ſtreifen wird. Die franzöſiſche Preſſe hat noch von den letzten Zwiſchenfällen her — wie lange noch? — die ſittliche Möglichkeit die Vorgänge mit ironiſcher Indifferenz feſtzuſtellen, die engliſche ſchweigt verlegen oder ſtellt ſich zerſtreut, nur die ruſſiſche deliriert in allen Tönen des falſchen Ethos, die gekauften Anklägern und Lügenzeugen eigen ſind. Eine deutſche Preſſe gibt es nicht, ſo wenig wie es noch eine deutſche Politik gibt, ſo wenig wie es in politiſchen Dingen jenſeits des Klaſſengeldbeutels und der Klaſſenphraſe eine deutſche öffentliche Meinung gibt. Nur in Öſterreich erwachen ein paar Stimmen aus der miniſteriellen Einſchläferung, die ihre Lethequellen gerade in dem Momente hat ſpringen laſſen, in dem Lord Morley dem Oberhauſe über Englands Konnivenz zu der künftigen bedeutenden Stellung Italiens im Mittelmeer ſo ſchätzbare wie überraſchende Mitteilungen gemacht hat, und in allen von öſterreichiſchen Schiffen befahrenen Gewäſſern die politiſche wie ökonomiſche Iſolierung der Monarchie eine geſchichtliche Tatſache geworden iſt.

Wir haben dieſe Seiten überſchrieben: die italieniſche Gefahr. Um Irrtümern vorzubeugen, ſei hier ſchon bemerkt, daß wir den Nachweis einer ſolchen Gefahr nicht auf diejenigen Nationen einſchränken werden, die ihr vorzugsweiſe ausgeſetzt ſind, und ihr mit den extremſten Mitteln, mit Blut und Eiſen zu begegnen haben werden: Öſterreich und Deutſchland. Sie beſteht für alle Völker, die zu dieſem Staate Beziehungen welcher Art es ſei unterhalten, in größerem und geringerem Maße. Die europäiſche Familie beherbergt eine Raſſe, deren ſtaatliche Ausdrucksform außerhalb des ethiſchen Kodex der okzidentalen Völker ſteht, wie dieſer Kodex ſeit einem Jahrhunderte ſich entwickelt hat. Der mit Napoleon I. begonnene, von England, Frankreich und Preußen abwechſelnd fortgeſetzte, durch Königgrätz und Sedan beſiegelte Verſuch dieſer Raſſe gerechte Staatsgrenzen und politiſche Mündigkeit zu leihen, iſt heut geſcheitert. Ein Staat, der zum Schwerte greift, ohne in Notwehr zu ſein oder die Notwehr für morgen gewärtigen zu müſſen; der zum Schwerte greift, ehe jedes Mittel ſchiedlicher Löſung erſchöpft iſt; der das Schwert nur gegen den vermeintlich Wehrloſen führt, und es gegen neue Wehrloſe richtet, ſobald er ſich den Waffen entſchloſſener Verzweiflung gegenüberbefindet; der durch Feigheit denſelben Kriegszuſtand ins unendliche der Zeit und des Raumes verſchleppt, den er durch Roheit erſt geſchaffen hat; der, um nur das Heft dieſes Schwertes nicht aus der Hand laſſen zu müſſen, das Recht es zu führen heut von dieſem gegen jenen, heut von jenem gegen dieſen erkauft; ein ſolcher Staat iſt ſo wenig waffenwürdig wie vertragswürdig; das Recht auf die Mittel kriegeriſcher Aktion iſt mit dem materiellen Beſitze dieſer Mittel nicht identiſch; die heut vorzugsweiſe in deutſchen Blättern begegnende Argumentation, wonach materiell fortgeſchrittene oder fortſchreitende

Völker jedes durch ihre ſogenannten Intereſſen angeratene Verhalten jedem materiell Zurückſtehenden gegenüber einſchlagen dürften, iſt nur ein Beweis für die hiſtoriſche Ignoranz ihrer Urheber, von der Degeneration zu ſchweigen, die ſie nebenbei enthüllt. Eine europäiſche Koalition hat Friedrich dem Großen das oft mit ſehr zweifelhaftem Rechte, aber wenigſtens immer unter Einſatz von Gut und Blut geführte Schwert zu entreißen geſucht, eine europäiſche Koalition hat der polniſchen Raſſe das Recht auf den eigenen Staat formell auf ewige Zeiten aberkannt, als ihre Vertrags- und Waffenunwürdigkeit erwieſen war; eine europäiſche Koalition hat dem italieniſcheſten Italiener, den die Geſchichte kennt, das Schwert, deſſen Führung er nicht zu verantworten wußte, über dem Knie zerbrochen. Eine europäiſche Koalition hat die Einheit Italiens gewollt und gemacht, hat durch mächtige Heere und ungeheure Agitationsgelder für Italien, durch Sperrung der Kredite gegen Öſterreich die Monarchie aus Lombardei und Venetien herausgedrängt. Von den letzten Reſten dieſer Koalition und ihrer Gnade lebt die ganze heutige Aktion Italiens. Lord Morley iſt der letzte zuſammengeſchrumpfte Schatten Gladſtones, der Kaiſer ein Reflex des Königgrätzer und des Crispifreundlichen Bismarck, Graf Berchtold der Andraſſys, und in den Fäden Mr. Barrères ſpielt die Geiſterhand des zu klugen Napoleoniden. Aber wenn das Pro dieſer Koalition im ganzen das gleiche geblieben zu ſein ſcheint, ſo iſt das Kontra, der zu beſchränkende Gegner Italiens, aus der Partie verſchwunden. Italien hatte vor Ausbruch dieſes Scheinkrieges keinen Gegner und hat ihn im Sinne jener Koalition, deren anderes Janusgeſicht der Türkei die freundlichſte Miene von der Welt zeigt, noch heute nicht. Dieſem allen gemeinſamen Gegner von ehemals hat ſich als Koalitionsbaſis das Abſurdeſte ſubſtituiert, was noch je eine politiſche Gemeinſchaft verbunden hat: die Feindſchaft der Koalierten untereinander. Dieſelben Gründe, die angeblich der alten und der neuen Türkei das politiſche Leben friſteten, friſten heute dasjenige des glorreichſten aller Belligeranten. Solange die europäiſchen Staaten untereinander um den Beſitz von Italien kämpfen, hat Rom gegen jeden Dritten, und gegen das Recht aller europäiſchen Staaten an dieſem Dritten, freie Hand. Die Tatſachen haben bewieſen, daß es entſchloſſen iſt, von dieſer durch ſeine Feilheit garantierten Unverletzlichkeit ſolange es irgend geht, jeden erdenklichen Gebrauch zu machen. Niemand iſt ſo ſouverän, wie wer dem Meiſtbietenden gehört. Seit Ausbruch des Krieges beantwortet die würdige italieniſche Preſſe — nur wer das ekelhafte Geſchäft ihrer Lektüre auf ſich genommen hat, kennt den ganzen ſittlichen Abgrund dieſer Nation — ſeit Wochen beantwortet ſie das gleichgültigſte Gerücht einer von links her beabſichtigten Preſſion mit der frechen Drohung einer unverzüglichen Wendung nach rechts und umgekehrt. Kein

nach rechtshin gegebenes Wort bindet dieſen reſpektabien Staat nach linkshin und umgekehrt. Naive Gemüter haben ſeit Algeciras von einer Schaukelpolitik Italiens geſprochen, und den ungreifbaren Mächten, die hinter den wechſelnden Miniſterien Roms die Konſtante bilden, gutmütig zugeredet, ſich doch endlich einmal zu entſchließen, wo man ſein und bleiben wolle; als ob es ſich um das berühmte Dilemma von Hummer oder Krebs, von Gans oder Ente handelte, und um nichts weiter. Aber dies iſt in Wahrheit die Politik des Gleichgewichts, das beide Schalen ſtändig tanzen macht. Italien „entwickelt" ſich, indem es hin und wieder läuft; die Schaukelnden ſind wir.

Das Königtum Italien übernimmt mit dieſer Politik des Gleichgewichts die Fortführung der ganzen geſchichtlichen Tradition des ſavoyiſchen Hauſes; während der Dauer dieſer vierhundertjährigen Geſchichte, deren Eintönigkeit von ihrem genaueren Studium nicht abſchrecken ſollte, hat dieſe Dynaſtie, die dann und wann begabte Kadetten, nie einen mehr als mittelmäßigen Chef aufzuweiſen gehabt hat, zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer dieſelbe Rolle geſpielt, deren in Mitleidenſchaft gezogene Zuſchauer wir heute ſind. Fünfzig Jahre des einen, fünfzig des anderen Bundesgenoſſen, jedesmal um eine Treubruchsprämie reicher zu dem geſtern ſchnöde verlaſſenen Freunde von vorgeſtern ſich zurückfindend, um ihn beim erſten vom geſtrigen Freunde her lockenden Gewinn zum ſiebzigſten Male zu verraten, ſo „arrondiert" ſich dies Geſchlecht langſam zu einem Faktor in die Höhe, den zu beſeitigen Napoleon ſchon die Mühe wert fand. Es macht ſeine Geſchäfte mit der legitimiſtiſchen Zeitmode, durch die es ſich reſtituieren läßt und mit der unitariſch-libertären, durch die es alle Legitimismen negiert und ſtürzt; genau wie es vor zehn Jahren mit dem poſitiviſtiſch-radikalen Winde und heute mit dem nationaliſtiſchen ſegelt, der ſeine Negation iſt. Dies traditionelle Ausſpielen zweier Prätendenten gegeneinander hatte einen Sinn, ſolange Öſterreich Mailand und Venedig hielt, Modena und Florenz mehr oder minder kontrollierte. Geendet hat es, wie jedermann weiß. Mit der Einziehung Roms, die mit echt tripolitaniſcher Methode und durch die echt tripolitaniſche Ruhmestat des Schuſſes gegen Porta Pia erfolgte, ſchien die italieniſche Frage gelöſt, die Miſſion der berüchtigten ſavoyiſchen Bundestreue vollendet. So ſchien es nur, und das alte Spiel hat wieder begonnen. Geſchichte wird, wie es ſcheint, nicht für die europäiſchen Kabinette geſchrieben, es wäre denn die *histoire de la gastronomie.*

Aber unter dem Schutze der einander belauernden Feindſchaften Europas iſt Italien zu einer materiellen Bedeutung wenigſtens ſcheinbar gediehen, die heute einen weſentlichen Zug des Spieles gegen frühere Jahrhunderte modifiziert. Es iſt nicht mehr ſo ſehr Italien, das Bündniſſe ſuchen mußte, um ſein Territorium oder ſeine Bedeutung zu verſtärken; wir werden nach-

weiſen, daß reale Bedürfniſſe in einer ſolchen Richtung gar nicht vorliegen; es ſind die rivaliſierenden europäiſchen Großmächte, die ſich in dem blinden Wunſche einander die italieniſche Bündnis-Machtquote abzujagen, eines Quantums ihrer eigenen Selbſtbeſtimmung entäußern, und über dieſe Selbſtentäußerung hinaus noch jeden Phantaſiepreis bezahlen oder akzeptieren müſſen, den Italien nicht ſowohl auf ſeinen Anſchluß an einen beſtehenden Konzern als auf das Gegenteil zu ſetzen beliebt, auf ſeinen Nichtanſchluß an den feindlichen, auf „Prolongierung" im ſchmählichſten Sinne des Wortes. Nur eine partielle Beſeſſenheit der Strettenden verhindert ſie zu erkennen, daß das Objekt ſchon längſt enorm überzahlt iſt. Schon zu den Schädigungen, die der Krieg *pur et simple* den Intereſſen aller zufügt, ſteht weder der Nennwert noch die faktiſche Valuta des Bündniſſes mit Italien in einem geſunden Verhältniſſe. Erfährt man nun aber, was in den vergangenen Wochen von engliſcher wie von deutſcher Seite dafür ausgeworfen worden iſt, daß Deutſchland dieſem Wahnbilde ein halbes Jahrhundert genialer Orientpolitik und ſeinen einzigen großen Diplomaten, England ſeine Stellung im öſtlichen Mittelmeere glatt geopfert hat, und daß ganz Europa ſich durch Italien die Aufrollung der Orientfrage diktieren laſſen muß, ſo darf man wohl mit einer gewiſſen Erſchütterung zweifeln, ob noch Geſchäftsleute, die kühl zu rechnen vermögen, die Geſchicke der europäiſchen Völker lenken.

Wohin man in Deutſchland hört, ertönt inzwiſchen das gutwillige oder widerwillige Lob der italieniſchen Politik und Diplomatie; aber niemand ſcheint zu überlegen, daß nur der habituelle Schwachſinn aus einer Lage keinen Vorteil zu ziehen vermöchte, in der alle Bedenken die das normale Verhalten binden, wie durch Übereinkunft aller aufgehoben ſcheinen. Es iſt keine billige Prahlerei, wenn die italieniſche Regierung wiederholt hat erklären laſſen, ihre vor dem Überfalle gegen Neutrale eingegangenen Verpflichtungen bänden ſie nur ſoweit, als eine ſolche Bindung und das Verharren dabei zugleich durch italieniſche Intereſſen vorgeſchrieben ſei. Es iſt der genaue Ausdruck der Stellung *extra legem*, die Italien als Entgelt für die Verlängerung ſeiner „Neutralität" fordert und zugebilligt erhält. Aber Schwierigkeiten hat nur der Gebundene und Bedingte, wie nur er in ihrer Überwindung in dem Ausgleich zwiſchen Pflicht und Intereſſe Geſchicklichkeit oder Genie beweiſen kann. Gebunden und bedingt ſind faſt in gleicher Weiſe alle Großſtaaten Europas, materiell durch die unermeßlich ungeheuren, ihrem Schutze verantwortlich unterſtellten Intereſſen, ideell durch den okzidentalen, man darf ſagen den germaniſchen Rechtsbegriff, der für das Verhalten von Volk zu Volk ſeinen Ausdruck im Völkerrecht findet, dieſem von einem Niederdeutſchen entworfenen, von England

zuerſt praktiſch akzeptierten Kodex der internationalen Gewiſſenspflichten. Dieſe Ehrenſatzungen chriſtlicher Völker mit den furchtbaren Forderungen des unverzüglich zu wahrenden nationalen Vorteils in Einklang zu bringen, die Kompromißform zu finden und zu verteidigen, die dieſen Vorteil möglichſt wahrt, ohne darum die Grenzen internationaler Geſittung für einreißbar und eingeriſſen zu erklären — dies ſind die Aufgaben reifer Politik, und es iſt in aller Erinnerung, mit welch namenloſer und minutiöſer Mühe Bismarck vor den drei unvermeidlich gewordenen Kriegen ſeiner Regierung angeſichts aller Nationen den *casus belli* konſtruiert hat, wie Japan vor dem Kriege mit Rußland, England vor dem ſüdafrikaniſchen unter Aufgabe ſchwerwiegender Rüſtungsvorteile in monatelangen Verhandlungen die ſchiedliche Unverſöhnlichkeit beſtehender Gegenſätze erwieſen haben. Wo ſo enorme materielle und ideelle Hemmungen erſt überwunden werden müſſen, ehe Schwert und Scheide ſich trennen können, und wo eine öffentliche Meinung im ehrenhafteſten Teile des Volkes über der Feſtigkeit dieſer Hemmungen wacht, überall da iſt die Anhäufung immenſer materieller Kriegsmacht in irgend einem Volke für das Nachbarvolk von keiner anderen Bedeutung als für den Reiſenden, der einen Anſchlußzug zu erreichen hat, die Notbremſe über dem Platze ſeines Kupeenachbars. Nur eine irgendwo eintretende *ultima ratio*, ein Fall von Tod und Leben, kann ſie in Bewegung ſetzen, den Zug zum Stehen bringen — nur ſie, oder die Leichtfertigkeit eines dreiſten Buben, der die Rache auf dem Fuße folgt.

Es bedarf keines Wortes darüber, daß eine ſolche *ultima ratio* für Italien nicht beſtanden hat, denn die Weigerung der Konſulta, mit der Pforte in Verhandlungen welcher Art immer über die Gegenſtände des plötzlich improviſierten Ultimatums einzutreten, iſt das deutlichſte Eingeſtändnis eines theoretiſch überhaupt nicht diskutierbaren Rechtsſtandpunktes, und auch ſofort allgemein aufs peinlichſte als Abdankung des diplomatiſchen Apparates empfunden worden. Der wahre Grund für den Verzicht auch auf den elendeſten Anſchein internationaler Korrektheit lag in der vorgeſchrittenen Jahreszeit. Nicht umſonſt war das italieniſche Publikum auf einen militäriſchen Spaziergang vorbereitet worden, dem mit geringfügigen Opfern an Geld, Menſchen und Zeit ein Schlaraffenland in den Schoß fallen würde. Nicht umſonſt war die Truppenlandung an unverteidigten oder kaum verteidigten Küſten als militäriſche Bravourleiſtung vorbereitet worden. Die Elemente durften nicht mitſpielen, und im Oktober herrſcht an der Küſte Nordafrikas dann und wann grobe See, unter deren Einfluß die großartige techniſche Leiſtung Gefahr lief, nicht ganz manövermäßig auszufallen. Aber es war nicht rätlich, ſolche nicht eben großherzigen Gründe für das beſchleunigte Verfahren dem Publikum preiszugeben. Darum wurde von Rom aus nicht durch die Preſſe,

ſondern unter der Hand die Parole ausgegeben, Italien habe der beabſichtigten Beſetzung der afrikaniſchen Vilajets durch den großen Unbekannten zuvorkommen und darum, unter ſchmerzlicher Überwindung der dem ritterlichſten Volke ſo natürlichen Regungen, vorgehen müſſen wie die Räuberbande gegen den Poſtwagen im trauten Sizilien. Auf Drängen nach präziſerer Auskunft hüllten ſich die amtlichen Stellen in ein vielſagendes Schweigen und nannten ſchamloſerweiſe unter der Hand den Namen Deutſchlands. Das Auftauchen dieſes Gerüchtes in der Preſſe veranlaßte die deutſche Regierung zu der einzigen energiſcheren Remonſtration in Rom, zu der ihr Kleinmut während dieſes Krieges ſich aufgerafft hat; eine offiziöſe deutſche Preßnote forderte ein amtliches Dementi der niederträchtigen Lüge und erreichte zuerſt eine gewundene, dann auf erneuertes Drängen eine explizite Erklärung im gewünſchten Sinne. Ja, man erreichte unter dem Einfluſſe des „pſychologiſchen Momentes" leider noch weſentlich mehr als das ſtrikt Verlangte. Es hatte ſich nämlich mittlerweile die Wahrheit über die Geneſis des tripolitaniſchen Krieges: — der engliſche Druck[1]) auf ſchleunige Aktion während der marokkaniſchen Leiden Deutſchlands — auch in Italien Luft gemacht, und viele Gründe, vor allem die temporäre engliſche Verſchnupfung nach den tripolitaniſchen Schlächtertagen, rieten an, dieſe Tatſachen zu kachieren. So wurde von amtlichen Stellen, wiederum unter der Hand, ausgegeben, das Publikum ſei auf der denkbar falſcheſten Fährte geweſen. Deutſchland, weit entfernt von politiſchen Abſichten auf Tripolitanien, habe vielmehr als treuer Freund Italien vor ſolchen Abſichten Englands warnen zu müſſen geglaubt, und daher die Banditenelle. Dieſen ungeheuerlichen Unſinn glaubt heute ganz Italien. Ihn zu widerlegen müſſen wir weniger beſchäftigten Federn, als die unſere iſt, überlaſſen.

Die tripolitaniſche Unternehmung iſt alſo nicht als Präventivmaßregel gegen drohende Nebenbuhler *ultima ratio* geweſen. Aber italieniſche Federn, heimiſche und tributäre im Auslande, ſprechen mit vagen Andeutungen davon, daß Italien ſich das Mittelmeer nicht von fremden Mächten — lies England und Frankreich — habe ſchließen laſſen dürfen, daß unmöglich dies letzte Stück des afrikaniſchen Nordrandes auf die Dauer habe türkiſch bleiben können, ſowenig wie Tunis und Ägypten, und daß die Beſetzung in dieſem

[1]) Das bezügliche Dementi Sir Edward Greys im Unterhauſe iſt, genau wie das ſoeben erfolgte des engliſch-italieniſchen Einverſtändniſſes über die neueſten Inſel-Annexionen auf kindliche Gemüter berechnet und hat auf ſie ſeinen Eindruck nicht verfehlt. Wenn Einverſtändniſſe ſolcher Art nur in Formen abgeſchloſſen werden könnten, die ihre Publikation notwendig machen, ſobald ein Abgeordneter ein bündiges Ja oder Nein verlangt, ſo würden verſtändige Staaten ihren Etat für den Auslandsdienſt kurzerhand ſtreichen.

Sinne ein Veto nach Oſt und Weſt bedeutet habe. Dieſe letzte Argumentation iſt gänzlich unſinnig. Frankreich iſt durch Staatsvertrag mit Italien in bezug auf Tripolis gebunden und England iſt auf ein volles Jahrhundert in ſeinem Kap-Kairo-Reiche faſt über die Grenzen ſeiner Leiſtungsfähigkeit hinaus ſo beſchäftigt, daß es das italieniſche Auftreten in Tripolis ſogar dann indifferent betrachtet haben würde, wenn es nicht den entſcheidenden Keil zwiſchen Deutſchland und die Pforte zu treiben und die Nachhaltigkeit der deutſchen Marokkounterhändler zu lähmen verſprach. Ausſichten, die ſich inzwiſchen, wie bekannt, aufs wunderbarſte erfüllt haben, zur Freude aller Feinde, die Deutſchland, wo es auch ſei, zählt. Das Gerede von dem für Italien verſchloſſenen Mittelländiſchen Meere iſt leeres Gerede. Die Pforten des Mittelländiſchen Meeres heißen Gibraltar, Suez, Aden, Dardanellen; das Zentrum des Mittelländiſchen Meeres heißt Malta mit den Filialen von Cypern und der Sudabai. Dieſe Pforten, dieſe Zentralen ſind engliſcher Beſitz oder im Begriffe es zu werden oder ſie unterſtehen engliſcher Kontrolle. Der Beſitz von Tripolis ändert an dieſer Lage nicht das mindeſte. Oder hofft Italien im Falle einer unvorherzuſehenden Verſchlechterung ſeiner Beziehungen zu England Truppen in Ägypten landen zu können? Verläßt es ſich wirklich darauf, daß England fortfahren wird, die malteſiſche Station nur mit vier Kreuzern beſetzt zu halten, auch wenn Italien plötzlich der Hafer ſticht und es aufhört, Ordre zu pariren? Man kann nicht wiſſen, welchen Träumen die Erſtürmer von Rhodas ein ruhiges Zwei mal Zwei iſt Vier nach entgegenzuſetzen vermögen.

Aber mit dieſen Phraſen wird ſchon gar nicht mehr der harrende Modus verteidigt, mit dem dieſe Unternehmung begonnen worden iſt, ſondern die Unternehmung ſelber. Laſſen wir abgetanen Argumenten die letzten folgen, mit denen die *„imprescindibile necessità“* verteidigt worden iſt: das ökonomiſch-emigratoriſche Expanſionsbedürfnis Italiens, ſein Lebensbedürfnis nach Auswanderungskolonien in nächſter Nähe des Mutterlandes, das auf Leben und Tod, gleichgültig auf weſſen Koſten, befriedigt werden mußte. Mit dieſem Argumente hat Italien vornehmlich in Deutſchland, wo ein Verſtändnis für ſolche elementaren Spannungen des Völkerkeſſels ſich geſchichtlich entwickelt hat, über Erwarten Glück gehabt, unterſtützt durch die gänzliche Unkenntnis italieniſcher Verhältniſſe und ihre gutmütige Identifikation mit deutſchen Phänomenen, die im Lande Baedekers die traurige Regel iſt. Bei Auswanderung denkt der Deutſche an Abwanderung, bei ökonomiſcher Expanſion, die ſich der Annexionsform bedient, an Rohſtoffverſorgung der heimiſchen Induſtrie aus erobertem Produktionslande und Verwandlung des Produktionslandes in Markt für heimiſche Induſtrie durch Entwicklung ſeiner Konſumfähigkeit. Beides auf Italien anzuwenden, überlaſſen

wir Politikern von dem Tiefſinn und Weitblick der Kreuzzeitung. Die italieniſche Auswanderung iſt zu ihrem ungeheuer überwiegenden Teile nicht Abwanderung, ſondern der zykliſche Austauſch von Arbeit gegen Arbeitslohn, immer wieder in den gleichen ab- und rückfließenden Individuengruppen und -Klaſſen vollzogen. Sie beruht auf der induſtriellen und kulturellen Rückſtändigkeit des überwiegenden Teiles von Italien, und dem daraus entſpringenden Wechſelverhältnis hohen Geldwertes, niedriger Lohnſätze und fehlender Arbeitsnachfrage, während der amerikaniſche, ſchweizeriſche, deutſche, franzöſiſche Arbeitslohn für das gleiche Arbeitsquantum in Italien drei-, vier-, fünfmal ſoviel kauft wie im Lande der Arbeitsleiſtung und Lohnzahlung, das auf Grund ſeiner wirtſchaftlichen und kulturellen Energie in der Lage und der Notlage iſt, fremde Arbeit und fremde Kulis zu höchſten Sätzen zu kaufen. Die Aſſimilationsunfähigkeit und -unwilligkeit des Italieners, die den Vereinigten Staaten jährlich Millionen über Millionen amerikaniſchen Geldes entzieht — ſie fließen als amerikaniſcher Arbeitslohn ab, um ſich daheim in italieniſche Erſparnis zu verwandeln — beginnen die amerikaniſche Volkswirtſchaft aufs ernſthafteſte zu beſchäftigen und haben ſchon zu verſteckten Drohungen mit Einwanderungsverbot geführt. Andererſeits iſt es völlig klar, daß ein für die heimiſche Erſparnis ſo formidabler Faktor wie dieſe Art „Auswanderung“ für Italien weder entbehrlich noch erſetzbar iſt. Wer die Summen kennt, die in den unſcheinbarſten provinzialen Sparkaſſen des Landes ſchon zuſammengefloſſen ſind und jahraus jahrein die Guthaben vermehren, wer das zähe und nüchterne Ringen nach Steigerung des Wohlſtandes und der Wohlfahrt im kleinen Mittelſtande beobachtet hat, weiß genau genug, auf welchen granitenen Pfeilern das materielle Wachstum des Landes ruht, und hat für die vergeblichen Verſuche, ſie durch neue, auf den afrikaniſchen Sand gebaute zu erſetzen, nur ein Lachen.

Aber wenn dieſe „Expanſion“ von ihren feſten Hin- und Rückrouten nicht abzudrängen iſt, ſo iſt dieſe Erſparnis noch viel zu jung um ſich fürs erſte wieder zu riskieren, ſo iſt der Charakter der ausgezeichneten Volksklaſſen, denen ſie verdankt wird, nicht darnach angetan, den Peiſthetaiſen der Hetzpreſſe blindlings mit vollen Beuteln nach Wolkenkuckucksheim zu folgen. Was ſich in Tripolis ökonomiſch riskiert, ſind nicht die ſtattlichen Anfänge neuer italieniſcher Vermögensbildung, ſondern die Trümmer verwirtſchafteter Subſtanzen, die ſich ſpekulatio und abenteuerlich in möglichſt kurzer Zeit und mit möglichſt geringen Skrupeln wiederherzuſtellen ſuchen oder hoffen, um mit erraffitem Gewinn das alte Juchhei in Rom oder Neapel wieder aufnehmen zu können. Dieſer Geiſt charakteriſiert die Unternehmungen des Banco di Roma, aus dieſem Geiſte des Raubbaus und

der Ausschlachtung, der hier nach Spekulantenprofit bei minimalem Einsatze giert, ist die nichtswürdige Unternehmung geboren, in diesem Geiste wird sie geführt und fortgeführt. Was Tripolis kaufmännisch wert ist, kann heute schlechterdings niemand auch nur annähernd abschätzen. Nach den relativ zuverlässigsten letzten Erhebungen scheint sein Wert ganz fragwürdig, für Italien geradezu Null. Aber auch wenn genauere Erforschung uns mit dem entgegengesetzten Resultate überraschen sollte, so steht immer noch außer Frage, daß ungeheure Kapitalien mit langsichtigen Gewinnen dort werden arbeiten müssen, um diese hypothetischen Güter zu heben, zu befördern, zu verarbeiten und zu verwerten. Woher sollen, wenn man fragen darf, diese Kapitalien fließen? Die Antwort geben nicht wir, sondern wir entnehmen sie einer Autorität von unbezweifelbarer *bona fides*, dem volkswirtschaftlichen Mitarbeiter des Corriere della Sera, der für seine patriotisch-finsteren Deduktionen allerdings nicht in dem kriegsfreundlichen Mailänder Blatte, sondern in einer radikaloiden Monatsschrift, der „Rassegna" Unterkunft hat suchen müssen. Luigi Einaudi ist nicht der Ansicht — und wie könnte es ein Mann von seiner Klarheit und Gelehrsamkeit sein! —, daß in einem Lande von erst zu entwickelnder Industrie, von erst beginnender Verwandlung des Bäterlandbaus in rationelle Landwirtschaft, mitten im Ansturme so kostspieliger wie dringender Reform- und Meliorationsbedürfnisse nennenswerte Kapitalien für Erschließung verkommener Ländereien von 1 400 000 Quadratkilometer Umfang verfügbar, moralisch und materiell verfügbar sind, und rät seinen Landsleuten, beizeiten die Notwendigkeit der Heranziehung ausländischen Kapitals in größtem Umfange und ohne Unterschied der Nationalität ins Auge zu fassen. Hier darf man wirklich rufen: „Und darum Räuber und Mörder?" Was wollten die Jungtürken anders als das, mit welcher anderen Politik als dieser hatten sie in Tripolis schon die bemerkenswertesten Anfänge gemacht? Was war ihnen vorgeworfen worden, als daß sie das großmächtige italienische Handels- und Industrievolk in seiner elementargewaltigen wirtschaftlichen Expansion beschränkten, seine Millionen zurückwiesen, es bei Arbeitsausschreibungen „zurücksetzten"? Es scheint, sie müssen doch wohl gewußt haben, warum sie denselben Nationen den Vorzug gaben, denen das großmächtige Industrievolk nun selber großmütig und etwas kleinlaut die Leistungen überlassen will, um deren Nichterhaltung willen es diesen großmächtigen Krieg führt? Diese Lügen haben kurze Beine gehabt.

Damit sind alle Vorwände, die eine *ultima ratio* für Italien zu konstruieren versuchen, nach Gebühr abgetan. Es ist nichts mit der Notwendigkeit anderen Nationen in Tripolis zuvorzukommen und nichts mit der drohenden „politischen Erstickung" im „ringsumklammerten" Mittel-

meer. Es iſt nichts mit der Anſiedlungskolonie für die heimiſche Emigration und nichts mit der Notwendigkeit wirtſchaftlicher Ausdehnung; der tripolitaniſche Krieg iſt in ſeinem Urſprunge eine von Spekulanten genährte Bravade, deren Ziel auf Preſtigevermehrung bei geringſtem Riſiko geht. Er iſt ausgeführt von einem Staate, der ſich von den beſtehenden Mächtegruppen ſo begehrt weiß, daß er der ſtaatsethiſchen Achtbarkeit entraten zu dürfen glaubt; er wird im Volke geſtützt durch die auf dieſem Boden von jeher heimiſche, jedes unabhängige Urteil terroriſierende und denunzierende Maſſenilluſion, die ſich nur darum für deutſche Augen wie hochherziger Patriotismus ausnimmt, weil nur ein ſolcher in unſerem Volke Einmütigkeitswirkungen ſolcher Art hervorrufen könnte. Das italieniſche Volk ſchart ſich um ſeine wortbrüchige und piratenhafte Regierung genau ſo wie das ſizilianiſche vor wenigen Jahren um Nunzio Naſi, einen gemeiner Unterſchlagungen im Amte überführten Miniſter, der, wenn wir nicht irren, heut noch der „einſtimmig“ gewählte Nominalabgeordnete für Trapani iſt, — wie nach Goethes und anderer Erzählungen, bei Exekutionen das Volk grundſätzlich die Partei des Schächers gegen den Bola, den Henker, zu nehmen pflegte. Nirgends iſt der Gemeinſchaftszuſammenhang, von dem kleinſten der Kommune bis zum größten des Staates monſtröſer, ausſchließender, giftiger gegen das Urteil oder die Meinung der Nachbargemeinſchaft als in dieſem Lande, verſtockter gegen jeden Begriff von Recht, den die Nachbargemeinſchaft, in dieſem Falle das Ausland, an den Vorgang legt. Begnügen wir Deutſche uns damit, dies Phänomen zu analyſieren. Es zu bewundern, ſollten wir uns ſchämen, es zu bewundern in einem Augenblicke, da es ſich nicht mehr um geſtohlene Hunderttauſende und eine Miniſterkanaille handelt, ſondern um Länderraub und Krieg, nicht um Sizilien als unheilbares Glied am italieniſchen Leibe, ſondern um Italien, als Gefahr am Leibe Europas.

Schon jetzt zeigen ſich in allen, nicht im Königreiche inkorporierten Grenzländern italieniſcher Zunge die Folgen einer Unternehmung, die zugleich den Dünkel aller Welſchen und ihr Gefühl zum erſtenmal in der neueren Geſchichte eine Art Rolle zu ſpielen, wie das Bedürfnis des Dazugehörens und Mittuns ins Ungläubliche ſteigern muß. Es zeigt ſich, daß die Wühlarbeit der „*Dante Allighieri*“, die im Kanton Teſſin glücklich eine Art Irredenta auf die Beine gebracht hat, und die von der Berner Bundesregierung ſchon ſeit zwei Jahren mit geſpanntem Ernſte betrachtet wird, durch offiziöſe Warnungen nicht mehr hemmbar iſt, und daß ein italieniſches Winkelblatt von Lugano aus ſich erdreiſtet, namens des Regno und der im Kanton ſeßhaften Regnicoli die Grenzmaßnahmen der Schweiz gegen Italien zu rügen und zu verhöhnen, für einen unfreundlichen Akt gegen Italien zu erklären und mit italieniſchen Repreſſalien zu drohen. Die gegen das Blatt

eingeleitete ungewöhnlich ſtrenge Unterſuchung beweiſt die Bedeutung, die der Bund mit großem Rechte ſolchen Symptomen in einem ſolchen Augenblicke beilegt, und da ſeit dem Falle Siloeſtrelli die offene Geringſchätzung Italiens für die militäriſche Macht der Schweiz kein Geheimnis mehr iſt, ſo hat die durch Tripolis erhärtete Tatſache, daß Rom dem vermeintlich ſchwächeren Gegner den Schutz völkerrechtlicher Uſancen nicht zuzubilligen pflegt, eine nicht zu unterſchätzende Bedeutung. Ein Blick auf Malta und ſogar auf Cypern, wo zwar kein italieniſches Element Putſche verſucht, aber das griechiſche gegen die engliſche Obrigkeit eine Sprache führt, die noch vor einem Jahre Wahnſinn geweſen wäre, zeigt die gleiche Wirkung, die ein anarchiſch handelnder Staat auf alles bisher niedergehaltene Anarchiſche in ſeinem Umkreis ausübt und würde die britiſche Regierung unter andern Umſtänden als denen der gegenwärtigen allgemeinen Politik im Intereſſe ſeiner Mittelmeerſtellung zu ſo harten Maßnahmen veranlaßt haben, wie ſie ſonſt gegen die malteſiſche Schreipartei verfügt zu werden pflegten. Aber Englands Augen ſind blind auf einen einzigen Punkt konzentriert, von dem ſie ſich Bedrohung erwarten, und es ſcheint allerdings, als ob aus der Not der Konzentrierung der Flotte im Nordmeer die Tugend des Axioms gemacht werden ſollte, nachdem das Mittelländiſche Meer für England „*a secondary trade route*“ iſt.

Die vom auswärtigen Unterſtaatsſekretär Acland dem Unterhauſe offiziell mitgeteilte Abſicht, die zeitweilige Öffnung der Dardanellen durch einen partiellen Waffenſtillſtand der Kriegsführenden zu ermöglichen, iſt der letzte Neutralitätsakt Englands in dieſem Kriege geweſen. Der Moment war zugleich der Nadir der italieniſchen Kriegsführung: tiefer war nicht mehr zu kommen. Der afrikaniſche Krieg in hoffnungsloſer Stagnation; die Forcierung der Dardanellen durch die Schießleiſtungen der Forts und die Minenverteidigung als unmöglich erwieſen; die Hilfe Rußlands trotz großer Geſten illuſoriſch, da jedes Engagement *à fond* durch die allgemeine Reichslage ausgeſchloſſen war und iſt; die deutſche Botſchaft in Konſtantinopel im engſten Einverſtändniſſe mit der Pforte jeden Gedanken an eine Preſſion ablehnend und ſich nur allenfalls zu den läſtigen Konſulatsoerpflichtungen für den famoſen Verbündeten bequemend; Unwille der ganzen Welt über die törichte ausſichtsloſe und jedermann, außer der Türkei ſchädigende Maßnahme. Die Türkei nur gegen Garantie der Zurückziehung aller italieniſcher Waffen aus dem Ägäiſchen Meere zur Öffnung der Paſſes bereit. In dieſem Augenblicke machte England ſich nach beiden Seiten hin zum Meiſter der Lage.

Es iſt offiziell zugeſtanden, daß britiſcherſeits in Rom über die Abſichten der Conſulta inbezug auf die Dardanellen Erhebungen gemacht worden ſind, die zu einer befriedigenden Erklärung führten, und daß England die

zeitweilige Öffnung der Dardanellen erzielte, indem es ſich in Konſtantinopel zum Garanten dieſer Erklärung machte. Alle Verſuche, dieſe Tatſache nachträglich zu verſchleiern, gehen von intereſſierter Seite aus. Es iſt nicht zugeſtanden, aber über jeden Zweifel erhaben, daß die Conſulta ſich in dieſem Zuſammenhange über die allgemeinen Linien der politiſchen Zugeſtändniſſe informiert hat, die in London als Garantie einer dauernden italieniſchen Beſitznahme der von Rhodos bis Mytilene gehenden Inſelreihe verlangt werden würde, und daß über dieſe Punkte ein präliminares Einverſtändnis erzielt worden iſt, dem die Beſetzung von Rhodos auf dem Fuße folgte. Es iſt eben ſo ſicher, daß die Anregung zu dieſem letzteren Einverſtändnis nicht von England ausgegangen iſt, ſondern von Italien, das in dieſen blühenden und unſchwer zu entwickelnden Inſelreichen ein ökonomiſches Äquivalent für die längſt als verfehlte Spekulation erkannte afrikaniſche Wüſte gefunden zu haben glaubt und das anklagende Publikum auf dieſen brillanten Nebengewinn der Expedition verweiſen wird, — den mühelоſeſten, denn in Rom beſteht die feſte Abſicht, die ins Innere marſchierten Beſatzungen auszuhungern und nicht zu bekämpfen. Es iſt ausgeſchloſſen, daß England im Ägäiſchen Meere eine Macht ſich feſtſetzen läßt, deren ſie nicht politiſch reſtlos ſicher iſt; die Auxiliarſtellung Italiens neben England, mit deren Andeutung der Krieg begann und die wir bereits vor Monaten an dieſer Stelle feſtlegten, iſt damit eine geſchichtliche Tatſache geworden, die von den Regierungen des deutſch-öſterreichiſchen Zweibundes durch Abberufung ihrer Vertreter bei der Pforte ſofort anerkannt wurde. Tatſächlich hatte die politiſche Lage ſich von einem Tage zum andern vom Grund aus geändert, das Heft der Entſcheidung war in Englands Hände gelangt und uns wie unſerem Verbündeten blieb nichts übrig als die Waffen zu ſtrecken. Italien iſt um den Preis eines wie immer latenten Anſchluſſes an die engliſche Mächtekombination eine Balkan- und eine Orientmacht geworden und ſchickt ſich an, in dieſer Rolle auf ſeine Weiſe zu debütteren. Es hat einen Aufſtand in Albanien, demſelben Albanien inſzeniert, von deſſen Häfen im Anfang des Krieges eine barſche Drohung Öſterreichs ſeine Torpedoboote verſcheuchte. Seit Wochen kaufen albaneſiſche Emiſſäre in Unter- und Mittelitalien, von der Regierung nach Kräften unterſtützt, öffentlich Maulttere und Kriegsbedarf und die Inſurrektion, durch italieniſch erkaufte Hetzer geſchürt, droht endlich aufzulodern. Montenegro, in ſtändigem Meinungsaustauſch mit Rom, ſendet dem Aufſtande die üblichen Freiwilligen zu, während in Arabien beſtochene Rebellen die Heere des Kalifen bekämpfen. Das iſt die Beſchränkung des Krieges, — der freilich *geführt* werden muß — auf Tripolis, das die Intaktlaſſung des ottomaniſchen Reiches. Wo iſt Deutſchland? Man ſuche es auf einer Karte.

Es ist uns, seit wir an dieser Stelle das Bündnis mit Italien bekämpfen, von sehr geschätzter Seite der Vorwurf gemacht worden, wir bereiteten der deutschen Regierung Schwierigkeiten, statt die so glücklich wiederhergestellten Beziehungen zu dem Bruderlande jenseits der Alpen mitpflegen zu helfen, und ein ausgezeichneter Journalist, der im ganzen vielleicht unseren Ansichten nicht allzu ferne steht, hat uns allen Ernstes gefragt, was wir an Stelle des Bestehenden, von uns mit allen Mitteln der Anklage Bekämpften, zu setzen gedenken. Was den ersten dieser Vorwürfe betrifft — er ging, wenn wir nicht irren, von der „Kölnischen Zeitung" aus —, so läßt er uns unempfindlich. Wir kennen keine deutsche Regierung, die unsererseits den mindesten Anspruch auf Schonung und Sekundierung hätte, sondern wir sehen die öffentliche Sache und den Schutz deutscher Interessen in so unfähigen Händen, daß es uns an der Zeit scheint, jedes Bedenken fallen zu lassen, das Publikum zu informieren. Wir haben einen Reichskanzler, der ein brillanter preußischer Minister des Innern war, einen Staatssekretär, der als Gesandter in Bukarest an der rechten Stelle gewesen ist, aber keinen Staatssekretär und keinen Reichskanzler. Wir haben eine Null in Rom, wie wir bis gestern eine Null in London hatten, wir haben durch Feigheit und Taubheit gegen Rat und Warnung dem einzigen Politiker, den wir besitzen, sein Lebenswerk zerstört und treten ohne einen Zug getan zu haben als Geschlagene aus einer bitterbösen Partie. Ratschläge solcher Art, für die wir heute keine Verwendung haben, hatten unter Bülows Regierung einen Sinn, als noch, manches einzelnen Fehlers ungeachtet, durch den ganzen Reichsdienst das Gefühl ging, daß der Wille an der Zentrale sich wohl biegen ließ, aber nicht brechen, und im lang erwarteten, genau berechneten Momente vorzuckte und traf. Dies Gefühl hat heute aufgehört diejenigen Kreise zu beherrschen, die zu den Vorgängen Fühlung unterhalten, und an seine Stelle ist die klare Erkenntnis getreten, daß deutlich gesprochen werden muß, wenn das deutsche Volk sich aus den schmählichen Niederlagen des letzten Jahres noch erheben soll.

Wir tun es hiermit, indem wir auf Theodor Wolffs Frage soweit antworten, als der beschränkte Raum eine solche Antwort zuläßt. Der Bestand und die militärische Geltung des türkischen Reiches ist für Deutschland eine absolute Lebensfrage, die von dem Eintreten unseres Gefühles für das Schicksal dieser Braven ganz unabhängig ist. Bei den enormen Investitionen unserer Industrie und unseres Handels innerhalb seiner Grenzen muß uns daran gelegen sein, daß die Vormacht im Orient dem einzigen Volke verbleibt, das in dem bastardierten Rassenmischmasch der Levante seine ethische Struktur und seine soldatische Disziplin fast unangefochten erhalten hat, dem einzigen zugleich, das unserer Art der Kolonisierung, der Ausstrahlung des germanischen

Herrſchaftsprinzips mit ſeinen Begriffen von Zucht, Recht, Ehre, Ordnung, Gehorſam zugänglich iſt. Politiſch geſprochen werden wir nie die Überflutung des nördlichen Balkan durch die Slaven und die Feſtſetzung Rußlands am Goldenen Horn dulden. In dieſer Hinſicht ſind unſere Intereſſen mit den wohlverſtandenen engliſchen völlig identiſch. Und wir rechnen ſchließlich mit der nicht allzu fernen Möglichkeit der Umwandlung von Meſopotamien in eine Kornkammer, aus der wir uns verſorgen können, wenn Rußland uns nichts liefert und eine Blockade keine amerikaniſchen Schiffe in unſere Häfen läßt.

Ein Attentat gegen die Türkei iſt ein Attentat gegen uns. Ein Bundesgenoſſe, der es begeht, es gegen unſeren Willen, gegen den Geiſt des Bundes, auf Druck unſerer Feinde, die uns den Einfluß auf die Pforte mißgönnen, dennoch begeht, hat aufgehört unſer Bundesgenoſſe zu ſein, ſobald die Pakte ablaufen. Der Bund mit ihm bedeutet eine ſtändige Gefahr an unſeren empfindlichſten Stellen. Er ſtärkt unſere Feindſchaften, er zerreißt unſere Freundſchaften und läßt uns nur die Wahl, ihn als totes Gewicht zu ſchleppen oder von ihm geſchleift zu werden. In beiden Fällen beſchränkt er unſere Aktionsfreiheit, ohne uns den Verluſt durch Leiſtungen zu erſetzen. Und im letzteren Falle fügt er zum Schaden den Schimpf.

Aber dies iſt nicht die einzige Gefahr, die Italien von nun an für uns bedeutet. Eine größere iſt zu erwähnen, von der alle zivoliſierten Nationen Europas mehr oder minder, wir freilich mehr als alle betroffen werden. Ein Prinzip iſt durchbrochen, eine Konvention verletzt worden, die wir vor allen andern garantiert haben, zu garantieren da waren. Es iſt der Wille Europas und Deutſchlands vor allem geweſen, die türkiſche Revolution als Regeneration eines Volkes und ſeiner Staatsform angeſehen und reſpektiert zu wiſſen, die ihre Früchte gewiß nicht unmittelbar bringen konnte, aber das Recht haben ſollte, an *ihren* Früchten erkannt zu werden, und nicht an den am alten Stock vergeſſenen faulen Beeren. Das Recht auf Emanzipation und Selbſtregierung, auf wirtſchaftliche Entwicklung und militäriſche Feſtigung, das Italien ſeinerzeit gewährt und geſchützt worden iſt, ſollte der Vormacht des Balkan ebenſo zugute kommen, und wie das werdende menſchliche, ſo erſcheint das werdende nationale Individuum dem Gefühle der Völker als unantaſtbar. Kein Volk der Welt, es darf frei geſagt werden, keines als das italieniſche hätte es gewagt, dies Werden durch einen rohen Streich zu ſtören. Kein anderes als dies, das immer noch ſicher iſt, links oder rechts genommen zu werden, wie tief es auch gefallen ſein mag, hätte dieſem ſtummen Verbote zuwider gehandelt. Es gibt keine Verletzung der internationalen Geſittung, deren man ſich hiernach von dieſem Staate nicht zu verſehen hätte. *Hic niger est.* Und was

in einem ſolchen Zuſammenhange für Deutſchland gilt, gilt in einem ſpezielleren für Öſterreich.

Unmittelbar vor Ausbruch des Krieges hatte die Conſulta in der ganzen Preſſe der Welt die fertige Floskel verbreitet, Öſterreich müſſe genau genommen Italien gerne in Tripolis inſtalliert ſehen, denn die neue Kolonie ziehe die italieniſche Aktion vom Adriatiſchen Meere ab und entlaſte die Monarchie in dieſer Hinſicht von Beſorgniſſen. Wir haben ernſthaften Grund anzunehmen, daß dies Argument auch im Verkehr der Kabinette untereinander verwandt worden iſt und als Corollarium zu der Stipulation des Bundesvertrages anzuſehen war, in dem Italien und Öſterreich ſich wechſelſeitig an Albanien desintereſſierten. Und wenige Wochen nach Beginn der Feindſeligkeiten hielt der Vater des Krieges, Graf Guicciardini, ſoeben aus Tripolis heimgekehrt, in der Florentiner landwirtſchaftlichen Geſellſchaft eine leider von der Preſſe unbeachtet gebliebene Rede, in der er von der Notwendigkeit für die europäiſchen Völker ſprach, ſich an ein überall, in Afrika wie im Balkan energiſch eingreifendes Italien zu gewöhnen. Wir verfolgen dies nicht weiter, denn wir haben unſeren öſterreichiſchen Freunden, die ſcharf auf der Hut ſind und den Moment zu wählen wiſſen werden, keine Ratſchläge zu geben. Sie wie wir ſind überzeugt, daß Italien nach einem Jahrhunderte blutiger Kriege, die Monarchie nur noch zu einem Kriege zwingen kann, dem letzten. Und die bayeriſchen Armeekorps, die bei Gelegenheit der bosniſchen Annexion für den Ernſtfall zur Beſetzung von Welſchtirol bereit ſtanden, ſind immer noch vorhanden.

Seit Jahren beſteht eine Militärkonvention zwiſchen Rumänien und der Türkei, ſeit Jahrzehnten eine Entente zwiſchen Öſterreich und Rumänien, die ſtärker iſt als formelle Bündniſſe. Jedes Entgängnis, das durch die Ablöſung Italiens aus dem Dreibunde denkbar wäre — zwar iſt uns keines denkbar als die Vermehrung unſerer Gegner durch mitlaufende italieniſche Perfidie — würde durch die Schließung dieſer viergliedrigen Kette wettgemacht, die ſich zugleich wie eine Schranke von Holland bis Perſien zwiſchen Slaven und Briten legen würde. Oft genug iſt dieſe Schließung erwogen, durch mächtige deutſche Stimmen befürwortet worden. Ihr Ausbleiben gehört in die *occasions perdues*, die, wie es ſcheint, die Regierung Wilhelms des Zweiten charakteriſieren ſollen.

Rom. Spectator Germanicus.

Rundschau.

Anmerkungen zu Büchern.

Jeder Verehrer Gustav Freytags wird es bedauern, daß die wundervollen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ nicht bis zum Jahre 1870 führen, und wird es daher freudig begrüßen, daß Wilhelm Rudeck aus Freytags Grenzbotenaufsätzen „Bilder von der Entstehung des Deutschen Reiches“ (Leipzig, Fiedler) zusammengestellt hat. Aber leider hält das Buch nicht, was der Titel verspricht. Einzelne Stücke der Sammlung, etwa die Erinnerungen des Justizrats von Mühlenfels an die Zeit der Demagogenverfolgung, die Erzählungen des Oberamtmanns Kühne vom polnischen Aufstand 1848, die heiteren und traurigen Erlebnisse eines Adjutanten im schleswig-holsteinischen Heere von 1849, sind lebensvoll und frisch und wären wohl von Freytag selbst einem Schlußband seiner „Bilder“ eingereiht worden. Jedoch die eigentlichen politischen Aufsätze Freytags sind zum Teil kaum mehr als gut geschriebene Leitartikel. Sie geben uns das Bild eines gebildeten Mannes, der sich für Politik interessiert, nicht aber das Bild einer großen und vielbewegten Zeit. Nun ist Freytag sicher eine kräftige, ehrliche, deutsche Natur, von gesundem Menschenverstand und klarem, warmherzigem Urteil, aber keineswegs „der größte publizistische Vorkämpfer des neuen einigen Deutschland“, wie Rudeck mit staunenswerter Unkenntnis behauptet. Freytag ist, wenn man ganz offen sein will, überhaupt kein großer politischer Denker, er geht häufig und in prinzipiellen Fragen mit der Allgemeinheit, er hat wie diese keinen Blick für die großen historischen Realitäten. Man braucht nur die Aufsätze von 1848 und 49 zu lesen; da ist Freytag doktrinär wie die Masse seiner Zeitgenossen, voller Vertrauen auf die innere Kraft der deutschen Reichsverfassung, voller Hoffnungen für die junge preußische Union. Wie die Masse seiner Zeitgenossen unterschätzt er das deutsche Fürstentum und vor allem den Einfluß des Königtums in Preußen. Sicher ist Freytag kein gewöhnlicher Journalist, er schreibt ein prächtiges Deutsch, er hat manchen guten politischen Gedanken; der Aufsatz über „Preußen und Deutschland“ ist sogar ein Prachtstück. Aber neben Treitschke darf man ihn nicht stellen; auch an Pfizer und Friedrich von Gagern, an Lassalle, an Konstantin Rößler reicht er nicht heran. Immerhin ist Freytag selbst ein Bild aus der deutschen Vergangenheit, in Art und Unart, der Typ des ehrenfesten, idealgesinnten deutschen Bürgertums, auf das Bismarck wirken und mit dem er zusammenarbeiten konnte.

Leider ist der Herausgeber seiner Aufgabe ganz und gar nicht gewachsen gewesen. Seine Einleitung ist teils phrasenhaft, teils falsch. Seine Editionsgrundsätze sind bemerkenswert: „Nirgends wurden Einleitungen und Anmerkungen nötig“ (S. IV). Ich bin anderer Ansicht. Rudeck hätte zum Beispiel mitteilen können, daß der Fürstenbrief auf S. 54 von Karl von Braunschweig an Amalie von Sachsen und zwar am 21. November 1826, nicht am 28. November, wie Freytag irrtümlich angibt, geschrieben ist (vergl. Treitschke, Deutsche Geschichte, IV, S. 99). Durch eine solche Anmerkung wäre der Titel „Fürsten und Fürstendiener aus der Zeit nach den Befreiungskriegen“, der zu sehr verallgemeinert, etwas abgeschwächt worden; denn der halbverrückte Karl von Braunschweig ist doch kein Typ für die Friedrich

Wilhelm, Ludwig und Friedrich Auguſt jener Zeit. Ebenſo hätte Rudeck wiſſen können, daß die Aufzeichnungen eines deutſchen Landwirts in Poſen (S. 73) von dem Oerbamtmann Kühne aus Strzelno ſtammen, der in Freytags Erinnerungen (S. 266) erwähnt, und deſſen Bericht in Soll und Haben verarbeitet iſt. Aber Rudeck kennt nicht einmal Guſtav Freytags Werke, ſonſt hätte er in der Einleitung nicht behauptet, daß die „Bilder“ mit 1813 aufhören, während doch die prächtigen Grenchener Erinnerungen Mathys aus den Jahren 1838/39 ſtammen. Von der Verantwortlichkeit eines Herausgebers hat Rudeck keine Ahnung; wenn er, wie er in der Einleitung angibt, Titel geändert und Streichungen vorgenommen hat, ſo hatte er die Pflicht Genaueres über die Redaktionstätigkeit anzugeben; er hatte die Pflicht, das Datum der einzelnen Stücke und deren Fundort feſtzuſtellen; er hatte die Pflicht, uns mitzuteilen, was von Guſtav Freytag und was von Wilhelm Rudeck ſtammt. Da er all das unterlaſſen hat, iſt ſeine Edition für wiſſenſchaftliche Zwecke unbrauchbar; aber auch der Laie hat das Recht, ſich eine ſo ſaloppe Behandlung zu verbitten.

Wenn Guſtav Freytag ſeine Bilder ſelbſt hätte fortſetzen können, ſo hätte er ſicher einige Briefe Kaiſer Wilhelms I. in ſein Werk aufgenommen. Nicht als ob unſer alter Kaiſer ein glänzender Briefſchreiber geweſen wäre. Hunderte haben ſtiliſtiſch ſchöner, geiſtvoller, witziger korreſpondiert als er, wenige ſachlicher, niemand wahrer. Es iſt ein Genuß, Briefe Wilhelms zu leſen; ohne Poſe, ſchlicht, klar, verſtändig, gütig und lebenswarm leuchtet das Bild des alten Kaiſers aus jedem Satz, den er geſchrieben, hervor. Man kann die naiven Jugendbriefe aus dem Jahre 1814 oder die Schreiben des neunzigjährigen Greiſes aufſchlagen, der Eindruck bleibt ſtets derſelbe; man muß den Mann lieben und verehren, man muß verſtehen, daß Wilhelm die Herzen auch derer gewinnen konnte, die von ſeinen Feldherren und Staatsmännern geſchlagen wurden. Es iſt ein ganzes Menſchenleben, das ſich in dieſen Briefen entfaltet, ein Leben voll ernſter, ſtrenger Pflichterfüllung, voll Arbeit und voll Erfolg. Das Leben eines Fürſten voll königlichen Stolzes, der auch Bismarck gegenüber der Herrſcher bleiben konnte, trotz aller Anerkennung und trotz allen Dankes. Aber obwohl er ſein Recht wahrt, weiß er doch genau, was andere, größere, für ihn und für das Land getan haben. Man leſe nur den wundervollen Erlaß an Bismarck vom 23. März 1887, den Brief an Leopold von Ranke vom 20. Dezember 1885, und man wird begreifen, daß es mancher, wie Rudolf von Ihering, geſtehen mußte, durch Wilhelm „der begeiſtertſte Anhänger der Monarchie“ geworden zu ſein. Erich Brandenburg hat eine Auswahl dieſer Briefe für den Inſelverlag zuſammengeſtellt; die kleine Sammlung iſt muſtergültig. Die abgedruckten Schreiben geben ein ganz abgerundetes Bild; Einleitung und Anmerkungen ſind knapp, klar und ausreichend. Es wäre zu wünſchen, daß recht viele Herausgeber bei dem Leipziger Hiſtoriker in die Schule gingen.

Weit weniger nachahmenswert erſcheint mir das Lebensbild, das K. Th. Zingeler von dem Fürſten Karl Anton von Hohenzollern entworfen hat (Stuttgart und Leipzig, 1911, Deutſche Verlagsanſtalt). Karl Anton war ein braver Soldat und hat, ähnlich wie ſpäter Caprivi, ſeinem Landesherrn das Opfer gebracht, das preußiſche Miniſterpräſidium zu übernehmen und das Miniſterium der „neuen Ära“ zu leiten. Wie wenig die Hoffnungen, die das preußiſche Volk auf Karl Anton und ſeine

Kollegen setzte, in Erfüllung gegangen sind, ist bekannt. Karl Anton selbst trägt vielleicht am wenigsten Schuld an der kraftlosen und unklaren Politik von 1858 bis 1862, er war nicht unbegabt, pflichteifrig, tapfer und vornehm. Aber er war doch nicht der Mann, der Preußens Staatsschiff durch die brandenden Wogen einer neuen Zeit mit fester Faust hätte steuern können, und es war ein Glück, daß auf die neue Ära die Ära Bismarck folgte. Karl Anton ist später noch öfter hervorgetreten, als Vater Karls von Hohenzollern, des Fürsten von Rumänien, als Vater Leopolds von Hohenzollern, des Kandidaten für den spanischen Königsthron. Die Tage der neuen Ära, die Anfänge des modernen Rumänien, die Vorgeschichte des Jahres 1870 — es wäre nicht uninteressant, über diese Zeiten deutscher und europäischer Entwicklung neue Aufschlüsse zu erhalten. Zingeler, der das Fürstlich Hohenzollernsche Archiv benutzen durfte, hat indes nicht das geleistet, was man billigerweise erwarten konnte. Unter den Briefen von und an Karl Anton, die der Herausgeber abdruckt, befindet sich einiges Wertvolle, einige Körner, die man freilich unter viel Spreu hervorsuchen muß. Die Biographie aber, die um diese Briefe herumgeschrieben ist, bietet stilistisch und inhaltlich zu wenig.

Gottlob Egelhaaf hat sich die schwere Aufgabe gestellt, eine populäre Biographie Bismarcks zu schreiben (Stuttgart 1911, Carl Krabbe). Man würde dem verdienten Stuttgarter Schulmann unrecht tun, wollte man sein Werk mit dem Maßstab messen, den uns die Darstellungen von Lenz und Marcks an die Hand gegeben haben. Egelhaaf will nicht wie Lenz die Auffassung der politischen Probleme vertiefen, noch wie Marcks in seiner Seelenanalyse dem rätselhaften Wesen des Genies näherkommen. Er stellt nur die Tatsachen übersichtlich zusammen und notiert gewissenhaft den wichtigsten Teil der Bismarcklitteratur. Über Einzelheiten der Stoffauswahl und der Auffassung will ich hier nicht mit ihm rechten, erfreulich ist die Hingebung, Wärme und Dankbarkeit, mit der das kleine Buch geschrieben ist.

„Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern," schreibt Bismarck 1857 an Leopold von Gerlach, „ist in mir nur mäßig ausgebildet und es ist vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist." Zweifellos hat Bismarck mit dieser Selbstcharakteristik recht gehabt, seine Urteile über Menschen und Dinge sind zwar fast immer zutreffend in dem, was sie sagen; manchmal aber ungerecht durch das, was sie nicht sagen. Die Geschichtsforschung muß daher die Charakteristiken Bismarcks oft mildern und neben den Schwächen auch die Vorzüge zur Geltung kommen lassen. An einigen Persönlichkeiten freilich ist nichts zu „retten". Die scharfen Ausfälle Bismarcks gegen Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha können auch heute nicht zurückgewiesen werden; die Volksgunst, die dem Schützenherzog einst in überreichem Maße zuteil wurde, war wirklich eine Verirrung. Die kleine Schrift Kurt Doriens „Der Bericht des Herzogs Ernst II. von Koburg über den Frankfurter Fürstentag 1863" (Historische Bibliothek, Herausgegeben von der Redaktion der Historischen Zeitschrift, 21. Band, München-Berlin 1910, R. Oldenbourg) zeichnet, gerade weil sie so ruhig und gemäßigt ist, ein höchst unerfreuliches Bild des vielgeschäftigen Mannes. Dorien will eigentlich nur ein kleines Stück der herzoglichen Memoiren untersuchen, aber er gibt weit mehr: er schildert die österreichische und koburgische Politik in Frankfurt, er charakterisiert vor allem den Herzog selbst,

und diese Charakteristik ist für ein Erstlingswerk von staunenswerter Vollendung. Eitel, unklar, unkonsequent — die Schwächen sind so zahlreich, daß selbst die rühmlichen Taten des Herzogs, das Eintreten für die nationale und liberale Sache, dadurch an Wert verlieren. Denn Ernst II. war es auch da nicht um die Sache zu tun, stets stand ihm seine eigene Person im Vordergrunde: in der Politik und auf dem Schlachtfelde suchte er nichts als den eigenen Ruhm, freilich immer vergeblich, denn ihm fehlten der persönliche Mut und die große staatsmännische Begabung. So wollte er wenigstens die Nachwelt glauben machen, er sei ein Held und ein Denker gewesen. Aber seine Memoiren können ernster Kritik nicht standhalten; sie sind zum mindesten ungenau, in vielen Partien bewußt unwahr. Dorien hat das mit bewundernswerter Objektivität nachgewiesen. Seine Schrift ist klar und durchdacht, reich an glücklichen Wortprägungen, belehrend und selbst unterhaltend.

Die Popularität Friedrichs VIII. von Augustenburg ist uns heute fast ebenso unverständlich wie die Herzog Ernsts II. Selbst die liebevoll eingehende Biographie Dr. Gebauers (Stuttgart-Berlin 1912, Deutsche Verlagsanstalt) kann aus dem schwerfälligen, langsamen, unentschlossenen und scheinbar doch recht wenig begabten Fürsten keinen Helden machen. Daß gerade Friedrich VIII. einem Bismarck entgegentreten mußte, wirkt auf uns Nachlebende nicht einmal tragisch; die Gegner sind zu ungleich. Immerhin weiß Gebauer, dem wir bereits eine treffliche Biographie Christian Augusts von Schleswig-Holstein verdanken, auch in diesem neuen Werke das Interesse des Lesers zu fesseln. Er hebt geschickt das Menschlich-Sympathische an Friedrich VIII. hervor und erweckt dadurch ein Gefühl des Mitleids für den redlichen und treuen Mann, dessen edle Eigenschaften nach der Annexion Schleswig-Holsteins durch Preußen, besonders im Jahre 1870, erst recht deutlich hervortreten. Den Höhepunkt des Buches bilden natürlich die Jahre 1863 bis 1865, deren diplomatische Einzelheiten Gebauer in gewandter Zusammendrängung darstellt. Ein Prachtstück ist die Schilderung der berühmten Unterredung zwischen Bismarck und Friedrich VIII. vom 1. Juni 1864. Hier wie in dem ganzen Buche ist Gebauer beiden Parteien gerecht geworden; sein Mitgefühl mit dem Herzog hindert ihn nie, die innere Notwendigkeit der Bismarckschen Politik anzuerkennen. Erfreulich ist der Mangel an Byzantinismus in der schönen Charakteristik des Herzogs. Das oberflächliche Geleitwort, das nicht von Gebauer, sondern „von einer dem Herzog Friedrich nahestehenden und persönlich interessierten Seite" stammt, wäre besser weggeblieben.

Eine Gesamtdarstellung des Feldzuges 1870/71, in der die neuen Ergebnisse der historischen und militärwissenschaftlichen Forschung wirklich verarbeitet sind, ist schon seit geraumer Zeit eine Notwendigkeit. Man bemerkt mit Bedauern, wie sehr die Erinnerung an jene stolzen Tage in unserm Volke schwindet; man beobachtet mit Erstaunen, wie die Heerführer des Deutsch-Französischen Krieges lange nicht so populär geworden sind wie die der Befreiungskriege. Das liegt zum Teil sicher daran, daß auf den Krieg 1870 keine Zeit der Reaktion folgte, in der sich alle Blicke sehnsuchtsvoll nach den kriegerischen Tagen der Vergangenheit zurückwandten, sondern eine Zeit des wirtschaftlichen und politischen Aufschwungs, die neue Arbeiten und neue Kämpfe brachte. Anderseits aber ist auch der moderne Krieg dem Laien unverständlicher, und das große deutsche Generalstabswerk erfordert von dem

aufmerksamen Leser mehr Zeit, als der beschäftigte Mann heutzutage aufbringen kann. Die zahlreichen Spezialarbeiten, die Einzelschriften des Großen Generalstabs, die Werke von Hönig und Kunz, die französischen Arbeiten von Lehautcourt und dem französischen Generalstab sind vollends nur für den Fachmann bestimmt. Es ist daher sehr erfreulich, daß Friedrich Regensberg, der sich schon durch Arbeiten über das Jahr 1866 einen Namen gemacht hat, nun in einem großen volkstümlichen Werke die Ergebnisse der deutschen und französischen Forschung über die Jahre 1870 und 1871 unparteiisch zusammengefaßt und eine wirklich lesbare Darstellung der gewaltigen Kämpfe geboten hat. (Der Deutsch-Französische Krieg, nach den neuesten Quellen dargestellt. Drei Bände. Stuttgart, Franckh.) Man lernt aus seinem Werke, daß jene Tage, in denen das Deutsche Reich aus Blut und Not entstand, der „patriotischen" Aureole nicht bedürfen, daß echtes Heldentum das harte Licht des Tages nicht zu scheuen braucht. Je entschiedener das Menschliche auch an den großen Menschen betont wird, je mehr wir Einblick in ihre Zweifel und Irrtümer bekommen, um so kräftiger regt sich in uns das menschliche Mitgefühl, um so stärker wird unser menschliches Verständnis. Gerade in Regensbergs ungeschminkter, ehrlicher und doch warmherziger Schilderung wirkt die tragische Wucht der Tage von Metz oder der Kämpfe um Orléans erschütternd; die großen Heerführer, neben Moltke vor allem Konstantin von Alvensleben und Göben, Manteuffel und Stosch, gewinnen wirkliches Leben. Hie und da scheint mir der Verfasser freilich allzusehr auf Einzelheiten einzugehen, besonders die Schlachtschilderungen in den beiden ersten Bänden hätten vielleicht kürzer gefaßt und dafür die Feldherrn ausführlicher charakterisiert werden können. Die politische Geschichte ist mit großer Sachkenntnis wiedergegeben; daß die Darstellung etwa der Hohenzollernschen Thronkandidatur in manchen Einzelheiten jetzt schon wieder überholt ist, läßt sich bei Werken, die die neueste Geschichte behandeln, nicht vermeiden. Leider sind die beigegebenen Karten ganz ungenügend; speziell bei der Lektüre der Kämpfe um Orléans muß man immer wieder die Karten des Generalstabswerkes heranziehen; Orte wie Coulmiers oder Toury, die doch oft genug vorkommen, habe ich auf den Karten Regensbergs vergeblich gesucht. Doch das sind kleine Mängel, die bei einer zweiten Auflage leicht verbessert werden können. Dem Buche ist weiteste Verbreitung zu wünschen, besonders möge es von unserer deutschen Jugend gelesen werden. Ich schätze die Bedeutung der Antike für die Ausbildung der jungen Geister sicher hoch ein, aber dem jungen deutschen Mann sollten Vionville und Loigny-Poupry doch mindestens ebenso bekannt sein wie Marathon und Salamis, und die Verteidigung des Kirchhofs von Beaune la Rolande ebenso vertraut sein wie die Verteidigung der Thermopylen.

München. Fritz Endres.

Hungert die Hälfte unserer Vorstadtschulkinder?

Herr Hofrat Dr. C. Oppenheimer hat sich — zum Teil im Verein mit Herrn Studienlehrer Landauer — jüngst an zwei Orten über die Unterernährung der Münchener Schulkinder und über die Schulspeisungsfrage verbreitet. Diese Frage hat zwei Seiten: eine ärztlich-wissenschaftliche und eine soziale. Zu ersterer Seite

der Frage habe ich das Wort genommen, weil mir Oppenheimer und Landauer hier in einem Irrtum befangen schienen, der von einschneidender Bedeutung für die Organisation der Abwehr gegen das besagte soziale Übel sein muß. Zur Publikation meiner Bedenken wählte ich naturgemäß eine Fachzeitschrift und zwar die „Münchener Medizinische Wochenschrift", in der auch die Genannten ihre Mitteilung gemacht hatten. Den Aufsatz Oppenheimers in dem vorliegenden Journale erwähnte ich dort fast nur wegen seines prägnanten Titels, der die von mir bekämpfte Anschauung des Verfassers besonders deutlich zum Ausdruck bringt. Die Kontroverse auch hier zu besprechen, schien mir ganz unnötig. Da es nun aber (im Aprilheft) von Oppenheimer doch geschehen ist, muß ich wohl auch meinerseits das Wort erbitten.

Die wichtigsten Differenzpunkte lassen sich unschwer populär darstellen. Oppenheimer und Landauer hatten Körperlänge und Körpergewicht von Münchener Vorstadtschulkindern ermittelt; die gefundenen Maße hatten sie mit sogenannten Normalwerten verglichen. Diejenigen von den gemessenen Individuen, deren Körpermaße hinter den „Normalwerten" zurückstanden, bezeichneten Oppenheimer und Landauer als „unterernährt". Der Prozentsatz dieser Unterernährten wurde erschreckend groß gefunden.

In welchem Sinne der in der Fachliteratur verschieden gebrauchte Ausdruck „unterernährt" von Oppenheimer und Landauer gemeint war, geht unzweideutig daraus hervor, daß die Autoren als die unmittelbare Konsequenz aus ihren Feststellungen die Forderung einer genügenden Schulspeisung bezeichneten; demnach muß eine Unterernährung im engeren Sinne des Wortes, d. i. ein Zustand gemeint gewesen sein, der die Folge unzureichender Nahrungszufuhr ist. Den letzten Zweifel an dieser Deutung zerstreute Oppenheimer dadurch, daß er für ebendiese untermaßigen Individuen im Dezemberheft 1911 vorliegender Zeitschrift einfach den Ausdruck „hungernd" gebrauchte. In den Münchener Vorstadtschulen hungert also mindestens die Hälfte der Kinder. Diese sensationelle Feststellung lief durch in- und ausländische Tageszeitungen.[1])

Ich äußerte namentlich folgende Bedenken:

1. Daß die zum Vergleich herangezogenen Normalzahlen in mehrfacher Hinsicht nicht einwandfrei seien, die Vergleichsmethode selbst zu wünschen übrig lasse und daß bei richtigem Vorgehen der Prozentsatz der unterernährten, *recte* untermaßigen Kinder vermutlich wesentlich niederer befunden würde.

2. Daß der direkte Schluß von dem Befund der Untermaßigkeit auf Unterernährtheit im Sinne von habituellem Hunger ein ganz und gar unzulässiger sei.

---

[1]) Daß die Verbreitung solcher Kunde für unsere Stadt kompromittierend sein könnte, lehnen Oppenheimer und Landauer ab, — sie hätten ja nicht behauptet, daß die Verhältnisse in anderen Großstädten günstiger liegen. Nach dieser Logik wäre es auch nicht kompromittierend, wenn ich z. B. jemanden verschuldet nenne — soferne ich nur nicht gleichzeitig behaupte, daß es sonst keine Verschuldeten gebe! Das soziale Gewissen fordert zweifellos, daß man einen sozialen Schaden enthülle, selbst auf die Gefahr, das betreffende Gemeinwesen zu kompromittieren. Worauf es dabei aber immer ankommen wird, ist, daß die Darstellung auch eine zutreffende, eine einwandfrei gesicherte sei.

ad. 1. Die Normalzahlen von Oppenheimer nnd Landauer sind die Mittelwerte aus den Durchschnittszahlen verschiedener von Vierordt gesammelter Statistiken. Abgesehen davon, daß bei solchem Zusammenziehen von Durchschnittszahlen die Größe der einzelnen Statistiken berücksichtigt werden müßte, weiter davon, daß entgegen Angabe nicht alle Daten Vierordts, sondern nur eine Anzahl davon einbezogen wurde, die ein höheres Mittel ergeben,[1]) mußte ich gegen diese „Normalzahlen" einwenden, daß sie einem nicht homogenen Material entstammen. Darin wollen mich die Autoren nicht verstehen. Sie stellen die Sache neuerdings so dar, als bezöge sich der Vorwurf nur darauf, daß das Material Vierordts in nationaler und sozialer Hinsicht gemischt sei, was nach ihrer Meinung einen besonderen Vorteil bedeutet. Ich habe aber aus den Quellen von Vierordts Angaben entnommen und ausdrücklich angeführt, daß die Wägungen der Kinder teils mit, teils ohne Kleider, Stiefel usw., teils am Ende, teils in der Mitte der betreffenden Altersperiode gemacht wurden, wonach es mir unzulässig scheint, sie einfach auf gemeinsamen Durchschnitt zu verarbeiten. Nach Oppenheimer und Landauer ist das Haupterfordernis statistischer Erhebungen, daß sie sich auf ein großes Material stützen. Ein mindestens ebenso wichtiges Erfordernis ist es meines Erachtens, daß die Einzelwerte korrekt und gleichmäßig erhoben wurden. Durch Aufnahme inhomogener Einzelwerte wird eine Statistik wohl größer, aber auch unzuverlässiger.

Weit bedeutsamer sind andere Mängel in der zahlenmäßigen Verarbeitung von Oppenheimer und Landauers Material. Die Verfasser vergaßen ganz mit normalen Minusvarianten, mit einer physiologischen Breite der Körpermaße zu rechnen, was unerläßlich ist, wenn man die Einzelwerte mit Durchschnittszahlen vergleichen will. Viel richtiger als dies wäre es freilich gewesen, die Variationspolygone aus beiden Zahlenreihen nebeneinander zu setzen. Die Schwankungsbreite der Norm nennt z. B. Samosch (mit speziellem Bezug auf solche Messungen an Schulkindern) den „Kernpunkt aller auf die Körperentwicklung bezüglichen Fragen" und er weist mit aller Schärfe auf den schwerwiegenden Übelstand einer Außerachtlassung dieses Momentes hin. Auch sonst ist es unerläßlich, daß bei einer Verwertung von Kollektivmaßen die Regeln der Kollektivmaßlehre Beachtung finden. Was die Berücksichtigung der physiologischen Breite ausmacht, zeigen Daten, die Oppenheimer und Landauer nunmehr selbst mitteilen. Bei Annahme eines physiologischen Minimalgewichtes von 10 Prozent unterhalb des berechneten durchschnittlichen Körpergewichtes wären statt 64,3 Prozent z. B. nur mehr 39 Prozent der Guldein-Schulkinder „unterernährt". Die Annahme, daß das stark abgemagerte Kinder sein müßten, trifft durchaus nicht zu.

Das schlimmste Versehen scheint mir aber, daß die Zunahme der Körpermaße in der ersten Hälfte jeder Entwicklungsperiode ganz unberücksichtigt blieb. Die Vergleichswerte von Oppenheimer und Landauee geben an oder sollen angeben, wie lang und wie schwer Kinder von $6^1/_2$, $7^1/_2$, $8^1/_2$ usw. Jahren sind. Die Werte für 6 bis $6^1/_2$, für 7 bis $7^1/_2$ usw. Jahre alle Individuen sind selbstverständlich niederer, auch dann, wenn es sich nicht um Untermaßigkeit oder Unterernährung

[1]) Hier brachten die Verfasser auf meinen Einwurf neuerdings eine Korrektur an.

handelt. Geht man nach Oppenheimer und Landauer vor, so muß man durchschnittlich 50 von 100 vollständig normalen Kindern unterernährt finden!

Um zu beurteilen, welches Längen-Gewichtsverhältnis die vermeintlich unterernährten Kinder haben, berechneten Oppenheimer und Landauer das sogenannte Zentimetergewicht, eine Maßzahl, die zum Vergleich der Statur bei verschiedener Körperlänge, wie ich zeigen konnte, unbrauchbar ist und wenigstens[1]) durch den sogenannten Livischen Index hätte ersetzt werden müssen. Tut man dies, so findet man hinsichtlich eines von Oppenheimer und Landauer angestellten Vergleiches zwischen Münchener und Berliner Kindern genau das Gegenteil von dem, was die Autoren — irregeführt durch das Zentimetergewicht — gefunden haben wollen. Oppenheimer, der diesen meinen Einwand (ohne objektiven Grund) als den hauptsächlichsten bezeichnet, hat dagegen einen besonderen Gewährsmann mobilisiert (Münchener Med. Wochenschr. 1912, Nr. 13) und glaubt mich mit Hilfe von dessen Gutachten „schlagend widerlegt" zu haben. Interessenten hierfür bitte ich, meine Notiz in Nr. 19 jener Wochenschrift nachzulesen: sie werden sehen, daß dieser Rechtfertigungsversuch mißlungen ist. Hier sei nur erwähnt, daß die Venus von Milo an einer treu nachgebildeten Marmorstatuette von etwa 20 cm Höhe 1/100 von dem Zentimetergewichte des Originales hat, somit nach Oppenheimer und Landauer mächtig „unterernährt", „hungernd" erscheint. Der für die Vergleichung der Statur bei verschiedener Körperlänge allein brauchbare Liv-Index ergibt natürlich für Original und Kopie genau denselben Wert.

Trotz alledem will Oppenheimer an der Brauchbarkeit der angewandten Methode festhalten, ja er bringt neuerdings einen „Beweis" dafür. Er spricht nämlich davon, daß die Münchener Schulärzte in gewisser Hinsicht zu gleichen Resultaten gekommen seien, wie er mit Landauer. Nach einer Notiz in der Gemeindezeitung konstatieren die Münchener Schulärzte eine „gute Körperbeschaffenheit" bei 34 Prozent aller Kinder, und diese Zahl steht tatsächlich recht nahe den 37 Prozent Kindern, die Oppenheimer und Landauer in „gutem Allgemeinzustande" fanden. Wir aber steht es, müssen wir uns fragen, mit den übrigen Kindern? Die restlichen 63 Prozent bei Oppenheimer und Landauer führen diese Autoren als „unterernährt, hungernd"; die restlichen 66 Prozent der Schulärzte aber zerfallen in 60 Prozent Kinder von mittlerer und 6 Prozent von schlechter Körperbeschaffenheit. Oppenheimer läßt nun glauben, daß die 60 Prozent „mittlere" Kinder der Schulärzte den abnorm befundenen zuzurechnen seien, indem er sagt: „Die andern Beobachter (hier die Schulärzte) teilen dann die zirka 60 Prozent (hier 66 Prozent. Bf.) der nicht genügend ernährten oder der unterernährten Kinder noch ein in Kinder mit mittlerer und in solcher mit schlechter Körperbeschaffenheit." Dies entspricht aber — wie man ohne weiters vermuten kann und wie der Herr Obmann der Münchener Schulärzte zu bestätigen die Güte hatte — ganz und gar nicht der Auffassung dieser Beur-

[1]) Daß man aus dem Längen- und Gewichtsmaß allein — wie immer man sie in Beziehung bringe — einen Index für den „Ernährungszustand" berechnen könne, ist bei der komplexen Natur dieses Begriffes natürlich ganz ausgeschlossen.

teiler. Als „mittel“ werden nach ihren Vereinbarungen von den Schulärzten jene Kinder bezeichnet, deren Körperbeschaffenheit weder ausgesprochen günstig noch ausgesprochen ungünstig erscheint, mit einem Worte zu besonderer Erinnerung keinen Anlaß gibt. Sonach blieben den 63 Prozent Oppenheimers wohl nur die 6 Prozent der Schulärzte gegenüberzustellen und könnte von einer Übereinstimmung keine Rede sein.

Aber Oppenheimers Irrtum geht noch weiter. Die von ihm herangezogene Rubrizierung der Schulärzte hat nämlich mit dem Ernährungszustand überhaupt nichts zu tun! Der Ernährungszustand wird vielmehr in einer anderen, zweiten Rubrik des Gesundheitsbogens gesondert verzeichnet, wie K. E. Ranke jüngst auch in der Münchener Gesellschaft für Kinderheilkunde mitteilte. Diese Art der Fragestellung soll der weitgehenden Unabhängigkeit des Ernährungszustandes vom Gesundheitszustande Rechnung tragen und dem Fehler vorbeugen, daß beide konfundiert werden. So schreibt mir denn der Obmann der Schulärzte: „Die von Herrn Dr. Oppenheimer angezogene Zahl der im Jahre 1909/10 unter den zur Entlassung kommenden Schülern gesundheitlich gut befundenen Kinder (die obigen 34 Prozent) hat demnach keinerlei meßbare Beziehung auf den Ernährungszustand und kann in keiner Weise für oder gegen seine Ansichten benützt werden.“

Wie groß nach dem Urteil der Schulärzte der Prozentsatz der schlecht genährten Kinder in den Münchener Schulen (laut zweiter Rubrik des Gesundheitsbogens) ist, wäre recht interessant zu erfahren, wenngleich diese Zahl einigermaßen subjektiv und auch nach Ansicht der Schulärzte gewiß weit größer als die der „hungernden“ Kinder sein wird. Leider wurde hierüber nichts bekanntgegeben und es ist trotz des so lebhaften Disputes über die Angelegenheit im Rathaus merkwürdigerweise niemand auf den Vorschlag gekommen, die hier zuständigen Spezialsachkundigen, nämlich die Schulkinderärzte, um ihre Meinung anzugehen. Dagegen konnte ich diesen Verhandlungen eine andere Zahl entnehmen. Bei einer von der Lokalschulkommission veranlaßten Erhebung über unzureichendes häusliches Frühstück der Münchener Volksschulkinder habe sich herausgestellt, daß für eine Morgen-Schulspeisung von insgesamt 70000 Kindern ganze 298 oder 0,4 Prozent in Betracht kommen!

ad. 2. Oppenheimer und Landauer schlossen aus dem Befunde von Untermaßigkeit unmittelbar auf zu geringe Ernährung der Kinder. Ein solcher Schluß ist nach den Regeln der Logik nur für Jenen zulässig, der annimmt, daß andere Gründe für die Untermaßigkeit — als zu geringe Ernährung — nicht in Betracht kommen. Ich habe der entgegengesetzten Überzeugung Ausdruck gegeben. Diesen Teil der Kontroverse führt Oppenheimer auf ein großes Mißverständnis meinerseits zurück. Das Mißverständnis (das wohl vielen oder allen Lesern jenes Aufsatzes passiert ist und durch gewisse Umstände vielleicht noch besonders begünstigt war) sei durch eine nicht korrekte Ausdrucksweise im ersten Aufsatze von Oppenheimer und Landauer bedingt worden. Die Autoren bezeichnen nunmehr den Schluß: „Geringer Ernährungszustand (*recte* Untermaßigkeit) *ergo* quantitativ unzureichende Ernährung“ als geradezu „absurd“. Damit ist in diesem Punkte eine erfreuliche

Verständigung angebahnt. Denn nun brauchten Oppenheimer und Landauer nur mehr den als richtig anerkannten allgemeinen Grundsatz auf den speziellen vorliegenden Fall anzuwenden, d. h. auch die heute verbreitete Meinung, daß die vielen untermaßigen Individuen der Münchener Vorstadtschulen erwiesenermaßen hungern und weiter die Annahme, daß Schulspeisung das Übel der Untermaßigkeit an der Wurzel fassen und ihm generell wirksam begegnen könne, als absurd oder wenigstens als irrig zu bezeichnen, um der Zustimmung sehr vieler Sachverständiger sicher zu sein.

Die Forderung einer Schulspeisung ist nicht nur nicht „die Konsequenz", sondern auch nicht „eine der Konsequenzen" der tatsächlich oder vermeintlich festgestellten Untermaßigkeit vieler Schulkinder. Schulspeisung ist lediglich eine der Maßnahmen, die möglicherweise gegen das besagte Übel in Betracht kommen — soferne sich nämlich unter den wirklich untermaßigen Individuen auch solche finden würden, bei denen die niederen Körpermaße durch habituell zu geringe Nahrungszufuhr hauptsächlich oder mitbedingt ist.

Oppenheimers Aufsatz in der letzten Nummer dieser Zeitschrift läßt den Leser vermuten, daß ich ein absoluter Gegner der Schulspeisung, wenn nicht gar sozialer charitativer Fürsorgetätigkeit überhaupt sei; wären doch meine Angriffe geeignet, Oppenheimers „ganze Idee (einer erweiterten Schulspeisung) schwer zu schädigen" und hätte ich seinem Appell an den Opferwillen von Privaten und an die Intervention von Behörden entgegengearbeitet! Dies alles trifft nicht zu und wäre auch mit meinem Beruf als Leiter charitativ tätiger Anstalten kaum vereinbar. Ich bin wahrhaftig nicht der Unmensch, der einem hungernden Schulkinde die Speisung mißgönnen würde! Richtig ist nur, daß ich mich gewissen gegen die Schulspeisung vorliegenden Einwänden nicht gänzlich verschließen kann. Vor allem aber glaube ich, daß das beitragleistende Publikum und daß die Behörden von heute weniger gerührt, als durch objektiv zuverlässigen Bericht über die tatsächlich vorliegenden Mißstände informiert und auf jene Art der Abhilfe hingewiesen sein wollen, die unter möglichst geringem Aufwand die Not am richtigen Punkte anfaßt, die gewissermaßen den Nagel auf den Kopf trifft. Werktätige Menschenfreunde wird man dann am ehesten und dauernd geneigt finden, Opfer für die Sache zu bringen, wenn man sich darüber ausweisen kann, daß man die Mittel auf Grund eingehenden, möglichst erschöpfenden Studiums der Schäden verwendet hat oder zu verwenden gedenkt. Ich müßte sehr bedauern, wenn es übersehen würde, daß ich in dem erwähnten Aufsatz positive, konkrete Vorschläge zu solchem Studium gemacht und Methoden zu sachdienlichen Erhebungen angegeben habe. Aber auch weiterhin wäre ich gerne bereit, mich in den Dienst der Sache zu stellen, wenn man sie nur auf wohlfundierter Basis angreifen wollte. Vielleicht habe ich das Vergnügen, mich derart mit Herrn Kollegen Oppenheimer zu ersprießlicher Arbeit zusammenzufinden. Den heutigen Stand der Frage aber glaube ich nicht besser als durch die Schlußsätze meines früheren Aufsatzes charakterisieren zu können: „Es ist unerwiesen und recht unwahrscheinlich, daß die Hälfte oder gar die Mehrzahl der Münchener Vorstadtschulkinder hungert und infolge habitueller Unterernährung in der Körper

entwicklung zurückgeblieben iſt. Die dankenswerten Erhebungen von Oppenheimer und Landauer werden nach gewiſſem Plane erweitert und vertieft werden müſſen. Vielleicht gelingt es ſo feſtzuſtellen, wie viele und welche Schulkinder unter einer quantitativ unzureichenden Ernährung leiden, und werden ſich darauf Vorſchläge zu einer rationellen Abhilfe gegen das Übel baſieren laſſen."

München. Meinhard Pfaundler.

Dazu ſchreibt uns der Verfaſſer des Artikels über die „Hungernden Kinder":

Die „poſitiven, konkreten Vorſchläge" des Herrn Profeſſor von Pfaundler ſind keineswegs überſehen worden; da ſie im weſentlichen darin gipfeln, die Kinder ſelbſt abſchätzen zu laſſen, wie viel ſie gewohnheitsmäßig zu Hauſe eſſen, habe ich ſie aber mehr als einen Beitrag zur Pſychologie der Ausſage als zur vorliegenden Frage aufgefaßt. Auch auf Scherze wie den, daß das Zentimetergewicht einer Verkleinerung der Venus von Milo ſie als unterernährt erweiſen müßte, kann ich nicht eingehen. Dazu iſt mir die Sache zu ernſt. Profeſſor von Pfaundler faßt ſie offenbar nicht ſo tragiſch auf; er findet, daß die zirka 60 Prozent „mittleren" Kinder der Schulärzte, die Kinder, deren Körperbeſchaffenheit weder ausgeſprochen günſtig, noch ausgeſprochen ungünſtig iſt: „zu beſonderer Erinnerung keine Veranlaſſung geben". Hier — im Kernpunkt — gehen unſere Anſichten diametral auseinander.

Nun gehört Profeſſor von Pfaundler zu denen, die bei ſolchen Fragen mit dem Ruf der Stadt operieren. Es iſt niemanden eingefallen, der Stadt einen Vorwurf zu machen. Für ſozial empfindende Menſchen leidet der Ruf einer Stadt nicht dadurch, daß ſie Not beherbergt und dieſe Not nicht von heute auf morgen beheben kann. Bei uns würde die Stadt nur dann „kompromittiert", wenn ſie nicht an der Abſtellung dieſer Not mitarbeitete. Alle maßgebenden Faktoren ſind aber darin einig, daß die Schulſpeiſungen ausgedehnt und verbeſſert werden müſſen und gewillt, dabei mitzuwirken. Da bis zu dieſem Augenblick nicht die Mittel vorhanden waren, einer Anzahl von Schulkindern, die zu Haus kein Mittageſſen bekommen, einen Teller Suppe zu geben, können wir mit dem Ausbau der Schulſpeiſung unmöglich warten, bis die eventuellen Unterſuchungen nach Pfaundlers Methoden abgeſchloſſen ſind.

München. Karl Oppenheimer.

Die Gefahren des Kino.

Sie wünſchen eine Darlegung meiner Anſchauungen über die Gefahren des Kinematographen vom Standpunkte des Arztes und Pſychologen. Ich habe mich in letzter Zeit viel mit dieſer Frage beſchäftigt und den „Kino", der zum Volkstheater unſerer Zeit geworden iſt, eingehend ſtudiert. Wie jede Erfindung, ſo hat auch der Kinematograph ſeine Entwicklungsgeſchichte von der primitiven Form bis zur techniſchen Vollendung. Die körperlichen Schädigungen, die uns heute noch im Kino zugefügt werden, hängen zum großen Teil mit techniſchen Mängeln zuſammen. Die Blendung und Überanſtrengung der Augen, die Beläſtigung des Ohrs durch das unangenehm raſſelnde Geräuſch ſind im eleganten modernen Kino der Großſtadt ſchon weit weniger bemerkbar geworden, und man darf hoffen, daß die Technik binnen kurzem dieſer Übelſtände ganz Herr werden wird. Die Gefahren des Kinematographentheaters ſind vor allem auf

seelischem Gebiet zu suchen. Manche haften dem Kinematographen als solchem an und sind von der Darstellung komplizierter Bewegungsformen durch die lebende Photographie unzertrennlich; andere hängen nur von dem Inhalt des Dargebotenen ab und sind bei gutem Willen zu vermeiden. Eine länger dauernde Darbietung kinematographischer Bilder erzeugt Müdigkeit und Abspannung, weil der rasche Ablauf sich stets ändernder Bilder und die ausschließliche Einwirkung der Reize auf das Auge die Aufmerksamkeit enorm anstrengt. Dazu tritt die gemütliche Spannung, die der Inhalt der Stücke häufig erzeugt. Die Übermüdung macht sich namentlich beim Kinde bemerkbar, das viel langsamer auffaßt als der Erwachsene, weil es bei dem, was es sieht, viel weniger an Bekanntes und schon Gewußtes anknüpfen kann. Die meisten belehrenden Films langweilen das Kind, weil es nicht imstande ist, im Flug die Arbeit zu bewältigen, die zur scharfen Beobachtung und geistigen Verarbeitung kurzzeitiger Bewegungsbilder nötig ist. Es hat physiologische Ursachen, wenn der humoristische Film und die derbe Situationskomik die Jugend am meisten entzücken. Denn diese sind restlos verständlich, ohne daß die Aufmerksamkeit peinlich angespannt werden muß; sie verlangen kein aktives Erfassen des gesamten Details, weil sie Vorgänge schildern, die dem kindlichen Gedanken- und Betätigungskreis auch sonst nahe liegen. Ein Lausbubenstreich ist nach Inhalt und Sinn leichter zu verstehen als die Vorführung einer Tabakernte oder eines Eisenwerks. Die Inhaber der Kinematographentheater wissen längst, daß nicht die belehrenden Films, sondern die derb-komischen Szenen und das Schauerdrama die Kassenstücke darstellen. Ein Blick auf die Ankündigungen zeigt dies deutlich. Allen „Dramen" gemeinsam ist der Versuch, Gedanken, Gefühle und Taten der Menschen mit den Mitteln der lebenden Photographie zur Anschauung zu bringen. In jeder höheren Kultur sind aber die meisten feineren seelischen Ausdrucksmöglichkeiten an die Sprache gebunden; psychologische Kennzeichnung ohne Sprache ist nur in beschränktem Sinne möglich. Will der Kinematograph seelisches Leben schildern, so muß er, um verständlich zu sein, sich auf die elementaren Ausdrucksformen des Seelischen in Mienen, Gesten und Bewegungen beschränken; er muß vergröbern und übertreiben. Das ist der eine Grund, warum das Triviale, das Plumpe und Groteske, das Sentimentale und das Schauerliche das „Drama" des Kinematographen beherrschen. Ein anderer Grund ist der, daß das im Kinematographenwesen konzentrierte Großkapital nur an wenigen Stätten der Welt unterhaltende Films anfertigt und diese nun in die ganze Welt hinausschickt; sie müssen dem Australier ebenso wie dem Amerikaner, dem Südländer ebenso wie dem Nordländer gefallen. Sollen Menschen jeder Art und Kultur Genuß und Vergnügen finden, so können bei der relativen Dürftigkeit der Ausdrucksmittel auch nur relativ elementare, wenig komplizierte Vorgänge des menschlichen Lebens zur Darstellung kommen. Diese Konzession an den Geschmack des internationalen Publikums findet ihre Unterstützung in der psychologischen Tatsache, daß der primitive Mensch und das Kind auf dem Theater die starken Leidenschaften, die scharfen Kontraste, das Rührselige und das Schauerliche, das Freche und Burleske, das wild Erotische und das faszinierende Verbrechen lieben. Alle diese Dinge teilt das Drama im Kino mit dem Schund- und Detektivroman. Allein der Kinemato-

graph wirkt schädlicher und nervenzerstörender durch die zeitliche Konzentration der Vorgänge. Beim Lesen können wir beliebig Halt machen, Kritik üben, uns durch Nachdenken und geistige Verarbeitung von dem drückenden Inhalt des Schundromans befreien. Anders beim Kino. Die rasche Folge der aufregenden Bilder steigert die gemütliche Spannung ins Unerträgliche, es bleibt dabei keine Zeit zum Nachdenken und damit zum psychologischen Ausgleich. Die schauerlichen Stoffe erschüttern namentlich beim Kind und beim sensiblen Menschen das Nervensystem bis zur Qual, aber sie geben uns nicht die Mittel, um uns dieser Angriffe auf unser Seelenleben zu erwehren. Nur wenige Menschen haben so viel sinnliche Phantasie, um beim Lesen die Dinge plastisch vor Augen zu haben; der Kino stellt aber alles leibhaftig vor Augen, und das Milieu begünstigt eine tiefe Suggestivwirkung: Der dunkle Raum, das eintönig summende Geräusch, die Aufdringlichkeit der Bilder schläfern die Kritik ein, und so wird der Inhalt des Dramas zur verhängnisvollen Suggestion für die willenlos hingegebene Psyche des einfachen Menschen. In den komischen Films vermissen wir den echten Humor und finden fast nur eine derbe Situationskomik. Prügeleien, handgreifliche eheliche Streitigkeiten, die Dummheit und Hilflosigkeit des Betrunkenen, Ehebruchszenen mit Verspottung des betrogenen Ehegatten erwecken besonderen Jubel. Trickszenen, bei denen durch technische Künsteleien phantastische Vorkommnisse von oft drolliger Art scheinbare Wirklichkeit gewinnen, sind meist albern und dumm, selten geschmackvoll. Die sportlichen Darstellungen sind selten so anschaulich, daß sie wirkliches Interesse erregen. Von historischen und politischen Ereignissen früherer Zeit bekommen wir namentlich grauenerregende Dinge zu sehen: die Schrecken der Bartholomäusnacht, die Folter der Inquisition, die Grausamkeiten der russischen Justiz. Im Mittelpunkt der Programme stehen die realistischen Dramen: „Die weiße Sklavin", „die Vampyrtänzerin", „die Rache des Indianers" und so weiter. Die widerliche Spekulation auf die Freude der Menschen am Krassen und Schauerlichen, am Sentimentalen, am sexuell Aufregenden macht sich breit. Zerrbilder von Elend und Not, Armut und Krankheit erzeugen quälende Gedanken über die Ungerechtigkeit der Welt, rauben die Achtung vor Gesetz und staatlicher Autorität. Sexuelle Schweinereien hält bei uns in Deutschland die Polizei im allgemeinen zurück, aber eine lüsterne Erotik kommt immer noch zu ihrem Recht, und es ist kein Zweifel, daß der Kino, in dem Kinder und Halberwachsene immer mehr zu Hause werden, auch nach dieser Richtung hin eine ernste Gefahr darstellt. Für noch gefährlicher halte ich die oft grauenhaft plastischen Darstellungen aus dem Verbrecherleben. Enden diese Verbrecherdramen auch in der Regel mit einem moralischen Schluß, bei dem das Verbrechen seine Sühne findet, so wäre es doch völlig verfehlt, zu glauben, daß solche Darbietungen deshalb ungefährlich seien. Der Abschreckungswert des moralischen Schlusses fällt gar nicht ins Gewicht gegenüber der tiefen Wirkung, welche die Heldentaten des kühnen Verbrechers auf das jugendliche Gemüt ausüben. Die Gewissenlosigkeit und Gefühlsrohheit, die in der Anfertigung und Darbietung scheußlicher Films mit „berühmten Verbrechern" gelegen ist, kann gar nicht scharf genug verurteilt werden. Die Erfahrungen der Jugendgerichte lehren, daß in der Tat der Kino neuerdings immer mehr zum Ver-

derber der Jugend wird. Auch der Selbſtmord wird mit allem nur denkbaren Grauen im Kino vor Augen geführt. Und endlich beſteht die Gefahr, daß die plaſtiſche Vorführung grauſamer Handlungen krankhaft veranlagte Menſchen zu geſchlechtlichen Verirrungen führt.

Man beruhige ſich nicht mit dem Einwand, die kinematographiſchen Darbietungen ſeien zu geſchmacklos, um eine tiefere Wirkung auszuüben. Nichts wäre irrtümlicher, als eine ſolche Annahme. Was dem äſthetiſch geſchulten Geſchmack des Gebildeten fad und ungenießbar erſcheint, was er als groteskes Zeug innerlich unberührt abſchüttelt, das kann auf Ungebildete und Kinder einen nervenzerſtörenden Einfluß ausüben. Wir Nervenärzte wiſſen, wie oft ein ſtark affektvolles Erlebnis die nervöſe Geſundheit jugendlicher Menſchen gefährdet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Seelenverfaſſung eines phantaſievollen Kindes, das im verdunkelten Raum des Kino mit fiebernden Pulſen alle Schrecken des Dramas miterlebt, einer tiefen und nachhaltigen Suggeſtion zugänglich iſt. Die Zeitungen melden uns erſchreckende Vorkommniſſe, bei denen jugendliche Perſonen das im Kino geſehene Verbrechen in der Wirklichkeit nachahmen wollen.

Noch ein Wort über die religiöſen Films. Wer es nicht geſehen hat, macht ſich keinen Begriff davon, in welch unſagbarer Scheußlichkeit die Leidensgeſchichte Chriſti im Kino vorgeführt wird. Die göttlichen Geſtalten, die ein Michelangelo, Donatello, ein Raphael und Dürer geſchaffen haben und die heute in guten Nachbildungen zu billigem Preis dem Publikum zugänglich gemacht werden können, werden durch die Geſtalten des Kino verdrängt!

So beſteht die Gefahr, daß die wundervolle Erfindung Lumières, die uns geſtattet, die Bewegungen und Handlungen eines lebenden Weſens objektiv getreu der Mitwelt zu ſchildern und der Nachwelt zu überliefern, von einem profitgierigen Großkapital für Zwecke verwendet wird, die unſerem Volke ſchweren Schaden bringen. Wenn der Kinematograph ſelbſt einen großen techniſchen Fortſchritt bedeutet, ſo bedeutet das Kinematographentheater eine ernſte Gefahr für Sittlichkeit und Geſchmack. Es iſt ja doch nicht zu leugnen, daß bei den niederen Schichten unſeres Volkes die verwerflichſten Stücke die größte Zugkraft beſitzen. Wenn wir aber die Überzeugung haben, daß dieſer Kino in ſeiner heutigen Form nicht bloß den Geſchmack verdirbt und den Wirklichkeitsſinn trübt, ſondern auch das geſunde Denken und Fühlen unſeres Volkes gefährdet, Leib und Seele der Jugend ſchädigt, ſo müſſen wir Hilfe ſuchen, wo immer wir ſie finden. Wir werden die ſtaatliche Hilfe nicht entbehren können. Wer auf rohe Maſſeninſtinkte ſpekuliert, iſt noch immer auf ſeine Rechnung gekommen. Mit unſerer Aufklärungsarbeit in Wort und Schrift kommen wir denen, die der Aufklärung bedürfen, nur ſelten bei. Und ſo wird nur der Staat Wandel ſchaffen können. Glücklicherweiſe mehren ſich die Zeichen dafür, daß er auch gewillt iſt, ſeine Aufgabe zu erfüllen.

Tübingen. Robert Gaupp.

Erzählungen.

Den Leſern dieſer Zeitſchrift, wie einem Dichter vom Range Hermann Burtes, bin ich gleichermaßen ſchuldig auf den Wiltfeber hinzuweiſen (Leipzig,

Gideon Karl Saraſin), obgleich ich dieſe „Geſchichte eines Heimatſuchers“ für eine barocke Verirrung halte; inhaltlich ſozuſagen eine Verquickung von Martin Salander und Nietzſche, von Rembrandt-Deutſchem und Sebald Soekers Pilgerfahrt; im Stil eine Verquickung von Bibel und Zarathuſtra, der doch ſelbſt wieder Bibel aus zweiter Hand iſt, mit gehäuften ſprachlichen Kunſtſtücken, die eben in ihrer Abſichtlichkeit und Häufigkeit unkünſtleriſch wirken. Der Tendenz nach eine große Abrechnung mit der Verflachung, Verrohung und Verfälſchung des deutſchen Weſens; eine Abrechnung jedoch, die mit Ausnahme einer Bauerngeſchichte, nirgends zu Geſchehniſſen geſtattet iſt, ſondern durch unendliche Reden erfolgt; oder ſollte am Ende gerade das die geheime Ironie des Autors ſein? Pathetiſche Abſichtlichkeit ſelbſt dort, wo vom Leben der Geſchlechter die Rede iſt. Ich halte eine ſolche Miſchung von Symbol und Wirklichkeit, von Geſchichte, Pamphlet, beinahe Schlüſſelroman, mit Predigt, Polemik und Feſtrede nicht aus. Es iſt, als nähme der Autor in einem fort den Mund zu voll; ſein Ton wirkt ſchreiend; zwiſchen ſeinem bibliſchen Pathos und moderner Welt beſteht dieſelbe Diskrepanz, deren Peinlichkeit auch im Zarathuſtra manche Partien raſcher veralten läßt. Ein unkünſtleriſches Buch, deſſen Lektüre ich allen Leſern dennoch angelegentlich empfehle. Denn dieſer Hermann Burte iſt ein genialer Kerl, der gewaltig viel zu ſagen hat und von Einfällen und Bildern nur ſo ſtrotzt; ich konnte den Roman nur mit fortwährendem Ingrimm über ſeine Formloſigkeit weiter leſen und las ihn doch mit einer Spannung zu Ende, die nicht der Handlung galt, ſondern dem Verfaſſer. Ich hatte Burte für ſehr bedeutend und bin überzeugt, er hat eine Zukunft vor ſich wie wenige. Darum war ich erſtaunt, daß er, der in ſeinem großen Sonettenbuch Patricia die innere Form des Sonetts ſo glücklich getroffen hat, in dieſem Werke die Form des Romans ſo unglücklich mißbraucht. Man hat immer Grund Angſt zu empfinden, wenn ein Deutſcher als Künſtler rhetoriſch wird. Darum kann ich nur offen warnen: dieſes als Perſönlichkeitsdokument ſtarke Buch iſt künſtleriſch gar nicht gut, und ich hielte es für ein Unglück für den deutſchen Roman, wenn es unkritiſche Leſer oder gar Nachahmer fände. Burtes Gefahr iſt ſeine Beherrſchung des Wortes; ſtrengſte Selbſtzucht das einzige Mittel, der zu werden, der er iſt.

Es iſt kein erfreuliches Zeichen für den Geſchmack deutſcher Bücherkäufer, wenn ſo feine Schöpfungen wie die Italieniſchen Erzählungen der Iſolde Kurz volle ſiebzehn Jahre brauchten, um endlich die zweite Auflage zu erleben (Cotta, ungeb. 3.50 M). Jedes der ſechs Stücke iſt ein kleines Meiſterſtück, jedes in ſeiner Art vorzüglich erzählt; was den einzelnen Novellen eine beſondere Beleuchtung gibt, iſt die aus jahrzehntelangem Aufenthalt gewonnene Kenntnis des vergangenen und des gegenwärtigen Italien, beſonders jener Kreiſe, in denen Fremde und Einheimiſche zuſammentreffen. Iſolde Kurz beſitzt eine Sicherheit des erzählenden Vortrags, die ſelbſt einen pathologiſchen Stoff wie den der letzten Erzählung bewältigt, ohne in pathologiſche Unruhe zu verfallen.

Hermann Bangs hinterlaſſener Roman Die Vaterlandsloſen iſt ein ergreifendes Buch (S. Fiſcher, 4 M). Kein Roman im Sinne kunſtmäßigen Aufbaus. Zwei Teile, von denen der erſte, kürzere, das ganze lange Leben des großen gräflichen Violinvirtuoſen bis dahin behandelt, der zweite, um die Hälfte längere,

die paar Tage in der däniſchen Heimat ſeiner Mutter. Keine Proportion, nicht einmal der Verſuch dazu; der Bau einer Geſchichte war leider für Bang das gleichgültigſte Ding von der Welt. Was zu erzählen ihn reizt, iſt ein ſchwermütiges Stück Einzelleben, ſind die vielen Stücke einzelner Leben neben ihm, wie ſie ſich im Geſpräch, mehr noch im Unausgeſprochenen und Unausſprechbaren, müder Geberde, müder Haltung, müdem Verſtummen offenbaren. Die Schärfe der Beobachtung kommt der Feinheit der Empfindung gleich. Es weht eine grenzenloſe Lebensmüdigkeit von dieſem Buch aus, wie von manchen Stellen des Niels Lyhne, der freilich als Lebensbild und als Dichtung unvergleichlich höher ſteht; jene nihiliſtiſche Müdigkeit, die das Leben ſinnlos und zwecklos findet, verbunden mit der Schwermut des Wurzelloſen, des Virtuoſen, deſſen Heimat die Konzertſäle Europas ſind. Symbol iſt dies Buch vom Anfang bis zum Ende, ein Symbol von jener ſelben wehtuenden Deutlichkeit, wie Henrik Ibſens allerletztes Stück.

Noch gut erinnere ich mich des Tages, im allererſten Jahre dieſer Zeitſchrift, als ein kleines Manuſkript einlief „Wie der Adam ſtarb“. Endlich! ſagte der Herausgeber dieſer Blätter. Das ſollte heißen: endlich ein Manuſkript eines Unbekannten, hinter dem ein Menſch ſteckt, nicht bloß eine Schreibmaſchine; endlich eine Geſchichte, die Hand und Fuß hat! Seit der Zeit iſt jeder Tag, an dem ein Manuſkript von Auguſte Supper einlief, rot angemerkt worden. Welch ſtarke Erzählerbegabung ſie iſt, zeigt ihr neuer Novellenband Holunderduft (broſch. 3.50 M), der im Verlage der S. M. erſchien. In allen Blättern iſt das Buch geprieſen worden; ſo darf wohl auch in dieſen Blättern von ihm geſagt werden, daß es die Kunſt der Dichterin auf alter Höhe, aber vielfach auf ganz neuen Pfaden zeigt.

Der Roman des Mädchens aus guter Familie, das, künſtleriſch begabt, nach Berlin geht, dort in Kreiſe der Bohème gerät, eine übereilte Ehe eingeht und enttäuſcht Gatten und Stadt verläßt, um in der Heimat ein ſtilleres Glück zu finden, iſt bisher kaum ſo feſſelnd und fein erzählt worden, wie Liesbet Dill es in ihrem Roman Freiheit tut (Deutſche Verlagsanſtalt, 4 M), einem Buche von einer für einen Unterhaltungsroman bemerkenswerten Sicherheit des Vortrags und Sauberkeit der Mittel.

Eines der Mittel, den monotonen Unterhaltungsroman zu beleben, iſt die Entdeckung neuer Berufsſphären und der ihnen eigentümlichen Konflikte. In dem einen von zwei neuen Büchern wird dies Ziel gefühlvoll angeſtrebt, im zweiten glänzend erreicht. „Im Sanatorium“ von Emma Böhmer (Berlin, Concordia) iſt mit dem Herzen geſchrieben, was im Roman durchaus kein Vorzug iſt. Die kühle, ſichere und ſcharfe Beobachtung, die nötig geweſen wäre, um aus dem Sanatoriumsroman die in ihm ſteckende Komödienſtimmung herauszubringen, macht den Roman eines jungen Doktors „Der Charlatan“ von Lydia Danöſen (München, Langen) zu einem Buche, bei dem man ſich nicht langweilt. Klug, knapp, ironiſch, faſt witzig wird vorgeführt, wie aus einem anſtändigen Arzt der Charlatan wird, der er ſein muß, um die Dummheit des Publikums als Baſis zu einer Lebensſtellung zu benützen. Das Buch iſt ganz frei von all den üblen Eigenſchaften, die einem ſonſt die Damenromane unerträglich machen: Heiratsſtifterei, Weitſchweifigkeit, Gefühl.

Im Jahr 1853 ſind Ludwig Steubs Novellen und Schilderungen zuerſt erſchienen. Jetzt, nach faſt ſechzig Jahren, haben ſie es unter dem glücklicheren Titel Geſammelte Novellen zur dritten Auflage gebracht (Stuttgart, Bonz, 2.50 M). Vielleicht winkt dem Buche nun ein günſtigeres Geſchick; es verdient das günſtigſte. Welcher Heutige ſchriebe die Leidens- und Wariegeſchichte vom Rechtspraktikanten, der auf die Anſtellung als Amtsrichter wartet, mit ſolch köſtlicher Behaglichkeit! Wie einfach iſt die Trompete in Es, iſt Die Roſe der Sewi erzählt: wer kann das heute noch? Steub gehört zu jenem getſtigen Stammtiſch, dem der alte Trautmann hätte angehören können, mit Meiſter Joſephus und Hans Hopfen, als beide noch jung waren. Wir haben nicht viele Humoriſten ſeinesgleichen. Heuer, da die Landſchaft der Roſe der Sewi dank dem Erler Paſſionsſpiel von Tauſenden beſucht werden wird, ſeien dieſe Novellen allen Freunden ſolch einer im beſten Sinn altmodiſchen Erzählungskunſt empfohlen; ſie werden ihre Freude daran haben.

Mit beſonderer Spannung verfolgt man die Entwicklung der Erzählung in Tirol. Man wird den Gedanken nicht los, dies Land müſſe nahe daran ſein, eine Erzählerbegabung erſten Ranges hervorzubringen. Einſtweilen bleibt's beim Hoffen; doch auch dies Suchen lohnt ſich, weil einem manches Bemerkenswerte dabei in die Hand kommt, das einem ſonſt entgangen wäre. So erging es mir mit Klara Pölt-Nordheims Geſchichten aus dem Samtal „Lodenrock und Wifflingkittel", die als Ganzes den Eindruck eines auffallenden Talents machen (Verlag der Deutſchen Alpenzeitung). Es ſind Geſchichten darunter (Das Heimatle, Der Mesnerknecht, Der Kirchenſtuhl, Die Totenrappen), die auch in einem Band von Schönherr keine ſchlechte Figur machen würden; andere, deren ſtarker volkskundlicher Einſchlag an Roſegger erinnert. Wenn die Verfaſſerin ſtädtiſch wird, verfällt ſie der Sentimentalität, was umſo verwunderlicher iſt, als ſie ſonſt richtigen Humor beſitzt.

Famos! Novelliſtiſche Nettigkeiten wie Steub und Pölt-Nordheim lobt er, und an einem Lebensbuch, hinter dem ein Dichter und Denker ſteckt, nörgelt er hin und her wegen eines Bißchen Form! ...

Es gibt kein Bißchen Form. Es gibt keine zufälltge Form. Es gibt nur notwendige Form. Künſtleriſche Form iſt ſichtbar gewordenes Weſen. Form abgetrennt vom Inhalt exiſtiert für den Dichter ſowenig wie Haut abgetrennt vom Körper für den Maler. Form iſt alles. *Veram artem nihil aliud affectare, atque quod Michael Angelus Buonarroti verbis „l'immortal forma" expressit*, lautete die bezeichnendſte Theſe des jungen Berliner Doktoranden Paul Heyſe. Wir erkennen keine Gedankenmalerei an, auch da nicht, wo ſie ſich mit beſcheidener Arroganz als Griffelkunſt definiert. Wir bringen nicht einmal mehr ſoviel Geduld auf, um die Ideenmuſiziererei eines Liſzt hiſtoriſch erträglich zu finden (hiſtoriſch lebt nämlich gar nichts; entweder es lebt, oder es iſt hiſtoriſch): und wir ſollten ein formloſes Buch entſchuldigen, weil es ein Gedankenroman iſt? Ich bin, wie jener Engländer, dafür, daß man mir die Haare und die Suppe geſondert ſerviert. Gedanken? Sehr gut! Ein Roman? Ausgezeichnet! Gedankenroman? Kellner, zahlen!

München. Joſef Hofmiller.

Dresdner Theater.

Im Mai-Heft Ihrer sehr geschätzten Zeitschrift findet sich ein Artikel „Dresdner Theater" von Margarete Siebert, den die unterzeichnete Generaldirektion nicht unwidersprochen lassen darf. Die Ausführungen des Fräulein Siebert könnten an sich der Generaldirektion dazu keinen Anlaß geben, wohl aber der Umstand, daß sie in einer so angesehenen Zeitschrift wie den „Süddeutschen Monatsheften" abgedruckt werden konnten.

Da kritischen Urteilen nur auf Grundlage von Tatsachen begegnet werden kann, so sei zunächst die Reihe der Novitäten und Neueinstudierungen des Königlichen Schauspielhauses im Spieljahr 1911/12, soweit es abgelaufen, mitgeteilt:

1. Zar Peter, Tragödie von Otto Erler.
2. Der große Tote, Sattrisches Lustspiel von Julius Magnussen und P. Sarauw.
3. Othello von Shakespeare (in neuer szenischer Gestaltung).
4. Eine Frau ohne Bedeutung von Oskar Wilde.
5. Das Kind, Komödie von O. Enking.
6. Judith von Hebbel (in neuer szenischer Gestaltung).
7. Der Hulla von Paul Ernst (in neuer Bearbeitung, Uraufführung).
8. Robert Guiskard von H. v. Kleist.
9. Der zerbrochene Krug von H. v. Kleist.
10. Götz von Berlichingen von Goethe.
11. Komödie der Liebe von Ibsen.
12. Richard III. von Shakespeare (in neuer szenischer Gestaltung).
13. Elga von Gerhart Hauptmann.
14. Gudrun von Ernst Hardt.
15. Zweimal zwei ist fünf von Gustav Wied.
16. Der heilige Hain von Fiers und Caillavet.
17. Die Erziehung zur Ehe von O. E. Hartleben.
18. Lottchens Geburtstag von Ludwig Thoma.
19. Godiva von Victor Hardung (Uraufführung).
20. Liebelei von A. Schnitzler.
21. Gyges und sein Ring von Hebbel (in neuer szenischer Gestaltung).
22. Wetterleuchten, Kammerspiel von August Strindberg (Uraufführung).
23. Der Tor und der Tod von Hugo v. Hofmannsthal.

Die Leser der „Süddeutschen Monatshefte" werden sich auf Grund dieser Angaben selber ein Urteil über die im Königlichen Schauspielhaus zu Dresden geleistete Arbeit bilden können. Die Zahl der literarischen Versuche und Uraufführungen hängt von mancherlei Umständen ab. Wenn aber, wie es in Dresden seit vielen Jahren geschieht, jährlich 3 bis 4 solcher Versuche gemacht werden, so daß in den letzten 15 Jahren über 60 Uraufführungen stattgefunden haben, so ist die Bemerkung des Fräulein Dr. phil. Siebert: „Für das Schauspielhaus sind zum Beispiel literarische Versuche unerlaubt" zum mindesten sehr leichtfertig.

Da nun neben den Autoren der Uraufführungen auch die anerkannten Modernen: Ibsen, Hauptmann, Schnitzler, Shaw, Wilde ꝛc. gepflegt werden und

ein großer Teil des Spielplanes von den Klassikern eingenommen wird, so ist, wie jeder unbefangene Beurteiler des Spielplanes zugeben muß, die bloße Unterhaltungsdramatik in sehr geringem Maße vertreten. Daß man, wenn die Bäume an den Elbufern blühen, ein paarmal — nach sehr ernsthafter Kunstarbeit im Winter — eine alte Posse im Kostüm der Zeit hat wiederaufleben lassen, dürfte der Theaterleitung nur von sehr griesgrämigen Rezensenten angekreidet werden. Auch Brahm und Reinhardt haben ja solche „Sünden" auf dem Gewissen. Der Umstand aber, daß das Königliche Schauspielhaus bei dem ausgesprochen literarischen Charakter seines Repertoires einen von Jahr zu Jahr steigenden Besuch aufzuweisen und infolgedessen gute Einnahmen zu verzeichnen hat, scheint Fräulein Dr. phil. Siebert besonders in den Harnisch zu bringen. Ihr sind „schlechte Geschäfte" anscheinend der Beweis für das „Literarische" des Spielplans und eine gefüllte Kasse scheint ihr für ein Kunstinstitut geradezu kompromittierend.

Fräulein Siebert konstatiert, daß die „literarisch durchgebildeten Leute Dresdens" e i n e Parkettreihe füllen würden. Wenn dem so wäre, so müßte sie doch logischerweise die Theaterleitung bei der so schwierigen Durchführung ihres literarischen Programms, das in Dresden ja nicht unbekannt ist, nachdrücklich unterstützen. Fräulein Siebert scheint auch eine derartige Absicht gehabt zu haben; denn am 27. September 1911 schrieb sie, als sie um einen Referentenplatz ersuchte: „Dresdens, seines Theaters Ruf wird durch sie (die Süddeutschen Monatshefte) gewiß am besten verbreitet". Sollte der Ruf des Theaters sich in einem Jahr so verschlechtert haben??

Fräulein Siebert behauptet weiter, daß im Ensemble des Königlichen Schauspielhauses die verschiedenartigsten Stile der Darstellung neben einander zu beobachten seien. Wenn sie einige Theatererfahrung hätte, würde sie wissen, daß solche Erscheinungen, namentlich in Übergangszeiten, an allen großen Bühnen zu konstatieren sind, die sich nicht auf die besondere Pflege eines „Genres" beschränken können.

Wissen muß aber Fräulein Siebert, daß im Ensemble des Königlichen Schauspielhauses in den letzten 10 Jahren sehr starke Veränderungen vor sich gegangen sind und daß ein Zuzug von jüngeren Kräften wie kaum an einem anderen Hoftheater stattgefunden hat. Wissen muß sie auch, daß die Theaterleitung gerade wegen „Nichtbeachtung der Gefühle treuer Anhänglichkeit" mehr als einmal heftig angegriffen worden ist.

Fräulein Siebert nimmt auch an all den von ihr so herb getadelten Erscheinungen ernstlich gar nicht solchen Anstoß, wie es nach ihrem Referat scheinen möchte. Denn sie hat es doch nicht verschmäht, mehrere ihrer dramatischen Werke („Sapho", „Tulipanen") dem Dresdner Hoftheater und seinem von ihr so geringschätzig behandelten Ensemble zur Aufführung vor der „einen Parkettreihe" anzubieten.

Dresden, Anfang Mai 1912. Mit vorzüglicher Hochachtung

Die Generaldirektion der Königl. Sächs. musikalischen Kapelle und der Hoftheater.

Graf Seebach.

Dazu schreibt uns die Verfasserin des Artikels über das Dresdner Theater:

Zu meinem nicht geringen Erstaunen hat mein kleiner Artikel „Dresdner Theater" an nicht hervorgehobener Stelle in den Süddeutschen Monatsheften den äußersten Unwillen der Dresdner Theaterkreise erregt, der sich nicht nur in obenstehender Ent-

gegnung, sondern auch in einem temperamentvollen Artikel eines Herrn Wolfgang Schumann im Dresdner Anzeiger, 11. Mai, Luft machte. Der Ton des Zeitungsartikels erübrigt ein Eingehen darauf. Dem offiziellen Vertreter des Dresdner Hoftheaters habe ich zu erwidern:

Jene Novitäten und Neueinstudierungen müssen mir wohl bekannt sein, denn ich stelle ihre Titel an die Spitze meiner Ausführungen.

Aber: Neueinstudierungen sind keine literarischen Taten. Schließlich muß an den ungefähr dreihundert Spieltagen in einer Stadt von mittlerer Größe Abwechslung geboten werden. Mit dem „Raub der Sabinerinnen" und dem „Doktor Klaus" kann keine größere Bühne mehr ihr Repertoire bestreiten.

Die sogenannten Erstaufführungen galten Stücken, die andre Bühnen, vor allem die Berliner, ausprobiert hatten oder deren Autoren allgemein bekannt sind. Sehr viele Stücke dieser bekannten Schriftsteller, etwa: Fuhrmann Henschel, Hanneles Himmelfahrt, fast alles Dargestellte von Shaw, Wilde usw., sind in Dresden erst viele, manchmal erst zehn Jahre nach ihrem Erscheinen aufgeführt worden, als sie also einen über jeden Zweifel sichern Wert darstellten. Von Ibsen wurde „Die Komödie der Liebe" gegeben. Die „Stützen der Gesellschaft" sind auf dem Repertoire. Was von Ibsen sonst! Nora? Rosmersholm? Die Gespenster? Die Wildente? Hedda Gabler? Wenn wir Toten erwachen? Man hat keine Besetzung für diese Stücke? Oder das Publikum lehnt sie ab? Die Vermutung liegt nicht zu fern, daß auch bei der „Komödie der Liebe" andere als nur literarische Rücksichten maßgebend waren.

60 Uraufführungen in 15 Jahren! Und davon wie viele Ende März, Anfang April, im Mai, also zwischen zwei Spielzeiten? Und warum gerade 15 Jahre? So weit reicht meine Erfahrung in betreff des Dresdner Hoftheaters allerdings nicht zurück.

Die literarischen Taten des letzten Jahres jedoch sind der „Hulla" von Paul Ernst und die „Godiva" von Hardung.

Und auf derartiges will eine Bühne einen Anspruch auf „ausgesprochen literarischen Charakter" gründen? Es ist ein Witz. Oder es müßte denn als Kommentar zu meinem Wort von dem unliterarischen Dresden gemeint sein.

Die „guten Geschäfte" des Dresdner Hoftheaters haben mich nie in Harnisch gebracht. Sie lassen mich sogar vollkommen gleichgültig, denn sie gehen mich nichts an.

„Nur ein sehr griesgrämiger Rezensent wird es einer Bühne verdenken, wenn sie eine alte Posse ein paar Mal, wenn an der Elbe die Bäume blühen, im Kostüm der Zeit wieder aufleben läßt." Ich bin sogar noch viel weitherziger. Und so habe ich, — siehe den Anfang meines vorigen Artikels, — anerkennend erwähnt, daß das Hoftheater hier eine ganz neue, eine französische Posse, mitten im Winter, — im Februar blühen auch an der Elbe in Dresden die Bäume noch nicht, — zur Aufführung brachte. Oder hält das Dresdner Hoftheater den Heiligen Hain von Flers, Caillavet und Co. für keine Posse?

Ganz gewiß habe ich in meiner Anfrage wegen eines Rezensentenplatzes auf die Bedeutung der Süddeutschen Monatshefte hingewiesen. Ich habe mich auch später niemals mit meinen übernommenen Verpflichtungen gegen das Hoftheater und meiner Überzeugung im Zwiespalt gefühlt. Wer soviel rezensiert hat und rezensiert

woeden ist wie ich, weiß, daß da alles zu sagen erlaubt ist, wofür eine Überzeugung einsteht. Zu allerletzt aber wäre es mir eingefallen, eine Trübung meiner Beziehungen zu dem Hoftheater auf Grund einer Rezension, sie sei, wie sie sei, zu erwarten. Die Leitung des Hoftheaters kannte mich, konnte mich sogar eecht gut kennen, auch meine Stellung zu Theaterfragen. Sie ist dennoch über meinen Aufsatz erstaunt? Ich versichre ihe, daß ich mich nach den beiden Entgegnungen auf meine Rezension über nichts mehr, was sie betrifft, wundern werde.

Was müssen sich die Bühnen andrer, größerer Städte sagen lassen, was ist ihnen sogar in den Süddeutschen Monatsheften gesagt woden! Eine mißliebige Kritik legt man zu den Akten oder wirft sie in den Papieekoeb und antwortet mit Leistungen daeauf. Ich würde es gern mit dieser Kritik meiner Kritik auch so gemacht haben. Aber einer Bühne gegenüber, die sich eine abfällige Rezension nur als das Produkt persönlicher Gereiztheit erkläeen kann, ist vollkommne Ferne wohl die einzig richtige Beziehung.

Zuletzt: ich halte die Leitung der Dresdner Hofbühne, troß allem, denn doch nicht für so naiv, als daß sie in der Tat annehmen sollte, ein Schriftsteller müßte füe ein Theater schwärmen, dem er seine Stücke zue Aufführung anbietet. Ich will mir nicht das harte Wort Hebbels zu eigen machen, der sagte, — er hatte auch Stücke unterzubringen, —: „Ich verachte das deutsche Theater recht gründlich." Ich habe im Gegenteil eine große Vorliebe dafür. Deshalb stellte ich auch für die Dresdner Bühne ein so hohes Ziel auf, das ich schließlich nue ihren eigenen Plänen entnahm. Denn eine so große neue Form, wie sie sich schaffen will, bedingt notwendig auch einen ganz großen Inhalt. Maegaeete Siebeet.

Notizen.

Station Jungfraujoch! Wie dürfen noch etwas erleben, was späteren Geschlechtern versagt sein wied: die Entdeckung letztee unbekannter Gebiete der Eeboberfläche. Im Lause des Menschenalters, in dem man das Fliegen lernte, ist vieles Unmögliche möglich gewoeden; fast mutet es wie ein Zufall an, daß die beiden Pole nicht mit dem Lenkballon, sondern noch zu Fuß erreicht wurden. Und wie die Geenzen füe das kühngeheezte Individuum immee weitee hinausgerückt sind, so auch für die Allgemeinheit: auf Pfaden, wo noch voe wenigen Jahrzehnten nur Verwegenheit und Ausdauer des Einzelnen ein Vorwärtskommen garantierten, rückt heute gesichert die Menschheit nach.

In diesem Sommer wird die Station Jungfraujoch der Jungfraubahn eröffnet; sie liegt unmittelbar bei dem Firnsattel gleichen Namens zwischen Jungfrau (4166 m) und Mönch (4105 m), in einer Höhe von 3457 m über Meee. Das Ziel jeder andern Bergbahn kann von der Mehrzahl ihrer Fahegäste schließlich auch zu Fuß erreicht werden; von den vielen Tausenden, die künftig bei Station Jungfraujoch aus langer Tunnelnacht in den Felsleibern des Eiger und Mönch mitten in die blendende Gletscherherrlichkeit hinaustreten, dürfte nur ein geringer Peozentsatz aus eigenen Kräften hierheraufgelangen. Von der Nord-(Wengernalp-)seite aus gehört die Bezwingung der fürchterlichen, zum Guggikessel abschleßenden Eiswände zu den selten ausge-

führten Bravourstückchen; von Süden, über Eggishorn und Concordiahütte, braucht es eine unschwierige, aber viele Stunden lange, anstrengende Gletscherwanderung.

Mit der Station Jungfraujoch hat die Jungfraubahn ihre vorläufige Vollendung erreicht; schon in dieser fragmentarischen Form erfüllt sie ihre Bestimmung, die Erschließung des Hochgebirges. Man wird wohl künftig an einem Tag von Interlaken über das Jungfraujoch — mit Gletschertour auf Jungfraufirn und Aletschgletscher — nach Zermatt gelangen können! Und wenn die wildromantische, in der Südwand des Eiger gelegene bisherige Endstation, Station Eismeer, nur von geübten Bergsteigern verlassen werden konnte; wenn die kurze Strecke nach der kaum anderthalb Stunden entfernten Berglihütte unter allen Umständen steinschlag- und lawinengefährlich war: so eröffnet die Station Jungfraujoch jedem rüstigen Fußgänger eine alpine Arena, in der er sich bei der nötigen Vorsicht ergehen kann.

Am Südabhang des südwestlichen Gratausläufers des Mönch, nur etwa zweihundert Meter vom eigentlichen Jungfraujoch-Firnsattel entfernt, erfolgte am 21. Februar 1912, morgens 5½ Uhr, der Durchschlag; an diesem geschützten Abhang wird auch das freistehende Stationsgebäude errichtet werden. Seine Architektur stimmt, nach den Entwürfen zu urteilen, aufs beste mit dem Charakter der Landschaft zusammen; die nach dem Aletschgletscher schauende Südfront weist eine Breite von 35 Metern auf, das Erdgeschoß enthält Küche und Ökonomieräume, der erste Stock das Restaurant (mit nur vier großen, je 8 Meter langen Fenstern), der zweite eine größere Anzahl Touristenzimmer. Noch diesen Sommer muß das Gebäude unter Dach gebracht werden, damit im Laufe des Winters der innere Ausbau erfolgen kann.

Die Aussicht vom Jungfraujoch aus ist in ihrer Vereinigung der schroffsten Gegensätze ganz eigenartig. Man sieht in einer Lücke des riesigen Randwalles, der das Gletscherreich von den grünen Alpweiden trennt: nach Norden fällt der Blick über den tief im Abgrund liegenden Guggigletscher hinweg auf die Wengernalp, weiter bis nach Interlaken hinunter und über den Thunersee hinaus zu den verblauenden Höhenzügen des Jura und der Vogesen; nach Süden schauen wir das zwischen Trug- und Kranzberg sanft zum Concordiaplatz hinabsinkende Gletschertal des Jungfraufirns, eine reine, weiße Welt der Erhabenheit und des Friedens, zu der wir selber gehören. Und als wollte er diese Abgeschiedenheit schirmen, stürzt mit einer leidenschaftlich-wilden Profilgebärde vom Jungfraugipfel der scharfgezackte Nordostgrat zu unserm Standpunkt ab, während von der entgegengesetzten Seite her der Südwestgrat des in majestätischer Entfaltung aufsteigenden Mönch sich sanfter zu uns herniederschwingt. So ist die Rundsicht von Station Jungfraujoch aus um soviel origineller, als die Situation originell ist: wir stehen gleichsam in der Schießscharte einer hochthronenden Burg, von wo aus wir die Geheimnisse des Burghofes so gut wie die Offenbarungen der Ferne mit einem Rundblick erfassen können.

Aber nicht nur ästhetische, sondern auch eminent praktische Vorzüge sind der Station Jungfraujoch nachzurühmen. In nur drei Stunden läßt sich von hier aus über den Rottalsattel die Jungfrau besteigen und in nicht viel mehr Zeit über den Südwestgrat der Mönch; wahrscheinlich werden, solange man noch nicht im Stationsgebäude übernachten kann, bei genügender Beteiligung direkte Nachtschnellzüge Kleine Scheidegg—Jungfraujoch eingerichtet, so daß die Bergsteiger in den frühen

Morgenſtunden vom Joch aus aufbrechen können. Wer nicht ins Wallis abſteigen und doch einen größern Gletſcherſpaziergang machen will, kehrt vom Concordiaplatz über das Ewigſchneefeld und das Obere Mönchjoch zur Station zurück, was zugleich eine Rundtour um den zentral gelegenen, ausſichtsreichen Trugberg (3933 m) bedeutet.

Die Jungfraubahn ſteht nun ſeit dreizehn Jahren im Bau; die letzte, mehr als drei Kilometer lange Strecke Eismeer-Jungfraujoch — das heißt die Durchbohrung des Mönch! — erforderte allein fünf Jahre. Guyer-Zeller, der Begründer der Bahn, ſtarb bald nach Beginn des ſeinerzeit von der Öffentlichkeit mit großer Skepſis beurteilten Unternehmens; daß die Erben ſein Werk aus Mitleid und Spott heraus, zwiſchen Liebe und Haß hindurch bis zu dieſem vorläufigen Abſchluß gefördert haben, iſt würdig und groß. Von einem Weiterbau ſpricht vorläufig niemand; wenn aber dereinſt um die längſt verfallene Konzeſſion für die Strecke Jungfraujoch—Jungfraugipfel neuerdings nachgeſucht werden ſollte, ſo wollen wir zur Ehre unſeres Landes annehmen, daß alle Einwände extremer Alpenklubiſten und dornierter Heimatſchützler vor der einen Überlegung verſtummen werden: dem genialen Gedanken eines genialen Mannes zur reſtloſen Verwirklichung zu verhelfen.

Zürich. Konrad Falke.

Literariſche Beſenbinder. In ſeinem „Rheinländiſchen Hausfreund" erzählt Johann Peter Hebel folgende ſchöne Kalendergeſchichte: „Zwei Beſenbinder hatten nebeneinander feil in Hamburg. Als der eine ſchon faſt alles verkauft hatte, der andere noch nichts, ſagte der andere zu dem einen: ‚Ich begreife nicht, Kamerad, wie du deine Beſen ſo wohlfeil geben kannſt. Ich ſtehle doch das Reis zu den meinigen auch und verdiene gleichwohl den Taglohn kaum mit dem Binden.' ‚Das will ich dir wohl glauben, Kamerad,' ſagte der erſte, ‚ich ſtehle die meinigen, wenn ſie ſchon gebunden ſind.'"

Beiderlei Geſchäftspraxis iſt auch heute noch beliebt. Württemberg erfreut ſich einer amtlichen Landesbeſchreibung, betitelt „Das Königreich Württemberg. Hrsg. vom K. Statiſt. Landesamt". 1904 ff. Für die einzelnen Abſchnitte dieſes Sammelwerks ſind die Verfaſſer zwar im Vorwort und in der Inhaltsüberſicht genannt, aber allerdings nicht auf dem Titelblatt. Aus dieſem Grunde wohl ſehen manche Schriftſteller darin ein namenloſes und herrenloſes Gut, von dem jeder ſich aneignen kann, was er mag. Die Mitarbeiter des Werks bekommen daher je und je in gelehrten und ungelehrten Schriften etwas zu leſen, was ſie merkwürdig anheimelnd berührt, und bei näherem Zuſehen entpuppt es ſich als ihr eigenes Geiſteskind, das ſich in fremde Geſellſchaft verlaufen hat und nun den eigenen Vater nicht mehr kennen will; wenigſtens ſucht man vergebens nach irgend welcher Andeutung über die wirkliche Herkunft. Doch handelt es ſich dabei meiſtens nur um einzelne charakteriſtiſche Ausdrücke und Wendungen, die in einen fremden Text verwoben ſind. Die Entlehner haben wenigſtens ihre Beſen ſelbſt gebunden. Das Reis iſt freilich aus dem Staatswalde geholt; nach der landläufigen Volksmoral gilt das ja wohl nicht als Sünde.

Aber auch der andere, genialere Trick wird von der literariſchen Induſtrie geübt, und zwar am ſelben Objekt. Eine unſerer geleſenſten illuſtrierten Zeitſchriften

brachte kürzlich eine „Schwabennummer“ und darin einen Aufsatz, worin gleich ein ganzer Abschnitt aus der württembergischen Landesbeschreibung mit wenig Auslassungen wörtlich abgedruckt ist, ohne Quellenangabe, ohne jede Bemerkung, die auf eine Entlehnung hinwiese. Ich bezweifle selbst hier nicht, daß der Verfasser in gutem Glauben gehandelt hat; ich spreche nur den bescheidenen Wunsch aus, es möge ein derartiges Verfahren sich nicht einbürgern.

Tübingen. Universitätsbibliothekar Dr. Robert Gradmann.

Im Besitze Ihres Geehrten vom 3. Mai, mit welchem Sie mir einen Aushangbogen über den Aufsatz „Auch ein Epilog zu Wilhelm Busch“ von Karl Voll übersenden, muß ich meiner Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß der Herr Verfasser Sachen schreibt, ohne sich vorher genauer zu informieren. So ist die Firma Moritz Schauenburg seit Anfang der sechziger Jahre in Verbindung mit der im Jahre 1794 gegründeten Firma J. H. Geiger in Lahr ansäßig. Mein Vater hatte unmittelbar nach der Einnahme Straßburgs dort eine Druckerei übernommen, die er aber nach wenigen Jahren wieder aufgab. Es ist also falsch, daß Schauenburgs Verlag aus Straßburg nach Lahr verlegt wurde. Gegen das Urteil über die Ausstattung des „Heiligen Antonius“ muß ich auf das Entschiedenste protestieren. Es ist selbstverständlich, daß man nicht 24 starke Auflagen von Holzstöcken drucken kann. Der Druck von Galvanos ist aber im Heiligen Antonius gewiß nicht schlechter ausgefallen als bei den übrigen Buschausgaben. Des weiteren liegt mir ein Exemplar der zweiten Auflage vor, die ausdrücklich als solche bezeichnet ist. Auch die Bemerkung des Herrn Verfassers hierüber ist also nicht richtig.

Es wäre mir sehr interessant zu erfahren, auf Grund welcher Quellenstudien der Herr Verfasser seine Mitteilungen macht. An mich hat er sich jedenfalls um Material nicht gewendet, was bei einer gewissenhaften Arbeit gewiß nicht fern gelegen hätte.

Hochachtungsvoll Moritz Schauenburg.

Wir drucken hier einen an unsern Verlag geschickten Brief des Verlags Schauenburg, obschon keine Berichtigung verlangt wurde. Herr Professor Voll hat uns das einzig zuverlässige Quellenmaterial unterbreitet, nämlich aus seiner reichen Sammlung von illustrierten Büchern und Erstdrucken des 19. Jahrhunderts die verschiedenen Ausgaben des Heiligen Antonius. Wir haben uns dabei überzeugt, daß seine Ausführungen über die Verballhornung des berühmten Werkes in den späteren Ausgaben durchaus richtig sind. Das wurde uns auch bestätigt von hervorragenden Fachleuten aus Buchhändler- und Verlegerkreisen. Wir selbst wollen nur noch beifügen, daß diese Verschlechterung nicht etwa, wie es der Verlag jetzt hinzustellen sucht, die unvermeidliche Vergröberung des Klischeedruckes gegenüber dem Holzschnitt ist; vielmehr sind die späteren Auflagen des erfolgreichen Buches in allen Stücken der Ausstattung durch billigere Herstellung gegenüber der Erstauflage sehr entstellt worden.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.-G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bletcher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt, Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Wolf von Dewall: Ein Ritt durch die Mongolei.

Eigentlich hätte jemand anders auf dieſe Tour geſchickt werden ſollen, nicht einer, der vom grünen Tiſch kommt. Ich rechnete und rechnete und kam zu dem Reſultat: es iſt möglich, die Rundreiſe von Peking über Harbin bis Verchne Udinsk in der Nähe des Baikalſees, dann über Kiachta, Urga, Kalgan zurück nach Peking in einem Monat zu machen, falls es mir gelingt, die große Überlandſtrecke von Urga nach Kalgan quer durch die ganze Mongolei in Kuriergeſchwindigkeit zurückzulegen. Man lächelte und tat, als ob man mir glaube. Am 21. Juli ſaß ich im Schnellzug. In Tientſin ſtieß ein Bekannter zu mir, Dr. A. P., der Korreſpondent einer großen deutſchen Zeitung. In Mukden verbrachten wir einige vergnügte Tage bei einem alten Gönner und Freund, Dr. H.; getrennt marſchierten wir dann nach Harbin, um uns dort ſchließlich zu vereinigen. In Harbin bekam ich einen Vorgeſchmack von dem Pflaſter ſibiriſcher Städte. Bei Trockenheit ſchon iſt das Wagenfahren kein Genuß, bei Regen aber ganz unerträglich. Wie uns ein Harbiner richtig ſagte, fährt man ſich in Harbin „Bewegung", und Ärzte empfehlen Leberkranken Patienten eine längere Wagenfahrt nach jeder Mahlzeit. Harbin hat mir altem Chineſen recht gut gefallen. Daß ich noch auf chineſiſchem Baden in einem feſtlich erleuchteten Stadtgarten, in Mitte eines ſich drängenden internationalen (doch weißen) Publikums, bei den Klängen von zwei Militärkapellen luſtwandeln könnte, ging über meine Erwartungen! Am 28. Juli traten Dr. P. und ich die Weiterreiſe nach dem Weſten an. Täglich verlaſſen Harbin morgens um 8 Uhr ſogenannte Poſtzüge, die bis Europa Anſchluß haben. Sie ſind auf der ganzen großen Strecke bis nach Rußland nur vier bis fünf Tage langſamer als die Expreßzüge, doch ſind ſie dieſen vorzuziehen, wenn man nur, wie ich es beabſichtigte, einen Teil der Fahrt macht. Sie ſind recht bequem und in der erſten Klaſſe faſt immer ſo gut wie leer. Dazu ſind ſie halb ſo teuer wie die Expreßzüge. Die Mahlzeiten nimmt man auf den Stationen ein.

In Mandſchuria, der ruſſiſch-chineſiſchen Grenzſtation, trafen wir am 29. Juli, mittags gegen 12 Uhr, ein. Hier hört der Betrieb der Oſtchineſiſchen Eiſenbahn auf. Man ſteigt in die noch beſſeren und breiteren ſibiriſchen Wagen. Die Reiſe durch Sibirien war prächtig. Draußen war Heimatluft; ich ſah ſeit ſechs Jahren zum erſtenmal wieder grüne Wälder, die mit im bunteſten Blumenſchmuck prangenden Heiden abwechſelten. Bei Tſchita tritt man in gebirgiges Gelände ein und im Geiſte durchquerte ich den Schwarzwald. Der Zug arbeitet ſich den Jablonowoi-Rücken hinauf,

den er schließlich in einem 85 Meter langen Tunnel überschreitet. Unscheinbar und klein ist dieser Tunnel. Man ahnt nicht (würden einem dies nicht Inschriften auf dem Ein- und Ausgangsbogen verraten), daß er zwei Weltmeere miteinander verbindet; denn hier überschreitet man die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean. Ich war wieder im heimatlichen Flußgebiet, alles atmete hier die Heimat — die Städte ausgenommen! — und mit Augen und Lungen genoß ich die prächtige Umgebung. Auch mein Magen war mit diesen Gefühlen einverstanden. Die russische Suppe, die einen auf den Stationen dampfend erwartet — eine Art Gemüsesuppe — ist äußerst kräftig und schmackhaft; das Bahnhofsbüfett sorgt für die nötige Abwechslung. Wir begegneten einem Auswandererzug, der Bauern aus dem Westen Sibiriens nach der Amurprovinz beförderte. Rußland und China streben beide eifrig darnach, ihre gegenseitigen Grenzen durch eine im großen Stil ausgeführte Ausdehnungspolitik zu konsolidieren. Auch Militärzüge kreuzten uns. Wir sprachen mit Russen, die uns für die Truppenbewegungen verschiedene Erklärungen gaben: die einen sagten, daß es sich lediglich um Rekrutentransporte handle; andere behaupteten, Rußland habe seine sibirischen Truppen um ein Armeekorps verstärkt, eine Division mit Irkutsk als Zentrale werde über die Eisenbahn längs der mongolisch-turkestanischen Grenze verteilt, eine andere nach der Amurprovinz geschickt. Wie dem auch sei, in Sibirien hat man Angst, nicht vor den Japanern, sondern vor den Chinesen! Aus den 36 Divisionen, die China bekanntlich aufstellen will, hat man 36 Armeekorps gemacht. „In wenigen Jahren," sagt man, „wird China, das unsere südliche Flanke bedroht, eine Militärmacht ersten Ranges sein. Die Abenteurerpolitik unserer Regierung hat uns erst in einen unglücklichen Krieg mit Japan verwickelt, bald werden wir auch von den Chinesen Prügel bekommen."

Wir trafen am 30. Juli nachts in Verchne Udinsk ein, wo ich programmgemäß den Zug verließ, um nach Süden in der Richtung auf Kiachta abzubiegen. Verchne Udinsk ist eine typisch sibirische, das heißt auf Deutsch eine greuliche Stadt. Als Gebäude zeichnen sich aus wie überall in Sibirien das Gefängnis, das die Stadt in blendender Weiße wie ein großfürstliches Palais überragt, mehrere Kirchen, ein Krankenhaus und eine Brauerei. Alles andere sind Holzbauten. Das Straßenpflaster hat man sich geschenkt. Ein „deutscher" Hotelwirt belegte uns auf dem Bahnhof mit Beschlag, und im Galopp ging es zum Hotel. Über dieses schweige ich. Verchne Udinsk hat als Stützpunkt der sibirischen Bahn gegen die mongolische Pforte vor allem strategische Bedeutung. In früherer Zeit, als der gesamte Handel zwischen Rußland und China noch über die Mongolei ging, blühte es als einer der Haupthandelsplätze Sibiriens.

Von hier ist Kiachta auf zwei Wegen zu erreichen. Es besteht ein fast täglicher Dampferverkehr auf der Selenga bis Ust-Kiachta und ein jederzeit bereiter Tarantasdienst. Die Dampfer legen die Reise in 48, die Tarantas, wenn man Tag und Nacht fährt, in 24 Stunden zurück. Meine Absicht war, die Reise nach Kiachta mit dem Tarantas zu machen. Die Tarantas sind federlose Korbwagen, in denen der Reisende ausgestreckt liegt. Man sucht sich das Lager mit Hilfe von Decken so bequem wie möglich zu machen. Ein Genuß ist das Tarantasreisen im Galopp über miserable Wege nicht. Diese Wagen mietet man sich auf der russischen Post. Der Preis ist billig. Von Werchne Udinsk nach Kiachta sollte ich für einen Dreispänner nur 27 Rubel bezahlen. Es ist jedoch für einen gewöhnlichen Reisenden, der nicht mit besonderen Papieren ausgerüstet ist, nicht immer leicht, einen Tarantas und vor allen Dingen pünktlichen Anschluß auf den Wechselstationen zu erhalten. Für mich, als Deutschen, der kein Wort Russisch spricht, sah die Sache doppelt fraglich aus. Ich entschloß mich also per Dampfer zu fahren. Am 31. nachmittags schiffte ich mich mit Boy und Gepäck auf dem „Rasboinik" ein. Dr. P., der schon auf dem Sprunge gewesen war, mich bis nach Kiachta zu begleiten, es aber wegen der ungünstigen Verbindung wieder aufgegeben hatte, begleitete mich an Bord. Nach einer improvisierten Sarkuska trennten wir uns, und um 6 Uhr schwamm ich wieder China zu.

Auf der Selenga verkehren drei Dampfer. Diese haben eine leibliche Passagierverpflegung. Zwei von ihnen schleppen Frachtboote. Als Waren gehen hinauf vor allem billige Eisenwaren, Mehl, Salz und Weingeist; hinab Ziegeltee, Wolle und Felle. Die Strömung ist 12 Werst stark. Man kommt mit der möglichen Geschwindigkeit von 18 Werst aber nur 6 Werst in der Stunde voraus. Der Fluß ist flach, so daß sich der Dampfer in der Mitte der Strömung bewegen muß. Das Tal der Selenga, das von bewaldeten Bergen eingerahmt ist, läßt für Weiden und Ackerland Raum und ist ausgiebig besiedelt. Der Dampfer hält an den verschiedensten Stationen. Landschaftlich hat die Gegend große Reize, und die bunten Trachten der sibirischen Bauern, die man hie und da zwischen dem Ufergebüsch erblickt, geben dem Ganzen etwas Heimatliches und Trauliches. Daß viele hier reich gewordene Siedler nicht mehr in die westliche Heimat zurückkehren wollen, kann man beim Anblick dieser Naturschönheiten verstehen. Am zweiten Tage wird der Fluß enger, die Berge flacher und die Bewaldung spärlicher. Hin und wieder zeigen sich große Sanddünen. Man merkt, daß man sich der Mongolei nähert. Die Atmosphäre hat eine wunderbare Klarheit. Himmel, Wasser, Land und Leute, alles atmet Frische und Gesundheit. Wir legen an, um Holz einzunehmen. Am gegenüberliegenden Ufer weidet eine Herde Pferde hart am Rande des klaren Wassers. Diesseits hat das

Schiff die Bewohner des unfernen Dorfes herangelockt. Alles guckt, ſchwatzt und lacht. Männer und Weiber tragen die ruſſiſche Bauerntracht. Man ſieht vorwiegend grell blaue und rote Farben. Die Weiber tragen dazu ihr farbiges Kopftuch. Zwiſchen dieſen munteren Bildern ſieht man hier und dort einen Burjäten in halb ruſſiſcher, halb mongoliſcher Tracht. Ein jüdiſcher Händler mit filzigem grauen Bart, Hakennaſe und Schafspelzmütze verkauft Luxusartikel, nämlich Seife, Erdnüſſe und Streichhölzer. Ein betrunkener Heizer erregt die Heiterkeit der Gaffer. Der Schiffsleutnant macht den Dorfſchönen die Kur. Da, plötzlich ein Pfiff! Der Kapitän gibt das Zeichen zur Abfahrt. Alles hält ſich die Ohren zu und kreiſcht vor Vergnügen. Selbſt der Kapitän, der vielleicht ſchon mehrere tauſend Male in ſeinem Leben hat pfeifen laſſen, freut ſich. Der Dampfer fährt ab, weiter ſüdwärts.

Eine unangenehme Überraſchung! Mein Seifenetui iſt geſtohlen worden! Mein Boy hatte es im Badezimmer liegen laſſen, und entſchuldigt ſich, er habe geglaubt, es gäbe keine „Chineſen“ an Bord. Arme Chineſen! So lange ich im Oſten bin, iſt mir erſt einmal etwas geſtohlen worden und das war in Hanoi, wo mir franzöſiſche Soldaten meinen Hund fortlockten. Das Flußtal wird auf dem letzten Teil der Fahrt immer unregelmäßiger. Die Selenga beſteht hier aus vielen gewundenen Armen, die bald zuſammenfließen, bald ſich wieder trennen. Das Schiff muß große Serpentinen beſchreiben, um die zahlreichen Sandbänke und Schnellen zu umgehen. Am 31., um 10 Uhr abends, kamen wir in Uſt-Kiachta an. Dieſes liegt noch vier bis ſechs Stunden Wagenfahrt von Kiachta entfernt. Am Ufer ſtanden mehrere Privattarantas bereit. Für acht Rubel ging es dann in zwei Wagen im vollen Galopp durch die dunkle Nacht der Mongolei zu. Nach zwei Stunden tauchen Lichter auf. Man nähert ſich Troizkoſawsk. Bald raſſeln die Wagen durch die Straßen der ſchlafenden Stadt. Man fährt jetzt auf der Chauſſee nach Kiachta. Plötzlich ſind wir in den Straßen dieſes Ortes. Ich muß nach Maimaitſchin, der chineſiſchen Grenzſtadt. Unaufgehalten kommen wir über die Grenze. Der Poſten iſt wahrſcheinlich betrunken! Noch wenige Schritte, und wir halten. Denn plötzlich erheben ſich vor uns im Schatten der Nacht die Zinnen einer echt chineſiſchen Stadtmauer. Vor einer Minute noch in Europa, jetzt plötzlich wieder in China! Nach langem Parlamentieren macht man das Stadttor auf, und um 2 Uhr nachts bin ich in meinem Quartier, in der chineſiſchen Poſt, angelangt.

Kiachta iſt eine Doppelſtadt. Echtes Chineſentum und Stock-Ruſſentum wohnen verſöhnlich, aber doch ſcharf getrennt nebeneinander. 50 Meter nördlich der Mauer der aus wenigen Straßen beſtehenden Chineſenſtadt liegt das erſte Haus von Ruſſiſch-Kiachta, das ſich in nördlicher Richtung zu beiden Seiten einer einzigen Straße hinzieht. Auf dieſer liegt 5 Werſt

weiter nördlich die Stadt Troizkosawsk, die vor allem die Wohnstätte von Offizieren, Beamten und Handwerkern ist. Maimaitschin (das heißt Handelsstadt), die Chinesenstadt, hat 193 Hausstände, oder etwa 1000 Einwohner. Da nach chinesischem Gebrauch Weiber nicht den Ring der großen chinesischen Mauer überschreiten dürfen, so leben die Chinesen von Maimaitschin als Junggesellen. Der Handel zwischen der Mongolei und Sibirien ist seit dem grauen Altertum immer rege gewesen. Der Friede von Nertschinsk (1687—89) und der von Kiachta (1727), die beide die Regulierung der sino-russischen Handelsbeziehungen bezweckten, zwangen den gegenseitigen Verkehr in bestimmte Bahnen und machten Kiachta zum Haupthandelsplatz an der Grenze. Russische Schriftsteller verlegen die Entstehung der Chinesenstadt Maimaitschin in das Jahr 1729. Nicht allein mongolische Waren traten hier auf russisches Gebiet über, sondern im gleichen Umfang chinesische Güter. Die Bezahlung erfolgte durch gegenseitigen Austausch. Für Tee, Zucker und Seide aus China, Vieh, Felle, Pelz und Wolle aus der Mongolei wurden Piecegoods, Eisen und Kupferwaren, Opium und Rhabarber aus Rußland eingetauscht. Dieser Zeit verdanken die Millionäre von Kiachta ihren Reichtum. Erst seit etwa fünfzig Jahren geschieht die Bezahlung mit Geld. Von den oben aufgeführten Waren blühte vor allem der Handel in Tee, der 58 russischen Firmen ein lukratives Geschäft gewährte.

Der Handel Kiachtas ist seit etwa 40 Jahren im Rückgange begriffen. Dieser begann mit der Eröffnung eines direkten Dampferverkehrs zwischen Odessa und Suez. Auch die Herstellung besserer Verbindungen zwischen Samarkand und Kaschgar war dem Handel Kiachtas verderblich. Den Todesstoß erhielt er durch die Eröffnung des mandschurischen Bahnsystems, das China in direkte Verbindung mit der transsibirischen Eisenbahn brachte. Gegenwärtig gehen nur noch sehr geringe Quantitäten von Tee über Kiachta nach Rußland, doch der Handel mit Ziegeltee für die Bedürfnisse der russischen Mongolei ist auch jetzt noch bedeutend. Noch immer halten einige russische Teehäuser auf diesem fernen Grenzposten aus und warten mit Zuversicht auf bessere Zeiten. Drei chinesische Exportfirmen haben von hier aus direkte Handelsverbindungen mit Moskau. Kiachta hat eine große Vergangenheit und wird ohne Zweifel eine noch größere Zukunft haben; denn die längst geplante Herstellung einer Eisenbahnverbindung von Kiachta über Urga nach Kalgan, wo man Anschluß an das chinesische Eisenbahnnetz gewinnen würde, wird Kiachta auf die Stufe eines Marktes von Weltbedeutung erheben. Diese Bahn, die Europa dem fernen Osten um vier Tage näher bringen wird, muß gebaut werden; denn sie ist ein Erfordernis des Welthandels. Eine Eisenbahnlinie zwischen Irkutsk und Kiachta ist schon von russischen Ingenieuren vermessen worden, und was die Kiachta-Kalganlinie anbetrifft, so warten die Interessenten mit Spannung

auf die weitere Entwicklung. Man erkennt an, daß es China zusteht, diese Verkehrsstraße selbst zu bauen, und erwartet, daß dies bald geschehen wird. Nur die Diplomaten haben die Verwirklichung dieses segenbringenden Projektes aufgehoben, obgleich die Kaufleute bereit sind, im Interesse dieser großen Sache Konzessionen zu machen. — Zu den russischen Artikeln, die oben aufgeführt sind, hat die Neuzeit hinzugefügt: Streichhölzer, Petroleum, Mehl, Spiritus und andere Luxusgegenstände. Die Nord-Mongolei ist jedoch durchaus nicht vollständig (wie oft behauptet) von Rußland abhängig. Im Gegenteil erhalten die Mongolen die Artikel, die sie am nötigsten zum Leben brauchen, von oder über Tientsin, nämlich Tuchstoffe, Seide, Mützen, Tabak, Zucker und Ziegeltee. Der Handel Kiachtas hat durch die Aufhebung des § 939 des russischen Importtarifes einen neuen schweren Schlag erlitten, denn dieser Artikel hatte bis dahin eine freie Einfuhr von ostasiatischen Waren via Irkutsk gestattet. Der Grund zu dieser Maßnahme war folgender. Die chinesisch-mongolischen Importartikel (nach Rußland) sind in den letzten Jahren von 28 Millionen auf 45 Millionen Rubel gestiegen, die russischen Ausfuhrgüter jedoch nur von 4 auf 6 Millionen. Die russische Regierung hielt es deshalb für nötig, Maßregeln zum Schutze ihrer Landesindustrie zu ergreifen. Am 16. Januar (russischer Rechnung) 1909 wurde die Zollfreiheit der ostasiatischen Waren aufgehoben. Um Spekulationen unmöglich zu machen, wurde als Termin der erste März angesetzt. Diese drastische Maßnahme brachte den Seidenhandel Kiachtas zum völligen Stillstand. Auch der Viehhandel macht jetzt böse Zeiten durch, da eine sechswöchige Quarantäne auf alles mongolische Vieh angesetzt worden ist. Da die Rinderpest in der Mongolei und in Transbaikalien sehr verbreitet ist, hat die russische Regierung 85 Werst nördlich Kiachta eine Impfstation eingerichtet, von der auch die Mongolen fleißig Gebrauch machen. Über die Mongolei fehlen freilich jegliche Zahlen, doch von dem angrenzenden Transbaikalien sind im Jahre 1906 85 000 Fälle Rinderpest gemeldet worden. Der Preis eines Hammels variiert in Kiachta zwischen 1 und 5 Rubel, der eines Rindes zwischen 25 und 40 Rubel, so daß eine Fleischkonservenfabrik in Kiachta gute Geschäfte machen würde.

Die Lage um und in Kiachta macht den chinesischen Zeitungen seit einiger Zeit starke Kopfschmerzen. Man spricht von Ansammlungen russischer Truppen, die, bald von der Stärke einer Division, bald eines Armeekorps, schon die Grenze überschritten haben sollen. Der Grund dieser Geschichte ist wohl folgender: In Russisch-Kiachta liegen zwei Regimenter sibirische Schützen mit einem Regiment Kosaken. Die Russen bauen nun für diese Truppen neue Kasernen an der Landstraße zwischen Kiachta und Troizkosawsk, das heißt innerhalb der vertraglich neutralen 10 Werst-Zone. Hiergegen hat die chinesische Regierung Protest erhoben, bisher jedoch ohne Erfolg.

Man ſagt, daß bald von beiden Ländern zu ſendende Kommiſſionen an Ort und Stelle dieſen Streit beilegen ſollen. Von meinen eigenen Erlebniſſen in Kiachta iſt wenig zu berichten. Mein Quartier war nach europäiſchen Begriffen recht wenig komfortabel. Die Geſchäfte, die ich abzuwickeln hatte, waren bald erledigt. Im übrigen fand ich herzliche und tatkräftige Unterſtützung bei den Angeſtellten der Great Northern Telegraph Co., einer däniſchen Geſellſchaft, die in Kiachta eine Filiale hat. Außer dieſer gibt es in Kiachta an Nichtruſſen eine däniſche Firma, deren Chef mir wertvolle Informationen und Winke gab, und einen deutſchen Apotheker, den ich leider nicht zu Hauſe traf. Das direkte Geſchäft zwiſchen Mongolen und Ruſſen wird in Kiachta abgewickelt. Der kaufluſtige Mongole ſprengt alſo im Galopp (die Mongolen reiten faſt immer Galopp, beſonders wenn ſie ſich zeigen wollen) bei dem ruſſiſchen Kaufhaus vor und läßt ſich nach Kräften betrügen. Denn darauf läuft es beim mongoliſchen Geſchäft hinaus. Der Mongole iſt kein Kaufmann, ſondern durch und durch Jäger und Reiter. Hat er Geld, ſo muß er es ausgeben. Bei vielen Geſchäften, vor allem bei denen mit dem Inlande, treten die Chineſen als Vermittler zwiſchen Ruſſen und Mongolen auf, oder verkaufen direkt an dieſe. Lange Ochſenkarawanen bringen faſt täglich große Quantitäten Waren von Urga herauf, die hier verſchachert werden. Ruſſiſche Kleinfirmen haben jetzt einen neuen Geſchäftszweig begründet, indem ſie von Schanghai und Tientſin chineſiſche Erzeugniſſe über Kalgan hierher beordern, die ſie dann mit Vorteil an chineſiſche und mongoliſche Konſumenten verkaufen. Die von chineſiſchen Kaufleuten auf dieſer Straße verſchickten Waren ſind auf chineſiſchem Gebiet den Bedrückungen der Oktroiſtationen ausgeſetzt, ſo daß die den Schutz des fremden Namens genießenden Güter bedeutend billiger am Ziele ankommen.

Von Kiachta führen zwei Straßen nach Urga, erſtens die direkte, der die Telegraphenlinie, der Regierungsrelaisdienſt der chineſiſchen Poſt und die meiſten Karawanen folgen, und zweitens die längere, die nach Oſten ausbiegt, um die Goldminen am Jerofluß zu berühren. Auf dieſer unterhält die ruſſiſche Poſt einen regelmäßigen Kurierdienſt. Das Gelände zwiſchen Kiachta und Urga iſt gebirgig. Drei ſteile Höhenzüge, die nach Sibirien abfallende Terraſſen bilden, müſſen überſchritten werden, um von der 770 Meter betragenden Höhe Kiachtas zu den 1140 Metern Urgas emporzuſteigen. Zwiſchen dieſen Bergen ſind tief eingeſchnitten die Täler des Jero, des Harogol, und einiger kleinerer Nebenflüſſe. Verſchiedene Schriftſteller haben daran Geſchmack gefunden, von den „weiten, ebenen Flächen des mongoliſchen Hochlandes“ zu ſprechen. Zwiſchen Kiachta und Urga kann man von ebenem Gelände ſchon gar nicht ſprechen, und ſelbſt zwiſchen Urga und Kalgan ſtößt man auf Geländeſchwierigkeiten, die ſogar dem flüchtigen

Reiter das Reiſen erſchweren. Seitdem Fürſt Borgheſe die Mongolei im Automobil durchquert hat, iſt die Mongolei eine Attraktion für Sportsleute geworden. Die verſchiedenſten Verſuche ſind ſeitdem mit mehr oder weniger gutem Erfolge gemacht worden und führten ſchließlich dazu, daß vor drei Jahren eine Geſellſchaft von kantoneſiſchen Geſchäftsleuten beim Thron um Erlaubnis einkam, die Herſtellung einer regelmäßigen Automobilverbindung zwiſchen Kalgan, Urga und Kiachta in die Hand zu nehmen. Daß das nicht bewilligt wurde, lag nicht an den Bodenverhältniſſen, ſondern an politiſchen Quertreibereien. Da es ferner hieß, daß ein Miſſionar auf einem Motorrad die Strecke Kalgan-Urga-Kiachta zurückgelegt habe, ſo wollte ich auf eigene Fauſt das Problem einer Radfahrerverbindung auf dieſer Linie unterſuchen. Leider wurden meine Hoffnungen, als erſter Radfahrer die Mongolei zu durchqueren, recht ſehr enttäuſcht. Der Gummireifen meiner Maſchine war ſchon nach den erſten 20 Kilometer durchbohrt, und dies nach einer Fahrt durch ebenes Gelände und auf verhältnismäßig feſtem Boden. Am zweiten Tage nach meinem Aufbruch von Kiachta wiederholte ich das Experiment, doch mit dem gleichen Mißerfolge.

Ich brach am 5. Auguſt von Kiachta auf. Der chineſiſche Beamte ſelbſt hatte mir einen Paß für den Regierungsrelaisdienſt ausgeſtellt, der mir Anſpruch auf zwei Reitpferde und einen Gepäckkarren gab. Dieſer Relaisdienſt, wie er früher in ganz China exiſtierte, jetzt jedoch faſt nur in den Grenzgebieten und Kolonien beſteht, könnte bei beſſerer Kontrolle Großartiges leiſten. Als die Mandſchudynaſtie die Mongolei unterwarf, wurden mehrere Relaislinien mit Stationen in einer Entfernung von im allgemeinen 30 Kilometer in dieſer Kolonie angelegt. Den mongoliſchen Stämmen, „Banner“ genannt, in deren Gebieten ſolche Stationen liegen, wurde als eine Art von Steuer die geſetzliche Verpflichtung auferlegt, reiſenden Beamten, Regierungstransporten uſw. koſtenlos die auf dem Begleitpaß angegebene Zahl von Pferden zu ſtellen, und den Reiſenden Quartier und Koſt zu liefern. Nach dieſem Verfahren wird auch heute noch gearbeitet. Auf jeder Station, deren Lage ſich natürlich nach dem Waſſer richten muß, gibt es mehrere Zelte, die beſonders zur Benutzung für durchreiſende Beamte aufgeſchlagen ſind, und es beſteht ein geſetzlicher Tarif, nach welchem ſolchen Nahrung geliefert werden muß. (1 Reiter = 1 Hammelkeule; 1 Wagen = 1 Hammel; dazu *ad libitum* Tee, Milch und Käſe.) Die Ausführung dieſes Dienſtes wird jedoch völlig den Mongolen überlaſſen. Auf den Stationen wechſeln ohne jede Überwachung Kuriere, Eskorten und Pferde. Da niemand — der Mongole erſt recht nicht — es liebt, ſich bei unbezahlten Dienſten zu überanſtrengen, ſo nimmt man ſich Zeit, bevor man aufbricht, und auch unterwegs beeilt man ſich nicht übermäßig. So iſt auf

allen Linien eine Bummelei eingeriſſen, die die Nützlichkeit der ſonſt ſo praktiſchen Einrichtung tief herabdrückt.

Die Pferde, die ich auf 5 Uhr morgens beſtellt hatte, kamen erſt um 9 Uhr. Das Gepäck wurde auf dem zweirädrigen Karren verladen. Dieſe Karren werden von einem Pferde gezogen; der Kutſcher reitet auf einem anderen Tiere, das Zugpferd an einer kurzen Leine führend. Ich ſelbſt beſtieg mein Rad, mein Boy ein Reittier, und mein Pferd, das ich mir für den Notfall mitnahm, ging mit dem Karren. Auf der kurzen Strecke von 20 Kilometer, die uns von der erſten Station trennte, machte ich drei böſe Erfahrungen, nämlich erſtens, daß mein Rad für den Kiesboden nicht geeignet war, zweitens daß mein Boy ſich als miſerabler Reiter entpuppte — er hatte ſich vorher damit gebrüſtet, ausgebildeter Mandſchukavalleriſt zu ſein —, und drittens, daß es gar nicht ſo ſchnell vorwärts ging, wie ich erwartet hatte. Auf der Station requirierte ich mit einiger Schwierigkeit einen zweiten Karren, auf den Boy und Rad verpackt wurden. Nach viel Zeitverluſt durch den Pferdewechſel ging es weiter. Ich galoppierte voran und hoffte, meine kleine Kolonne in beſchleunigtes Tempo zu bringen; jedoch Boy und Kutſcher zeigten für eine Parforceleiſtung keinen Geſchmack. Unterwegs ſtieß ich auf einen Chineſen und zwei Mongolen, die in der gleichen Richtung marſchierten. Wir ritten ſo die nächſten 20 Kilometer zuſammen in flottem Galopp. Die Gegend war ſchön, Nadelwald und grüne Hänge wechſelten ab. Leider hatte ich meine Karren hinter mir. Da nichts von ihnen zu ſehen war, machte ich an der Lagerſtelle einer Ochſenkarawane halt. Dieſe Karawanen marſchieren im Hochſommer bei Nacht und lagern am Tage. Die Reiſe von Urga nach Kiachta legen ſie in 12 Tagen zurück.

Eine Karawane lagern zu ſehen, iſt ein intereſſanter Anblick. Die zweirädrigen, ſchwerfälligen Karren ſind zu einer Wagenburg zuſammengeſtellt, das Vieh weidet am Waſſer, und die Treiber ruhen um ein Feuer im Graſe. Die meiſten ſtammen aus der Provinz Schanſi. Obgleich ſie einen recht breiten Dialekt ſprechen, konnte ich mich gut mit ihnen verſtändigen, und wurde von ihnen als einer der Ihrigen angeſehen. Man lud mich ein, am Feuer Platz zu nehmen, bot mir eine Pfeife an und fragte mich nach dem Wohin und Woher. So verſtrich eine Stunde. Endlich kamen meine Karren. Ich ſchimpfte gehörig, und dann ging es wirklich ein wenig beſſer. Ich hatte nun gelernt, daß ich mich nicht zu weit von meiner Karawane entfernen dürfte, blieb alſo bis zur nächſten Station hinter der Bagage. Dieſe Station liegt am Fuße des Höhenzuges, den man von Kiachta aus am Horizont ſieht. Wir hatten übrigens auf dem Wege hierher noch lange Zeit einen ſchönen Blick auf Troizkoſawsk gehabt — Kiachta lag in einer Mulde verborgen —, und ich kann mir vorſtellen, daß der europäiſche

Wanderer, der von Süden kommend nach wochenlangem, ermüdendem Ritt durch die Wüste plötzlich von einem Hügel aus eine europäische Stadt mit weißen Steinhäusern und Kirchen erblickt, in Verzückung gerät, oder an eine Fata Morgana glaubt.

Das Reiten wurde jetzt beschwerlich. Man hatte mir einen schlechten Traber gegeben. Der Weg, erst die Höhe hinauf und dann in das Tal des Yero hinab, war steil und steinig, mein Tier faul und steif, so daß ich froh war, als wir uns der Station näherten. Ich hatte heftige Seitenstiche und Schmerzen in den Gliedern. Auf einer Fähre setzten wir über den Fluß und langten bei der Station an. Die Sonne war schon untergegangen. Das Quartier war einladend, und ich hundemüde. Also beschloß ich, hier am Yero mein erstes Nachtlager aufzuschlagen. Es war eine gewisse Schlappheit! Denn wir hatten erst 80 Kilometer zurückgelegt, und nach meinem Programm wollte ich Urga in zwei Tagen erreichen, so daß ich täglich 185 Kilometer hätte marschieren müssen. Die Entfernung von Kiachta nach Urga beträgt 375 Kilometer. Doch ich sagte mir, daß eine Überanstrengung am ersten Tage die ganze Reise verderben könnte. Dieser Entschluß kostete mich natürlich einen ganzen Tag Verlust; denn es war klar, daß ich zu den noch vor mir liegenden 295 Kilometern sicherlich zwei Tage gebrauchen würde. Diese zwei Tage nicht zu überschreiten, kostete mich schließlich bei der Langsamkeit der Karren und den Unebenheiten des Geländes manchen Tropfen Schweiß und ein gut Teil Energie. Trotz meiner Programmänderung ging ich mit ruhigem Gewissen zu Bett; denn den verlorenen Tag beschloß ich von meinem Aufenthalt in Urga zu streichen. Von da ab habe ich dann, soweit dies in meinen Kräften lag, mein Programm innegehalten. Die sechs Tage, die ich untätig in Urga durch Regen verlor, darf man mir gerechterweise nicht anrechnen.

Am Morgen des zweiten Tages mußte ich den Wecker spielen, denn mein Herr Boy ruhte sich noch von den Anstrengungen seiner Wagenfahrt aus. Der Tag wurde recht ermüdend. Die beiden Karren kamen über das unebene Gelände nur im Trab vorwärts. Da ich stets treiben mußte, konnte ich mich von meiner Bagage nicht zu weit entfernen, hatte also den ganzen Tag meist zu traben. Wir legten an diesem Tage vier Tai (Abschnitte zwischen zwei Stationen), im ganzen 140 Kilometer zurück, und marschierten bis nach Mitternacht. Am Ufer des Harogolflusses machten wir halt. Die Station, die auf dem andern Ufer lag, konnten wir nicht erreichen, da die Fähre bei Nacht nicht bedient wird. Also krochen wir in einer armseligen Privatjurte unter, die mit ihren beschränkten Räumen — drei Meter im Durchmesser — als Quartier für einen Europäer, einen Chinesen, vier Mongolen, zwei Frauen und zwei Babies dienen mußte. Von Schlaf war

nicht viel die Rede. Bei Morgengrauen ging es weiter. Die Reiter wurden mit der Fähre übergeſetzt; die Ponies, ins Waſſer getrieben, durchſchwammen den Fluß. An dieſem Tage mußte ich Urga erreichen. Doch lagen noch 155 Kilometer vor uns. Wie ſchon an den vorhergehenden Tagen wurde auf jeder Station viel Zeit mit dem Pferdewechſel verloren. Ich mußte mich um alles ſelbſt bekümmern, hatte alſo nicht viel Ruhe. Der chineſiſche Boy, der auf ſeinem mit Decken gepolſterten Wagen es verhältnismäßig gut hatte, verſagte vollkommen. Der Berge wegen ging es weiter im Trab. Trotzdem die Straße meiſt in gutem Zuſtande war, konnte an einen Dauergalopp mit den Karren nicht gedacht werden. Gegen Mittag traf ich einen jungen, mongoliſchen Reiter. Dieſer lud mich zu einem improviſierten, kleinen Wettrennen ein, bei dem ich natürlich glänzend verlor. Von einer Höhe, auf der Hunderte von ſtarken Rindern und Pferden weideten, zeigte er mir tief im Tal die nächſte Station. Hinter den finſtern Bergen jenſeits des Tales vermutete ich Urga. Doch war ich von dem erſehnten Ziel noch ſehr weit entfernt. Abends um 7 Uhr trafen wir auf der letzten Station vor Urga ein. Mein Boy ſchlug vor, hier zu übernachten. Doch ich wollte zum mindeſten die drei Tage innehalten. Um 8 Uhr ging es weiter. Es ging über Steingeröll einen hohen, bewaldeten Hang hinauf. Mein Pferd war faul und reagierte ſelbſt nicht auf die Peitſche. Endlich waren wir auf der Höhe angelangt. Ich hatte erwartet, unten den Lichterſchein von Urga ſehen zu können, hatte mich jedoch ſehr getäuſcht. Im Mondſchein erblickte ich in Schwarz die Umriſſe eines Rieſenbuddhas auf eine Felswand gezeichnet, ein Wahrzeichen der Nähe der heiligen Stadt. Ein Gebets-Steinhaufen — von mongoliſchen Pilgern zuſammengetragen — mahnte mich daran, daß wir uns an einer wichtigen Wende befanden. Müde zogen wir im Zuckeltrab wieder den Berg hinab. Der Ritt ſchien endlos. Da ſahen wir Lichter! Doch welche Enttäuſchung! Denn es iſt nur eine lagernde, chineſiſche Karawane. Wir erreichen ſcheinbar den Fuß des Berges. Doch es geht über neue Hügel, die die Mondnacht endlos erſcheinen macht. Da endlich Hundegebell und Lichter tief aus einem Tal heraus. Dies muß Urga ſein. Ich ſegne die abſcheulichen, mongoliſchen Kläffer für die erſte Kunde, die ſie mir von dem Ziel bringen.

Wir ritten ein und fragen nach der chineſiſchen Poſt. Niemand verſteht uns. Endlich treffen wir einen chineſiſch ſprechenden Mongolen. Dieſer hat nie von der Poſt gehört. Ich frage nach dem Namen des chineſiſchen Reſidenten. Dorthin weiſt man unſerem mongoliſchen Pferdeführer den Weg. Weiter geht es eine Viertelſtunde im Zuckeltrab. Da hörten wir einen chineſiſch klingenden Ton. „Wo ſind wir?“ Kein Menſch iſt da. Über der Tür leſe ich die Inſchrift: Mongoliſche Elementarſchule. Alſo falſch geritten! Da

kommt aus einem Nebenhause ein Chinese. Dieser zeigt uns den Weg nach der Post, die glücklicherweise dicht daneben liegt. Wir kamen um 12½ Uhr nachts an. Müde wie ich war, mußte ich noch die Höflichkeitsfragen der Begrüßung über mich ergehen lassen, bis ich schließlich Chinesen und Mongolen höflich, aber energisch aus meinem Zimmer hinauskomplimentierte. Dieser Tag war, wenn nicht der anstrengendste, so doch der seelisch ermüdendste der ganzen Reise. Wenn man mit dem nervösen Streben nach vorwärts mit einem schwerfälligen Troß entlang trotten muß und schließlich auf dem letzten und anstrengendsten Teil des Rittes ein Pferd zwischen die Beine bekommt, das selbst nicht vorwärts kann, so wird die Geduld auf eine harte Probe gestellt!

Der folgende Tag stieg grau und wolkenschwer auf. Die Luft hing voll Regen und auch sonst boten sich mir keine guten Aussichten. Ein Telegramm, das gegen Mittag als Antwort auf meine Meldung hin eintraf, gab mir meinen Mut wieder. Es lautete: „Gut gemacht. Beste Wünsche." Das freundliche Gedenken von Peking tat mir wohl und half mir dazu, meine Aufgabe schließlich zum guten Ende zu führen.

Ich hatte in Urga niemand, als die Chinesen. Den Russen war ich fremd. Ich verstand ihre Sprache nicht und fand keinen unter ihnen, der Deutsch, Englisch oder Französisch gesprochen hätte. Schließlich entdeckte ich einen jungen Dolmetschereleven des Konsulats, mit dem ich mich auf Chinesisch unterhalten konnte. Die Chinesen, Regierungsvertreter und Kaufleute, nahmen mich sehr nett auf. Ich erhielt von ihnen verschiedene Einladungen, die ich jedoch aus vermeintlichem Mangel an Zeit ablehnen mußte. Ich sage „vermeintlichem", denn schließlich hatte ich nur zu viel Zeit in Urga! Urga ist eine hochinteressante Stadt. Es beherbergt drei verschiedene Völker, die scharf voneinander getrennt wohnen. Die äußersten Häuser Urgas sind mehr als 10 Kilometer voneinander entfernt. Im äußeren Osten, dem sogenannten Tung ying tzu (Ost-Lager), wohnen in einer rein chinesischen Stadt die chinesischen Großkaufleute der Provinz, einige Li westlich davon liegen das russische Konsulat, das mit seinen Gräben und Wolfsgruben den Eindruck einer kleinen Festung macht, die Kaserne der hier als Schutzwache garnisonierten Kosaken, die russische Post und die Russisch-Chinesische Bank. Weiter nordwestlich liegt eine andere Chinesenstadt, das sogenannte Tung K'u lun (Ost-Urga), in dem chinesische Kleinkaufleute wohnen, und davor der Ost Eohii pan t'an mit dem Yamen des chinesischen Residenten. Schließlich 2 Kilometer westlich hiervon liegt die völlig mongolische Stadt Hsi k'u lum (West-Urga), in der sich allerdings kürzlich einige russische Kleinkaufleute niedergelassen haben. Hsi k'u lum endigt auf einer Anhöhe in einer Lamaniederlassung mit lamaistischer Hochschule. Die Trennung der

Menſchen hat ſich auch auf die von ihren Abfällen lebenden gräßlichen mongoliſchen Hunde übertragen. Wagt ſich ein Hund von der Lamaniederlaſſung nach Hſi k'u lum hinab, ſo wird er zerfleiſcht und aufgefreſſen. Ich ſage „gräßlichen" Hunde. Denn ein Schauer muß einem überlaufen, wenn man dieſe geifernden, wolfsähnlichen Beſtien ſieht. Der mongoliſche Hund bewacht die Leiche ſeines Herrn, um ſie zu verzehren! Die Sitte des Ausſetzens der menſchlichen Leichen zum Genuſſe der Vögel und Hunde iſt mit dem Lamaismus von Tibet nach der Mongolei gekommen. Der Mongole begräbt ſeine Toten nicht. Zirka 1 Kilometer ſüdlich von Urga findet das gräßliche Schauſpiel des Vogel- und Hundeſchmauſes ſtatt. Der Aasgeier und Adler ſind in Urga faſt zu Haustieren geworden und ſind durch prächtige Exemplare vertreten.

Dſchingiskhan und ſeine genialen Nachfolger, die die ganze Welt erzittern machten und die halbe unterwarfen, brachten ihrem Volke ein Gift mit, das ihm den Untergang bereitet hat, den Lamaismus. Was die Mongolen heute ſind, verdanken ſie dieſer unglücklichen Glaubenslehre, die das Volk in einen Aberglauben und Teufelsſpuk hinabdrückte, und derjenige, welcher es aus einer Jahrhunderte alten Degeneration wieder emporheben will, muß es zunächſt von dieſer Irrlehre befreien. Die Politik, die China bisher der Mongolei gegenüber verfolgt hat, war die, das mongoliſche Element zu ſchwächen. Doch kürzlich hat man in Peking eine andere Richtung eingeſchlagen. Man trachtet jetzt darnach, die Mongolei zu ſtärken, um ſo dem chineſiſchen Reich ein weiteres Glied in dem Exiſtenzkampf der Völker hinzuzufügen. Und dies tut not! Denn zurzeit iſt der treuherzige Mongole eine Beute habgieriger Chineſen und Ruſſen. Geld hat für ihn keinen Wert. Hat er Silber in den Händen, ſo muß er es ausgeben. Er kauft in Kiachta, Urga und Kalgan munter drauflos. Anderſeits müſſen jedoch auch die zugewanderten Kaufleute wieder bluten. Der Mongole iſt Reiter und Jäger. Wie er ein ſchlechter Kaufmann iſt, ſo iſt er zur geregelten Arbeit zu faul. Einen Mongolen alſo zu einer Dienſtleiſtung zu veranlaſſen, iſt ein teures Geſchäft. Auf dieſe Weiſe ſind die Preiſe aller Lebensbedürfniſſe in Urga unglaublich hoch. So bringt die Faulheit der Mongolen dem Lande zum Teil wieder ein, was durch ihre Dummheit in fremde Hände übergegangen iſt. In Peking hat ſich im September 1910 mit großer Reklame eine „Aktiengeſellſchaft zur Entwicklung der mongoliſchen Induſtrie" gebildet. Die Gründer ſind mongoliſche Prinzen und Edelleute. Ihr Ziel iſt der Bau von Eiſenbahnen in der Mongolei, die Schiffbarmachung des Mittellaufes des Gelben Fluſſes, die Ausbeutung von Minen und die Entwicklung der mongoliſchen Induſtrie im allgemeinen. Man ſpricht in den chineſiſchen Zeitungen von Bahnen zwiſchen Kalgan und Kiachta, Kalgan und Chinchow

und Urga und Ili. Es wird zunächſt geplant, einen regelmäßigen Automobildienſt zwiſchen Kalgan, Urga und Kiachta zur Beförderung von Frachtgütern einzurichten. Die intereſſierten mongoliſchen Prinzen treten jetzt alſo für denſelben Plan ein, deſſen Verwirklichung ſie ſich vor einigen Jahren aus Eiferſucht auf chineſiſche Regſamkeit widerſetzt hatten. An einen Erfolg des Automobildienſtes glaube ich nicht. Daß die Wege für einen regelmäßigen Automobilverkehr ungeeignet ſind, habe ich ſchon bewieſen, und werde ich noch weiter beweiſen. Auch die Schulfrage will man jetzt ernſtlich in die Hand nehmen. Von Chineſen eingerichtete Elementarſchulen beſtehen ſchon jetzt in der innern Mongolei. Man will dieſe nunmehr auch in der äußern Mongolei gründen. Das mongoliſche Strafgeſetz ſoll dem noch in Bearbeitung befindlichen chineſiſchen angepaßt werden. Viele Aufmerkſamkeit wird der Anſiedlungspolitik geſchenkt. Seit Jahren ſchon kämpfen in der innern Mongolei in Sturm und Wetter abgehärtete Schanſi-Chineſen mit den Unbilden der Witterung und der Sterilität des hochgelegenen Steppenbodens. Trotz der durch Kälte erzwungenen neun Monate langen Arbeitsloſigkeit macht man doch langſam Fortſchritte. Mutige Anſiedler ſind ſogar ſchon hoch im Norden in den Tälern des Yero und Harogol zu finden. Der Hauptfehler der chineſiſchen Anſiedlungspolitik iſt der, daß man den Chineſen, die aus dem Ring der Großen Mauer heraustreten, nicht erlaubt, ihre Frauen mit ſich zu führen. Der Auswanderer nimmt ſich alſo entweder ein eingeborenes Weib (mongoliſches, türkiſches oder tibetaniſches), oder verkümmert in einem ewigen Junggeſellentum. Dieſer Übelſtand iſt noch nicht abgeſchafft worden, doch werden ſeit einiger Zeit „Heiraten“ zwiſchen Chineſen und Mongolinnen geſetzlich anerkannt. Auch ſonſt ſucht man die Auswanderung nach der Mongolei zu ermutigen.

Urga iſt die Reſidenz eines lebenden Buddhas. Dieſer, der dritthöchſte Lama in der lamaiſtiſchen Hierarchie, hat ſeinen offiziellen Sitz in einem mit goldenen, ſilbernen und grünen Kuppeln gekrönten Tempel zwiſchen Hſi ku lum und dem Amtsgebäude des Reſidenten, wohnt dort jedoch nicht. Er hat es vielmehr vorgezogen, ſich ſüdöſtlich von Hſi ku lum, unfern des Totafluſſes, ein Privatpalais in europäiſchem Stil zu bauen. In dieſem wohnt er — mönchiſcher Keuſchheit abhold — mit einer als Mann verkleideten Frau, die oder der von den dummen Mongolen als Gottheit dritten Ranges verehrt wird. Der Heilige hat Sinn für moderne Erfindungen. Er birgt in ſeinem Palais ein Automobil und zwei Fahrräder, die jedoch nie benutzt werden. (Ich habe noch immer Hoffnungen, daß mein Rad, das ich in Urga habe ſtehen laſſen, ſchließlich von dem lebenden Buddha gekauft wird.) Der Hutuktu, das iſt der mongoliſche Titel des Heiligen, hat ſchließlich eine große Vorliebe für die Tierwelt. Am ſüdlichen

Ufer des Tolaflusses, nahe bei seinem Privatpalais, liegt die stattliche Erhebung des Pagda-ul-Berges, der als heilig gilt, da auf ihm die höchsten Bäume auf dem Wege nach dem Süden wachsen. Er ist mit schönem, dunkelm Nadelwald bedeckt. Diesen hat nun der Hutuktu seit Jahren mit allen möglichen Sorten von seltenem Wild und Vögeln bevölkert. Profanen Füßen ist das Betreten dieses heiligen Bodens streng verboten. Doch sollen die Kosaken des russischen Konsulats schon oft gegen dieses Verbot gesündigt haben, was dann zu komischen Szenen zwischen ihnen und dem amtsbeflissenen Hüter geführt hat. Der Hutuktu ist übrigens keineswegs eine *Quantité négligeable*. Obgleich er Tibeter ist, sind ihm die Mongolen blindlings ergeben. Ein Mongole scheut keine Summe, um den Segen des lebenden Buddhas zu erhalten *(tout comme chez nous!)*, und so verfügt dieser über unerschöpfliche Geldmittel. Die Folge ist, daß des Hutuktus Stimme viel Gewicht in Peking hat. Dies zeigte sich erst in diesem Sommer. Es war im Frühjahr zu einer Rauferei zwischen betrunkenen Lamas und chinesischen Kaufleuten gekommen, die den Residenten zum persönlichen Einschreiten zwang. Mehrere Mönche wurden zu strengen Strafen verurteilt. Doch diese Sippschaft gab sich damit nicht zufrieden, sondern machte dem Residenten in Peking den Prozeß. Der Thronbericht, den dieser dann einreichte, wurde vom Kolonialministerium abfällig kritisiert, obgleich der Resident durch seinen Gönner, den Prinzen Su, selbst einflußreiche Beziehungen hatte. Erst vor kurzem wurde dieser Streitfall gütlich beigelegt, indem das Urteil des Residenten aufrecht erhalten wurde, dieser jedoch den lebenden Buddha für eine besondere Belobigung wegen seines korrekten Verhaltens in der Angelegenheit empfahl.

Russische Firmen machen, wie in der ganzen Mongolei, so auch in der Urga, durchaus keine guten Geschäfte. Die Russenfurcht ist chinesische und japanische Zeitungsmache. Die Zahl der russischen Firmen, die in der Mongolei etabliert sind, wird auf 130 angegeben. Doch der Wert der russischen Einfuhr ist nur sehr gering. Die Mongolei ist kommerziell immer noch in der Hand der Chinesen, die ihre Vertreter und Agenten in die entferntesten und verborgensten Oasen der Wüste schicken. Und der Chinese verkauft nur chinesische Produkte und europäische Waren, die über Tientsin und Shanghai importiert worden sind. Noch hart an der sibirischen Grenze findet man deutsche und amerikanische Stapelgüter, obgleich auf Grund alter Verträge russische Waren zollfrei über die mongolische Grenze eingeführt werden. In Urga gibt es etwa dreißig russische Firmen. Die meisten von diesen verdienen jedoch keine Beachtung. Sie sind Krämer, die Detailgüter an die mongolischen Konsumenten verkaufen. Sie mögen gute Geschäfte machen, helfen jedoch dem großen russischen Handel nicht auf den

grünen Zweig. Die größte ruſſiſche Firma Urgas iſt Kokuwin. Doch ſelbſt dieſe hat keinen nennenswerten Importhandel. Dagegen führt ſie jährlich für eine halbe Million Rubel Waren aus und von dieſen allein für 300 000 Rubel Felle und Häute. Kennzeichnend iſt die Niederlage, welche die Ruſſiſch-Chineſiſche Bank von der erſt ſeit einigen Jahren in Urga etablierten Chineſiſchen Regierungsbank erlitten hat. Die Ruſſiſche Bank hat große Summen durch leichtſinnige Anleihen an mongoliſche Prinzen des Inneren verloren, während die Chineſiſche Bank bei allen ſolchen Transaktionen den vollen Schutz der chineſiſchen Regierung genießt. Herr Petrow, der Vizepräſident der Orientgeſellſchaft, der kürzlich die Mongolei auf einer längeren Studienreiſe durchquert hat, bemüht ſich zurzeit eifrig, den intereſſierten ruſſiſchen Kreiſen den Ernſt der Lage klar zu machen und an ihr Vaterlandsgefühl zu appellieren. Was jedoch ſeine Verbeſſerungsvorſchläge ſind, iſt mir nicht bekannt.

In Urga verfolgte mich das Pech. Vom erſten Tage meines Aufenthalts ab regnete es in Strömen. Bei ſchönem Wetter iſt, ſo ſagte man mir wenigſtens, das Straßenleben Urgas ſehr intereſſant. Schmuck gekleidete Reiter, Karawanen, Pferdeverkäufer, Straßenhändler, die in kleinen hölzernen Buden ihre Stände haben, Lamas und Bettler, alles drängt ſich in der mongoliſchen Marktſtadt Hſi ku lum. Hin und wieder ſieht man auch einen Tibeter die Erzeugniſſe ſeiner fernen Heimat zum Verkauf anbieten. Jurten ſieht man in Urga nur wenig. Dieſe haben Blockhäuſern Platz gemacht, die von hohen hölzernen Palliſaden umgeben ſind. Zwiſchen den vier Städten, die das geographiſche Urga bilden, liegen weite, grüne Wieſen, auf denen Vieh und Pferde weiden. Den Horizont rahmen nördlich und ſüdlich des Tolafluſſes bewaldete Berge ein. Die Luft iſt ſelbſt im Hochſommer meiſt friſch, ſo daß Urga bei gutem Wetter ſicherlich ein angenehmer Aufenthaltsort iſt. Doch bei ſchlechtem Wetter iſt es das ſchlimmſte Neſt dieſer Welt. Infolge des unaufhörlichen, ſtarken Regens ſchwollen Bäche und Rinnſteine zu reißenden Strömen an. Die Straßen, die nicht völlig unter Waſſer ſtanden, waren ſo aufgeweicht, daß die Pferde — an Gehen war überhaupt nicht zu denken — tief über ihre Knöchel in den Schlamm einſanken. Einen ſo ſtarken Regen hatte man ſeit Menſchengedenken nicht in der Wüſtenſtadt Urga geſehen. Mir verdarb er meine Reiſepläne gründlich. Es war urſprünglich meine Abſicht geweſen, Urga am 11. Auguſt zu verlaſſen, und zwar hatte ich gehofft, auf der direkten Poſtroute, die der Telegraphenlinie von Urga nach Kalgan folgt, reiten zu können. Doch erfuhr ich in Urga, daß ich auf den Stationen nicht auf direkte Anſchlußpferde würde rechnen können. Wohl oder übel mußte ich mich alſo entſchließen, abermals die Dienſte des Regierungsrelaisdienſtes in Anſpruch zu

nehmen. Doch macht dieſer einen erheblichen Umweg, da er nach Weſten bis nach Sairuſſu ausbiegt, um ſich dort mit der von Uliaſſutai kommenden Linie zu vereinigen. Die Entfernung zwiſchen Urga und Kalgan auf der Relaisroute beträgt 1900 Kilometer, während die Poſtlinie nur 1100 Kilometer lang iſt. Würde es mir unter dieſen Verhältniſſen noch gelingen, die mir geſetzte Marſchfriſt von neun Tagen einzuhalten? Meine chineſiſchen Freunde ſagten, dies ſei unmöglich, doch ich dachte im ſtillen: „Der Bien muß!“ Ich war unter dem Eindruck, daß ſchon vorher Europäer den Ritt in neun Tagen gemacht hätten. Meine Abſicht war alſo nicht, einen Rekord aufzuſtellen, ſondern nur mein anfänglich gegebenes Wort zu halten.

Am 11. früh regnete es noch in Strömen. Am 10. hatte ein militäriſches Detachement den ſüdlich Urga von Oſten nach Weſten fließenden Tolafluß überſchreiten wollen. Doch war dies ſonſt ſo unſchuldige Wäſſerlein zu einem reißenden Strom angeſchwollen, ſo daß an ein Durchwaten durch die an der Relaisſtraße ſüdweſtlich von Urga liegenden Furten nicht zu denken war. Ich beſchloß alſo, von der Relaislinie zunächſt abzuweichen und den Tolafluß auf den öſtlich an der Poſtſtraße gelegenen Brücken zu überſchreiten, um dann zwiſchen Tola und dem heiligen Bagduut-Berge die erſte Relaisſtation zu gewinnen. Als wir in Tung ying tzu ankamen, ſahen wir jedoch, daß die Tola eine mehrere Kilometer breite Waſſerfläche bildete, aus der die drei Brücken wie kleine Inſeichen herausragten. Das Waſſer konnte nicht tief ſein, ich verſuchte alſo meine Mongolen zum Durchwaten der Waſſerfläche zu veranlaſſen. Doch die höchſten Verſprechungen hatten keinen Erfolg. Der Wortführer behauptete, er könne ſein Leben nicht verkaufen, und Wut und Enttäuſchung im Herzen kehrte ich wieder um. Die Zaghaftigkeit meiner Mongolen hat mir vielleicht das Leben gerettet. Denn an dem gleichen Tage wurde eine vom Süden kommende Karawane, die, tapferer als wir, den Übergang verſuchte, vom Strome weggeriſſen, wobei 36 Chineſen umkamen. In der folgenden Nacht wurden alle drei Brücken von dem gewaltigen Waſſerdruck geſprengt.

Die nächſten Tage war ich ein Gefangener. Es gab hin und wieder lichte Momente, doch ſtets brachten neue Wolken von Oſten mehr Regen. Der Regen ließ in ſeiner Kraft jedoch nach und das Waſſer der Tola fiel. Täglich ſchickte ich morgens und abends Leute aus, um mich nach dem Waſſerſtande zu erkundigen. Am 16. mittags gelang es einem Kurier der Poſt und abends einem Regierungsboten, die Tola zu überſchreiten. Ich beſchloß alſo, am 17. früh den zweiten Verſuch zu machen. Am 16. abends fing es wieder an zu regnen. Es regnete in dünnen Fäden die ganze Nacht. Vor Aufregung konnte ich kein Auge zutun. Jeder Tropfen, den ich draußen aufſchlagen hörte, gab mir einen Stich ins Herz.

Am 17. kamen die Pferde um 7 Uhr, anſtatt wie beſtellt um 5 Uhr. Der Himmel hing voll regenſchwarzer Wolken. Doch für den Augenblick regnete es nicht. Die Ausſichten auf ein Gelingen waren nach dem neuen Regen ſchlecht. Ich ſagte alſo zu meinen chineſiſchen Freunden: „Auf Wiederſehen zu Mittag.“ Durch Bäche und Pfützen watend, langten wir um 8 Uhr an den Ufern des Tolafluſſes an. Die Furten, durch die die Regierungsrelaisſtraße den Fluß durchkreuzt, lagen vor uns. Doch an ein Durchwaten an dieſer Stelle war nicht zu denken. Die Waſſerfläche war wohl zwei Kilometer breit, die Strömung reißend, und weißſchäumende Stellen deuteten gefährliche Strudel an. Da erbot ſich ein grauhaariger, verwitterter Mongole, uns zu führen. Er brachte uns an eine Stelle, einen Kilometer unterhalb der Furten, wo mehrere Sandbänke zu ſehen waren. Nun ging es hinein ins Waſſer, der Führer voraus. Die vorderſten Pferde zögerten erſt, doch die Peitſche trieb ſie vorwärts. Das Waſſer war nicht übermäßig tief. Nur an wenigen Stellen wurde geſchwommen. Doch die Strömung war ſo ſtark, daß man ihr die Breitſeite der Pferde nicht entgegenſetzen konnte, alſo ging es ſchräg gegen die Strömung an. Langſam nur kam man vorwärts. Doch die braven mongoliſchen Pferdchen arbeiteten tadellos. Jeder Schritt wurde erſt mit dem Huf unterſucht. Es ging über Geröll. Doch kein Pferd ſtrauchelte. So gewann man die erſte Sandbank und nach ihr die nächſte. Um 11 Uhr hatten wir das gegenſeitige Ufer erreicht. Gott ſei Dank! Endlich befreit! Ein gutes Trinkgeld belohnte unſeren braven Führer. Dann ging's im flotten Trab zur erſten Station.

Ich war ſchwach geweſen. Mein Boy, dem ich befohlen hatte, mit einer Karawane nach Hauſe zu reiſen, hatte mich angefleht, ihn mit mir gehen zu laſſen. Er würde jetzt das Reiten ſicherlich aushalten. Ich gab nach, drohte ihm jedoch an, daß ich ihn, falls er mich wieder aufhielte, rückſichtslos auf dem Wege liegen laſſen würde. Da ich vorausſah, daß es dazu kommen würde, hatte ich ihm befohlen, alle Vorräte, Decken und einen zweiten Anzug in einem doppelten Lederſack zu verſtauen und alles andere in die Koffer und Kiſten zu packen. Dieſe Bagage wurde von drei Pferden getragen, indem die Kiſten feſt gegen die Sättel geſchnürt wurden. Jedes Packpferd wurde von einem mongoliſchen Reiter geführt. Mein Gefolge hatte ſich ferner um einen Schanſi-Chineſen vermehrt, den ich als meinen mongoliſchen Dolmetſcher angeſtellt hatte. Er hieß mit Familiennamen Wên. Sein verwittertes, ſchmieriges Ausſehen ließ mich hoffen, in ihm einen marſchfeſten Straßengänger gefunden zu haben. Meine kleine Karawane war alſo im ganzen neun Pferde ſtark.

Auf der erſten Station war alles ausgeflogen. Nur ein Mann und zwei Weiber waren aufzutreiben. Dieſe mußten die Handpferde beſteigen. Ich

trabte voran, meine Karawane folgte. Ich ſetzte mein Pferd in Galopp, doch dafür waren meine Mongolen nicht zu haben. „Packpferde können nicht galoppieren", hieß die Antwort. Ich forderte Wên auf, ihnen den Standpunkt klar zu machen, doch er und mein Boy erklärten, daß ein Galopp mit Gepäck unmöglich ſei. Ich ſah, daß meine Leute im Bunde waren. Man wollte ſich nicht überanſtrengen. Doch da hatten ſie die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Für heute beſchloß ich abzuwarten, um ihnen dann morgen, weiter von Urga fort, den Herrn zu zeigen. Im Dauertrab ritten wir bis zur vierten Station, dem Jurtenlager Chirgalanti, das wir um 10 Uhr 30 abends erreichten. Dort beginnt die weite Ebene, die ſich nach Sairuſſu zu langſam ſenkt. Im Mondſchein konnte ich ſehen, daß die Höhe des Plateaus nunmehr erreicht war. Wer beſchreibt die Mondſcheinnächte der weiten Steppe! Das offene, flache Land liegt, in das fahle Mondlicht getaucht, ſcheinbar endlos vor einem. Ruhe herrſcht. Nur hin und wieder ein Bellen von einer nahegelegenen Jurte. Die bei Tage ſo einförmige Steppe iſt poetiſch und träumeriſch bei Nacht. — Meine Küchenvorbereitungen erforderten nicht viel Zeit. Ein Topf heißen Waſſers, die Erbswurſt darin verrührt, eine Büchſe Fleiſchkonſerven aufgemacht, und das Menü war fertig. Dann noch eine Zigarette und raſch geſchlafen. Denn mit dem Schlafen mußte man ſich beeilen. Viel Zeit blieb dazu nicht. Ausziehen der Stiefel und Kakijacke war meine Nachttoilette.

Ich hatte den Mongolen der Station befohlen, mich bei Morgengrauen zu wecken. Doch die Sonne war ſchon aufgegangen, als ich aufwachte. Boy und Wên lagen noch im ſchönſten Schlummer, aus dem ich ſie etwas unſanft aufweckte. Heute ſollte die Sache ernſt werden. Geſtern hatten wir nur 120 Kilometer geritten. So durfte das nicht weitergehen. Die tägliche Durchſchnittsleiſtung mußte auf 190 Kilometer gehoben werden, um Kalgan in neun Tagen erreichen zu können. Erſt um 7 Uhr 30 brachte ich meine Karawane in Marſch. Es ging zunächſt abermals im Reiſetrab. Das Gelände war flach, es konnte und mußte alſo ſchneller gehen. Reden war nutzlos. Es hieß nunmehr handeln. Ein paar feſte Peitſchenhiebe auf jedes Pferd und im Galopp ſauſte die Kavalkade los. Ah! Das war Reiten! Doch ich ließ mich nicht von Sportsgefühlen hinreißen, ſondern blieb zurück. Erlahmte ein Pferd, ſo gab es wieder einige hinten drauf. So ging es im ſchneidigen Reitergalopp zur nächſten Station. Boy und Wên dachten ſich für dieſe Anſtrengung durch eine lange Ruhepauſe zu entſchädigen. Erſt mein entſchiedener Proteſt brachte die Kolonne von neuem in Marſch. Ich ritt wieder im Galopp an. Nach wenigen Kilometern blieb mein Boy zurück. Er hatte ſich durchgeritten. Es war eingetroffen, was ich erwartet hatte. Doch ich wollte mir dadurch die Reiſe

nicht verderben laſſen. Ich ließ ihm einen Mangalen mit Packpferd zurück, der ihn zur nächſten Station begleiten ſollte. Ich ſelbſt galappierte mit den übrigen Pferden weiter. Das Eis war gebrochen. Auf einmal konnten auch die Packpferde galappieren. Mehrere Male mußte jedoch gehalten werden, da die Kiſten rutſchten. Auf der nächſten Station beſtellte ich blaß vier Pferde. Wên ſchaute mich mit dummen Augen an, ſagte jedoch nichts. Nachdem die Pferde von der fernen Weide herbeigeholt und geſattelt waren, tauchten am Horizont Bay und Begleitung auf. Als mein tüchtiger Diener dann ſchließlich die Station mühſelig erreichte, erklärte ich ihm, daß er mit dem großen Gepäck hier bleibe und nach Heilung ſeiner Wunden langſam nachfolgen könnte, ich jedoch mit Wên und einem Packpferd vorausreiten würde. Da war die Verwunderung groß. Wên zeigte durch paſſiven Widerſtand, daß er allein mit mir nicht reiten wollte. Ich ſagte, daß auch er bleiben könne. Das half. Der Doppelſack wurde auf das Packpferd gehoben, nachdem ich den Bay gefragt hatte, ob alle die von mir bezeichneten Sachen in ihm verpackt ſeien, was er bejahte. Dann ging es im Galopp mit vier Pferden weiter. Die Strecke war 60 Kilometer lang. Nur zweimal wurde gehalten, um raſch eine Zigarette reſpektive eine Pfeife zu rauchen. Mein Pferd, ein kräftiger, ſchöner Fuchs, war unermüdlich. Trotz des langen Galopps ging er nach kurz vor der Station mit mir durch. Auf dieſer Station gab man uns ein ſchwaches Packpferd; ſeinetwegen mußten wir ſchon auf der vierten Station des Tages, dem Jurtenlager Madon, haltmachen. Immerhin waren wir heute 165 Kilometer geritten. Doch die Durchſchnittsdiſtanz war noch nicht erreicht.

Am nächſten Morgen weckte ich ſelbſt. Der Morgenſtern ſtand noch am Himmel, und ein halber Schimmer von Oſten zeigte den kommenden Tag an. Die Pferde ſind pünktlich zur Stelle und es geht noch vor Sonnenaufgang los. Wir haben uns jetzt eingeritten und bewegen uns wie Maſchinen. Jede Station verläßt man im Schritt, dann geht man in Trab über, der ſchneller und ſchneller wird. Aus dieſem die Pferde in Galopp zu bringen iſt manchmal ſchwierig, vor allem, wenn man einen Paßgänger reitet. Oft iſt auch der mongoliſche Führer des Packpferdes gar nicht galoppfreudig. Wên, mein Dolmetſcher, reitet apathiſch dahin. Ich muß alſo meinen eigenen Dolmetſcher machen, und wende mich direkt an die richtige Adreſſe. Pack- und Handpferde kriegen ein paar Hiebe übergezogen und dann geht es. Nahe bei der Wechſelſtation angekommen marſchiert die Kolonne im ſauſenden Galopp, denn der begleitende Mongole will zeigen, was er für ein ſchneidiger Kerl iſt. — Die Zeit verſtrich während des Reitens mit unglaublicher Geſchwindigkeit. Langeweile, aber auch nur das Gefühl der Einſamkeit empfand ich ſelbſt in der ödeſten Gegend nicht. Das Auge war meiſt nach

vorn gerichtet, um den Horizont abzusuchen; konnte ich die Jurten einer Station erspähen, so war ich zufrieden. Denn sie zeigten mir jedesmal, daß wir wiederum 1/40 näher an Kalgan herangerückt waren. Oft lagen diese jedoch hinter schützenden Hügelketten versteckt. Auf der Station angekommen, meldete sich zunächst der Älteste. Er sagte meist eine lange Bewillkommungsformel, die ich nicht verstand. Ich bestellte sofort neue Pferde und kroch in die mir am saubersten scheinende Jurte. Hier warf ich mich auf ein Lager, die Knie gebeugt in der Luft. Meine große Angst war, mich durchzureiten. Vaseline wurde also auf fast jeder Station auf die Reibungsflächen appliziert. Ein kurzer Schlaf gab mir darauf neue Kraft. Dann kam ein Mongole mit Tee. Ich schlürfte mehrere Tassen. Hierauf drängte ich zum Aufbruch. Die Mongolen haben es auf den Stationen meist durchaus nicht eilig. Freund Wên erst recht nicht. Erschien ich nicht auf der Bildfläche, so geschah nichts. Der Aufenthalt und Zeitverlust auf den Stationen ist schrecklich. Oft verliert man durch Warten auf neue Pferde zwei bis drei Stunden. Sollte ich je wieder einen derartigen Ritt unternehmen, so werde ich von Station zu Station einen Reiter vorausschicken, der die Pferde bestellen muß. Diese Vorreiter konnte ich jetzt nicht mehr erhalten, da nichts davon im Begleitpaß stand.

Mein Boy hatte mir einen unglaublichen Streich gespielt: Auf der letzten Station bemerkte ich, daß außer einem Stückchen Erbswurst und zwei Büchsen Biskuit, die mir der chinesische Resident verehrt hatte, keine Vorräte im Reisesack waren. Modon, das gestrige Nachtquartier, war ein armes Nest gewesen, wo es kein Hammelfleisch gab. Mein Abendmenü hatte also aus Erbsensuppe, Biskuit und Zigaretten bestanden. Heute fanden wir erst um 6 Uhr abends Fleisch. Doch zum Hunger hat man ja auch meistens keine Zeit. Ich hatte nur das eine Gefühl: Vorwärts und in neun Tagen ankommen! Die neun Tage waren mir zur fixen Idee geworden. Die Gegend war hier arm, das Gras spärlicher. Auf halbem Wege weiden oft vielköpfige Kamelherden. Hier und da kommt man an einem Brunnen mit Tränke vorüber. — Selbst hier in der großen Steppe haben wir unter den Folgen des vorhergehenden Regens zu leiden. Der lose Kiesboden, dem der spärliche Graswuchs nicht genügend Festigkeit gab, war oft so aufgeweicht, daß die Hufe des Pferdes in ihm versanken. Dadurch verlangsamte sich natürlich das Tempo oft ganz erheblich. In Mulden hatten sich Seen gebildet, die im Bogen umritten werden mußten. — Das Ziel des heutigen Tages war die mongolische Stadt Sairussu. So stand es wenigstens auf meinem Programm. Denn dort hätte ich ein Drittel des Weges hinter mir gehabt. Doch Wên hatte es anders beschlossen. Als wir um 9 Uhr abends auf der sechsten Station des Tages, der letzten vor Sairussu, ankamen und ich Pferde bestellte, erklärte er mir, daß die Mongolen sich auf das bestimmteste

weigerten, zu ſo ſpäter Stunde noch Pferde zu beſorgen. Ich war machtlos, ſagte ihm jedoch, daß er keinen Pfennig von mir erhalten würde, wenn wir nicht in neun Tagen in Kolgon ſein würden. Das brach ſeine Faulheit. Ich habe mich nachher nicht mehr über ihn zu beklagen gehabt. Eine Hilfe den Mongolen gegenüber wurde er mir nie; doch ritt er brav mit und bediente mich ſogar noch aufmerkſam auf den Stationen. — Die Leiſtung des Tages war 190 Kilometer, der Durchſchnitt ſomit erreicht.

Ein ſtrammer Galopp brachte uns am nächſten Morgen um 8 Uhr nach Sairuſſu. Dies iſt eine Stadt von gewiſſer ſtrategiſcher Bedeutung. Denn hier ſtoßen die Straßen von Urga und Uliaſſutai zuſammen. Den Namen Stadt verdient der Ort jedoch kaum. Er hat etwa zwanzig Jurten und zwei chineſiſche Häuſer. In einem der letzteren wohnt ein kleiner chineſiſcher Beamter, der dieſe Sektion der Relaisroute überwachen muß. 100 Meter nördlich der Stadt liegt ein Lamatempel mit Pagode. Ich ſchickte meine Karte zum Beamten und beſtellte ſofort Pferde. Nach kurzem Aufenthalt ging es weiter. Man merkt, daß man ſich der Wüſte Gobi nähert. Das Gras wird immer ſpärlicher. Hin und wieder kommt man über Sanddünen. Im Galopp geht es zum Sattel einer Bergkette hinauf. Auf der Höhe dieſes Sattels liegt ein Brunnen. Doch Seil und Eimer fehlen. Mein braver Mongole weiß ſich jedoch zu helfen. Er klettert hinunter, in den Brunnen hinein und ſchöpft Waſſer. Dann geht es weiter nach Kutul hinunter. Hier fängt die eigentliche Wüſte an. Man hat einen weiten Blick. Weit und breit nichts als ebene Flächen. Die Gobi muß vor einigen Tagen ſtellenweiſe unter Waſſer geſtanden haben. Kilometerweiſe Strecken ſind vom Schlamme bedeckt, was uns beträchtlich aufhält. Mehr als eine Stunde ritten wir heute im Schritt, der Mongole taſtend voran, um den trockenſten Weg zu finden. Trockener, mongoliſcher Käſe und Tee machen auf der Mittagsſtation meine Mahlzeit, denn Wên meldet uns, daß die Erbswurſt in tauſend Atome zerrieben ſei. Am Nachmittag fürchterliches Gereite. Auf zwei Stationen ſind alle Pferde ſchlecht. Ich fluche im beſten Deutſch, das hilft ein wenig. Wên meldet mir, er habe ſich durchgeritten! Wird er auch noch liegen bleiben? Die Straße ſteigt von Borbo nach Salatu in die Höhe. Dort finde ich Hammelfleiſch, das mir herrlich mundet. — In meinem Tagebuch ſteht unter dieſem Tage die Bemerkung: „Alle Vorräte mögen ausgehen, bloß nicht die Zigaretten und die Vaſeline!“ Der Tag ſchließt gut. Die letzte Tai — die ſechſte des Tages — wird auf guten Pferden im flotten Galopp zurückgelegt. Es geht bei hellem Mondſchein in ſchnellſter Gangart durch felſige Täler. Wir ſprengen an einigen armſeligen Bäumen vorüber, die mir wie ein Gruß von der fernen Kultur erſcheinen. Arhon, ein Lager von etwa fünfzig Jurten, die hinter einer Hügelkette auf nacktem, gelbem

Kies aufgebaut ſind, iſt mein Nachtquartier. Wir haben heute trotz großer Schwierigkeiten 195 Kilometer zurückgelegt, das Wetter iſt herrlich, ich lege mich alſo zufrieden mit mir und meiner Umgebung ſchlafen.

Der nächſte Tag war ein Gewalttag. Es ſtanden fünf große Tal, davon die längſte mit 80 Kilometern, auf dem Programm. Wir waren hier in der Mitte der Wüſte. Waſſer war alſo ſelten. Daher die großen Entfernungen zwiſchen den Stationen. Nach dem ſtarken, vorangegangenen Regen war mehr als gewöhnlich Gras aus dem Boden herausgewuchert. Ungefähr alle Meter wuchſen Büſchel ſumpfigen Graſes, dazwiſchen Kies. Von weitem ſah die Wüſte grün aus. — In mein Tagebuch ſchrieb ich am Morgen dieſes Tages: „Wenn bloß die Pferde gut ſind“. Denn davon hängt auf ſolchem Ritt alles ab! Auf guten Pferden ſpart man beides, Zeit und eigene Muskelkraft. Wenn man die ganze Zeit treiben muß, ſo iſt man am Ziel ausgepumpt. Die rohen, mongoliſchen Pferde haben eine eigentümliche Schwäche. Sie können nicht geradeaus laufen. Die meiſten haben einen Drall. So ſchmerzten manchmal nach einem langen Ritt meine Arme mehr, als meine Beine. Im übrigen ließen faſt alle Ponies gut aufſitzen, hatten auch ſonſt keine Unarten. So ein Mongole geht tadellos ſicher. Steinen und Löchern geht er aus dem Wege. Wen machte mir am Morgen die unangenehme Meldung, daß meine Vaſellnetube zerdrückt und ausgelaufen ſei. Das Unglück war alſo geſchehen! Mein Geſicht, das ſtark brannte, ſtrich ich mit Hammelfett ein. Auf der erſten Tal ging es nur langſam vorwärts, da die Pferde ſchwach waren. Das gute Weidegras war verfault, das Wuchergras für Pferde ungenießbar. Auf der zweiten Tal ging es jedoch flott vorwärts. Auf halbem Wege kamen wir an einem See mit einigen armſeligen Bäumchen vorüber. Dann trafen wir eine kleine Kamelkarawane, die erſten Reiſenden, denen ich ſeit Urga begegnete. Die beiden Laſtkamele gingen im flotten Trab; der Reiter mußte galoppieren, um mit ihnen Schritt zu halten. Gegen Mittag trafen wir in der Stadt Honltchl ein, einer größeren Mongolenniederlaſſung mit Lamakloſter. Tauſende von Beſuchern waren aus allen Himmelsrichtungen eingetroffen, denn es fanden heute hier die großen Stammrennen ſtatt. Leider konnte ich mir dieſe nicht anſehen. Ich mußte mit der Zeit geizen. Nach kurzer Dauer ging es weiter. Die vor uns liegende Tal wurde die ermüdendſte der ganzen Reiſe. Sie war 80 Kilometer lang und das Pferdematerial miſerabel. Die guten Pferde waren auf dem Rennen. Auf den Sandberg, der vor der nächſten Station lag, kamen wir kaum noch im Schritt hinauf. Hinter uns ſtand ein Gewitter. Pferde und Menſchen waren am Ende ihrer Kräfte, als wir am Ziel ankamen. Auch auf der dann folgenden Tal war das Reiten oft ſchwierig, da der Kiesboden völlig durchgeweicht war. Einen prächtigen

Sonnenuntergang genoſſen wir auf der vierten Station des Tages. Auch der letzte Tai wurde ſchwierig. Denn es ging bei unſicherem Mondlicht über ſteinige Erhebungen. Um Mitternacht trafen wir in Toli ein. Als ich vom Pferde ſtieg, merkte ich, daß ich nicht geradeaus gehen konnte. Auch Wên ſchwankte. Wir hatten heute brav gearbeitet. 260 Kilometer unter ſchwierigen Verhältniſſen! Mein Menü beſtand nach dieſem anſtrengenden Ritt, wie an den vorhergehenden Tagen, aus Hammelfleiſch und Biskuits. Die noch nicht geöffnete Schachtel Zigaretten war zerquetſcht; es hieß jetzt alſo ſparen. Froh über den Erfolg des vorangegangenen Tages ſchrieb ich am nächſten Morgen in mein Tagebuch: „Da wir den geſtrigen Tag ausgehalten haben, wird uns der Ritt in neun Tagen glücken.“ Wên hat jetzt eine andere Meinung von mir gewonnen und meint, wir könnten es in 8½ Tagen ſchaffen. Der Sportsgeiſt war in dem apathiſchen Chineſen erwacht. Der gute Wên ging mir mit ſeinem breiten Schanſidialekt ein wenig auf die Nerven. Wenn ich ihn nach anſtrengendem Ritt oft fragte: „Wie weit iſt es noch bis zur Station?“ ſo lautete die Antwort faſt regelmäßig: „Hai yüe di la“ (noch weit). Dieſes „Hai yüe di la“ machte mich wütend. Dieſer Tag war wiederum ſehr anſtrengend. 210 Kilometer ſtanden auf dem Programm. Zuerſt ging es über ſteinige Berge nach Sucht, einer kleinen Niederlaſſung. Wir trafen jetzt auf den Stationen einige Chineſen, geſtern in Toli einen Kaufmann mit zwei Karren, der nach Ulaſſutai wollte, und heute auf jeder Station einige Karrentreiber. Dieſe, meiſt Schanſileute, wohnen hier mit den Mongolen zuſammen. Auf einigen Stationen haben ſie ſich aus Lehm Häuſer in chineſiſchem Stil gebaut. Sie führen gegen geringe Bezahlung Waren von Station zu Station. Auf der zweiten Tai war das Reiten entſetzlich. Das Reitpferd des mongoliſchen Führers kam nicht von der Stelle und war nahe am Krepieren. Ich ſchickte Wên voraus zur nächſten Station, um durch ihn ein friſches Pferd zu beſtellen und folgte ihm ſchließlich, um die Sache zu beſchleunigen, verritt mich jedoch dabei. Auf der Station gab es dann nichts zu eſſen, als unverdaulichen mongoliſchen Käſe. Wieder unterwegs, hatte ich dann unter den Folgen zu leiden. Starke Verdauungsbeſchwerden, während wir auf holperigem, hügeligem Wege, ich auf einem faulen Tiere, dahingaloppierten. Ich war völlig erſchöpft, als wir auf der Station ankamen, und fürchtete, liegen bleiben zu müſſen. Da erwies ſich Wên als Wunderdoktor. Er kaufte von Karrentreibern Mehl und kochte mir Mehiſcheiben in einer etwas fragwürdigen Sauce. Doch mir mundete dieſes Gericht vorzüglich. Bis zum Ende des Rittes habe ich nichts anderes mehr gegeſſen. Der Unternehmungsgeiſt war wieder zurückgekehrt. Es ging weiter. Das Gelände blieb bis Dreſſy hügelig und ſteinig. Hier tritt man in den äußeren Ring des Tſaoti (Grasland-Steppe) ein. Um

9 Uhr kamen wir gerade bei Mondaufgang dort an. Die Pferde ließen auf ſich warten. Ich ſaß draußen in der friſchen Nacht und bewunderte den herrlichen Mondſchein. Um elf Uhr ging es weiter im ſchneidigen Galopp auf der nun völlig ebenen Straße bis nach Uluhuduk, wo wir um 1 Uhr ankamen. Ich war völlig zerſchlagen. Mein Magen ſchmerzte noch immer. Da fand ich unten in meinem Reiſeſack eine noch ziemlich unbeſchädigte Suppenkonſerve. Dieſe bildete mein Abendbrot. An dieſem Tage waren wir meinem Programm treu geblieben und hatten 210 Kilometer zurückgelegt.

Am nächſten Morgen verſchlief ich die Zeit, was ein ſchlechter Anfang war. Es ging erſt um 8 Uhr los. Die erſte Tai, die 60 Kilometer lang war, wurde im Zuckeltrab zurückgelegt, da die Pferde ſchlecht waren. Unterwegs ſahen wir ein Rudel von mehreren Hundert Antilopen. Auch fanden wir zahlreiche Rebhühner und Wildgänſe vor. Skaramuran, die erſte Station des Tages, liegt in dem breiten und tiefen Tal eines kleinen Flüßchens. Aus dem abflußloſen Gebiet ſind wir alſo hinaus. Hier iſt alles grüne Steppe mit fettem Gras. Wenigſtens däuchte es mir ſo, als ich aus der Wüſte kam. Die nächſten Tai wurden auf flotten und ſtarken Pferden ſchnell zurückgelegt. Der Weg lag breit ausgetreten vor uns da. Ich ſprengte alſo meiſt voraus, um auf der Station Pferde zu beſtellen. Doch verloren wir gerade an dieſem Tage durch den Pferdewechſel unglaublich viel Zeit. Dies und die Faulheit am Morgen hatten wir teuer zu bezahlen! — Am Horizont tauchten blaue Berge auf. Sollten wir wieder über Steine und Hügel zu ſtolpern haben? Hoffentlich nicht! Doch es war ſo. Als wir nach Sonnenuntergang von der vierten Station aufbrachen, ging es wieder vom Berge hinab. Es ging nur langſam vorwärts. Auf dem Programm des Tages ſtanden 6 Tai. Doch erſt um Mitternacht kamen wir nach einem Ritt von bloß 165 Kilometern auf der fünften Station an. Ich beſchloß alſo die Nacht durchzureiten.

Pferdewechſel bei Nacht ſind beſonders zeitraubend. Die Tiere müſſen oft von entlegenen Weiden herbeigeholt werden, und dabei beeilt ſich der Mongole nicht. Wir ſchliefen zwei Stunden. Um 3 Uhr kamen die Pferde. Der Mond war ſchon untergegangen. Der Weg war weiter ſteinig und ging über Berge. Wir mußten aber vorſichtig Trab reiten. Dies hier iſt ohne Frage ein äußerer Ring der Gobi. Die Gegend iſt völlig wüſt. Um 6 Uhr morgens kamen wir auf der Station an, die eigentlich das Ziel des geſtrigen Tages hätte ſein ſollen. Wir hatten alſo die verlorene Zeit durch den Nachtritt eingeholt. Doch auf der Station neuer Zeitverluſt durch das Wechſeln der Pferde. Ich verfiel aber auf das Mittel, Wên zunächſt vorauszuſchicken, um auf der nächſten Station die Pferde im voraus zu beſtellen. Um 9 Uhr kamen die Tiere. Es waren entſetzliche Klepper, eher Ziegen als Pferde.

Die Reiterei auf den holperigen Wegen, die auf weite Strecken mit Geröll bedeckt waren, war dementsprechend. Mein Pony stürzte einmal und schlug sich dabei den Kopf blutig. In dem Tal, durch das wir ritten, beobachtete ich eigentümliche Felsformationen, die mich an das Felsenmeer der Bergstraße in Hessen erinnerten. Über einen niedrigen Paß ging es hinüber in ein tiefes, grünes Tal. Auf der andern Seite lagen wieder hohe, sogar recht hohe Berge. Doch die arme Gegend hatten wir verlassen. Jetzt sahen wir nur noch fette Wiesen. Also gab es auch wieder gute Pferde. Eine Tal von 60 Kilometern brachte uns über einen mäßig steilen, doch grasigen Hang hinauf auf die Berge nach Chindai, das der höchste Punkt (1490 Meter) der Straße zwischen Urga und Kalgan ist. Chindai ist eine Mongolenniederlassung, die aus vielen zerstreuten Jurten besteht. Hier fand ich die ersten chinesischen Ansiedler in regelrechten, chinesischen Gehöften. Sie bauen Weizen und gewinnen genug zum Leben. In Chindai regnete es. Mein Pony ließ mich nicht aufsitzen. Er warf mich ab, ebenso Wên, da er sich vor unseren Regenmänteln fürchtete. Wir blieben jetzt auf der Höhe und ritten zwischen Hügeln durch ein grünes, fettes Feld. Nach abermaligem Pferdewechsel ging es dann durch eine Talöffnung hinein in ein offenes, weites Wiesenland (1300 Meter), das innere Tsaoti. Der Regen, der für eine Zeit ausgesetzt hatte, floß von neuem und jetzt in Strömen. Mein Regenmantel erwies sich als nutzlos. Darunter hatte ich nur einen dünnen Kakianzug und ein Hemd. Ich wurde durch und durch naß. Dazu blies ein mich eisig dünkender Wind. Ich fror wie ein Schneider! Endlich kamen wir auf der Station an. Doch diese stand unter Wasser. Der begleitende Mongole wußte Rat. Er führte uns noch zwei Kilometer weiter nach einer Ansiedlung von Jurten, wo wir schlafende Privatleute um Gastfreundschaft baten. Es war anscheinend eine wohlhabende Mongolenfamilie, auf die wir so gestoßen waren. Sie hatten zwei Wohnjurten und räumten uns davon eine ein. Doch nahm ihr Umzug und die Vorbereitung des Quartiers sehr lange Zeit in Anspruch, während der ich, triefend naß, ungeachtet der Pfützen, wie ein Tiger im Käfig hin- und herlief, um mich nicht in dem eisigen Nachtwind zu erkälten. Ich ließ sofort Feuer anmachen. Unsere mongolischen Gastfreunde, darunter zwei hübsche junge Frauen, wollten uns scheinbar das Vergnügen ihrer Gesellschaft schenken. Der Kleiderwechsel usw. also mußte in Gegenwart der Schönen geschehen, die übrigens dadurch nicht im geringsten geniert waren. Um mich vor ihnen jedoch nicht ganz als Adam zu zeigen, entledigte ich mich des intimsten Kleidungsstückes unter dem Schutze eines umgeworfenen mongolischen Pelzes. Übrigens kostete das Ausziehen meiner Reithose Schwierigkeit, da mein linker Fuß am Spannen stark angeschwollen war. Ich hatte beim Reiten schon Schmerzen verspürt, ohne Frage eine Folge

der fortgeſetzten Erſchütterung am Fußgelenk. Die triefenden Kleider wurden von den Hausherrinnen am Feuer ausgerungen und an dieſes gehängt oder gehalten. Dieſes war übrigens das einzige Mal, daß ich während der neuntägigen Reiſe aus den Kleidern gekommen bin. Heißer Tee und eine Art von Reisſuppe erwärmten uns. Dann ſaßen wir noch lange mit unſeren Gaſtfreunden, bis ich ſie ſchließlich hinauswarf, denn es war Mitternacht, und ich war nach dem Nacht- und Tagritt von 210 Kilometern recht müde.

Am nächſten Morgen funktionierte das Pferdehoien nicht, da die Station zu fern lag. Wir waren im übrigen auch noch nicht zum Aufbruch bereit. Das Feuer war in der Nacht ausgegangen, die Kleider aber nur wenig getrocknet. Wir hielten ſie dann dicht über das Feuer, um wenigſtens etwas Wärme hineinzubringen. Doch viel half das nicht. Schließlich trocknet das Zeug auf dem Körper auch am beſten. Draußen wehte ein friſcher Nordwind, der die Wolken über das Firmament jagte. Es ſah nach ſchönem Wetter aus. Guten Mutes ritten wir alſo ab. Auf den erſten beiden Tai war das Reiten eine wahre Freude. Die Pferde waren vorzüglich, die Wege zwar teilweiſe überſchwemmt, doch machte das nur wenig aus. Das Gelände war jetzt völlig eben. Es ging über lachende Wieſen. Hier und da ſah man chineſiſche Gehöfte oder mongoliſche Jurten. Zu meinem Leidweſen waren jetzt übrigens die Stationshäuſer in chineſiſchem Stil gebaut. Die Straße war recht belebt. Reiſende kamen und gingen zu Pferde, Wagen und Kamele. Auch viele hochbeladene Laſtwagen begegneten uns. Dieſe ſind zweirädrige, ungeheure Karren, die meiſt von fünf oder ſieben Pferden, eines vorgeſpannt, die übrigen in einer Reihe dahinter, gezogen werden. Viele Wagenkarawanen kreuzten uns, denen das aufgeweichte Gelände jedoch viel Schwierigkeiten bereitete. Auf der dritten Tai brach nachmittags das Verhängnis wieder über mich herein. Der Wind war umgeſchlagen, im Süden hatten ſich dicke, ſchwarze Wolken zuſammengeballt, und plötzlich brach mit ſtarker Gewalt ein heftiger Hagelſturm über uns los. Die Körner waren erbſengroß. Mein Mongole ſprang ſofort von ſeinem Pferde und ſuchte unter deſſen Leibe Deckung. Wên und ich folgten ſeinem Beiſpiel, ich jedoch mit wenig Erfolg, da das Pferd vor mir ſcheute. Als der Sturm ein wenig nachließ, ritten wir weiter. Der Hagel verwandelte ſich in einen Landregen. Doch wir durften keine Zeit verlieren. Zwiſchen Aolahutuk und Hallutai liegt eine felſige, ſteile Bodenſenkung, eine Stufe in der mongoliſchen Hochebene. Hier traf ich den neuernannten Vice-Tartaren-General von Ullaſſutai, der auf dem Wege nach ſeinem neuen Poſten war. Er ſaß in einem verdeckten Reiſekarren, der von ſechs Pferden gezogen wurde. Vor dieſem war ein Tier eingeſpannt, die übrigen wurden von Mongolen geritten, die eine mit der Deichſel verkoppelte Querſtange gegen das Vorderteil ihrer Sättel

gelegt hatten. Derartige Wagen nennt man noch der Querſtange Chio Kan ch'ê. Das mongoliſche Pferd läßt ſich bekanntlich nur ungern einſpannen. Dem eventuell im Galopp gezogenen Wagen folgte ein zweiter und eine buntfarbige Kavalkade von etwa zwanzig Reitern. Die Chio kan ch'ê ſind übrigens ziemlich beweglich. Man kann in ihnen die Reiſe von Urga nach Kalgan in 17 Tagen zurücklegen. Mein Renkontre mit dem hohen chineſiſchen Beamten mußte ich bald verwünſchen. Als wir auf der Station Halutai ankamen, verſicherte mir der Vorſteher, daß ſeine ſämtlichen Pferde unterwegs ſeien. Sie waren alle von dem Beamten requiriert worden. Kein Bitten, Schimpfen oder Drohen half. Im übrigen war das Haus dieſer Mongolen eine recht gemütliche und reinliche Herberge. Es hatte ſogar Glasfenſter, ein Luxus, den man ſelbſt in China im Innern ſelten ſieht. Der Vorſteher kannte die Fremden genau. Er war mehrere Male in Peking geweſen, konnte *„Bon jour"* und *„Thank you"* ſagen und ſprach übrigens ein tadelloſes Pekineſiſch. Wir diskutierten die neueſte chineſiſche Politik, wobei ich ernſthaft auf allen Unſinn des braven Mongolen einging, und zerbrachen uns den Kopf darüber, welche fremde Nation wohl die ſchlechteſte ſei. Die Franzoſen konnte mein guter Gaſtwirt gar nicht leiden — es war hier anſcheinend mal ein durchreiſender Franzoſe energiſch aufgetreten —, die Japaner waren unheimliche kleine Kerle, die Engländer ſchätzte er ſehr. Uns Deutſche kannte er noch gar nicht. Ich war ihm alſo gewiſſermaßen ein intereſſanter ethnologiſcher Fall und ich merkte, daß ich bisher auf ihn einen guten Eindruck gemacht hatte. Als ich ihm dann meine letzten Vorräte — Wachslichter, Zucker, Salz und einige leere Blechbüchſen — ſchenkte, erklärte er, daß wir Deutſchen die beſten von allen ſeien. Nun verſprach er mir, in Ermangelung von etwas Beſſerem, drei dreijährige Fohlen von der Weide zu holen. Doch mußte ich ihm verſprechen, nichts als Schritt zu reiten. Was half es! Ich mußte damit zufrieden ſein. Es war 10 Uhr abends geworden. Der Abend des neunten Tages war alſo da und ich noch 60 Kilometer von der Endſtation vor Kalgan entfernt. Alſo hieß es eine zweite Nacht zu reiten. Draußen regnete es in Strömen. Ich hatte mir einen zweiten Kokianzug angezogen, denn ich fröſtelte ſtark. So ging es vier Stunden in ſtockfinſterer Nacht bei gießendem Regen langſam im Schritt vorwärts. Dieſer Ritt ſchien mir endlos zu ſein. Ich war hundemüde und fror ſtark. Meine Energie war mit meinen Kleidern aufgeweicht. Ich hatte nur das Gefühl: Vorwärts! Schließlich kommen wir doch noch an. Mehrere Male tönte uns aus der dunklen Nacht Hundegebell entgegen. Alſo endlich die Station! Doch es ging weiter. Als wir endlich ankamen, waren die Stationswächter erſt nach langem Suchen zu finden. Es war 2½ Uhr nachts. Raſch wurde Tee gemacht, um die frierenden Reiter zu erwärmen. Wên, der ſah,

daß ich am ganzen Leibe klapperte, borgte mir einen ſchmierigen, wattierten Rock, der jedoch auch durch und durch feucht war. Ich nahm ihn mit Freuden an. Dann wurde raſch geſchlafen. Um 4 Uhr kamen die Pferde. Der Horizont zeigte einen fahlen Schimmer von Oſten. Der Morgen kam. Noch eine Tai, und ich hatte Wort gehalten. Dieſer letzte Ritt war ein Rennen in den kommenden Morgen hinein, achtlos über Pfützen und feuchte Wieſen hinweg. Von einem Gehöft aus verfolgten uns ein paar rieſige Mongolenköter und ſchnappten nach unſeren Beinen. Doch weiter ging es im Galopp, meinem letzten Galopp in der Mongolei. Der Regen ließ nach. Der Tag brach an und mit ihm gutes Wetter. Die Sonne ſtieg glühendrot am Horizont auf. Wir kreuzten die Telegraphen, ſahen lagernde Karawanen, alles Anzeichen dafür, daß wir uns dem Ziele näherten. Da liegt vor uns ein kleiner, unanſehnlicher Bergſattel. Als ich hinaufſprenge, habe ich das Gefühl, daß ich eine Überraſchung erleben würde. Und wahrhaftig, ich erlebte eine. Ganz plötzlich ein Blick in wild zerklüftete Täler, deren Sohlen üppige Kultur zeigten, und am Horizont ſtehen drohende Bergrieſen. Das überraſchendſte jedoch war, daß wir ſelbſt in gleicher Höhe uns befanden. Reiſeberichterſtatter haben den Eindruck beſchrieben, den ihnen nach mühſeligem Klettern von Kalgan aus die Höhe hinauf der Blick auf die weiten offenen Flächen der Mongolei gemacht hat. Wären ſie in umgekehrter Richtung gekommen, ſo wären ſie ſicherlich noch verwunderter geweſen. Nach tagelangem Ritt durch Wüſte und Steppe, die in ihrer Einförmigkeit ein Bild der Ruhe und des Friedens ſind, in der Spanne weniger Sekunden einen Blick zu tun in eine tief zerklüftete, trotzige Gebirgswelt, die einen an die Gefahren und Härten des Lebens und die Kämpfe der Menſchheit gemahnt! Eben noch nichts als Gras und Kies, jetzt dort unten im Schoß der Täler blühende, ſtrotzende Kultur, Menſchen, Dörfer und Tiere! Fürwahr, zwei Welten ſtoßen hier aufeinander, wie ſie verſchiedener nicht gedacht werden können, und dies ohne verſöhnenden Übergang, gleichſam wie das jähe Aufwachen aus einem Traum in die rauhe, aber doch lockende Wirklichkeit. Ja, die Tiefe dort unten lockte mich! Und zwar waren es vor allem rein proſaiſche Gefühle, die mich hinunterzogen. Denn in Kalgan winkten mir Ruhe, ein Bad und europäiſche Küche, Gemüſe, deren ich ſtark bedurfte. Über Flußgeröll ging es mühſam 100 Meter hinab zur Station, dem Endziel meiner Reiſe. Dies iſt die Kopfſtation des Relaisdienſtes. Von hier geht es nach Kalgan im chineſiſchen Karren. Hier genießen die nordwärts reiſenden Beamten in dem komfortablen Yamen die letzte Ruhe und Stärkung, bevor ſie die anſtrengende und an Entbehrungen reiche Reiſe in die mongoliſche Steppe antreten. Dieſe Station iſt an den Bergeshang angeſchmiegt in maleriſcher Lage. Ein lautes „Auf-

ſtehen, Faulpelze!" auf Deutſch, weckte die ſchlafenden Wächter. Es war 6 Uhr. Ich hatte in neun Tagen weniger eine Stunde das Ziel erreicht.

Über den Schluß der Reiſe iſt nur noch wenig zu berichten. Nach einem kräftigen, chineſiſchen Frühſtück, bei dem ſich der gute Wên tüchtig betrank, ging es auf einem zweirädrigen, federloſen Karren hinab in die Tiefe. Das Gerüttel über das Flußgeröll und die Langſamkeit des Fuhrwerkes konnte ich auf die Dauer nicht aushalten. Ich ſpannte alſo ein Pferd aus und ritt, ſo ſchnell es ging, nach Kalgan hinab. Am Nachmittag hatte ich geſchäftliche Beſuche zu machen und zu empfangen, und am nächſten Morgen ging es mit dem Frühzuge zurück nach Peking. Ich war ſechs Tage länger fortgeblieben, als ich vorausgeſagt hatte, doch waren dies die ſechs Tage geweſen, die ich in Urga infolge der Überſchwemmung verloren hatte. So weit dies in meiner Kraft ſtand, hatte ich aber Wort gehalten, obgleich ich unterwegs auf ungeahnte Schwierigkeiten geſtoßen war. Dieſes Gefühl war mir die beſte Entſchädigung für die Strapazen der Reiſe.

Jetzt zum Schluß muß ich mich von einem Verdachte reinigen. Nein, ein Sportsmann bin ich nie geweſen, und werde ich auch wohl nie werden! Sportlicher Ehrgeiz, einen Rekord aufzuſtellen, hat mich alſo keineswegs vorwärts getrieben. Mein Beruf iſt nicht das Pferd! In Peking war ich ſeit einem Jahr nicht mehr geritten. Ich war alſo völlig untrainiert, gewiſſermaßen vom Schreibtiſch auf das Pferd geſtiegen. Mein Wunſch war, mich nach ſo langem Sitzen wieder auszutoben, friſche Luft zu atmen und meine Kraft zu erproben. Den eitlen Wunſch, andere zu übertreffen, habe ich nie gehabt! — Es ſind ſchon viele Ruſſen auf der Urga-Kalgan-Route gereiſt und erſt im vorigen Jahr zwei Deutſche. Es iſt mir nicht bekannt, was die Rekordleiſtung dieſer verſchiedenen Reiſenden bisher geweſen iſt. In der Mongolei pflegt man ſchnell zu marſchieren — ſonſt wird es nämlich zu langweilig. Vielleicht hat mich ſchon jemand übertroffen, vielleicht auch nicht. Ich weiß es nicht und bekümmere mich auch nicht darum. Das eine möchte ich jedoch behaupten, daß ein wahrer Sportsmann, der im guten Training iſt, vom Wetter begünſtigt wird, für Vorräte geſorgt hat und ſich Pferde auf den Stationen bereit halten läßt, hier Leiſtungen aufſtellen kann, die bisherige Weltrekorde übertreffen, dank dem ausdauernden und ſchnellen Pferde der mongoliſchen Steppe.

Die Staatsidee in der Lehre des Kungfutse.

Von Othmar Spann in Brünn.

Die Vorstellungen vom Wesen des Staates und seiner Aufgaben, welche unsere Bildung und heutige Staatskunst beherrschen, sind im Grunde recht unklar, und stehen mehr als man zugeben will im Banne der Naturrechtstheorie und des Individualismus des 18. Jahrhunderts. Je mehr der Staat den Einzelnen in Ruhe läßt, um so besser erfüllt er nach dieser unklaren liberalen Auffassung seinen Zweck. Somit erscheint er zu einem Institut, das zur Sicherheit der Bürger und Abwehr von Verbrechen dienen soll, herabgedrückt. Dem gegenüber mag es lehrreich sein, eine reine und streng durchgeführte Staatsauffassung im entgegengesetzten Sinne, eine organische Staatsauffassung in der Lehre des Kungfutse (Konfuzius) kennen zu lernen.

Die kürzlich erschienene Übersetzung der „Gespräche" des Kungfutse[1]) ermöglicht es, namentlich durch die Heranziehung altchinesischer Kommentare, besser als bisher, ein Urteil über dessen Lehre zu bilden, eine Lehre, die Jahrtausende lang die Grundlage der chinesischen Kultur war. Freilich ist das bei einem derart vielfältigen und oft lakonischen System von Sprüchen, wie sie das Buch bietet, ein Unternehmen, das namentlich demjenigen, der die chinesische Kultur nicht genau kennt, schwerlich vollständig gelingen kann. Wenn ich es doch wage, über die Auffassung vom Staate, welche dieser Lehre zu Grunde liegt, Klarheit zu schaffen, so bin ich mir wohl bewußt, nicht mehr als einen Versuch geben zu können.

Daß ich gerade die Staatsidee aus dem System des Kungfutse herausgreife, ist darin begründet, daß dieses, weit entfernt, eine Religion zu sein, vielmehr durch und durch Sittenlehre ist. Man kann sich die Persönlichkeit Kungfutses vielleicht am besten durch einen Vergleich mit Sokrates, der etwa ein Jahrhundert später lebte, verdeutlichen. Beide gehen ganz auf das Ethische. Freilich sind grundlegende Unterschiede zwischen ihren Lehren vorhanden. Kungfutse erstrebt weniger die Begründung und begriffliche Klärung des Ethischen als Sokrates; er sieht ganz und gar auf die Anwendung der Ethik im Staate.

Wie Kungfutse das Wesen des Sittlichen faßt, ist aus den „Gesprächen" sehr schwer eindeutig zu bestimmen. Folgende Sprüche dürften das Hauptmaterial für die Beurteilung bilden: Fan Tschï fragte, was Sittlichkeit sei. Er (Kungfutse) sprach: „Der Sittliche setzt die Schwierigkeit voran und den Lohn hintan; das mag man Sittlichkeit nennen" (VI, 20). Das heißt: Wo das Gute um seiner selbst willen getan wird, Lohn und

[1]) Kungfutse, Gespräche (Lun Yü). Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm. Verlag Diederichs, Jena 1910.

Erfolg keinen Einfluß auf unsere Handlungsweise haben, da ist das Sittliche. Das Gute ist also vom Nützlichen verschieden. — Ein anderer Spruch: Der Jünger Dsï Gung sprach: „Wenn einer dem Volke reiche Gnade spendete und es vermöchte, die gesamte Menschheit zu erlösen, was wäre ein solcher? Könnte man ihn sittlich nennen?" Der Meister sprach: „Nicht nur sittlich, sondern göttlich wäre der zu nennen. Selbst Yao und Schun [die heiligen Kaiser des sagenhaften goldenen Zeitalters] waren sich in diesem Stück mit Schmerzen ihrer Unvollkommenheit bewußt. Was den Sittlichen anlangt, so festigt er andere, da er selbst wünscht, gefestigt zu sein, und klärt andere auf, da er selbst wünscht, aufgeklärt zu sein. Das Nahe als Beispiel nehmen können, das kann als Mittel zur Sittlichkeit bezeichnet werden" (VI, 28). In diesem Spruch liegen zwei Elemente: Die vollkommene Ordnung der Gemeinschaft wird als ein fast unerreichbares sittliches Ideal bezeichnet, das göttlich zu nennen wäre. Hiermit ist das Sozialethische berührt, ebenso wie mit der gegenseitigen Festigung und Aufklärung der Sittlichen. Darauf kommen wir später zurück. Anderseits: Das Wesen des Sittlichen liegt darin beschlossen, das Nahe als Beispiel zu nehmen, was nach dem Kommentar dahin aufzufassen ist: Beispiel und Gesetz des Handelns aus sich selbst nehmen, aus seinem eigenen Innern ableiten, das ist sittlich.

Ein weiterer Spruch: Yen Yüan fragte nach dem Wesen der Sittlichkeit. Der Meister sprach: „Sich selbst überwinden und sich den Gesetzen der Schönheit zuwenden: dadurch bewirkt man Sittlichkeit. Einen Tag sich selbst überwinden und sich den Gesetzen der Schönheit zuwenden: so würde die ganze Welt sich zur Sittlichkeit kehren" (XII, 1). Hier heißt es: Sich selbst überwinden, seinem eigenen innern moralischen Gesetz, und nur diesem folgen, ist das Sittliche; das andere Element, „sich den Gesetzen der Schönheit zuwenden", erklärt ein neuerer chinesischer Kommentator als „das gebietende Ideal der Kunst der Griechen und Italiener, das ... in sich selbst Religion ist." Hiermit ist die Form, das äußere Gesetz, gemeint, ein Element in Kungfutses Sittenlehre, dem wir noch später begegnen werden.

Ein anderer Spruch lautet: Sï Ma Niu fragte nach dem Wesen der Sittlichkeit. Der Meister sprach: „Der Sittliche ist langsam in seinen Worten." Er fragte: „Langsam in seinen Worten sein, das heißt Sittlichkeit?" Der Meister antwortete: „Wer beim Handeln die Schwierigkeiten sieht, kann der in seinen Worten anders als langsam sein?" (XII, 3). Auch hier erscheint das Sittliche als eine freie Tat, die aus einem innern Gesetz fließt. Ein letzter Spruch möge diese Reihe von Beispielen beschließen: Der Meister sprach: „Ist denn die Sittlichkeit gar so fern? Sobald ich die Sittlichkeit wünsche, so ist diese Sittlichkeit da" (VII, 29).

Alle diese Sprüche scheinen eine Auffassung vom Wesen der Sittlichkeit zu begründen, welche von der Willenssphäre des Einzelnen ausgeht. Somit läge im Individuum und seinem (freien) Willen der Schwerpunkt, und die Begründung der Moral wäre eigentlich eine individualistische? Betrachtet man aber die Anwendung der Moral in Staat und Gemeinschaft oder überhaupt die sozialethische Seite der Lehre, so zeigt sich ein ganz anderes Bild. Wir wollen wieder eine Reihe von Sprüchen darüber hören. Dschung Gung fragte nach dem Wesen der Sittlichkeit, der Meister sprach: „Trittst du zur Tür hinaus, so sei wie beim Empfang eines geehrten Gastes. Gebrauchst du das Volk, so sei wie beim Darbringen eines großen Opfers. Was du selbst nicht wünschest, das tue nicht den Menschen an. So wird es in dem Lande keinen Groll gegen dich geben, so wird es im Hause keinen Groll gegen dich geben" (XII, 2). Der Spruch will sagen: Sei andern Menschen gegenüber wie beim Empfang eines geehrten Gastes, voller Ehrfurcht. Ehrfurcht sei die Grundgesinnung. Dem Volk gegenüber sei wie beim Darbringen eines Opfers: ehrfürchtig, fromm und scheu. Man ersieht jedenfalls, und weitere Sprüche werden es belegen, wie das Sozialethische ein eigenes Prinzip für sich hat, ähnlich wie es Platon mit der „Gerechtigkeit" entwickelte. Das Sozialethische, das heißt die Sittlichkeit in der Gemeinschaft, das Moralische von Mensch zu Mensch, wird hier nicht aus einem individuellen Prinzip abgeleitet, sondern aus einem Lebensprinzip des Ganzen der Gemeinschaft. Das ist bei Kungfutse die Menschenliebe, die Nächstenliebe. Fan Tschi fragte nach dem Wesen der Sittlichkeit. Der Meister sprach: „Menschenliebe . . ." (XII, 22). Dsi Gung fragte und sprach: „Gibt es ein Wort, nach dem man das ganze Leben hindurch handeln kann?" Der Meister sprach: „Die Nächstenliebe. Was du selbst nicht wünschest, tu nicht an andern" (XV, 23).

Hiermit möge die Betrachtung über den Begriff des Sittlichen bei Kungfutse geschlossen sein. Ob das Sittliche individuell begründet sei und somit dem Moralbegriffe Kantens ähnlich, als ein Imperatio apriorischer Natur, oder ob umgekehrt von den sozialen Tugenden ausgehend (der Menschenliebe, Ehrfurcht) und das Individuell-Sittliche aus der Gemeinschaft ableitend, das erscheint strittig; es steht aber auch hier nicht zur Untersuchung. Der Herausgeber Richard Wilhelm hält Kungfutses Begründung der Moral im Grunde für kantisch. Der Widerspruch indessen, der mit dem Vorhandensein eines selbständigen sozialethischen Prinzips (der Menschenliebe) gegeben ist, wird von ihm nicht beachtet, auch scheint mir zum Geiste der ganzen Lehre Kungfutses keinerlei individuelle Begründung der Moral zu passen. Ein wichtiges Argument des Herausgebers, indem er sich nämlich auf den Spruch stützt: „der Edle ist kein Gerät" (II, 12), scheint mir überdies nicht

beweiskräftig, da hier und auch noch in einem andern Spruch (V, 3) von den chinesischen Kommentatoren „Gerät" im Sinne von Werkzeug, Einseitigkeit, erklärt wird.

Gewiß ist, daß der Sittenbegriff bei Konfuzius am stärksten und nachhaltigsten in bezug auf Gemeinschaft und Staat entwickelt wird. Wie auch jenes Verhältnis zur kantischen Auffassung, welches Kungfutses scheinbar individuelle Begründung der Moral in der oben zuerst angeführten Gruppe von Sprüchen nahelegen könnte, aufgelöst werden muß, hier liegen die Wurzeln seiner ganzen Lehre. Man hat auch gleich sichern Boden unter den Füßen, wenn man auf die praktische Ethik, den Staat, die Staatsregierung und Lebensführung eingeht.

„Wer kraft seines Wesens herrscht, gleicht dem Nordstern. Der verweilt an seinem Orte und alle Sterne umkreisen ihn" (II, 1). Jede Art von Gemeinschaft der Menschen untereinander, alle Herrschaftsverhältnisse sind nicht durch Übermacht und äußere Ordnung begründet, sondern in jenen Kräften, welche die Gemeinschaft als ihr wesentliche, spezifische bildet; nicht in äußeren Gewaltaufwendungen, sondern in inneren Bildungskräften der Gemeinschaft der Menschen selbst: im Guten. Viele Sprüche erläutern dies. So folgende: der Meister sprach: „Wenn man durch Erlasse leitet und durch Strafen ordnet, so weicht das Volk aus und hat kein Gewissen. Wenn man durch Kraft des Wesens leitet und durch Sitte ordnet, so hat das Volk Gewissen und erreicht das Gute" (II, 3). — Der Meister sprach: „Wer selbst recht ist, braucht nicht zu befehlen: und es geht. Wer selbst nicht recht ist, der mag befehlen: doch wird nicht gehorcht" (XIII, 6). — Dsi Lu fragte nach dem Wesen des Edlen. Der Meister sprach: „Er bildet sich selbst aus sittlichem Ernst." Dsi Lu sprach: „Ist es damit schon fertig?" Der Meister sprach: „Er bildet sich selbst, um andern Frieden zu geben." Dsi Lu sprach: „Ist es damit schon fertig?" Der Meister sprach: „Er bildet sich selbst, um den hundert Namen [dem Erdkreis] Frieden zu geben" (XIV, 45). — Freiherr Gi Kang fragte den Meister Kung nach dem Wesen der Regierung. Meister Kung sprach: „Regieren heißt recht machen. Wenn Eure Hoheit die Führung übernimmt im Rechtsein, wer sollte es wagen, nicht recht zu sein?" (XII, 17). Und in einem andern Spruch: „... Wenn Eure Hoheit das Gute wünscht, so wird das Volk gut. Das Wesen des Herrschers ist der Wind, das Wesen der Geringen ist das Gras. Das Gras, wenn der Wind darüber hinfährt, muß sich beugen" (XII, 19).

Überall ist es das Vertrauen in das Gute, welches die Gemeinschaft mittels einer ihr innewohnenden Kraft beherrscht, begründet, belebt. Hier muß man aber, um das Wesen dieser Staatsauffassung zu verstehen, mit Nachdruck fragen: Wie könnte das Individuell-Gute, das bloß in der auto-

nomen Willenssphäre des Individuums geboren wird, eine bloße Angelegenheit des Individuums ist, überhaupt zu einem Verhältnis von Mensch zu Mensch führen, das heißt: wie könnte dies eine spezifische (nicht etwa bloß utilitarische) Anwendung auf die Gemeinschaft erhalten? Das scheint wohl ein unmögliches Beginnen. Bei Kungfutse sieht man jedenfalls: Das Sozial-Ethische ist keine Anwendung des Individual-Guten auf das Verhältnis des Individuums zu den andern Menschen — das wäre auch etwas ganz Unlogisches, ein Beginnen ohne innere Notwendigkeit, das höchstens auf die Nützlichkeit dieses Verhältnisses sich gründen könnte (das Nützliche ist aber nicht einerlei mit dem Guten). Das Sozial-Ethische folgt vielmehr in dieser Lehre aus dem Wesen der Gemeinschaft selbst, das Gute ist das Lebensprinzip der Gemeinschaft, ja der Begriff der Gemeinschaft.

Hierin möchte ich den Schwerpunkt der Lehre Kungfutses erblicken, von wo aus nicht nur der Staat, sondern auch die Moral begründet wird. Es wäre eine eigene Aufgabe, die oben erörterten Moralbegriffe damit in Einklang zu bringen.

Der Meister sprach: „Innerer Wert bleibt nicht verlassen; er findet sicher Nachbarschaft" (IV, 25) — eine befruchtende, sich gegenseitig erhöhende Nachbarschaft. Ein solcher Begriff von Gemeinschaft trägt das Prinzip des Guten selbständig, unabhängig vom Individuum in sich, denn er gründet sich auf die lebenspendende Kraft, die in geistiger Berührung und Gemeinschaft wohnt. Meister Dsêng sprach: „Der Edle . . . fördert durch seine Freunde seine Sittlichkeit" (XII, 24).

Ein anderes Element der praktischen Ethik Kungfutses ist die entschiedene Voranstellung und Hochschätzung der Form. Man höre hierüber folgende Sprüche: Ein hoher Beamter namens Gi Dsi Tschêng sprach: „Dem Edlen kommt es auf das Wesen an und sonst nichts. Was braucht er sich um die Form zu kümmern?" (Der Jünger) Dsi Gung sprach: „Bedauerlich ist die Rede des Herrn über den Edlen. Ein Viergespann holt die Zunge nicht ein [das heißt: übereilte Worte lassen sich nachträglich nicht mehr ungesprochen machen]. Die Form ist das Wesen, das Wesen ist die Form. Das von Haaren entblößte Fell eines Tigers oder Leoparden ist wie das von Haaren entblößte Fell eines Hundes oder Schafes" (XII, 8). — Der Meister sprach: „. . . Wer die Formen der Sitte nicht kennt, der kann nicht gefestigt sein" (XX, 3). — Den äußeren Formen im Leben kommt die unentbehrliche Verrichtung der Festigung in der Sittlichkeit zu. Der Meister sprach: „Wecken durch die Lieder [Poesie], festigen durch die Formen, vollenden durch die Musik" (VIII, 8). Aber auch Anmut und Schönheit bewirken sie („sich den Gesetzen der Schönheit zuwenden", zitierten wir oben), ebenso wie sie erst die eigentliche Erfüllung des Wesens vollbringen. Der Meister sprach: „Ehrerbietung ohne

Form wird Kriecherei, Vorsicht ohne Form wird Furchtsamkeit, Mut ohne Form wird Auflehnung, Aufrichtigkeit ohne Form wird Grobheit" (VIII, 2). — Die Kehrseite dieser großen Schätzung der Form im chinesischen Leben beleuchtet folgender Spruch: Der Meister sprach: „Wer drei Jahre lang nicht abweicht von seines Vaters Wegen, kann kindesliebend genannt werden" (IV, 2). Drei Jahre betrug die Trauerzeit nach dem Tode der Eltern. Die Forderung, dieser Trauer dadurch Ausdruck zu verleihen, daß drei Jahre hindurch nichts an den Lebensgewohnheiten, wie sie vorher der Vater pflegte, geändert werde, beweist eine Hochschätzung der Form, die uns fremdartig erscheinen muß. — Auf ein ideales Verhältnis des Gleichgewichtes von Gehalt und Ausdruck geht folgender bedeutsame Spruch: Der Meister sprach: „Bei wem der Gehalt die Form überwiegt, der ist ungeschlacht; bei wem die Form den Gehalt überwiegt, der ist ein Schreiber" (VI, 16). Möchten sich das unsere modernen Ästheten gesagt sein lassen!

Nach Kungfutse besteht sohin eine strenge und ganz unerläßliche Gegenseitigkeit von Inhalt und Form; diese Gegenseitigkeit wird weit strenger und vor allem starrer gefordert, als dem abendländischen Charakter im Unterschied zum chinesischen angemessen erscheint. Ist ja auch die strenge Förmlichkeit und Starrheit, die uns an dem chinesischen Wesen auffällt, nichts Zufälliges. Zwar können vom Standpunkt des reinen Kunstideals auch wir eine solche Hochschätzung, ja Voranstellung der Form billigen. Für das praktische Handeln aber und lebendige Geschehen in Staat und Gemeinschaft mit seinen reichen Wechselfällen, unerschöpflichen Inhalten und Veränderungen mag nach abendländischem Empfinden der festgebannte Ausdruck, die strenge Form lieber zugunsten des frei erlebten und getanen Inhaltes vernachlässigt werden, damit Entwicklung und Veränderung möglichst ungehemmt bleibe.

Überblickt man das Vorstehende, so zeigt sich die Staatsauffassung Kungfutses auf zwei Grundgedanken aufgebaut: Leben und Zusammenhalt jedweder Gemeinschaft durch innere Herrschaft des Guten, durch rein ethische Gestaltung des Verhältnisses aller, besonders des Herrschers und der Beamten zum Volk; und zum zweiten: Festigkeit wird all diesen sittlichen Verhältnissen erst durch streng ausgeprägte Formen und Zeremonien verliehen. Auf diesen beiden Grundsätzen ruht die Staatslehre ebenso wie die praktische Staatskunst. Im einzelnen mögen folgende Sprüche ein lebendigeres Bild von Staatsregierung und Gemeinschaftsleben zu vermitteln suchen. Der Meister sprach: „Ein Gebildeter, der es liebt, zu Hause zu bleiben, ist nicht wert, für einen Gebildeten zu gelten" (XIV, 3). Ergänzend bemerkt Wilhelm hierzu: Es ist noch heute eine bezeichnende Sitte in China, daß man bei der Geburt eines Knaben einen Bogen über der Tür aufhängt, mit dem man vier

Pfeile nach allen Himmelsgegenden abschießt als Symbol für das Hinaustreten des Knaben ins Leben.

Meister Yu (ein Jünger) sprach: „Daß jemand, der als Mensch pietätvoll und gehorsam ist, doch es liebt, seinen Oberen zu widerstreben, ist selten. Daß jemand, der es nicht liebt, seinen Oberen zu widerstreben, Aufruhr macht, ist noch nie dagewesen. Der Edle pflegt die Wurzel; steht die Wurzel fest, so wächst der Weg. Pietät und Gehorsam: das sind die Wurzeln des Menschentums" (I, 2). Der Meister sprach: „Wenn die Oberen Kultur lieben, so ist das Volk leicht zu verwenden" (XIV, 44). Fan Tschï fragte nach dem Wesen der (Staats)weisheit; der Meister sprach: „Menschenkenntnis". [Um jeden an seinen rechten Platz in der Gemeinschaft zu setzen.] Fan Tschï begriff noch nicht; da sprach der Meister: „Dadurch, daß man die Geraden [die Tüchtigen] erhebt, daß sie auf die Verdrehten [die Minderwertigen] drücken, kann man die Verdrehten gerade machen" (XII, 22). Dsï Gung fragte nach der rechten Art der Staatsregierung. Der Meister sprach: „Für genügende Nahrung, für genügende Wehrmacht und für das Vertrauen des Volkes zu seinem Herrscher sorgen." Dsï Gung sprach: „Wenn man aber keine Wahl hätte, als etwas davon aufzugeben: auf welches von den drei Dingen könnte man am ehesten verzichten?" Der Meister sprach: „Auf die Wehrmacht." Dsï Gung sprach: „Wenn man aber auch davon auf eines verzichten müßte, auf welches?" Der Meister sprach: „Auf die Nahrung. Von alters her müssen alle sterben; wenn aber das Volk kein Vertrauen hat, so läßt sich keine Regierung aufrichten" (XII, 7). Der Meister sprach: „Wenn ein tüchtiger Mann ein Volk sieben Jahre lang erzieht, so mag er es auch benutzen, um die Waffen zu führen." Und: „Ein Volk ohne Erziehung in den Krieg führen, das heißt, es dem Untergang weihen" (XIII, 29 u. 30). — Der Meister sprach: „Wenn nur jemand (ein Fürst) wäre, der mich verwendete (als Minister)! Nach Ablauf von zwölf Monden sollte es schon angehen, und nach drei Jahren sollte alles in Ordnung sein" XIII, 10). Der Meister sprach: „Der Gebildete richtet sein Streben auf die Wahrheit; wenn einer aber sich schlechter Kleider und schlechter Nahrung schämt, der ist noch nicht reif, um mitzureden" (IV, 9).

Es ist eine erhabene Auffassung von Staat und Regierung, die uns diese Sprüche vermitteln. Keine knechtische und despotische Staatsordnung, sondern eine rein ethische, welche an die sittliche Größe der Leiter des Staates wie seiner Bürger die höchsten Anforderungen stellt.

Zum Abschied noch einen Spruch, der einen goldenen Strahl auf die Persönlichkeit des Meisters wirft: „In der Frühe die Wahrheit vernehmen und des Abends sterben: das ist nicht schlimm."

Alfons Paquet (Hellerau): Chineſiſche Kulturpolitiker.

Es gibt noch einige orthodoxe Konfuzianer in China, die behaupten, das Abendland habe dem Reich der Mitte mit ſeinen großen Anregungen des Handels und des Verkehrs ein Geſchenk gemacht, das nur der tiefſten Verachtung wert ſei. Ein ſolches Geſchenk, könnte man entgegnen, war aber auch die chineſiſche Seide, die auf den Handelsſtraßen des Altertums nach Rom gelangte und das unſchuldige Werkzeug beim moraliſchen und wirtſchaftlichen Zerfall des römiſchen Reiches wurde. Chang Kien, der große Reiſende des Altertums, erzwang durch ſeine Überwindung des Pamir dem chineſiſchen Handel den Eingang in Baktrien, er bahnte damit aber auch die Verbindungen an, deren Spur noch heute als ein Hauch des Griechentumes in der altchineſiſchen Kunſt und Philoſophie nachzuweiſen ſind. Die Seefahrer des Mittelalters brachten das chineſiſche Porzellan nach Europa, und aus ſo ſpärlichen Keimen einer fremdartigen, doch anmutigen Kunſt ſproß auf europäiſchem Boden die phantaſtiſche Blüte des Rokoko. Die Lehren des Macchiavell wurden durch Jeſuiten an den Hof der großen Kaiſer getragen, die im 17. Jahrhundert ein gewaltiges, auch an Kolonialerfolgen großes China beherrſchten. Aus den lateiniſchen Werken der gelehrten Jeſuitenmiſſionare, die die Gedanken der chineſiſchen Klaſſiker wiedergaben, ging in Frankreich eine Saat liberaler Ideen auf, die ſchließlich in der großen Revolution ihre Verwirklichung ſuchten. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſind dann raſch Tauſende von Europäern nach China gekommen, und das letzte Jahrzehnt verſtreute faſt noch raſcher die Chineſen auf den überſeeiſchen europäiſchen Beſitzungen, über das amerikaniſche Feſtland und ſelbſt in den Hafenſtädten des alten England. Es genügt, daß unter dieſen Vielen einige waren wie Legge und Giles, wie Richthofen und Möllendorff, und daß unter den Chineſen, die Europa bereiſten, einer war wie Ku Hung-Ming, der die Stimmungen von Weimar und Oxford erlebte. Durch ſolche Männer werden allmählich die Vorausſetzungen eines tieferen Reſpektes und Verſtändniſſes wieder lebendig, die eine Zeitlang zwiſchen China und dem Weſten nicht mehr vorhanden ſchienen.

Die Künſte und die Philoſophie Chinas haben ſeit dem Tode des Kaiſers Kienlung keine Blüte mehr erlebt, doch ihre Wurzeln blieben feſt im chineſiſchen Boden. Man braucht nur einen Blick auf die erſte moderne Induſtrieausſtellung Chinas geworfen zu haben, die vor zwei Jahren in Nanking ſtattfand. Einen großen Raum nahmen hier ſchon die groben, nützlichen Produkte der eingeführten neuen europäiſchen Maſchinen ein. Von den vielbewunderten chineſiſchen Feingewerben war daneben durchaus nicht etwa das Beſte und das Wertvollſte zu finden. Und doch, noch in dieſen ſchlichten

Porzellanen und Silberarbeiten aus Kiukiang, den golddurchzogenen Geweben, den farbigen Stickereien und Schnitzereien aus den Jangtſeſtädten beſtaunte der Europäer das unerhört verfeinerte Können und den unnachahmlichen Geſchmack. Ähnlich iſt es mit den chineſiſchen Geiſteswiſſenſchaften. Der alte Generalgouverneur Tſchang Tſchi-Tung, der vor einigen Jahren als Großſekretär in Peking ſtarb, lebt in der Achtung weiter Kreiſe des Volkes nicht als der Begründer der Sprachenakademie in Wutſchang und der Hanyang-Eiſenwerke, die ſchon heute unter europäiſcher Leitung zur Bedeutung irgend eines großen weſteuropäiſchen Stahlwerks emporgewachſen ſind, ſondern als der größte Gelehrte ſeiner Zeit und als Vertreter jenes Neukonfuzianismus, zu dem auch die Kaiſerinwitwe Tſe Hſi ſich bekannte. Die berühmte Abſchiedsdenkſchrift des Zenſors Wu Ko-Fu, der 1879 am Grabe des Kaiſers Tungtſchi Selbſtmord beging, um durch dieſe Tat die Kaiſerinwitwe für ihre Schuld an der ungeſetzlichen Erbfolge des jungen, ſpäter ſo unglücklichen Kaiſers Kwanghſü zurechtzuweiſen, und die allgemeine bewundernde Zuſtimmung, die ſeine Handlungsweiſe im Volke fand, iſt ein Dokument dafür, wie die öffentliche Meinung in China noch in unſerer Zeit durch Männer repräſentiert wurde, die in ihrer Treue gegen die von Kungfutſe aufgeſtellten ſittlichen Normen kein Wanken kannten. Das gleiche bezeugen die feierlichen Äußerungen der hohen Beamten, die im Jahr 1900 zur Sühne für die Boxerunruhen in den Tod gingen. Die Urſache ihres Unglücks war ebenſowohl ihre Unwiſſenheit und ihr Hochmut in Sachen der internationalen Politik, wie ihre Ergebenheit für den Thron, den ſie durch ihren Tod vor den Folgen einer ſchlecht organiſierten patriotiſchen Volkserhebung ſchützten. Wie ſtark die Gedanken der klaſſiſchen Staatsphiloſophie noch in den führenden Männern des geſtrigen China wirkſam waren, erfahren wir aus den merkwürdigen Büchern des Ku Hung-Ming.

Tang Schao-Yi, der jetzige Miniſterpräſident der Republik, der vor einigen Jahren von einer amerikaniſchen Sendung über Europa zurückkehrte, äußerte damals zu einem Begleiter ſeine Verwunderung, größere Koſtbarkeiten der chineſiſchen Kunſt in Newyork und in Dresden angetroffen zu haben, als in China ſelbſt. Der Taipingaufſtand, die Feldzüge von 1861 und 1900 brachten ſinnloſe Zerſtörungen chineſiſcher Kunſtſchätze mit ſich. Noch immer wandert unaufhaltſam das Erbgut verarmender chineſiſcher und Mandſchu-Familien in die Pfandhäuſer, gerät Nichtkennern und Zerſtörern in die Hände oder wird von fremden Kennern außer Landes getragen, um draußen in Sammlungen und Muſeen ein ſtilles Begräbnis zu finden. Sammler und Händler, japaniſche und amerikaniſche an der Spitze, treffen ſich auch gegenwärtig wieder in China wie bei der Verſteigerung eines ſchon halb geplünderten Nachlaſſes. Alte Tempel, ehrwürdige Klöſter und Akademien zerfallen,

und an ihre Stelle treten graue Backsteingebäude nach europäischer Methode, mit häßlichen Zinndächern und fehlerhaft eingesetzten Fenstern. Die alte, schwerfällige Ordnung der Examen ist beseitigt, die Kenntnis und der Wortschatz der Klassiker erlischt, und an ihre Stelle tritt in den Köpfen der Jugend die aus zweiter Hand stammende Schulweisheit japanischer Lehrer und die Phrase amerikanischer Jünglingsvereine. Wie nach einem metereologischen Gesetz stürzt sich der kalte Wind des europäisch-amerikanischen Kapitalismus auf China, das Land der reichsten Bodenschätze und der billigsten Arbeitskräfte. Die Klasse der Kaufleute, die oordem hinter den Bauern, den Gelehrten und den Handwerkern an letzter Stelle stand, beginnt den ersten Platz einzunehmen. Die gegenwärtige chinesische Revolution ist letzten Endes das Werk dieser Emporkömmlinge, insbesondere der reichen Kaufleute Südchinas und der benachbarten Kolonien. Es ist charakteristisch, daß die Führer des Aufstandes Kantonesen und Auslandchinesen sind. Sun Yat-Sen, neben Homer Lee die Seele des Umsturzes, ist auf Hawai geboren, und schon seine Erziehung war nicht mehr rein chinesisch, sondern amerikanisch-christlich. Als er oor drei Jahren in Java weilte, konnte er sich unter seinen dortigen Landsleuten völlig sicher fühlen, obwohl auf seinen Kopf ein Preis von 700000 Taels gesetzt war. Nicht der ärmste Kuli dort würde gewagt haben, sich diesen Preis zu oerdienen. Die Bankiers der Revolution sind oor allem die reichgewordenen Zinngrubenbesitzer in Soerabaja und Samarang, Leute, die einst selber als Kulis in Java einwanderten, ja teilweise dort als holländische Untertanen geboren wurden. Ihre Instinkte äußern sich in einer beispiellosen Opferbereitschaft für die Sache der Republik.

Die heutige Literatur Chinas ist noch kaum über den Tiefstand hinausgekommen, den sie gegen das Ende des 18. Jahrhunderts erreichte. Wohl empfängt das Volk der oierhundert Millionen auch heute noch aus seiner Literatur seine Unterhaltung und seine Sentenzen, und die Klasse der Gelehrten und der Bücherleser ist so zahlreich wie je. Noch sind die Bücherläden die Schatzkammern selbst der kleinsten Provinzstädte. Neben den Spruchsammlungen, den Traumdeutungen und Zauberbüchern, den Verzeichnissen und Auslegungen der Zeremonien, den medizinischen, astrologischen und geomantischen Nachschlagebüchern, den alten Geister- und Liebesgeschichten finden sich nur spärliche Erzeugnisse des modernen Denkens. Doch hat Japan längst begonnen, Übersetzungen westländischer Romane und Lehrbücher in China einzuführen. Chinesischen Ursprungs sind unter allen den neueren Büchern, die China zu denken geben, allein die Schriften des Reformers Kang Yu-Wei und seines begabten Schülers Liang Chi-Tsao. Obgleich diese Schriften unter dem kaiserlichen Regime auf dem Index standen, wurden sie überall gelesen, und sie übten und üben noch immer auf die sich scheinbar

völlig erneuernde öffentliche Meinung einen ſtarken Einfluß. Neben dieſen behaupten ſich durch ihren Stil und ihren polemiſchen, oft leidenſchaftlichen und wuchtigen Inhalt nur die Bücher eines Aufklärers ganz anderer Sorte, des „tollen" Ku Hung-Ming.

Kang Yu-Wei war ſchon vor vierzehn Jahren nahe daran, China in den Bürgerkrieg zu ſtürzen, den jetzt ſein ehemaliger Schüler Sun Yat-Sen durch ſeine noch viel radikaleren Anſichten tatſächlich herbeigeführt hat. Er gehörte als Hanlin den höchſten Kreiſen der chineſiſchen Gelehrtenkaſte an, und auch in ſeinen ſpäteren reformeriſchen Schriften vergißt er nie, ſich auf die Lehren der Klaſſiker zu berufen. Unter dem niederſchmetternden Eindruck der Demütigungen Chinas durch Japan und die fremden Mächte ſtellte er ſich an die Spitze einer Bewegung, die China durch eilige Reformen vor dem Schreckgeſpenſt der Aufteilung und des politiſchen Untergangs zu retten hoffte. Das Schickſal erhob dieſen aus beſcheidener Familie ſtammenden Kantoneſen zum Freund und Vertrauten des edel geſinnten, doch ſchwachen Kaiſers Kwanghſü. In den hundert Tagen, da Kang mit ſeinen Schülern dem Kaiſer als unverantwortlicher Ratgeber diente, wurde er zum Urheber einer Menge von kaiſerlichen Edikten, die das Volk beſtürzten. Dieſe Dekrete betrafen Dinge, die ſämtlich für China keineswegs unwichtig waren: die Errichtung von Akademien und Studienbehörden für weſtliche Sprachen und Wiſſenſchaften, die Aufhebung alter Prüfungen, Ämter und Sinekuren, die Erneuerung des Heeres und der Flotte, den Bau von Eiſenbahnen und von Bergwerken, ſogar die Verbeſſerung des Pekinger Straßenpflaſters. Es fehlte nur der Sinn für das in China innerhalb einiger Monate Mögliche und Erreichbare; und ſo war es dem energiſchen „alten Buddha", der Kaiſerinwitwe Tſe Hſi ein leichtes, ihn zu ſtürzen. Juan Schi-Kai half ihr dabei durch ſeinen groben, am Kaiſer begangenen Verrat.

Wie Kang Yu-Wei, ſo entkam auch ſein Schüler Liang Chi-Tſao nur durch ſchleunigſte Flucht und unter dem Schutz einer fremden Macht dem Schwert des Henkers. Während der Meiſter in Niederländiſch-Indien Zuflucht fand, lebte Liang in Japan. Er ſchrieb hier ſeine zeitgeſchichtlich ſo intereſſanten Aufſätze, die wegen ihrer aufrüttelnden Ideen und faſt noch mehr wegen ihres ausgezeichneten, oft poetiſchen Stiles eine weite Verbreitung fanden und denen er den gemeinſamen Titel „Die Seele Chinas" gab. In dieſen Schriften ſetzt er ſich unter Anwendung eines großen Apparates von Tatſachen und Zitaten aus der Revolutions- und Geiſtesgeſchichte aller Länder mit den politiſchen und religiöſen Fragen Chinas auseinander. Dem ehrwürdigen, doch ſeiner Meinung nach unfruchtbaren Konfuzianismus ſtellt er das Chriſtentum gegenüber, das zwar in China ſtarken Einfluß erlangt habe, das er aber von den europäiſchen Nationen zu ihren Gunſten gefälſcht

erachtet. Er gelangt schließlich zur Befürwortung eines geläuterten Buddhismus, der alles Priestertum verwirft und nichts anderes will als eine große religiös-kulturelle Verbindung von Laien auf der Grundlage des Glaubens. Offenbar steht er hier im Gedankenkreis der japanischen Hongwanji-Kirche, die sich nach dem Vorbild der christlichen Missionsgesellschaften die Aufgabe gestellt hat, einen gewissermaßen protestantischen Buddhismus durch Volkserziehung, Predigt und populäre Literatur über die Grenzen Japans hinaus in ganz Asien zu verbreiten. Unterstützt von dem in Japan entstandenen Schulverein „Dobun Kwai", der die gemeinsame chinesische Literatur und Schrift unter den Völkern Ostasiens zur Propaganda eines politischen Zusammenschlusses benutzt, hat die Hongwanji-Kirche bereits in China, in Indien, in der Mongolei, im asiatischen Rußland westlich des Baikalsees und an der amerikanischen Westküste ihre Tempel errichtet. Liang Chi-Tsao entnimmt ihr das Programm des von ihm vertretenen ostasiatischen Imperialismus, und für den Kundigen werden deshalb seine Schriften den Beigeschmack der Trivialität nicht los.

Als im Oktober des vorigen Jahres der Aufstand am Jangtse losbrach, verließ Liang zum erstenmal sein Exil und erschien in Mukden an der Spitze eines jungchinesischen Komitees. Als bald darnach Juan Schi-Kai in der Lage war, ein neues Kabinett einsetzen zu müssen, berief er Liang zum Vizeminister der Justiz. Liang besaß Charakter genug, diesen ehrenvollen Ruf an die Seite eines Mannes, der im Jahre 1898 nahe daran war, ihn gleich anderen Anhängern Kang Yu-Weis hinrichten zu lassen, nicht anzunehmen.

Ku Hung-Ming steht zu den Reformern in einem schroffen Gegensatz. Dieser Beurteiler war niemals blind gegen die Sünden der Mandschudynastie, aber er durchschaut nicht minder die Phrase der Revolutionäre. In seiner Abwehr der westländischen Einflüsse ist er zwar in Übereinstimmung mit ihnen, doch nur in einer scheinbaren. Denn während die Reformer und die Radikalen sich mit ihrer Kenntnis der westländischen Einrichtungen und des europäisch-amerikanischen Geisteslebens brüsten und in China westländische Methoden einführen wollen, um damit die westländischen Mächte zu bekämpfen, wendet er sich aufs entschiedenste gegen das, was in China die europäische Methode genannt wird, und erkennt als einzige wirkliche Macht des Europäertums die Gedankengänge seiner großen Charaktere an, wie sie ihm in Kant, in Goethe und Carlyle und besonders in den Männern der sogenannten Oxfordbewegung verkörpert sind, Gedankengänge, aus denen er eine Politik der Gewalt und der äußeren Reformen nirgends herleiten konnte. Er hat einen konfuzianischen Katechismus in englischer Sprache herausgegeben, und sein philosophisches Bekenntnis als Konfuzianer traf zusammen mit seiner Verehrung für die großen Europäer, deren Werke und Sprache er in seine Heimat mitnahm. Ku war in seinen jungen Jahren von der chinesischen Regierung

zum Studium nach Europa geſandt worden; er lebte in Jena und Paris, erwarb in Edinburg den Magiſtergrad, und begann dann, nach China zurückgekehrt, eine glänzende Beamtenlaufbahn als Sekretär und ſpäterer Vertrauter des gelehrten und mächtigen Tſchang Tſchi-Tung. Doch nach dem Tode ſeines „alten Chefs“ brachte er es nicht zu einer der großen Stellungen, die ihm nach ſeiner Vorbildung wohl offen ſtanden. Er hatte aus ſeinen Anſichten niemals ein Hehl gemacht und war durch ſeine Schriften bald unbequem geworden. Leo Tolſtoi beantwortete die Zuſendung eines dieſer Bücher, der „Aufzeichnungen aus dem Amtsgebäude eines Vizekönigs“, mit ſeinem auch in Europa bekannt gewordenen „Offenen Brief an einen Chineſen“. Vor zwei Jahren, als ich in Schanghai Ku Hung-Mings Bekanntſchaft machte, traf ich ihn als Mitglied der Huangpu-Strombaubehörde; er hat ſeitdem dieſe Stellung wieder aufgeben müſſen wegen der Offenheit, mit der er auf die Mißbräuche hinwies, die bei dieſen Strombau-Arbeiten, angeblich auf engliſches Betreiben, vorgekommen ſind. Er wurde dann Studienleiter des kaiſerlichen Nanyang College in Schanghai, eine Stellung direkt unter Scheng Kung-Pao, einem bedeutenden alten Manne, der als Verkehrsminiſter der Schule vorſtand. Dennoch veröffentlichte Ku in den in Schanghai erſcheinenden North China Daily News — ein paar Tage vor dem Ausbruch in Wutſchang — einen Aufſatz, der gegen die Politik ſeines Vorgeſetzten Stellung nahm und prophezeite, daß bei dieſer Politik eine Revolution, die das ganze Jangtſegebiet in Flammen ſetze, unvermeidlich kommen müſſe. Ein Glück für den Propheten, daß ſeiner Vorausſage dann die Erfüllung auf dem Fuße folgte. Da er trotz der allgemeinen Revolutionsbegeiſterung ſeinen Schülern nicht minder furchtlos als dem Miniſter entgegentrat und ſich als einen Anhänger der Ordnung bekannte, drohten ihm ſchließlich ſeine Schüler das Haus über dem Kopfe anzuſtecken, und er war wochenlang gezwungen, bei europäiſchen Freunden Schutz zu ſuchen.

Das letzte Buch von Ku Hung-Ming, die von ihm in engliſcher Sprache geſchriebene „Geſchichte einer chineſiſchen Oxfordbewegung“, iſt das ergreifende Zeugnis einer kleinen, doch ſtarkgeiſtigen und hochgeſinnten Bewegung in China, die ſchließlich in der Tragödie des Boxerkrieges auslief und den proſaiſchen Mächten des Zeitalters unterlag. Dieſes Buch iſt in der engliſchen Ausgabe bereits vergriffen, doch kürzlich mit einigen anderen ſeiner Aufſätze unter dem Titel „Chinas Verteidigung gegen europäiſche Ideen“ in deutſcher Überſetzung bei Eugen Diederichs in Jena herausgegeben worden. Der folgende Brief, den ich vor kurzem von Ku erhielt und deſſen Veröffentlichung er geſtattete, iſt aus den Leidenſchaften der gegenwärtigen Zeit in China geboren. Es ſteht aber außer Zweifel, daß er einer in China jetzt weit verbreiteten Stimmung Ausdruck gibt.

Ku Hung-Ming (Schanghai): Die Verwilderung Chinas.

Die Revolution in China hat ihren Abschluß gefunden damit, daß Yuan Schi-Kai Präsident der Republik China geworden ist. Die Leute sind erstaunt darüber, doch ist nichts Merkwürdiges dabei.

Die Bevölkerung Chinas zerfällt in drei Klassen: die Mandschu-Aristokratie, die Mittelklasse der Gelehrten und die Masse des Volks.

Die Geschichte Chinas in den letzten 200 Jahren beginnt mit der Zeit, da die Mandschus in den Besitz der Macht gelangten. Nach der Taipingrebellion um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kam die Mittelklasse zum Aufstieg. Auf den japanischen Krieg folgte die Wiederherstellung der Macht der Mandschus. Nach dem Boxerausbruch kam ein Interregnum unter einem chinesischen Triumvirat (Tschang Tschi-Tung, Yuan Schi-Kai, Tschen Tsch'un-Hsüan). Jetzt nach dem Ausbruch der Boxerbewegung, dem Anbruch der neuen Wissenschaft kommt die Volksmasse in den Besitz der Macht.

Yuan Schi-Kai ist die Verkörperung der Masse, doch wurde er dieser Partei untreu während der Reformbewegung. Nunmehr, da die Masse zur Gewalt kam, ist er naturgemäß das passendste Haupt der Republik. Es ist nicht anzunehmen, daß seine Herrschaft lange dauern wird, aber während der kurzen Zeit wird alles, was fein, schön, edel, erhebend und von gutem Namen ist, in China zerstört werden. Europäer sagten, daß man erstaunt sei im Ausland, daß China sich so lange der Tyrannei der Mandschus gebeugt habe. Es fragte mich jemand, was die Mandschus eigentlich für China geleistet haben. Ich fragte ihn darauf, ob er jemals ein Stück Kanghi-Porzellan gesehen habe. Wenn ja, dann sollte er wissen, was die Mandschus für China getan haben: sie haben dem Chinesen eine schöne Seele gegeben, so daß wir außer andern Dingen solch schöne Porzellane zu produzieren vermochten. Kurz, China unter den Mandschus wurde ein schönheitsvolles China, ein wahrhaft blühendes Land. Als die Mittelklasse in China zur Macht gelangte, wurde die Nation eine Nation von Philistern. Das Bild, das ein aristokratischer Engländer entworfen hat von den halbnackten Kantonesen, ist ein Bild von China unter Li Hung-Tschang, eines gemeinen und häßlichen Chinas, gegen das die Männer der chinesischen Oxfordbewegung sich protestierend erhoben.

Aber wenn China gemein und häßlich wurde unter Li Hung-Tschang, jetzt da die Masse mit Sun Yat-Sen und dem Amerikaner Homer Lee zur vollen und ungezügelten Macht gekommen ist unter Yuan Schi-Kai: was wird jetzt aus uns werden? Ich schaudere, wenn ich daran denke. Goethe sagt: Was uns alle bändigt — das Gemeine. Das Gemeine in China, alles was niedrig, unedel, vulgär, nichtswürdig und verächtlich ist, wird nun freie Hand bekommen, volle „Freiheit" sich zu entwickeln, ja das wird das Ideal des

neuen China werden. Um die Sache noch schlimmer zu machen: wir werden nicht nur das haben, was gemein ist an uns Chinesen, sondern wir werden ebenso was gemein ist in Europa und Amerika dazu bekommen.

Goethe ließ kurz vor seinem Tod eine Warnung vernehmen gegen die angelsächsische Ansteckung. Als ich am zweiten Tag des Chinesischen Neujahrs in den vornehmsten öffentlichen Teegarten von Schanghai ging, da sah ich das neue China: die Menge der zopflosen Chinesen mit ihrer unbeschreiblichen Frechheit, voll Geschmacklosigkeit und schlechter Manieren. Alle gestikulierten wild durcheinander, schrien und lärmten. Da verstand ich zuerst vollkommen die Warnung Goethes. Die ausländische Bevölkerung Schanghais ist voller Jubel darüber, daß Jung-China unter Yuan Schi-Kai mit dem Abschneiden des Zopfes zugleich endgültig die europäische Zivilisation angenommen hat — ohne gewahr zu werden, daß was Jung-China angenommen hat, durchaus nicht die europäische Zivilisation ist, sondern nur die angelsächsische Zivilisation, das was Goethe die angelsächsische Ansteckung nennt, also die Krankheit der wahren europäischen Zivilisation. Nun überlege man sich einmal für einen Augenblick, was das Ergebnis für die Zivilisation der Welt sein wird, wenn einmal die 400 Millionen Menschen in China alle dieser angelsächsischen Ansteckung erliegen und so völlig vulgär, gemein und lärmend werden, wie jene zopflose Menge, die ich an jenem Neujahrstag in dem Teegarten sah. Man bedenke ferner, daß dieser gemeine und gefährliche Typus der Chinesen künftig im Besitz von Dynamit und Bomben sein wird. Die Leute sprechen von einem neuen China unter Yuan Schi-Kai. Ich behaupte: es ist die gelbe Gefahr im wahrsten Sinne. Völker Europas, hütet eure heiligsten Güter!

Wenn ich mit Europäern in Schanghai, selbst mit gebildeten Leuten, über diese Dinge rede, so nennen sie mich einen Idealisten. Aber diese praktischen Realisten vergessen eins und zwar eine sehr einfache Wahrheit: daß der wahre Grund, auf dem jede Zivilisation ruht, die durchschnittliche Moral der Massen und ein genügender Grad von tatsächlicher Gerechtigkeit in den öffentlichen Angelegenheiten ist. Das alte Regime in China — selbst unter den Philistern der Mittelklasse — war trotz allen seinen Schwächen imstande, die durchschnittliche Moral unter den Massen aufrecht zu erhalten. Das läßt sich beweisen durch die Tatsache, daß Fremde wie die Missionare mit Weib und Kind durch das ganze Reich reisen konnten ohne irgend welche ernstliche Gefahr. Die tatsächliche Gerechtigkeit in den öffentlichen Angelegenheiten ist bewiesen durch den Umstand, daß die chinesische Regierung trotz ihrer äußersten Finanznot dennoch die regelmäßige Zahlung der Boxerindemnitätsraten durchzuhalten vermochte.

Aber jetzt unter der Herrschaft der Masse mit Yuan Schi-Kai als Präsidenten der Republik wird all das unmöglich werden. Warum? Aus zwei Gründen.

In erſter Linie kommt in Betracht, daß, um eine durchſchnittliche Moral unter den Maſſen eines Landes aufrecht erhalten zu können, das Haupt der Regierung zum mindeſten eine durchſchnittliche Höhe des Ehrgefühls beſitzen und zeigen muß, um den Bürgern einigen Reſpekt einzuflößen. Aber Yuan Schi-Kai hat ſich bei der gegenwärtigen Kriſis ſo benommen, daß es ſelbſt dem durchſchnittlichen Ehrgefühl, wie es unter Spielern und Dieben anerkannt iſt, Hohn ſpricht. Man bedenke: Yuan Schi-Kai war berufen worden, um die Dynaſtie zu verteidigen und zu erhalten. Er hat den Ruf angenommen. Aber anſtatt ſeine Pflicht zu tun als Mann von Ehre, ergab er ſich den Revolutionären. Dann zerſtört er durch Intriguen die Loyalität der Truppen, die ſeinem Oberbefehl anvertraut waren, gewinnt ſie für ſich, zwingt mit ihrer Hilfe den Kaiſer zur Abdankung und wird ſchließlich Präſident der Republik. Wie läßt ſich das vereinigen mit dem allereinfachſten Ehrgefühl? Der bedeutſamſte Zug der ganzen Geſchichte iſt, daß Yuan Schi-Kai von Anfang bis zum Ende nie auch nur den Schein eines Kampfes oder einer Anſtrengung erweckt hat, außer der Anſtrengung, ſich zu ergeben und den Verräter zu machen.

Wie kann ein ſolcher Menſch bei dem Volke, über das er herrſcht, Reſpekt und Enthuſiasmus erwecken? Ein Volk, das ſolch einen Menſchen reſpektieren könnte, müßte alles Ehr- und Pflichtgefühls bar ſein. Das iſt der eine Grund, weshalb unter dem neuen Regime mit Yuan Schi-Kai als Präſidenten nicht einmal eine Durchſchnittsmoral unter den Volksmaſſen von China aufrecht erhalten werden kann.

Der andere Grund iſt nicht ſo leicht zu erklären, obwohl er für die Behandlung des Volks in China überaus wichtig iſt. In Europa ſind Staat und Kirche getrennte Inſtitutionen. In China ſind ſie eine. Die Kirche in Europa iſt die Einrichtung, die verantwortlich iſt für die Moral der Bevölkerung, während der Staat hauptſächlich nur für die Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlich iſt. In China fällt dem Staate die doppelte Aufgabe zu, ſowohl für die Moral der Bevölkerung als auch für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu ſorgen. Die letzte Inſtanz und Quelle, von der die Kirche in Europa ihre Macht und Autorität ableitet, der Bevölkerung die Moral zu erhalten, iſt — Gott. In China iſt die letzte Inſtanz, aus der der Staat ſeine Macht und Autorität zur Aufrechterhaltung der Moral ableitet, der Kaiſer. Ebenſo wie es in Europa unmöglich iſt, auch nur eine Durchſchnittsmoral unter den Maſſen des Volks aufrecht zu erhalten, wenn man den Glauben an das Daſein Gottes zerſtört, ſo hat in China die Beſeitigung der Ehrfurcht vor dem Kaiſer, die Einrichtung einer Republik ohne Herrſcher die Folge, daß der ganze Organismus, auf dem die Moral des Volks beruht, zerſtört wird. Es handelt ſich um nichts Geringeres als um die Zerſtörung der Religion

des chineſiſchen Volkes, die eine praktiſche Religion iſt und nicht eine übernatürliche Welt kennt, ſondern dieſe wirkliche Welt mit dem chineſiſchen Reich, mit der Mandſchudynaſtie als Himmel und dem Kaiſer als Gott. Indem man dieſe ihre Religion zerſtört, macht man die Moral der Maſſen in China unmöglich. Das iſt der Grund, weshalb ich ſage, daß die Ehrfurcht vor dem Kaiſer in China Religion iſt, ja nicht bloß eine Religion, ſondern die Religion, die unbedingt notwendig iſt, da auf ihr die einzige Möglichkeit der Moral zum mindeſten für die Maſſen beruht, ganz ebenſo wie in Europa die Moral auf dem Glauben an Gott ruht. Ebenſo wie in Europa die Märtyrer lieber tauſendmal ſtarben, als ihren Glauben an Chriſtus, den Sohn Gottes, aufzugeben, ſo werden in China unſere Märtyrer lieber ſterben und ſind, wie die Geſchichte zeigt, zu Tauſenden geſtorben, als ihre Loyalität gegen den Kaiſer, den Sohn des Himmels, aufzugeben.

Das iſt der Hauptgrund, weshalb unter dem neuen Regime die Moral der Maſſen in China zerſtört werden wird, und ohne eine ſolche Moral unter den Maſſen: wie kann es da eine Regierung geben, ganz zu ſchweigen von einer Kultur?

Die Fremden bewundern alle Yuan Schi-Kai als einen Staatsmann, der es verſtanden hat, die Lage zu retten ohne Blutvergießen. Sie ahnen nicht, was für ein Zuſtand von Anarchie und Blutvergießen vor China und der ganzen Welt liegt durch die Hinterliſt und Dummheit Yuan Schi-Kais. Während der franzöſiſchen Revolution veranlaßte Robespierre das Volk von Frankreich, ſich offen zum Atheismus zu bekennen, als die Göttin der Vernunft auf dem Marsfelde in Paris ausgeſtellt wurde. Da erwartete jedermann das goldene Zeitalter. Aber ſtatt des goldenen Zeitalters kam im Verlauf von ſechs Monaten der große Schrecken, der die Throne Europas erſchütterte. Wenn nun Yuan Schi-Kai nach Nanking kommt, um das chineſiſche Volk zum offenen Bekenntnis der chineſiſchen Form des Atheismus, der Religion der Untreue gegen den Kaiſer, zu verleiten, wird die europäiſche Welt das goldene Zeitalter des Fortſchritts und der Reform, der Ziviliſation für China jubelnd begrüßen. Aber ich ſtehe dafür, daß wenn nicht in ſechs Monaten, ſo ſpäteſtens in einem Jahr die gelbe Gefahr, von der der Deutſche Kaiſer geträumt hat, ſich aufs ſchrecklichſte verwirklichen wird. Wie geſagt, mich ſchaudert, daran zu denken. Dann wird die Welt zu ſpät erkennen, daß das Götzenbild mit tönernen Füßen, die angelſächſiſche Anſteckung, ein fürchterliches Unheil auf Erden angerichtet hat. Es hat nicht nur den Sinn für Ehre in der chineſiſchen Nation zerſtört, ſondern die Religion Chinas, die Kultur der chineſiſchen Raſſe, und auf dieſe Weiſe die Moral von 400 Millionen menſchlicher Weſen unmöglich gemacht.

Digitized by Google

Viele meiner europäiſchen Freunde in Schanghai amüſieren ſich über meine, wie ſie ſagen, närriſche und fanatiſche Treue zur Mandſchudynaſtie. Sie wiſſen nicht, daß meine Treue nicht nur eine Treue zu dem Kaiſerhauſe iſt, unter deſſen wohltätiger Regierung meine Väter und Vorväter gelebt haben, ſondern auch die Treue gegenüber der Religion und Kultur Chinas. Es war die Geſchichte unſeres verzweifelten Kampfes für dieſe Sache — die Religian der Ehre und Pflicht gegen die moderne europäiſche Religion des Gewinns und Ehrgeizes — die ich in der Geſchichte der chineſiſchen Oxfordbewegung zu erzählen verſuchte.

Die Moral dieſer Geſchichte, deren Wahrheit ſich jetzt zeigt, iſt enthalten in den Warten: „Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen". Tſchang Tſchi-Tung ſagte und lehrte uns, daß wir einen Kompromiß ſchließen können und müſſen. Ich habe in jenem Buch es ausgeſprochen, das ſei barer Jeſuitismus und Macchiavellismus, und das Ergebnis ſeines Kompramiſſes, wenn er adaptiert werde van Männern weniger idealer und edler Art, van Männern wie Yuan Schi-Kai — werde für China noch weit ſchädlicher ſein als ſelbſt die Gemeinheit und Korruption eines Li Hung-Tſchang. Was ich damals ſagte, iſt nun eingetraffen. Dieſer Jeſuitismus iſt es, der den vollſtändigen Zuſammenbruch der Treue und Widerſtandsfähigkeit auſſeiten der geſamten chineſiſchen Gelehrtenſchaft gegenüber den Revolutianären und Yuan Schi-Kai verſchuldet hat. Es iſt dieſer Jeſuitismus, der es den Literaten ermöglicht, Yuan Schi-Kai Glauben zu ſchenken, wenn er ihnen ſagt, daß er dem Throne noch immer treu ergeben ſei, während er ſich den Rebellen ergibt, die Treue der kaiſerlichen Truppen zerſtört, den Kaiſer zur Abdankung zwingt und ſchließlich Präſident der Republik China wird.

Es iſt dieſer ſubtile Geiſt des Jeſuitismus, der ſelbſt gebildete Europäer und Miſſionare blind macht gegen die handgreifliche Tatſache, daß Yuan Schi-Kai ſich auf eine Weiſe benommen hat, die man nicht einmal bei Dieben und Spielern erwarten würde.

Kurzum: die Mandſchudynaſtie war die Fahne, das Symbol nicht nur für die Ehrfurcht vor der Autarität in China, ſondern auch für die Religion und Kultur der chineſiſchen Welt. Dieſe Fahne war den Händen Yuan Schi-Kais anvertraut worden. Aber wie ein Feigling und Verräter hat er dieſe Fahne weggeworfen — mit der Entſchuldigung, daß er ſich genötigt ſah, die Fahne wegzuwerfen, um den Stoff der Fahne zu retten. Es iſt aber nicht die Pflicht des Offiziers, der die Fahne ſeines Regiments trägt, auf die Rettung des Tuchs der Fahne bedacht zu ſein — das einen Wert van ſoundſa viel Mark und Pfennig repräſentiert —: ſeine Pflicht iſt es, maraliſche Intereſſen hachzuhalten, die Ehre, die Achtung vor der Autarität, das Prinzip und die Sache, für die er ficht, lauter Dinge, für

die die Fahne, die er trägt, nur das äußere Zeichen ist. Ein Offizier, der sich so benehmen würde, wie Yuan Schi-Kai es getan hat, würde von jedem Ehrenmann als ein Schurke betrachtet werden.

Emerson sagt einmal, als er über die Ehrungen spricht, die Louis Napoleon in London erwiesen wurden: „Ich bin sicher, daß keiner von den Engländern, die ich zu kennen das Glück habe, zustimmte, als die Aristokratie und das Volk in London wie ein neapolitanischer Bettlerhaufe vor einem erfolgreichen Dieb sich krümmten." Diese Zeilen sind dazu geschrieben, um die Deutschen davor zu bewahren, daß sie teilnehmen an der allgemeinen Anbetung des Götzenbilds mit den tönernen Füßen.

Wehrkraftverein.

Von Oberleutnant Hermann Giehrl in München.

Wenn ich im folgenden vom Wehrkraftverein, als demjenigen Verbande spreche, der sich speziell in Bayern die Pflege der neuen Jugendbewegung zum Ziel gesetzt hat, so veranlaßte mich hierzu manches gegen ihn noch bestehende Vorurteil. Die Gründungsgeschichte hat Professor Kemmer im Aprilheft gegeben. Berichtigend ist nur zu bemerken, daß zu den drei Hauptpersönlichkeiten der Verfasser dieses Aufsatzes anfänglich *nicht* zählte; mein Bruder *Rudolf* gehört vielmehr an meiner Statt gesetzt.

Die Ideen, die die Gründer leiteten, sind bekannt. Der *aktive Offizier* wollte mithelfen an der Linderung der allgemeinen Jugendnot. Keine exklusive Offiziersbewegung sollte geschaffen, keine „militärische Vorschule" sollte den jungen Leuten gegeben werden. Die Grundidee war vielmehr die: wir sahen das Elend der Jugend und wir hielten es deshalb für unsere Pflicht, an seiner Beseitigung durch die *Tat* mitzuhelfen. *Tinte* war ja genug vergossen worden, aber an tatkräftigen Männern hatte es bisher gefehlt. In die Reihen *dieser* wollten wir einspringen, unsere schwachen Kräfte rückhaltlos zur Verfügung stellen und neue Helfer aus allen Berufskreisen für die Sache werben. Die Wogen der Begeisterung gingen gar hoch, als im November 1909 eine in der Offiziersspeiseanstalt des Infanterie-Leibregiments tagende Versammlung von etwa vierzig aktiven jungen Offizieren die Gedanken der Gründer zum Beschluß erhob. Die Idee drang hinaus in alle Offizierskorps der Münchener Garnison, und noch war kein Vereinsname gefunden, kein Jurist und kein Geld vorhanden, als die Offizierskorps der Münchener Garnison sich geschlossen für die Sache bekannten und die höchsten militärischen Stellen die Initiative der militärischen Jugend nicht nur sanktionierten, sondern auch begrüßten und förderten.

Es dauerte bis in den März 1910, bis die Führer vorgeschult, der Verein organisiert, die Jungen gewonnen und das nötige Geld beisammen war. Satzung und erste Organisation entsprachen dem, was Kemmer auf Seite 70 ausführt. Inzwischen ist aber die Organisation mächtig gewachsen und wurde aus dem Satzungsprogramm der Passus: „Einführung der Schüler in die einfachsten Tätigkeiten des Soldaten, um ihnen den Dienst im Heere zu erleichtern" gestrichen.

Während sich im Jahre 1910 die Wehrkraftbewegung in München in aller Stille entwickelte, mehrere hundert Fortbildungsschüler sich allsonntäglich am Nachmittag tummelten, begann auch die Öffentlichkeit nach und nach Stellung zum neuen Verein zu nehmen. Ich übergehe die anerkennenden Stimmen und jene gegnerischen, die aus absoluter Unkenntnis unserer Ideen heraus Kritik treiben; ich wende mich zu den übrigen Gegnern.

Viele schreckt schon der Name: Wehrkraft. Obwohl das Wort nur eine Verbindung von „Kraft" und „sich wehren" = verteidigen darstellt, gefällt es vielen nicht. Ich möchte es dahingestellt sein lassen, ob eine so weichliche Auffassung als gesund bezeichnet werden kann. In unserer ästhetischen Zeit hat man vielfach ganz vergessen, daß ein schöngebauter, kräftiger, also wehrhafter Körper das altgriechische Ideal darstellte. Heute schreckt gar viele das Wort „Militär", „Heer", „Flotte" und so weiter. Es gibt Leute, die der Anschauung leben, der Krieg 70/71 sei eigentlich überflüssig gewesen; die Einigung des Deutschen Reiches hätte sich auch ohne diesen vollzogen. Es gibt Leute, die im Offizier nichts anderes sehen als einen hartgesottenen Gamaschenknopf, der poltert und drillt, geistige und gesellschaftliche Kapazitäten besitzt, wie jene Leutnants, die als stereotype Erscheinung in manchen Witzblättern auftreten, die mit „Hurra" sich über alle geistigen und kulturellen Strömungen unserer Zeit hinwegsetzen. Als ob der Leutnant nicht Fleisch vom Fleisch seines Volkes wäre! Gerade weil auch die moderne Jugend zu solch weichlicher Auffassung hinneigt, mußte die neue Jugendbewegung kommen. Wehe dem Volk, das keine Lust mehr haben sollte an Wehr und Waffen, bei dem der Soldat nur als ein Instrument angesehen würde, das je eher je besser in die mittelalterliche Rüstkammer einzuschließen wäre. Wenn wir auf solcher Bahn weiter wandeln würden, dann zögen gar bald die dunkeln Schatten von Jena, Auerstedt und Prenzlau herauf und damit jene Zeit der Schmach und Not, wo die lieben Bürger händeflehend sich an die Festungskommandanten wandten mit der Bitte, die Stadt doch lieber schnell dem Feinde zu übergeben, als „unnützes Blut" vergießen zu lassen.

Ein weiterer Vorwurf, der gegen den Wehrkraftverein erhoben wurde, geht dahin, der Verein entzöge die Jungen dem sonntäglichen Familienleben. Dem ist entgegenzuhalten, daß für die schulentlassene Jugend —

Digitized by Google

um dieſe handelt es ſich in erſter Linie beim Wehrkraftverein — ein Familienleben vielfach gar nicht exiſtiert. Die halbwüchſigen Jungen gehen vielmehr in der Großſtadt am Sonntag ihre eigenen Wege. Wer dieſe Wege kennt, wird ſie nicht als Familienleben bezeichnen.

Viele halten auch das Programm des Wehrkraftvereins für zu einſeitig. Die Haupttätigkeit beſteht im Wandern bei jedem Wetter, alſo in Bewegung in friſcher Luft und dabei in Gewöhnung an Anſtrengung. Zum Wandern gehören eine Reihe von feldmäßigen Tätigkeiten, wie Kochen, Biwakieren, Zelte aufſchlagen uſw.; Ball- und Geländſpiele, Seh-, Patrouillen- und Kriegsſpiele, Winken und Entfernungsſchätzen, Schnell-, Staffetten- und Hindernislauf werden eifrig betrieben. Bücherei- und Leſeabende werden mit Geſangsſtunden an den Abenden verbunden, und gute Vorträge helfen im Winter jene wenigen Sonntage ausfüllen, an denen man beim beſten Willen nicht recht ins Freie kann. Der Vorwurf der Einſeitigkeit erſtreckt ſich auf unſer Programm der körperlichen Ausbildung, weil wir die Jungen nicht regelrecht turnen laſſen. Die Einführung des Geräteturnens bei der ſchulentlaſſenen Jugend iſt kein ſo einfaches Problem, wie man vielleicht glauben möchte. Dieſe Jugend will ſich am Sonntag unterhalten, aber ganz gewiß keinem Zwang unterwerfen. Für die körperlich ungünſtig gebauten, ſchwächlich veranlagten Jungen iſt das Turnen eine Laſt. Der Wehrkraftverein muß aber ſeiner ganzen Aufgabe nach Maſſen beſchäftigen und feſſeln, und dazu braucht er eine Tätigkeit, die allen zuſagt. Trotz dieſer Schwierigkeiten wird aber der Wehrkraftverein den Verſuch machen, ſeine Jungen auch ſyſtematiſch zum Turnen anzuhalten; ſollten ſich in Verfolg dieſes Ziels unſere bisherigen Befürchtungen als grundlos erweiſen, dann würden wir uns unſres Irrtums freuen: denn am Verſtändnis für den Wert des Turnens fehlt es dem Offizier gewiß nicht.

Neben der Ausbildung legt der Verein ein großes Gewicht auf vaterländiſche Erziehung und moraliſche Beeinfluſſung der ihm anvertrauten Jugend. Es gilt hier eine faſt eben ſo große Lücke zu ſchließen, wie bei der körperlichen Erziehung; nur laſſen ſich dieſe Lücken erſt in jahrelanger Arbeit einigermaßen ausfüllen, bei vielen iſt die Aufgabe überhaupt unlösbar. Das Verſäumnis von früher Jugend auf iſt bei der ſchulentlaſſenen Jugend vielfach ſo groß, daß erzieheriſche Verſuche ſpurlos untergehen.

Aus kleinen Anfängen, von denen Kemmers Aufſatz berichtete, hat ſich der Verein in den drei Jahren ſeines Beſtehens mächtig entwickelt. Kemmer ſpricht von 250 Fortbildungsſchülern, mit denen im Frühling 1910 begonnen wurde. Der Münchener Verein zählt heute bereits gegen 600 Fortbildungs- und über 400 Mittelſchüler, darunter zahlreiche „Pfadfinder“. Schon daraus geht hervor, daß das Verhältnis zwiſchen Wehrkraftverein und Pfadfinder-

bund gut ist. Beide Verbände sind im Begriff ein Kartellverhältnis einzugehen. Am 12. März 1912 waren 930 Jungen zu einer Prinzregentenfeier bei Deigstetten im Isartal versammelt. Das Hereinziehen der Mittelschüler in die Bewegung ist außerordentlich bedeutsam.

Als im Februar 1911 seine Königliche Hoheit der Prinzregent dem Verein aus der Landesspende ein Kapital von 30 000 Mark zuwenden ließ und selbst das Protektorat über den Verein übernahm, da ergriff die Wehrkraftbewegung sehr bald ganz Bayern, und es bestehen heute bereits 20 Ortsgruppen. Diese Städte sind: Augsburg, Bamberg, Erlangen, Freising, Fürth, Germersheim, Ingolstadt, Kempten, Landau, Landshut, Lindau, München, Neuburg, Nürnberg, Neustadt a. H., Passau, Regensburg, Würzburg, Wasserburg und Zweibrücken. Weitere Ortsgruppen sind in Entstehung begriffen, und es dürfte bald keine bayerische Garnison mehr existieren, die nicht ihren Wehrkraftverein hätte.

Alle Ortsgruppen haben sich zum Bayerischen Wehrkraftverein[1]) zusammengeschlossen, an dessen Spitze Max Graf von Moy steht. Mitglieder, Führer und Jungen rekrutieren sich aus allen Kreisen, wenn auch die überwiegende Mehrzahl der Führer zurzeit noch aus aktiven Offizieren besteht. Der Verein wünscht aber selbst nichts sehnlicher als gerade ein noch stärkeres Zuströmen von Führern aus nichtmilitärischen Kreisen, vor allem von Lehrern und Studenten, welch letztere bisher nur vereinzelt vertreten sind. Dem Verein ist jedermann als Führer willkommen, der zu diesem schwierigen Amte Lust und Anlage hat; dazu gehört in erster Linie Liebe zur Jugend.

Ist auch der Wehrkraftverein eine Massenbewegung, so darf man nicht glauben, daß diese mit Zuhilfenahme eines Massendrills erreicht werde. Die Jungen gliedern sich vielmehr in Gruppen zu 40—80 Mann, die vollkommen selbständige Einheiten vorstellen. In der Regel setzen sich die Einheiten aus Angehörigen gleicher Schulen zusammen. Jede Gruppe, von denen es beispielsweise in München allein zurzeit 16 gibt, hat ihren verantwortlichen Gruppenleiter und ihr eigenes Führerpersonal. Es kommen also immer dieselben Führer mit denselben Jungen zusammen, und es bildet sich auf diese Weise ein persönliches, ja herzliches Band. Als Beweis dafür mag angeführt werden, daß der größere Teil der Fortbildungsschüler dem Verein auch dann treu geblieben ist, als sie die Fortbildungsschule hinter sich hatten. Diese Jungen — im Alter von 17—19 Jahren — bilden wiederum eigene Gruppen: die sogenannten Altersriegen.

Die wichtigste Frage für den Wehrkraftverein ist wie bei allen Jugendorganisationen die Führerfrage. Mit ihrer guten oder ungenügenden

[1]) Der Jahresbericht des Bayerischen Wehrkraftvereins kann von der Geschäftsstelle München, Prannerstraße 24, bezogen werden.

Löſung ſteht und fällt der Verein. Nur ein wirklich guter Führer vermag die Jugend dauernd zu feſſeln. Einem Führer, der drillen und poltern wollte, dem liefe die Jugend davon. Das iſt ja das Eigenartige am Wehrkraftverein, daß ſeinen Führern keinerlei Macht und keinerlei Zwangsmittel zur Verfügung ſtehen. Nur die Perſönlichkeiten unſerer Führer ſind es, die die Jugend an unſere Fahne feſſeln. Der Schlüſſel zu dem Herzen der ſchulentlaſſenen Jugend iſt die Liebe zu ihr. Wem ſie nicht ins Herz gegoſſen iſt, wer im Umgang mit den Jungen von inneren Regungen nichts ſpürt, wer das Aufleuchten ihrer Augen nicht bemerkt, wem der warme Druck der oft rauhen Jünglingshand nichts ſagt, der bleibe der Jugend ferne, denn er wird ihr nichts geben, er wird ihr nur ſchaden.

Wer aber nach einem mühevollen Sonntagnachmittag, den er im Kreis der Werdenden verbracht hat, müde nach Hauſe kommt und das beglückende Gefühl in ſich trägt, nicht nur nützlich geweſen zu ſein, ſondern Liebe gewonnen, wieder Liebe gegeben zu haben, der iſt einer der unſrigen.

Es dürfte vielleicht intereſſieren, wie ein höher geſtellter Schulmann der Fortbildungsſchulen offiziell ſich über den Wehrkraftverein ausſpricht:

Die erfolgreichen Beſtrebungen des Wehrkraftvereins verdienen beſondere Erwähnung. Ich merke es aus den Schilderungen der Jungen in der Schule und habe mich im heurigen Sommer ſelbſt überzeugt, daß die Jungen hier mit ganzem Herzen der Sache zugetan ſind. Zwei Gewerbsmeiſter, Mitglieder der Fachſchulbehörde, die ihre Lehrlinge ſeit einem Jahre zum Beſuch der Vereinsveranſtaltungen anhalten, ſprachen ſich in der anerkennenswerteſten Weiſe über die erfolgreichen Bemühungen des Vereins aus. Sie behaupten, ihre Jungen ſeien ſeit ihrer Zugehörigkeit zum Wehrkraftverein wie umgewandelt. Sie kämen Montags friſch und lebensfroh in die Werkſtätte, arbeiteten mit viel größerem Eifer und freuten ſich die ganze Woche auf den Tag, wo ſie von ihren Führen hinausgeführt würden zu Spiel und Sang.

Nicht unintereſſant iſt auch ein Brief, den der Vater eines Fortbildungsſchülers an uns gerichtet hat, als wir ſeinen Sohn, der wegen eines Vergehens aus dem Wehrkraftverein ausgeſchloſſen worden war, wieder in unſere Reihen aufnahmen.

Sehr geehrter Herr Leutnant! Erlaube mir freundlichſt, Ihnen meinen herzlichſten Dank auszuſprechen für Ihre Wünſche zur Beſſerung der Geſundheit, was ich ja notwendig brauche und Gott ſei Dank, es geht wieder beſſer!

Sehr geehrter Herr Leutnant! Franz iſt nun wieder ganz glücklich, daß er dem Verein angehört und ich glaube ſicher, daß er ſich den Fall merkt, ſo lange er lebt und ich bitte Herrn Leutnant mit aller Strenge auf ihn zu ſehen; ſoviel ich erſehe, lebt und ſtirbt er für ſeinen Verein und für ſeine Vorgeſetzten; mögen die Herren ihn auch mahnen, daß er auch dabei ſein Handwerk und ſich ſelber nicht vergißt, ſondern überallhin ein brauchbarer Menſch wird; ich denke ein Wort und eine Mahnung von den Herrn Offizieren nützt bei den jungen Burſchen mehr als zehn Worte von den Eltern!

Ich danke wiederholt den beiden Herrn Leutnants für Ihr freundlichstes Entgegenkommen. Mit aufrichtigem Gruß in Treue fest!

Wie schon Kemmer ausführte, hat sich der Wehrkraftverein nicht ausschließlich auf die Fortbildungsschule beschränkt, vielmehr auch die Mittelschule in seinen Kreis gezogen. Er tat dies aus verschiedenen Gründen. Vor allem konnte die Bewegung nur dann populär werden, wenn man vermied, daß der Wehrkraftverein eine ausschließliche Domäne für den Offizier würde. Man mußte vor allem die Lehrer der Mittelschulen für die Sache gewinnen und mit deren Hilfe die Mittelschüler selbst, aus deren Kreisen es künftige Führer heranzuziehen galt, wie auch die Ausbreitung des Gedankens in die gebildete Welt erfolgen mußte. Armee und Schule sollten zusammenarbeiten, sich gegenseitig besser kennen lernen und sich kräftig unterstützen, um in gemeinsamer Arbeit die Not unserer Jugend zu lindern. Diese Absicht ist in schönster Weise in Erfüllung gegangen; die Mehrzahl der Münchener Mittelschüler hat schon ihre eigenen Wehrkraftabteilungen (teilweise auch Pfadfinderzüge genannt), die von Gymnasiallehrern, Reallehrern und Professoren geführt werden. So wie jetzt Armee und Schule in friedlichem Wettbewerb nebeneinander und miteinander arbeiten, in gemeinsamen Sitzungen ihre Freuden und Sorgen austauschen, so bringt die für Mittel- und Fortbildungsschüler gemeinsame Wehrkraftflagge auch die Jungen aller Berufskreise zusammen, und damit erfüllt der Wehrkraftverein auch eine soziale Mission. Die Scheidewand, welche durch die verschiedene Schulbildung zwischen Reich und Arm aufgerichtet ist und die auch eine soziale Scheidung zwischen Fortbildungs- und Mittelschülern schuf, die wird vom Wehrkraftverein niedergebrochen. Die Jungen aller Schulen treffen sich an gemeinsamen großen Ausflügen, lernen sich hier kennen und schätzen. Die Mittelschüler finden, daß auch die Fortbildungsschüler ganz „feine Kerls" seien, und in der Wehrkraftzeitung kann man Beschreibungen von Fortbildungsschülern lesen, bei deren Lektüre auch der Mittelschüler gerne bekennen muß, daß dort das Leben gar manches ersetzte, wozu die Schule nur einen dürftigen Grund gelegt haben konnte.

Die Offiziere aber wollten durch freiwillig übernommene neue Pflichten zeigen, daß ihnen ein Klassengegensatz unbekannt und in ihnen der Idealismus noch nicht erstorben ist, der die Armee einst zu großen Ruhmestaten befähigt hat. Wolle man dem Offizier glauben, daß es ihm ernst ist um die Sache der Jugend, und wolle man sein Eingreifen nicht mißverstehen. Als Lob und Dank für die geopferten freien Sonntage winken ihm ja keine Orden, keine Bevorzugungen und dienstlichen Erleichterungen. Im Lohn, den ihm die Jugend zollt, liegt allein das goldene Metall, nach dem wir suchen.

Der Zauberlehrling.

Erzählung von Marta Karlweis in Wien.

5.

Zum Gartenfeſt der Frau Cäcilie Steinbach zog Georg ſein Wertherkoſtüm an, das er ſeit Jahren beſaß. Der blaue Frack ſah zwar ſchon ziemlich ſchäbig aus, und die gelben Stulpenſtiefel hatten große braune Flecken. — „Aber," ſagte Seydler, der Georg Punkt 5 Uhr in einem geſchloſſenen Einſpänner abholte, „das geht gerade gut zuſammen. Sie kommen aus — na alſo, wie heißt das Neſt, wo Werther immer hingeht? — und ſind ein bißchen müde, ſo um den Mund herum ein bißchen blaß, mit ein Paar brennenden Augen drin, kotbeſpritzt und ſehr verſchwärmt, ganz zerrüttelt von lauter Dingen, die andere Menſchen gar nicht bemerken, nicht?"

Ludwig Seydler ſelbſt trug eine Art Barett und ein dunkles Tuchwams und ſah aus wie das aus dem Rahmen getretene Cranachſche Lutherbildnis.

Georg ſchwieg, während ſie durch die Gaſſen holperten. Seydlers körperliche Nähe irritierte ihn. Er empfand ſie als etwas Fremdes, Unnötiges, zufällig Vorhandenes und konnte gar nicht begreifen, daß ihm die Exiſtenz dieſes Mannes je ein Bedürfnis, ja eine Beruhigung geweſen war.

Als der Wagen vor dem Steinbachſchen Familienhaus in der Wohllebengaſſe hielt, atmete Georg erleichtert auf. Und doch war er ſo beklommen, wie er es ſeit vielen Jahren, ſeit ſeiner Kinderzeit, nie mehr geweſen war.

Frau Steinbach bewohnte das Haus, das der verſtorbene Architekt Steinbach für ſich ſelbſt erbaut hatte, ſeit dem Tode ihres Mannes allein mit ihren zwei Töchtern. Allwöchentlich öffnete ſie dieſes Haus einer unkontrollierten Menge von Gäſten, einheimiſchen und durchreiſenden Künſtlern, Schauſpielern und Journaliſten. Da jeder Gaſt die Freiheit hatte, mitzubringen wen er wollte, konnte es leicht geſchehen, daß einer, von deſſen Namen und Exiſtenz die Hausfrau keine Ahnung mehr hatte, von Uneingeweihten zu den Intimen des Steinbachſchen Hauſes gewählt wurde.

Als Georg und Seydler in die kleine Halle kamen, von der ein paar Stufen hinaufführten in den großen Salon, ſtand Frau Cäcilie oben in der offenen Salontür und empfing ihre Gäſte mit der Würde einer Königin. Sie hatte Sorge getragen, daß ihre in ſchwere rote

Seide drapierte Gestalt auf einem raffiniert ausgeklügelten Hintergrunde mit Majestät zur Geltung kam. Hinter ihr sah man in gedämpftem Licht als undeutlichen Farbenfleck ein Stück eines Gobelins und das scharfe, helle Rechteck der Verandatür, die in den Garten hinunterführte. Der dunkle, aus Eichenholz geschnitzte Rahmen der Salontüre hielt das ganze Bild wirkungsvoll zusammen.

Die Wände der Halle waren mit einem orangefarbenen rauhen Stoff überzogen und in gleichen Abständen mit runden, bunt durchflochtenen Kränzen behängt. Von einem kleinen Raum neben der Halle, in dem ein Büfett aufgestellt war, zur Treppe hin und bis hinauf in den Salon ging es wie ein festlicher Maskenzug von bunten, lebhaft bewegten Gestalten. Das ganze Haus war erfüllt von Klängen, Farben und Stimmengewirr. Überall das Glitzern und Gleißen von Seide und Schmuck.

Drüben im Garten spielte ein Schraml-Quartett, die Geigen klangen schwärmerisch und ausgelassen, die jungen Menschen lachten und ihr Gehen war schon ein Tanzen. Und das alles in einer heißen Luft, die wie durchwärmt war von Blut im Fieber der Erwartung.

Gleich neben der Eingangstüre zum Salon stand Erwin Lenk in dem Kostüm, das er als Romeo zu tragen pflegte. Verzückt, wie unter Julias Balkon, stand er da und bekannte mit seinem reizenden Knabenlächeln, daß er sich heute hundert Augen und hundert Stimmen wünsche, um sämtlichen anwesenden Frauen und Mädchen die Köpfe zu verdrehen.

Seydler hatte einen befreundeten Maler getroffen, mit dem er in dem Gewühl von phantastischen Figuren verschwand. Georg war in halber Höhe der Treppe stehen geblieben; nachlässig auf das Geländer gestützt, blickte er spähend hinunter in die Halle.

Rotes Haar, in einem goldenen Netz gefangen, leuchtete dort drüben aus einer dichten Gruppe.

Georg hörte Katharinens Lachen und ein paar Worte, die sie wie immer spitz vor sich hin in die Menge stach. Und nun kam sie selbst, einen Kometenschweif von jungen Leuten hinter sich herziehend, in grüner Seide, die wie feucht an ihren Gliedern klebte, mit weißen Armen und weißer Kehle und einem feuchten Puderhauch auf den Wangen. Wie sie sich so im Gehen ein wenig wiegte, sah sie in diesem Grün doch aus wie nackt; so schmiegsam legte sich die Seide an ihren Körper. Schmeichelnde Lichter rieselten an ihr herunter, und ein Rubintropfen, den sie an einem fast unsichtbaren Kettchen am Halse trug, glühte dunkel auf ihrer bleichen Haut.

Mitten auf der Treppe blieb sie stehen, das Kleid mit der Linken zierlich über dem seidenen Strumpf zusammenraffend. „Oh — Herr Doktor Hübner!“ sagte sie und lachte ihm grell ins Gesicht.

Georg verbeugte sich stumm. Ein Haarsträhn fiel ihm in das blasse Gesicht. Sein herb geschlossener Mund glich einem schmalen Spalt.

„Die Sehnsucht nach Lotten macht Euch bleich — und wortkarg, Werther!“ spottete Katharina. Und nach einer kurzen Pause fügte sie lauernd hinzu: „Die Flamme der Erinnerung verbrennt Euch!“

Georg richtete sich auf. Die Komödie widerte ihn an. „Sie irren, Fräulein Katharina! Goethe war sehr weise, als er dem Werther Erinnerungen an Lotte versagte.“ Sein Mund wurde hart. „Erinnerung ist nicht Flamme, sondern Asche.“

Katharina erblaßte unter ihrem Puder. Aber sie hielt seinen Blick mit erstarrendem Lächeln aus.

Da half ihr die ahnungslose Schar ihrer Gefolgschaft. Die jungen Leute wurden ungeduldig; aus ihrer Mitte rief Lenk mit seiner vibrierenden Sammetstimme: „Ihr verschwendet zuviel Worte an Einen, Monna Katharina. Vergeßt nicht, daß Ihr jedem von uns einen Tanz versprochen habt!“

Draußen im Garten setzten die Geigen wieder ein. Katharina drehte sich nach ihren Vasallen um und hob den Arm mit einer wundervoll ausgelassenen Gebärde. „Ich halte, was ich verspreche! Ich tanze mit euch allen!“ Dunkle Verheißungen klangen aus ihrer Stimme. Lärmend und lachend folgte ihr der ganze Schwarm die Treppe hinauf.

Georg blieb auf seinem Posten. Paare und Gruppen zogen an ihm vorüber, Türken, Griechinnen, Spanier, Japaner, Bäuerinnen, Schäferinnen aus dem Rokoko, eine feine kleine Chocolatière, Pierrot und Pierrette, reizende Mädchen aus der Zeit Raimunds und stolze Damen des Empire. Georg sah Bekannte, Künstler und Schauspielerinnen, grüßte, dankte und gab jeden hingeworfenen Scherz zurück, messerscharf, ohne Liebenswürdigkeit. Manchmal schloß er die Augen, dem wogenden Auf und Nieder der Stimme lauschend.

Da flatterte irgendwo ein Lachen, wie das Jubeln einer steigenden Lerche.

Georg riß die Augen auf und spähte nach dem Figürchen, das zu diesem Lachen gehörte. Aber er fand es nicht.

Die Halle war fast leer, und als letzte Gruppe kamen eben zwei kichernde Mädchen in Biedermeierröckchen die Treppe herauf, geführt von einem schlanken Knaben in lichtem Atlas, der die beiden Mädchen vertraulich umschlungen hielt und bald der einen bald der anderen ein galantes Wort ins Ohr zu flüstern schien.

Digitized by Google

Wenn auch enttäuſcht, freute ſich Georg doch des fremdartig reizenden Anblicks, den die zärtliche Geſtalt dieſes Knaben bot, der ſo leicht an ihm vorüber ſchritt, als hätte ſein Körper keine Schwere. „Cherubin!“ dachte Georg.

Da drehte ſich der Page um und lachte ſeinen Bewunderer ſchelmiſch an.

Mit einem Ruck warf ſich Georg vorwärts. „Eliſabeth!“ ſtieß er hervor. „Sie — Sie!“

Eliſabeth blieb mit den zwei Mädchen ſtehen und lachte. „Ja! Ich! Iſt das Koſtüm gut?“ Dabei wurde ſie dunkelrot. „Aber ich bin kein Page,“ ſagte ſie verwirrt, „ich bin ein Mädchen — Roſalinde aus ‚Wie es euch gefällt‘. Die ſagt einmal: ‚Es ſtand ein Stern am Himmel, der tanzte. Unter dem bin ich geboren.‘ Dieſem Wort zuliebe trag’ ich mein Koſtüm. Gefall’ ich Ihnen?“

Georg liebte ihr Erröten. Es machte alles Herbe in ihm weich, es machte ihn gut und dankbar. Er wollte ihr ein paar Worte ſagen, ihr danken — wofür? Für ihr Daſein, für ihre ſüße, beſeligende Gegenwart, für das holde Geſchenk ihrer Lieblichkeit? Sollte er ſeiner Liebe anmutige und feierliche Namen geben und ſeine Seele wie eine duftende Roſe zu ihren Füßen niederlegen? Ach — ſie würde lachen. Stumm und ungeſchickt ſtand er vor ihr, die ſelbſt immer verlegener wurde.

Da ſchrillte die Torglocke durch die Halle, und der Diener öffnete. Ein Herr im Frackmantel trat ein. Hinter ihm raſſelte ein Automobil davon. Georg erkannte den Doktor von Karinski, der ſeinen Mantel in der Hand des Dieners ließ und ſich näherte in ſeiner raſchen, ſicheren Art.

Eliſabeth machte eine jähe Bewegung, als wollte ſie ſich hinter den weiten Röcken ihrer Freundinnen verbergen. Aber Doktor von Karinski ſtand ſchon vor ihr, lächelte, die auffallend weißen Zähne ein wenig entblößend, küßte ihr halb reſpektvoll, halb vertraulich die Hand und grüßte die beiden anderen Mädchen. Dann, da Eliſabeth vorzuſtellen vergaß, verbeugte er ſich knapp gegen Georg und nannte ſeinen Namen. Mechaniſch tat Georg das gleiche, voll Widerwillen gegen dieſen Menſchen, der ſoeben ſeinen kurzen, breiten Nacken über Eliſabeths Hand gebeugt hatte.

„Aber Doktor,“ ſtammelte Eliſabeth, „wir feiern ein Koſtümfeſt! Und Sie kommen in einem langweiligen Frack!“

„Langweilig?“ Doktor von Karinski hatte eine tiefe, liebkoſende, immer ein wenig verſchleierte Stimme. „Der Frack iſt das Feſtkleid dieſer Zeit. Wer ſich die Kirſchblütenfeier als ſchönſtes Feſt erträumt, kommt heute als Japaner. Wer mit Watteau von der Inſel Cythera ſchwärmt, trägt Zierdegen und Eskarpins. Ich liebe unſere Zeit. Ich habe meine ſchönſten Feſte —.“ Er ſtockte einen Augenblick, wie von einer Erinnerung

gehemmt. Dann redete er mit einem huſchenden Lächeln weiter: — „Meine ſchönſten Feſte habe ich in dieſem Kleid gefeiert. So bin ich hier.“

Georg beobachtete den Doktor mit ſteigender Abneigung.

Eliſabeth ſchien eine ſpöttiſche Antwort zu ſuchen und fand ſie nicht.

Doktor von Karinski hatte Muße, die feinen Linien der zierlichen Geſtalt aufmerkſam zu verfolgen. Er nickte ſchließlich mit einem — wie es Georg ſchien — unverſchämten Lächeln.

Georgs Zorn wandte ſich plötzlich gegen Eliſabeth. Es wirbelte durch ſeinen Kopf: „Jedem Laffen zeigt ſie ſich! Gerade ſo wie Katharina!“ Angewidert ſtieg er die Treppe hinauf. „Ich muß mich doch endlich Ihrer Frau Mutter vorſtellen!“ ſagte er über die Achſel.

Eliſabeth blieb einen Augenblick regungslos ſtehen und fühlte, wie ſie bläſſer wurde.

Doktor von Karinski ließ ſeine funkelnden ſchwarzen Augen blitzſchnell von ihr zu Georg gleiten; ſein Geſicht behielt den gleichen Ausdruck einer glatten Verbindlichkeit, die er aber in einer Weiſe zur Schau trug, welche deutlich verraten ſollte: „Traut mir nicht. Dieſe Ruhe iſt Maske.“

„Kommen Sie!“ ſagte Eliſabeth, indem ſie gleichfalls die Stufen hinaufging. „Sie wiſſen — geiſtreich ſein, iſt nicht mein Fall. Die Mama wird Ihre Aphorismen beſſer erwidern.“

„Meine Aphorismen verlangen keine Erwiderung,“ antwortete der Doktor, „meine Aphorismen ſind Pfeile, die ich nach denjenigen werfe, die mir ein wenig zu fern ſtehen.“ Er machte eine Pauſe. „Werden die Getroffenen neugierig auf den Bogen, ſo kommen ſie näher. Das iſt dann, was ich wollte. Werden ſie nicht neugierig — ja, dann um ſo ſchlimmer für mich.“

Eliſabeth drehte ſich um und ſah den Doktor an. Ihr Mund verzog ſich, als hätte ſie einen üblen Geſchmack auf der Zunge. „Eine meiner wenigen guten Eigenſchaften, lieber Herr Doktor, iſt, daß ich abſolut nicht neugierig bin.“ Sie ſchnellte die Worte ſpitz und gereizt gegen den Doktor, nahm ihre beiden kichernden Begleiterinnen wieder um die Taille und ſtieg ruhig die Treppe hinauf.

Doktor von Karinski folgte ihr lächelnd.

Frau Cäcilie hatte ihren dekorativen Poſten unter der Türe mit einem nicht minder vorteilhaften in einer Ecke des großen Salons vertauſcht.

Die dunklen alten Möbel, die warmgetönten Teppiche, die goldenen Rahmen, die wunderlichen Bilder alter Meiſter mit verſchollenem Namen, das bunte Gewirr von Kiſſen aus verblichenen Brokaten, dies alles, zu geheimnisvollem Leben erweckt durch das grüngoldene Licht des Gartens, gab dem Raum ſein eigentümliches, koſtbares Gepräge.

Digitized by Google

Als Georg unter die offene Eingangstüre trat, die gegen den Salon um einige Stufen erhöht war, fand er den Maler Seydler, der entzückt auf das bunte Wogen der Masken in diesem mit soviel feiner Berechnung getönten Raum hinabsah. „Also, das ist schon sehr schön!“ sagte er, zu Georg gewendet. „Schauen Sie nur, wie fein diese bunten Kostüme mit den Farben der Wände und Teppiche zusammengehen! Ja, so etwas hat der alte Steinbach ausgezeichnet verstanden: Feste, Prunkräume, Wein und Frauen. Es ist ein merkwürdiger Duft in dem ganzen Haus. Das muß man dem Seligen lassen. Sonst freilich hat er nicht arg viel gekonnt. Aber sehen Sie nur, wie geschickt Frau Cäcilie sich unter den Kopf der ‚Melancholie‘ placiert hat! Mit diesen Perlen im Haar sieht sie wirklich ganz à la Feuerbach aus! Aber ich trau’ mich nicht hin. Gleich überfällt sie einen mit der Kunst und ich seh’ ihr’s an, heut ist sie besonders künstlerisch geladen. Wollen Sie mir den Gefallen tun und den ersten Anprall aushalten, Doktor Hübner?“

Georg nickte und stieg die Stufen hinunter.

Frau Cäcilie lächelte ihm gnädig zu. Sie sah wirklich aus wie ein Feuerbach. Aber ihre mandelförmigen Augen verrieten die östliche Herkunft. Mit einer ihrer großen Gesten reichte sie Georg die Hand. „Grüß Gott, Werther,“ sagte sie — immer grüßte sie mit „grüß Gott“ — „ich hätte nie gedacht, daß Sie sich so sehr über den innersten Kern Ihres Wesens im Klaren sind, wie dieses Kostüm beweist. Sie müssen viel mit klugen Frauen verkehrt haben ... oder sind Sie wirklich so ganz Künstler, daß keine Reflexion Ihre Intuitionen stört? Ich kenne Sie zu wenig. Ich muß Sie näher kennen lernen. Ich glaube fast, wir haben ein Verbindendes?“ Frau Cäcilie schloß die Augen halb und ließ den schönen Kopf ein wenig in den Nacken sinken. Dann flüsterte sie: „Goethe!“

Georg schwieg verblüfft.

Aber Frau Cäcilie erwartete auch gar keine Antwort. Sie wandte sich sofort mit besonderer Lebhaftigkeit dem neuen Gaste zu, den sie mit beiden Händen zu sich heranwinkte. „Doktor von Karinski? Das ist gegen die Verabredung!“ rief sie laut. „Sie wissen, ich hasse den Frack. Pfui, wie ungalant! Sie sehen aus wie der tote Gast.“

Der Doktor lächelte wieder, daß die Zähne zwischen den Lippen sichtbar wurden. Als er sich, so lächelnd, über Frau Cäciliens Hand beugte, sah es aus, als wollte er sie beißen.

Die schöne Frau wurde rot und lachte aufgeregt.

„Sie wissen, gnädige Frau, ich bin eitel,“ sagte Karinski, „so eitel, daß ich aus Eitelkeit jedes Verbrechen begehen könnte. Auch dieses:

Ihnen nicht zu gehorchen. Fräulein Elisabeth hat schon gezankt mit mir. Aber ich bin nun einmal mit meiner Zeit so verwachsen, daß mir kein Kleid vergangener Zeiten steht. Aber — wirklich? Wie der tote Gast seh' ich aus?" Er sah sie an.

Und Frau Cäcilie erschrak. Ihr war, als sähe sie den Doktor von Karinski zum erstenmal. Die tadellos korrekte, verbindliche Miene war weggerissen wie ein Vorhang. Deutlich verrieten die bebenden Nasenflügel und die starken Lippen eine mit ungewöhnlicher Willenskraft niedergehaltene Sinnlichkeit.

„Gnädige Frau — widerrufen Sie?"

Seine heiße, wunderlich umschleierte Stimme verwirrte sie. Völlig um ihre majestätische Haltung gebracht, nickte Frau Cäcilie, mühsam lächelnd. Unsicher sah sie sich um Hilfe um und erblickte Georg Hübner noch in ihrer Nähe. „Oh," rief sie übertrieben freundlich, „mein lieber Herr Doktor, Sie müssen mir heute noch einen großen Gefallen tun. Ich habe mir etwas Wundervolles ausgedacht. Sie werden — oh, Sie werden sicher —" Frau Cäcilie legte den Kopf bittend auf die Seite, „Sie werden uns heute, wenn die Lampions brennen, unten im Garten etwas Schönes erzählen. Uns allen. Nicht wahr, Sie werden?"

Georg schüttelte den Kopf und wollte nein sagen. Aber er kam nicht dazu. Neben Frau Cäcilie tauchte Elisabeth auf, vom Halse bis zu den Zehenspitzen in einen weiten Mantel gehüllt, der den lieblichen Pagen völlig verbarg. Sie war ein bißchen blaß und ihre dunklen Augen lagen in leichten Schatten.

„Was wird er, Mama?"

„Er soll uns ein Märchen erzählen, Elisabeth. Aber er mag nicht. Versuche deine Kraft einmal und bitte den Trotzigen!"

Elisabeth lächelte kaum merklich.

Doktor von Karinski beobachtete sie scharf.

Georg sah, wie ihr unter Karinskis Blick das Blut in die Schläfen stieg, obwohl sie den Doktor nicht zu bemerken schien.

Elisabeth schwieg noch immer. Aber ihre Hand, ihr lächelnder Mund, die leicht vorgeneigte Gestalt — alles bat. Endlich sagte sie einfach: „Ich möchte schon gern ein Märchen von Ihnen hören, Zauberlehrling!"

Wie sie das sagte! Georg hätte ihr nur immer zuhören mögen. Aber da stolperte die Antwort schon über seine Lippen, ohne seinen Willen, wie von einer fremden Macht gezogen. „Wenn es Ihnen Freude macht, Fräulein Elisabeth . . ." Das mußte wohl etwas tolpatschig herausgekommen sein. Denn Frau Cäcilie sah ihn mit großen Augen an und stand auf. Das dauerte lang. Sie nickte ihrer Tochter zu und rauschte

Digitized by Google

davon. Georg ſah noch, daß ein Schatten über ihr Geſicht huſchte. Irgend etwas hatte die ſchöne Frau verſtimmt. —

Als Georg ſich wieder umdrehte, war auch Eliſabeth verſchwunden. Und Doktor von Karinski näherte ſich eben der laut lachenden Katharina.

In Gedanken mit dem verſprochenen Märchen ſpielend, trat Georg in den Garten hinaus.

Durch die hohen Mauern der umliegenden Häuſer von der Welt getrennt, wie der Garten im Märchen, lag er da im warmen Licht der Abendſonne, dieſer richtige Wiener Vorſtadtgarten. Die Luft war warm und feucht und roch nach abgefallenem Laub und ſpäten Roſen. Um den Springbrunnen vor der Türe blühten Aſtern und Chryſanthemen in leuchtenden, ſtarken Farben bunt durcheinander, und das Weinlaub am Hauſe brannte gelb und rot. Die ſchmalen Kieswege verſchwanden faſt unter den ſterbenden Blättern, in denen die Füße der lachenden Menſchen wühlten und darin verſanken wie in einem weichen Teppich. In einer Ecke des kleinen Gartens ſtand ein Apfelbaum mit wirklichen roten luſtigen Äpfeln. Georg freute ſich über dieſen Baum. Und wieder mußte er an Eliſabeth denken. Die Friſche der rotbackigen Äpfel mahnte ihn an ihre Lippen, an ihr Lachen. Verſtohlen ſah er um ſich. Er ſtand im tiefſten Schatten verborgen, und draußen in der Sonne wirbelten die hellen Kleider der jungen Menſchen durcheinander, die ſich zu einem frohen Kinderſpiel zuſammengefunden hatten. Lachen, Schreien und Jauchzen klang zu ihm herüber, und die farbigen Kleider flogen wie tanzende Rieſenblumen. Die Muſik ſetzte wieder ein und ſpielte einen übermütigen Walzer. Niemand bemerkte Georg in ſeinem kühlen Winkel. Er ſtreckte die Hand aus — und blitzſchnell riß er einen roten Apfel ab und biß feſt und gierig hinein. Der Apfel war ſüß und kühl und hart und doch ein wenig ſäuerlich, ſo ein richtiger wahrhaftiger Apfel, wie Georg keinen gegeſſen hatte ſeit ſeinem letzten Raubzug in der Hinterbrühl — als vierzehnjähriger Bub. Dort, hinter der Höldrichsmühle, gab es einen Apfelbaum in einem ſorgſam ummauerten Park. Dieſer Baum hatte gerade ſolche Äpfel. Und ſonſt kein anderer Baum auf der Welt. Und in jenem Parke roch es gerade ſo nach feuchtem Laub und ſpäten Roſen, und die Sonne lag ſo auf Gras und Bäumen wie hier! — Wie lang das her war!

Georg biß wieder in ſeinen Apfel. Ein unſägliches Wohlgefühl durchſtrömte ſeinen ganzen Körper. Irgend etwas ſang in ihm: „Eliſabeth!“ Und dann ſah er ſie in dem geheimnisvollen Park ſeiner Kindheit, und die Wipfel der alten Kaſtanien waren voll Sonne, und die Wege waren weich vom gefallenen Laub. Und ſie ſuchten Kaſtanien

im hohen, hohen Gras — da lagen die braunen glänzenden Dinger in halbaufgesprungenen stacheligen Schalen — so braun wie Elisabeths Augen. O, Kastanien! Wie köstlich waren diese Kastanien! Man konnte sie zu Körbchen höhlen und Brotlaibe daraus machen, man konnte sie in Säcke füllen und als Zauberschatz vergraben.

Georg preßte die Lippen fest an seinen Apfel. Wie süß, wie frisch! Er schloß die Augen. Und die Freude an dieser frischen Frucht floß ihm wunderlich zusammen mit seiner Sehnsucht nach Elisabeth. Ihm war, als schmecke er die Süße ihres Wesens in einer geheimnisvollen Vereinigung. Der leise Duft des Apfels machte ihn trunken. Er dachte nicht mehr. Aber mit jedem Atemzug erlebte, fühlte er Elisabeth.

Die Musik verstummte. Die Spielenden lärmten im letzten Sonnenstrahl und löften jubelnd ihre Runde. Gerade als Georg hinübersah, trat eine zierliche Mädchengestalt aus dem Haus in die Sonne heraus. Sie trug ein einfaches weißes Kleid, mit einem breiten grünen Band gegürtet, und in dem braunen Haar einen starken Kranz von leuchtendem Weinlaub. Sie lachte. Es war Elisabeth.

Georg rührte sich nicht. Regungslos sah er sie an.

Plötzlich sprach eine Stimme hinter ihm: „Also da bist du!"

Er fuhr herum. Unter seinem Apfelbaum stand Katharina.

„So entgeistert?" spottete sie. Ihr blasses Gesicht zuckte.

Georg nagte an den Lippen und suchte ein erlösendes Wort.

Aber Katharina wartete nicht. „Ich habe dich doch nicht umsonst gebeten, heute herzukommen!" sagte sie leise. „Aber fürchte dich nicht ... ich bin auch keine Freundin von tragischen Szenen. Du! ... Ich weiß alles." Wieder zuckte es um ihren Mund. „Vielleicht weiß ich noch mehr wie du. Aber —" Ihre Stimme wurde scharf. „Die Elisabeth, weißt du, die laß aus dem Spiel! Hörst du? Bitte — sag' gar nichts! Warum hat sie ihr Pagenkostüm ausgezogen? Als sie es heute anzog, war sie noch ein Kind."

Georg lachte. Es war kein gutes Lachen. „Das ist es eben! Du bist zu gescheit, Katharina! Das verdirbt einem die Freude. Und dir auch."

Katharina hob die schönen nackten Schultern. „Mag sein. Irgend einer wird schon irgend einmal diesen niederträchtigen Verstand unterkriegen." Sie sah ihm gerade ins Gesicht. „Dir, lieber Georg, verdanke ich etwas anderes."

„Das ist?"

Sie schwieg. Das Zucken in ihrem Gesicht hörte auf. Sie schien ruhig geworden, vollkommen ruhig. Und als sie wieder sprach, hatte ihre Stimme den vollen Klang, der ihre Worte feierlich und innig

machte. Sie lehnte den Kopf an den Stamm des Apfelbaumes und sah an Georg vorüber ins Leere. „Weißt du," sagte sie langsam, „der Papa hat einen Wahlspruch gehabt, der mich jedesmal entsetzt hat: ‚Es kommt immer anders!' Ich hab ihn nicht begriffen, hab ihn schauderhaft gefunden. ‚Es — kommt — immer — anders!' Gott — das war entsetzlich! Wie soll man sich retten, sich festhalten, wie soll man nach seinem Plan und Willen leben, wenn es immer anders kommt? Ich weiß nicht — aber in diesen Tagen hab ich gelernt, daß das wundervoll ist: ‚Es kommt immer anders!' Man läßt die Zügel fallen und lebt — so — die Stunden schaukeln einen — Böses kommt und zieht vorüber — Gutes kommt und geht — immer anders — immer anders! Man hat keine Verantwortung mehr! Es kommt immer anders." Ihre Stimme erstickte. Sie fuhr mit der Hand nach der Kehle und schloß die Augen. Dann versuchte sie zu lachen. „Ich bin kindisch. Das Leben ist so groß und stark, daß ich es manchmal wirklich nicht ertragen kann. Und ... was ich dir verdanke? Eine Erkenntnis und einen Entschluß. Kostbare Dinge, nicht wahr? Die Erkenntnis: man darf nichts wollen! Den Entschluß: Wollen! Wollen! Wollen! Und jetzt ... adieu! Und merk' dir: laß die Elisabeth! Du tust ihr und dir nur weh!" Sie ging. Ihre Schleppe raschelte im Laub.

Georg starrte ihr nach. Mit jedem Schritt glitt sie weiter von ihm ab. Nun verschwand sie im Haus. Einsam und verarmt stand Georg da. Ihm war, als hätte sich schmerzhaft ein Stück Leben aus seiner Seele gelöst und wäre unaufhaltsam fortgezogen wie aus einer ungastlichen Wohnung. Und ihm blieb nichts als das qualvolle Gefühl einer hilflosen Ohnmacht, einer tief in seinem Wesen begründeten Unfähigkeit, zuzupacken und zu ergreifen, was wertvoll und köstlich ist.

Er lachte in zornigem Hohn. „Und das nennt man: ein Weib besitzen."

Er wollte ins Haus zurückgehen, wollte lachen, reden, viel reden, seine Not und seinen Grimm vor sich hin in die Luft streuen. Er wollte Lärm um sich haben, Bewegung und Farben. In ihm war's öd und leer. Ausgebrannt. Vielleicht wollte er auch Katharina wieder sehen. Er schloß die Augen und sah sie, wie sie damals bei ihm gewesen war. Und dann sah er sie wieder, wie sie stolz und leidenschaftlich dastand und das herausstieß: „Wollen! Wollen! Wollen!" Waren diese beiden Gestalten das gleiche Geschöpf? Dieser brennende Wille zum Reinen? Und dieses Dirnchen in seinen Armen? Ihm graute. Wie sollte er je wagen, mit Menschen zu reden, sich ihnen anzuvertrauen, mit ihnen zu leben, da er doch niemals sicher war, ob nicht plötzlich etwas Ungeahntes, Grauenvolles oder Unverständliches aus ihnen herausspringen würde? Was

wußte er von ihnen, wenn er auch sein ganzes Leben mit ihnen gelebt hatte? Immer lauerte das Unbekannte, dem er wehrlos ausgeliefert war.

Er trat aus seinem feuchten Winkel in den Garten hinaus. Die Sonne war verschwunden. Die Tanzenden und die Musikanten waren ins Haus gegangen. Still lag der Garten da. Nur der Springbrunnen plätscherte gleichmäßig nieder. Zwei Gestalten standen noch am Teich: eine lichte und eine dunkle — Elisabeth und der Doktor von Karinski.

Einen Augenblick blieb Georg stehen. Elisabeth mußte seinen Schritt gehört haben, denn sie drehte sich langsam um und blickte still, wie bittend, zu ihm hinüber. Jetzt lächelte sie. Georg preßte die Zähne aufeinander. Dann drehte er sich kurz auf den Hacken herum und ging ins Haus.

Elisabeth sah ihm nach. Das Helle in ihrem Gesicht erlosch.

Doktor von Karinski lächelte. Und als Elisabeth ihn wieder ansah, sog er die Luft mit geblähten Nasenflügeln ein. Elisabeth zog die Brauen unwillig zusammen und mußte ihn doch ansehen. Der Doktor bückte sich, pflückte eine schwefelfarbene Chrysantheme und warf sie in den Teich. Fremdartig leuchtend schaukelte sie unter dem Sprühregen des Springbrunnens. „Sehen Sie, wie schön! Hab' ich recht? Ist das schön, Fräulein Elisabeth?" fragte Karinski mit seiner heißen verschleierten Stimme.

Elisabeth war verwirrt. Zögernd sagte sie: „— Aber ja. —"

Doktor von Karinski schüttelte den Kopf. „Sie sollen nicht ja sagen aus Höflichkeit. Ich weiß, es ist sehr dumm von mir, daß ich mir einbilde, jeder Mensch müßte diese Luft oder so eine Blume im Wasser geradeso als Glück, als Genuß empfinden wie ich. Für mich, verstehen Sie, ist das — — so — —" Er streifte mit den Fingerspitzen der einen Hand ganz leise über die innere Fläche der anderen. Dabei hatte er einen so selbstvergessen genießenden Zug um den Mund, daß Elisabeth von neuem, wie jäh verletzt, die Stirn fast schmerzlich in Falten zog. Irgend etwas beängstigte und quälte sie. Aber sie mußte das bewegliche, von innen her belebte Gesicht des Doktors immer ansehen. „Für mich ist alles Empfinden körperlich," redete Karinski weiter, „und ich behaupte, das Leben so genießen kann nur, wer so lebt. Freilich — so leben ... kann wieder nur —" Er schwieg und betrachtete Elisabeth; ganz ruhig, ohne Zudringlichkeit, mit einem langen Blick, der nicht verletzen konnte.

„Wer?" fragte Elisabeth, merkwürdig erregt.

Karinski lachte. „Liebes Fräulein, Sie waren heute schon einmal sehr grob mit mir. Eine zweite Grobheit hol' ich mir nicht. Denn wissen Sie, dann müßte ich Ihnen aus dem Weg gehen. Und das täte mir leid. Warum soll ich mir selbst wehtun? Jetzt dulden Sie mich noch. Und ich darf mich noch immer bemühen, Ihnen sympathischer zu werden. Aber dann?"

Elisabeth errötete. „Sie halten mich wohl für kindisch ungezogen und prüde, Herr Doktor? Wirklich — ich bin weder das eine, noch das andere. Aber vorhin — auf der Stiege — da hat mich irgend etwas in Ihrem Gesicht geärgert."

„In meinem Gesicht?" Karinskis feine Nasenflügel zuckten.

Elisabeth errötete noch tiefer.

„Ach," sagte Karinski, „dieses Zucken?"

„Ja. Das sieht so — brutal aus. Und das vertrag' ich nicht." Sie erschrak über ihre Worte und sah in den Teich hinunter.

Ein feines Rot lief an ihrem Hals hinab und verschwand im Ausschnitt ihres Kleides.

„Geniert Sie das, Fräulein Elisabeth? Das ist mir von meiner ersten großen Leidenschaft geblieben. Ich war damals ein Bub von zwanzig Jahren — da ist es gekommen mit seiner ganzen Pracht und Wucht und ließ mich zum erstenmal begreifen, wie wundervoll — —" Er schwieg und suchte lächelnd einen milden Ausdruck.

Elisabeth schwieg.

Und Karinski dämpfte seine Stimme und sprach vorsichtig und langsam weiter. „Es ist schade, daß Sie noch nichts davon wissen, Fräulein Elisabeth. Wie Sie sich noch fürchten! Es ist viel besser, wenn man die erste Leidenschaft schon hinter sich hat. Eine warme, verstehende Zärtlichkeit bleibt heimlich im Blut — und alle die Herbheit, auf die ihr jungen Kinder so stolz seid, ist in reife Süße verwandelt. Das Nichtverstehen, Fräulein Elisabeth, ist der einzige Fehler der allerliebsten siebzehn Jahre —." Erst jetzt schien er Elisabeths abwehrende Bewegung zu bemerken und ihre Augen zu sehen, die sich weiteten vor Angst. Er schüttelte den Kopf und flüsterte weiter, nicht mehr vorsichtig und bedacht, sondern hingerissen von seinen eigenen Worten, gefangen in seinem eigenen Spiel. „Nun werden Sie empört sein und mich unverschämt nennen, Elisabeth? Aber hüten Sie sich, daß Sie nicht mir und sich unrecht tun!" Seine Stimme wurde noch eindringlicher und heißer. „Denken Sie — es ist ein Festtag heute. Ich habe viele Feste gefeiert — aber immer noch wärmt mir die Freude vieler Menschen, die ehrlich zusammenkommen, um sich zu freuen — immer noch wärmt sie mir das Blut, ich lebe rascher, heißer, voller und empfinde alles verzehnfacht, — wie wenn ich keine Haut hätte, die mich von all den guten Dingen des Lebens trennt. Wenn Sie den Mut haben, einen solchen inbrünstig lebenden Menschen anzuhören — dann — dann sagen Sie es mir! Und wenn ja — dann erschrecken Sie nicht mehr, nehmen Sie alles hin ohne Angst und Vorurteil. Wollen Sie mir das versprechen?"

Sie nickte langsam mit abgewandtem Gesicht.

Doktor von Karinski hatte sich gespannt vorgeneigt, um ihre Antwort zu hören. Nun richtete er sich auf. „Ich kenne Sie seit einem Jahr. Sie waren ablehnend gegen mich, verletzend, abstoßend — aber, Elisabeth, Sie haben es immer gefühlt, wenn ich in Ihre Nähe kam. Sie wurden rot, Sie verloren Ihre liebe, heitere Ruhe. Oh, bitte — halten Sie mich nicht für so beschränkt, daß ich einfach daraus schließe, Sie interessieren sich für mich. Nein. Es ist Ihnen völlig Ernst mit Ihrer Ablehnung gewesen. Sie sind so ehrlich — so ehrlich, daß ich meinen ganzen Plan, Sie zu erobern, auf Ihre Ehrlichkeit gestellt habe. Nun erschrecken Sie wieder vor dem Wort ‚erobern'. Ich bin doch kein Stallknecht, Elisabeth. Wer Sie erobern will, muß eines können: leben! Glücklich leben! So schön, so wundervoll leben als er nur irgend kann mit aller Kraft seines Seins und Empfindens. Denn Sie — Sie sind die Gefährtin für ein Leben voller Feiertage. Wie Sie gehen! Wie Sie lachen! — Elisabeth? Wissen Sie denn nicht, welche Seligkeit mir durch Leib und Seele geht, wenn Sie sich nur ein bißchen bewegen? Sie sind so voll Heiterkeit und Kraft, daß es für Sie nur einen Kummer gibt — einen einzigen: daß Sie nicht allen, allen Menschen einen Tropfen Ihrer göttlichen Lebensfreude geben können. Das seh' ich in Ihrem Lächeln, in Ihrem Gang, in der Art, wie Sie einem die Hand geben, so, als ob Sie sich verschenken wollten. So stolz ist das: da, ich geb' mich euch ganz und bleib' doch ich und bin immer wieder dieselbe und immer wieder neu. Ich kenne Sie, Elisabeth — o, ich kenne Sie, wie ich mein eigenes Blut und meinen eigenen Herzschlag kenne. Sie sind in mir, ich fühle Sie in allen Fingerspitzen und halte Sie mit allen Sinnen. Und was ich einmal habe, Elisabeth — das halt ich fest! Verlassen Sie sich drauf! Das entkommt mir nicht."

Elisabeth, außer sich vor Schrecken, sah Karinski mit verstörten Augen an. „Herr Doktor!" rief sie unbesonnen laut. „Was fällt Ihnen ein! Sie sind mir fremd — so fremd wie irgend einer. Aber es nützt ja nichts, wenn ich Ihnen das sage. Sie sind so maßlos eitel, daß Sie mir einfach nicht glauben!"

„Ich glaube Ihnen alles, Elisabeth! Alles — und nichts. Denn Sie sind auf einem falschen Weg! Nicht mir gegenüber. Aber der Lebensweg, den Sie eingeschlagen haben, der ist falsch! Sie gehen herum und wollen helfen, immer helfen. Ich sehe Ihnen jetzt ein Jahr lang zu. Sie räumen jedem ein Recht auf Ihre Lebenskraft ein, Sie schleppen unfähige Existenzen mit vorwärts, Sie verbluten sich an Verpflichtungen und Verantwortungen. Kaum verfolgt Sie einer mit bettelnden Augen,

ſo wagen Sie nicht mehr an ſich ſelbſt zu denken — um ſeinetwillen! Und dabei ſchämen Sie ſich noch, daß Sie immer bleiben, wer Sie ſind, und daß Sie Ihre prachtvolle Natur nicht überwinden können — ja, Sie ſchämen ſich! Und je erbärmlicher der Bittſteller iſt, deſto verſchwenderiſcher meſſen Sie ihm Ihre Gaben zu, die er doch nicht faſſen kann. Merken Sie ſich: wir können nichts geben. Jeder empfängt nur immer, was er ſchon hat. Ihr Wollen iſt unnatürlich. Asketiſch. Paßt zu Ihnen wie ein Mönchshabit zu mir. Sie haben Ihre wundervolle Kraft für ſich allein bekommen, um ein Leben daraus zu geſtalten, wie es wenige leben. Und wiſſen Sie, warum Sie mich nicht leiden konnten? Weil Sie fühlen, daß ich nichts brauche. Daß Sie mir nicht helfen müſſen. Darum war ich Ihnen im Weg — ein Ärgernis, wie die Bibel ſagt. Jawohl, ein richtiges Ärgernis! Aber wären Sie nicht ein kleines Mädelchen von ſiebzehn Jahren, dann hätten Sie auch gefühlt, daß ich trotz allem der Einzige bin, dem Sie wirklich helfen können. Freilich — weſentlich anders werden Sie es machen müſſen, als Sie es bisher getan haben, Eliſabeth." Er ſchwieg. Dann fragte er ruhig: „Wollen Sie eine Zigarette?"

Eliſabeth ſchüttelte den Kopf.

Der Doktor zündete eine Zigarette an und rauchte ſchweigend ein paar Züge.

Es wurde dunkel zwiſchen den hohen Häuſern.

Eliſabeth fröſtelte. „Herr Doktor," ſagte ſie mit plötzlichem Entſchluß, „ich hab einen anderen gern."

„Aber Kind!" Karinski wurde ungeduldig. „Das weiß ich doch. Aber das iſt ja jämmerlich. Sie!" Er packte ihre beiden Hände. „Haben denn Sie eine Ahnung, was lieb haben heißt?"

Eliſabeth hob das blaſſe Geſicht zu ihm empor und wollte etwas ſagen. Aber ſie konnte nicht reden. Ihr Hals war zugeſchnürt. Sie nickte bloß.

Der Doktor lachte. Dann ſtieß er ihre Hände fort: „Ach, du Narrl, du kleines."

Da ging in Eliſabeths Geſicht etwas Sonderbares vor. Ein Kampf, ein Glühen, ein Erröten und Blaßwerden. Und dann — dann mußte ſie lachen. Ganz lautlos.

Karinski trank dieſes Lachen mit durſtigen Augen. Und bevor Eliſabeth wieder ernſt wurde und antworten konnte, ſagte er haſtig: „Und jetzt will ich Ihnen auch ſagen, wer allein das Leben ſo genießen kann wie ich: nur wer die lieben ſüßen Frauen ſo liebt wie ich, wer nur ihnen die beſten Stunden und jede Köſtlichkeit ſeines Lebens dankt,

wer lebt und denkt und fühlt durch ſie, wer ſie in allen, allen Dingen des Lebens fühlt, in jeder Berührung, in jedem Traum, in jeder Blume, in jedem Trank — wem ſie Ekſtaſe ſind und tägliches Brot, Religion und Zeitvertreib — und wer ihnen dankbar iſt mit Leib und Seele — nur dieſer Eine, dem ein liebes Mädel immer wieder das Wunderbarſte im Leben iſt — der, ſehen Sie, Eliſabeth, der allein lebt ſo wie ich! Und *das* iſt — Glück."

„Herr Doktor, Sie wollen mir zeigen, daß Sie der Stärkere ſind — aber alles das empfindet der auch, den ich gern habe." Eliſabeths Stimme klang feſt und klar aus dem wachſenden Dunkel. „Er weiß nicht, daß ich ihn mag. Und was Sie von mir geſagt haben — ob's wahr iſt, weiß ich ja nicht — das alles bin ich ihm auch. Mehr noch! Viel mehr." Nun ſprach ſie leidenſchaftlicher, dringender, voll Angſt. „Aber ihm ſind die Frauen nicht das ganze Leben. Für ihn iſt die Welt reicher. Größer! Tiefer!"

„Unſinn, kleine Eliſabeth! Ihr Frauen habt einen ſehr feinen Inſtinkt: ihr gehört *dem*, der euch ſein ganzes Leben hinwirft. Freilich darf's kein Bettlerleben ſein. Den ‚anderen, dem die Frauen *nicht* das ganze Leben ſind' — den heiratet ihr vielleicht. O, auch das iſt möglich, Eliſabeth, bei Ihrer Sucht zu helfen. Und man lebt ſchön ruhig bei dieſem ‚anderen' — und kann dabei alt werden, ohne je zu ahnen, was die Liebe iſt. Erzählen Sie mir alſo nicht, daß Sie ihn lieb haben."

„Doktor? Ich habe gedacht, Sie halten mich für ehrlich?" Ein verzweifeltes Wollen klang aus Eliſabeths Worten. „Ich weiß gar nicht, warum ich Ihnen das alles erzählen muß. Ich ſollte fortgehen und kann nicht. Aber ſagen Sie mir — gibt es denn gar nichts zwiſchen Mann und Frau, das jenſeits von der Liebe wäre? Kann ich Ihnen denn nicht menſchlich begreiflich werden? Wenn ſie wüßten, wie entſetzlich das für mich iſt! Es tut ſo weh — ſo furchtbar weh — — —"

„Ich könnte Ihnen jetzt den Gefallen tun und Sie beruhigen, Eliſabeth. Ihnen ſagen: ja, ja, man kann Freundſchaft ſchließen, und Freundſchaft iſt heilig *et cetera*. Aber ich will nicht. Für Sie gibt es wirklich nichts — jenſeits von der Liebe. Sie ſind viel zu entzückend für — heilige Dinge." Er ſah das blaſſe, gequälte Geſicht nur noch undeutlich.

Sie ſchwieg und atmete ſchwer.

Seine Stimme wurde ruhiger und wärmer. „Liebe kleine Eliſabeth — nehmen Sie's nicht tragiſch! Das macht jede von euch durch — vorausgeſetzt, daß ſie nett iſt. Aber wenn Sie einen lieb haben — ich verſtehe das nicht — wieſo wiſſen Sie dann das alles noch nicht? Der hat Ihnen wohl noch nie geſagt, wieviel Sie ihm wert ſind? —"

Sie raffte ſich auf. „Nein. Noch nie. Aber er wird es mir ſagen. Anders! Ganz anders! Wenn Sie wüßten: wie ſchön! Und er wird mir nicht weh tun. Er wird es mir ſagen ...“ Sie redete wie in einer Ekſtaſe. „Sehen Sie — ich bin ganz ruhig geworden und ganz ſicher, Gott ſei Dank. Das war alles wie Alpdrücken und wie ein böſer Traum. Sie glauben, ich will nur helfen und helfen, und rede mir irgend ein Samariterglück ein. Aber jetzt wiſſen Sie, wie klein und dumm ich bin, denn er muß mir helfen! Und muß mir ſagen: ‚ſo biſt du mir, ſo hab' ich dich lieb' — damit ich ruhig werden und leben kann. Und er wird es mir ſagen!“ Nun klang es wie Jubel. „Heute noch wird er's mir ſagen — ſo, daß nur ich es verſtehen werde!“

Sie erwartete keine Antwort und eilte durch die ſinkende Dämmerung ins Haus. Weiß und flüchtig ſtreifte die ſchlanke Geſtalt über die raſchelnden Blätter.

Karinski ſah ihr nach. Er lächelte. Aber ein gereiztes Zucken flammte über ſein Geſicht.

Während er gemächlichen Schrittes zum Haus hinüber ging, brannte er eine Zigarette an, machte ein paar gierige Züge und warf die Zigarette wieder fort.

Wie ein lauerndes Auge glomm der kleine rote Funke auf dem dunklen Raſen.

6.

Lärm und Licht erfüllte das ganze Haus. Und durch alle Räume flutete das erhitzte ausgelaſſene Treiben der Gäſte.

Man hatte den großen Salon ausgeräumt und als Tanzſaal eingerichtet. Das Schramlquartett ſpielte auf dem Podium eines tiefen Erkers. Manchmal ſtörte eine Saite, die in der Abendkühle des Gartens feucht geworden war und die Stimmung nicht halten wollte. Zwiſchen den Paaren, die ſich im Walzer drehten, ſpiegelte das glatte lichtüberrieſelte Parkett. Und die Wände entlang ſchob ſich ein lachendes Gedränge von bunten Geſtalten, die einander zum Tanze ſuchten.

Georg ſtand in einer Ecke. Er tanzte ſchlecht und ſetzte darum dieſem wirbelnden Vergnügen immer eine verbiſſene Abwehr entgegen. Nun ſah er dieſes Suchen und Umfaſſen, dieſes Anſchmiegen und Drehen, ſah die ſehnſüchtigen und ermatteten Geſichter, alle in die gleiche Glut getaucht, alle von dem gleichen Fieber erhitzt. Jeder Körper ein Schrei! Georg empfand dieſes ganze Gewimmel wie eine freche Schamloſigkeit. Das Lächeln eines Mundes, ein Blick aus halbgeſchloſſenen Augen konnte ihn treffen wie ein Schlag auf einen nackten Nerv. Und das Gewirr

der Tanzenden hauchte ihm einen schwülen Atem ins Gesicht, der ihm nicht fremd war und ihn doch heut erschreckte. Seine Stirn wurde feucht. Eine dumpfe Angst, die er selbst nicht verstand, jagte sein Blut. Schwer atmend richtete er sich auf. Da traf sein Blick das hohe Viereck der Verandatür, in der sich das Blau der Dämmerung immer mehr vertiefte. Georg biß die Zähne aufeinander. Und wohin er auch sah, immer wieder wandte er die Augen zur Gartentüre zurück. Er riß sich los und machte ein paar Schritte gegen die Fensternische. Von dort konnte er die Tür nicht sehen.

In der Nische standen drei junge Menschen beisammen, ein blondes schlankes Mädchen und zwei neunzehn- oder zwanzigjährige Buben. Beim ersten zerstreuten Hinschauen hatte Georg die Empfindung: „Geschwister". So gemeinsam war diesen dreien die Art, fest und gelassen dazustehen, schlank aufgerichtet und doch ausruhend in der eigenen Kraft. Wenn sie lachten, war es wie ein Dreiklang auf den Saiten *eines* Instrumentes. Und sie lachten oft und so merkwürdig frei und vergnügt, daß Georg verwundert näher trat. Dieses Lachen machte ihn ruhiger. Er vergaß den tollen Wirbel im Saal und die würgende Angst, die ihm die Kehle zugeschnürt hatte. Aus dieser Nische strich ein kühler frischer Luftzug herüber. Georg horchte. Einer der beiden Buben, der am schlanksten aufgeschossene im knappen Narrenkleid des Till Eulenspiegel, erzählte etwas. Und dieses blonde Mädel mit dem dicken Kornblumenkranz im Haar, und der junge Bauernsohn aus dem Grödnertal, die hörten zu. Aber Geschwister waren diese drei doch nicht. Diese frischen jungen Gesichter waren einander zu unähnlich. Und doch hatten sie alle *einen* Zug, im Ernst und im Lachen. Georg begriff plötzlich, was ihn so sonderbar zu diesen fremden jungen Menschen hinzog, die er noch nie gesehen hatte. Es war dieser eine Zug — ein Zug, den auch Elisabeth hatte — diese wunschlose, selbstverständliche Heiterkeit, diese gelassene und doch vibrierende Freude an ihrem jungen Dasein.

Aber was erzählte der Eulenspiegel nur? Eine brennende Neugier erfaßte Georg. Was löste diese drei heraus aus dem dampfenden Gewühl der Tanzenden? Was schützte ihr Blut vor dem Wirbel, der in den anderen alle Fesseln zu zersprengen drohte? Was hütete sie vor der glühenden Luft des Saales, vor dem stachelnden Aufkreischen der Geigen? Georg fühlte, wie eine seltsame Unruhe sich in ihm rührte. Irgend etwas begann in ihm zu arbeiten wie ein Tier, das sich bäumen will. Was hatten diese drei so dazustehen, als hätten sie kein Teil an der frechen Glut dieser Stunde?

Er horchte mit verhaltenem Atem.

Digitized by Google

Und hörte das Ende einer Erzählung: „Alſo, ich lieg' da in den Latſchen drin — Kinder, eine Federmatratzen war das nicht — ausgeſtreckt, ſo lang als ich bin, und eine naſſe Kälten — na, da droben in der Früh iſt es ſchon ein biſſerl kühl — die iſt mir über die Haut gekrochen. Die war ſchon niederträchtig! Aber ſo was gehört halt dazu! Ich lieg' da, ſchußfertig und denk' mir nur: Alſo, der Hirſch, der da vor mir ſteht, der kommt mir nicht aus wie der geſtrige. Kinder! Ein Zwölfender! Ah! ah! Wenn ich an den denk' — wie der dageſtanden iſt! Ganz regungslos, wie aus Bronze — in dem grauen Licht gegen die kalte Felswand — und dabei voll Leben — ah, Kinder! Mir iſt das Blut in den Adern geweſen wie lauter Duft und Feuer und Friſche. Und da gibt's mir meinen gewiſſen kleinen Ruck, der mir immer ſagt: ‚Jetzt los, Franzl!' Ich duck' den Kopf — und da reitet mich der Satan, und ich ſeh grad, wie der Fels über meinem Zwölfender in den Himmel hineinſchneidet. Ganz wild und ſcharf! Und drüber das Blau, das gerade aufwachen will! Und unten der Hirſch, noch immer regungslos, den Kopf zurückgeworfen in lauter Trotz und Selbſtherrlichkeit. Und ich ſchau' und ſchau' — wie mir zumut war, Kinder, das kann ich euch unmöglich beſchreiben! Aber das kann ich euch ſagen: ich hab' in dieſem Augenblick Dinge verſtanden, in die einen der Herrgott ſicher nur ein paarmal im Leben hineinſchauen laßt."

Georg lauſchte — und bohrte ſeinen Blick in die drei jungen Geſichter hinein.

Die waren nun ernſt und voll Staunen. Über das Geſicht des Erzählenden ging eine leichte Röte — etwas wie Verlegenheit, wie eine ſeine innere Scham. Er ſchüttelte leicht den Kopf und lehnte ſich an das Fenſter. „Na ja," ſagte er dann mit einem nachdenklichen Lächeln, „aber inzwiſchen hat ſich mein Hirſch empfohlen! Und der Papa, der hat ſchön geſchaut, wie der Herr Sohn nachher ziemlich reduziert nach Haus gekommen iſt!" Nun wieder dieſer Dreiklang im Lachen.

Georg trat zurück, wunderlich enttäuſcht und gereizt. Aber dann mußte er ſich dieſen jungen Kerl vorſtellen, wie er in der feuchten Morgendämmerung ſo dalag und mit jedem Atemzug die Köſtlichkeit des erwachenden Tages wie ein junges geſundes Tier in ſich hineinſchlürfte. Kein beſonderes Wort hatte er für dieſen Morgen in den Felſen gefunden — dieſe Schönheit war ihm eine ſelbſtverſtändliche Sache. In Georg wuchs ein Zorn empor, den er ſelbſt nicht begriff. Er mußte an den „Ruck" denken, der dieſem jungen Buben ſagte: „Jetzt los, Franzl!" Und nun erkannte Georg auch das Gefühl, das ihn verzehrte: Neid! Brennender Neid war in dem Blick, den er auf den ſchlanken Eulen-

ſpiegel warf. Aber plötzlich riß es ſeine Gedanken weg, er dachte nichts mehr, ſondern ſpähte nur und ſtreckte ſich.

Dieſes Weiße da drüben, war das nicht Eliſabeth? Hatte er überſehen, daß ſie aus dem Garten gekommen war? Seine Augen ſuchten. Aber das Weiße war ſchon wieder verſchwunden, untergegangen in dem Farbengewirr der hetzenden Paare. Und Karinski? Wo war Karinski? Dort links, dieſe ſchwarzen Schultern? Nein, das war der dunkle Romeo, der Schauſpieler Lenk, der ſich zwiſchen den Tanzenden hindurchdrängte. Georg dachte: „Will er zu mir? Was will der?“ Wieder ſpürte er dieſen kochenden Zorn. Und mit einem ſonderbaren Sprung fiel ihn dieſer Gedanke an: „Wenn wir werden könnten wie die Tiere! Wenn uns einer befreite von dieſer ewigen, halb wachen, halb duſelnden Begierde, die in uns iſt und um uns — unſer Blut und die Luft zugleich, die wir atmen. Wenn wir werden könnten wie die Tiere! Eine einzige, heiße, tolle Woche, und das ganze Jahr verſchloſſen und auf uns ſelbſt gerichtet und geſammelt, bereit zu den anderen Dingen des Lebens — den wichtigeren —“

Da ſchlug ihm dieſes Wort wieder einen Riß in die Kette. Jäh ſah er zu der Fenſterniſche hinüber. Hatte nicht Seydler das geſagt, das von „den wichtigen Dingen des Lebens, die wo anders liegen“? Und war das nicht auch eins von Ludwig Seydlers Worten: „Die neue Jugend ...“ Wann hatte Seydler das nur geſagt? Und warum? Warum? —

Georg mußte hinüberſchauen zu dieſen drei jungen Menſchen. Und wie eine Drohung ſtand es vor ihm auf, dieſes Wort: „Die neue Jugend!“

Da drängte ſich der dunkle Romeo zu ihm her. „Sie, Hübner! Was ſagen Sie dazu?“ Lenk brannte und dampfte von der Neuigkeit, die er brachte. „Wiſſen Sie ſchon? Die Kitty Steinbach will zum Theater. Sie hat's mir gerade geſagt. Großartig! Sie iſt feſt entſchloſſen, ſagt ſie. Finden Sie das Mädel nicht prachtvoll?“

Georg lachte ſo zügellos heraus, daß Lenk ihn verblüfft betrachtete. „O, natürlich find' ich ſie prachtvoll! Und wenn ſie zum Theater geht, hat ſie ihre Schönheit auch am lukratioſten angebracht. Alſo das iſt ihr ‚Wollen, wollen, wollen!‘ Das! Zum Theater! So was von Idee! Aber gut, nicht wahr? Glänzend!“ Er lachte wieder — lachte gerade ſo wie damals, als Sauermann das verhängnisvolle Wort „Rußland“ ausgeſprochen hatte. Ja! Nun alſo! Da lag nun „das Geheimnisvolle“ wieder einmal in Dreck und Scherben! Und war eine kleine banale Tatſache im Tageslicht geworden! Zum Theater? Und deshalb hohes Spiel und tragiſche Worte! — Aber — wie war denn das nur? Richtig, ja! Er hatte ihr doch ſelbſt ſo etwas vorgegaukelt: von ihrer künſtleriſchen

Sendung, von ihrer Macht und Bühnenhaftigkeit. Aber — und da mußte er schon wieder lachen — das war doch vorher gewesen! So klug sollte sie doch wirklich sein, um zu wissen, daß nachher alles anders aussieht.

Lenk schüttelte ratlos den Kopf. „Ich weiß wirklich nicht, warum Sie so lachen, Doktor Hübner? Haben Sie etwas gegen Katharina? Da muß ich schon bitten — ich finde zum Beispiel Katharina viel reizvoller als Elisabeth. Elisabeth ist ja entzückend, aber die ist unbedingt von der gefährlichen Rasse, die man heiratet. Die geborene Gattin und Mutter! Und so was stört mich immer schrecklich."

„Heiraten?" Georgs Lachen erlosch. „Wer spricht von Heiraten? Ja! Natürlich wird die Elisabeth heiraten — gerade so gut, wie die Katharina die Maitresse irgend eines reichen Aristokraten werden wird. Sehen Sie da viel Unterschied? Höchstens, daß sich aus Elisabeth ein braves Haustierchen und aus der anderen vielleicht ein kleines Raubzeug entwickeln wird. Gut. Geschöpfe Gottes sind wir alle. Ich werde vermutlich eines Tages auch eine Frau nehmen und meinen Jurisdoktor in einen Amtsstall führen, auf daß er sein spärliches Futter in der Krippe finde. Mein Leben kann doch nicht immer so fortgehen, so — sagen wir: in Saus und Jubel! Ja freilich. Dazu sind wir doch nicht auf der Welt. Nähre dich redlich und zeuge gesunde Kinder! Mir scheint, es kommt hinter uns eine Jugend, die so was als sittliche Lebensaufgabe betrachtet. Ja, ja, natürlich wird die Elisabeth heiraten! Reich heiraten. Vielleicht den Karinski. Wahrscheinlich sogar den Herrn Doktor Fery von Karinski."

Da schwieg die Musik. Lachend und schwatzend promenierten die erhitzten Paare.

Lenk war perplex. Was er gehört hatte, verstand er nicht. Er sah nur, daß der Doktor Hübner eine kalkweiße Stirn und funkelnde Augen hatte. Und Erwin Lenk, der dunkle Romeo, begann sich ein bißchen zu fürchten. Er sah unruhig um sich. Und da fand er Hilfe in der Not — er sah Elisabeth kommen. „Schauen Sie, Hübner, wie komisch! Da ist die Elisabeth. Sie sucht wen. Ich glaube — Sie! Aha, da kommt sie schon her. Aber — Sie sind wirklich gescheit! Da kommt richtig auch der Karinski! Was ist denn das? Der kommt ja aus dem Garten herauf? War vielleicht auch die Elisabeth . . .?"

Georg machte eine jähe Bewegung. Es sah beinahe so aus, als wollte er den Erwin Lenk ohrfeigen. Aber seine Hand sank wieder herab, und ein bitteres Lächeln irrte über sein Gesicht.

Lenk machte sich kopfschüttelnd aus dem Staub.

Und Elisabeth stand da.

Erst jetzt sah Georg, wie schwer erregt sie war. Sie wollte etwas sagen,

fragen, bitten, aber sie war so außer Atem, daß sie nicht sprechen konnte. Georg fühlte, wie sich sein Herz wunderlich zusammenkrampfte. Die bösen Worte, die er vorhin gesprochen hatte, lagen ihm auf der Seele wie eine brennende Schuld. Fast wollte er Abbitte leisten für eine Sünde, die sie nicht kannte. Aber seine Zunge war wie von Blei. Das Gesprochene hatte Macht über ihn und hielt ihn gefesselt. Sein Kopf widerhallte von den Worten, die er zu Erwin Lenk gesprochen hatte. Sein ganzes Denken drehte sich jetzt um dieses Eine: Sie wird heiraten, und ich werde verkommen. Wir werden beide verkommen im Sand der Alltäglichkeit! — Und wieder kam dieses elende Gefühl von Schwäche und Schwere über ihn.

Elisabeth stand noch immer vor ihm da, mit gefalteten Händen und fliegendem Atem. Georg merkte, daß die Menschen, die in der Nähe waren, ihn und das wortlose Mädchen lächelnd beobachteten. Er faßte seine ganze Kraft zusammen und fragte mühselig:

„Elisabeth?"

Aber sie brachte nichts anderes hervor — nur diese drei Worte:

„Mein Märchen, Georg!"

Das war wie ein unterdrücktes Schluchzen, wie ein angstvoller erstickter Schrei. Zum erstenmal hatte sie seinen Namen ausgesprochen. Es war wie ein Pochen, ein stürmisches, drängendes, flehentliches Pochen an die verschlossene Tür seines Herzens.

Er sah die Angst in ihren Augen und verstand: mit diesem kleinen Wort streckte sie die Hand nach ihm aus, in diesem Märchen wollte sie ihn und sich begreifen, von diesem Märchen hing vielleicht sein Leben ab. Er wußte das alles nicht klar — es war nur in ihm wie eine dumpfe Ahnung. Und eine bittere Trauer, wie er sie noch niemals in seinem Leben empfunden hatte, trieb ihm die Tränen in die Augen.

Elisabeth wartete — immer banger redete die stumme Angst in ihrem Blick. Und da flüsterte Georg: „Ja! Ich will erzählen. Nicht jetzt — nein, nein — später! Bitte, liebe, liebe Elisabeth, bitte —." Er zögerte einen Augenblick. Dann bat er: „Gehen Sie tanzen! Ich will Sie tanzen sehen, Elisabeth. Das wird mich ruhig machen. Und vielleicht wird dann alles gut."

Sie gab ihm die Hand. Er fühlte einen heißen, festen Druck.

Eben setzte die Musik wieder ein. Und da lagen wieder Männchen und Weibchen einander in den Armen und drehten sich wie besessen immer um sich selbst herum, und das schien ihnen einen ungeheuren Spaß zu machen. Denn Georg sah lauter vergnügte strahlende Gesichter, lachende Lippen und funkelnde Augen. Er hielt noch immer

Elisabeths Hand und bereute schon, daß er selbst sie in dieses tolle Durcheinander hineinschickte. Aber sie machte sich leise los. Georg sah, wie ihre Augen suchend das bunte Gewirr der Tanzenden überflogen.

Elisabeth drehte sich um, mit einem kleinen ungeduldigen Zucken der Brauen, und erblickte die Gruppe in der Fensternische. Mit einem Lächeln der Erleichterung eilte sie hin. „Franzl?" Sie streckte dem Eulenspiegel beide Hände hin. „Magst du mit mir tanzen?"

Die Antwort kam prompt und vergnügt: „Na ob ich mag!"

Und fort waren sie.

Georg suchte sie unter den Tanzenden. Das grelle Licht und das Aufgellen der Farben blendete ihn, und der Geruch von Hitze und Menschen verursachte ihm Uebelkeit. Wie die Geige schrie. Und mitten unter den anderen tanzte Elisabeth. Er hatte sie ja darum gebeten, aber nun, da er es sehen mußte, tat es ihm weh. Und warum mußte sie sich gerade den da holen, diesen grünen Buben, mit dem sie ein so sonderbares Einverständnis zu verbinden schien? Warum tanzte sie nicht mit Karinski, dem berühmten Tänzer? Georg verstand sich selbst nicht mehr. Hätte er sie lieber in Karinskis Armen gesehen? — Aber wie der junge Bub dort tanzte! Er führte Elisabeth, wie er wollte, so daß keines der vorüberhastenden Paare sie auch nur streifen konnte. Und doch schien er sie kaum zu berühren, sogar die Finger seiner Tänzerin federten noch locker auf seiner ruhig ausgestreckten Hand. Der dachte nicht, daß er ein Weibchen in den Armen hielt. Ein leises Lächeln voll ruhiger Heiterkeit strahlte in seinem frischen Gesicht. Jede Bewegung dieses schlanken und festen Jünglingskörpers war voll seiner, musikalischer Freude am Rhythmus.

Georg stand vornübergebeugt und starrte hin, mit den weitoffenen Augen festgesogen an dieser ahnungslosen Offenbarung von Jugend und Reinheit. Sein galliger Zorn löste sich in einen Schmerz, der sein Gesicht krampfhaft verzog.

Als Elisabeth wieder an ihm vorbeiflog, mit diesem heiß gerröteten Gesicht und diesem leidenschaftlichen Ernst, gewissenhaft und ganz bei der Sache wie ein eifrig spielendes Kind, da sah sie ihn an, und ein frohes Lächeln erhellte ihre Züge.

Wie ein Ertrinkender streckte Georg die Hände, als wollte er Elisabeth aus den Armen ihres Tänzers reißen. Das Lächeln in ihrem Gesicht verschwand und ihre Augen weiteten sich erschrocken. Aber Georg wußte: „Wenn sie mich nicht mehr sieht, wenn sie da drüben ist, dann hat sie mich doch vergessen und gehört nur noch der Freude an diesem Tanz!"

Digitized by Google

Er wollte die Augen ſchließen und mußte Eliſabeth doch immer mit heißem Blick verfolgen. Aber da verſchwand ſie ihm, ſchon wieder verſchwand ſie hinter dieſem breiten ſchwarzen Schild: hinter dem Frack des Doktor von Karinski, der irgend eine, die ihm ganz zu gehören ſchien, in ſeinen Armen hatte und immer dicht und lauernd hinter Eliſabeth hertanzte. Auch Karinski führte ruhig und ſicher, mit kaum merklicher gelaſſener Bewegung, aber dabei hielt er ſeine Tänzerin ſo feſt und hob ſie ſo hoch, daß ihre Fußſpitzen kaum den Boden berührten und daß ſie vom Knie bis zu den Schultern an den zurückgebogenen Körper ihres Tänzers angeſchmiedet ſchien. Manchmal ſenkte er unter faſt geſchloſſenen Lidern einen kurzen Blick auf das glühende Mädchengeſicht — einen Blick, der halb Begehrlichkeit war und halb Almoſen. Dann ſah er wieder über die Schulter ſeiner Tänzerin hinweg und ſeine Augen verfolgten Eliſabeth. So oft ſie dieſen Blick gewahrte, errötete ſie und zog die Brauen zuſammen wie in der Qual eines phyſiſchen Schmerzes. Und Karinski lächelte.

Georg ſah den ſpielenden Trug in Karinskis nachläſſiger Haltung und begriff das Zündende dieſer verdeckten und geſchulten Kraft. Der dort — der war der Sieger, der ſein Leben kühl und ſicher erledigte wie einen Florettgang auf dem Fechtboden und ſich darauf verſtand, fortzuſtoßen, was ihm läſtig wurde, und zu nehmen, was ihm gefiel. Georg ballte die Fäuſte. Aber es war eine Gebärde der Ohnmacht.

Er preßte die Lider zu. Und in der Finſternis vor ſeinen Augen ſah er jetzt nur immer dieſes eine Paar: Eliſabeth und Karinski — Eliſabeth und Karinski — und ſo oft Eliſabeth in Karinskis Armen an ihm vorüberwirbelte, war ſie bleicher geworden und ihr Haar löſte ſich wirr im Nacken. Georg riß die Augen auf. Und da hetzte wirklich eine an ihm vorüber, blaß, mit lachenden brennend roten Lippen, mit halbgelöſtem rotem Haar, ausgelaſſen wie eine Betrunkene: Katharina — in den Armen Erwin Lenks.

Georg mußte ſich an die Wand lehnen, denn ſeine Knie verſagten plötzlich. Und als Eliſabeth wieder vorüberkam, mit erſchrocken fragenden Augen, wußte er: In ſeinen Armen würde Eliſabeth nicht ſo leicht und kindlich heiß dahinfliegen. In ſeinen Armen mußte ſie dumpfe Laſten fühlen und bewußt werden der eigenen Erdenſchwere. Er hatte kein Recht auf Eliſabeth! Jetzt nicht mehr!

Das Gewirr der Tanzenden wurde vor ſeinen Augen zu einem wüſten Farbengeſchrei. Ein ſinnloſes Chaos wälzte ſich an ihm vorüber.

„Doktor Hübner," ſagte eine klare Stimme neben ihm, „Frau Steinbach ſchickt mich."

Georg ſah ſich um mit dem verſtörten Blick eines aus martervollen Träumen Erwachenden.

Es war Seydler. „Frau Cäcilie läßt fragen, ob Sie jetzt erzählen möchten? Jetzt hört nur zu, wer wirklich will, ſagt ſie, die anderen tanzen. Und bei dieſer Differenzierung kommt ſie ſich rieſig kultiviert vor. Drüben in der Bibliothek hat ſie auch ſchon für Stimmung geſorgt. Und jetzt müſſen Sie daran glauben ... ſie hat ſich das einmal in den Kopf geſetzt. Nicht? Alſo — wie iſt das jetzt? Werden Sie kommen? Wirklich?"

Ein kurzes Schweigen. Dann nickte Georg. „Ja. Ich komme."

Seydler wurde ſtutzig. Er ſah in dieſes fahle Geſicht und ſagte langſam: „Sie, Hübner! Mich geht das ja gar nichts an. Aber ich kann mir nicht helfen — es gibt Dinge, die den Katzenjammer ſchon in ſich tragen, ehe ſie geboren werden. Und mit denen ſoll man ſich nicht einlaſſen — nicht? Alſo?"

Georg blieb ſtumm. Er atmete ſchwer.

Zwiſchen die ſtarken Brauen in Seydlers ernſtem Geſichte grub ſich eine tiefe Furche. Er redete noch langſamer und gab jedem Worte ſchweres Blei: „Sie, Hübner! Wollen Sie nicht lieber die ſtilvolle Frau Cäcilie da drinnen auffitzen laſſen? Und — ja jetzt werden Sie ein biſſerl überraſcht ſein — und heute einmal mir einen Gefallen erweiſen? Das finden Sie anſpruchsvoll, nicht? Aber ſehen Sie, ich hab nämlich das Gefühl, daß Sie da drinnen ein paar Dinge produzieren werden, die anders wirken, als ſie von Ihnen gemeint ſind, und die auch in Wirklichkeit anders ſein müſſen, als ſie in Ihnen ausſchauen. Nicht? Und dieſer Widerſpruch wird Ihnen nachher leid tun. Reden Sie ſich nicht um den Hals, lieber Hübner! Oder — wollen Sie auch perſönlich unter Ihre Zauberlehrlinge gehen?"

Georg lachte nervös. „Meine liebe Kontrolluhr, mir ſcheint, Sie ſind ſtehen geblieben, ſchon lange!" Es war ein feindſeliger Hohn in ſeiner Stimme. „Ich habe Sie nämlich ein bißchen gefoppt, Sie und die anderen. Mit dem Wort ‚Zauberlehrling' hab ich ein Plagiat begangen. Das Wort gehört" — Georgs Geſicht verzerrte ſich, „gehört — dem jüngeren Fräulein Steinbach. Die hat es eigens für mich geprägt. Ihnen hat ſie das freilich nicht erzählt — in der Opernloge. Dieſe junge Dame iſt nämlich nicht ſo geſprächig — wie die andere!"

Seydlers Augen wurden weit.

Georg, wieder mit dieſem ſcharfen, nervöſen Lachen, ſchob die linke Hand unter Seydlers Arm und deutete mit der Rechten in das Gewühl der Tanzenden. „Der junge Menſch da, der mit Eliſabeth Steinbach tanzt, iſt das vielleicht einer aus Ihrer berühmten neuen Jugend?"

„Ja!“ Seydlers Stimme hatte herben Klang. „Man ſieht es auf den erſten Blick, daß das eine neue, beſſere Raſſe iſt!“

Georg lachte. Und gereizt betonte er jede Silbe: „Ein biſſerl ſimpel iſt ſie halt! Aber darin ſteckt offenbar ihre welterlöſende Bedeutung. Na — und Sie, mein lieber Seydler? Sie rechnen ſich wohl auch noch zu dieſer neuen Jugend? Zu dieſer — beſſeren?“

In Seydlers Miene rührte ſich nichts. Er zog nur ſeinen Arm von Georgs Hand zurück und ſagte: „Ich? Zu dieſer neuen Jugend? Zu dieſer ‚ſimpeln‘? Leider, nein! Ich bin zu viele Nächte an den Tiſchen der Komplizierten geſeſſen. Adieu!“ Er wandte ſich und ging.

Georg ſah ihm mit leeren, verſtändnisloſen Augen nach. Langſam ſtrich er das Haar aus ſeiner Stirn und drückte für einen Moment die Lider zu, als hätte er Schmerzen in den Augen. Dann ſtreckte er ſich, und raſch, mit unhöflichen Armen, ſchob er ſich zwiſchen den tanzenden Paaren hindurch. Als er die Tür der Bibliothek erreichte, blieb er ſtehen und ſchien ſich zu beſinnen, wie und warum er da her gekommen wäre.

In dem ernſten dunklen Raum, an deſſen Wänden die Büchergeſtelle bis zur Decke reichten, ſaß Frau Cäcilie auf einem Eckſofa, von etlichen Getreuen umgeben, die ſich ſehr maleriſch um die pompöſe Dame gruppiert hatten. Neben dem Schreibtiſch beim Fenſter brannte eine hohe, grünverhangene Stehlampe. Nur die Goldpreſſung der Bücherrücken und der Schmuck der koſtümierten Frauen leuchtete gedämpft aus dem Dunkel.

Georg empfand ſofort einen lebhaften Widerwillen gegen dieſe theatraliſche Aufmachung. Frau Cäciliens Stimme reizte ihn, als ſie melodiſch zu ihrer Gefolgſchaft ſagte: „Wollt Ihr hören? Doktor Hübner wird uns ein Märchen erzählen!“ — Georg wollte ſich auflehnen. Doch es blieb ihm keine Zeit mehr — er fühlte ſich gedrängt und geſchoben von denen, die hinter ihm kamen.

Das Zimmer füllte ſich mit erhitzten, neugierigen Gäſten, die flüſternd fragten und flüſternd Antwort erhielten. Und plötzlich ſtand Eliſabeth weiß und ſtumm in dieſer unruhigen Dämmerung. Im gleichen Augenblick tauchte auch Fery von Karinski auf und poſtierte ſeine ſchwarze Geſtalt mit der ſchimmernden Hemdbruſt gegen eines der dunklen Büchergeſtelle.

Karinski lächelte, kaum merklich, und ſein Blick ging ruhelos zwiſchen Eliſabeth und Georg hin und her oder glitt zur Türe hinüber. In dem Lichtſtreif, der grell durch die halbgeöffneten Portieren hereinfiel, flimmerte Katharinas rotes Haar im leuchtenden Goldnetz; während ſie eintrat, flüſterte ſie lachend mit Erwin Lenk.

Tuſchelnde Pärchen kauerten ſich auf den Teppich nieder. Flinke Arme zogen Stühle und Taburetts herbei. Ein dichter, unruhig rau-

nender, raſchelnder Halbkreis bildete ſich um ein freiſtehendes Fauteuil. Und Georg wußte: „Jetzt wollen ſie, daß ich mich da hinſetze und ihnen zwiſchen zwei Tänzen etwas vorgaukle.“ Ein heftiger Widerſtand erwachte in ihm. Aber da traf ſein Blick die wartende Eliſabeth.

Sie ſaß vorgeneigt, die Hände um das Knie geſchlungen, und hing mit harrenden Augen an Georgs Geſicht. Als er ſie nun anſah, mit dieſem ratlos irrenden Blick, wurde ſie unruhig und richtete ſich auf. Sie atmete tief und ihre Lippen bewegten ſich. Schmerzlich zogen ſich die dunklen Brauen in ihrem blaſſen Geſicht zuſammen, als könnte Eliſabeth dieſes atemloſe Harren nicht mehr ertragen.

Georg ließ ſich nieder.

Das tuſchelnde Flüſtern rieſelte noch einmal durch den Raum und verſickerte. Und nun die Ruhe.

Georgs Augen waren ohne Ziel. Dann plötzlich erſchien ein Ausdruck des Unbehagens auf ſeiner Stirn. Er ſah zur Türe hin. Dort drängte Ludwig Seydler mit freundlicher Geſte drei junge Leute zurück, die noch herein wollten; nun zog er die Portieren zu, drehte ſich um und hielt die Vorhänge hinter ſeinem Rücken feſt zuſammengerafft. Als Georg dieſe harten Züge und das gleichgültige Warten dieſer ruhigen Augen ſah, erſchrak er — und begriff, daß Ludwig Seydler ihn aufgegeben hatte. Die Fäuſte mit langſamer Bewegung einwühlend in die weichen Lehnen des Fauteuils, wandte Georg das bleiche Geſicht. Da ſah er dieſe anderen Augen wieder, Eliſabeths gläubige Augen, die mit ſonderbar dringendem Harren auf ihm ruhten.

Wie dumpfer, unverſtändlicher Lärm, der irgendwo in weiter Ferne war, ein unbeſtimmtes Geräuſch und eine matte Erinnerung an zärtliche Muſik quoll verſchwommen aus dem Tanzſaal durch die dicken, feſtgeſchloſſenen Portieren herein in die ſtumme Dämmerung.

Georg ſah über die weißen, regungsloſen Geſichter hinweg und begann:

Das Märchen von der Stille.

Es war einmal das Weib eines armen Holzhackers, der hoch droben im Walde wohnte, in einer weit von der Welt verlorenen Hütte. An jedem Morgen zog der Mann mit ſeiner Hacke zur Arbeit hinaus, kam erſt ſpät am Abend wieder heim, aß wie ein Hungriger und ſchlief wie ein Müder.

Immer war das Weib allein, tat die Arbeit im Haus und hatte keinen Menſchen, um mit ihm zu reden. Vom Morgen bis zum Abend hörte ſie nur das leiſe Geräuſch der eigenen Arbeit, nur den eigenen Schritt und, wenn ſie ruhte, das Praſſeln des Herdfeuers, das Rauſchen der Wipfel draußen im Wald und zur Sommerszeit das Pochen der Spechte

an den Bäumen. In dieſer Ruhe ihres Lebens begann das Weib die erſte Unruh' des Kindes zu fühlen, das unter ihrem müden Herzen dem Leben entgegenwuchs.

Es war im Hochſommer. Da fühlte das einſame Weib die Schmerzen der Mutter, lag in der todſtillen Stube auf dem Bett und ſah mit angſtvollen Augen umher, als müßte ſie, der kein Menſch zu Hilfe kommen konnte, Beiſtand erwarten von dem armen Gerät, das täglich ihre ſorgliche Hand verſpürte. Doch in der kahlen Stube rührte ſich kein Hauch und Laut. Kalt und dunkel ſtand der Herd in der Ecke, regungslos das Spinnrad neben dem Fenſter, an dem der Laden noch geſchloſſen war von der Nacht. Durch den kleinen Ausſchnitt des Ladens glitt ein Sonnenſtrahl in die Stube und malte einen goldenen Ring auf das Kiſſen der Frau, die ihre wachſenden Schmerzen ſchwer ertrug. Immer wieder griff ſie in ihrer Qual nach dem leiſe zitternden Goldring, nach dem einzigen Ding, das in dieſer ſtillen Stube ſich regte und warm und leuchtend war wie lebendiges Leben.

In der Stube war ein zweites Fenſter noch, das offen ſtand. Die heiße Sonne ſtrömte herein und brannte weiß auf dem grauen Boden der Hütte zwiſchen Bett und Türe. Draußen ragten die Bäume des Waldes ſtumm und ſchläfrig in die ſchwere Glut. Nichts rührte ſich. Nur das Ringlein tanzte fein und glänzend über die ſuchende Hand der gequälten Frau.

Die atemloſe Stille, die um ſie her war, laſtete wie ſchweres Gewicht auf ihrer Bruſt. Und ihre Schmerzen wuchſen und wurden wie große, grauſame Tiere. Die Frau in ihren Qualen ſtöhnte hinter geſchloſſenen Zähnen und ſchrie mit ſtummer Bitte zu Gott um Gnade.

Da ſahen die irrenden Augen des Weibes, wie aus dem goldenen Sonnenſtrom des offenen Fenſters eine lichte Geſtalt herauswuchs, deren ſchimmernde Gewänder zu flutender Sonne wurden, und deren helles Haar ſich auseinanderſpann zu goldenen Strahlen.

„Heilige Mutter!" ſchrie das gebärende Weib. „O heilige Mutter! Hilfreiche Mutter!" Und da wurde ihr Atem leichter, und zwiſchen Schmerzen kam ein ſüßer Frieden in ihr Herz. Sie ſchloß die Augen. Aber noch immer ſah ſie die holde, leuchtende Frau vor ihrem Lager, die ihr einen ſchönen Knaben reichte und leiſe ſprach: „Fürchte dich nicht! Ich will deines Kindes Patin ſein. Und ich gebe deinem Kind als Patengabe dieſen goldenen Ring. Den ſollſt du verwahren für deinen Sohn! Und höre, was ich dir ſage: Das Menſchenkind, dem in kommender Zeit dein Sohn dieſen Ring an den Finger ſteckt, wird ihm verbunden bleiben für Leben und Ewigkeit, wenn es den Anblick meiner Augen erträgt!" So ſprach die mit Sonne geſchleierte Frau. Und verſchwand.

Die Jahre gingen. Das Kind wuchs heran und wurde ein ſtiller Knabe, von verſchloſſener Gemütsart. Mancher Winter zog vorüber mit ſeinem weißen Schweigen und deckte den Waldboden zu mit weißem Teppich und machte die rauſchenden Bäume ſtumm unter ſchweren glitzernden Laſten. Die Hütte duckte ſich unter dem dicken Schnee. Und lautlos zog in knirſchenden Nächten das Wild vorüber, zu ſeinen Futterplätzen. Zierliche Fährten ließ es zurück, die aus unbekannter Ferne kamen und ſich verloren im ſchweigenden Wald. Schweigend dämmerte der ſpäte Morgen herauf, ſchweigend ſenkte ſich der frühe Abend.

Dann kam in lauen Nächten der warme Regen, der den Schnee zerbiß und den Boden tränkte. Es dampfte der Wald, der Himmel wurde licht und hoch, ein grüner Schleier legte ſich um alle Sträucher, über alle ſonnigen Flecken des Waldes, und der herbe Frühling kam mit ſeinem hellen Duft, mit ſeiner grünen Stille.

Die Sonne wurde ſchwer und der Hauch des Waldes berauſchend. Über dem Dach der Hütte zitterte die Luft, und gaukelnde Falter taumelten lautlos durch das Gärtchen, vom Duft der blühenden Nelken trunken. Helle Nächte kamen, die voll waren von ſchweigendem Leben und ſternklar über der Erde hingen wie ein Funkeltraum. Flammend ſtieg der Morgen auf, und der Sommer war da mit ſeiner ſonndurchglühten Stille. Kamen die grauen Stürme, krachten die Wetter und ſtürzten die Bäume, ſo war's wie ein großes Lied, das die wachgewordene Sommerſtille ſang.

Dann färbte ſich das erſte Blatt, ein gelbes Brennen lief über alle Büſche hin, und der Duft des Waldes wurde feucht. Der lachende Himmel ſah wie blank gewaſchen aus, und der fernſte Gipfel ſtand ſcharf und klar vor dieſem hellen Blau. Rund um die Hütte loderte die rote Stille des Herbſtes. — Und wieder fielen die lautloſen Flocken.

In dieſem friedvollen Reigen der Jahre wuchs der Knabe heran zu einem ſtillen Jüngling, der in der Einſamkeit jeden Atemzug des erblühenden und wieder verſinkenden Lebens belauſchen lernte.

Er trug an ſeiner rechten Hand einen blinkenden Goldreif.

Und auf ſchweigenden Wegen, die er wanderte, und in den ſtummen Stunden ſeiner Ruhe ſah er manchmal die ſeinumſchleierte Geſtalt einer blonden, ſchönen Frau. Wo es am ſtillſten war, da ſah er ſie am ſchönſten. Wo er raſtete, ruhte ſie, und wo er ging, da ſchwebte ſie vor ihm her und führte ihn zu allen tiefſten Dingen des Waldes, zu allen Köſtlichkeiten der ſtillſten Stille.

Dann kam eine wunderliche Zeit über ihn, mit unerklärlich unruhigen Nächten. Das war wie ein heißer Sommer ſeines Blutes, der ihn verwirrte und erſchreckte.

Digitized by Google

Mitten im Wald lag eine kleine, ſonnige Wieſe. Langſtengeliger Enzian blühte hier in dichten Büſcheln, und goldene Bienen umſchwärmten die blauen Glocken. Dort pflegte der Knabe gern zu ruhen. Er ſah den ſummenden Bienen zu, bis die Sonne hoch ſtand und alle Kreatur ermattet war von der Glut des Mittags. Dem Knaben rann eine ſüße Läſſigkeit durch die Glieder, ſo daß er ſtille lag und nicht ſchlief und nicht wachte. Sein ganzer Körper tat ihm wohl. Er lag im Schatten, und vor ihm glühte die Sonne ruheooll auf Gras und Blumen nieder. Und plötzlich ſtand die hohe blonde Frau in leuchtenden Schleiern über dem ſonnigen Boden und lächelte ihn an, regungslos und ohne Laut, und ſchaute auf ihn nieder mit zärtlicher Milde und Gnade. Doch wenn der Knabe ſich leis bewegte, zerrann ſie gleich in Licht und Sonne.

Niemals flößte ſie ihm Schrecken ein. Bei ihrem Anblick fühlte er ſich froh geborgen, und das wunderliche Haſten ſeines Blutes beruhigte ſich.

Eines Tages ging er in den Wald und wollte zu ſeiner Wieſe und hörte einen Kuckuck, der in der Ferne rief. „Ach, wenn er doch ſchwiege!“ dachte er, denn er wußte, daß die blonde Frau nicht erſchien, wenn irgend ein Tier des Waldes ſich regte. Aber der Kuckuck ſchwieg nicht, ſondern ſchrie und ſchrie und ſchrie. Zornig ſprang der Knabe durch den Wald. Doch als er an den Rand der Wieſe kam, da ſtand er betroffen ſtill und begann zu zittern am ganzen Leibe.

Etwas Rotes lag im Graſe, mit rotem, leuchtendem Haar, und hatte ein Röcklein an, ſo brennend rot wie das Mohnfeld, das er einmal von einer Höhe niederſchauend tief drunten im Tal geſehen hatte. Und dieſes feuerrote Ding lag übermütig ausgeſtreckt im Gras und riß die Blumen ab, zerbiß ſie mit blanken Zähnen, warf die bunten Flocken in die Luft und fing ſie wieder auf in närriſchem Spiel.

Der Kuckuck rief in der Ferne.

Da erhob das rote Ding eine helle Stimme und fragte: „Kuckuck, Kuckuck, wie viel Tage dauert's, bis mich einer holt aus meines Vaters Haus?“ Nun rief es: „Eins! Zwei! Drei!“ Dann ſchwieg der Kuckuck.

Das rote Ding, mit ausgebreiteten Armen, lachte und ſchüttelte ſein Haar über die Wieſe, daß die Blumen dazwiſchen hervorwuchſen und ſich darüber neigten. Das war, als ſtiegen die blauen Blumen aus rotem Feuer heraus.

Der Knabe ſpähte und lauſchte. Sein Herz ſchlug gewaltig, und Tränen des Zornes verdunkelten ſeinen Blick. Er wollte hinſtürzen, wollte das rote Ding mit Fäuſten ſchlagen und vertreiben von ſeiner

Wieſe. Denn er wußte: nun würde die ſtille blonde Frau ihm niemals wieder erſcheinen.

Von den Blumen her, die aus dem Feuer wuchſen, hörte er ein Lachen. Und das rote Ding ſprang auf, band ſein Haar mit einem ſchwarzen Band und lief davon. Und der Knabe mußte folgen, immer folgen — er mußte! — und ſah: dieſes rote Ding war ſchmäler und feiner als die Mutter, hatte weißere Hände und einen leichteren Gang.

Bergab und immer bergab, und immer raſcher flog das rote Ding hinunter durch den Wald, als hätt' es Angſt vor dieſer grünen Stille. Atemlos hetzte der Knabe hinter ihm her, hinunter, und aus der Dämmerſtille des Waldes hinaus in das grelle Tal, wo am toſenden Bergbach mitten in Licht und Lärm die klappernde Mühle ſtand. Das war ein Aufruhr, den der Knabe wie Schmerz in ſeinen Ohren fühlte. Unter Brauſen und Plätſchern drehte ſich das gewaltige Mühlrad. Der Hahn krähte auf dem Düngerhaufen des Hofes. Knechte und Mägde rannten hin und her, luden ſchwere Säcke auf einen ſchreienden Eſel und lachten und ſchwatzten überlaut durch den klappernden Lärm der Mühle. Und ein großer Hund ſprang bellend und winſelnd an dem roten Ding hinauf, als es zur lärmenden Mühle kam und dem Gärtchen zuſchritt. Den Hund liebkoſend, ſchrie es einem jungen, mit der Peitſche knallenden Knechte ein Scherzwort zu, trat in das Gärtchen und warf die Zauntür in das Schloß.

Den Knaben erſchreckte das grelle Licht und der Lärm. Doch es kochte und hämmerte ſein Blut. Ein quälender Aufruhr brannte in ihm. An dem lärmenden Mühlenhofe vorüber ſprang er auf das Gärtchen zu und ſtieß die kleine Pforte auf.

Da erhob ſich das rote Ding aus einem dichten Beet voll hoher, leuchtender Blumen und fragte verwundert: „Wer biſt du? Wo kommſt du her? Was ſuchſt du?"

Der Knabe ſprach: „Dich ſuch' ich. Der Kuckuck hat gelogen. Es dauert keine drei Tage, bis dich einer holt aus deines Vaters Haus."

Das Mädchen wiegte ſich in den feinen Hüften und ſagte: „Viele ſind im Tal, die mich haben möchten."

Da riß der Knabe das Mädchen an ſich und ſagte: „Mir gehörſt du!"

Sie wand ſich lachend hin und her, ehe ſie ſtill hielt und ſich küſſen ließ.

Draußen ging das Klappern und Lärmen ruhlos fort. Aber in dem verſchwiegenen Gärtchen unter den hohen nickenden Blumen herzten und küßten die beiden einander, und das Mägdlein wehrte dem Drängen des Knaben zwiſchen Lachen und Kuß. Doch als die Nacht herabſank, vergaß das Mägdlein das Neinſagen.

Der Morgen war nicht mehr fern, als der Knabe ſich erhob und dem Mägdlein in das fahle Geſicht ſah. Da befiel ihn ein leiſes Grauen. „Du!“ fragte er erſchrocken, „wer biſt du?“ Das Mägdlein antwortete nicht und ſah hart und unbeweglich in das graue Dunkel. „Du!“ drängte der Knabe und ein kalter Schauer rieſelte über ſeinen Leib, „haſt du mich lieb?“ Da rührte ſich etwas in dem bleichen Geſicht: ein Lachen krümmte den ſchmalen Mund. Da ſchrie der Knabe: „Du mußt mich ja lieb haben, du biſt mein Weib!“ zog den Goldreif von ſeiner Hand und ſteckte ihn dem Weibe, das ſein geweſen, an den Finger.

Aber voll Schrecken riß er ſie gleich in ſeine Arme. Mit weitaufgeriſſenen Augen ſtarrte ſie ins Leere und deutete mit mühſam ausgeſtreckten Händen auf etwas Grauenvolles, das ſie ſah. Ihr bleiches Geſicht verzerrte ſich, ſie wollte ſchreien und konnte nicht mehr, der Kopf mit dem Rothaar ſank zurück, und der Knabe hielt an der Bruſt ein totes Weib.

Georg hielt inne. Er war blaß bis in die Lippen, und ſein Blick ging ziellos über die Geſichter hinweg, die ihm in lautloſer Spannung zugewendet waren. Alle Augen hingen an ſeinen Lippen. Keiner rührte ſich.

Da ſchlug ein leiſes Lachen ſcharf in dieſe Stille hinein, ein gereiztes Lachen, das ſich nicht beruhigen wollte und immer ſchärfer und deutlicher wurde. Jähe Verwunderung riß alle Geſichter herum, und alle blickten auf Katharina, deren rotes Haar in dem unſicheren Licht des Raumes flimmerte. Jetzt beugte ſie ſich zu Erwin Lenk hinüber und flüſterte etwas. Und nun lachte ſie nicht mehr leiſe und gereizt, ſondern laut und beluſtigt und hob im Lachen die nackten Schultern, daß das Kleid faſt über den halben Arm herabfiel. Georg ſtarrte ſie an. Sie drehte ſich nach ihm und lachte frech ihm ins Geſicht. Sein ganzes Denken ſtand ſtill. Und nur dieſer eine Gedanke hämmerte in ſeinem Kopf: „Wird dieſes Kleid jetzt fallen, wird ſie ſich hier allen zeigen, wie ich ſie ſah?“

Ein unbehagliches Flüſtern erhob ſich und erſtarb in betretenem Schweigen. Seydler wurde unruhig, wollte näher treten, wandte ſich aber, und während er durch einen ſchmalen Spalt aus dem Raum hinaustrat, fiel ein greller Lichtſtreif in die Dämmerung herein.

Georg ſah auf. Dort reckte ſich Karinski und ſpähte nach Eliſabeth. Erſchrocken blieb Georgs Blick auf Eliſabeth haften. Die war bleich geworden wie Wachs und ſtarrte die Schweſter an. Eine jagende Angſt erfaßte Georg. Noch wußte ſie nichts. Noch war es nur zitternde Ahnung. Dieſe Hände faſſen dürfen und ihr ſagen, wie das alles kam! Ihr ſagen, was er gelitten hatte, was er noch immer erlitt. Sie würde verzeihen. Sie mußte verzeihen. Er wollte ein Wort ſagen, das nur ſie verſtand.

Digitized by Google

Aber er wußte es kaum, wie ſtatt dieſes Wortes eine ſchwere, traurige Anklage von ſeinen Lippen kam:

„Ich weiß nicht, ob Ihr den Frevel verſteht, der in dieſer Nacht begangen wurde, und warum er ſo ſchwer gebüßt werden mußte."

Seine Stimme kam ihm fremd aus der Totenſtille des Raumes zurück. Wieder ſah er nach Eliſabeth.

Aber er mußte die Zähne aufeinanderbeißen, um nicht aufzuſchreien. Ein fremdes, entſtelltes Geſicht heftete entſetzte Augen auf ihn. Georg fühlte ein Niederſtürzen, ein fürchterliches Einreißen und Zerſchellen. Alles um ihn her zerbrach und verſank. Alles verloren. Hier war nichts mehr zu hoffen. Eliſabeth hatte begriffen. Und in ihm ſchrie es auf: „Du Frevler! Wie durfteſt du die Hände ausſtrecken nach ihr, deine Hände, die noch heiß waren von der Glut ihrer Schweſter! Du Narr! Wie wollteſt du dieſe Hände reinwaſchen in deinem kleinen erbärmlichen Leiden!"

Georg richtete ſich auf. Den Blick dieſer großen, qualvoll geweiteten Augen ertrug er nicht. Und hier dieſe Menſchen, dieſe Menſchen mit den verblüfften Geſichtern! Was war denn an ihm zu ſehen? Oder ſahen ſie die Beſen rennen mit den klappernden Eimern, mit den erſtickenden Fluten? Was wollten dieſe wartenden Menſchen von ihm? Daß er reden wollte? Erzählen? Was? Wo waren Bilder, Worte, Gedanken? Erzählen! Welches Schickſal, welches Leben? Wie beginnt es, wie endet es, das Märchen von der Stille — von der verſcherzten Gnade der Stille? Nur reden, nur Worte finden, Worte, Worte!

Unbeweglich ſaß er, mit geſchloſſenen Augen, und begann wieder:

In der ſelben Nacht noch trug der Knabe die Leiche hinaus an den Saum des Waldes und begrub ſie. Den Ring zog er ihr vom Finger und verſcharrte ihn zu Füßen der Toten. An ſeiner Hand mochte ihn der Narr nimmer leiden.

Noch in der gleichen Nacht wanderte er weiter, raſtlos dem roten Morgen entgegen.

Und als der Tag anbrach, ſtand der Knabe auf einem fremden Hügel und ſah eine große Stadt vor ſich liegen. Die ſandte das Brauſen und Klingen ihrer Unraſt zu ihm empor. Eine quälende Sehnſucht erwachte in dem Knaben. Und er merkte voll Grauen, daß ihm der Leib der Toten einen brennenden Durſt nach Lärm und Geräuſch ins Blut gegoſſen hatte. Er trieb ſich durch die lärmenden Gaſſen der Stadt und das Schreien und Pfeifen der drängenden Menſchen, der Hufſchlag der Pferde und das Rollen der Räder tat ihm wohl und ſtachelte ſein Verlangen. Nur kein Ruhen, nur kein Schweigen, nur kein Erinnern an

die Stille des Waldes. Nichts ist so fürchterlich als die Stille. Voll unbekannter Schrecken und Gefahren ist sie, voll grauenhafter Bilder und Entsetzen des Todes. Wie hatte er sie so lange ertragen können? Er begriff nicht mehr. Die Unraft des toten Weibes fieberte in seinem Blut. Der Knabe ging und rannte und suchte den Lärm, das Geschrei, das tobende Überschäumen.

Einer sah ihn am Weg, ein ruhiger Mensch mit klugen, still blickenden Augen, der trat auf ihn zu, redete ihn an und wollte ihn gute Wege führen. Als er aber die kranke Sucht in den Augen des Knaben sah, wandte er sich, ging weiter und sprach: „Der ist verloren. Was hab' ich mit ihm zu schaffen?"

Der Knabe aber rannte weiter und irrte durch die wirren Straßen der Stadt. Vom Ende einer dunklen Gasse drang ihm ein Donnern und Dröhnen entgegen, das seinen Ohren lieblicher klang als der Orgelton, der aus offenen Kirchentüren quoll. Das war ein Hämmern und Schmettern, ein Klingen und ein dumpfes Heulen, das ihm wohlgefiel. Und das Dröhnen schwoll an, je näher er kam, und er gewahrte eine riesige, rußige Werkstätte, in der ein großes Feuer brannte und sieben Gesellen kupferne Kessel schmiedeten. Mit mächtigen Hämmern schlugen sie auf die hohlen rotgleißenden Kupferbäuche los, daß es hallte und schrillte und schrie und schmetterte. Da war ein Kreischen des mißhandelten Metalls, ein Zischen der weißen Glut, und mitten hinein die schrankenlose Menschenlust, zu zerbrechen und zu bezwingen. Wollte ein Gesell mit seinem Nachbar reden, so mußte er brüllen durch den Trichter seiner hohlen Hände. Und das Feuer zuckte und qualmte und stieß die grellen grünen Stichflammen aus, wenn der Blasebalg seinen sauchenden Atem in die Glut blies.

Der Knabe starrte wie gebannt in die rote Wildheit dieser dröhnenden Hölle. Dann trat er ein und verdingte sich bei dem Kesselschmied als Gesell. Und da blieb er nun und wurde der Wildesten einer.

Er war der Erste am Morgen in der Werkstatt, denn wenn ihn der Schlaf floh, war seines Bleibens nicht länger im stillen Bett. Und er war der Letzte am Abend, denn der Frieden des Feierabends war ihm verhaßt. Die Nachbarn verließen ihre Häuser, weil keiner das ruhelose Dröhnen ertrug. Aber je größer die Stille der Gasse wurde, desto wilder schmetterte der Knabe den Hammer auf die hohlen Kessel. Er wurde hart in seinem Herzen und überlaut, voll Hohn für das Zarte und Stille, das er nimmer begriff. So waren sie alle in der Kesselschmiede. Keiner traute dem andern, keiner kannte ein warmes, stilles Gefühl, jeder schrie und drohte und hatte tückische Augen. Und so wie die Gesellen, so waren die frechen, genäschigen Weiber, die sie nahmen.

Digitized by Google

Nur Eine war anders, die Schlanke im weißen Kleid, die Heitere, Sanfte, die Tochter des Schmieds. Die huſchte weiß durch die rußige Schmiede, die mußte nicht ſchreien, die lächelte nur. Und dann verſtanden ſie alle, und etwas Gutes, Mildes flog durch die dröhnende Werkſtatt.

Als der neue Geſell ſie zum erſtenmal erblickte, begriff er die linde Wärme nicht, die ſein Herz beruhigend umzog. Die Weiße ſah ihn an und nickte ihm zu. Und von da an ſah ſie ihm öfter zu bei ſeiner Arbeit.

Die Weiße war wie ein Sonnenſtrahl, wie ein ſüßer zwitſchernder Vogel. Sie kam in die Hölle dieſes ruheloſen Lebens wie ein barmherziger Engel. Und wenn ſie lächelte, glich ſie einer ſilbernen Muttergottes.

Georg ſchwieg. Schwüle Stille. Wieder verlegenes Warten und peinliche Verwunderung in allen Augen, die auf ihn gerichtet waren. Dann flüſternde Worte, ein dünnes Lachen, das Rauſchen eines Kleides. Ein Paar, das tanzen wollte, verließ die Bibliothek: Erwin Lenk und Katharina. Grelles Licht, das wieder verſchwand, eine Welle von Muſik, die verebbte. Und dann wieder Ruhe, in der man nur das nervöſe Klappern von Frau Cäciliens Fächer hörte. Georgs Blick ging zu Eliſabeth.

Das Entſetzen in ihrem Geſicht war erloſchen. Blaß und todmüde ſaß ſie da, kraftlos in ſich zuſammengeſunken, die Hände ſtill in ihrem weißen Schoß gefaltet. Über ihre Wangen liefen langſam Tränen, ſchwere helle Tränen, und fielen herab auf ihr Kleid, auf ihre Hände. Sie fühlte es nicht. Sie fühlte auch Georgs flehenden Blick nicht mehr. So müde war ſie, ſo einſam zwiſchen dieſen ſtummen, wartenden Menſchen.

Und die gleiche bleierne Traurigkeit kam auch über Georg und zerdrückte ihm die Gedanken. Er ſah um ſich her. Was ſaßen die da und warteten? Was wollten die noch?

„Das Märchen iſt aus!“ ſagte er mit leerer Stimme. „Was ſoll es auch da noch weiter geben? Kennt ihr das Leben nicht? Was wird geſchehen? Ihr könnt es euch an den Fingern abzählen. Das befleckte Blut des wilden Geſellen wird ſich rühren und er wird die ſchmutzige Hand ausſtrecken nach der lieblichen Weißen. Und die ſüße Ahnungsloſe wird Erbarmen haben mit dieſem Hunger, den ſie nicht verſteht, und wird ſein Weib werden. Wird ihm dieſes reine Opfer helfen, ihn reinigen und retten? Nein. Denn er hat ſein Leben beſchmutzt und die Gnade der Stille verſcherzt. Da gibt es keine Rettung. Die Weiße wird ſein Weib werden mit dem Körper und wird ihm Kinder gebären, Söhne und Töchter. Aber die ſtille Gabe ihres Weſens, die ſüße Innigkeit ihres Lebens wird er zerſchlagen mit dem Hammer auf einem hohlen Keſſel. Mit Lärmen und Dröhnen wird er ihr friedliches Walten er-

würgen. Keinen Augenblick der Stille wird er mehr ertragen, ja er wird ruheloſer und ruheloſer werden ſeit dem Augenblick, da ihn die Hingabe der Weißen nicht erlöſen konnte. Er wird böſe werden, verbiſſen und wunderlich, hart gegen ſeine Kinder, eiskalt gegen ſein Weib. Er wird keinem Menſchen ins Geſicht ſchauen können, denn er fürchtet, ſeine giftigen Gedanken könnten ſich verraten. Und gibt er ſeinen Söhnen ſchlimme Befehle oder ſtößt er häßliche Drohungen gegen ſie aus — da ſieht er ihnen nicht in die Augen. Nein. Er redet in einen Winkel, in einen finſteren, verborgenen Winkel hinein, als ſtünde dort einer, der ihn verſteht und ihm Beifall nickt. Und ſein Toben in der Werkſtatt wird ſinnlos werden und ſeine Befehle böſe und verderblich. Und noch erbärmlicher wird es ſein, wenn die ſchwachen Stunden über ihn kommen, in denen er alles ungeſchehen machen möchte, in denen dieſe fürchterliche Traurigkeit in ſeine Augen kommt, die nur ſein Weib ſieht. Und ſein Weib wird altern und müde werden von einem namenloſen, fruchtloſen Kampf, von dem er nichts ahnt. Die Haſt des polternden, friedloſen Lebens neben ihr drückt ſie zu Boden. Die Söhne werden von dannen ziehen, vertrieben von dem neidiſchen Hohn und dem ruheloſen Toben des Vaters, um draußen in der Fremde in Frieden ihr Brot zu eſſen. Die Töchter nehmen Gatten und ziehen in die Ferne. Und der Schmied bleibt wieder allein mit ſeinem Weibe."

Wieder ſtockte Georg. Er ſah verblüffte und verlegene Geſichter um ſich. Er ſchloß die Augen und fuhr mit der Hand über die Stirn. Was wollte er nur, was wollte er nur? Weinen? Kindiſch. Weinen? Welche Wohltat! Er ſchämte ſich. Nein. Er wollte ja ſein Märchen erzählen. Aber das alles war ſo erſchreckend gleichgültig. Gleichgültig war dieſes Reden, war dieſer ganze Abend und das Morgen und das Übermorgen und dieſe ganze bleierne Schnur der Tage — — —

Ja richtig — erzählen. Warum nicht? Warum nicht gerade das? Und er ſetzte ſich ſteif zurecht und erzählte weiter.

Der Winter zog ins Land. Da erkrankte die Frau des Schmieds und konnte nicht mehr geneſen.

Bleich und ſtill lag ſie in den Kiſſen und glich nicht mehr der lächelnden ſilbernen Jungfrau. Aber der Schmerzensmutter ähnelte ſie, die über ihrem Bette hing, der mit den ſieben Schwertern im Herzen.

Und der Schmied hämmerte und hämmerte und hämmerte und das war ein ruheloſes Dröhnen tagaus, tagein und kein Augenblick der Raſt und kein Atemzug des Friedens. Aber die Arbeit mißriet ihm jetzt. Er ſchlug um ſo wütender um ſich und hämmerte mit geſtachelter

Kraft, daß die Funken ſtoben. Aber die Keſſel zerſprangen, das Metall zerbarſt.

Eines Tages, als dem Schmiede wieder alles fehlſchlug, warf er mit einem Fluch den Hammer hin und ging aus der Werkſtatt. Er wollte Menſchen ſehen. Doch die Gaſſe war leer, hier ſtanden nur verödete Häuſer. Da ging der Schmied zurück in ſein eigen Haus und trat in die Stube ſeines kranken Weibes, das ſtill und weiß wie ein müder Traum in den Kiſſen lag, mit ſchweren hellen Tränen auf den wachsbleichen Wangen. Und als der Schmied ſein Weib ſo ſah, da wurde es mit einem Male hell in ſeinem Sinn und Herzen. Er fiel vor dem Bette hin und vergrub das Geſicht in ſeines Weibes Schoß. Wie ein ſchwerer Sturzbach hämmerte die Erkenntnis auf ihn nieder, und zuckend wand er ſich unter ihren Schlägen. Die Kranke ſah ihn bekümmert an und ſtreckte ſcheu die ſchwachen Hände nach ihm aus und ſtreichelte ſein graues Haar. Und da begann der alte Schmied zu weinen wie ein Kind.

Als er ruhig wurde und noch immer ſo lag und den Mut nicht hatte, ſeinem Weib in die guten, naſſen, traurigen Augen zu ſehen — und als es ganz ſtill in der Stube war, durch deren Fenſter die Abendſonne hereinfiel wie ein goldenes Band — da ſagte plötzlich die Kranke mit einer wunderſam frohen und glücklichen Stimme: „Sieh doch, lieber Mann — zu Füßen unſeres Bettes ſteht eine hohe blonde Frau. Die ſieht mich gütig an und wunderſchöne Augen hat ſie!“

Erſchrocken hob der Schmied die Stirn und erkannte in dem glücklich lächelnden Geſichte ſeines Weibes die ſelige Stille ſeiner Kindheit. Er fing zu ſchreien an: „Verlaß mich nicht! Du Gute! Du Einzige! Verlaß mich nicht!“ Und wie ein Blitz fuhr dieſer Gedanke durch ſein Hirn: „Der Ring! Der Ring! Mein Weib iſt begnadet! Ein Wunder wird geſchehen, der Ring wird uns verbinden für Zeit und Ewigkeit!“ Vor Freude ſchluchzend, raffte er ſich auf und rief: „Du Liebe! Du wirſt nicht ſterben! Leben wirſt du! Mit mir! Ich weiß einen Arzt, der dich heilen wird. Den hol' ich! Habe Geduld! Die Mägde werden dich pflegen, und du wirſt ſtark bleiben, weil du mich erwarteſt!“ Er küßte ſie auf den kühlen Mund, ſprang aus der Stube und ſchrie den Mägden zu: „Haltet die Kranke wie mein eigen Herz!“ Keuchend ſtürmte er durch die öde Straße hin. Und begegnete einem Reiter. Den ſtieß er aus dem Sattel, ſchwang ſich auf das Pferd und jagte davon, und jagte, jagte, bis der Abend dunkelte. Und noch immer lag der ſtille Wald ſeiner Heimat fern.

Das muß ein fürchterlicher Ritt geweſen, dieſer Ritt des Schmieds durch die Nacht. Schäumend galoppierte der Gaul. Und vor ihm tanzte

der Ring — der Ring — der Ring, flackernd und hüpfend wie ein Irrlicht. Mit verhängten Zügeln raste der Schmied dahin. Gegen Morgen erreichte er das Grab. Der Gaul brach triefend und schäumend zusammen und verendete.

Und der Schmied warf sich auf die Erde nieder und wühlte mit seinen gierigen Händen den Boden auf und suchte den Ring, den Ring. Er wühlte und grub immer tiefer hinein, der Schweiß stand auf seiner Stirn und er keuchte vor Angst und Gier. Da fühlte er, wie sich etwas um seine Hände schlang, fester und fester, und ihn band und fesselte. Voll Grausen riß er mit aller Kraft die Hände aus der Erde.

Da schrie er auf, von einem namenlosen Entsetzen geschüttelt, und fiel bewußtlos nieder. Rotes Haar, flimmerndes rotes Haar schlang sich um seine Hände, wirrte sich um seine Finger und umwickelte seine Gelenke. Rotes Haar — rotes Haar — flimmerndes rotes Haar — —!

Wie lange der Unglückliche dort gelegen ist, weiß ich nicht. Aber als er eines Morgens wankend, mit schneeweißem Haupt, vor der Tür seines Hauses stand, da hatten sie sein Weib schon begraben.

Georg schwieg. Sein Kopf sank wie unter einem Schlag. Kein Laut rührte sich um ihn. — — —

Eine fürchterliche Stille entstand.

Ein paar junge Hände versuchten Beifall zu klatschen, doch sie verstummten gleich wieder. Ein Paar, das nahe bei der Tür stand, drückte sich durch den Spalt der Portieren hinaus. Und da fingen auch die andern an, leise auf den Zehenspitzen an ihm vorüber hinauszuschleichen, wie man aus einem Krankenzimmer schleicht oder von einer Bahre weg. Sie hielten den Atem an, so leise wollten sie sein. Keiner wagte Georg anzureden. Kaum, daß sie einen scheuen Blick auf den Regungslosen warfen. Die Frauen rafften die Kleider, so daß die Seide nicht rauschte. Nur Frau Cäcilie blieb vor Georg stehen. In hilfloser Verlegenheit zerrte sie an ihrem Fächer. Zweimal setzte sie an, um Georg für den künstlerischen Genuß zu danken und das Benehmen ihrer ältesten Tochter zu entschuldigen. Aber vor dieser steinernen Regungslosigkeit blieb sie ratlos. Hilfesuchend sah sie umher, und endlich sagte sie mit erleichterter Miene:

„Oh — Herr Doktor, Sie brauchen meinen armen Dank nicht. Auch die kleine Unüberlegtheit meiner Katharina werden Sie verzeihen: Sehen Sie Elisabeth an! Dann können Sie am besten die tiefe Wirkung Ihres Märchens ermessen. Worte sagen hier nichts."

Und sie ging, die pompöse Schleppe frei entfaltend.

Aus dem Dunkel löste sich die schwarze Gestalt des Doktor von

Karinski. Lächelnd ging er auf Eliſabeth zu, die noch immer regungslos auf ihrem Seſſel ſaß, mit den gekreuzten Händen im weißen Schoß. Er verbeugte ſich zur ſtummen Bitte um den Walzer, der draußen geſpielt wurde. Eliſabeth erhob ſich und ſah Karinski mit weiten Augen an wie etwas völlig Unbegreifliches. Um ſeinen Mund erloſch das ſiegbewußte Lächeln. Sein Geſicht bekam einen fahlen Stich, und die Naſenflügel zuckten. Er wartete noch einen atemloſen Augenblick — aber da wandte ſich Eliſabeth ſtumm von ihm ab. Karinski zuckte erheitert die Achſeln — er lächelte ſchon wieder — drehte ſich kurz auf dem Haken um und ging.

Georg wachte auf. Er ſah wirr um ſich. Das Zimmer leer? Und dort — Eliſabeth?

Er ſtand auf und ging langſam und unſicher auf Eliſabeth zu. Sie zitterte, als er kam, und konnte die Stirne nicht heben.

„Ich weiß, jetzt denken Sie wieder an Hilfe!“ ſagte Georg mit hartem Mund und zerbrochener Stimme. „Aber das iſt nun alles ſo! Und nicht mehr zu ändern! Geben Sie mich auf, Eliſabeth! Geben Sie mich auf!“

Sie hob das weiße, müde Geſicht, und als ſie ihn anſah, kamen ihr gleich die Tränen wieder. Sie wollte ſprechen, bewegte nur die Lippen, brachte keinen Ton aus der Kehle — und nun ſchlug ſie jäh die Hände vor die Augen, krümmte ſich tief und brach in Schluchzen aus.

Georgs Kopf ſank wieder tief herab. Seine Glieder wurden ſchlaff. — Und mit ſchlürfenden, wunderlich ſchleppenden Schritten fand er zur Tür hinaus. Hinter ihm fielen die Portieren zu.

Mit ſchmerzhaft geblendeten Augen ſtand Georg mitten in dem Lichtmeer des Tanzſaales. Das Quartett ſpielte die Barkarole aus Hoffmanns Erzählungen — und ſie tanzten Walzer dazu, einen langſamen, ſchleifenden Walzer, der die Sinne verwirrte und die erhitzten Wünſche dürſten und zittern machte. In wirren Farben ſchoben ſich die Tanzenden an Georg vorüber, glühend, als hätten ſie Honig in den Adern oder ſchweren ſüßen Wein, und als käme ihnen eine ſtille Tollheit aus dieſen Geigenklängen, die Verſchwendung trieben mit lüſterner Zärtlichkeit. Im Gewühl ſah Georg immer wieder ein Geſicht, das drüben in der Bibliothek mit verträumten oder erſchrockenen Augen an ihm gehangen hatte. Und jetzt lachten dieſe Augen in der Freude des erweckten Blutes, dieſe Geſichter brannten von heißen Wünſchen. Er hatte ſie mit den Fäuſten ſeiner gequälten Seele gefaßt, hatte ſie geſchüttelt mit der Marter und dem Niederbruch ſeines Lebens. Und nun lächelten ſie frech und drehten ſich wie betrunkene Narren herum, hörten verſchwiegene und dennoch ſchreiende Dinge in den Klängen der Barkarole, ſchmeckten die Sünde in dem Geruch erhitzter Menſchen, waren ihm widerlich und

fremd, waren der schwächlichen Macht seines Willens entglitten und taten, was sie wollten und was ihnen Freude war.

Und Georg flüsterte ein langsames Wort vor sich hin. Wann hatte ihn Elisabeth zum erstenmal so genannt? Vor sieben Wochen, in Strobl, am Wolfgangsee? Oder wann? Vor hundert Jahren schon? Vor tausend? Ist das immer so, daß verlorene Zeit als unübersehbare Ewigkeit erscheint?

Wie ein blasser Schemen blieb Elisabeths weiße Gestalt vor seinem leeren Blick, als er sich am Gewühl der Tanzenden vorbeidrückte, kaum bemerkt, nur von wenigen Augen verfolgt, in denen halber Spott und halbe Barmherzigkeit war.

Nun stand er bei der Tür — und zögerte — und wandte das Gesicht — und sah einen jungen Menschen, jenen schlanken Till Eulenspiegel mit den kleinen Silberschellen an der dunklen Zackenkrause. Der tanzte nicht. Warum nicht? Er war allein. Und seine klaren, ruhigen Augen schienen zu suchen. Wen? Geschmeidig, rasch und sicher schritt er durch das bunte Gedräng der walzenden Paare und verschwand dort drüben, wo es hinüberging zur Bibliothek. Ging er den Weg, den Georg gekommen war? Zu Elisabeth?

Müde den Kopf herunterneigend, preßte Georg die schwere Hand auf seine Stirne, wie einer, der zwischen Schlaf und Wachen ist.

War das nicht kindisch? Wenn es der nicht ist, so wird es ein anderer sein!

Georg fühlte ein stumpfes Ermatten seines Gehirns. Und verwundert, als ginge ihn dieses Schicksal nichts mehr an, dachte er: „Komisch! Ich bin doch auch noch jung? Und die Zukunft gehört schon einem anderen! — Warum?“

Er ging.

Und hinter ihm versanken Lärm und Freude, Tanz und Licht, Geigengeschwirr und Lust und dumpfe Wünsche.

Draußen war die kühle, stille, dunkle Nacht, mit kleinen Sternen und trüben Straßenflammen.

Georg wanderte die öde Straße hinunter und dachte nicht an sein Wertherkostüm. Sein Schritt hallte an dunklen Häusern und grauen Gartenmauern. Ein Mann und eine Frau kamen an ihm vorüber, sahen ihm verwundert nach, und eine lachende junge Frauenstimme sagte: „Schau dir den an! So lauft man doch heutzutag nimmer herum — — ?“

Das hörte Georg nicht. In seiner quälenden Angst, daß der verschlossene Schmerz in ihm aufbrechen und aus ihm herausschreien würde, ging er und summte im Takt zu seinem Schritt eine Melodie — immer die gleiche Melodie — immer wieder die gleiche Melodie — —

Hans von Glümer:
Tagebuch eines entlassenen Sträflings.
In Berliner Fürsorge.

Berlin N., Hussitenstraße,
13. April 1909.

Gestern war Ostermontag. Der Bruder ist da. Wir waren bei einem Vetter in Berlin S. Die Familie wohnt in einem Hinterhaus am Kottbuser Ufer. Vetter Ferdinand, ein Schwestersohn meiner Mutter, ist Sozialdemokrat. Schon sein Vater war Sozialdemokrat, einer von den frühesten. Mein Bruder wählt standesgemäß, hat er dem Vetter bei der letzten Wahl erklärt. Wir gingen in ein Bierhaus der Hasenheide. Es war ungemütlich, wie immer, wenn ein unwissender Mensch den Ton angibt. Vetter Ferdinand fühlt sich auch nicht wohl in dieser Sippe, die adelsstolz und unadelig ist. Ich wollte kein Bier trinken, aber der Bruder verspottete mich. Meine Stimmung war ingrimmig, zum Heulen oder Dreinhauen. Die beiden jungen Mädchen, Agnes und ihre Freundin, ärgerten mich und ich nannte sie Gänse. Das brachte den Bruder auf, der kein Bier und keine Beleidigung seiner viellieben Schwägerin vertragen kann. Er sagte, ich solle nur still sein, die Polizei wäre ja schon wieder hinter mir. Vetter Ferdinand und seine Frau machten starre Gesichter und ich wurde weiß.

In den Humboldthain bin ich gefahren, habe in den Destillen Schnaps getrunken und Dirnen umarmt. In meinem wüsten Kopf sind heute nur zwei Gedanken: Du wirst ausgewiesen! Die Polizei ist hinter dir!

14. April.

Es bestehen selbst in Berlin schon Rücksichten für entlassene Sträflinge. Das Ausweisungsverfahren wird nicht von der Polizei, sondern durch eine Vermittlungsstelle angesagt, den sogenannten Fürsorgeverein. Er gibt anheim, sich in seinen Schutz zu stellen. Ich pfeife darauf. Die Bestie der staatlichen Ordnung und sozialen Gerechtigkeit soll nur wieder zu mir kommen. Ich brauche keinen Schutz.

Das von gestern hat mich wild gemacht. Prügel sind immer schändlich. Der Bruder ist wieder auf Tour und hat seiner Frau eine Warnung hinterlassen: sie soll ihre Kinder vor mir in acht nehmen. Die Schwägerin hinterbrachte mir das mit ihrem schönen breiten Lächeln. Ich habe meinen Nichten nichts zuleide getan. Käthchen ist immer gleich „schuß" (böse), wenn ich nicht komme. Erna wird wie ein Stiefkind gehalten, weil sie die Mutter um ihren Beruf brachte und den Vater in eine Zwangsehe. Deshalb sucht Erna bei mir elterliche Zärtlichkeit. Ich bin immer noch

in Gnadenbrot: für fünfzig Pfennig mittags, für vierzig abends. Die Schwägerin sagt oft genug, daß ich nirgends so billig essen könne. Mein Bruder spielt mit schlimmen Gefühlen, wenn er meine Schande vor seinen Kindern und Vetter ausbreiten will. So verwahrlost bin ich noch nicht, als Syphilitiker Ehemann und Vater zu werden.

19. April.

Aber der Anfang zu dem ist nun auch gemacht. Gestern, Sonntag, um sechs zu Bett, von drei Gefühlen voll: Zahnschmerzen, kein Geld, Gonorrhöe. Das ist vom Ostermontag, wo mein Bruder mit Bier und Polizei mich betrunken machte. Das Gift der Geschlechter hatte bis jetzt nur meine Seele verwüstet.

Nach dem Scheck sind nur fünfundzwanzig Mark eingegangen, vom Markgräfler und Mannheimer Tagblatt und von der Freiburger Zeitung. Auf der Wirtin Spiritusbrenner koche ich Maggisuppen und Milch. Im Hause ist eine Milchwirtschaft. Die Kühe im Hofgebäude haben einen wehleidigen Ton im Gebrüll. Sie sind zu lebenslänglichem Stall verurteilt und sehen die Freiheit nur einmal noch, auf dem Wege zum Schafott. Die Tiere geben schlechte Milch und erfüllen doch ihren Daseinszweck. Die Milch meiner Denkungsart ist Drachengift geworden. Ich kann auch nicht mehr schreiben.

20. April.

Wenn man mich ausweisen will, wohin? Die Frage reizt meine Neugier zum Hohn. Wohin? Dieser elende und verworfene Mensch ist heimatlos. Ganz und gar. Schade, daß das Wort nicht gesteigert werden kann. So heimatlos wie der entlassene Sträfling Glümer ist selten einer. Im Badischen, nach fünf Jahren ehrlicher Landesarbeit, wollte er staatsangehörig werden und der Zentrumsmeute zum Trotz landtagswahlberechtigt. Aber es war kein Ursprungsland für ihn aufzutreiben. In Sachsen-Meiningen ist er geboren, in der Provinz Sachsen aufgewachsen, im Hannöverschen zur Schule und Lehre gegangen. Die Familie Glümer ist jahrhundertelang im Braunschweigischen seßhaft gewesen, hat der freien Reichsstadt Braunschweig drei regierende Bürgermeister gestellt, deren erster vor fünfhundertfünfzig Jahren geadelt wurde. Vielleicht ist mein Unterstützungswohnsitz in den noch früheren Heimaten der Glümers, in Dänemark, Island oder auf einem Wikingerschiff. Vater hat immer erzählt, daß auch er keine Staatsangehörigkeit erlangen konnte. Er ist auf der Flucht des Großvaters, der damals schweizerischer Redaktor war, im Kanton Aargau geboren, im Elsaß, in Paris, in den Pyrenäen aufgewachsen und hat ein Dutzend Schulen besucht. Der Großvater war „Demagoge" der dreißiger Jahre und ist durch alle deutschen Länder ge-

trieben worden. Vaters Bruder, der auf den Dresdner Barrikaden kämpfte, wurde 1849 zum Tode verurteilt und hat durch zehn Jahre Zuchthaus im königlich sächsischen Waldheim vielleicht dort Heimatrecht erworben. Claire von Glümer, die durch Kleiderwechsel den Bruder aus der Zuchthauszelle befreite, ist trotz vier Monate Gefangenschaft auf der Hubertusburg später Dresdener Bürgerin geworden. Der revolutionäre Trieb eines frechen Geschlechts muß gezüchtigt werden bis ins vierte Glied.

20. April.

Man sinniert tagelang und die halben Nächte. Und steht am Scheidewege. Rückwärts liegt die steile, steinige Straße. Ein ehrlicher Weg war es, trotz alledem. Ich springe dem an die Gurgel, der sagt, daß ich ein unehrlicher Mensch gewesen bin. Aber die blanke Waffe wird offen gezogen. Hinterhältige sind Schützlinge des Schicksals. Ich bin es nicht gewesen. Ich habe so vieles versucht am Leben. Ein redliches Sterben und alles. Nun kreischt eine Stimme in mir: Versuche doch einmal das Gegenteil! Aber — selbst die Unehrlichkeit hat nur ein weites Feld für Menschen, die noch nicht gezeichnet sind. Alle Ehren und Ehrenzeichen sind frei für jeden Ehrlosen, der sich beizeiten der ehrlosen Zeit anpassen konnte. Es hat doch keine Generation gegeben jämmerlich und verlogen wie diese. Wer frei sein will, muß ihren Dingen dienen, verrückt werden oder verrecken.

Armseliges Studium an der Lebensleiter. Ich bin ohne Geld und Körperkraft zu unterst gesetzt. Mein Geist hat noch keinen guten Käufer gefunden. Der Polizeiknüppel wird ihn gänzlich zum Krüppel schlagen. Wenn ich am Scheidewege heute links wollte, wohin? Für mich ist selbst der Lasterpfad verbaut. Zum Zuhälter fehlt mir Jugend und Gestalt, zum Dieb die ruhige Hand, zum Defraudanten die Stellung. Ich bin ein von allen Teufeln verlassener entlassener Sträfling. Polizeispitzel wäre die einzige Möglichkeit; Spitzelwerden ist ja eine Spezialität für Entlassene. Wie denkst du über den Fall, Glümerlein? Keine Lust, Staatsanwälten und Polizeibuben, Henkern und Henkersknechten Konkurrenz zu machen?

21. April.

Ich war im Fürsorgeverein für entlassene Strafgefangene, der im Kellergewölbe des Amtsgerichts Berlin Mitte seinen Sitz hat. In der Grunerstraße beim Alexanderplatz, wo das Polizeipräsidiumhaus wie eine drohende Burg steht. Die Büroräume sind wie ein vergessenes Gefängnis. Im Hauptraum warten ängstliche und freche Gestalten. Ein Schreiber nahm meinen Ausweis über die Ausweisung an und frug im Flüstertone die notwendigsten Dinge. Er tut wie ein Operateur vor

dem Schnitt. Der Bürodirigent im Zimmer nebenan ist ein kleiner breiter Mann mit großem Bart und klugen Augen. Er setzt mächtige Unterschriften auf Formulare. Er macht keinen ungünstigen Eindruck, nimmt meinen Aufsatz über die Gefängnisschule an und schenkt mir den eben gedruckten Jahresbericht des Vereins zur Besserung entlassener Strafgefangenen zu Berlin, an dem der Vereinstitel der häßlichste Teil ist. Vielleicht könne ich den Bericht journalistisch verwerten. Für das Ausweiseverfahren hat er beruhigende Worte und eine fast verächtliche Handbewegung: das sei eine veraltete Bestimmung der vierziger Jahre. Ich solle doch in einen Vorort ziehen, dort wäre man duldsamer und einem harmlosen Entlassenen geschähe nichts. Auch eine Legitimation als Entlassener wurde mir ausgefertigt, eine Karte mit einer Nummer, die man vorweisen kann in schlimmen Fällen. Ein Schutzschein gegen den Schutzmann.

22. April.

Ein Trost ist mein körperliches Leiden. Ich bereue es, die Wohltat dieser geschlechtlichen Ruhe nicht früher erprobt zu haben. Weshalb doch der Mensch nicht das Vergnügen tierischer Nichtbrunstzeiten genießen darf. Von Naturwegen. Nicht als Perversität der Zeit, die durch Krankheit und Gefängnis glücklicher macht. Wie ich es an mir erlebte.

27. April.

Gebenedeiter Geist der Bürokratie. Ich habe Hunger und kein Geld zur Miete und vorgestern an den Fürsorgeverein um ein Darlehen geschrieben. Heute antwortet der Bürodirigent des Vereins zur Besserung der Strafgefangenen zu Berlin, mein Gesuch müsse an das Direktorium des Vereins zur Besserung der Strafgefangenen zu Berlin, Berlin C 2, Grunerstraße 1, gerichtet werden. Schreiber, Unterschreiber, Briefbogen und Büro beider Vereine sind gleich. Der Verein narrt mit zwei Kappen. Auf der einen steht „Fürsorge", auf der andern „Zur Besserung!"

1. Mai.

Hurra! Der Herr Polizeipräsident soll leben! Er hat von meiner Ausweisung Abstand genommen. Heute morgen kam der Brief. Vom Fürsorgeverein. Im Schema, mit Neckes Namen, der als Bürodirigent für Fürsorge und Besserung zeichnet. Ich darf in Berlin bleiben und muß mich nur am Monatsanfang dem Verein vorstellen. Also eine auffallend milde Form der Polizeiaufsicht. Ich wanderte stolz durch die Straßen. Wie ein Kind, dem die Prügel erlassen sind. Meine Freiheit lachte über die roten Nelken und Kunstknospen der feiernden Arbeiter. Wie mühselig müssen sie sich einen Tag im Jahr erobern. Herrn Neckes habe ich unrecht getan. Er ist ja auch nur ein Opfer der paragraphierten Vorschrift. Er gab mir zwanzig Mark Darlehen. Aus seiner eigenen Tasche, über den

Kopf des Direktoriums hinweg, ſagt er. Ich wurde üppig und kaufte ein Reclambändchen um zwanzig Pfennig, des Zuchthäuslers Oskar Wildes Zuchthaus zu Reading. Dann wurden Wirtin und Schwägerin bezahlt. In der zweiten Hälfte April war meine Einnahme achtundzwanzig Mark, einſchließlich zehn Mark Vorſchuß von der Straßburger Poſt.

3. Mai.

Übermorgen iſt in Bonndorf ein Wechſel von einhundertfünfundneunzig Mark fällig, Reſtſchuld an die Hausleute. Ich habe dieſe gewaltige Summe heute in der Hand gehalten und zur Poſt gegeben. Gleißendes Gold und verführeriſch ſchön. Der Freiburger Bezirksverein für Jugendſchutz und Gefangenenfürſorge (Schriftführer iſt mein Gefängnisoberlehrer, Vorſitzender der Anſtaltsdirektor) ſchrieb Anfang März, in pekuniären Schwierigkeiten ſoll ich mich ungeniert an ihn wenden; der Verein gäbe mir ein unverzinsliches Darlehen auf ein bis zwei Jahre. (Die Notiz unter Nordhauſen im Märzheft war falſch: Damals wurde der Bonndorfer Wechſel, nicht der Freiburger Schuldſchein ausgeſtellt.) Der Jugendſchutz- und Gefangenfürſorgeverein ſchickte am Erſten die einhundertfünfundneunzig Mark. Mein Schuldſchein lautet auf Rückzahlung ab 1. Juli dieſes Jahres, in Monatsraten à fünf Mark, ab Januar à zehn Mark.

9. Mai.

Der Verein zur Beſſerung der Strafgefangenen zu Berlin unterhält eine Schreibſtube für Entlaſſene, die nach dem neuen Jahresbericht ſeit Oktober 1906 von dreihundertfünfzig Schützlingen benutzt wurde. Die Bürozeit iſt von acht bis halb vier Uhr mit kurzer Mittagspauſe. Wer wöchentlich mehr als drei Mark verdient, bekommt zehn Prozent abgezogen. Der Abzug erhöht ſich auf fünfzehn Prozent bei Benutzung von Volksküchenſpeiſemarken oder bei Benutzung einer Fürſorgeſchlafſtelle. Wer Speiſemarken und Schlafſtelle hat, bekommt fünfundzwanzig Prozent Abzug. Den vollen Lohn genießt alſo nur, wer die Summe von drei Mark in der Woche nicht erreicht.

11. Mai.

Ich bin heute in die Schreibſtube aufgenommen und mittags wieder entlaſſen worden. Meine Handſchrift iſt zum Adreſſenſchreiben ungenügend. Ich mußte auf großen Kuverts Adreſſen ſchreiben an hohe richterliche Beamte, die Mitglied des Vereins zur Beſſerung entlaſſener Sträflinge ſind und den Jahresbericht erhalten. Herr Neckes war ſehr ungehalten über meine Handſchrift. Ich erhielt für ein paar Tage Volksküchenſpeiſemarken und wurde auf die Straße geſetzt.

Mir iſt zumute wie auf der Flucht in Frankreich, als das Rekrutement in Beſançon den in Pontarlier zur Fremdenlegion Engagierten

kriegsuntauglich für Marokko erklärte und hungrig und hilflos entließ. Man ſteht an einem Abgrund hinten und vorn. Damals fand der Flüchtling doch eine Stunde Zuflucht bei einer Elſäſſerin, wo er ſich ausheulen konnte und einen Reisbrei und ein paar Sous erhielt. Berlin hat keine Zuflucht. Ich beſitze noch eine Mark in Dreipfennigmarken. Die Schwägerin hat ſie nicht eingelöſt. Sie hat keine Verwendung dafür.

Am gleichen Tag nachts.

Dieſer Tag iſt merkwürdig genug, gründlich erzählt und betrachtet zu werden. Die Schreibſtube liegt im Gerichtskeller, gegenüber den Amtsſtuben des Vereins, größer und heller als ſie. Vom Gerichtshof grüßen ein paar Bäume, die ſpärlich und doch grün ſind. Meine frohe Laune wollte ſich gleich zeigen, weil ich nun Arbeit und Verdienſt und Schickſalsgenoſſen zu Kollegen habe. Es waren drei Schreiber da, ein Alter, ein Dreißiger und ein Junger. Aber ſie taten zugeknöpft, was mich unruhig machte, weil es gegen meine bisherige allerdings beſcheidene Erfahrung geht, daß Menſchen im Elend Brüder ſind. Ein Iſoliergefangener, der durch ſeine Zelle in Eiſen und Mauer geſchmiedet iſt, ſieht die Mitverbrecher freilich nur wie ein großes, dumpfes Rätſel. Nur auf dem Schub von Brüſſel bis Waldshut konnte ich den Pulsſchlag der andern in meinen Adern ſpüren. Man war gleich auf du und ſah das Leben der Genoſſen wie eine leuchtende Schrift an dunkler Wand, ſchön und furchtbar.

Die Genoſſen in der Schreibſtube ſind keine. Ich habe Zweifel, ob ſie überhaupt Entlaſſene ſind. Es fehlt ihnen die Romantik des Sträflings. Es war, als ob ſie mir bürgerlichen Hochmut erweiſen wollten. Oder war es die Scheu der Gehetzten, daß ſie den Neuen für einen andern hielten, der durch Vertrautheit ihre Geheimniſſe erſchleichen will, für einen Geheimen, der nach ungeſühnten Straftaten ſchnüffelt? Jeder Entlaſſene verbirgt noch Dinge, die der Staatsanwalt nicht entdeckte.

Es iſt ja wahr, daß ich durch beſondere Abſichten die Schreibſtube reizvoll finden wollte. Mich dürſtet nach der Ungerechtigkeit, die andere erfahren haben. Das Leben der Mitmenſchen erleben iſt wichtiger als Adreſſenſchreiben. Das und die Enttäuſchung hat meine Arbeit beeinflußt. Die Adreſſen hätten fleißiger und mehr ſauber geſchrieben werden können. Aber der Dirigent eines Fürſorgevereins ſollte Rückſichten nehmen dürfen. Ein entlaſſener Sträfling hat mildernde Umſtände. Herr Neckes ſagt, ſchlechte Handſchriften vertreiben die Kundſchaft. Der Verein müſſe mit den Adreſſenbüros rechnen, die eine ſcharfe Konkurrenz ſind. Unſere Kunden ſind prächtige Leute, die für ſchlechtes Geld gute Ware wollen und den Teufel darnach fragen, ob die billige Quelle zu wohltätigen Waſſern führt. Aber meine Adreſſen von heute waren doch keine Kund-

ſchaften, ſondern Richter, gute deutſche Richter und andere Anwälte von Recht und Gerechtigkeit, Mitglieder, Ehrenmitglieder und Gönner des Fürſorgevereins. Was ſind das für jammervolle Vertreter einer geprieſenen Sozialpolitik? Jeder Schriftſetzer kann mir beſcheinigen, daß meine Handſchrift lesbar iſt. (Ungewöhnlich lesbar ſogar. Anmerkung des Setzers.) Auch eine Handſchrift kann Not leiden unter Hunger und Not. Wenn ein Richter ins Zuchthaus und nach dem in dieſe Schreibſtube kommt, wird der akademiſche Duktus ſeiner Schriftzüge auch nicht gleich ſchreibermäßig ſein. Freilich, Menſchen in hohen Ämtern können ſchlimmſtenfalls, wenn alle juridiſchen Künſte verſagen, ins Gefängnis kommen, niemals doch in die Schreibſtube der Entlaſſenen. Geſellſchaftlich hochſtehende Verbrecher haben ein ſtandesgemäßes Exil. Juriſten zumal. Ihnen wird Strafe und Verbüßung ein lichtvoller Weg zu Erkenntnis und Berühmtheit. Jeder minimale Aſſeſſor kann als entlaſſener Sträfling Kapazität werden. Man ſollte allen Geſetzgebern und Geſetzesauslegern Zuchthäuslerpraxis geben. Sie würden Menſchen werden.

12. Mai.

Der halbe Tag Arbeit hat mir doch eine Invalidenkarte verſchafft, dieſe winzige Abſchlagszahlung auf Millionen Sünden des Vaterlandes, die einigen tauſend Verwaltungsbeamten das Leben verkürzt und einigen zehntauſend Armen das Elend verlängert, immerhin für hunderttauſend Bettelbrief und Arbeitsausweis iſt, wenn er auch für dieſen Zweck unſinnig hoch bezahlt wird. Die Invalidenkarte iſt mir auf der Polizeiſtation 21 an Hand einer Fürſorgevereinsbeſcheinigung ausgefertigt worden und trägt wieder Nummer eins, obgleich ihre Vorgängerinnen ſchon fünfzig Mark koſteten. Der Verſicherte traut dem Staate nicht und läßt die früheren Karten in vergeſſenen Winkeln. Und der Staat verdient am Mißtrauen ſeiner Bürger, an unzähligen Invalidenkarten, die verfallen. Auch einen Empfehlungsbrief hat mir der Verein ausgefüllt: an den Adreſſenverlag Schuſtermann in der Holzmarktſtraße. Ich gab dort eine Schriftprobe ab und erhalte Beſcheid; oder auch nicht. Wer möchte nicht lachen über dieſe Komödie des Wettbewerbs? Der Beſſerungsverein ſagt, meine Handſchrift genügt nicht, wegen der Adreſſenbürokonkurrenz. Er empfiehlt den Ungenügenden an ſeinen Konkurrenten!

Abends.

Ich meine den Grund der Ungnade in der Schreibſtube gefunden zu haben: Der Brotneid meiner Genoſſen. Weil ich ihr Schickſal erfahren wollte, konnten ſie mich als Schwätzer denunzieren. Sie fürchten, daß ich ihnen ein paar Groſchen Verdienſt und die ſchäbigen Chancen nehme. Sie ſind wie Raubfiſche. Hier klafft ein Gegenſatz zwiſchen Sträflingen

und Entlaſſenen. Die im Gefängnis ſind Verſunkene. Es hilft nichts mehr. Man muß ſich helfen und aushelfen im Abgrund. Die in der Schreibſtube kämpfen um den Strohhalm der vom Tode ſich Rettenden, um ein beſſeres Los und um die Befreiung vom Verein zur Beſſerung der Sträflinge. Wie ekelhaft wird der Menſch, wenn er ſich beſſern ſoll. Die Beſſerungsanſtalten erziehen zur Beſtie. Hättet ihr mir nicht das Stückchen Brot und die kleine Freude gönnen können?

13. Mai.

Ich ſaß wieder auf der Wartebank des Fürſorge- und Beſſerungsvereins. Die Kanzliſten der beiden Büros machen keinen erhebenden Eindruck. Kaſſierer Puhlmann, Nähroater der Volksküchenbeſucher in der Stralauer Straße, verteilt die Speiſemarken mit der Miene eines Sklavenhalters. Wer Hunden das Futter hinwirft mit dieſer Geſte, heißt Unmenſch. Im Verkehr von Menſch zu Menſch nennt man es Würde. Ein zweiter Beamter, Militäranwärtertyp, prüft ſchneidig die Papiere; Herr Legitimationsſekretär nennt ihn ein gebildeter Entlaſſener und der Sekretär lächelt wie einer, deſſen Machtbewußtſein geliebkoſt wird. Der Ausweis iſt in Deutſchland die erſte Bürgertugend. Jener ſchon erwähnte Schreiber, der die Entlaſſenen leiſe und behutſam nach ihren Wünſchen frägt, iſt wie ein getretener Wurm. Er ſoll ſelbſt ein Vorbeſtrafter ſein. Herr Zoll, der Schreibſtubenaufſeher, iſt Schulmeiſter geweſen und deshalb duldſam auch nach unten und ein erträglicher Mitmenſch. Kinder ſind Erzieher und ihr Einfluß macht ſich an den Lehrern bemerkbar. Ich habe immer gefunden, daß im deutſchen Sumpf der Lehrer das beſte Gewächs iſt.

Kaſſier Puhlmann, der im üblichen Größenwahn der Geldwächter ſich als König des Büros fühlt und jeden Kaſſeneingang mit Fanfaren verkündigt, ſchimpfte heute einen Kollegen Überbürokraten. Ein Mann, ſcheint's Vermittler für Landarbeit, mietet einen robuſten und wildſchauenden Entlaſſenen als Pferdeknecht und einen träumeriſch-idiotiſchen Kuhhirten gegen 8.40 Mark Handgeld an Puhlmann. Der dämpft ſeine laute Manier: „Das bleibt aber unter uns.“ Wozu? Sind es Schmiergelder? Dann ſollte Puhlmann noch leiſer ſprechen. Ein Arbeitſuchender verwahrt ſich erſchreckt und beleidigt, entlaſſener Sträfling zu ſein. Und als man ihm bedeutet, daß er hier keinesfalls Arbeit bekommen kann, zeigt ſein Geſicht neuen Schrecken, als ob es ſagen wollte: alſo ſelbſt von den Ausgeſtoßenen ausgeſtoßen. Wir andern beobachten ihn mitleidig verächtlich. Ein Kaufmann auf der Bank neben mir erzählt geheimnisvollen Tones unheimliche Dinge von Tegel, wo er wegen Hehlerei fünfzehn Monate hatte. „Das wäre was für Ihre Zeitungen“, ſagt er. „Da könnten wir beide verdienen.“ Ich ſolle ihn doch beſuchen: Böttcherſtraße 22/1 vorn rechts.

Ich bettelte wieder um Schreibarbeit. Vergeblich. Herr Neckes mühte ſich aber doch um mich. „Was könnte man denn machen?“ fragte er. Dann fuhr ſein Finger an die Stirn, wie es bei Menſchen geſchieht, die erleuchtet werden. Paſtor Dieſtel, Gefängnispfarrer in Moabit, iſt befreundet mit dem Chefredakteur des Berliner Lokalanzeiger. Ich bekam einen Brief und zwanzig Pfennig Fahrgeld bis Moabit. Herr Neckes ſelbſt gab die Orientierung, wie ich fahren und fragen müſſe, um den Geiſtlichen noch vor der Mittagspauſe zu erreichen. Im Moabiter Unterſuchungsgefängnis wurde ich durch verſchloſſene Tore und Türen eingelaſſen. Die großen Gefängniſſe ſind für den Beſucher wie ein Totenhaus. Leidtragende ſitzen dort mit friedloſen Geſichtern und warten erſchreckt auf ihre Angehörigen hinter dem Gitter. Herr Dieſtel iſt ein vornehmer Mann in jener Paſtorenart, die nicht kalt und nicht warm macht. Ich überreichte den Gefängnisſchulaufſatz, der zum Paſſepartout für Bettelzwecke wird. Er ſchenkte mir zwei Mark. Wie ſo ein Schandgeld brennt und glücklich macht. Der Empfehlungsbrief des Gefängnispfarrers an den Chefredakteur ſchwellte meine Segel wieder. Im Scherlſchen Zeitungspalaſt in der Zimmerſtraße habe ich meinen Brief gleich abgegeben und nach dem Empfänger gefragt. Der Diener im Warteſaal muſterte mich und hob die Schultern: „Herr von Kupffer iſt ſchwer zu erreichen.“ „Es iſt dringend, ich muß auf Antwort warten!“ Dieſe Türhüter haben einen Inſtinkt wie Hunde. Er kam zurück mit dem Brief und der kliſchierten Weiſung, ich ſolle es in zwei Stunden wieder verſuchen.

Die zwei Stunden war ich im Zeitſchriftenſaal der Königlichen Bibliothek. In den vom Mannheimer Landesgefängnisdirektor Engelberg redigierten Blättern für Gefängniskunde referiert mein Freiburger Anſtaltsaſſeſſor Ott über des Probations- und Reformatorſyſtem der Vereinigten Staaten. Die ſind weiter als wir. Im gleichen Aufſatz ſtand auch ein gutes Wort über gezüchtete Perverſitäten. Wie harte Männer der Praxis in der Theorie doch biegſam ſein können. Herr Ott machte auf mich ſtets den Eindruck, als ob er nur Aſſeſſor wäre. Die Stuttgarter Polizeiaſſiſtentin Henriette Arendt empfiehlt in der Monatsſchrift für Kriminalpſychologie und Strafrechtsreform vermehrte ſtaatlicher Fürſorge für Gefallene und Gefährdete. In der deutſchen Juriſtenzeitung ſchreibt Profeſſor William Stern-Breslau über Pſychologie der Kinderausſagen, namentlich bei Sittlichkeitsverbrechen. Wenn mir jemand doch den Weg weiſen könnte, daß ich von der Praxis dieſer Dinge zu ihrem Studium käme! Mit feurigem Herzen, ehe es verbrannt iſt!

Herr von Kupffer war nicht zu ſprechen. Ich habe den Brief dort gelaſſen.

Merken die Regierungen nichts?

Angesichts der völligen Amerikanisierung unseres Wirtschaftslebens, die nachgerade selbst jedem zeitungslesenden Laien, der auch oberhalb des Striches sich zu orientieren versucht, auffällt, kann man oft die absprechende Bemerkung hören: „Aber die Regierungen scheinen von dem allem nichts zu merken." Das Urteil ist vorschnell. Die Regierenden wissen, daß der Öltrust Amerikas eine um so größere Gefahr für Deutschland wird, je mehr die Wärmekraftmotoren zur Verfeuerung von Ölprodukten übergehen und selbst unsere schwimmenden Ozean-Häuser und Häuschen die Dampfmaschinen dadurch ersetzen. Aber „es hält so schwer, sich mit Österreich und Rumänien, die uns wohl das Öl liefern könnten, zu verständigen". Und so erleben wir, daß wohl der Standard Oil Ring fertig ist, bis die „Schwierigkeit" überwunden ist.

Man könnte übrigens annehmen, daß die Ringbildung manchen Regierenden gar nicht unangenehm ist. Wie käme sonst Preußen dazu, mit dem Rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat gemeinsame Sache zu machen? Oder, was zwänge die Kgl. preußischen Geheimräte dazu, mit dem Stahlwerksverband just zu Zeiten der Hochkonjunktur immer mehrjährige Verträge abzuschließen, bei denen die Preise für das Eisenbahnoberbaumaterial (A-Produkte) höher sind, als die für das sonst teurere Stahlstabeisen (B-Produkte) ja extra noch um 2 Mark gegenüber dem bisherigen Preis erhöht werden? Stabeisen wird für den Export von den Werken natürlich auch billiger, als für das Inland, ja sogar noch frachtfrei Seehafen geliefert. Es kümmert die Regierenden offenbar nichts, daß selbst das Berliner Tageblatt einen „sicheren Vorboten der Übererzeugung im Eisen- und Stahlgewerbe" darin sieht, daß Esch—Gelsenkirchen, Hagendingen—Thyssen und Großdüdelingen sich gewaltig erweiterten. Später freilich, wenn die reinen Walzwerke und auch die schwächeren gemischten Werke ganz verschwunden sein werden, dann wird der Vater Staat mit dem Gelde der Steuerzahler erst recht gewaltige Hochkonjunkturpreise bezahlen, denn es fällt ihm nicht ein, jetzt schon mit einem Walzwerk sich entsprechend finanziell zu verbinden, um nicht auf die Dauer im vollen Umfang dem Stahlwerksverband ausgeliefert zu sein. Die bayerische Eisenbahnverwaltung könnte recht gut zusammen mit einer Privatindustrie sich unabhängiger vom Stahlwerksverband machen, wofür sie freilich mancherlei Gegnerschaft in der Reichsratskammer einzutauschen hätte. Obwohl die Beteiligung des Staates bei der Produktion seiner eigenen Bedarfsartikel viel vernünftiger wäre, als die Herstellung von Hüttenprodukten, die nur auf den allgemeinen Markt angewiesen sind, der noch dazu von mächtigen Syndikaten beherrscht ist.

Ist es da nicht konsequent, wenn die Regierenden zwar die Gefahren des

Elektro-Trustes merken, aber in geheimrätlicher Weisheit eben nichts dagegen zu tun vermögen, als die Verwaltungsbehörden mit papiernen Erlassen zu füttern? In Bayern nimmt man zwar Anläufe, über solche Erlasse hinauszukommen. Da man aber zu einer erfolgreichen Abwehr schließlich doch nur in Verbindung mit dem größeren Bruder Preußen kommen könnte, so wäre freilich ein starker Mann nötig, um im Bundesrat diese Dinge nicht nur zur Beratung zu bringen, sondern auch entsprechende Taten durchzusetzen. Man braucht übrigens die Schuldigen nicht nur bei den Regierenden zu suchen; auch die Einzelparlamente und besonders der Reichstag haben für diese wichtigen, den Geldbeutel der Steuerzahler oft viel mehr, als die Steuern selbst treffenden Fragen meist wenig oder gar nichts übrig.

Auch auf dem Gebiete der Elektrizitätsversorgung laufen wir Gefahr, sowohl im Reich wie auch in Bayern. Vor allem ist es die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft (A. E. G.), die nicht nur bei Errichtung von Überlandzentralen und bei der Installation die Konkurrenz totschlägt und viel Geld verdient, sondern auch durch ihre Strompreispolitik in der Zukunft noch von verhängnisvoller Bedeutung werden wird. Ein Beispiel: Die A. E. G. „pachtet" die Ruhrtalsperre, die A. E. G. sichert sich den nötigen Einfluß auf die Zentrale Saarbrücken, sie besitzt Rheinfelden, das heißt das ganze Rheingebiet steht unter der Kontrolle der A. E. G.! Welche Folgen kann das haben? Diese Elektrizitätswerke haben für Großabnehmer besonders billige Strompreise. Wenn ihre Stromabnehmer nun noch finanziell abhängige, offene oder versteckte Tochtergesellschaften der A. E. G. sind, so hat diese es in der Hand, diese Tochtergesellschaften durch den billigen Strompreis zu wirkungsvollsten Konkurrenten gegenüber gleichartigen anderen Betrieben zu machen. Die A. E. G. erhält von dem unter ihrem Einfluß stehenden Berliner Elektrizitätswerk den Strom zum Selbstkostenpreis für ihre Fabriken an der Oberspree! Welcher Stromverbraucher noch?

In Bayern marschiert die A. E. G. südlich der Donau. Eben soll ihr, wohl für das verunglückte Memminger Projekt, nun der größte Teil von Schwaben zum Anschluß an die Lechwerke ausgeliefert werden. Wir wollen übrigens abwarten, wie sich die Dinge innerhalb des in Aussicht stehenden Generalversorgungsplanes Bayerns mit Elektrizität ausnehmen, und ob wirklich die Gefahr des Elektrotrustes hiebei erkannt wird. Den Trust erstrebt die A. E. G. — Vor mehreren Jahren schon versuchte sie Brown-Boveri zu erdrücken. Es gelang noch nicht, wohl aber holte sie sich Felten-, Guilleaum-Lahmeyer. Es ist nur ein Glück, daß Bergmann ihr entging und in ein anständiges Freundschaftsverhältnis zu Siemens-Schuckert (S. S. W.) trat. Denn tatsächlich war diese Großfirma weitsichtig und anständig genug, die technisch hochstehenden Bergmannwerke nicht um ihre Selbständigkeit

zu bringen. Doch kann auch hier die geheimrätliche Weisheit, die übrigens bei den Bürgermeistern vieler Städte einer durchaus gleichwertigen Höhe des Urteils begegnet, den mißglückten Fischzug der A. E. G. zu einem aussichtsreicheren machen. Ist es doch eine Tatsache, daß die staatlichen und gemeindlichen Behörden den Gipfel aller volkswirtschaftlichen Klugheit darin sehen, die Großkonzernfirmen A. E. G. und S. S. W. mit ihren Aufträgen zu bedenken und andere, wie Bergmann, Brown-Boveri und kleinere, wie Sachsenwerke, Pögge höchstens als Preisdrücker zu benützen, ihnen nur bei größerem Abgebot einmal kleine Aufträge zu überweisen, sonst aber den zwei Großfirmen die Hasen in die Küche zu jagen. Effekt: In den Bilanzen aller der verschiedenen Großunternehmungen kehrt der Satz oft wieder, daß infolge umfangreicher Staatsaufträge sich der Absatz günstig gestaltete. Solche angenehme Zahler fehlen den kleineren Betrieben und das ist mit Hauptursache ihres Niederganges. Kreis- und Kommunalverwaltungen, Landräte und Bezirksamtmänner und Regierungsräte aller Klassen lassen nur zu oft sich von Bequemlichkeit und Gewohnheit leiten, und der Großfirma wird im Ramsch übertragen, was sehr wohl in Lose zerlegt und so teilweise auch an Mittel- und Spezialfabriken vergeben werden könnte. Muster hiefür haben wir im bayerischen Eisenbahnministerium und an der Weserstrombau-Verwaltung Hannover.

Die Elektrisierung von Staats- und Privatbahnen ist heute auf der Tagesordnung. Welche Summe von Millionen stehen der Elektroindustrie in Aussicht, und um wieviel höher werden sie, wenn der Elektro-Großkonzern ohne Konkurrenz ist? 200 Millionen allein für den Umbau der Berliner Stadtbahn — wieviel treffen dann auf die Staatsbahnen? Und wo ist der Maschinentyp, den man für so vollkommen erklären kann, daß man ihn heute ohne Bedenken für den Bahnbetrieb einführen könnte? Die Zeitschrift „Elektrische Kraftbetriebe und Bahnen" schreibt in ihrem Heft 13 vom 4. Mai 1912 über eine Bergmannlokomotive für die elektrische Versuchsstrecke Dessau-Bitterfeld. Es ist dort erzählt, daß sie Personenzüge von über 400 Tonnen Gewicht beförderte und zwar bei 70 Kilometer Geschwindigkeit. Ebenso sollen Güterzüge mit fast 1000 Tonnen 55 Kilometer die Stunde gefahren sein. Diese Leistung soll bisher von keiner Seite übertroffen werden. Nun, auf einem Bein ist nicht gut stehn. Deshalb darf man wohl wünschen, daß bei der Elektrisierung unserer bayerischen Bahnen kein vorschneller Entscheid getroffen wird, denn selbst die Hurrastimmung unserer Berliner für die Elektrisierung ihrer Stadtbahn scheint bereits so abzuebben, daß die A. E. G. am Ende noch etwas auf den erhofften Fischzug warten muß. Auch wir in Bayern wollen nur einen dichteren und keinesfalls teuereren Betrieb durch die Elektrisierung unserer Bahnen erreichen. Wie wäre es, wenn man in

Bayern ſich auch einmal unter Angabe der nötigen Leiſtungen ſolche Bergmannmaſchinen beſtellte, die aber nur dann übernommen würden, wenn ſie alles Verlangte leiſten? Wir haben ſchließlich in Bayern auch Lokomotivfabriken, die man nicht ans Meſſer liefern darf, und es iſt erfreulich, daß unſere Staatseiſenbahnverwaltung das im Auge behält. Wie ſteht es bei uns mit Heißdampflokomotiven?

In Preußen will der Staat den für ihn nötigen Strom pachten. Wir in Bayern rechnen auf den Walchenſee. Jedenfalls wird der Strom daraus auf die Dauer billiger ſein, auch wenn der in Preußen benützte aus Braunkohlen genommen wird. Geſchwinder allerdings können ihn unſere norddeutſchen Brüder haben, wenn ſie — nur auch die brauchbare Maſchine ſo raſch erhalten! Vielleicht gibt es ſolche, wenn wir nach der miniſteriellen Ankündigung noch weitere zwei Jahre — im ganzen ſind es dann ſieben — die Walchenſeeausnützung ſtudiert haben. Neugierig kann man nur ſein, was mittlerweile die Elektroinduſtrie anfängt.

Der Amerikanismus in unſerer Induſtrieentwicklung iſt alſo da. Es gibt in allen Miniſterien Beamte, welche die darin liegenden Gefahren erkennen, aber ſie brauchten das Ohr eines ſtarken Mannes. Als in den Jahren 1878—79 Bismarck unſere ganze Wirtſchaftspolitik auf den Kopf ſtellte, indem er den Freihandel mit dem Schutzzoll vertauſchte, da hatte er eine noch ſchwierigere Aufgabe gelöſt, als jene, die einem weitſichtigen, energiſchen Staatsmanne im Reich heute darin geſtellt iſt, dem Öl-, Stahl-, Kohlen- und Elektrizitätstruſt den Weg zur abſchließenden Entwicklung zu verlegen. Haben wir einen ſolchen Staatsmann? Oder iſt das Kapital heute ſchon übermächtig?

Für Bayern mit ſeinem Drang zur Induſtrie iſt das nur in wenigen Umriſſen gezeichnete Bild der Syndikatsgefahren ganz beſonders beachtenswert, denn wir können nicht darauf rechnen, neue, Männer beſchäftigende Betriebe bei uns entſtehen zu ſehen, wenn die Konzentration der Großinduſtrie in der bisherigen, ſelbſt mit Staatshilfe geförderten Weiſe fortſchreitet.

Paſing, 22. Mai 1912. Heinrich Oſel, Landtagsabgeordneter.

Miſchehen.

Der im Dezember 1911 neuernannte Staatsſekretär des Reichskolonialamtes, Dr. Solf, erließ am 7. Januar 1912 folgenden Erlaß an das Kaiſerliche Gouvernement in Apia, das er ſelber zehn Jahre innegehabt hat:

„Ich habe in der langen Zeit, in der ich dem dortigen Schutzgebiet als Gouverneur vorgeſtanden habe, der Miſchlingsfrage unausgeſetzt meine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet. Die Erfahrungen und Beobachtungen, die ich dabei gemacht habe, haben mich immer mehr in der Überzeugung geſtärkt, daß es für Samoa die höchſte

Zeit ist, gegen die Verbreitung der Mischlinge mit durchgreifenden Mitteln vorzugehen. Zu diesem Zwecke erscheint mir die Beobachtung der nachstehenden Grundsätze geboten, nach denen ich künftighin zu verfahren bitte:

1. Ehen zwischen Nichteingeborenen und Eingeborenen werden nicht mehr geschlossen.
2. Die Nachkommen aus den bisher als legitim angesehenen Mischehen sind Weiße.
3. Die aus illegitimen Verbindungen stammenden Mischlinge, soweit sie in der gegenwärtig geführten Mischlingsliste eingetragen sind, sind den Weißen gleich zu achten. Die Liste ist zu revidieren, Unwürdige sind zu streichen.
4. Mischlinge, die nach Bekanntgabe dieser Grundsätze geboren werden, sind Eingeborene.
5. Solche Eingeborene, die fließend Deutsch sprechen und europäische Bildung nachweisen, können auf Antrag den Weißen gleichgestellt werden.

Wie ich hinzufüge, soll den Grundsätzen lediglich die Bedeutung allgemeiner Richtlinien für die Behandlung der einschlägigen Angelegenheiten zukommen. Selbstverständlich werden bei der Beurteilung jedes einzelnen Falles auch noch dessen Besonderheiten, namentlich in juristischer Beziehung, zu beachten sein und es wird deshalb unter anderm bei der Streichung von Mischlingen aus der Liste (Nr. 3 der Grundsätze) zu prüfen sein, ob sie etwa bereits bestimmte Rechte als Nichteingeborene erworben haben, die ihnen nicht ohne weiteres entzogen werden können.

Ein Teil der Presse begrüßte mit Jubel die Stellungnahme des Staatssekretärs; man hatte in alldeutschen Kreisen angenommen, daß Solf früher ein Freund der Mischehen gewesen sei. Man bedauerte, daß die Verfügung nur für Samoa getroffen sei, wo allerdings die Frage ganz besonders brennend sei, da sogar kaiserliche Beamte Mischlinge geheiratet hätten und von 46 Beamten des Kaiserlichen Gouvernements Apia 19, also 37 Prozent in Mischehen mit eingeborenen Frauen lebten. Diese Behauptung war aber, wie man von zuständiger Stelle hören konnte, unzutreffend. Von 37 Beamten waren 11 mit weißen Frauen verheiratet, 18 ledig und nur 8 hatten halfcaste Frauen genommen. Einige von diesen Beamten waren schon zur Zeit der Hissung der deutschen Flagge in den Dienst übernommen worden und damals schon mit samoanischen Frauen verheiratet.

Eine befremdende Antwort auf den Erlaß des Leiters des Reichskolonialamts brachte eine Sitzung der Budgetkommission des deutschen Reichstages, in welcher der Zentrumsantrag angenommen wurde:

Die verbündeten Regierungen um Einbringung eines Gesetzentwurfs zu ersuchen, welcher die Gültigkeit der Ehen zwischen Weißen und Eingeborenen in allen deutschen Schutzgebieten sicherstellt.

Ferner ist eine neue Verordnung ergangen und zwar für Südwestafrika. In der Verordnung des Reichskanzlers vom 28. Januar 1909 über die Selbstverwaltung in Südwestafrika war in Paragraph 17 bestimmt worden:

Ausgeschlossen vom Wahlrecht sind die Gemeindeangehörigen ... // wenn sie mit einer Eingeborenen verheiratet sind oder mit einer solchen im Konkubinat leben.

Durch die Verordnung des Reichskanzlers vom 28. März 1912, und zwar mit Wirkung vom 1. April 1912 ab, hat der Paragraph 17 zum Buchstaben *f* folgenden Zusatz erhalten:

Gemeindeangehörige, die sich mit einer Eingeborenen vor dem 1. Januar 1893 in den Formen der kirchlichen Trauung oder vor dem 1. Oktober 1905 in den Formen der Eheschließung des bürgerlichen Rechts verheiratet haben, kann der Gouverneur das Wahlrecht verleihen, sofern ihre und ihrer Familie Lebensführung eine besondere Anerkennung des Zusammenlebens vom sittlichen Standpunkt zuläßt und ihre Würdigkeit, mit öffentlichen Rechten betraut zu werden, verbürgt.

Aus diesen Erlassen und Beschlüssen sehen wir, in welch schwere inneren und äußeren Konflikte diese wichtigste Frage unserer Kolonialpolitik die Regierung gebracht hat. Auf der einen Seite stehen die Praktiker, die draußen gelebt haben und wissen, welche Folgen eine Legalisierung der Mischlingsehen mit sich bringt, die die erfreulichen Zustände in holländischen und englischen Kolonien, wo die Mischlingsehe verpönt ist, vergleichen können mit den Mißständen in den Kolonien romanischer Völker (zum Beispiel portugiesischen Kolonien), die selbst unter der Bastardwirtschaft brasilianischer und venezuelischer Verhältnisse zu leiden gehabt haben. Auf der anderen Seite stehen die Theoretiker, die von der Idee der christlichen oder sozialdemokratischen Brüderlichkeit aller Menschen ausgehen oder noch von dem Rousseauschen „Zurück zur Natur". Einmal haben solche Ideologen mit Blut und Eisen ihren Willen durchgesetzt; sie brachten die Vereinigten Staaten durch ihren für die Neger geführten Bürgerkrieg in grenzenlosen Jammer. Und was war der Erfolg davon? Bei einer Bevölkerung von 92 Millionen Einwohner haben die Vereinigten Staaten bereits 11 Millionen Neger mit Bürgerrecht. Am meisten zu leiden haben gerade die Nordstaaten unter dem Sieg ihrer Idee. Im Süden hat sich nicht viel verändert. Von Washington südabwärts ist wie früher dieselbe strenge soziale Scheidung zwischen Weißen und Farbigen: getrennte Straßenbahnwagen, und Gnade Gott dem Neger, der in ein von besseren Weißen besuchtes Wirtshaus einkehrt oder einem Weißen auf der Straße nicht in den Fahrdamm ausweicht.

Auch sonst zeigt sich übrigens in Amerika ein Streben nach Züchtungspolitik. Wir möchten auf eine Ende Mai im Berliner Tageblatt erschienene Notiz hinweisen, die zeigt, wie dort wenigstens einzelne Persönlichkeiten gewillt sind, innerhalb ihres Machtbezirkes den Anforderungen der Rassenhygiene Geltung zu verschaffen. Diese Notiz sagt, daß kürzlich in der Peter-Pauls-Kathedrale von Chicago die ersten Ehen auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses geschlossen worden sind. Der Entschluß des Dekans und des Domkapitels, fortan nur noch nach Vorlegung eines Gesundheitszeugnisses Ehen zu segnen, erregte in Amerika zuerst Unwillen. Geistliche sagten, es sei nicht ihre Pflicht, sich um

Rassenhygiene zu kümmern. Aber der Dekan beharrte auf seinem Standpunkt und erklärte, daß Kirche und Staat gemeinsam die Initiative ergreifen müßten.

Die Stellungnahme des Zentrums verstehen wir einigermaßen. Der Standpunkt, den die Reichstagsabgeordneten Erzberger und Gröber eingenommen haben, ließ durchblicken, daß sie, soweit das Sakrament der Ehe es zuläßt, Konzessionen betreffs der bürgerlichen Rechte der einer Mischehe entsprungenen Kinder wohl machen würden. Hier ließe sich vielleicht eine Basis finden, die Zentrum und die Regierung gleicherweise befriedigen. Ein Ausweg wäre:

Ehen zwischen Weißen und Eingeborenen dürfen innerhalb einer christlichen Konfession geschlossen werden; nicht geschlossen werden darf eine standesamtliche Trauung, durch die den Kindern die Rechte von deutschen Bürgern verliehen würden.

Es würde dies gleichkommen den im germanischen Recht bestehenden Ehen zur schwächeren Hand, die heute noch in vornehmen Häusern vollzogen werden, ohne daß aus ihnen alle Rechtsbenefizien für die Nachkommen entstünden. Schon die Römer unterschieden ja die *justae nuptiae*, die strenge oder volle Ehe, bei der die Frau der Gewalt des Mannes unterstellt wurde, und die unebenbürtige Ehe, bei der die Frau nicht in die Gewalt des Mannes eintrat. Daneben bestand die Sklavenehe, das *Contubernium*, wozu auch die Verbindung zwischen Sklaven und Frauen gerechnet wurde, und das Konkubinat.

Wir schließen uns selbstverständlich dem Vorschlage an, die Landesräte der Schutzgebiete zu dem Beschluß der Budgetkommission Stellung nehmen zu lassen. Wir möchten aber ferner vorschlagen, auch die höheren Geistlichen in den Kolonien um Meinungsabgabe anzugehen. Wir glauben uns zu erinnern, daß in früheren Jahren der katholische Bischof in Samoa, soweit es sich mit seinem Amte vertrug, nicht sehr günstig über die Mischehen dachte. Ebenso sämtliche Missionare in Südwestafrika, die Ansiedler von Rang und die Verwaltungsbeamten. Auch sollte man in Verbindung treten mit den maßgebenden Persönlichkeiten fremder, vor allem der englischen Missionen und so wenig wie möglich auf die hören, die nie draußen waren.

Gewiß wird sich zwischen Kirche und Regierung eher ein *Modus vivendi* finden lassen als mit den Ideologen der Parteien. Muß man nicht stutzen, wenn man einen so außerordentlichen und auf seinem Gebiet geradezu genialen Mann, wie den Reichstagsabgeordneten Dr. Kerschensteiner, für die Mischehen sich erklären sieht? Dieser in der ganzen Welt berühmte Mann, der vor kurzem erst in diesen Blättern von einer Studienreise durch Amerika mitgebrachte wertvollste Schul- und Gesellschaftsideen niederlegte, scheint wie mancher sozialdemokratische Reichstagsvertreter an die Zukunft der Mischlinge zu glauben. Wir geben zu, daß intelligente, vielleicht künstlerisch begabte, heldenhaft unternehmende Charaktere solchen Verbindungen entspringen

können. Nie und nimmer aber ſtaatserhaltende Bürger. Baſtarde ſtehen immer zwiſchen den Raſſen, ſie mögen ſich allein durchſetzen auf welchem Gebiet ſie wollen. Immer wieder werden in allen Ländern, wenn dieſe Frage aufgerollt wird, die beiden Dumas ins Treffen geführt. Ihr Talent in Ehren — Plato verlangt einmal die Ausweiſung der Künſtler aus einem geordneten Staate — ob wir ſie für unſere Kolonien brauchen könnten? Iſt Alexandro von Medici ein Ruhmesblatt in der Geſchichte der Mediziäer? Lebt nicht Simon Copper immer noch zu unſerer größten Beunruhigung auf engliſchem Boden? Und haben die Vereinigten Staaten von Amerika die Löſung ihrer ſchwierigen innerpolitiſchen Frage, der Negerfrage, gefunden? Entweder überlaſſen wir Afrika den Negern, und ſie können weiter Negerhäuptlingsreiche und Republiken gründen, oder wir koloniſieren es, dann koloniſieren wir es nach den hundertjährigen Erfahrungen. Erweiſt es ſich im Laufe der Geſchichte, daß die niedere Raſſe erſtarkt, ſo wird ſie ſich ihr Recht erkämpfen, wir aber dürfen dieſen Prozeß nicht künſtlich beſchleunigen. England hat durch Jahrhunderte hindurch mit größtem Geſchick und unerbittlicher Strenge als Vormacht der weißen Raſſe die weiße Würde gegen die farbige verteidigt. In dieſem Augenblick, wo es ausſieht, als hätte das großbritanniſche Inſelreich den Zenith ſeines Ruhmes erreicht und könnte ſeine Hegemonie nur noch mit Kämpfen gegen eine Welt von Widerſachern verteidigen, müſſen ſich die beiden Großmächte, auf die die Augen aller Weißen gerichtet ſind, Deutſchland und die Vereinigten Staaten von Amerika, einer Sache klar werden: wollen ſie zuſammen oder einzeln Englands Weltmacht eines Tages abſtoßen, ſo haben ſie als erſte Pflicht des weißen Mannes Laſt auf ihrer Schulter gegen die Farbigen zu tragen.

Durch Anerkennung der Miſchehen aber würden ſie, wenigſtens in unſeren Kolonien, das Gegenteil erreichen; die Idee: durch Legaliſierung ſexueller Beziehungen von Weißen zu Farbigen das Konkubinat zu verringern, iſt falſch, denn durch die Legaliſierung wird der geſchlechtlichen Beziehung ein offizieller und moraliſcher Stempel aufgedrückt, und in jedem neugeborenen Miſchling entſtünde ein Rebell mit Bürgerrecht, denn anerkanntermaßen zieht es die Miſchlinge zur niederen Raſſe, und eine Art Propheten- und Märtyrertum wird gerade die beſſeren unter ihnen immer veranlaſſen, ihren niederen Verwandten zu helfen, während die minderwertigen Geiſter, belaſtet noch mit den Laſtern der weißen Raſſe, zu Eingeborenen zurückſinken.

Das beſte Mittel, die Vermiſchung mit Südſeeinſulanerinnen und Negerinnen zu verringern, iſt die Erleichterung der Lebensbedingungen für weiße Frauen, die mit auswandern wollen. Man bevorzuge mit weißen Frauen verheiratete Beamte, man ſorge auch für den Frauen erträgliche Verhältniſſe in unſeren Kolonien, richte ſein Augenmerk darauf, daß überall ärztliche, wenig-

ſtens Geburtshilfe erreichbar iſt und baue von einer europäiſchen Familie bewohnbare Häuſer. Das Beſte hierzu können unſere Frauen und Mädchen ſelber tun: ſie müßten ſich entſchließen auf Komfort und geſellſchaftliche Unterhaltung zu verzichten, um einem geliebten Manne zu folgen.

Berlin. Spectator Germanicus.

Rundſchau.

Anmerkungen zu Büchern.

Björnſtjerne Björnſons Briefe aus Aulestad an ſeine Tochter Bergliot Ibſen (Berlin, S. Fiſcher) beſtätigen die Vorſtellung, die man ſich vom Dichter nach ſeinen Werken macht: er war vor allem ein warmherziger und feſt zugreifender Menſch, erſt ſehr in zweiter und dritter Linie Schriftſteller. „Dein Freund Vater" iſt nicht nur die Unterſchrift, ſondern auch der Unterton eines jeden dieſer Briefe. Einzelne Stellen fallen auf: „Liebe Bergliot, nein, ich bin nicht dafür, daß Du mit Brandes zuſammentriffſt" (S. 23). — „Schandorphs Urteil über Literatur und Kunſt iſt ſehr faſtig, wie ſein Naturell — kognak-getränkt. Das Urteil der Menſchen iſt in der Regel wie ihr Leben, immer wie ihre Natur. — Was Strindbergs „Julle" uns zeigt, iſt das Experiment eines begabten, aber ungeſunden Burſchen, der daſitzt und konſtruiert" (S. 23). — „Auch Ibſens Poeſie fällt meines Erachtens allzuſtark unter das Ungewöhnliche, um auf die Dauer, das heißt wenn die Senſation verflogen iſt, das allgemeine Intereſſe bewahren zu können." (S. 26). — „Es gibt zwei Arten von Büchern: ſolche, die in den Menſchen die Freude am Leben, die Sehnſucht nach dem Guten ſteigern, und ſolche, die das nicht tun; die erſten ſind gut, die anderen ſind ſchlecht, ſo ausgezeichnet und genial ſie auch in Einzelheiten ſein mögen." (S. 27). — „Haſt du je einen Menſchen gekannt wie Die Frau vom Meere? Was?" (S. 38). — „Einzig die urſprünglichen Individuen ſind es, die dauernd zu erſchüttern vermögen; niemand ſonſt" (S. 40). — „Die reichen Naturen, die, welche das große Talent in den tauſend Geſchehniſſen des Lebens geübt haben, deren Herz weich, deren Verſtand ſcharf, deren Mut ſicher geworden iſt in Kämpfen ohne Zahl, die meiſtern ſich ſelbſt, wo ſie auch ſtehen, ſie beherrſchen das „Aufgelegtſein" wie Geiſter, die ihnen untertan ſind; das heißt: in ſich ſelbſt zu Hauſe ſein, ohne daß andere einen ſtören können" (S. 40). — „Fertig mit *Le Rêve*; nachgemachte, gut nachgemachte Legenden-Poeſie, aber unwahrſcheinlich" (S. 97). — „Ich habe jetzt *La bête humaine* geleſen, und ich bin im Grunde erſchrocken, daß auch Du es geleſen haſt. Es hat einige ſo zwecklos unterſtrichene liederliche Stellen. Pfui Teufel! Wahrhaftig, Du biſt ein tapferes Mädel, daß Du durch den Kot wateſt, ohne davon beſchmutzt zu werden. Tut es Dir nichts, Bergliot? Antworte mir aufrichtig!" (S. 149). — „Ich habe Garborgs „Bei Mama" geleſen, das aus unſerer ſchmutzigen Wäſche zuſammengeſtückelt iſt. Ein hyſteriſches Weibsbild (Tochter eines ſinnlichen Faultlers von Mutter) gezeichnet von einem hyſteriſchen Mannsbild, das ſoll das Weib, wie es iſt ſein!" (S. 153). — „Wenn Du von Zolas letztem Buch ſagſt, es ſei die lautere Wirklich-

keit, ... ſo beruht dies auf einem Irrtum. Dieſer Kniff mit der Eiſenbahn, mit ihr zu ſpektakeln, immer wieder und wieder, bis einem ganz ſchwindlig wird, iſt ein alter Kniff von ihm, und an und für ſich um kein Haar anſchaulicher, als wenn Maupaſſant es in wenigen Zeilen gibt ... Das iſt Myſtik, ſind ſymboliſche Schwindeleien, und nicht Wirklichkeit. Alle Wirklichkeit bei Zola wird verzerrt; er kann nicht einfach etwas ſo laſſen, wie es iſt; es wird ſchlimmer und ſchlimmer" (S. 157). — „Wir haben einen neuen Ochſen aus Telemarken, eins der ſchönſten Tiere, das man je hier geſehen hat, 130 Kronen, 1½ Jahr alt. Ullmanns Knecht hat ihn gebracht" (S. 84).

Emile Gebharts poſthume *Petits Mémoires* (Paris, Bloud & Co.) ſind eine willkommene Gelegenheit Freunde ſeiner Geſchichtsbilder auf dieſen in Deutſchland wenig bekannten Schriftſteller aufmerkſam zu machen. Von ſeinen älteren Werken erwähne ich *Moines et Papes* mit den Aufſätzen über Katharina von Siena und die Borgia, *L'Italie mystique*, worin die religiöſe Bewegung von Arnold von Brescia über Franz von Aſſiſi bis zu Dante geſchildert wird, *Conteurs Florentins du moyen âge*, worin das Novellino, das Decamerone und Franco Sacchetti behandelt werden, *D'Ulysse à Panurge*, das eine homeriſche, eine petroniſierende, eine franziskaniſche und eine rabelaiſiſche Novelle enthält, und die feinen Legendenbilder *Au son des cloches* (alles bei Hachette, Paris). Von ebenſo wähleriſchem wie vielſeitigem Genießertum ſind die nach dem Tode Gebharts herausgekommenen Sammlungen ſeiner Eſſays und Geſchichten erfüllt (alle bei Bloud): *Les jardins de l'histoire*, die mit Brutus und dem Leichenbegängnis Cäſars beginnen und durch alle Jahrhunderte bis zu Bonapartes Mailänder Aufenthalt führen; ſeine anziehenden Aufſätze über Griechenland *Souvenirs d'un vieil Athénien*; die literariſchen Kabinettsſtücke *De Panurge à Sancho Pança*, die von franzöſiſcher und italieniſcher Satire, von Villon und Chaucer, von Arioſt und Rabelais, von Camoens und Cervantes handeln; die Sammlung *La Vieille Église*, deren Inhalt viel reicher iſt, als ihr Titel verſpricht: nicht nur Bilder von Päpſten, Ketzern und Heiligen, ſondern auch von Dichtern, Humaniſten, ſpaniſche und italieniſche Skizzen; dem ebenſo vielſeitigen Bande *Contes et Fantaisies* ſchließt ſich der eingangs genannte *Petits Mémoires* als perſönlichſter, gleichſam Nachleſe haltend und aufs ſchönſte abrundend, an.

Die Leſer dieſer Blätter ſeien auf die von Guſtav Kiepenhauer in Weimar herausgegebene Sammlung „Die Liebhaberbibliothek" aufmerkſam gemacht: allerliebſte Bände, eher klein als mittel, ſchwarzer Papierdeckel, Rücken in Pergamentnachahmung, guter Druck, niedliche Illuſtrationen, kurz Bücher wie geſchaffen, ſich ſelbſt oder andern ein nettes, billiges Geſchenk zu machen (der Band koſtet nämlich nur M 1.50). Bis jetzt erſchienen Jacobſens Novellen, Anderſens Bilderbuch ohne Bilder (mit hübſchen Silhouetten von Saalwächter), Bernardin de Saint-Pierres Idyll Paul und Virginie (mit mechaniſcher Wiedergabe von acht Köpfen der Erſtausgabe), und Brentanos ſchönſte Novellen: Chronika eines fahrenden Schülers, Geſchichte vom braven Kaſperl und dem ſchönen Annerl, Die mehreren Wehmüller (mit Bildern von Helene Vrieslander). Ich empfehle dem Verlag Stifters Studien mit den alten Stahlſtichen der Heckenaſtſchen Erſtausgaben, womöglich Fakſimilereproduktion.

Freunde italieniſcher Lektüre werden ſich an G. M. Lombardos *Su e giù per l'Italia* freuen, mit welchem Bande der Verlag von Bielefeld in Freiburg (Baden) die große Anzahl ſeiner kaum zu übertreffenden fremdſprachlichen Hilfsmittel um ein ausgezeichnetes Buch vermehrt hat (gebunden M 3.—). Denn dies *libro di lingua viva* iſt ſo glücklich zuſammengeſtellt, daß es mit Recht auf dem Titelblatt nicht nur *ad uso delle scuole*, ſondeen auch *delle persone colte* beſtimmt wird. Über ſiebzig verſchiedene Schriftſteller mit ihren verſchiedenen Stilen, darunter ſechs Stücke von Carducci; daneben Überſetzungen aus Goethes Italieniſcher Reiſe und aus Caſtelar, Ausſchnitte aus Zeitungen und Zeitſchriften. Was wird nicht alles behandelt! Sagen, Hochzeitsbräuche, die Mailänder Galleria, Sirmione, die Tauben von San Marco, Venedig im Mittelalter, venezianiſche Melancholie, Größe und Verfall Venedigs, eine Muraneſer Glasbläſerei, Schönheit des toskaniſchen Sprachgebrauchs, toskaniſcher Landbau, Gründonnerstag in Florenz, Lottoſpiel, Markt in Figline, der Palio in Siena, Umbrien, Ausſicht vom Pincio, das Meer von Neapel aus, Weihnachtsabend in Neapel, die Straße nach Sorrent, Kalabrien, der Ätna, Sizilien, ſardiſche Sitten, um nur einiges zu erwähnen. Dazwiſchen Volkslieder und Volksſprichwörter, Gedichte und idiomatiſche Dialoge, das will ſagen, Dialoge, geſchrieben nicht von Grammatikern für Schuljungen, ſondeen von Italienern für Italienern, aus Freude am ſchönen, toskaniſchen Sprachgebrauch. Wertvoll ſind die ſorgfältigen Ausſprachebezeichnungen. Wer wünſcht, daß das *idioma gentile* immer mehr gelernt und geleſen, geübt und geliebt werde, muß der trefflichen Arbeit Lombardos Erfolg und Verbreitung wünſchen.

Kann man ſich eine anmutigere und geiſtvollere Verteidigung der äußerſten Flatterhaftigkeit in allen Liebesdingen denken, als das dünne Buch „Von Paul zu Pedro" der Gräfin Reventlow ſie gibt? (Langen; geh. M 2.—.) Freunde der ſogenannten Handlung ſeien gewarnt vor dieſen federleicht plaudernden Briefen! Gewarnt ſei vor dieſem völligen Mangel an Gemüt, an Treue, wer „darüber nun einmal nicht wegkommt!" Ihre Definition von Liebe iſt bloßſtellend aufrichtig: „Unter Liebe verſtehe ich — nun, eine ſeriöſe Dauerſache. Aber Sie dürfen mir dieſen Begriff nicht zu optimiſtiſch auffaſſen. Dauerſache iſt alles — ſagen wir, was wochenlang dauert — ſeriöſe Dauerſache, wenn es viele Monate ſind; über ein Jahr — dann wird es ſchon Verhängnis mit einem Stich ins Ewige." Ich kenne nicht viele ſo wohlwollende Sätze über das Thema wie dieſen: „Bei jeder beſſeren amouröſen Angelegenheit ſollte Anfang und Ende überhaupt nicht ſo ſcharf umriſſen ſein." Die feierliche Redensart vom vollen Glück „hat für mich immer etwas ſo Troſtloſes, Bedrückendes. Es klingt ſo peinlich definitiv, als ob dann alles vorbei wäre, wie wenn man ſich ſchon bei Lebzeiten ſeinen Sarg beſtellt". Wie wohl tut es einem, in einem deutſchen Buch auf ſo niedlichen Skeptizismus zu ſtoßen: „Mir iſt in den letzten Tagen aufgefallen, daß man doch immer eine ganze Menge verſchiedener Anſichten über eine und dieſelbe Sache hat. Sie hängen ganz davon ab, mit wem man gerade ſpricht. Man dreht einen Gegenſtand um, beguckt ihn von allen Seiten, ſtellt ihn auf den Kopf — jedesmal ſieht er anders aus. Dann legt man ihn weg: o genug, gehen wir lieber ins Café." „Perſönlichkeit iſt die ärgſte Geſchmackloſigkeit, die man einer Frau ſagen kann — eine Redensart, die nur Reformmänner in den

Mund nehmen.“ „Es gibt Männer, in die man nur richtig verliebt iſt, wenn noch andere dabei ſind.“ Ich könnte mir denken, daß genau dieſe ſelben Gedanken — wenn anders es welche ſind — ſo pedantiſch ernſt ausgeſprochen würden, daß ich das Buch bei der dritten Seite in die Ecke feuerte. Daß ſie bei aller Verbindlichkeit ſo unverbindlich ſind, bei aller Bosheit ſo naiv, macht den Reiz aus. Muß jede Meinung nach dem Naphthalin der Weltanſchauung riechen? Wer dieſen leichten Ton nicht verträgt, kann ja in eine Sonntagsfeier für freie Menſchen gehen, wenn er ſich davon mehr verſpricht. Das Leben ſelbſt iſt doch eine ſo ſeriöſe Dauerſache, daß man alles, was ſo kolibrileicht fliegt und leichtſinnig zwitſchert, beſonders gern haben ſollte. Wenn man gar die Wichtigtuerei mit der Liebe hinreichend ſatt hat, die neun Zehntel unſerer ſogenannten ſchönen Literatur ſo verfälſcht und ungenießbar macht wie Kunſthonig, tut es einem ganz wohl, einmal einem richtigen Frauenzimmer zuzuhören, das munter und ſpitzig aus der Schule plaudert.

Da vermutlich noch viel Zeit ins Land ginge, bis ich ſoviel Muße hätte über Eduard Engels Deutſche Stilkunſt (Leipzig, Freytag, gebunden 5 Mark) ſo ausführlich zu ſchreiben, wie ich möchte und das Werk es verdiente, darf ich wohl ſagen, daß ich ſeit langem in dieſem höchſt anregenden Buche leſe und immer wieder leſe, und daß ich glaube, jeden, der es erwirbt, wird es anregen, manchmal zu Kritik, meiſtens zu freudiger Zuſtimmung. Vor allem aber gehört es auf den Schreibtiſch und oft in die Hand der meiſten, die ſich öffentlich der deutſchen Sprache bedienen und aller, die ſie lehren. Seit Schroeders Büchlein Vom papierenen Stil iſt nichts ſo kräftig Forderndes über den Gegenſtand geſchrieben worden, wie das Buch von Engels. Es enthält ſchon ſtofflich ſo viel, daß man den Inhalt nicht des einzelnen Abſchnittes, ſondern beinahe jeder Seite ausſchreiben müßte, um nur einen Begriff zu geben. Vernichtende Hiebe fallen gegen die dumme Fremdwörterei, gegen die akademiſche Geziertheit, gegen feuilletoniſtiſchen Schwulſt und Schwindel. Beſonders erfreulich iſt an dem Buch von Engels, daß er nicht nur das Falſche als lächerlich, ſondern das Schöne und Kraftvolle als ehrwürdig erweiſt; daß er neben die Muſter undeutſchen Unſtils die Muſter und Meiſter deutſchen Stiles ſtellt. Wenn ſeine Kritik auch vor großen Namen nicht halt macht, mögen ihm das die Träger kleiner Namen ankreiden; man denkt darum nicht geringer von einem bedeutenden Mann, wenn man ſeine Manier als Manier verwirft.

So wenig es die gebildetſten Reiſenden ſind, welche mit Nichtbenützung des Bädekers kokettieren, ebenſowenig ſind es die gebildetſten Leſer, welche hochnäſig auf die Literaturwiſſenſchaft herabblicken zu dürfen glauben. In Deutſchland iſt unter den Snobs das eine wie das andere ein wenig Mode. Gegen dieſe Mode richtet ſich der gehaltvolle kleine Vortrag „Dichtung und Kritik“, den Harry Mayne in Bern gehalten hat (München, Beck). Ruhig und überlegen fertigt Mayne all die dummen Phraſen ab: vom nur nörgelnden Rezenſenten, von der Überflüſſigkeit des Literarhiſtorikers, von der Falſchheit des Suchens nach Einflüſſen, von der Modellſchnüffelei, der Waſchzettelausgrabung, der Goethephilologie. Er ſpricht offen von dem „ſtets angeſpannt auf die Kritik gerichteten Blick unſerer heutigen Dichter“; von den „Kaffeehausdichterlingen, die ſich immer unterſchätzt fühlen“. „Mancher Dichter — wir könnten ausplaudern! — läßt ſich in dem Wunſche entdeckt zu

werden, ſogar arge Würdeloſigkeiten zuſchulden kommen; und iſt er entdeckt, ſo iſt er der eifrigſte, ſeinen *manager* durch Beſchaffung von exaktem Material, ja durch Auslieferung ſeines literariſchen Nachlaſſes ſchon bei Lebzeiten nach Möglichkeit zu fördern, kurz alle die ſonſt ſo tief verachtete literarhiſtoriſche Kärrnerarbeit ſelbſt zu leiſten." Wogegen er ſich kräftiger wenden dürfte, iſt die Hurtigkeit, mit der manche Literarhiſtoriker den jüngſten Modeautoren nachzappeln. Man möchte meinen, die Exploitierung der Literatur ſei auf Submiſſion ausgeſchrieben, und am meiſten Ausſicht hätte der Submiſſeſte. Demnächſt werden wir Kollegien über Karlchen und Joſef Filſer angekündigt leſen.

Nicht, daß ich Joſef Filſer gering ſchätzte, wenn ich auch finde, daß ſein geiſtiger Erzeuger Ludwig Thoma, der dem „Briefwechſel eines bayeriſchen Landtagsabgeordneten" die fidele Bauernpoſſe „Erſter Klaſſe" und jetzt dieſe neue Reihe „Joſef Filſers Briefwexel" folgen ließ, mit dieſen drei Werken den Humor der Geſtalt wohl erſchöpft hat, und, wenn er Filſer weiter ſchreiben läßt, Gefahr läuft, aus einem köſtlichen Einfall durch ſtete Wiederholung ein Kliſchee zu machen: eine Gefahr, die für alle Witzblatt-Typen beſteht, mögen ſie Schulze und Müller oder Karlchen und Biedermayer oder *'Arry* im *Punch* heißen. Joſef Filſer ſteht dichteriſch auf einer ganz andern Höhe; er iſt ein ebenſo genialer Griff wie Eiſele und Beiſele in den Fliegenden es waren. Er iſt viel mehr als eine Witzblattgeſtalt; er iſt eine volkstümliche Geſtalt faſt wie John Bull. *He may not be so wonderfully fine a fellow as he thinks himself, but he is at least twice as good as his neighbours represent him* ſagt W. Irving von John Bull. Nationale Typen und alles, was hier einſchlägt, pflegen weder zu ſchmeichein noch ſich zahmer Objektivität zu befleißen; ſie wollen vergröbern, müſſen karikieren. Daß die Karikatur eines Bauern um ein erkleckliches gröber ausfällt, als die eines Landjunkers wie John Bull, iſt klar. Fragt ſich nur eines: ob die Betroffenen ſich im Zerrſpiegel erkennen. Ich glaube ſicher. Als Thoma ſeinen erſten Filſerbrief ſchrieb, hatte er ſchwerlich eine Ahnung, was er noch alles aus dieſer Geſtalt herausholen würde. Sie iſt ihm unter den Händen gewachſen. Wir kennen Filſers Weib, ſeine Freunde und Gegner, ſein Dorf und ſeinen Hof, die Honoratiorenwelt des Dorfes, Pfarrer, Lehrer, Kommandant, kennen ſeine Tätigkeit als Abgeordneter, welche im richtigen Abſtimmen zur richtigen Zeit beſteht, und ſeine Nöte als Hausvater, als Landwirt, als Pfarrkind, als Dorfautorität. Wir verfolgen, wie er mit der nie verſagenden trockenen Schlagfertigkeit des altbayeriſchen Bauern die politiſchen Ereigniſſe ſich und ſeinen Wähiern zurechtlegt. Er tut es von ſeinem Standpunkt aus, der nicht ſehr hoch iſt. Von welchem aus ſollt' ers ſonſt tun? Und wenn ſein Standtpunkt nicht hoch iſt, ſo iſt er dafür auch nicht dumm. Für ihn iſt die Politik eine Art Kuhhandel: aber ſteht er mit dieſem Standpunkt ſo ſehr allein? Ich muß ſagen, daß mir dieſe neue Reihe der Filſerbriefe lieber iſt als die erſte, die durch erotiſche und ſäkaliſche Pikanterien beeinträchtigt wird. Wenn Filſer ſich mit der Geiſtlichkeit ein wenig neckt, darf man an das bekannte Sprichwort denken. Der altbayeriſche Bauer iſt auf ſeinen Pfarrer ebenſo angewieſen wie ſein Pfarrer auf ihn. Filſers Vergleiche ſind ganz ſeiner bäuerlichen Welt entnommen und von homeriſcher Friſche. Im Parlament iſt „einmal ein Geſchwätz geweſen wie in dem größten Saufall, wann gefüttert wird". Der bayeriſche Abgeordnete in Berlin „iſt ein ſtiller Ochs, wo

ſeinen Haxen hinhalt, und ſich beſchlagen laßt, und bald er ein ſchlechtes Hufeiſen kriegt, muß er hinken, aber darf nicht widerſpenſtig ſein, ſonſt haut man ihn mit der Geißel über das Fotzmaut". „In der Politik muß man es machen wie im Wirtshaus: bald ein Freund zuhaut und eine Fotzen hergibt, ſieht man es nicht, aber bald die anderen herſchlagen, ſieht man es ſchon und iſt voller Abſcheu." Mit der Landtagswahl verhält es ſich ähnlich wie mit dem Viehhandel: „Den Abgeordneten darf man überhaupts nicht mehr zurückgeben, ſondern muß ihn behalten, bald er noch ſoviele geſetzliche Fehler hat." Joſef Filſer hat eine Ahnung wie es manchmal im (ungariſchen?) Parlament ſein wird: „Da geht es zu als wie im Frühjahr, wann man die Saubären auslaßt und fahren ganz damiſch herum und grunzen abſcheulich." Noch manches wäre zu ſagen über Filſers Sprache, dies koſtbare Bauernhochdeutſch, das faſt grundſätzlich alle langen Vokale des Neuhochdeutſchen kurz und alle kurzen lang ſpricht, da der Dialekt hinſichtlich der Vokalquantitäten vielfach noch den mittelhochdeutſchen Stand feſthält; ſeine Verballhornungen von Fremdwörtern, denen ebenfalls zum Teil phonetiſche Prinzipien zugrundliegen, wie Offazier, Protaſtant, Diszaplin, Regament uſw., die ſo echten Wiederholungen; die nicht minder echten papierenen Wendungen „Der Sohn des Volkes", „unſereins wo hinter dem Pflug hergeht". Ich finde, daß Thoma in dieſen Briefen wie in ſeinen Bauern-Einaktern reiner im Stil iſt, als im „Wittiber", im „Böſt" und im „Agricola". Der Dialekt iſt, gleichwie der Archaismus, ein Tyrann, beide kennen nur Folgerichtigkeit bis ins Letzte, oder aber höchſtens ganz leichte dialektiſche Färbung. In einem hochdeutſchen Roman den ganzen Dialog im Dialekt oder, wie die Handel-Mazzetti tut, in Archaismen zu ſchreiben, zerſprengt die ſtiliſtiſche Einheit, ich möchte faſt ſagen, die Natur des Kunſtwerkes als einer in ſich ſtilreinen Schöpfung. Das Politiſche an dieſen Briefen intereſſiert mich nicht, da jede Partei gleich viel wert iſt. Dieſer Standpunkt iſt vermutlich auch der des Verfaſſers, aber er kommt nicht deutlich genug heraus. Dieſer Ökonom gießt (um ein filſeriſches Bild zu gebrauchen), den Odel ſeines Witzes nicht gleichmäßig aus. Aber vielleicht ſpart ſich Thoma die anderen Stände und Parteien nur auf. Er wird ſicher des Bauern müde werden weil er ihn zu genau kennt; er wird auch einmal einen Juriſten einen Brief ſchreiben laſſen, einen Rechtsanwalt z. B., oder einen Bürgermeiſter, oder einen Landgerichtsrat; er kennt ja auch ſolche Kreiſe. Seien wir verſichert, daß dieſe Briefe nicht minder luſtig zu leſen ſein werden. Wenn es hinter ſchwarzen Kuliſſen nicht nach Veilchen riecht, ſo duftet es hinter roten wahrſcheinlich auch nicht nach Roſen.

Emile Faguet hat zwei nette Bände veröffentlicht, beide bei Hachette (Paris). *L'art de lire* heißt der eine, *En lisant les beaux vieux livres* der andere. *Pour apprendre à lire,* beginnt jenes, *il faut d'abord lire très lentement et ensuite il faut lire très lentement et toujours, jusqu'au dernier livre qui aura l'honneur d'être lu par vous, il faudra lire très lentement.* Faguet hat ſchon in *Pour qu'on lise Platon* und *En lisant Nietzsche* ſeine Anweiſungen zum Leſen gegeben; von dem letzteren Buche ſagte mir unſer Ernſt Holzer einmal, es ſtehe trotz vieler Schiefheiten und Flachheiten an geiſtiger Bildung weit über dem Durchſchnitt der deutſchen Literatur über Nietzſche. *Tous, tant que nous sommes,* beginnt das zweite ſeiner neuen Bücher, *nous*

lisons trop vite et c'est ainsi que le style se perd et même la langue. In zwanzig Kapiteln behandelt es Homer und Vergil, Rabelais und Montaigne, und alle klaſſiſchen Franzoſen des 17. und 18. Jahrhunderts; vom 19. Chateaubriand, Lamartine, de Vigny, Victor Hugo, Muſſet, Balzac. Faguet iſt vielleicht manchmal ein wenig pedantiſch, aber ſeine Pedanterie iſt geiſtreich, vornehm, liebenswürdig. Auch er zerpflückt die Schönheit der Dichtung, aber als ein in ſeine Flora verliebter Botaniker. Wir haben dieſe Art Literatur über Literatur nicht, weil uns die feſte Tradition fehlt, die Liebe zum Wort und zum Werk, die der junge Franzoſe im Blut hat, eh er auf die Welt kommt.

Was war es doch, das Sie nicht ruhen ließ, verehrter Herr von Heymel, den Eduard den Dritten von Chriſtopher Marlowe zu überſetzen? Luſt des nachdichtenden Philologen beſtimmt nicht; ebenſowenig Laune an einer Ausgrabung aus Mangel an Verhältnis zur Gegenwart. Ich glaube, es war jenes Grundgefühl des guten Leſers: ein Werk aus alter Zeit erſt dann ſich ganz zu eigen zu wiſſen, wenn wir mit eigenen, mit unſeren Mitteln es in uns nicht nur nachgedacht und nachempfunden, ſondern auch nachgebildet und nachgeſungen haben. Iſt es nicht dieſes ſelbe gebieteriſche Gefühl, das Rudolf Borchardt zu ſeinem, Borchardts, Dante zwang, und Rudolf Alexander Schroeder zu ſeinem Homer? Frühere Jahrzehnte laſen nicht minder innig die größten Dichter; laſen, und begnügten ſich mit dem unbeſtimmten Genuſſe, den genauere oder ſelbſt ungenaue Kenntnis des Urbilds und ein faſt ſchöpferiſches Gefühl der Unzufriedenheit mit der jeweils beſten vorhandenen Überſetzung ausmachten. Irre ich, wenn ich ein Geſchlecht herangewachſen ſehe, das unbekümmert um alles Geleiſtete ungeduldig verlangt, alles neu zu leiſten, und alles allein zu leiſten? Das erſt dann glaubt den Homer oder irgend einen der Eliſabethaner ganz erfaßt zu haben, wenn es deſſen Verſe mit eigenen Mitteln nachgedichtet hat, ſeien dieſe Mittel ſo begrenzt oder ſo vielſeitig ſie mögen? Ein Geſchlecht, das ſeinem Gefühle ſchöpferiſcher Unzufriedenheit zutraulich folgt und nicht mehr ſpielend, ſondern arbeitend genießt? Immer wieder geht der rätſelvolle Zauber von den großen, ewigen Formen aus: vom Hexameter Homers, der Terzine Dantes, dem Blankvers der Eliſabethaner, und verwiſcht, wie mit magiſcher Hand, alles vorher entgegen Geleiſtete läßt es, wie Urgroßvaters Kleider, zopfig, wie Vaters Anzüge, ſchlotternd erſcheinen, läßt uns nicht ruhen, bis wir ein neues, unſer neues und ganz perſönliches Verhältnis zu dem Großen gefunden haben, das einſt da war. Wir haben für die großen Übergangenen heute ein wärmeres Herz und eine zartere Hand als für die großen, goldenen Götter; das Schickſal des Marlowe, ſein Werk — und nicht nur jene barock-tiefſinnige Vorform des Fauſt rühren uns ebenſo ſtark ans Herz, wie das Shakeſpeares ſelbſt; das faſt Unmögliche reizt uns ſonderbar an, den Vers einer ſchon im 16. Jahrhundert unſäglich knappen Sprache mit den nicht ganz zulänglichen Mitteln einer noch im zwanzigſten umſchweifenden und redſeligeren nachzuzeichnen, Vers für Vers, Hauptton für Hauptton, lieber um eine Linie zu Engliſch als um eine halbe zu Deutſch. Aber ich verſtünde Sie völlig falſch, hätt' ich Ihrer Neudichtung nur dieſe Freude an der Bewältigung Patin ſtehen laſſen. Es war vielmehr das Gefühl für eine furchtbare und erſchütternde Verknüpfung königlichſten Hochmutes mit menſchlichſter Gemütsanlage, das Sie

kwang, dem bunten und grausamen Schicksal dieses Eduard mit der Liebe des Dichters und der Treue des Nachdichters zu folgen: den fast spätrömischen Gesichten seiner Lüste und den entsetzlichen Gesichten seiner Sühne, einer Szene, so abschreckend groß, so erbarmungslos tragisch, wie nur jene Zeit wagen durfte sie auf die Bühne zu bringen; eine Szene, vor welcher die Träne vor Grauen zu Eis wird, widerwärtig und erhaben, wild, und chronikhaft-treuherzig burlesk, wie nur das Leben selbst war in jenen wilden, grauenvoll lebendigen, grauenhaft mörderischen Tagen.

Darf ich andeuten, worauf Sie alles verzichtet haben? Daß Schönheit des Versklangs Ihnen ein Verdacht, shakespearisierende und schiegellsche Schablone ein Greuel war? Daß es Ihnen einzig darauf ankam, ein furchtbares Werk furchtbar, eine prägnante Sprache wuchtig, einen rauh behauenen Blankvers kantig, alle sogenannte dichterische Schönheit verachtend, scharf, schneidend nachzubilden? Sie suchten den Ausdruck des Ganzen, nicht das vielleicht effektvollere *Espressivo* des Einzelnen. Der Marlowesche Vers hat unter Ihren Händen den musikalischen Reiz verloren, den er nur in fälschenden Abschwächungen besaß, und jene einsilbige finstere Sprödigkeit wiedergefunden, die er im Original besitzt. Josef Hofmiller.

Die Lehren des Müllheimer Eisenbahnunglücks.

Seit dem schweren Eisenbahnunglück bei Spremberg am 7. August 1905, bei dem 16 Personen ums Leben kamen und weit über hundert mehr oder minder schwer verletzt wurden, hat kein ähnliches Ereignis die Öffentlichkeit dermaßen erregt und das Vertrauen zu der Betriebssicherheit der deutschen Eisenbahnen auf eine so harte Probe gestellt, wie das furchtbare Eisenbahnunglück, das sich am 17. Juli vorigen Jahres vor der badischen Station Müllheim zugetragen und das erst jetzt seine strafrechtliche Sühne gefunden hat. Die ausgedehnte Voruntersuchung — die zehn Monate beansprucht hat — und die sehr eingehende Verhandlung vor der Strafkammer des Landgerichts Freiburg beweisen, mit welcher Sorgfalt alle Einzelheiten erforscht worden sind. Mit mustergültiger Sachkunde und Ruhe haben bei der Verhandlung — nach den mir vorliegenden sehr ausführlichen Berichten der Freiburger Zeitung — Vorsitzender, Staatsanwalt und Verteidiger zusammengewirkt, um das Schuldmaß der angeklagten Beamten festzustellen. Ganz von selbst ergab sich daraus die Notwendigkeit, alle bei dem Unfall in Betracht kommenden bau-, maschinen- und verwaltungstechnischen Einrichtungen genauestens auf ihre Zweckmäßigkeit zu prüfen. Auch den zum Teil außerordentlich weitgehenden Beweisanträgen der Verteidiger ist dabei durch Anstellung erneuter technischer Versuche und dergleichen mehr in bemerkenswertem Umfange stattgegeben worden.

Die durch die Schwere des Falles gerechtfertigte Mühe so tiefen Eindringens in ein außerordentlich kompliziertes technisches Gebiet hat gute Früchte getragen. Sie hat nicht allein zu einer dem allgemeinen Rechtsempfinden entsprechenden Abwägung von Schuld und Sühne geführt; darüber hinaus hat sie — zur Beruhigung des reisenden Publikums — den Beweis erbracht, daß die deutschen Staatsbahnen bei aller Sparsamkeit, zu der sie zum Teil durch mangelhafte Erträgnisse genötigt sind

es jederzeit als ihre vornehmſte Pflicht betrachten, den Verkehr mit allen Sicherungen zu umgeben, die eine vorgeſchrittene Technik und ein ſorgfältig geſchultes Perſonal zu gewährleiſten vermögen. Daß demungeachtet im einzelnen noch immer mancherlei verbeſſerungsbedürftig iſt, ſoll nicht beſtritten werden. Zweifellos werden die berufenen Stellen es ſich angelegen ſein laſſen, die aus der Voruntersuchung wie aus der Verhandlung ſich ergebenden Lehren zu verwerten. Soweit ich zu überſehen vermag, wird es ſich dabei nicht nur um eine überſichtlichere Anordnung einzelner zu beſonderer Vorſicht mahnenden Signale und um eine ſchärfere Umgrenzung der Verantwortlichkeit und des Zuſammenwirkens der Lokomotiv- und Fahrbeamten (Lokomotivführer, Heizer und Zugführer) handeln; nicht zuletzt wird es meines Erachtens auch erneuter Erwägung bedürfen, ob es angängig iſt, den für die Sicherheit des fahrenden Zuges in erſter Linie verantwortlichen Beamten, beſonders dem Lokomotivführer, von dem unausgeſetzt angeſpannte Aufmerkſamkeit verlangt werden muß, eine durch keine längere Ruhepauſe unterbrochene Dienſtdauer von mehr als vier Stunden zuzumuten. (Nach den jetzigen Vorſchriften iſt ihre Ausdehnung — bei Eil- und Schnellzügen — bis auf ſechs Stunden zuläſſig). Außerdem wird das Müllheimer Eiſenbahnunglück zu einer ſtrengeren Auswahl der verantwortlichen Lokomotiv- und Fahrbeamten führen müſſen. Denn daß ein vorzeitig gealterter — mit Gefäßverkalkung behafteter — Mann, als der ſich der angeklagte Lokomotivführer erwieſen hat, nicht zur Führung von ſchnellfahrenden Perſonenzügen geeignet iſt, muß auch dem Laien einleuchten. Und der Mangel an entſchloſſenem Eingreifen angeſichts drohender Gefahr, den der mitangeklagte Zugführer gezeigt hat, hätte ſeinen unmittelbaren Vorgeſetzten kaum bis zu dem Unglückstage verborgen bleiben dürfen.

Daß die grobe Nachläſſigkeit des Lokomotivführers mit zwei Jahren vier Monaten und das fahrläſſige Verhalten des Zugführers mit ſechs Monaten Gefängnis geahndet worden iſt, wird im Hinblick auf die ſchweren Folgen (14 Tote, 98 mehr oder minder ſchwer Verletzte, dazu an Materialſchaden und Entſchädigungen an die Hinterbliebenen und Verletzte rund 1 300 000 Mark) keinesfalls zu hart erſcheinen. Für die über den Lokomotivführer verhängte Strafe iſt ausgeſprochenermaßen entſcheidend geweſen, daß er ſich vor Antritt ſeines verantwortlichen Dienſtes, ſtatt die vorausgehende ausreichend bemeſſene Ruhezeit ihrer Beſtimmung entſprechend zu verwenden, in verſchiedenen Wirtſchaften und Cafés dem Genuß alkoholiſcher Getränke hingegeben hat. Nach den gerichtlichen Feſtſtellungen hat er in dieſer Zeit (15 Stunden) 8 Schoppen Bier mit einem Geſamtinhalt von 3 Litern, 1 Liter Wein, 1 Schnaps und — unmittelbar vor Dienſtbeginn — ein Glas Apfelwein, dazwiſchen eine Fleiſchmahlzeit mit Gemüſe und an dem Unglücksmorgen ein Ei genoſſen. Dieſer Alkoholgenuß und der Mangel an Ruhe haben ihn dann bei der damals herrſchenden Hitze bald nach Beginn der Fahrt in einen ſchläfrigen („döſigen") Zuſtand verſetzt, der ihn zur ordnungsmäßigen Wahrnehmung ſeines Dienſtes unfähig machte und ihn entgegen der ihm in Baſel behändigten Vorſchrift die Umbauſtelle vor der Station Müllheim ſtatt mit „höchſtens 20 Kilometer" mit 107 Kilometer Geſchwindigkeit in der Stunde befahren ließ.

Während nach dem Spremberger Unfall (der bekanntlich durch einen unter der

Nachwirkung reichlichen Alkoholgenusses stehenden Stationsbeamten herbeigeführt wurde) das Gericht befremdlicherweise entgegen den klaren Feststellungen der Voruntersuchung in seiner Urteilsbegründung davon ausging, daß der angeklagte Stationsbeamte „in keiner Weise unter der Einwirkung des Alkohols gelitten hatte" hat die Freiburger Strafkammer unumwunden der Überzeugung Ausdruck gegeben daß das Müllheimer Unglück nicht geschehen wäre, wenn der Lokomotivführer seine Ruhezeit richtig benutzt und nicht unter der Nachwirkung des Alkohols gestanden hätte.

Aus dieser Tatsache ergibt sich aber für die Eisenbahnverwaltungen, und nicht allein für die deutschen, eine weitere sehr ernste Lehre: daß es keineswegs genügt, den Beamten des eigentlichen Betriebsdienstes den Genuß alkoholischer Getränke im Dienst und in den kleineren Dienstpausen zu verbieten (ein Verbot, das übrigens noch immer nicht überall genügend beachtet wird), sondern daß, wie in meiner Schrift „Alkohol und Verkehrswesen" (4. Auflage, Mäßigkeitsverlag Berlin) ausführlich dargelegt ist, das Verbot auch auf die Zeit von mindestens acht Stunden vor Beginn des Dienstes ausgedehnt werden muß, wenn die von Kräpelin und anderen einwandfrei festgestellten schädlichen Nachwirkungen mehr oder minder reichlichen Alkoholgenusses auf die Gehirntätigkeit mit Sicherheit vermieden werden sollen.

Als unter dem frischen Eindruck des Spremberger Unfalls und anderer durch angetrunkene Beamte herbeigeführter minder schwerer Unfälle (vergleiche Seite 5 ff. a. a. O.) die bekannten Alkoholverbote ergingen, galt der „mäßige" Genuß — dessen Grenzen übrigens außerordentlich schwankend sind — noch ziemlich allgemein als nicht verwerflich, so daß man Bedenken tragen konnte, die persönliche (Trink-) Freiheit allzuweit einzuengen, zumal der Alkohol damals noch fast durchweg als ein nahezu unentbehrliches „Stärkungsmittel" angesehen wurde[1]). Inzwischen sind aber die Vorurteile zugunsten dieses bedenklichen und unter Umständen nicht bloß für den Eisenbahndienst geradezu gefährlichen Genußmittels auf Grund der neueren Forschungen durch die rührige alkoholgegnerische Bewegung dermaßen erschüttert worden, daß auch die von mir längst empfohlene Ausdehnung des Alkoholverbots kaum noch auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen dürfte.

Traunstein. Eisenbahndirektor a. D. Otto de Terra.

Notizen.

Ein Brief aus Schönleins Studentenzeit. Dr. Erich Ebstein in Leipzig schreibt uns: Seit einigen Jahren mit der Sammlung der Briefe des Klinikers Schönlein beschäftigt, bin ich dank der nie ermüdenden Liebenswürdigkeit von Schönleins Tochter, Frau Geheimrat Seuffert, in der angenehmen Lage, den frühesten noch

[1]) Wer sich über die wahre Natur des Alkohols und die furchtbaren Schäden unterrichten will, mit denen seine heutige Verbreitung als Genußmittel nicht nur die Wohlfahrt der lebenden Geschlechter, sondern namentlich auch die Zukunft der Rasse bedroht, dem sei eine neuere Schrift „Die Rauschgetränke" von Dr. med. A. Holitscher Verlag Melchior Kupferschmid, München) als besonders klar und instruktiv empfohlen.

erhaltenen Brief des großen Mannes vorzulegen. Das Dokument iſt gerade vor hundert Jahren geſchrieben; es entſtammt Schönleins Studentenzeit und darf hier als eine Säkularerinnerung Platz finden.

Johannes Schönlein — den Beinamen Lucas ſcheint er ſich erſt ſpäter zugelegt zu haben — war am 30. November 1793 zu Bamberg als eines wohlhabenden Seilermeiſters Sohn geboren. Das Geburtshaus in der jetzigen Königſtraße ſteht noch, wie ich mich letzten Sommer überzeugt habe, und iſt mit einer Gedenktafel geſchmückt. Nachdem der junge Schönlein von 1804—11 ſeine Gymnaſialbildung in ſeiner Vaterſtadt vollendet hatte, bezog er im Herbſt 1811 die Univerſität Landshut, wo er, als Kandidat der Philoſophie inſkribiert, die Naturwiſſenſchaften (Mineralogie, Botanik, Zoologie, Phyſik und Chemie) bevorzugte, denen er auch ſein ganzes Leben[1]) treu blieb; erſt dann trat er zur Medizin über, und widmete ſich unter Tiedemanns Leitung mit Vorliebe der vergleichenden Anatomie, ohne die mediziniſchen Disziplinen zu vernachläſſigen. Im ganzen währte ſeine Studienzeit in Landshut nur anderthalb Jahre; denn Oſtern 1813 ſah ihn in Würzburg, wo ſeine eigentliche Laufbahn begann. Aber bereits in Schönleins Landshuter Zeit waren, wie Rudolf Virchow ſich ausdrückt, die Bedingungen ſeiner Entwicklung und die Grundrichtung ſeines Denkens im Großen feſtgeſtellt.

Davon gibt beredtes Zeugnis der Brief an ſeine Eltern, den er im Alter von neunzehn Jahren geſchrieben hat, und der bereits das Programm für ſeine Zukunft enthält:

An Herrn Thomas Schönlein Wohlgebohren zu Bamberg.

Landshut, d. 4ten Jul. [1]812.

Liebſte Eltern!

Doppelt erfreute mich Ihr letzter Brief. Auf der einen Seite war er mir Verſicherung der gänzlichen Wiederherſtellung der lieben Mutter, weswegen ich ſehr in Sorgen ſchwebte; auf der andern Seite machte er mir Ihre Einwilligung in meinem Entſchluſſe bekannt. Nicht ohne einige Beſorgniß öffnete ich den Brief; doch wie ſchnell ſchwanden alle dieſe Beſorgniſſe! Wie ſehr bin ich Ihnen Dank ſchuldig für ihre unermeßliche Güte; mit der Sie meiner Bitte entgegenkamen! Aber dieſe Bitte war kein kindiſcher Wunſch, ſie an Sie zu thun hatte ich die triftigſten Gründe und Urſachen, wovon mein letzter Brief ſchon einige enthielt, und wovon der jetzige auch noch einen und den andern Ihnen anzeigen ſoll. Ihre gütigſte Erlaubniß würde ich nähmlich zu einer Reiſe in die warmen Bäder von Gaſtein im Salzburgiſchen benutzen. Dieſe Bäder ſind allgemein berühmt, und jährlich wandern Studenten und Bürger aus Landshut dahin. Hofrath Schultes hat mir auch ſchon lange gerathen, wenn es mir möglich wäre, dieße Bäder zu beſuchen, weil ſie mich gewiß von dem beſchwerlichen Gaſte völlig befreyen würden; denn der Ausſchlag verlaſſe mich zwar immer im Sommer, käme verſtärkt aber im Winter wieder, bis ich eine ganz neue Haut bekommen hätte, was blos allein durch häufige warme

[1]) Nach Schönleins Tode erſchien von Schönlein, herausgegeben von Aug. Schenk „Abbildungen von foſſilen Pflanzen aus dem Keuper Frankens.“ Mit 13 Abbildungen. Wiesbaden 1865. — Ich konnte das Prachtwerk auf der Kgl. Univerſitätsbibliothek in Göttingen (Min. 215) einſehen.

Bäder möglich ſey. Nebſt der Herſtellung meiner Geſundheit habe ich aber bey dieſer Reiſe noch einen andern, für mich nicht weniger wichtigen Zweck. Ich würde nähmlich die Reiſe in naturhiſtoriſcher Hinſicht machen, und zu naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungen bieten mir Salzburgs Gebirge, Seeen in jeder Hinſicht den reichlichſten Stoff dar. Da ich die Natur-Geſchichte zu einem Haupttheil meiner Studien gemacht habe, ſeitdem ich überzeugt bin, daß man nur auf dießem Wege ein großer Arzt werden kann, und dieß eben der Fehler iſt, daß die Naturforſcher nicht Aerzte, die Aerzte hingegen nicht Naturforſcher ſind; ſo werden Sie ſelbſt die Wichtigkeit dieſer Reiſe einſehen. Auch habe ich mich gegen die Profeſſoren Schultes und Fuchs, dieſe Reiſe zu machen, ſchon anheiſchig gemacht, die mich durch Empfehlungsſchreiben und alle mögliche Art dabey zu unterſtützen verſprochen. In Salzburg, welches nur 14 Meilen von hier liegt, muß ich ohnedieß auch mit Köferlein einiger Zeugniſſe wegen ſprechen. Dieß iſt mein Vorſatz. Die Entſcheidung darüber lege ich, theuerſte Eltern, in Ihre Hände. Möchten Sie mir Ihren Entſchluß bald möglichſt bekannt machen, daß ich die nöthigen Anſtalten zu treffen im Stande bin, und ich bey dem Senate um die Erlaubniß nachſuchen kann, mich bis Mitte Auguſts zu entlaſſen; was gar keine Schwierigkeit hat. Was meinen Plan betrifft, den Sie, wie Sie ſagen, noch nicht recht wiſſen, ſo ſteht er ſchon ganz feſt gegründet in meiner Seele, ob er ausgeführt werden kann, muß ſich bis im December entſcheiden; wo ich Sie dann mit dem Ganzen bekannt machen werde, was Sie gewiß nicht mißbilligen. Soviel mag ich Ihnen ſagen. Für die gewöhnlichen Mediciner iſt in Bayern die ſchlechteſte Ausſicht. Männer nicht ohne Verdienſt ſuchen vergeblich Anſtellungen zu erhalten. Der Miniſter hat beſtimmt erklärt, daß er kein Phyſikat mehr beſetzen wolle. Einestheils hat die Regierung vollkommen Recht, wenn auch gleich der Unſchuldige mit dem Schuldigen leiden muß; jeder, welcher für kein anderes ſach tauchte [!], glaubte für die Medicin hinlängliche Anlagen zu haben, ſo wurden die beſchränkteſten und elendeſten Köpfe Mediciner, was die hieſige Univerſität leider nur zu ſehr beweiſt. Durch jene Maßregel der Regierung wird nun dießem Unfuge Einhalt gethan werden. Der wiſſenſchaftlich gebildete Mediciner iſt überall willkommen, während der Pfuſcher zu Grunde gehen muß. Meine Abſichten giengen aber nie auf die Erlangung eines Phyſikats und einer Beſoldung von 600 Guldchen. Ich treibe die Medicin, nicht des Gewinnes wegen, ſondern aus den reinſten, uneigennützigſten Abſichten, den Zuſtand, wodurch ich dieße Abſicht erreiche, können Sie nicht errathen; ihn zu erreichen werde ich mit aller Kraft ſtreben. Aufwand von Zeit und Geld gehört noch dazu; erſteren kann blos allein ich machen, und mit letzterem hoffe ich weder Ihnen, noch weniger aber dem Staate beſchwerlich zu fallen; denn bey uns in Bayern macht man es ſich zur beſonderen Pflicht, jeden angewandten Kreuzer, dem, für welchen er angewandt wurde, tauſendmal jährlich ins Gedächtniß zurückzurufen. Doch dieß alles ſey unter uns geſagt, mehr darüber wird einſt mündlich, ſo Gott will, mit Ihnen ſprechen

Ihr gehorſamſter Johannes.

Die Elſaß-lothringiſche Erbſchaftsſteuer. Die Bemerkungen, mit denen Herr Dr. Heim im vorigen Heft meine Ausführungen zur Reichserbſchaftsſteuer

beantwortet hat, geben mir im allgemeinen keine Veranlassung, die Diskussion fortzusetzen. Nur eine tatsächliche Richtigstellung scheint mir notwendig.

Herr Dr. Heim sagt gegen den Schluß seiner Antwort, er erblicke in einer Erbschaftssteuer mit mangelhafter Kontrolle keinen Fortschritt, und fährt dann fort:

„Deshalb habe ich auch auf das einzige deutsche Land mit einer ungenügenden Erbschaftssteuer für Kinder und Ehegatten, auf Elsaß-Lothringen verwiesen. Die reichsländische Erbschaftssteuer hat infolge ihrer mangelnden Kontrollbestimmungen die Wirkung, daß sie zu 4/5 von dem sichtbaren Besitz und nur zu einem geringen Prozentsatz vom Kapitalvermögen getragen wird. Die Feststellungen, die diesbezüglich seinerzeit der elsässische Reichstagsabgeordnete Will gemacht hat, wurden amtlich nie widerlegt. Die Widerlegung wurde in Aussicht gestellt, aber diese Widerlegung an Hand der Statistik läßt heute noch auf sich warten."

Diese Behauptung ist unrichtig. Herr Dr. Heim hat übersehen, daß in der Sitzung des Elsaß-Lothringischen Landesausschusses vom 21. April 1910 der Regierungskommissar, Regierungsrat Grünewald, veranlaßt durch eine vom Abgeordneten Alfred Wolf gestellte Anfrage, sich eingehend mit den Behauptungen des Reichstagsabgeordneten Will beschäftigt hat.

Aus seinen Ausführungen zitiere ich hier nur folgendes. Nachdem Redner erklärt hatte, dem Reichstagsabgeordneten Will hätte amtliches Material nicht zur Verfügung gestanden und es beständen überhaupt keine genauen Nachweisungen darüber, wie sich der Gesamtbetrag der Erbschaftssteuer auf die einzelnen Erbschaftsmassen, wie Grundstücke, bewegliche Sachen und Wertpapiere verteile, fuhr er wörtlich fort:

„Dagegen wurde bis zur Einführung der Reichserbschaftssteuer, also bis zum Jahre 1906 einschließlich, eine genaue und zuverlässige Statistik geführt, aus der sich ergibt, daß in den Jahren 1891—1906 von dem gesamten erbschaftssteuerpflichtigen Vermögen etwa durchschnittlich 49,6 % auf zinstragendes, bewegliches Kapital entfallen, also der Hauptsache nach auf Wertpapiere, und die übrigen 50,4 % auf Grundstücke und andere bewegliche Sachen [das sind lebendes und totes Inventar, Maschinen, Rohstoffe, Warenvorräte, Hausrat usw.] sich verteilen. Zu einem annähernd gleichen Ergebnis gelangt der Nachweis aus dem Jahre 1908, der sowohl die reichserbschaftssteuer- als auch die landeserbschaftssteuerpflichtigen Vermögen umfaßt. Von den im Jahre 1908 erklärten Nachlaßmassen im Gesamtbetrage von 155 Millionen Mark entfallen 73 Millionen Mark auf zinstragendes bewegliches Vermögen, also 47,10 %."

Herr Regierungsrat Grünewald schloß diesen Teil seiner Darlegungen mit dem Hinweis, daß aus der Verteilung der Erbschaftsmassen auch für die Erbschaftssteuer der zuverlässige Schluß gezogen werden könne,

„daß von der gesamten Erbschaftssteuer in Elsaß-Lothringen das zinstragende, bewegliche Vermögen, das, wie ich schon gesagt habe, der Hauptsache nach in Wertpapieren besteht, nahezu die Hälfte der ganzen Erbschaftssteuer aufbringt".

Damit ist also die von Herrn Dr. Heim vermißte Widerlegung der von vornherein ja vollkommen unglaubwürdigen Behauptung, das Immobiliarvermögen

bringe bei der elſaß-lothringiſchen Landeserbſchaftsſteuer vier Fünftel des Geſamtertrages auf, gegeben.

Die ſtatiſtiſchen Angaben, auf denen die Ausführungen des Herrn Regierungsrat Grünewald beruhen, finden ſich im „Statiſtiſchen Jahrbuch für Elſaß-Lothringen". Es ſind dort ſeitdem die Ziffern für 1909 und 1910 hinzugekommen. Geht man den Ziffern genauer nach, ſo werden allerdings, glaube ich, die Angaben des elſaß-lothringiſchen Regierungsvertreters eine gewiſſe Korrektur erfahren müſſen. Die genauere Verwertung dieſer elſaß-lothringiſchen Statiſtik, insbeſondere die Vergleichung der Ziffern über die Reichserbſchaftsſteuer und jener über die Landeserbſchaftsſteuer iſt eine intereſſante Aufgabe, auf die ich vielleicht anderswo zurückkommen werde. Hier darauf einzugehen iſt nicht möglich, auch nicht nötig. Jedenfalls bleibt das Schlußergebnis beſtehen, daß das zinstragende bewegliche Vermögen auch zur Landeserbſchaftsſteuer einen größeren Anteil liefert, als das unbewegliche Vermögen, beſtehend aus den land- und forſtwirtſchaftlich benutzten und ſonſtigen Grundſtücken. Selbſt wenn man das ſonſtige bewegliche, nicht zinstragende Vermögen dem Grundvermögen hinzurechnet, was für weſentliche Beſtandteile desſelben nicht richtig iſt, wird, wie der Regierungsvertreter ausgeführt hat, ein ungefähres Gleichgewicht zwiſchen den beiden Vermögensbeſtandteilen beſtehen bleiben.

Auf keinen Fall kann nach dieſen Ziffern auch nur entfernt davon die Rede ſein, daß die elſaß-lothringiſche Landeserbſchaftsſteuer zu vier Fünftel den „ſichtbaren Beſitz" und nur zu einem geringen Prozentſatz das zinstragende Kapitalvermögen belaſtet.

München. Ludwig Quidde.

Erinnerungen der Freiin von Hedemann. (Ein Blatt der Liebe. Chlodwig Fürſt zu Hohenlohe-Schillingsfürſt und ſeine Freundin „Alex". Mit Originalbriefen des Fürſten, herausgegeben von Denlſe Petit. Eſt-Eſt-Verlag, Berlin 1911.) Fürſt Hohenlohe, in ſeinen Altersjahren der dritte deutſche Reichskanzler, hatte nichts an ſich von jenen geborenen Siegernaturen, die, herriſch zugreifend, Glück und Ruhm mit übermütiger Kraft an ihre Fahnen feſſeln. Der leiſe, zurückhaltende Rhythmus ſeines Lebens bot, ſozuſagen, für raſche Glückszufälle und Gewaltſtreiche keinen Raum; viel eher für Zeiten langen Wartens, zäher Arbeit, ſpäter Erfolge. Auch ſein Nachruhm ſcheint ſich erſt wieder langſam gegen ein mißgünſtiges Geſchick durchſetzen zu müſſen, — um ſo langſamer vielleicht, als dieſem nun nicht mehr der überlegene Verſtand, die kluge Energie des Unermüdlichen die Stange halten können. Seine Denkwürdigkeiten haben einen Preßtumult hervorgerufen, der heute noch auf ſein Andenken drückt. (Vgl. den Aufſatz Guſtav Keyßners im Dezemberheft 1906.) Auch die Erinnerungen der Freundin, die jetzt von einem ſorgſam verſchloſſenen Kapitel ſeines Lebens den Schleier ziehen, werden ſchwerlich zu ſeinen Gunſten wirken.

Titel und buchhändleriſche Anpreiſung geben ihnen beinahe den Anſchein eines bloßen Skandalbuches. Damit würde man der Frau, die an vierzig Jahre Hohenlohes Vertraute ſein konnte, der Nichte und dem Patenkind Alexander von Humboldts und Leutholds Penthesilea, doch unrecht tun. Die romanhaften Geſchmackloſigkeiten, die ganze Form der Erzählung fallen, ſoviel wir wiſſen, größtenteils der

franzöſiſchen Herausgeberin (Dr. B. Ségal) zur Laſt, welche die mündlichen Mitteilungen und die ihr überlaſſenen Briefe nach eigenem Ermeſſen verarbeitet hat. Wir ſehen von dieſer äußern Geſtalt hier vollſtändig ab; ſie ſcheint uns nur zu bedauern. Wen ſie nicht abhält, in den menſchlichen Kern des Erzählten einzudringen, der wird doch etwas von dem Reiz ahnen, den gerade dieſe heißblütige, phantaſtiſche, alle Schranken der Konvention überſpringende, ganz im Unbedingten des Gefühles lebende und dabei ſchrankenlos aufrichtige Frau auf das bewußte, überlegte Weſen des Fürſten ausüben konnte, das hinter ausgeglichenem Maß und unerſchütterlicher Ruhe manche inneren Widerſprüche barg. Was Freiin von Hedemann ſelbſt über Hohenlohes Perſönlichkeit ſagt und aus ſeinen Briefen bekannt gibt, bringt nichts weſentlich Neues, aber doch manchen charakteriſtiſchen Einzelzug für dieſe beſonderen, ganz individuellen Miſchungen ſeines Weſens: die kühle, ſkeptiſche, ſcheinbar teilnahmloſe Schärfe des Urteils, die entſchiedene Sicherheit des äußeren Handelns — und ein heimliches weiches, ſchwärmeriſches, oft ſchmerzlich tiefes Empfinden, mit einem Zug zum Myſtiſchen und manchmal einem Stich ins Sentimentale; die glatte Zurückhaltung und vorſichtige Verſchwiegenheit, die Neigung zu diplomatiſchen Fineſſen im breiteren Verkehr — und die mitteilſame Anſchmiegſamkeit, die Gabe liebenswürdiger Unterhaltung, die unermüdliche Hilfsbereitſchaft und nachſichtige Güte im kleinen Kreis der Naheſtehenden, die ungeſchminkte Wahrhaftigkeit vor ſich ſelbſt. An Politiſchem enthalten die Erinnerungen abſichtlich nur wenig Eigenes; dies Wenige iſt in der Hauptſache wohl richtig, im einzelnen aber oft ungenau und nicht ohne Kritik zu übernehmen. Das kurze Geſamturteil über Hohenlohes „konſervativen Liberalismus“ (S. 185 f.) ſcheint mir zutreffend, ebenſo die gelegentlichen Worte über ſeine Stellung zur Religion, zur katholiſchen Kirche. Gerade dies letzte Verhältnis müßte doch einmal genau betrachtet werden: von klarer Entſchiedenheit bis zu vermittelndem Zweifel ſchillernd, führt es recht in die Tiefen von Hohenlohes Weſen; und eben die Seiten ſeiner Natur, die in dieſen Erinnerungen ſtärker hervortreten, geben dafür, ſcheint mir, manchen inneren Aufſchluß. Auch Freiin von Hedemann ſelbſt iſt 1874 zum Katholizismus übergetreten und in Salzburg, in Hohenlohes Gegenwart, vom Kardinal Tarnoci in die Kirche aufgenommen worden.

In Hohenlohes menſchlicher Erſcheinung vertieft die Einſicht in dies ganze, merkwürdig neben der Ehe hergehende Verhältnis die komplizierten und problematiſchen Züge, die niemand überſehen wird, der je ein Bild aus ſeinem Alter vor Augen gehabt hat. Wer dürfte ſich, als Menſch über den Menſchen, ein abſolutes Urteil anmaßen. Öffentlichkeit und Geſchichte ſitzen nur über den öffentlichen Charakter zu Gericht. Für ſie ſteht im Vordergrund, daß dies Leben vor allem andern ein Leben raſtloſer, entſagungsvoller Arbeit geweſen iſt: der Arbeit nicht nur an ſich ſelbſt, ſondern nicht minder im Dienſt der Allgemeinheit, des Vaterlandes, um eines ſeiner eigenen Lieblingsworte zu gebrauchen, „der höheren Intereſſen der Menſchheit“. Dieſe Arbeit hat ſeinem Leben den beſtimmenden Inhalt gegeben und ihn, als einzigen unter unſerem mediatiſierten hohen Adel, an leitender Stelle in die Geſchichte unſerer ſtaatlichen Einigung verflochten; ſie wird letzten Endes auch über ſein Andenken in der Nachwelt entſcheiden.

München. Karl Alexander von Müller.

Zum Wackenrodertagebuch. Professor v. der Leyen in München schreibt uns: „Mit besonderem Interesse las ich in den Süddeutschen Monatsheften in der Juni-Nummer das ungedruckte Tagebuch von Wackenroder. Vielleicht ist es Ihren Lesern interessant zu erfahren, daß der von Herrn Professor Wolkan erwähnte Reisebericht an die Eltern von Pfingsten 1793 (über die Reise mit Tieck) zum erstenmal, nach dem auf der Königlichen Bibliothek befindlichen Manuskript, in meiner Ausgabe von Wackenroders Werken und Briefen, Jena, Diederichs 1910, veröffentlicht wurde."

Königsbergers Helmholtzbiographie. Seiner großen, vor nicht ganz zehn Jahren in drei Bänden erschienenen Helmholtzbiographie läßt der bekannte Heidelberger Mathematiker, Prof. Leo Königsberger, in einem als Volksausgabe gedachten Buche (Hermann von Helmholtz. XII und 356 Seiten; mit zwei Bildnissen. Braunschweig 1911. Druck und Verlag von F. Vieweg & Sohn. Gebunden M. 4.50) eine neue, stark gekürzte Darstellung des Lebens und Wirkens Hermanns von Helmholtz folgen, die geeignet erscheint, in den weitesten Kreisen Interesse für diesen genialen Mann zu erwecken. Mit einer anschaulichen Schilderung des Elternhauses und der Jugendjahre Helmholtzens beginnend, führt uns der Verfasser hierauf in das Berliner Friedrich Wilhelms-Institut (die „*Pepinière*"), wo der siebzehnjährige Abiturient, dessen Eltern mit Glücksgütern nicht eben gesegnet waren, seine Ausbildung zum Militärarzt erhalten sollte. Wir erfahren, wie Helmholtz hier neben den medizinischen Fächern sich mit besonderer Hingebung dem Studium der Physik, Chemie, Physiologie und namentlich auch der Mathematik widmet[1]); wir bewundern das reife Urteil, das er schon in seinen ersten wissenschaftlichen Arbeiten an den Tag legt; wir sehen den erst 28jährigen Militärarzt durch die Entdeckung des 1847 veröffentlichten Gesetzes von der Erhaltung der Kraft eine wissenschaftliche Tat vollbringen, die ihn mit einem Schlage in die Reihe der ersten Physiker und Physiologen stellt. Mit wachsender Spannung verfolgen wir an der Hand des Buches die weitere Entwicklung dieses glänzenden, immer reicher sich entfaltenden Geistes. Wir lernen die an wissenschaftlichen Erfolgen, wie an äußeren Ehren reiche akademische Tätigkeit kennen, die Helmholtz als Professor der Physiologie an den Universitäten Königsberg, Bonn und Heidelberg und von 1871 an als Professor der Physik an der Universität Berlin entfaltete, wo unter anderen sein Lieblingsschüler Heinrich Hertz von ihm die Anregungen zu seinen späteren epochemachenden Entdeckungen empfing. Wir erblicken ihn endlich an der Spitze der von ihm unter Mitwirkung hervorragender Zeitgenossen ins Leben gerufenen physikalisch-technischen Reichsanstalt, der er bis zu seinem Tode seine Kräfte widmete.

Die freundschaftlichen Beziehungen, die Königsberger mit Helmholtz, dem gefeierten ehemaligen Heidelberger Kollegen, verbanden und die bis zu dessen Lebensende andauerten, noch mehr aber das seltene Verständnis, das Königsberger allen Arbeiten des großen Naturforschers entgegenbrachte, befähigen ihn wie keinen anderen,

[1]) Die Vielseitigkeit seiner Studien ergibt sich aufs neue aus den ineditierten „Helmholtz-Dokumenten", die Professor Ruska dank der Freundlichkeit des Geheimrats Königsberger im Februarheft dieser Zeitschrift mitteilen konnte.

uns den tiefen Gedankengang, die Ziele und die Tragweite der Helmholtzſchen Arbeiten klar und deutlich vor Augen zu führen. Er zeigt uns die Schwierigkeiten, die — für andere, zunächſt wenigſtens, unlösbar — von Helmholtz dank ſeiner ſouveränen Beherrſchung des phyſikaliſchen und mathematiſchen Rüſtzeuges entweder im erſten Anlauf oder durch zähe Ausdauer überwunden wurden. Er verſteht es, den Leſer mitzureißen, wenn er, in ſchwungvoller Darſtellung, mit Liebe, ja Begeiſterung die glänzenden Erfolge ſchildert, die der große Phyſiker und Phyſiologe auf allen Gebieten der Naturwiſſenſchaften errang, auf denen er ſich betätigte.

Es ſei, um nur das Wichtigſte hier anzuführen, hingewieſen auf die Entdeckung des Geſetzes von der Erhaltung der Kraft und deſſen umfaſſende Anwendungen auf faſt alle Zweige der Naturwiſſenſchaften; auf die Erfindung des Augenſpiegels, die einer rationellen Augenheilkunde erſt die Wege bahnte; auf die Lehre von den Tonempfindungen, welche die phyſiologiſche Grundlage für die Theorie der Muſik bilden ſollte; auf das heute noch einzig daſtehende Handbuch der phyſiologiſchen Optik, das Graefe als „die Bibel des wiſſenſchaftlichen Augenarztes“ bezeichnete; endlich auf die größtenteils grundlegenden Unterſuchungen über Elektrodynamik, Thermodynamik, Hydro- und Arodynamik.

Die hohe Denkungsart, die Helmholtz in ſittlichen, religiöſen und politiſchen Dingen auszeichnete, kommt naturgemäß in ſeinen Reden häufig zum Ausdruck, ſo unter anderen in der 1877 gehaltenen Berliner Rektoratsrede: „Über die akademiſche Freiheit der deutſchen Univerſitäten“. Dieſe Rede könnte, ſtatt vor einem Menſchenalter, geſtern gehalten ſein, ohne an Aktualität das geringſte einzubüßen.

Wie für alles Gute und Schöne hat Helmholtz auch zeitlebens für gute Muſik ein lebhaftes Intereſſe empfunden, wovon eines ſeiner Hauptwerke, die bereits genannte „Lehre von den Tonempfindungen“, in beredter Weiſe Zeugnis ablegt. Beethoven und Mozart waren ſeine Lieblingskomponiſten; ſpäter trat zu ihnen noch Wagner hinzu. Leider ſind die Beſtrebungen Helmholtzens und ſeines Freundes Blaſerna (Rom), an Stelle des gleichmäßig temperierten Tonſyſtems Joh. Seb. Bachs wieder der reinen, mathematiſchen Tonleiter Geltung zu verſchaffen, bis jetzt erfolglos geblieben. „.... Die Wiſſenſchaft kann“ — ſo ſchreibt Blaſerna, über die mit Helmholtz über dieſen Gegenſtand geführten Geſpräche referierend, an Königsberger — „nur eines tun: die Aufmerkſamkeit der Muſiker auf dieſe Frage zu lenken und alles theoretiſch vorzubereiten für den Fall, daß die ausübende Muſik mit einer ähnlichen Aufforderung an ſie herantritt. Aber die Reform muß von einem Komponiſteur ausgehen. Ich muß geſtehen, daß ich einen Moment die Hoffnung hatte, R. Wagner dazu zu bereden. Er war in dieſer, wie in ſo vielen anderen Fragen, ſehr bewandert, wollte aber darauf nicht eingehen. Und jetzt muß ich ihm auch von ſeinem Standpunkt aus recht geben. Ich glaube beſtimmt, daß die Einführung der reinen Stimmung einen ungeheuren Einfluß auf die Kompoſitionen ausüben würde. Die Freude am reinen Wohlklang würde eine ſo große ſein, daß die Kompoſition wieder zur einfachen Melodie und Harmonie großenteils zurückkehren würde. Welche Formen ſie dabei annehmen würde, läßt ſich nicht abſehen, aber ſie würde jedenfalls den Charakter einer Rückkehr annehmen von der allzu großen Komplikation, die die moderne Muſik angenommen hat. Als R. Wagner ſtarb,

ſagte ich zu Helmholtz: wenn jetzt ein Kompoſiteur käme mit einer inſpirierten, aber einfacheren Muſik, er riſſe die ganze Welt mit ſich. Dieſes Gefühl ſcheint ſehr verbreitet geweſen zu ſein. Denn als Mascagni mit ſeiner *Cavalleria rusticana* kam, feierte er einen nie dageweſenen Erfolg, der ihm leider den Kopf verdrehte und ihn unfähig machte, auf ſeiner Bahn weiter fortzuſchreiten." Wie berechtigt die vorſtehend ausgeſprochenen Wünſche und Hoffnungen auch ſein mögen — von ihrer Erfüllung ſind wir heute wohl weiter denn je entfernt. —

Die Lektüre dieſes Buches kann jedem Gebildeten, namentlich aber unſerer reiferen Jugend, gar nicht warm genug empfohlen werden.

Hannover. Karl Oertel.

Bureau Fiſcher. Weibliche Perſonen, die unter Aufſicht vielleicht die einfacheren Arbeiten eines kleinen Haushalts verrichten könnten, machen Theaterſtücke und laſſen ſie im Theaterverlag Bureau Fiſcher, Berlin-Friedenau, Rubensſtraße 22, drucken. Da iſt Hinter Kloſtermauern, ein Schauſpiel in drei Akten von Emmy von Pannewitz, zweite Auflage. Handlung: Marie Baſile iſt ſeit früher Jugend in einem Pariſer Kloſter, ſoll ſich am einundzwanzigſten Geburtstag entſcheiden, ob ſie Nonne wird. Sie erinnert ſich aus der Zeit ihrer Freiheit eines kleinen Jungen, der inzwiſchen herangewachſen ſein dürfte. Aber die Oberin will ſie nicht fortlaſſen, wegen ihres Gelds; der Kapian (Jeſuit) auch nicht, wegen ihrer Schönheit. Intrigue: ſie tun, als ob ſie Marie ziehen laſſen wollten und ſchenken ihr zum Abſchied ausgeſchnittene Kleider; als Marie die Möglichkeit ausgeſchnittener Kleider ins Auge faßt, bekommt ſie einen ſolchen Ekel vor der Welt, daß ſie beſchließt, Nonne zu werden. Zum Glück wird etliche vierzig Seiten ſpäter das Kloſter aufgehoben und iſt der Polizeioffizier, der es aufhebt, der ehemalige kleine Junge, uſw. Dazwiſchenhinein iſt eine Familiengeſchichte verflochten, die zu erzählen bei unſeren hohen Druckpreiſen frivol wäre. Nach der Theorie vom Gegen-Ich, nach welcher Homer die Ilias nicht geſchrieben hätte, wenn er ſelbſt ein Achill geweſen wäre, iſt die Dichterin der Marie Baſile bei Sinnen. Das Begleitſchreiben des Bureaus Fiſcher ſagt von ihr: „Ihre Schilderung des pſychiſchen Kloſterlebens hat in der modernen Literatur nicht ihresgleichen. Frau von Pannewitz hat für ihr Schauſpiel faſt keine Stelle frei erfunden. ... Das Bureau Fiſcher hat dieſes Werk bei ſeinem Preisausſchreiben für Werke deutſcher Schriftſteller mit dem erſten Preis in der Höhe von 1000 Mark ausgezeichnet." Wenn Herr Fiſcher der Frau von Pannewitz die 1000 Mark wirklich bezahlt und nicht anläßlich der Herſtellungskoſten aus der Taſche gezogen hat, iſt er ſo dumm, daß er verdiente, ſein eigener Verlagsautor zu werden. C.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Coſſmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweiſe und mit genauer Quellenangabe geſtattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphiſche Kunſtanſtalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt, Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Meinrad Lienert: Das blaue Waſſer.

Ein ſonniger Hochwintertag.

Die Schneehauben auf den beiden Türmen des Kloſters Maria Einſiedeln hatten ſich allmählich zu ſpitzen Zipfelmützen ausgewachſen.

An einem Fenſter des Hauſes zu Adam und Eva ſaß Meiredlis Großmutter und ſchaute mit verwunderten Augen nach ihrem Enkel, der ſprungfertig auf dem Geſimſe im offenen Fenſter ſtand.

„Was machſt du denn da, Meiredli?!“ fuhr ſie erſchrocken auf, alſo, daß das Linnenzeug, das ſie ſäumelte, zu Boden glitt. „Du wirſt doch nicht aus dem Fenſter ſpringen wollen?“

„Ei warum denn nicht!“ ſagte der Knabe, „die Schneewehen gehen ja faſt bis zum Geſimſe herauf.“

„Nein, das darfſt du nicht tun; könnteſt ja totfallen.“

Sie erwiſchte ihn an der Hoſe.

„Doch ich tu's!“

„Dann, wenn du das tuſt,“ machte die Großmutter betrübt, „haſt du mich nicht ein bißchen lieb.“

„O,“ ſagte er, etwas verwirrt, „deswegen kann ich Euch doch gewiß gleichwohl lieb haben, wenn ich ſchon in den Schnee ſpringe.“

„Nein, nein, du haſt mich nicht mehr lieb.“

Sie ſetzte ſich, anſcheinend zu Tode betrübt, in ihren Lehnſtuhl zurück und nahm das auf den Boden gerutſchte Weißzeug wieder auf, um daran weiterzunähen.

„Großmutter!“

„Ja?“

„Wenn Ihr mir eine Geſchichte erzählt, ſpringe ich nicht aus dem Fenſter.“

„Ja, ſo will ich dir eine erzählen.“

Da hatte er das Fenſter ſchon geſchloſſen und handkehrum hockte er vor ihr auf dem Fußſchemel, mit großen Augen zu ihr aufſehend. „So erzählt jetzt!“

„Es war einmal ein kleiner Knabe, der ſeinen guten Eltern gar nicht gehorchen wollte, wie's der Liebgott doch immer . . .“

„Nein, Großmutter, wenn Ihr wieder dieſe langweilige Geſchichte erzählt, ſo ſpringe ich doch aus dem Fenſter.“

„Ach Gott, was du für ein Zwänger biſt! Was ſoll ich denn für eine Geſchichte erzählen?“

„Eine, die ganz gewiß wahr iſt."

„Nun denn in Gottes Namen. Es war einmal ein armer Vater. Der war ſo arm, daß er ſagte, er müſſe den ganzen Tag anderer Leute Luft einatmen, da er ja nicht nagelsgroß eigenen Boden beſitze und die reichen Menſchen alles anſprechen, bis in den Himmel hinauf und in die Hölle hinunter, was über und unter ihrem Boden ſei. Und da ging er denn eines Tages weinend . . ."

„Hört, Großmutter, iſt das eine traurige Geſchichte?"

„Ja, Meiredli, eine recht traurige."

„Nein, dann will ich ſie nicht wiſſen."

„Ja, ich weiß halt keine andere, Büblein."

„O, o, ojioji ojioji!" lachte er heraus. „Eine Großmutter weiß doch gewiß alle Geſchichten, die's gibt auf der Welt."

„Ja, ja, da haſt du recht. Eine Großmutter weiß viele Geſchichten."

„Ja, dann erzählt mir vom blauen See!"

„Das kann ich ja, denn jetzt iſt gerade die Feſtwoche des heiligen Meinrad, die Meinradsoktav. Da fahren denn die hablichen Leute unſeres Dorfes Einſiedeln, faſt alle Tage wieder ein anderer Zug, in ihren Gefährten, den Schlittengattern, mit Klingen und Peitſchenknallen über den glitzernden Schnee auf und ab und ab und auf, nach dem Etzelberge zur Kapelle unſeres lieben Landespatron Sankt Meinrad und kehren darnach im Wirtshauſe ein, wo ſie ſich bei einem leckern und wohlbekömmlichen Feſtmahl vergnügen bis es Nacht wird und der blaue See, der aus dem Tale zu ihnen heraufſchaut, im Nebel untergeht. Dann fahren ſie mit Kling und Klang und wohl auch mit Jauchzen und Singen wieder in unſere heimelige Waldſtatt zurück."

„Ja können ſie denn den See gut ſehen?"

„Freilich. So gut, als ob er wie eine Landkarte auf dem Tiſch unter ihren Augen läge. Und dazu ſehen ſie noch die Stadt mit der ſtolzen Burg über dem See, zu der ein langer Steg führt. Und Schiffe können ſie ſehen mit wehenden weißen Segeln."

„Iſt denn die Burg eine Burg, wo die Ritter drin daheim ſind?"

„Ja, jetzt das weiß ich nicht mehr genau, aber es könnte ſchon ſein."

„Und dann ſitzen, denk' ich, wohl die Ritterfrauen und Prinzeſſinnen in den ſchönen Segelſchiffen, gelt Großmutter?"

„Ja, das wär wohl möglich."

„Wie blau iſt denn der See?"

„So blau wie deine Äuglein."

Meiredli ſtellte ſich raſch vor den Spiegel.

„O, nur ſo blau?"

„Ja, kann denn noch etwas blauer ſein? Alſo ſo blau wie der Himmel.“
Meiredli guckte durchs Fenſter.
„Nicht blauer?“
„Um Gotteswillen, wie blau ſoll er denn ſein?“ Die Großmutter ſann nach. „So hör denn: So blau iſt der See, wie die Bläue-Kügelchen, die draußen im Speiſekaſten ſtehen und die wir allemal zum Bläuen der Wäſche brauchen.“
„O o, das iſt aber blau, das iſt aber blau!“
Die Großmutter atmete erleichtert auf.
„Iſt der See aber inwendig auch blau?“
„Ja, ich denk wohl.“
„Da bekommt man gewiß ganz blaue Hände, wenn man ſie drin wäſcht. Wenn ich nur einen Krug voll von dieſem Waſſer hätte! Da täte ich drin beide Hände ſo blau färben, daß alle Leute dächten, ich hätte blaue, geſtrickte Handſchuhe an. Und die Hoſen müßtet Ihr mir blau färben, daß ich ausſähe wie ein Soldat. O das wär ſein! Wenn ich nur auch mit den hablichen Dorfleuten auf den Etzel zur Sankt Meinradskapelle fahren könnte!“
„Ei, ſobald du groß biſt, Meiredli, kannſt du auch mitfahren.“
„Ach, das geht ja noch ſo lange.“
„O gar nicht, Büblein. Wachſ' nur recht fleißig!“
„Großmutter!“
„Ja?“
„Wann fahren ſie denn?“
„Ja, halt nach dem Mittageſſen. Jetzt mach dich aber an den Tiſch,“ ſagte ſie raſch, einen Blick durchs Fenſter tuend, „der Vater kommt und hat gewiß Hunger. Ich will die Suppe anrichten gehen.“
Die Großmutter erhob ſich und ſchlarppte hurtig in die Küche. Meiredli aber ſetzte ſich in ihren Lehnſtuhl und ſah mit träumeriſchen Augen auf die Schneewehen hinab, die wie blendendweiße marmorne Burgwälle das Haus umgaben.

* * *

Nach dem Eſſen ſtand der Meiredli beim Großenherrgott, einem auf hohem Sockel ſtehenden Wegkreuz neben dem Kloſter. Unter dem Lismerkittel trug er einen anſehnlichen bauchigen Henkelkrug. Hinter ſich hatte er an einer Schnur ſeine „Geiß“, einen rotbemalten, ſtarken Knabenſchlitten. Gelangweilt ſchaute er einem Krähenſchwarm zu, der ſich auf den weiten Brüelmatten, wild krächzend, um irgend etwas zankte.
Aber mit einem Male wandte er den Kopf und ſchaute dorfwärts. Ein feines und unabläſſiges Klingeln kam irgendwo her. „Sie kommen!“

ſagte er halblaut. Strahlenden Angeſichts blickte er gegen die nahen Krämerſtände. Das Klingeln ward lebhafter. Und nun tauchte eine Reihe Einſpännerſchlitten aus dem Dorfe auf und fuhr in gelindem Galöpplein gegen den Großenherrgott. Es waren faſt alles altmodiſche, mit kurzweiligen Farben bemalte Schlittengatter. Nach uraltem Väter- und Mütterbrauch gedachten einige wohlbeſtallte Dorfmagnaten und ehrſame Meiſter mit ihren erwachſenen Familienangehörigen, die übliche Winterfahrt auf den Etzel zur Kapelle des heiligen Meinrad zu machen, um ſich dort erſt beim Herzen des lieben Landesheiligen und darnach im unterhalb ſtehenden Kloſterwirtshauſe Seele und Leib ernſtlich zu erfriſchen. Faſt alltäglich während der Meinradsoktav fuhren alſo eine Anzahl Schlitten nach dem Etzelberge. Heute aber war es ein beſonders langer Zug, gewiß zu zwanzig Schlitten, der jetzt am Großenherrgott mit rauſchendem Geklingel und Gebimmel vorbeiglitt. Darin ſaßen behaglich und mit gutem Anſtande ältere und jüngere Dorfleute, Männlein und Weiblein.

Zuletzt, in außergewöhnlichem Abſtande hinter den andern, klingelte noch ein etwas gerümpelhafter, grasgrüner Schlittengatter daher, den ein ſchwerfälliges, breitgebautes Bauernroß, mit ausgiebigem Gangwerk nachſchleppte. In dieſem eiszeitlichen Vehikel jedoch ſaß ein blutjunges Pärchen. Das braunhaarige, ſchalkenäugige Anneli zur reitenden Poſt und ſein heutiger Kutſcher, Kari, der Sohn des Unterdorfbäckers.

Annelis kränkliche Mutter hatte ſich erſt in letzter Stunde entſchließen können, ihr Töchterlein, das beim Herzen des Heiligen auf dem Etzel für ſie beten wollte, fahren zu laſſen. Es ſei noch zu jung und ohne Einſicht und beim nachfolgenden Mahl komme doch auch junges Volk zuſammen, wobei man nie wiſſen könne, was die meiſterloſe Jugend mit Aug und Herz für verdrießliche Heimlichkeiten anzettle. Aber da war ihr Bruder, Annelis alter Onkelpate, dreingefahren, hatte feierlich das Protektorat über die Nichte übernommen und verſprochen, ſeinen Schützling ſo unbeſchädigt wie möglich wieder heimzubringen, wenn er das Anneli auch nicht in ſeinem eigenen Schlitten fahren laſſen könne. Er und Frau und Knecht täten eben ſeinen Schlitten vollkommen ausfüllen und zu kutſchieren getraue er ſich nicht mehr, da er in ſeinem letztjährigen ſündhaften Habemuschen auf der Heimfahrt umgeleert habe, was ihm ſeine liebe Frau zeitlebens nachtragen werde. Freilich ſei es jetzt ſchwierig im letzten Augenblick noch einen halbwegs annehmbaren Schlitten aufzutreiben. Er hätte überall angefragt, aber was ſich noch ſehen laſſen dürfe, ſei ſchon vergeben. „Ei", hatte da das Anneli gemeint, „könnteſt du denn nicht den Bäcker im Unterdorf noch anfragen, lieber Vetter? Der hat doch auch einen Schlitten." „Ja und was für einen",

hatte der Onkelpate geantwortet. „Eine Arche Noah. Nein, in dieſem grünen Rumpelkaſten laſſe ich dich nicht fahren." Aber das Anneli war diesmal merkwürdig wenig eitel, und ſo hatte ſich denn der Onkelpate zum Unterdorfbäcker gemacht. Der zeigte ſich gleich dienſtbereit, zog den alten Schlittengatter hervor, ſpannte ein und gab dem Gefährt auch gleich noch ſeinen gradgewachſenen bergfriſchen Sohn als Kutſcher mit.

Jetzt bimmelte der alte Schlitten gemütlich am Großenherrgott vorbei. Seine Inſaſſen, der Bäckerkari und das Anneli zur reitenden Poſt machten recht vergnügte Geſichter. Es bedünkte den am Wegkreuz ſtehenden Meiredli einen Augenblick, die beiden fahren mitſammen Karuſſel. Aber nun ſchnalzte der Kari ein paarmal und als er gar „hüpp, Vögi, hüpp!" rief, griff der breite Gaul kräftig aus, alſo daß der Schnee aufſtob.

Mit ſchier andächtigen Augen ſchaute Meiredli auf das rotwangige Pärchen in der grünen Truhe. Aber kaum war es vorbei, machte er ſich flugs hinter das alte Fuhrwerk, hängte ſeine „Geiß" an eine roſtige Schraube, warf ſich darauf und mit luſtigem Schellen ging's über die glitzernden Brüelmatten davon . . .

Meiredli freute ſich wie ein Prinz. Mit beiden Händen umklammerte er ſeinen grauen Henkelkrug, denn er wurde in den von ſchweren Holzfuhren gebildeten Schneegeleiſen mitunter tüchtig herumgeläutet. Dort drüben haſteten die ſtreitenden Krähen lärmend davon und ein Bauersmann, mit einer Laſt Butter auf der Traggabel, glotzte verwundert dem langen glockenſpielenden Schlittenzug nach. Meiredli wußte vor Glückſeligkeit nicht, was anfangen, denn nun ſollte er den blauen See, der ſchon lange ſeine täglichen und nächtlichen Träume erfüllte, einmal wirklich zu ſehen bekommen und vielleicht gar von dem blauen Waſſer daraus-ſchöpfen können. Die Großmutter wird Augen machen, dachte er, wenn ich auf einmal mit dem blauen Waſſer in die Stube hineinkomme. Der Gedanke hieran erfüllte ihn mit einer ſolchen Wonne, daß er gerne alle vier Himmelsrichtungen ausgejauchzt hätte. Noch rechtzeitig fiel es ihm ein, daß er auf ſeinem billigen Beiwagen nicht zu laut werden dürfe. Als er aber an dem gaffenden, am Hag lehnenden Bauer vorbeiglitt, bezeigte er dem hochüberraſchten guten Hirten ſeine unbändige Freude dadurch, daß er ihm die fürchterlichſten, ja unmöglichſten Grimaſſen ſchnitt. Der Bauer, der ſeine gutmütigen Augen alſo gleichſam zu Spiegeln dieſer frühjugendlichen Affenkünſte erniedrigt ſah, verſuchte ihm nachzurennen, vergaß aber ſeine Laſt Butter und plumſte nun gar in den Schnee, alſo daß der goldgelbe Butterſtock wie eine biſchöfliche Inful auf ſeine Fuchspelzmütze zu ſitzen kam. Jedoch ſeine landesüblichen, nagelfluhharten Verwünſchungen erreichten den Meiredli nicht mehr. Er glitt ſchon an

der Kapelle des heiligen Wolfgang vorbei und betrachtete jetzt mit vielem Interesse das niedliche Vogelnest und die daneben auf einem verschneiten Tannzweig stehenden Kreuzschnäbel, die auf die Rückseite des grünen Gefährts gemalt waren. Angelegentlich versuchte er den Spruch herauszubuchstabieren, der sich als ein mit Rosen durchwirktes Kränzlein um das seltsame Gemälde wand. Und stotternd und staunend las er: Was tut dies Helglein uns vertrauen? Jung Lieb braucht nit der Zeit zu schauen; kann auch im Schnee ihr Nestlein bauwen. — Ein Bildstöcklein flog vorbei. Er lüftete mit schier frommen Augen die Kappe, griff aber gleich darnach in den Schnee und warf mit Schneebällen nach einigen Hühnern, die sich ein bißchen aus ihrem engen Pferch in die merkwürdige weiße Welt hinausgewagt hatten, aus der sie nun, bei allem Scharren, nicht ein einziges Würmchen herauszubringen vermochten. Gackernd und flügelschlagend fuhren sie auseinander. Ein rachedurstiges Bauernweib aber rief dem Zuge nach: „Es hockt hinten einer auf!" Jedoch das Pärchen im letzten, grünen Schlitten schien taub zu sein und schaute sich, trotz ihrem Schreien, mit keinem Auge um. Fort ging's in lustigem Trabe. Nun begann Meiredli Schnee zu essen. Aber als der Schlittenzug auf den Waldweg kam, schaute er mit großen Augen in das tiefeingeschneite Tal hinunter, durch das sich die stille Sihl wie eine graue Riesenschlange wand, und dann nach den nahen leuchtenden Alpen und Bergen. Wie herrlich war es doch, durch die schöne Welt zu schlitteln! Und da hatte er auch schon einen Jauchzer getan, davon Berg und Tal Echo gaben. Erstaunt schaute der Bäckerkari zurück und das Anneli zur reitenden Post sagte: „Wer hat denn so laut gejauchzt?" Er tat noch einen prüfenden Blick rundum, vermochte aber niemanden zu sehen, denn der blinde Passagier lag bäuchlings auf seiner Geiß. „Es muß das Echo gewesen sein," machte er dann, „wenn nicht jemand da drüben im Busch steckt. Der Vogel Huppert kann's doch kaum sein", fügte er lachend bei, „denn der geistert ja hier nur bei Nacht und Nebel." „Ach," sagte das Anneli, „es ist ja gleich, wer gejauchzt hat. Wir wollen uns lieber wieder von etwas anderm erzählen."

Mit angehaltenem Atem hatte der Meiredli dem Zwiegespräch zugehört. Jetzt saß er wieder rittlings auf seinem Schlitten, aber mit gesträußten Ohren, denn nun wunderte es ihn hochgradig, was die zwei im Schlittengatter sich zu erzählen hätten. Also hier war der Waldweg, auf dem der Vogel Huppert gespenstern und die Leute bei Nacht und im Nebel und Schneetreiben mit seinem Gesang in die Roblosensihl verlocken sollte. Gewiß erzählten sie sich davorne eine grausige Geschichte von dem verwunschenen Vogel.

„Ach, Anneli," redete es im Schlitten, „ich habe dich immer gern

geſehen, ſchon als kleines Rockbüblein. Und wenn deine Mutter auch mehr Gültbriefe und Geld im Schnitzkaſten hat, als wir, ſo habe ich doch immer gedacht: Das Anneli zur reitenden Poſt muß einmal mein Schatz werden und keine andere." — „Ja," gab die andere Stimme zurück, „ich habe dich auch immer wohlleiden mögen und nach dem Geld frage ich nicht, weil ich dich lieb habe. Zudem, ein Bettler iſt der Bäcker im Unterdorf auch nicht und wer ſeines Sohnes Frau wird, hat die Semmeln und Birnenwecken nahe bei der Hand." — „Ich bin ſo froh, daß du's einzurichten verſtandeſt, unſere alte Truhe als Fuhrwerk und mich dazu noch gar als Kutſcher zu bekommen", machte die erſte Stimme. „Ich fürchtete ſchon, du müſſeſt mit dem Onkelpate fahren. Es iſt ja ſchon ſo lange her, ſeit wir uns heimlich über euern Gartenhag ſprechen konnten." — „Siehſt du, der heilige Meinrad, unſer lieber Landespatron, führte uns heute zuſammen", ſagte das Mädchen. „Sei nur getroſt, er wird uns weiterhelfen, du lieber, lieber Mehlwurm du!" Ein übermütiges Auflachen. Dann ging ein Schnalzen los, wie in der Laichzeit wenn ſich die wandernden Fiſche zu Dutzenden über die Waſſerfällchen hinaufſchnellen. „Du liebes, liebes, liebes Hagherlein du!"

Ein kurzes Auflachen und dann ein heimliches Kichern war hinter dem Schlittengatter. Doch die Liebesleute hörten es nicht.

„O," flüſterte der Meiredli auf ſeiner Geiß, „die machen einander Küßlein. Die wollen einander gewiß heiraten." Ein Weilchen noch kicherte er vor ſich hin. Danach ſah er wieder ins Gelände und verfolgte mit prüfenden Blicken die Fuchsſpuren, die immer wieder über den einſamen Weg liefen. Und nun ging's abwärts. Ein Tobel tat ſich auf und darin zeigte ſich die rauſchende Sihl und eine gedeckte ſteinerne Brücke. Meiredli ſperrte die Augen auf. Sie mußten bald auf dem Etzelberge ſein, denn da unten im Tobel war ja ſchon die Teufelsbrücke, von der die Leute erzählten, daß ſie der Hexenmeiſter Safraſtes, der vor langer, langer Zeit daneben hauſte, mit dem Teufel über Nacht gebaut hätte. Es ward ihm etwas gruſelig zumute, als der Schlitten durch die gedeckte Brücke und über den tief unten rauſchenden, halbwegs vereiſten Bergbach rumpelte. Immer wieder ſchaute er ſchier ängſtlich zurück, als der Schlitten ſchon lange den ſteilen Berg hinaufkroch.

Da ſtand die Geiß bockſtill und im Schlittengatter rief das Anneli zur reitenden Poſt überlaut: „O wie ſchön iſt doch der blaue See!"

* * *

Sie waren auf dem Etzelpaß.

Aufſchoß der Meiredli, ließ ſeine Geiß hängen und jagte, alles vergeſſend, vor den Schlittenzug, der unterhalb der Kapelle des heiligen

Meinrad, neben dem Wirtshaus, haltgemacht hatte. Wahrhaftig, da lag weit, weit unten und doch so nahe, als ob er hineinspringen könnte, der Zürichsee und war so wundersam blau; viel blauer als darüber der Himmel; so blau wie ein Bläueküglein. Gerade so, wie's ihm die Großmutter erzählt hatte. Und im See schwamm eine grüne Insel und über den See ging ein langer Steg zu einer Stadt und zu einer Burg. Und auf dem blauen Wasser fuhren weiße Kirchenfahnen herum. Das mußten die Segelschiffe sein. Da fuhren ja wohl die Ritterstöchter und Prinzessinnen aus der Burg ein bißchen spazieren.

Ein paar Glockenschläge ertönten. Er wandte sich um. Die Schlitten waren nach der Scheune zu verschwunden und die Dorfleute stiegen eben plaudernd zur Kapelle hinauf und gingen hinein, das Herz des heiligen Meinrad, das dort der Auferstehung zur ewigen Seligkeit entgegenharrt, um Fürbitte anzurufen.

„Ja was, du bist auch da, Meiredli!" sagte das Anneli zur reitenden Post, als es neben seinem alten Onkelpate zum Kirchlein aufstieg. „Wer ist denn noch bei dir?"

„He, niemand."

„Ja, was machst du denn so allein da droben? Willst du auch zum heiligen Meinrad beten?"

„Nein," antwortete der Meiredli, „ich will an den See hinunterschlitteln."

„Ja was willst du denn dort machen, so weit unten?"

„He, halt einen Krug voll von dem blauen Wasser will ich heraufholen und es der Großmutter heimbringen."

„Was schwatzt ihr denn da?" redete jetzt der Onkelpate zu Anneli. „Komm doch! Sind ja schon alle Leute im Kirchlein. Und dir, Bub," setzte er bei, „dir schadet's auch nichts, wenn du ein Vaterunser drin betest. Vorwärts, kommt!"

Noch einen Blick tat Meiredli auf den tief tief unten liegenden See, dann folgte er dem Anneli und seinem Paten in die Kapelle.

Drin wurde ein Fünfzehner mit der Heiligenlitanei gebetet. Neugierig schaute sich das Büblein im Kirchlein um und sein Blick blieb heften auf einem kleinen runden Fenster hinter dem Altar, das ein blutrotes dornenumwundenes Herz zeigte. Das war gläublich das Herz des heiligen Meinrad, seines Namenpatrons. Andächtig begann er in das laute Gebet einzustimmen. Doch seine Augen konnten nicht lange stille stehen. So wanderten sie wieder munter in der Kapelle herum und an das Gewölbe, das in einfachen weißen Stukkaturrahmen alte bunte Gemälde sehen ließ. Fast erschrak er, als er auf einem Bilde einen blauen Teufel erblickte, der dem heiligen Meinrad eine greuliche Fratze

vorhielt. Er konnte nicht mehr von dieſem ſeltſamen Teufel wegkommen. Bisher hatte er ſich den Böſen immer pechhöllſchwarz vorgeſtellt und da hockte er nun, über und über blau an der Decke droben. Das hing gewiß auch mit dem See tief unten im Tale zuſammen. Gewiß ſpukte ein ſolcher Teufel im blauen See. Er ſtaunte fortwährend an die Decke hinauf und träumte ſich nach und nach in eine völlig blaue Welt hinein.

Es hielt ihn nicht länger. Es war ihm, als ob ihn der blaue Teufel an den See hinunter zöge. Und da er im Kirchlein ſchier zuhinterſt ſtand, gelang es ihm, ſich unbemerkt aus der Türe zu machen. Er mußte an den See hinunter. Wenigſtens Hände und Füße wollte er ſich darin blau waſchen und der Großmutter einen Krug voll von dem Waſſer heimbringen, damit ſie ſich die weiße Spitzenhaube blau färbe. Aber ſchier erſchrocken ſchaute er auf ſeine leeren Hände. Wo war denn der Krug und wo der Schlitten? Flink eilte er nach der Scheune, wo er die Schlitten in Reih und Glied ſtehen ſah. Eben ſpannten die Knechte die Pferde aus. Richtig, da hing ja auch ſeine Geiß noch am immergrünen Schlittengatter. Raſch löſte er ſie ab und machte ſich ſuchend vors Wirtshaus, wo er im bläulichen Schatten eines Schneewalles auch ſeinen Krug wiederfand.

Nun ſtaunte er auf den See hinab, von dem ihm die Großmutter ſo wunderliche Geſchichten erzählt hatte. Was alles würde er da drunten zu ſehen bekommen! Ein wenig graute es ihm auch. Auf keinen Fall wollte er mit einem Schiff auf den See hinausfahren, ſelbſt dann nicht, wenn ihm die Prinzeſſin aus der Burg über den Steg winkte, denn der See wimmelte gewiß von Waſſerfrauen, die es auf die kleinen Buben abgeſehen hatten. Und dann lag der See gar ſo tief unten. Seine Augen wurden immer bedenklicher. Am Ende wäre es ratſamer auf dem ſichern Etzelberge zu bleiben.

Die Kapelltüre ging. Das Anneli zur reitenden Poſt trat heraus.

Wie der Blitz warf ſich der Meiredli mit ſeinem großen Krug auf den Schlitten und ſauſte den Berg hinunter. Nur noch wie im Traum hörte er das Mädchen nachrufen: „Büblein, Meiredli, komm doch zuerſt ins Wirtshaus und nimm ein Süpplein mit uns!“ Dann ſtob der Schnee um ihn auf, ihn vollſtändig einhüllend. Und alſo ging's durch den ſtundenlangen, weißglitzernden Etzelwald im Fluge gegen den See hinunter.

Wie Geſpenſter ſchoſſen die Rieſentannen an ihm vorbei; immer Tannen, immer Tannen, bis auf einmal offenes Gelände auftauchte. Und dann ein rotes Dach und dann ein Stall und dann wieder rote Dächer, ein ſpitzes Kirchtürmchen und hoppſaſſa! überflog ſein Schlitten: Er war

vom vereiſten Weg in die aufgeweichte ſchneeloſe Landſtraße und in ein Dörflein hineingeſchoſſen.

Mehr erſtaunt als erſchrocken, erhob er ſich und ſchaute ſich mit großen Augen um. Er war in einer andern Welt. Hohe Bäume mit krauſem Geäſte und grünen Matten waren um ihn. Da mußte er ja wohl im Wunderlande angekommen ſein und war doch ſoeben auf dem Etzelberge aufgeſeſſen. Was würde er nun alles zu ſehen bekommen?

Ein Bauer mit einem Kalb kam daher. Vor Meiredli blieb er ſtehen und wiſchte ſich, atemholend, mit der Zipfelmütze den Schweiß vom Strubelkopf.

„Was gaffſt du mich denn ſo an, Kleiner?"

„He," ſagte der Meiredli, „wo kommt Ihr denn her?"

„Dummer Bub, wo wollt ich denn herkommen? Aus dem Stall komme ich."

„Wo ſind denn aber jetzt die Ritter?"

Der Bauer glotzte ihn verwundert an. „Die Ritter? Ja, was für Ritter? Ich weiß beim Eidhagel von keinen Rittern etwas. Bei mir ſind ſie nicht vorbeigekommen. Wenn du Reiterleute ſuchſt, ſo mußt halt im Wirtshauſe da drüben nachfragen."

„Ich meine nicht Reiter, ich meine ja Ritter. Wißt Ihr, ſo Grafen und Burgritter, die Prinzeſſinnen zu Töchtern haben."

„Büblein," ſagte der Bauer, „wenn du meinſt, ich mache mit dir den Hansnarren, ſo biſt du gefehlt berichtet. Es iſt noch nicht Faſtnacht. Lebwohl und hab' dich warm!"

Damit packte der Alte ſein Gefährt an beiden Hörnern und machte ſich gruchſend weiter.

Mit ſeltſamen, ſchier erſchrockenen Augen glotzte ihm Meiredli nach. Als er hinter dem Hauſe verſchwand, begann er ſich faſt mißtrauiſch umzuſehen. Er drückte ſeinen Krug unter den Kittel, griff die Schlittenſchnur vom Boden auf und zog davon. Enttäuſcht ſchaute er ſich unter den paar Häuſern um. Das konnte doch wohl das Wunderland noch nicht ſein, von dem ihm die Großmutter erzählt hatte. Das war wohl drüben über dem Steg. Doch da ſah er wieder die grünen Matten, die krauſen Bäume. Und nun fiel ihm der See ein. Im nämlichen Augenblicke ſah er davon ein blaues Stückchen durch die Bäume leuchten, blau, kniſternd blau. Da ſprang er ſtrahlenden Angeſichts über einen Hag, hob ſeinen Schlitten hinüber und ſtob dann in ſauſendem Galopp über eine weite tupfebene Wieſe dem nahen See zu.

Jetzt tauchte der völlig aus den Bäumen auf, als eine weite tiefblaue, leiſe wellende Ebene. Je näher er ihm kam, deſto langſamer ging

er. Nun blieb er gar zögernd, mit hochklopfendem Herzen ſtehen und ſchaute, den Krug in der Hand, nach dem grünen, von einem Kirchlein überragten Eiland, das dort in den blauen Wäſſern lag. Das mußte wohl die Inſel Uſenau ſein, worauf der heilige Adelrich ein ſo heiligmäßiges Leben geführt hatte, wie die Großmutter erzählte. Eben ſtieß ein Schiffchen von der Inſel ab und ſchien dann gegen ihn heranſchwimmen zu wollen. Wenn eine Burgfrau drin ſäße! Dort drüben ſah er ja auch den Steg und die geheimnisvolle, burggekrönte Stadt. Der Kahn kam immer näher. Meiredli zitterte vor Erwartung. Erſt war ihm, er müſſe davonlaufen. Dann aber verſteckte er ſich im Schilf, aus dem zu ſeinem Schrecken eine Kette Wildenten aufſchoß. Ein Weile wagte er nicht ſich zu rühren. Da hörte er ein leiſes, ſich näherndes Schnalzen und ſeltſames Quirlen. Nun war das Schiff wohl ſchon ganz nahe. Gewiß wurde es von zwei verzauberten Schwänen gezogen, wie er's im Märchenbüchlein mit eigenen Augen geſehen hatte. Er tat das Röhricht ein bißchen auseinander und guckte, hochrot, ſchier ängſtlich, auf den See hinaus.

Überraſcht ſprang er auf und ſtarrte verdutzt nach dem ſchwappelnden Fahrzeug, das eben ans Land ſtieß. Und da war kein vergoldeter Nachen, keine Schwäne und keine Prinzeſſin zu ſehen, wohl aber ein unanſehnliches Schiffchen, das ausſah wie ein Futtertrog. Und drin ſtand rudernd ein buckliger Mann und pfiff ein Schelmenliedchen. Ein Veilchen ſtand der Meiredli ſprachlos, offenen Mundes da, immer nach dem Fiſcherkahn gaffend. Dann atmete er lang auf und tat einen raſchen, mißtrauiſchen Blick nach der Stadt über dem See.

Aber plötzlich ſprang er über Schlitten und Krug hinweg und rannte wie der Wind völlig ans Seeufer.

Verwundert ſchaute der alte Fiſcher auf, als ſich mit einem Male ein Büblein neben ſeinem Kahn niederwarf, erſt einen Augenblick ins Waſſer ſtaunte und dann mit beiden Händen wie wild darin herumfluderte, alſo daß es rundum aufſprißte.

„Zum Kuckuck, was gibt's denn da?" ſagte der Alte. „Willſt du die Fiſche mit den Händen fangen?"

Ein zorniger Aufſchrei gellte über den See.

„Es iſt nicht wahr, es iſt ja gar nicht wahr! Kein bißchen blau iſt das Waſſer, ſeht, ſeht!" Der Meiredli ſprang bebend auf und ließ aus ſeinen hohlen Händen das Waſſer ins Kies tropfen. „Ganz gewöhnliches Brunnenwaſſer iſt's bloß, o, o!"

„Du Närrlein, du Närrlein, woher kommſt du denn, der tauſend Gottswillen!" ſagte erſtaunt der Fiſcher. „Biſt du denn aus den

Wolken gefallen? Wer in aller Welt sagt denn, daß blaues Wasser da im See sei?"

„Die Großmutter hat's gesagt, die Großmutter hat's gesagt!" rief der Meiredli entrüstet aus. „Und nun ist's nicht einmal so blau wie meine Lismerkappe, und sie hat doch gesagt, es sei so blau wie ein Bläuekügelchen."

Er wischte mit dem Ärmel die Tränen aus den Augen.

„Ja, du bist ein rechter Torenbub; wie redst nun du einfältig! Jetzt sag' aber einmal, wo bist du denn her? Hast du denn noch nie Seewasser gesehen?"

Aber Meiredli hörte nicht auf den Alten. In rasendem Galopp war er ins Schilf gejagt und nun stürmte er, den Krug in einer Hand, mit der andern den Schlitten nachschlenkernd, wieder ans Ufer, warf sich in die Kniee und tauchte den Krug tief in die leise wellende Flut.

„Ja, was machst du denn jetzt wieder? Willst etwa den See ausschöpfen, weil das Wasser nicht blau ist?"

„Nun soll's die Großmutter selber sehen, daß es kein bißchen blau ist," rief der Meiredli, sich mit plattvollem Krug erhebend, aus. „Es ist mit den Rittern und den Prinzessinnen und den Schwänen auch nicht wahr gewesen."

Der Alte mußte nur so Augen machen.

„Ja, wo ist denn deine Großmutter zu Hause?"

„Ha, halt zu Adam und Eva in Einsiedeln."

„In Einsiedeln, im Tal der Alp? Ja so, den Weg," machte der Fischer aufatmend, es war ihm einen Augenblick ganz wirbelig unter der Pelzkappe geworden. „Ja, wie kommst du denn aber hieher an den See?"

„Ich bin halt mit dem Schlitten den Berg hinunter gefahren."

Der Fischer sah nach der Sonne.

„Nun mußt du aber schauen, wieder heimzukommen, törichtes Bürschlein," meinte er mit bedenklichen Augen. „Es dämmert bald und der Weg bis auf den Berg und dann erst wieder über einen zweiten Berg ist weit. Der Schlitten hat dich wohl in einem Viertelstündchen hinabgetragen, aber hinauf, schau dich mal um, da geht's länger, Kleiner."

Rasch wandte sich der Meiredli und jetzt erschrak er doch schier. Weit weg, hoch oben sah er die Abendsonne durch den Tannenkamm des Hohenetzel schauen und auf dem Berg stand etwas Weißes. Das war wohl die Kapelle des heiligen Meinrad. Kleinlaut nahm er die Schnur seines Schlittens vom Boden auf und sagte kaum hörbar: „Adie wohl!"

„Lebwohl, dummes Büblein!"

Lachend zog der Alte seinen Kahn völlig ans Land. Meiredli aber höselte bedrückt, den schweren Krug im Arm, über die Wiesen davon,

von Zeit zu Zeit nach der Kapelle hoch droben auf dem Berg Auslug haltend.

Bald hatte er die grünen Wieſen, den Hag und das Bauerndörflein hinter ſich und kam aus der kotigen Landſtraße in den vereiſten Bergweg und dann, allmählich anſteigend, auf den glitzernden Schneepfad. Betrübt lief er höhwärts.

Da rumpelte aus einem einſamen Tätſchhäuschen am Weg ein ländlicher Briefträger.

„Wohin willſt du denn noch, Kleiner?“ fragte er, ſich zu ihm geſellend.

„Halt über den Berg.“

„Über den Berg? Da gibt's dir noch müde Beine. Was trägſt du denn in dem großen Krug? Bienenhonig?“

„Nein, Waſſer.“

„Aha, wohl Weihwaſſer aus dem Kapuzinerkloſter? Du biſt aber ein frommer Junge.“

„Nein, Seewaſſer.“

„Seewaſſer? Willſt du mich hänſeln? Was ſollteſt du denn mit dem Seewaſſer wollen?“

„He, ich will es der Großmutter heimbringen.“

„Ja, biſt du denn nicht recht bei Troſt? Hat denn deine Großmutter noch nie Seewaſſer geſehen?“

„Doch. Die Großmutter hat aber geſagt, das Seewaſſer ſei blau, und jetzt iſt's doch nicht blau geweſen.“

Der Briefträger glotzte ihn mit ſeltſamen Augen an. „Büblein,“ redete er, „leer' doch das blöde Waſſer aus und ſteig mit mir da ins Haus hinauf. Ich will dir den Krug mit gutem Birnenmoſt füllen laſſen.“

„Nein,“ ſagte der Meiredli und verbarg ſeinen Krug ſchier ängſtlich unter dem Lismerkittel.

Der Briefträger ſah ihn einen Augenblick ratlos an. Es war todſicher, der Kleine war aus einem Narrenhaus entſprungen. Daß es ſchon ſo junge Narren gab! Bisher hatte er geglaubt, es gebe nur ausgewachſene Narren. Er mußte die Bäuerin holen im Hauſe droben. Die ſollte den armen närriſchen Buben herauflocken. Dann könnte man ihn ja in eine Kammer einſperren, bis man herausbrächte, wohin er gehörte. „Wart' ein Weilchen; ich komme gleich wieder!“ ſagte der Bote und polterte das Stiegenbrücklein hinauf ins Haus hinein. Aber kaum war er nicht mehr zu ſehen, ſetzte ſich der Meiredli, der den Augen des Briefträgers nur halbwegs traute, in Trab. „Halt!“ rief's, „bleib ſtehen!“ Der Kopf des Briefträgers guckte aus einem Fenſter des Bauernhauſes. Doch der Meiredli blieb nicht ſtehen, und als er den Briefträger ausrufen hörte:

„da läuft der Narr!", rannte er in wildem Galopp davon, und erst als er den Waldrand erreicht hatte, wagte er zurückzuschauen. Niemand verfolgte ihn. Noch einen flüchtigen, schwermütigen Blick tat er auf den in beginnender Dämmerung liegenden See, der nun auch aus der Ferne ganz grau anzusehen war, dann tauchte er seufzend in den verschneiten Hochwald unter.

Es war schon recht dunkel im Etzelwald. Und als er tiefer unter die finsterblickenden Tannen hineinkam, ließ sich von irgendwoher ein unheimliches klagendes Käuzen vernehmen, das immer näher kam. Den Knaben fröstelte es. Da war gewiß der Hexenvogel, der Huppert, um den Weg und wollte ihn verlocken. Nun wäre er doch fast froh gewesen, er hätte Weihwasser im Krug gehabt. Mit klopfendem Herzen lief er höhewärts. Es war allmählich stockfinstere Nacht geworden; aber der Abendstern stand ob dem Wald und ließ ihn nicht vom rechten Weg abkommen. Ein heiseres Bellen war im Holz. Der Etzelbär fiel ihm ein, von dem die Leute erzählten, daß er den einsamen Pilgern auflauere und sie in seine Höhle verschleppe. Jetzt sah er etwas am Wege stehen, das einen Arm ausstreckte und unheimlich schnalzte; etwas Großes, Aufrechtes. Gewiß war es der Bär, der auf den Hinterbeinen unter der Tanne stand. Entsetzt hielt er an und wagte sich keinen Schritt weiter. Er betete alle Stoßgebetlein, die ihm einfielen. Wäre er doch zu Hause geblieben bei der Großmutter, die jetzt nicht einmal wußte, in welch schrecklicher Gefahr er sich befand! Leise fing er zu weinen an. Da ward es ein wenig heiterer im Wald. Und nun erkannte er im Ungeheuer unter der Tanne einen Brunnenstock, der lustig drauflosschnalzte. Wie ein aufgescheuchter Hirsch jagte er daran vorbei und hielt auch nicht inne, als ein Füchslein, nicht allzu eilig, über den Weg lief, denn nun sah er fast jeden Ast am Baum. Die Schlangen, die vorher zu beiden Seiten dem Weg nachliefen, hatten sich in harmlose Baumwurzeln verwandelt. Auf einmal ging der Wald auf. Er stand am Waidgatter und sah aufatmend, ganz nahe ob sich, die St. Meinradskapelle, über die eben der Mond aufging. Aus dem dabeistehenden Wirtshaus aber schauten die hellerleuchteten Fenster gar freundlich auf ihn herab.

Ein Aufjauchzen; ein tolles Hasten. Da stand er vor dem Wirtshause und schaute sich, langaufatmend, noch einmal um. Schwarz, unheimlich bräute der Etzelwald herauf. Aber darunter, im tiefen Tale, lag der See in bläulicher Dämmerung, und die Lichtlein aus der Burgstadt über dem See zwinkerten ihm geheimnisvoll zu.

Jedoch er wandte sich kalt ab, schob den Schlitten neben die Steintreppe und stieg, den Krug in der Hand, ins Wirtshaus hinauf.

Ein großer Hund kam ihm ſchweifwedelnd entgegen. Der breite Gang war hell erleuchtet und darin ein eiliges Herumlaufen der Mägde. Er guckte in die Wirtſchaft hinein. Kartenſpielende Knechte hockten lärmend, und die Fäuſte auf den Tiſch ſchlagend, um die kuhfüßigen Tiſche. An einem Schiefertafeltiſch hatten ſie gar eine Magd, die beim Kreuzjaß den vierten Mann erſetzen mußte. Und ſie erſetzte ihn auch, denn eben ſchlug ſie einem mogelnden Knecht die Karten alſo aus den Händen, daß ſie wie die Ahornblätter im Föhnwirbel herumtanzten, was an allen Tiſchen mit einem dröhnenden Gelächter gefeiert wurde. „So recht, Bethli. Zeig's dem Rotköpfigen!“

Meiredli zog den Kopf enttäuſcht zurück. Das waren nicht die geſuchten Dorfleute von Einſiedeln. Es ward ihm bang ums Herz. Wenn ſie ſchon heimgefahren wären? Wenn er in der finſtern Nacht mutterſeelenallein den weiten Weg ins Walddorf zurückmachen müßte? Und gar über die Teufelsbrücke, wo ſein verhexter Urvetter, der Safraſtes, mit den vier Elementen im Steckenknopf umging!

„Was ſuchſt du, Büblein?“

Die freundliche Wirtin redete ihn an.

„Wo ſind denn die Leute von Einſiedeln?“ fragte er ſchier weinerlich.

„Oben im Saal. Geh' nur hinauf, Kleiner!“ machte die Wirtin und verzog ſich in die Küche.

Etwas beklommen, mit ſcheuen Augen begann der Meiredli über die breite Treppe in den obern Stock hinaufzuſteigen. Doch er drückte ſich ſchier ängſtlich an die Wand, als ein paar Mägde mit großen Platten, auf denen allerlei Speiſereſte lagen, aus dem obern Gange herabkamen und ſich flüſternd und kichernd an ihm vorbei die Treppe heruntermachten. Nun ſtand er im Gang, auf deſſen Boden aus zwei offenen Türen das Licht fiel. Es ſah da verſchwiegener aus als in einer Beichtkirche. Ratlos ſtand er da. Seine Dorfgenoſſen ſchienen nun doch heimgereiſt zu ſein. Eben wollte er mit einem Hängmäulchen die Treppe wieder leiſe hinunter gehen. Da dröhnte es durch die offenen Saaltüren in den Gang hinaus: „Stabellenritter hoch! Eins, zwei, drei!“ Und nun ging ein fürchterliches Gepolter los, als ob im Saal drin Tiſche und Stühle zu tanzen anfingen, und jetzt ſchallte in das Hulterpulter ein tolles Gelächter.

Erſt hatte der Meiredli, bleich vor Entſetzen, davonlaufen wollen, und war ſchon einige Stiegentritte hinuntergeraſſelt. Aber das fröhliche Auflachen hielt ihn an. Er wagte ſich in den Gang zurück und ſchlich ſich auf den Zehen der Wand nach zu einer offenen Türe. Erſt zögernd mit faſt furchtſamen Augen, dann über und über lachend, wie ein Butterſtock auf der Traggabel, glotzte er in das hellerleuchtete Feſtgemach.

In dem niedern Saal, der an der Decke bescheidene Stukkaturverzierungen zeigte, ritten auf ihren Stühlen die Dorfleute von Einsiedeln, Männlein und Weiblein, hintereinander, in wildem Galopp um die lange Tafel und schien sich die ganze Kavalkade bei diesem Stabellenritt königlich zu unterhalten. Es war ein unabläßiges, einhelliges Juhee, aus dem das polternde Lachen der Männer schwerfällig wie Auerhähne herausrauschte, während die schluchzende Freude der Frauen wie ein Flug Lerchen den Saal ausjauchzte. Rundum ging's, immer rundum. „Haltet ein, in Gottesnamen!" rief gruchsend und kichernd eine wohlbeleibte Frau Ratsherrin, „ich kann nicht mehr." — „Hupp, Rößlein, hupp!" rief ein strammer Schützenleutnant, der die Reiterei anführte. Er tat, als gäbe er seinem Pferd die Sporen. „Zum Donner!" lärmte jetzt keuchend ein dicker Metzgermeister. „Jetzt ist's genug, sonst muß ich ausgeisten. Ich wollte lieber auf einer Kuh reiten als auf einem Stuhl." Erneutes tolles Auflachen. „Halt!" kommandierte der flotte Schützenleutnant. „Die Burg ist erstürmt. Nun gilt's aber noch das Dornröschen herauszuholen." Die hölzernen Pferde blieben stehen, und lachend trockneten sich die Mannsleute den Schweiß von den Stirnen, während die Frauen sich plaudernd und kichernd bemühten, ihre beim wilden Ritt etwas auseinandergegangenen Haare zu ordnen und die zu Boden gefallenen Kämme, Haarnadeln, Löffel und Messer aufzulesen.

Lachenden Auges und offenen Mundes hatte der Meiredli diesem fröhlichen Traben zugeschaut. Fast wäre ihm vor Verwunderung der Krug aus der Hand gefallen, als er sah, wie alte, sonst so gestreng blickende Richter und Ratsherren und biderbe Meister und Krämer und gar ältliche fromme Frauen und junge züchtige Weibsleute, die sonst die Augen kaum aufzuschlagen wagten, bei diesem tollen Hexentanz sich vor Vergnügen fast nicht zu fassen wußten. Aber als es auf einmal stiller wurde, gewahrte er den langen, mit schimmerndweißen Tüchern überdeckten Tisch, und nun vergaß er seine gutaufgelegten Dorfsippen vollständig, und das Wasser lief ihm im Munde zusammen. In erfreulichem Durcheinander standen auf dem Tisch bauchige, rote und weiße Flaschen und umfangreiche Platten, auf denen die ansehnlichen Reste süßen Gebäcks, Nidelpastetchen, Hüppen und andere leckere Dinge recht anzüglich aufgebaut waren. Und zwischen den paradiesisch duftenden Platten vertaten sich gewaltige Schüsseln, die von geschwungener Nidel überquollen, wie vereiste Brunnentröge von blendendweißem Januarschnee.

Meiredlis Mundwinkel glänzten und gleißten wie frisch geputzte goldene Broschen.

Unterdessen ging das kurzweilige Spiel weiter.

„Die Burg, die iſt genommen ein, wo mag denn wohl Dornröschen ſein?“ rief der Schützenleutnant durch den Saal.

Ein älteres, wohlberedtes Frauchen erhob ſich und antwortete: „Das wiſſen die ſieben Pagen.“

„Was tuen denn die ſieben Pagen machen?“

„Sie ſollen das verwunſchene Schloß bewachen“, gab das Weiblein zurück.

Da rief der Schützenleutnant: „So ſollen ſie zu uns hereilen und uns die rechte Wahrheit mitteilen.“

Das Frauchen antwortete: „Der erſte liegt krank unter der Freßbank. Der zweite hat die Magd am Schürzenband gezerrt, da hat ſie ihn in die Gerümpelkammer geſperrt. Der dritte ſtieg auf einen Hollunder, jetzt kann er nicht mehr herunter. Der vierte wollte Honig lecken, da tat ihn der Koch in den Keller ſtecken. Den fünften tät ein Floh ins Bein ſtupfen, jetzt kann er nimmer hupfen. Der ſechſte kann keine Hoſen auftreiben, darum muß er im Bett bleiben. Der ſiebente iſt noch zu jung und hat keinen Broſamen Erfahrung.“

„Der iſt der rechte, der wird es wagen und ſonder Falſch die Wahrheit ſagen. Er trete vor in Gottesnamen!“ ſagte der Leutnant ſein Sprüchlein weiter und rief dann ringsum in den Saal: „Wer iſt der jüngſte von allen in dieſen Hallen?“

Tiefes Schweigen. Dann Kichern und Tuſcheln. Jetzt aber rief ein alter Hafnermeiſter: „Der jüngſte iſt wohl der Bäckerkari, des Unterdorfbäckers Sohn!“ Der Bäckersſohn, der mit glänzenden Augen, aber mäuschenſtill unten am Tiſche neben dem Hafnermeiſter ſaß, ſchrak zuſammen und errötete, als er mit einem Male alle Augen auf ſich gerichtet ſah. Einen raſchen Blick tat er nach dem Anneli zur reitenden Poſt, das zwiſchen ſeinem grauborſtigen Onkelpaten und der ſpitznäſigen Mutter des ſpielleitenden Schützenleutnants ſaß. Das ſah ihn mit ſtillen heißen Augen an. Schüchtern erhob er ſich, und an ſeinem verlegenen Räuſpern ſchien es, als wolle er etwas ſagen. Doch nun rief des Leutnants Mutter mit hohem ſpitzen Stimmlein: „Der jüngſte von allen Herren im Saal wird doch wohl mein Sohn ſein!“ Alles ſah nach dem flotten Burſchen an ihrer Seite. Der wirbelte eben ſein Schnäuzchen herausfordernd auf und ſchaute lachend, mit vielſagendem Augenzwinkern, zu Anneli hin, was dieſes, obwohl es mit keinem Auge aufſah, mit großem Unbehagen gar wohl bemerkte.

„Ich werde Anfang Mai fünfundzwanzig!“ rief aber jetzt mutig der Bäckerkari.

„Und ich Ausgang Mai!“ gab der Leutnant überlaut, triumphierend,

zurück. Und wieder schaute er geradewegs auf Anneli. Nun wußte die ganze Tafelrunde, wo der sein Dornröschen zu finden gedachte, falls er später den Prinzen spielen dürfte.

Jetzt erhob sich unten am Tisch das muntere Frauchen wieder und rief zum Schützenleutnant gewendet: „So red' er, Page, uns zu Gefallen, wo ist Dornröschen, die Schönste von allen?"

„O nein," sagte, sich erhebend, Anneli, zur allgemeinen Verwunderung, „der Herr Leutnant ist nicht der Jüngste im Saal. Es gibt noch einen viel jüngeren; dort steht er an der Türe!"

Blutrot, zitternd ließ sich das Mägdlein wieder auf seine Stabelle nieder.

Alles sah neugierig nach der Türe und ein Gelächter rauschte durch den Saal. „Allweg," rief ein ehrsamer Tuchherr, „der Meiredli zu Adam und Eva ist der jüngste unter uns, ehrlicher Waldleute Kind und ein Page wie von Gott gemacht. Der wird wohl am unbestechlichsten und ohne Flattiererei die Schönste herausholen." Erneutes Gelächter und allseitiger Beifall der hochvergnügten Dorfleute.

„Komm zu mir, Büblein!" rief das Anneli dem auf der Türschwelle stehenden Knaben zu.

Meiredli stand immer noch wie im Traum da. Er staunte unablässig auf den mit lauter guten Dingen überladenen Tisch, den er so nahe vor sich hatte und der ihm doch verwehrt war, wie seinerzeit Moses das von Milch und Honig fließende gelobte Land. Mit nassem Mäulchen schmachtete er nach den braunen Hüppenbergen und besonders nach den taubenflaumzarten Nidelfirnen. O wie es von dem langen Tisch her duftete! Als ihn aber das Anneli noch einmal anrief und ihn gar bei der Hand faßte, erwachte und begriff er. Ein Aufleuchten, das in ein immerwährendes schweigendes Lächeln überging, verklärte sein ganzes Gesicht und willig, noch traumbefangen mit schier unsicher tastendem Fuße, ließ er sich von Anneli an den Tisch führen. Behutsam stellte sie seinen schweren Krug auf den Boden neben ihren Stuhl, setzte sich und zog ihn auf ihren Schoß. Und da saß er nun warm und weich, aber unruhig und ein bißchen verlegen. Dieses Anneli hielt ihn ja wohl noch für ein kleines Schoßkind. „Wo bist du denn gewesen, Meiredli? Ich habe wohl nach dir ausgeschaut und gefragt, doch niemand wußte etwas von dir. Da dachte ich mir, du seiest gewiß wieder heimgeschlittelt." Er lächelte fortwährend, schien aber nichts zu hören. Mit großen Augen staunte er immer auf den Tisch und konnte nicht still sitzen. Schnell griff Anneli in seinen Teller und schob ihm eine von Nidel überquellende Hüppe in den Mund. „Nimm Büblein, nimm nur!

Und nun ſag, was haſt du den ganzen Nachmittag getrieben? Haſt du denn wirklich im See drunten Waſſer geholt?"

„Heja", ſagte er jetzt, mit lachendem Zünglein den Schlagrahm ringsum ſäuberlich vom Mäulchen leckend.

Horchte alles auf um den langen Tiſch!

„Ums Himmelswillen, das fehlte noch, daß unſere Mägde ſoweit zum Brunnen hätten! Ja, aber warum haſt du denn das Waſſer aus dem See heraufgeholt, du einfältiges Büblein?"

„Ja", machte er, ſich unruhig in ihrem Schoß hin- und herwiegend, „weil halt die Großmutter geſagt hat, das Waſſer im See ſei kniſternd-blau, blauer als ein Bläuekügelchen."

Ein fröhliches Auflachen ging im Saal herum.

„Ja iſt's denn nicht blau geweſen?" fragte mit verwunderten Schalkenaugen das Mägdlein.

„Ja doch, von weitem iſt's ſchon blau," meinte der Meiredli, „aber wenn man's anrührt, iſt's bloßes leeres Brunnenwaſſer. Schau nur!" Und geſchwind hob er den ſchweren Krug vom Boden auf und hielt ihn Anneli unter die Augen.

„Wahrhaftig," ſagte ſie, in den Krug guckend, „es iſt kein bißchen blau, nicht einmal ſo blau wie deine Lismerkappe."

„Und die Großmutter hat es doch ſicher und heilig geſagt," machte er, mit bedenklichen, ſchier vorwurfsvollen Augen zu ihr aufblickend.

„Ja, weißt du, Kleiner," ſprach jetzt Annelis Onkelpate, „deine Großmutter iſt eben alt, und da bekommt man wunderliche Augen und kennt die Farben nicht mehr recht auseinander. Du wirſt aber nicht ſo dumm ſein und ihr das fade Seegewäſch zutragen wollen. Geh, Meiredli, leer's aus!"

„Nein, nein," rief der Meiredli erſchrocken aus und kniff den Krug zwiſchen die magern Knie. „Ich will das Waſſer der Großmutter heimbringen."

Wieder ging ein munteres Gelächter um den Tiſch.

„Ei, ſo laßt doch den dummen Buben und ſeinen Krug einmal!" rief jetzt der ſtramme Schützenleutnant. „Ich denke doch, wir wollen das Dornröschenſpiel fortführen, ſonſt kommen wir damit zu keinem Ende. Und da dieſer hereingeſchneite Bub nun einmal der Jüngſte im Saal ſein muß, ſo ſoll er reden."

Der große Ärger, den ihm das Zwiſchenſpiel mit dem Meiredli verurſachte, war deutlich genug aus ſeiner Stimme herauszumerken.

Raſch erhob ſich das lebhafte ältliche Frauchen unten am Tiſch und ſprach, ſchier feierlich den Meiredli anblickend: „Jüngſter Page, ſag uns zu Gefallen, wo iſt das Dornröschen und die Schönſte von allen?"

Meiredli glotzte die Frau verſtändnislos an und errötete. Was hatte denn die mit ihm? Was redete ſie von Dornröschen mit ihm? Aber das Anneli ſchob ihm ein Nidelpaſtetchen in den offenen Mund, zog ihn feſter an ſich und raunte ihm ins Ohr. „Geh, du darfſt auch mitſpielen. Zeig nun, was für ein geſcheites Büblein du biſt, wie deine Großmutter immer erzählt, und ſag laut und herzhaft heraus, wer von allen Frauen, die um den langen Tiſch ſitzen, die allerſchönſte iſt.“

„Spielt ihr denn Dornröschen?“ fragte er halblaut.

„Freilich“, flüſterte ſie zurück. „Und die Schönſte ſoll dann eben das Dornröschen ſein. Wer iſt nun die Schönſte im Saal?“

Jetzt ging dem Meiredli die ganze Dornröschengeſchichte im Kopf auf, die ihm die Großmutter wohl hundertmal ſchon hatte erzählen müſſen. Er fing an, ſich, immerfort lächelnd, am Tiſch umzuſehen und ſchaute mit ſcheuen, aber ernſthaft prüfenden Augen von einer Frau zur andern. Es war ſchier unheimlich ſtille geworden im Saal. Aber nun begann allmählich wieder ein leiſes Kichern und verlegenes Hüſteln um den Tiſch zu geiſtern, denn Meiredlis lachende Äuglein verweilten gar lange bei einigen hübſchen Frauen, die vor Verlegenheit und banger Erwartung nicht wußten, wohin ſie ſehen, wie ſie ſich anſtellen und laſſen ſollten. Aber auch er ward verlegen, denn nun wanderten ſeine Blicke ratlos zwiſchen zwei nicht mehr ganz jungen, aber üppigſchönen Frauen hin und wieder. Und dann begannen ſeine Augen von neuem die Runde um den ganzen Tiſch. Doch immer wieder kehrten ſie zu den zwei zündbrandrot gewordenen Vierzigerinnen von ſchwellender Geſundheit zurück. Welche mochte denn wohl die Schönere ſein? Wie hilfeſuchend ſchaute er an Wänden und Decke herum. Da ſah er im Spiegel gegenüber ein Mägdlein ſitzen, rot wie Blut und weiß wie Schnee. Und das hielt im Schoß einen Knaben, der einen Krug in den Armen hatte. Blitzgeſchwind kehrte er ſich um, alſo daß das Waſſer im Krug ſchwappelte, und ſchaute erſchrocken und erſtaunt dem Jüngferlein ins Geſicht, in deſſen Schoß er ſaß und in deſſen Augen ein Tränlein wie ein Tautröpflein blinkte. Und ſchier aufjauchzend rief er in den Saal, ſo laut er vermochte: „Das Anneli zur reitenden Poſt iſt die Schönſte von allen! Es iſt eine wie das Dornröschen im Bilderbuch!“

Ein tolles Gelächter, aus dem beifällige Rufe herausſchallten, brauſte um den Tiſch. „Gut geraten!“ rief ein feiſter Ratsherr. „Brav abgeſchnitten!“ lachte der Tuchherr. „Ins Schwarze getroffen!“ lärmte ein alter Nimrod. „Ja, ja,“ machte Annelis Onkelpate und ſtrich ſich ſchmunzelnd über die grauen Haarborſten, „das Büblein hat ein gutes Näschen; der findet's gewiß einmal heraus, trotz einem Bienchen, aus

welchen Blumen der Honig am ſüßeſten duftet. Tu mir Beſcheid, Bürſchchen!" Er hielt Meiredli das volle Weinglas hin, woran der voller Freude, daß er's ſo gut getroffen haben ſollte, alſo tapfer zog, daß das Glas immer leerer wurde. „Halt, halt, es tut's!" ſagte lachend der Alte, „du ſchluckſt ja wie ein Kennel. Aus dir kann noch ein trinkfeſter Mann herauswachſen. Nimm aber jetzt lieber noch einen Mundvoll Nidel." Und er überfüllte ihm Annelis Tellerchen mit einem luſtigen, ſchneeweißen Hügel, den der Knabe ſogleich eifrig abzutragen begann.

Unterdeſſen ſaß Anneli ſtill da und fuhr dem eſſenden Knaben ſtreichelnd und ſchmeichelnd über den blonden Strubelkopf, in blutroter Verlegenheit und lächelnder, glückſeliger Verwirrung immerzu in deſſen Krug hineinblickend, als ſehe ſie darin nun nicht nur kniſterndblaues Waſſer, ſondern auch einen kniſterndblauen Himmel. Alle Augen guckten nach ihr. Aus vielen Frauenherzen haſteten die Neidteufelchen in die heißen Köpfe hinauf und ſchielten durch die braunen und blauen Fenſterchen mißgünſtig nach dem in holdſeliger Anmut daſitzenden Anneli. Daß er gerade dieſen jungen Knopf ausleſen mußte! ziſchten die Teufelchen. Und wahrhaftig, wie es ſo da ſaß, glich das Mägdlein auch ganz einem Roſenknopf, der in der warmen Stube eben aufgehen will mitten im Winter. Am aufgebrachteſten waren heimlich die zwei verſchmähten üppigen Schönen, die ſich durch das Büblein ſchon faſt auserwählt ſahen. Auch des Schützenleutnants Mutter ſchaute ſäuerlich drein, wie eine Kuckucksampfer, denn ſie war gar nicht zufrieden. Obſchon ſie wußte, daß ihr flotter Sohn unbedingt auch das Anneli ausleſen würde, wäre ihr's doch lieber geweſen, er hätte anſtatt des dummen Buben den Preisrichter machen können. Da hätte er gewiß gewonnenes Spiel gehabt. Doch hoffte ſie immer noch auf ein gedeihliches Ende, denn nun kam ja erſt der Haupttrumpf des Dornröschenſpiels. Eben erhob ſich unten am Tiſch das rundliche, queckſilberige Frauchen wieder, nachdem ſich der Lärm und das Gelächter etwas gelegt hatten, und verkündigte: „Nun wird ſich Dornröschen, die ſchönſte der Frauen, im Traum nach ihrem lieben Prinzen umſchauen; der ſoll das Röslein durch die Dornenhecken, mit einem ehrbaren Kuß vom Schlaf auferwecken. Sag an, du Schönſte, wer erſcheint dir im Traum?"

Jetzt mußte das Anneli antworten. Über und über rot, hob es den Kopf, und während ſeine Finger Meiredlis Lismerkittel zerknitterten, ſah es ſich zaghaft rundum. Aber unter den vielen freundlichen und ermunternden Augen begegnete es auch manchen Blicken, die den Verdruß ihrer Herzen nicht genugſam zu verbergen wußten. Und als ſie gar des Schützenleutnants erwartungsvolles Geſicht und ſeiner Mutter

ſpitze, nach ihrem Mund angelnde Naſe erſchaute, ſenkte ſie das braunlockige Köpfchen wieder und blieb ſtill.

„Zum Donner," ſchnauzte ſie aber jetzt ihr Onkelpate an, „red doch einmal! Wird dir ja wohl auch ſchon von einem geträumt haben, Dornröschen, denn die Haſen und die jungen Mädchen träumen ja ſogar mit offenen Augen. Nenne deinen Prinzen! Den wüſteſten wirſt du etwa kaum ausgeleſen haben; dafür haſt du mir zu flinke Äuglein. Geiſtern ja den ganzen Tag herum wie Blaumaiſen."

Ein übermütiges Gelächter erſchallte.

Nun geriet aber das Anneli erſt recht in Verwirrung, und obwohl es den Kari totenbleich in ſeinem Winkel hatte ſitzen ſehen, verlor es doch allen Mut und ſprach jetzt mit unſicherer Stimme zu dem eſſenden Meiredli, ihn am Kittel zupfend: „Mein Prinz, ich ſeh dich im Traum an der Roſenhecken; du ſollſt mich mit einem ſüßen Kuſſe auferwecken!" Und als der Meiredli, der eben ſeinen Schlagrahmhügel bis auf den Grund abgetragen hatte, verwundert aufſchaute, packte ſie mit beiden Händen ſeinen Blondkopf und wollte ihn auf den von der Nidel ringsum ſchneetaubenweißen Mund küſſen. Aber er zappelte ſich energiſch los und ſagte, Anneli mit ernſthaften, ſchier anklagenden Augen anblickend: „Nein, ich darf kein großes Maitli küſſen, hat die Großmutter geſagt, ſonſt bekomme ich eine Warze im Mundwinkel."

Ein donnerndes, ein jauchzendes Auflachen ging im Saal um. Aber als der Knabe ſah, wie das Anneli dunkelrot wurde, wie es ihn ſeltſam anſah und wie ihm gar Tränen in die Augen ſchoſſen, ward ihm trübe zumute, doch da kam ihm ein Einfall. Sein Geſicht leuchtete auf, und laut rief er: „Weißt du was, Anneli. Ruf doch den Bäckerkari. Schau, dort unten ſitzt er in einem Winkel. Der ſoll dir einen Kuß machen. Er hat dir ja heute auf der Schlittenfahrt mehr als zwanzig gemacht; ich hab's wohl gehört."

Ein wahres Aufheulen durchtobte den Saal. „Du Donnersfratz, du Donnersfratz!" lärmte der Onkelpate. Das Anneli aber hatte, aufſchreiend, die Hände vors Geſicht geſchlagen und haſtete zum Jubelgemach hinaus, gefolgt von der Baſe, des Onkelpate Frau, und der lächelnden Wirtin.

Im Saale aber wollte das Lachen und kichernde Tuſcheln und übermütige Getue zu keinem Ende kommen. Und als ſich nun auch der Bäckerkari blutrot erhob und ſich ſo unbemerkt wie möglich zur hintern Türe hinauszudrücken trachtete, ging der Spektakel von neuem los. Kaum war er verſchwunden, rückte des Schützenleutnants Mutter näher zum etwas verärgert dreinſchauenden Onkelpate und ſagte mit honigſüßem Lächeln und flötendem Munde: „Da hätte man alſo gleich glück-

wünſchen und die Verlobungsfeier abhalten können, denn, wie's ſcheint, hat dieſer Bäckersſohn Ihre Nichte ſchon auf der Herfahrt erobert. Nichts für ungut, Herr Nachbar, aber das muß man ſagen: Es iſt recht ſchnell gegangen, und gewiß die wenigſten im Saale hätten von Anneli zur reitenden Poſt eine derartige Brautfahrt erwartet."

Der Alte ſtarrte ſie erſt faſſungslos an. Er erholte ſich jedoch geſchwind und antwortete ziemlich laut: „Ei, Frau Nachbarin, 's iſt wahr, mir kommt die dumme Geſchichte auch unerwartet, aber wie heißt ein altes Sprichwort: Unverhofft kommt oft. Und, heja, und ſchließlich, was iſt denn dabei, wenn ſich das Anneli ein bißchen hinterrücks nach einem umgeſehen hat? Haben wir's denn ſeiner Zeit und ſeligen Angedenkens anders gemacht?"

„Janun," gab die Alte zurück, und ihre ſpitze Naſe blitzte wie eine meſſingene Brunnenröhre in der Sonne, „es wird eben doch verſchieden gehalten. Ich will auch durchaus nichts geſagt haben. Ich meine nur, Ihre Jungfer Nichte ſei doch noch ein bißchen gar jung und hätte gewiß noch eine Partie machen können, bei der die Brautfahrt nicht in einer grünen Truhe und aus dem Unterdorfe herauf hätte ſtattfinden müſſen."

Jetzt aber fuhr der Onkelpate herum und ſagte, alſo vernehmlich, daß alles zu ihm hinhorchte: „Oho, Frau Nachbarin, da muß ich ſchön bitten. Zum erſten heißt's: Jung gefreit hat niemand gereut. Zum andern iſt der Bäckerkari rechter Leute Kind, und auch die grüne, etwas wurmſtichige Truhe kann niemandens Adel ſchwächen. Zum Liebhaben braucht's keinen Herrenſchlitten. Können ſich die ſchönſten Falter auf einem modrigen Zaunpfahl gern haben, ſo werden's zwei junge Leutchen in einer alten Truhe auch fertig bringen. Zudem", machte er noch ärgerlicher, „iſt die Verlobung, denk ich, denn doch noch nicht im Blei. Der dumme Bub da kann ſich getäuſcht haben. Er hat's gewiß geträumt. So wie ich mein Nichtchen kenne, iſt es nicht das Mädchen, das ſich ſo ohne weiteres abküſſen läßt. Das Dornröschen iſt, trotz des einfältigen Geſchwätzes dieſes Bübleins, noch lange nicht wachgeküßt!" rief er ganz laut. „Im übrigen," er wandte ſich an den ſtumm und verdroſſen in den Tiſch ſchauenden Schützenleutnant, „— übrigens iſt ja das Dornröschenſpiel noch gar nicht zu Ende. Fahrt nur herzhaft weiter, Herr Leutnant. Es hat ja noch annehmbare Frauen und Jungfern hauſensgenug in der Stube. Wartet gewiß die eine oder die andere auf ihren irdiſchen Erlöſer. Ihr ſeid ja jetzt der Jüngſte hier, nachdem der einfältige Bub da noch nicht küſſen kann und der Bäckerkari weg iſt. Nun habt Ihr doch beim Eiker die Auswahl. Fahrt doch weiter im Spiel!"

Bleich vor Zorn erhob ſich des Leutnants Mutter und zog, gefolgt

von ihrem geräuschvoll aufstehenden Sohne, wie die böse Königin im Märchen ab.

Kaum hatte sich die Türe hinter ihnen geschlossen, lachte der Onkelpate polternd auf und sagte: „Weiß Gott, die Frau Nachbarin ist heute nicht zum Spaßen aufgelegt; es muß ihr was Verdrießliches über das Leberlein gekrochen sein. Nun," setzte er bei, „Gott tröste sie und uns der Wein." Damit griff er, zum Gaudium der gesamten Tafelrunde, nach einer bauchigen Flasche, füllte sein Glas, goß es hinunter und rief: „So, nun wollen wir die Welt wieder von vorne ansehen. Was sollen wir den Hals verrenken nach dem, was hinter uns liegt? Heda, Bub!" redete er Meiredli an, der sich, unbekümmert um alles, was um ihn herum vorging, redlich mühte, eine Beige knuspriger Hüppen unter Dach zu bringen, „Bub, rück ein bißchen näher zu mir!" Verwundert sah ihn der Knabe an. „Du stellst schöne Geschichten an", fuhr der Alte fort. „Aber das glaub ich wohl, wenn einer so dumm ist und will einen so schweren Krug voll Wasser über den Berg heimtragen. Geh, leer das Wasser aus; ich gebe dir dann einen Batzen."

„Nein", machte der Meiredli erschrocken, ließ Teller und Hüppen fahren, hob den Krug neben dem Stuhl auf und verbarg ihn unter seinem Lismerkittel.

„Schau, Bürschlein, aus den beiden großen Schüsseln da lasse ich dir all die süße Nidel in deinen Krug stopfen," sagte lachend der Alte, „wenn du das blöde Seewasser ausleerst."

Der Meiredli schaute mit glänzenden Augen auf die zwei vor ihm stehenden umfangreichen Schüsseln, deren Ränder die weiße, zarte Schlagsahne allseitig überquoll, wie Schneewehen die Felsengrate. Hoch klopfte sein Herz und sein Zünglein ging im Mund wie ein Fischschwänzchen, das auf den heißen Sand kommt. Ach, wie war doch die Nidel etwas Gutes! Wie mußte sie erst schmecken zu Hause vor dem Ofen! Er sah sich schon davor sitzen mit dem Krug, aus dem die Nidel schneewieselweiß wie ein Nixlein auftauchte und sagte: Iß mich, Meiredli, iß mich! Er lächelte an einem fort. Aber da tauchte auch das Bild seiner Großmutter vor ihm auf, wie sie am Fenster das Weißzeug säumelte: Ja, ja, Meiredli, so blau wie ein Bläueküglein! — „Nein, ich leer's nicht aus!" sagte er laut.

„O du dummer Bub", sagte der Onkelpate unter dem Gelächter der Tafelgenossen. „So trag das Wasser in Gottesnamen heim. Mein Knecht soll einspannen!" rief er einer Magd zu, die eben eine Schüssel abtrug. „Wir wollen heim; es ist an der Zeit. Und wenn wir auch das Spiel nicht zu Ende brachten und das Dornröschen diesmal nicht wachgeküßt

werden konnte, ſo war's heut doch ein ſchöner und ein guter Tag." Er hob das Glas, ſtieß rundum an, alſo daß alsbald ein fröhliches Läuten um den Tiſch ging. Dann rief er: „Unſerm lieben heiligen Landespatron zu Ehren!" leerte das Glas und ſtellte es dröhnend auf den Tiſch. Alles erhob ſich. „So, nun mach' dich auch heim, Büblein, zu deiner Großmutter!" rief der Alte, zündete ſeinen meerſchaumenen Schwanenhals an, ſtampfte paffend zum Saal hinaus und ging, ſein bißchen Ärger hinter einer frohgemuten Miene verbergend, ſein Bäschen, das Anneli zur reitenden Poſt, im Hauſe herum ſuchen. Bald fand er's auch, leidlich getröſtet, bei ſeiner Frau in der freundlichen Wirtin Schlafkammer.

* * *

Als Annelis Onkelpate, eifrig aus ſeinem Pfeifchen nebelnd, mit ſeinen Leuten in die Vollmondnacht hinaustrat, waren die Schlitten ſchon vorgefahren und ſtanden vor dem Wirtshauſe, eine lange Reihe. „Sie warten nur noch auf euch!" rief des Alten Knecht, der gerade neben der ſteinernen Treppe hielt. „Jörg," fragte der Onkelpate halblaut, „iſt denn der Bäckerkari ſchon davongefahren? Ich vermag ſeine grüne Truhe nirgends zu erblicken." Der Knecht wies mit der Peitſche ſtillſchweigend hinter ſich. Von der Scheune her rumpelte des Bäckers hoffnungsfarbiger Kaſten gegen das Wirtshaus. Darin ſaß, ziemlich geknickt, der Bäckerkari. Der Alte lachte kurz auf. Da raunte ihm ſeine Frau zu: „Wollen wir denn das Anneli nicht in unſern Schlitten nehmen, Mann? Wir dürfen es doch nicht wohl mit dem Bäckersſohn heimfahren laſſen, nach allem was vorgefallen. Was meinſt du?" — „Was vorgefallen!" gab der Onkelpate unwirſch zurück. Und als er ſah, daß die Wirtin unter der Türe angelegentlich Anneli zuredete, ſagte er brummig zu ſeiner Frau: „Was fällt dir denn ein! Müſſen wir zwei dickgeratene Menſchen nicht allein ſchon faſt aufgeiſten in unſerm Schlitten, und da verlangſt du, daß wir noch mit einer Dritten ein Käsdrücken abhalten ſollten. Da ſage ich: Danke Gott wohl! Das Anneli ſoll ſich nur wieder getroſt zu Kari in ſeine Arche Noah ſetzen. Sie werden einander nicht umbringen. Was iſt denn vorgefallen? Eine kleine Liebelei, an welche die zwei Leutchen ihrer Lebtag mit tauſend Freuden denken werden. Meinſt du nun, ich ſollte da den Engel mit der feurigen Rute ſpielen und ſie zu ihrem Paradies herausſitzen? Zudem iſt der Kari ein rechter Burſch. Die Schande dürfen wir ihm nicht antun, daß wir ihn mutterſeelenallein nach Hauſe fahren laſſen. Ich habe ihn einmal zu Annelis Kutſcher beſtellt, ſo ſoll er's bleiben." — „Aber ſo bringt er das Bäschen noch ärger ins Gerede," wagte die Frau einzuwenden, „wenn ſie zuſammen heimfahren und dazu ſchon wieder als

letzte." — Der Alte kratzte in seinen Borsten. „Ja, ja, ja, der Donner abeinander!" machte er ärgerlich, „'s ist wahr, 's hat etwas. Aber was tun? Es ist nur saudumm, daß die grüne Rumpeltruhe keinen Kutscherbock hat, sonst würde ich mich zu Anneli setzen, und er müßte auf den Bock. So könnte sie wenigstens seine Schattenseite bewundern. Verflucht, da kommt er, da kommt er! Was soll ich nun machen?" Zu seinen Füßen, vor der Treppe, war ein Hüsteln. Jetzt erblickte der Alte den Meiredli, der, seinen Krug im Schoß, auf seiner Geiß kauerte und fröstelnd in die Hände blies. „Oha Most," raunte er seiner Frau zu, „das Sprichwort hat wieder einmal recht: Ist die Not am höchsten, ist die Hilfe am nächsten. Ich hab's. Jetzt schau einmal, Frau, wie ich vor aller Augen einen Keil zwischen die Liebesleute treiben will, der sie von allen Dummheiten und die lieben Mitmenschen von allen bösen Nachreden abhalten soll. Laß mich machen, Frau. Du sollst wieder einmal gewahren, was für einen hellen Kopf du an mir hast, jetzt paß' auf! Sie sollen nebeneinander sitzen wie die Götzen in Oberägypten und auf dem ganzen Heimweg miteinander nicht mehr von Liebe reden können, als zwei Trappistenbrüder." — „Still, bezapf dich!" warnte die Frau. „Da fährt er an."

Der grüne Schlittengatter hielt neben der Treppe, hinter Onkelpates Gefährt, während die vordersten Schlitten anfingen, sich in Bewegung zu setzen und abzufahren.

Der Alte hatte sich vor die Treppe gemacht. „Büblein," redete er strahlenden Antlitzes den Meiredli an, der gerade aufstand, um sich hinter den Bäckerschlitten zu schleichen, „möchtest du nicht lieber in diesem schönen Schlittengatter" — er wies auf die grüne Truhe — „heimreiten, als auf deiner Geiß, die man aufwärts ja doch nachschleppen muß?"

Meiredlis Gesicht lachte über und über. „Heja, gern."

„So geh, häng deine Geiß hinten an den Schlittengatter und dann steig ein! Schau, mein Bäschen fährt auch noch mit in diesem Schlitten, dann seid ihr zu dritt und müßt nicht frieren. Oder möchtest du etwa den Kleinen lieber nicht im Schlitten haben? Es ist des Landschreibers Bub," wandte er sich an den Bäckerkari, „dann sag's nur ohne weiteres."

„Meinetwegen kann er ja schon mitfahren," machte der, erst ein paarmal schluckend, schier demütigen Tones.

„Heja eben, das meine ich auch. Ist ja nur ein nichtsiges Büblein. Nimmt nicht mehr Platz ein, als ein Zicklein in einer Pfanne. Schau nur wie schmal er ist, könnte ja auf einem Messerrücken reiten. Mutter, Anneli, holla, einsteigen! Sie fangen da vorne schon an, abzufahren. Macht, macht, sapperlott!"

Onkelpates Frau eilte, sich verabschiedend, von der Treppe.

„Steig ein, Anneli!“

Blutrot, zu Boden ſehend, machte ſich das Anneli zur reitenden Poſt an Karis Schlitten heran und wollte einſteigen.

„Halt!“ gebot der Alte. „Da haben wir noch einen. Steig hurtig ein, Kleiner!“ ſagte er zu dem hinter dem Schlitten hervorkommenden Meiredli. Da kauerte der ſchon fröſtelnd im Schlitten. „Weißt“, wandte ſich der Alte an ſeine Nichte, die betreten auf den Knaben ſchaute, „ich dachte mir, zu dritt habeſt du wärmer im Schlitten. Die Nächte ſind immer noch recht kalt. Und dann hätte ich's deinem guten Herzen nicht antun mögen, daß du hätteſt ſehen müſſen, wie das Büblein da mit ſeiner ſchweren Geiß frierend hinter dem Schlitten herhöſelt. Steig ein, Bäschen!“

„Heja,“ machte das Anneli mit ſeltſam umflorter Stimme, „es iſt ja gleich“, und ſtieg ein.

Sie waren aber enger eingepfercht, als eine eingekorbte Schar Hühner, die zum Jahrmarkt fährt. Von Meiredli war nichts mehr zu ſehen, als das Geſicht und die blaue Lismerkappe. Nun eilte gar noch Onkelpates Frau mit einer mächtigen Roßdecke herbei und ſagte: „Komm, Büblein, ich will dich ein bißchen einmachen, haſt ja kein Mäntelchen an; mußt mir ſonſt erfrieren auf dem langen Heimweg.“ Damit machte ſie ſich an den Schlitten heran und mummelte ihn alſo in die ſchwere Pferdedecke ein, daß er ärger eingepuppt war, als ein Graswurm. Mit Not gelang es ihm, Kopf und Hände aus der Larve herauszubringen. „Haſt du jetzt nicht mehr ſo kalt?“ fragte die Frau teilnehmend.

„Nein, 's iſt ganz warm“, tönte es aus dem Ballen heraus.

„Ja, aber Bürſchlein, Bürſchlein“, machte jetzt der Onkelpate mit vorwurfsvollen Augen und hob den neben der Treppe ſtehenden Krug empor. „Was iſt's denn auf einmal mit dir? Willſt du den Krug ſtehen laſſen?“

„Nein, nein, gebt ihn, gebt ihn!“ ſchrie der Meiredli auf, riß ihn dem Alten ſchier aus den Händen und bettete ihn ſorglich in ſeinen Schoß, ihn mit beiden Händen umklammernd.

„Ja, ja,“ redete ernſt der Alte, „halt ihn nur recht feſt! Plattvoll wollte ich den Krug der Großmutter heimbringen. Nicht ein Tröpflein täte ich daraus verſchütten laſſen, wenn ich dich wäre.“

Da drückte der Knabe den Krug ſchier inbrünſtig an ſich.

„Jörg, fahr ab!“ rief der Onkelpate ſeinem Knecht zu, als er neben der Frau ſchmunzelnd und die Hände reibend in ſeinem Schlitten ſaß. Der Gaul zog an und klingelnd ging's den andern Schlitten nach in die ſternenhelle Nacht hinein.

Als der Alte vor der Teufelsbrücke einmal zurückſchaute, ſah er den grünen Bäckerſchlitten, allerdings in außergewöhnlichem Abſtande, hintendrein

bimmeln. Doch er ſtrich frohgemut, in ſich hineinlachend, den grauen Bart und machte halblaut: „Der gottgeſandte Meiredli, der gottgeſandte Meiredli!“

Währenddem war die grüne Truhe mit Kari und Anneli und dem in der Mitte wohlverwahrten Meiredli nicht allzu ſchnell den gähen Schneeweg hinuntergerumpelt. Es war aber im Schlitten ſtiller als in einer Taubſtummenanſtalt. Niemand redete ein Wort. Alle drei aber ſchwitzten wie die Jünglinge im Feuerofen. Heiß ſahen ſich die zwei Liebesleute an, um dann immer wieder mit troſtloſen Augen auf Meiredlis ſchweren Krug zu ſtarren, in dem das Waſſer gar luſtig ſchwappelte und gluchzte, als täte ſie drin ein kicherndes Seenixlein auslachen. Es war ihnen recht übel zumute. Wie hatte ihnen der heilloſe Alte das antun können? Wie gerne hätten ſie das Gerede der ganzen Welt und ſämtlicher anderer, entdeckter und unentdeckter, Geſtirne über ſich ergehen laſſen, hätte man ihnen dieſen Liebeskeil, dieſen Meiredli mit ſeinem empfindlichen Krug, weggezogen. Kaum regen konnte man ſich. Und als es Kari faſt gelingen wollte, hinter des Knaben Rücken durch, Annelis Hand, die ſich ebenfalls auf Entdeckungsreiſen begeben hatte, zu erwiſchen, ſchwappelte das Waſſer ſtärker im Krug. „Ihr leert mir das Waſſer aus, ihr leert mir das Waſſer aus!“ rief der Meiredli ſogleich. Und als ſie dann, ihn vorſichtiger behandelnd als ein ſchalloſes Ei, ſich wenigſtens mit den Fingerſpitzen zu erreichen und zu betupfen ſuchten, ſah er auf einmal mit großen Augen auf, von einem zum andern, und ſagte: „Was macht ihr denn alleweil mit den Händen hinter meinem Rücken?“

Jetzt aber fuhren ſie in die dunkle gedeckte Teufelsbrücke ein, der ſie ſchon von weitem mit ſehnſüchtigen Augen entgegengeſehen hatten. Meiredli jedoch ſchaute die unheimliche Brücke mit ſtillem Grauen an. Dort drin ging ja der Hexenmeiſter, der Safraſtes, um. Verſtändnisinnig, ſterbenskrank ſahen ſich Kari und Anneli noch einmal in die Augen, und jetzt nahm ſie die Brücke auf. Es wurde finſter wie in einem Pelzmuff. Trapp, trapp, trapp! ging der Hufſchlag des ſchweren Roſſes auf den vereiſten Steinplatten. „Jeſusgott, Jeſusgott, es nimmt mich einer beim Kopf!“ ſchrie der Meiredli erbärmlich auf. Da ward es ſchon wieder hell; der Schlitten glitt aus der Brücke. „Was machſt du denn für einen Mordslärm!“ herrſchte ihn der Kari an. Der Meiredli ſah mit zu Tode erſchrockenen Augen um ſich und ſagte: „Der Safraſtes hat mich halt mit beiden Händen beim Kopf gepackt und in die Backen beißen wollen.“ — „Dummer Bub!“ brummte der Kari und ſah verdroſſen auf das ebenfalls trübſelig dreinſchauende Anneli. „Ich bin's ja geweſen; wollte bloß einen Spaß machen.“

Aber Meiredli traute der Geſchichte nicht recht und ließ ſeine Äuglein emſig in die dämmerige Nacht hinauswandern, ſo daß er nicht einmal mehr das eifrige Händeſpiel hinter ſeinem Rücken ſonderlich beachtete. Doch nach und nach beruhigte er ſich völlig, und als ſie faſt die Höhe des Waldweges erreicht hatten, ſagte er plötzlich wieder: „Jetzt iſt mir ſchon wieder ein wenig Waſſer herausgeſpritzt. Ihr müßt mich nicht immer am Rücken kitzeln.“

Ganz geknickt ſah das Pärchen ſich an. „So kann's nicht weiter gehen“, machte der Kari und ließ den Kopf hängen, wie ein ausgehungerter Karrengaul, der Haber dreſchen hört. „Und ich hab mich doch ſchon im Herfahren ſo unendlich auf die Heimfahrt gefreut. Ach wär er doch, wo der Pfeffer wächſt oder ſonſt in einer heitern Gegend!“ — „Ach, und was für eine Nacht!“ ſagte ſchwermütig das Anneli. „Nichts als Sterne am Himmel und wie der Schnee am Hag glitzert! Und ſchau, dort ſieht man gar ein wenig die Berge! Der Mond ſteht gerade über ihnen.“ — „Ach, was helfen uns die Berge! Die könnten wir ein andermal wieder anſchauen; die laufen uns nicht davon. Wenn ich ihn nur in ſeinen heilloſen Krug hineinhexen könnte!“

Der Meiredli ſah ahnungslos nach den Sternen, die das Anneli ſo hoch pries.

„Meiredli“, ſagte jetzt mit zuckerſüßem Stimmlein das Mädchen. „Willſt du nicht ein wenig ſchlafen? Schau, wir haben noch einen weiten Heimweg. Soll ich dir ein ſchönes Schlummerliedlein ſingen?“

„Nein,“ ſagte der Kleine, „ſonſt wenn ich ſchlafe, verſchütte ich das Waſſer.“

Der Kari knirſchte in den Zähnen; er ſchaute den Meiredli an wie ein Menſchenfreſſer. „O, o!“ ſtöhnte er. „Wie einen jungen Gockel möchte ich ihn abkrageln.“

„Kari!“ verwies ſtreng das Mädchen.

„Ach ja, ja, ja. Ich meine ja nur ſo.“ Er ſah aus wie ein Gefolterter, dem eben ein neuer Gewichtſtein an die Beine gehängt wird.

Sie waren auf der Höhe; der Gaul griff lebhafter aus.

„Was tanzt denn ſo dahinten?“ fragte verwundert das Anneli und ſah ſich raſch um. Da erblickte ſie Meiredlis Schlittengeiß, die der grünen Truhe munter nachſchwänzelte. Ihre Augen leuchteten auf. „Meiredli,“ ſagte ſie, „gelt das Fahren in einem rechten Schlittengatter iſt fein.“ — „Ja“, ſchmunzelte der Meiredli. — „Möchteſt du nicht das Leitſeil haben und eine Weile das Roß ganz allein leiten, wie ein rechter Kutſcher?“

Er lachte verſchämt, wie ein Roſenſtöcklein auf einem Fenſterſims. „Ja, ja, ich möchte wohl, aber“, ſetzte er ſchier kleinlaut bei, „der Kari läßt mich's ja doch nicht allein leiten.“

„Ja, kannſt du's denn; haſt du wohl auch ſchon gefuhrwerkt?" fragte der ernſthaft.

O, das hätte er oft genug getan, indem er den Poſtkutſchern geholfen habe die Pferde ausſpannen und in den Stall leiten und reiten. Auch mit dem Torffuhrmann und dem Doktor ſei er ſchon ausgefahren. Ja, da könnte man's mit ihm ja ein Weilchen probieren, machte darnach zögernd der Kari. Er dürfe jedoch mit der Peitſche nur knallen, ja nicht nach dem Pferd ſchlagen. „Und wir," ſagte jetzt das Anneli, „wir ſteigen aus und ſetzen uns zur Abwechſlung ein bißchen hinten auf deine Schlittengeiß. Ei, das wird luſtig. Da wollen wir einmal gerne ſehen, wie du fuhrwerkſt; es wird uns auf deiner Geiß wohl gehörig herumſchlenkern."

„Ja," ſagte er mit bedenklichen Augen, „wer hält dann aber den Krug?"

„He, wer als ich?" gab Anneli zurück. „Ich werde doch wohl einen Krug halten können, eine, die mit den Mägden ſchon ſo viele dutzendmal ganze Gelten voll Waſſer am Brunnen geholt und gar auf dem Kopf ins Haus getragen hat." Mit furchtbar ernſten Augen, wie eine Beinhausmauer, ſah ſie ihn an.

Einigemal blickte er auf den Krug, ein paarmal auf Anneli und dann wieder auf das Pferd und das Leitſeil, wovon ſeine Augen ſchließlich nicht mehr loskamen. Er ſollte allein kutſchieren können und gar in der Nacht! Wenn er das morgen den Dorfbuben erzählte, ſie kämen um vor Neid.

„Hüha!" machte der Kari, ſtand ſchon draußen vor dem Schlitten und übergab Leitſeil und Peitſche dem behende zugreifenden Knaben, während das nebenan ſtehende Anneli den ſchweren Krug behutſam in Empfang nahm.

„Aber daß du mir ja nichts verſchütteſt!" ſagte der Meiredli, das Mädchen mit drohenden Augen anſehend.

„Sei nur ruhig, kein Tröpflein will ich verſchütten."

„Hüpp!" rief der Kari, klopfte ſeinem Gaul auf den Pupis, hockte ſich blitzgeſchwind auf Meiredlis hintennachraſchelnde Geiß, zog Anneli vor ſich hin in den Schoß, und weiter ſtapfte das Roß in behaglichem Trott.

„So, Kind Gottes, jetzt hätten wir's gewonnen", ſagte der Kari halblaut. „Jetzt halt dich recht eng zu mir, daß du nicht umpurzelſt; die Geiß macht ja Sprünge wie ein Tanzſchenker."

„Tu nicht gar ſo wild," flüſterte das Anneli, „ſonſt überläuft mir der Krug."

„Ach, leer doch das dumme Waſſer aus!" drängte er.

„Nein, ich leer's nicht aus," ſagte ſie beſtimmt, „ich hab's dem Mei-

redli verſprochen, und dann" — ſie ward blutrot — „ſowieſo, das Waſſer bleibt im Krug."

„Nun wir allein ſind, tuſt wieder ſo", meinte er mißmutig. „So können wir uns ja nicht einmal herzhaft küſſen."

Sie kicherte. „Bei gutem Willen iſt viel möglich", ſagte ſie leiſe, wandte den Kopf und küßte ihn auf beide Wangen, daß es ſchallte, und er dankte mit gleicher Münze, wie einer der im Überfluß hat.

Es fing allmählich an bergab zu gehen. Der Schlittengatter rumpelte ſchneller, und die Geiß ſprang immer toller herum. Da löſte der Kari die Schnur ſachte von der grünen Truhe ab, und nun fuhren ſie, frei und ledig, dem ſchwerfälligen Gefährt nach, von Zeit zu Zeit anhaltend, ſo daß ſie immer weiter zurückblieben.

Der Meiredli aber freute ſich indeſſen wie ein König ſeiner unbeſchränkten Kutſcherherrlichkeit. Feſt hielt er das Leitſeil zwiſchen den Fingern und knallte mit der Peitſche nach Herzensluſt in die Nacht hinein, was freilich die Gangart des Roſſes nicht im mindeſten zu beeinfluſſen vermochte. „Juhuu, juhuu!" jauchzte er fortwährend auf, allſeitig Umſchau haltend, ob denn niemand herum ſei, der ihn gebührend bewundern könnte. Aber die andern Schlitten verſchwanden eben um einen Hügel; nur die Sterne ſahen mit tauſend zuckenden Augen nach ihm. Seine Schlittengefährten ſamt Krug ſchien er vergeſſen zu haben. Ein einziges Mal ſchaute er ſich um, als er das Kichern, Tuſcheln und Gequitſch hinter ſich nicht mehr hörte, aber wie er niemand ſah, glaubte er die Geiß mit dem Pärchen hart auf dem Schlittengatter, da es ja jetzt bergab ging. So ſah er ſich mit keinem Auge mehr um. Nach und nach ward er ſtiller; es begann ihm alles ſo ſeltſam vorzukommen, wie im Traum. Wie Schlangen liefen immerzu, immerzu die Häge an ihm vorbei. Geſpenſtig ſtarrten ihn die verſchneiten einſamen Stauden an, und auf den fernen Bergen nachtwandelte der Mond umher. Oder war es der St. Nikolaus mit der leuchtenden Inful auf dem Kopfe? Oder gar ein Faſtnachtsnarr, ein Johee mit klingendem Schellengeröll? Die Peitſche ſteckte im Gatter des Schlittens; das Leitſeil glitt ihm ſachte aus den Fingern; die blaue Lismerkappe baumelte ihm ſchier auf die Naſe herab. Meiredli war ſanft und ſelig eingenickt. Aber das Leitſeil ſchlüpfte wie ein langes dünnes Schlänglein vom Schlitten und geriet nach und nach zwiſchen die Hinterbeine des Pferdes. Es ging immer mehr bergab. Meiredli nickte und nickte. Aber da wehte es ihn kalt an. Er fröſtelte. Und mit einem Male kam's ihm vor, er ſehe immerfort etwas neben dem Pferd den Weg entlang laufen. Erſt ſchien's ihm nur ein blauer Schatten zu ſein, doch allmählich wurde eine blaue Spukgeſtalt daraus und jetzt — er zitterte

am ganzen Leibe, — war aus dem unbeſtimmten Spuk plötzlich der blaue Teufel aus der Etzelkapelle geworden. Trapp, trapp, trapp! ſtampfte er immer neben dem Pferd den Graben entlang. Ach, der hatte es gewiß auf ihn abgeſehen, das war die Strafe dafür, daß er vorzeitig aus der Andacht entlief. O wie blau der Böſe war! Ja, daran ließ ſich nichts mäkeln, der war ſchrecklich blau. Es ging ihm eiskalt den Rücken hinauf. Deutlich ſah er ſeine Pferdehufe, und o Wunder! auf einmal lief der Teufel gar auf vier Beinen. Es war zu grauſig, ein vierfüßiger blauer Teufel! Und jetzt, o Entſetzen! jetzt begann er mit den Hinterbeinen gar nach ihm auszuſchlagen. Er ſah die Hufe vor ſeinen Augen aufblitzen, und jetzt — ein fürchterlicher Schlag, ein toller Ruck, — die grüne Truhe lag ſeitlings im Graben, und der Meiredli war in einer Schneewehe verſchwunden. Aber das Roß ſtand aufrecht im Weg, hin und wieder nach dem umgekippten Schlitten ausſchlagend.

Jetzt tauchte eine Kappe aus dem Schnee, jetzt ein Kopf, jetzt ein Kittel, und nun kroch der Meiredli aus der Schneewehe und erhob eine Geſchrei, das wie ein Feuerhorn Berg und Tal erfüllte.

Das Pferd begann unruhiger zu werden; es trommelte immer wieder an den Schlitten; immer fürchterlicher gellte Meiredlis Feuerhorn durch die Nacht. Da wurde es vorne um den Hügel laut; ein paar Laternen tauchten auf. „Was iſt los, was hat's gegeben? Wir kommen!" Im Hui umſtand den Schlitten eine Anzahl Männer und Frauen aus den vordern Schlitten; im Hui war die grüne Truhe wieder flottgemacht und das Pferd beruhigt, nur der Meiredli lag noch immer auf allen Vieren hilflos plärrend im Schnee.

„Der Tauſend abeinander, was iſt denn da los!" rief jetzt, herbeikeuchend, gefolgt vom Schützenleutnant und ſeiner Mutter, Annelis Onkelpate.

„Der blaue Teufel hat den Schlittengatter in den Graben geworfen!" rief der Meiredli.

„Ja, das ſcheint mir beim Eiker," ſagte der Alte, „aber, der Donner, der Donner, wo ſind denn der Bäckerkari und das Anneli hingekommen, hat ſie denn die Erde verſchluckt?"

„Dort kommen ſie ja!" plärrte der Meiredli, wegaufwärts weiſend.

Wie das Wetter fuhren die Leute auseinander. Ein Schlitten ſchoß wie eine Kegelkugel um die Wegkrümmung daher und ſauſte, hart hinter der grünen Truhe, über den Graben in eine Schneewehe hinein. Und als die erſchrockenen Leute die Laternen hochhielten, lagen vor ihren verwunderten Augen, gar weiß und weich gebettet, engumſchlungen, der Bäckerkari und das Anneli zur reitenden Poſt.

Ein gewaltiges Gelächter ging durch die Nacht. Aber das Pärchen war ſo flink, als hätte man's vom Blech geklopft, wieder auf den Füßen. Und ſiehe da, mutig hob der Bäckerkari das Anneli, das ſein Geſicht mit beiden Händen verbarg, in den Schlittengatter, nahm Leitſeil und Peitſche in die Finger, knallte heftig und rief: „Hüpp Vögi, hüpp!" Und jetzt rumpelte die hoffnungsgrüne Truhe, ungewöhnlich raſch, den Leuten wahrhaftig vor den verwunderten Naſen vorbei, auf und davon.

„Sprengt nur nicht ſo, Kinder!" rief ihr ein dicker Ratsherr ſchmunzelnd nach, „der Hochzeitsaltar in der Kloſterkirche läuft euch nicht davon."

Nun erholten ſich die überraſchten Dorfleute zu einem fröhlichen Auflachen. Des Schützenleutnants Mutter jedoch ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſagte ſpitzig zu Annelis Onkelpate: „Herr Nachbar, nichts für ungut, aber jetzt ſcheint doch einer den Weg zu Dornröschen gefunden und es wachgeküßt zu haben, wenn's auch nicht gerade ein Prinz iſt."

Der Alte zwinkerte ſchalkhaft mit den Augen, kratzte ſich ein wenig im Haar und ſagte: „Jawohl, Frau Nachbarin, jetzt iſt das Dornröschen wachgeküßt. Der heilige Meinrad mag es verantworten, der dieſem flinken Mehlprinzen das einfältige Büblein mit ſeinem Krug als Nothelfer zugeſellt hat."

„Jeſusgott, Jeſusgott!" ſchrie es erbärmlich in die Nacht. „Jetzt hat das Anneli mein Waſſer doch verſchüttet!"

In der aufgewühlten Schneewehe am Weg ſtand der Meiredli und hielt, zum Tode betrübt, ſeinen Krug verkehrt hoch. „Kein Tröpflein iſt mehr drin," ſchluchzte er, „jetzt glaubt's die Großmutter nicht, daß das Waſſer im See nicht blau iſt."

„Wir wollen's dir alle bezeugen," ſagte lachend der Onkelpate, hob ihn ſamt ſeinem Krug aus der Schneewehe, ſetzte ihn rittlings auf ſeinen Nacken und ſtapfte gemächlichen Schrittes den andern zu den Schlitten nach.

Bald klingelten und bimmelten ſie luſtig weiter ins ſtille Tal der Alp. Als aber die Kloſtertürme aus der Monddämmerung auftauchten und die erſten Hausdächer des großen Walddorfes, ſchnitt es wieder jämmerlich ins muntere Geplauder der Schlittenglöckchen: „Die Großmutter glaubt's doch nicht, die Großmutter glaubt's doch nicht!"

Jakob Schaffner: Die goldene Fratze.

Vor Jahren wurde in einer ſchweizeriſchen Stadt der Raubmörder Stüſſy hingerichtet. Man hatte ihn ſchuldig befunden, am hellen Tag auf offener Landſtraße die dreißigjährige Elegantin Herma Schaad, die ſeine Jugendfreundin geweſen war, getötet und beraubt zu haben. Der Staatsanwalt Bertholet, der die Anklage gegen ihn vertrat, ſtand in ſeiner Kindheit beiden nahe.

Die drei Perſonen lebten zu ihrer Zeit als Nachbarskinder in dem Städtchen Bärweid. Stüſſys Vater hatte eine Spezereihandlung, Bertholets betrieben eine kleine Papierfabrik, Herma Schaad war die Tochter eines Oberlehrers an der Bezirksſchule. Die Kinder unterhielten eine Freundſchaft miteinander, deren Mittel- und Brennpunkt der früh erſchienene Reiz der damals etwa dreizehnjährigen Herma war.

Emil Bertholet und Niklas Stüſſy beſuchten das Gymnaſium. Bertholet galt als ein mittelmäßiger, aber in ſeiner Mittelmäßigkeit zuverläſſiger und beſtrebter Schüler, während man auf Niklas eher große Dinge hielt und nur gegen ſein allzeit reges Phantaſieleben ankämpfte. Beide Knaben waren für ihre vierzehn Jahre körperlich weit voran gediehen; es gab zwar in dem günſtigen Himmelsſtrich noch mehr ſolcher vorgeſchrittener Gewächſe, doch bildete ihre allgemeine Intereſſiertheit und vorzeitige Luſt an der männlichen Spekulation eine Ausnahme. Die germaniſche Art hält auch in den günſtigſten Entwicklungsumſtänden bis in die Jünglingsjahre hinauf am Typus des Kindes feſt; er wird in der Regel nur durchbrochen, wo fremdes Blut neue Gebilde treibt, oder wo, wie in dieſem Fall, eine beſondere Sonne die Säfte im jungen Trieb kocht.

Der Einfluß, den die wunderliche Lieblichkeit der kleinen Schaad auf das Wachstum und den Seelenbau der Knaben ausübte, war ſo offenbar, daß ihn auch die Eltern erkennen mußten. Zuerſt wurde Stüſſys Mutter darauf aufmerkſam. Sie hoffte umſonſt, dem Verhältnis eine andere Wendung zu geben, indem ſie das Mädchen unter ihre Hand zu bringen ſuchte. Herma hatte ihre Macht bereits erkannt und war mit dieſem Augenblick dem fraulichen Erziehungskreis entrückt. Darauf verſuchte es Frau Stüſſi mit den Knaben. Sie gab ihnen Nachhilfeſtunden im Franzöſiſchen, nahm ihre jungen männlichen Kräfte im Haus herum in Anſpruch, und legte es darauf an, da ſie noch hübſch war und über mancherlei Werte und Liſten verfügte, ſich an die Stelle der kleinen Schaad zu bringen. Die Knaben begeiſterten ſich in aller Ehrfurcht für die geſcheite blonde Frau, aber ihre Träume entfernten ſich nicht von den frühlingshaften Reizen der Freundin.

Nun beſprach ſich Frau Stüſſy mit Bertholets. Man war dort zunächſt wenig geneigt, die Sache von der ſubtilen Seite anzufaſſen; doch erinnerte Frau Stüſſy die alten Leute ſo erfolgreich an die Tänze und Sprünge ihrer eigenen Jugendtage, daß der Vater einwilligte, den Knaben ein chemiſches Laboratorium herzurichten. Sie freuten ſich über die Zuwendung, arbeiteten eifrig und mit Syſtem zwiſchen Tiegeln und Gläſern, und tauſchten miteinander Gedanken aus über Hermas Vorzüge. Sie verbargen ihre Leidenſchaft und ihre Eiferſucht gegeneinander unter ruhigen Geſprächen; aber in der Einſamkeit der Nacht übermannte ſie immer häufiger der dumpfe Zorn über die Unzulänglichkeit des Lebens, und ſtatt zu ſchlafen, wälzten ſie ſich voll Haß und Leid auf ihren Matratzen umher. Stüſſy machte von Selbſtverachtung glühende Votivgedichte an die Adreſſe Hermas, die ſie nie erfuhr. Emil Bertholet verfaßte ſchmerzvoll überlegene, in allen Skeptiken gehärtete Reden im Stile Ciceros, die das Mädchen ebenfalls nicht kennen lernte. Sie verloren den Appetit, wurden in der Schule getadelt und zu Hauſe gemaßregelt, und erlebten ſchließlich, daß ihnen Herma vorwarf, ſie ſeien langweilig und ſähen ſchlecht aus. Doch tat nun Frau Stüſſy Schritte, um dem Weſen ein Ende zu machen. Sie erſchien in der Wohnung des Bezirkslehrers, verlangte dort Mann und Frau, und ſtellte das zähe Kinderverhältnis in allen ſeinen Phaſen dar. Sie legte anſchaulich die Gefahr aus, die die Eltern Schaad mit ihrer Tochter liefen, und ſchlug ihnen vor, das Mädchen ſchon jetzt, ſtatt erſt in einem Jahr, ins Welſchland zu ſchicken, aber ohne weiter Bezug auf die Urſache zu nehmen. Die Eltern Schaad ſahen die Vernunft der Vorſchläge ein und beſchloſſen ihnen gemäß. Unbeſchadet der Verſchwiegenheit ſetzten ſie ſich zudem vor, ihre Tochter von jetzt an bis zum Schluß noch kräftig kurz zu halten.

Sie konnten dadurch nicht verhindern, daß die jungen Leute einander auf dem Weg zur Schule trafen. Die Maßregeln der Eltern Schaad fielen auch ſo durchſichtig aus, daß die kluge Herma ihre Urſache erriet. Sie teilte den jungen Leuten mit, daß ſie ihretwegen ſchlechte Behandlung erleide, und ließ ſie ahnen, daß das eine Ungeheuerlichkeit ſei. Zu einer andern Zeit fragte ſie nach dem Abſchiedsgeſchenk, klagte über die ewig leeren Hände der Freunde, und wünſchte ſich ſchließlich geradeaus ein gewiſſes Medaillon, das ſie in den Tagen ihrer Vertrautheit mit Frau Stüſſy an deren Hals geſehen und das ihre Begehrlichkeit erregt hatte. Den Einwand des jungen Stüſſy, daß ſeine Mutter ſich von dem Schmuckſtück nicht trennen werde, beantwortete ſie mit der Anklage, daß ihre eigene Mutter der Knaben wegen von der Tochter und dieſe von Eltern und Heimat ſcheiden müſſe, während, wie es

ſcheine, von der anderen Seite weiter kein Opfer gebracht werden wolle. Gut, ſie verlange auch keines, aber ſie wiſſe jetzt Beſcheid über den Wert der Freundſchaft. Die jungen Leute ſahen bekümmert dem ſchönen Mädchen nach, wie es freihin und zornig die Straße hinaufſchritt und mit ſeinen kräftigſchlanken Flechſen die Röcke hinter ſich warf. Bei jedem Schritt leuchteten die blaßvioletten Volants ſeines Unterrocks auf. Es federte auf den Zehen und ſtieß herriſch mit den Schultern ſeinen Tag vor ſich her. Seine Kleidung hatte bereits perſönlichen Stil; man ſah ihm an, daß es auch damit ſeinen Kopf durchſetzte. Außerdem hatte Herma dicke, dunkelblonde Zöpfe, die ſie außerordentlich wertvoll und weiblich erſcheinen ließen. Die Freunde kamen überein, daß bei Frau Stüſſy ein Verſuch gemacht werden müſſe, des Medaillons habhaft zu werden.

Das Schmuckſtück, das ſich Herma wünſchte, war eine altmodiſche flache Kapſel aus Gold, die eine Teufelsfratze darſtellte und geöffnet werden konnte. Was ſie enthielt, wußte außer Frau Stüſſy niemand, auch nicht ihr Mann, der ſich nur um ſeine Spezereihandlung kümmerte, etwa noch einmal im Haus nach dem Rechten ſah, und übrigens kein größeres Vergnügen kannte, als bei einem Krug Bier im Hinterſtübchen mit zwei Geſinnungsgenoſſen zu politiſieren und Karten zu ſpielen. Eine Frage ihres Sohnes nach dem Inhalt des Medaillons hatte ſie mit einem gleichmütig ausgeſprochenen „Nichts“ beantwortet und für alle Zeit erledigt. Nun befanden ſich gegen den Abend dieſes Tages Mutter und Sohn in der Wohnſtube. Niklas ſtand am Tiſch über einem ausgebreiteten Pflanzenweſen, das er vom heutigen Nachmittagsgang mit dem Botaniklehrer heimgebracht hatte und für ſein Herbarium vorordnete. Daneben lagen Tabellen. Die Mutter ſaß vor ihrem Sekretär in der Fenſterniſche, wo ſie aus dem Kundenbuch Auszüge machte und Poſten ins Foliobuch übertrug. Die Schreibereien waren ſamt und ſonders ihre Sache; Stüſſy befaßte ſich nicht mit der Feder. Es war eben recht Frühling geworden; ihre tüchtige Lunge atmete mit ruhevollen Zügen den entfeſſelten Wohlgeruch ein. Ab und zu warf ſie einen im Abendglanz wiederleuchtenden Blick nach der Amſel, die auf dem gegenüberragenden Giebel ſaß und ſang. Ihre Miene ſah halb beluſtigt, halb beſorgt drein, ſo als wollte ſie ſagen: „Eigentlich ſtört mich der wohlklingende Tagedieb bei der Arbeit; ob er nicht bald wieder Hunger bekommt?“ Nach ihrem Sohn blickte ſie nicht; den hatte ſie im Gefühl. Sie wußte auch ſchon, daß er einen Stein auf der Schulter wälzte und ſich nicht getraute, abzuladen. Jetzt hob er haſtig den Kopf.

„Sag mal, Mutter, haſt du Zeit?“ fragte er. Seine Stimme klang

gemacht gleichmütig, aber Frau Stüſſy hörte ſofort, daß er ein ſchlechtes Gewiſſen hatte.

„Ja. Warum?“ antwortete ſie. Sie hielt ein Blatt mitten im Umwenden zwiſchen den Fingern feſt. Der Tagesſchein durchleuchtete es. Horizontale Schriftzeichen bauten ſich ſauber und mühelos zu einer Treppe ſichern Wohlſtandes hin; zu jeder Seite ſtiegen wie Kolonnen blauer Edelknaben vertikale Zahlenreihen auf und ab. Es war ein Umgang des bürgerlichen Fleißes, ohne Kaiſer und Papſt, ganz demokratiſch und vor ſich ſelber.

„Ich wollte dich etwas fragen,“ ſtieß Niklas hervor und errötete. „Ja — nämlich, iſt dir an dem Medaillon beſonders viel gelegen, das du anhaſt? Es fällt mir nur ſo ein, wirklich.“

Er ſah ſtarr in ſeine Pflanzentabelle, ſcheinbar bereit, ſofort weiterzulernen. Frau Stüſſy wendete ihr Blatt vollends um; ſie wußte ſchon wieder alles.

„Es iſt mir ziemlich viel daran gelegen,“ entgegnete ſie mit bemerklichem Spott, während zugleich ein Fältchen zwiſchen ihren gut gezogenen Augenbrauen erſchien. „Jedenfalls mußt du einen braven Hut aufzuſetzen haben, wenn ich es dir einmal abtreten ſoll.“ Sie ſtand einen Moment an. „Herma hat mich übrigens auch ſchon darum gefragt,“ ſetzte ſie im Vorbeigehen dazu, indem ſie ins Zimmer nach der Uhr blickte; nebenher ſah ſie, was ſie ſehen wollte, nämlich, daß der Hieb traf. Niklas knickte zuſammen und nahm eine knabenhafte und bedürftige Haltung an, wie man ſie in der letzten Zeit ſelten mehr an ihm beobachtete. Die Mutter wußte nun nicht, ſollte ſie ihn dafür lieb haben oder ihm wegen des Raubes zürnen, den er in Gedanken an ihr ausgeführt hatte. Sie ſchrieb ſtill ihre Seite herunter, trocknete die Tinte ab und ſchloß das Buch. Darauf erhob ſie ſich, um in der Küche Anweiſungen zu geben. Da ihr Weg ſie an Niklas vorbeiführte, trat ſie auf ein Weilchen hinter ihn und ſchaute ihm über die Schulter auf die Hände, die eifriger in den Pflanzen wühlten, als ihr nötig und für die Arbeit tunlich ſchien. Sie fuhr ihm mit den Fingern durch den blonden, dunkel geflammten Schopf, und ſagte unter Heiterkeit:

„Es iſt ſchade um die Verwüſtung, die ihr in der Schöpfung Gottes anrichtet. Käme nicht mehr Nutzen dabei heraus, wenn man zwanzig Ziegen ins Gras triebe, anſtatt zwanzig Gymnaſiaſten, den Lehrer ganz ungerechnet? Hm?“

„Doch, vielleicht, Mutter,“ erwiderte Niklas gedrückt. Er hätte es gern gehört, wenn noch ein kluges Wort von ihr in ſeine ſchmerzhafte Unordnung getreten wäre. Sie aber glaubte, das Nötige geſprochen zu haben und

ging klaren Sinnes ihren Gang weiter. In der Nacht irrten seine Gedanken scheu und bittend vor den Göttern seiner Jugend umher; er hatte nicht mehr das reine Gewissen, daß er sich ein kräftiges Gebet zutrauen durfte.

So von keiner Seite gehalten, fiel er als reife Frucht, nun selber ein Raub, in die Hand des Versuchers, der ihm am folgenden Morgen in der Gestalt seines Freundes vorschlug, die Kapsel zu entwenden, da sie doch nicht in Güte zu haben sei. Bertholet wußte viel stichhaltige Gründe, deren vornehmster das Recht der Jugend war, und warf zudem seinen schmalen, nach dem Wirbel hinten herrschsüchtig herausgebauten Kopf so verächtlich zurück, daß Niklas, der selber weder Gründe noch Ideen mehr hatte, dumpf einwilligte. Hermas Reisetermin war noch um eine Woche früher angesetzt worden; übermorgen sollte sie schon fahren.

Das Glück ist dem bösen Willen immer holder gewesen, als dem guten. Es kam der Absicht der jungen Leute entgegen, daß Frau Stüssy sich erkältete und ins Bett liegen mußte. Sie rief Niklas zu sich und schickte ihn nach dem Arzt. Dann übergab sie ihm die goldene Kapsel mit dem Schlüssel zu ihrem Sekretär, damit er sie dort in ein bestimmtes Fach lege und das Möbel vor dem neuen Mädchen, das sie hatte, abschließe. Es schien ihm nicht, als denke sie noch an das neuerliche Vorkommnis; trotzdem dachte sie daran und wollte ihn gerade durch die Maßnahme wieder in ein rechtliches Verhältnis zu dem Schmuckstück bringen. Zuerst durchfuhr ihn eine heiße Freude beim Gedanken an Herma. Dann wurde er, ebenso jäh, schwermütig, weil er sich vorstellte, wie diese Freude unter dem reinen Blick der Mutter aussehen würde. Er führte voll Kummer über sich selber den Auftrag aus, doch ohne den Sekretär abzuschließen, händigte der Mutter unter niedergeschlagenen Augen den Schlüssel ein und schlich davon, um sich planlos und gepeinigt im Haus herumzutreiben. Im Laufe des freien Nachmittags pfiff Bertholet auf der Straße. Der Vater Stüssy rief ihn aus der Ladentür an und machte einen Witz: „He, Herr Professor, gehen Sie nur hinauf; ich glaube, der Herr Doktor geruhen am Federhalter zu kauen." Emil ging hinauf und traf Niklas im Wohnzimmer.

„Dein Alter schickt mich rauf," begrüßte er ihn. „Er nennt mich immer Herr Professor. Ich muß ihm verflucht Eindruck machen. Hast du mich nicht pfeifen gehört?" Niklas schüttelte den Kopf und es gab eine Stille. „Nun?" sagte dann Emil und ließ das Knie spielen. „Wieso, nun?" fragte Niklas mit gerunzelter Stirn zurück; er stellte sich mit dem Rücken schützend gegen den Sekretär, entschlossen, die Ausführung des Komplottes zu verhindern. „Hast du das Ding?" forschte Emil spöttisch und gab

seinem Gesicht einen ungläubigen Ausdruck. „Ich weiß nichts von einem Ding, das hier zu haben ist," erwiderte Niklas abweisend. Seine Gestalt hob sich dunkel und gespannt gegen das offene Fenster ab. Hinter ihm schimmerten die polierten Rundungen und Kanten des Sekretärs hervor. „Das heißt, du weißt nicht, wie du dazu kommen sollst, und willst dafür den Ehrenhaften spielen. Wir kennen das." Niklas hob hastig den blonden Rundkopf. „Mir ist im Gegenteil genau bekannt, wo sich die Kapsel befindet, und ich kann jeden Augenblick daran," erklärte er scharf. „Ich habe sie selber dahin gebracht, wo sie liegt. Aber sie wird mit keinem Finger angerührt, verstanden?" Bertholet näherte sich ihm. „Ich weiß jetzt auch, wo sie ist," erriet er kalt lächelnd mit einem Blick auf den Sekretär. „Du sitzest ja fast darauf. Entschuldige, jetzt siehst du aus wie die Henne auf dem Ei." Er trat ihm vollends unter die Augen. „Wird sie auch nicht für Herma angerührt?" fragte er überlegen und bohrte seine Blicke in die Stüssys.

Der Name Herma ging auf wie ein Zauberwort. Sogleich erschien zwischen den Freunden das Bild des hübschen Schulmädchens in einem verheißenden Linien- und Farbenspiel von Zöpfen, Lippen, Armen, Augen und Beinen, und hinreißend lächelnd aus einem trügerischen Serpentinenschwung blaßvioletter Unterrockvolants. „Ich will es ganz allein nehmen," bot Emil an. „Du kannst dabei zum Fenster hinaus sehen. Sage mir nur ungefähr, wo." Niklas schüttelte den Kopf. „Ich werde es selber tun," erklärte er, bestürzt über seine eigenen Worte, doch darum nicht minder entschlossen. Was die Treue nicht zu verhindern und die Überredung nicht zu erzwingen vermochte, entschied die Eifersucht; der Vorgang ereignete sich hier nicht zum erstenmal auf der Welt. Da Niklas den Sekretär nicht abgeschlossen hatte, lagen keine Hindernisse im Weg, der ersten Sünde die zweite, größere folgen zu lassen. Er nahm das Medaillon mit einem profanen Griff an sich, steckte es samt der Kette in die Westentasche und verließ mit Emil das Haus.

Die Freunde waren stillschweigend einig, Herma auf ihrem Gang von der Musiklehrerin, auf dem sie sie jetzt wußten, abzufangen. Aber Bertholet konnte es nicht geschehen lassen, daß Niklas dem Mädchen die Kapsel gab und dafür den süßen Lohn der bittern Tat einnahm, und wußte auch den rechten Weg einzuschlagen, ihn darum zu bringen. Er gab ihm zu verstehen, daß er es für niederträchtig halten würde, aus dem zufälligen Besitz der Kapsel und der zugehörigen Mutter einseitige Vorteile zu ziehen, und brachte in Erinnerung, daß Niklas ohne ihn, Bertholet, überhaupt nicht dazu gekommen wäre, Herma mit dem Kleinod zu erfreuen. Da Stüssy um seine Haltung und um sein gutes Gewissen gekommen

war, wirkte Bertholet mit den fadenſcheinigen Argumenten, und ſchließlich fand er noch eine ſophiſtiſche Erleichterung darin, ihm das Medaillon abzutreten, um nicht ſelber die dritte und größte Sünde auszuführen. Als die Freunde das Mädchen trafen, befand ſich das Schmuckſtück in Emils Weſtentaſche.

Herma ſagte ſogleich, ſie habe nicht viel Zeit, und man ging miteinander nach der Friedhofsmauer. Sie erzählte von ihrer Reiſeausſtattung, lauter rühmenswerte und ahnungsloſe Dinge; ihre roten Lippen kamen nicht einen Moment zur Ruhe. Plötzlich bemerkte ſie die Einſilbigkeit der jungen Leute und begann wieder nach ihrer neuerlichen Manier mit ihnen zu zanken. Schließlich ſchwang ſie ſich ſchmollend auf die niedrige Kirchhofmauer, ſchlug die Füße übereinander, ſtreckte die Beine aus und betrachtete ſtirnrunzelnd ihre gelben Schuhe; das kam ihr impoſant vor. Eine Trauerweide neigte von irgend einem Grab her die friſchergrünten Zweige über ihren hübſchen Hut. Ihre braunen und violetten Rockſäume floſſen eigenſinnig an der grauen Mauer herunter. Auf einmal griff Bertholet in ſeine Weſtentaſche und trat auf das Mädchen zu. Mit zwei, drei haſtigen Bewegungen ſeiner ſchmalen Hände wand er ihr die goldene Kette um die Knöchel, betrachtete ſein Werk eine Sekunde und trat ebenſo plötzlich zurück, wie er vorgetreten war. Herma lachte erfreut auf und zog die Beine an ſich, um den Schmuck davon zu löſen. Sie liebäugelte mit ihm in der Sonne, hängte ihn mit einer frühreifen Bewegung um den bloßen Kinderhals, und glitt weich von der Mauer herunter. „Jetzt muß ich jedem einen Kuß geben," ſagte ſie überzeugt und ſah leicht errötend von einem zum andern. Als ſie bemerkte, mit welchen Blicken die Freunde von unten herauf einander bewachten, wurde ſie unſicher und in der Folge kleinlaut. Sie ſtrich betrübt ihre Röcke glatt, guckte in den Himmel, ſeufzte und bemerkte endlich, ſie müſſe jetzt nach Hauſe. Darauf gingen alle drei ſtumm auf dem Feldweg der Stadt zu. Bertholet war bleich vor Erregung und zitterte. Stüſſy hatte die Augen voll Zornträne und biß die Zähne aufeinander. Vor der Stadt blieb er ſtehen. „Du darfſt die Kapſel erſt in Lauſanne tragen," beſtimmte er und zog die Brauen zuſammen. Herma nahm gehorſam den Schmuck vom Hals und tat ihn in ihr Handtäſchchen. „Wir gehen jetzt hier ab," ſchloß er und reichte ihr die Hand. „Adieu. Laß es dir gut gehen in der welſchen Schweiz." Er verachtete ſie in dieſem Augenblick. Sie nickte ihm verſchüchtert zu; ihr Mund verzog ſich zum Weinen. Niklas wandte ſich kurz ab und ging davon. Nach etwa dreißig Schritten kam Bertholet hinter ihm hergelaufen: „Was rennſt du ſo? Nimm mich doch mit."

Am andern Tag verreiſte Herma. Am dritten ſtand Frau Stüſſy auf.

Als ihre Geschäfte sie wieder an den Sekretär führten, wunderte sie sich, daß er offen war; sie fand auch die Kapsel nicht am erwarteten Ort. Nachdem sie sie umsonst in den andern Fächern gesucht hatte, nahm sie ihr Mädchen ins Verhör; es kam ihr unschuldig vor. Sie fragte im Vorbeigehen ihren Sohn. „Niklas, weißt du etwas von dem Medaillon, das ich dich in den Sekretär schließen hieß?" Er verneinte kurz und, wie ihr schien, barsch. „Der Sekretär war auch nicht abgeschlossen," fügte sie, innerlich bereits von ihm zurücktretend, hinzu. Er sah mit einem offenkundigen Ausdruck von Unehrlichkeit an ihr vorbei. „Es kann sein, daß ich vergessen habe, abzusperren." Sie hörte, daß die Antwort vorbereitet war und fühlte, wie ihr Herz sich zusammenzog. „Es wird sich wahrscheinlich sonstwo finden," schloß sie unzufrieden und wandte sich verdüsterten Gemüts von ihm ab.

Es wird den Eingeweihten auffallen, daß diese Vorgänge, in denen jedermann sofort den Schlüssel zu allen späteren Schicksalen Stüssys erkennt, im Lauf der Gerichtsverhandlungen nicht laut geworden sind; sie hätten ihm zu mildernden Umständen verhelfen können. Allein es ist ebenfalls unbekannt geblieben, daß, als nach der Gefangennahme Stüssys ihn seine Mutter besuchte, beide übereinkamen, die Geschichten der Jugend, mit allen Schatten und Lichtern der Erinnerung, sich als Eigentum vorzubehalten. Frau Stüssy hat ja auch wirklich dann die Aussage über ihren Sohn verweigert und die Tage des Gerichtsganges in ihrem Haus als die Gefangene ihres Kummers zugebracht. Der einzige, der außer ihr noch davon wußte, der Staatsanwalt Bertholet, schwieg aus Pietät; er dachte nicht daran, daß er selber durch jenen begehrlichen Vorschritt beim Sekretär seinen Freund auf den Abhang des Unglücks gedrängt hatte. Dagegen faßte er freilich seine neuerliche Verkettung mit dem Geschick Stüssys als Mahnung des Himmels auf, den Prozeß, den er von staatswegen gegen den Jugendfreund führen mußte, als ein unbarmherziges Selbstgericht zu betreiben, durch das er sich von dem letzten Flecken jener Kindheitssünde rein wusch. So hat sich das Verhältnis der drei Personen zueinander bis zu den Tagen des Prozesses nicht verändert, was auch jeder einzelne nebenher erfahren und erlitten haben mochte, und der Mord war nichts als die verzögerte Katastrophe des Dramas, zu dem die Exposition und die Verwicklung bereits vor zwanzig Jahren stattgefunden hatten.

Die mütterliche Liebe der Frau Stüssy war ein klares Wasser, das auf Sonne und Wind immer eine schöne Antwort gab, das aber in der strengen Temperatur einer wirklichen Schuld gefror. Diese schmerzliche Starrheit der Mutter, der heiße Mangel, den Niklas durch das

Fernsein des mit seiner Sünde geschmückten Mädchens erlitt, das ständig bohrende Wissen um den nicht wieder gut zu machenden und zudem fruchtlos gebliebenen Frevel, die Unmöglichkeit der Reue und Beichte, und schließlich der Anblick der schnellreparierten Rechtschaffenheit seines Freundes in Schule und Haus verwandelten sich ihm zu Beweggründen und Händen, die ihn auf dem einmal betretenen Bergsturz seines Ungeschicks weiter abwärts stießen. Um sich zu zerstreuen, warf er sich auf die Lektüre jener sattsam bekannten Abenteuer- und Detektivromane, durch die er seinen Kopf mit der Gewißheit erfüllte, daß die ganze Welt schlecht und gerissen, der Fromme unausstehlich und der Gerechte brutal, und ein guter Wille darin von vornherein verloren sei. Seine Seele dorrte ein in der Hitze der Trübsal und wurde unansehnlich. Sein Charakter veränderte sich und verkam langsam. Das Licht wich von ihm; er nahm nur noch zu an Alter, nicht mehr an Gnade und Weisheit. Er erlitt in der Schule gehäufte Zurechtweisungen und Bußen, endlich auch Karzerstrafen. Als er aber wegen einer schlimmen Schlägerei prozessiert und aus der Schule ausgestoßen werden sollte, wartete er das Ende nicht ab; er verschwand in einer Nacht aus dem Elternhaus und aus Stadt und Gegend. Am Morgen fand sich die Ladenkasse des Vaters Stüssy erbrochen. Die Nachprüfung ergab, daß das Nickelgeld fehlte; das Gold, sowie das große Silber und die Banknoten waren nicht angegriffen. Man wollte ihn noch da und dort gesehen haben. Da die Nachforschungen ungeschickt betrieben wurden, gelang ihm die Flucht ganz nach seinem verwirrten Willen. Wo so ein junges Unglück einmal aufgewacht ist, verbündet sich alles, es nicht wieder einschlafen zu lassen.

Nach kurzer Zeit wurde es still auf seiner Spur. Doch geschah nun, was niemand erwartet hatte: Stüssy, der Vater, nahm sich den Kummer zu Herzen, verlor die Lust am Kartenspiel, ging seinen bisherigen Freunden aus dem Weg und grämte sich ein Vierteljahr hin, bis man ihn eines Tages auf dem Speicher erhängt fand. Viele Leute nahmen den Vorfall zum Anlaß, dem ungeratenen Sohn eine Handvoll Verwünschungen nachzuschicken. Das tat momentan ihren Herzen am wohlsten. Nichtsdestoweniger ging der Weltlauf nach seinem eigenen Sinn weiter. Frau Stüssy stand nun Tag für Tag mit doppelt verlassenen Händen hinter dem Ladentisch und verkaufte an Stelle ihres Mannes und ihres Sohnes den Leuten Spezereien. Sie wurde etwas schwer und wortkarg, und eignete sich einen Stil an, in dem sie mit den Kunden verkehrte. Den Alten begegnete sie ernsthaft und fest, den Leuten in voller Kraft mit Aufmerksamkeit; die jungen Menschen betrachtete sie nachdenklich und neugierig, die Kinder liebte und beschenkte sie. So trieb sie es durch zwanzig

Jahre hindurch, ohne daß sie während der ganzen langen Zeit eine Nachricht von ihrem Sohne erhielt. Einmal ging die Sage um, er sei bei der französischen Fremdenlegion; niemand wußte, wo sie herkam. Dann wurde wieder jahrelang nicht mehr von ihm gesprochen.

Emil Bertholet brachte das Gymnasium hinter sich, absolvierte die Universität und wurde zweiter, darauf erster Staatsanwalt. Herma war von der Pension weg von einer vornehmen italienischen Dame halb als Zofe, halb als Gesellschafterin angenommen worden; sie kam weit in der Welt herum. Bald schrieb sie aus Ägypten, bald aus Norwegen. Wieder zu sehen bekommen hatte man sie erst einmal auf einen halben Tag bei der Durchfahrt nach der Riviera, im Alter von fünfundzwanzig Jahren. Sie war groß und ansehnlich geworden und nach der Leute Urteil, die sie gesprochen hatten, nobel und lustig. Frau Stüssy befand sich nicht unter diesen Leuten. Später starb die italienische Dame und hinterließ Herma als ihre Erbin. Im Städtchen tauchten Gerüchte auf, daß sie sich in den schweizerischen Fremdenorten auf unschweizerische Weise amüsiere. Dann dauerte es aber nicht mehr lange, bis man in der Zeitung las, sie sei von einem unbekannten Individuum, das man sofort nach der Tat verhaften konnte, ermordet worden.

Nun brach der Faden nicht mehr ab. Die Polizei machte bekannt, daß der Mörder einen falschen Namen und falsche Ausweispapiere führe, daß er von Amerika komme, aber unzweifelhaft ein Schweizerbürger sei. Übrigens scheine er stumm zu sein oder denn, er simuliere Stummheit. Nach acht Tagen erfuhr man noch immer nichts über ihn, als daß er sonst ruhig sei und den Mord unumwunden durch Kopfnicken gestehe, auch daß er seinem Opfer einen Halsschmuck entrissen habe, von dem man nur die zerbrochene Kette besaß; das Medaillon, das daran gehangen hatte, konnte man nicht wieder finden, so oft und genau man die Stelle auch absuchte. Der Mörder selber verweigerte, immer kopfschüttelnd, die Auskunft darüber. In der dritten Woche endlich lief eines Nachmittags, gleichsam atemlos von der weiten Reise und heiser vor Mitteilung, das Geschrei in den Gassen des Städtchens um, der Mörder sei Niklas Stüssy, der entlaufene Sohn der Krämerin. Am nächsten Tag ging der Rolladen des Spezereigeschäftes nicht in die Höhe; Frau Stüssy war fort, niemand wußte, wohin. Sie blieb drei Tage abwesend; am vierten morgens in der Frühe tat sie ebenso unerwartet den Laden wieder auf und stellte sich hinter die Theke. Sie sah aus wie immer, und es ging nichts Neues um sie vor, außer daß sie die jungen Leute noch neugieriger betrachtete als bisher, und die Kinder reichlicher beschenkte; manchmal sprach sie lange mit ihnen und hielt sie auf ihren Botengängen auf.

Als Frau Stüſſy in die Zelle ihres Sohnes trat, erhob ſich Niklas langſam von ſeinem Schemel und ſah ihr mit der gleichgültigen Aufmerkſamkeit entgegen, die er jetzt als ſtummer Angeklagter für die Vorgänge um ſich her hatte. Er erblickte zunächſt eine würdige ältere Frau mit einem ſympathiſchen Geſicht und noch ziemlich hellen Augen, um die viel Wiſſen wohnte. Obwohl er darauf gefaßt ſein mußte, wieder mit ſeiner Mutter zuſammen zu kommen, erkannte er ſie zunächſt nicht. Ihre Züge hatten ſich in ſeiner Erinnerung zur reinen Kälte und Selbſtgerechtigkeit verzerrt, und wenn er ſie auch nicht gerade haßte, woran ihn ein Reſt von kindlicher Ehrfurcht hinderte, ſo war ſein Hauptgefühl ihr gegenüber doch eine entſchiedene Abneigung. Vollends erwartete er nicht, daß ihre gerechten Füße ſie zu ihm ins Gefängnis tragen würden.

„Grüß dich Gott, Niklas," ſagte Frau Stüſſy einfach. „Ich bin deine Mutter. Kannſt du dich noch an mich erinnern?"

Ihr Wort erſchien urplötzlich vor ſeinen Augen wie ein Mond über dem Wald. Das verzerrte Geſicht in ſeiner Erinnerung löſte ſich, nicht etwa in nichts, ſondern in jenes gnadenreiche Licht auf, das die Tage ſeiner frühen Kindheit verklärte, und darin erſchien mit der Form ſeiner klaren Güte das wahre Geſicht der Mutter, das er verehrt hatte, ehe er es betrübte, und das über ſeinen erſten Wegen wachte. Damit verglichen ſeine Augen, wie im Blitzlicht, die vertieften Züge dieſes ſtillen Altfrauengeſichtes; er begriff, daß die Güte nicht kleiner geworden war, aber das Verſtändnis und die Einſicht nun alle übrigen Räume einnahmen und da Demut wirkten. Er tat ihr ein paar unwiſſende Schritte entgegen und hob, verzagt im Gefühl ſeiner Verkommenheit, eine Hand nach ihrer troſtreichen Erſcheinung.

„Mutter," ſagte er betrachtend. Es war das erſte Wort, das er ſeit ſeiner Verhaftung ſprach. „An dich habe ich jetzt nicht gedacht, Gott verzeih mir's. Du kommſt zwar um zwanzig Jahre zu ſpät, aber es iſt vielleicht dadurch mehr nütze."

„Ich dachte, es iſt beſſer, ich komme jetzt, als gar nicht", erwiderte ſie, und fuhr fort, zu ihm vorzuſchreiten. „Aber an den zwanzig Jahren iſt wohl Gott ſchuld, der es macht, wie er will. Vielleicht ſah er, daß er uns nicht billiger haben konnte. Darum durfteſt du mir auch nicht ſchreiben, ſonſt hätte ich dir zu früh Bericht gemacht, und es wäre nichts Rechtes daraus geworden. Wir ſind jung und verſtehen nichts voneinander, und werden alt und können nichts beſſer machen. Du biſt groß und ſtark geworden, Klaus. Du ſiehſt drein, wie dein Vater ſelig, als er jung war."

„Iſt mein Vater geſtorben?" fragte Niklas, immer mit dem Blick

im Geſicht ſeiner Mutter, in das er ſich mit ſteigender Ergriffenheit hineinarbeitete. „Wann denn?“

„Ein Vierteljahr, nachdem du fort warſt, Klaus. Dein Haar iſt jetzt dunkler, aber immer noch geflammt, und du haſt noch Locken. Jetzt biſt du vierunddreißig Jahre alt. Warum haſt du dich an der Herma vergriffen?“

„Woran iſt mein Vater geſtorben?“ fragte Niklas zurück und hielt geſpannt den Blick ſeiner Mutter feſt. „An einer Krankheit?“

„Er iſt an einem Unglück geſtorben“, erwiderte Frau Stüſſy und begegnete ſeinen forſchenden Augen mit der geſtillten Zeitloſigkeit ihres Greiſenblickes. „Er hat ſich uns entrückt; wir ſind nicht ſeine Richter und nicht ſeine Angeklagten. Du gleichſt ihm am Mund und um die Augen. Wie du's hier feucht haſt! Der Kalk fällt dir von den Mauern. Ich habe nie gedacht, daß du einmal einen Bart haben werdeſt. Biſt du mit dir einig, Klaus?“

Stüſſys Augen vereinigten ſich auf einen Moment betroffen zwiſchen ihren Brauen, wo ihr dauerhafter Wirklichkeitsſinn wohnte. Dann errötete er heftig und wandte ſich ab.

„Willſt du nicht hier ſitzen, Mutter?“ fragte er, indem er ſeitwärts nach ſeinem Schemel wies. Sie gehorchte.

„Man wird dir von jetzt an beſſeres Eſſen geben, Klaus“, fuhr ſie fort, von Nebendingen zu reden, um nicht merken zu laſſen, daß ſie wartete. „Ich will dem Gericht auch ſagen, daß du es ſo feucht haſt; hier bekommſt du Rheumatismus; es iſt ſogar für einen Hund zu naß.“

Niklas ging unter ſteigender Erregung in der Zelle hin und her.

„Du wirſt mir einen Gefallen tun, Mutter,“ entgegnete er haſtig, „wenn du dem Gericht überhaupt nichts ſagſt. Es iſt gut, wie es iſt; vielleicht wollte es wirklich Gott ſo haben. Du kannſt nicht gezwungen werden, über mich Auskunft zu geben. Du weißt auch nichts von mir. Ich bin jetzt in den Rädern der Gerechtigkeit; wer mich etwa herausreden wollte, den — den würde ich haſſen, verſtehſt du. Ich will nichts mehr, als daß es endlich ein Ende gibt. Wenn du mich lieb haſt, läßt du mich das allein durchfechten. Du kannſt ja für meine Seele beten, das iſt mir viel lieber.“

„Wenn du mir das in einer ruhigen Stunde wiederholſt,“ erwiderte ſie mit großen Augen, „ſo will ich es wirklich ſo halten; aber du mußt es mir ganz ſtill und gottesfürchtig ſagen, damit ich merken kann, daß du in einem Frieden ſtehſt. Warum redeſt du anders als früher? Ich habe es gleich gemerkt. Kauſt du Tabak?“

Er ſchüttelte kurz den Kopf: „Nein“, ſtarrte einen Augenblick düſter vor ſich hin, und trat unter dem Anſtoß einer innern Erſchütterung vor

ſeine Mutter. „Mutter, glaubſt du, daß ich ein Raubmörder bin?“ fragte er und ſah ihr wühlend in die Augen. „Glaubſt du es?“

„Nein“, erklärte ſie einfach und unbewegt. „Du biſt kein Raubmörder. Du biſt wahrſcheinlich nur ein Totſchläger. Hat ſie dich gereizt, Klaus? Ich glaube, ſie war nicht mehr viel wert.“

Er fuhr ſich mit den Fäuſten an den Rockkragen.

„Du mußt es aber glauben, Mutter,“ rief er aufflackernd. „Ich habe ſie ermordet und beraubt, alſo bin ich ein Raubmörder. Das Gericht wird es mir beſtätigen.“

„Wo haſt du dann die Kapſel, Klaus? Damit könnteſt du es vielleicht beweiſen, wenigſtens dem Gericht.“

„Dir nicht?“

„Nein.“

Niklas lachte unſicher. „Dann iſt es ein Glück, daß das Gericht mir ohne Beweiſe glaubt. Du biſt eine verdammt geſcheite Frau, Mutter. Aber die Kapſel habe ich doch nicht.“

„Weißt du, was darin iſt?“ fragte Frau Stüſſy weiter; ſie wich keinen Schritt von ihrem geraden Weg ab.

„So, iſt etwas darin?“ machte Niklas überraſcht. „Nein, ich weiß es nicht.“

„Sieh nach. Neben dem Hals iſt eine verſteckte Feder. Ich glaube nicht, daß Herma ſie gefunden hat; ſie iſt nicht für oberflächliche Augen. Möchte man nun nicht ſagen, der Schmuck ſei ſchuld an allem?“

Niklas wurde unruhig. „Willſt du ihn haben?“ ſtieß er hervor. „Ich weiß, wo er iſt.“

Sie tat einen zwielichten Blick in ſein Geſicht und erhob ſich.

„Ich weiß es auch“, erwiderte ſie ſorgenvoll. „Mir ſcheint, dein Herz hängt noch daran. Heute will ich nichts von dir; vielleicht biſt du morgen gelaſſener. Dann reden wir weiter.“

Dies Wort traf ihn wieder.

„Ja, dann reden wir weiter, Mutter“, wiederholte er erleichtert und ſah ihr lebhaft ins Geſicht. „Du mußt nämlich wiſſen: zwingen laſſe ich mich jetzt zu nichts mehr. Aber wenn du mich wieder als Kind aufnehmen willſt — ich bin eigentlich deshalb zurückgekommen. Hätte ich dich zuerſt getroffen, ſtatt einem Kleideraffen, ſo wäre alles anders gegangen. Du haſt geſagt, es ſei Gottes Wille. Es iſt mir recht; ſo habe ich Gottes Willen ausgeführt. Wann kommſt du wieder?“

Als die Mutter fort war, ſtand Niklas lange am gleichen Fleck und ſtarrte auf den Boden. Dann ſah er die Wände an, von denen der Kalk losblätterte und erinnerte ſich, daß die Mutter es bemerkt hatte.

Er freute ſich darüber. Sie war ein gerader, unbeſchädigter Menſch, der ſich den Blick frei gehalten hatte; man konnte ſich auf ſie verlaſſen. Er ging eine Zeitlang den Mauern nach im Geviert in ſeinem Käfig herum, wobei er einen überaus lockenden Gedanken im Kopf bewegte. Schließlich blieb er in der Nähe der Türe ſtehen, preßte ſich eng an die Mauer und griff ſchnell in den Mund, aus dem er die goldene Kapſel hervorbrachte. Sie ſchimmerte blaß auf in dem elenden Gefangenenlicht; die grünen Steine der Fratze blitzten verhalten. Er ſuchte und fand die Feder; der Deckel ſprang auf. Niklas erblickte einen kleinen, ſchneeweißen Milchzahn, der unſchuldsvoll lächelnd inmitten des ſchlimmen Goldes lag und von entſchwundenen Zeiten ausſagte. Der Gefangene ſchaute lange hin und dachte und kämpfte, bis ihm die Kraft ausging. Er brachte die Kapſel an ihren Ort zurück und nahm ſeine vorige Wanderung wieder auf, doch nun ohne Plan und Eifer, nur um ſich nicht ſo geradehin überwältigen zu laſſen. Er ſah nun wohl ein, daß die Mutter nicht allein klüger, ſondern auch ſtärker war, als er. Als es dunkel wurde und er nicht mehr fürchten mußte, beobachtet zu werden, ergab er ſich. Er weinte etwa eine Stunde lang. Er fühlte mit einer unbekannten Wonne, wie ihm Laſt um Laſt von der Seele fiel und er für ſeine groteske und ziellose Feindſchaft Ruhe und Feſtigkeit eintauſchte. In dieſer Nacht wurde ihm auch zum erſtenmal im Gefängnis ein einigermaßen erquicklicher Schlaf zuteil. Als ihn die Mutter am nächſten Tag wieder beſuchte, war er wirklich ſtill und ſtand in Frieden.

Er berichtete jetzt freiwillig die näheren Umſtände des Mordes, und wie er dazu gekommen war. Nachdem ihn draußen eine ganze Folge von Unglück und Niedertracht vollends um die Haltung gebracht und auch dort vom Steg herabgeſtoßen hatte, ergriff ihn die Sehnſucht nach der Vaterſtadt und der eigenen Jugend. Mit den Trümmern der Kindheit in der Bruſt betrat er dankbar den Boden der Heimat, und glaubte ſich nun geborgen. Wahrſcheinlich wurde dieſer Irrtum ſein Verhängnis; er machte ihn wehrlos und verführte ihn zur Unachtſamkeit und zu einer gefährlichen Träumerei, die ihn ſo oder ſo mit ſeiner wilden Wirklichkeit in Konflikt bringen mußte. Die Eltern zogen ihn nicht weiter, der Vater noch mehr, als die Mutter; ſeine ganze Sehnſucht und ſein Glaube an ſich ſelber hingen an dem Jugenderlebnis mit Herma. Dort ſah er ſein beſſeres Teil, ſeine Zukunft, ſeine Verheißung. Er beſorgte nicht, daß ſeine Eltern vor Kummer um ihn geſtorben ſeien; er fürchtete nur, Herma könnte ihn vergeſſen und verraten haben. Wenn man ſich die idealiſtiſchen Prinzipien unſerer Erziehungsmethoden vorſtellt, ſo darf man ſich nicht über die Hartnäckigkeit wundern, mit der er ſich dieſen un-

ſachlichen und gefährlichen Spekulationen hingab. Wir werden auf Schritt und Tritt gelehrt, unſer Heil außer uns zu ſuchen. Sind wir einmal daran gewöhnt, ſo iſt es nur noch eine untergeordnete Frage, welches Ideal außer uns wir wählen, doch hängt manchmal unſer Schickſal davon ab. Niklas Stüſſy erlebte das Schlimmſte, was ein Mann ſeines Schlages erleben kann: das Ideal, dem er bis auf den letzten Reſt ſein Lebensglück hingeopfert hatte, erſchien ihm an der Seite eines Galans, geſchminkt, gepudert und aufgeputzt, mit dem eitlen Lächeln der Gefälligkeit auf den Lippen, und zu einer umgänglichen, leicht erreichbaren Realität herabgeſunken, die bekannt von Hand zu Hand ging. Niklas wäre nun nicht im Affekt geweſen, wenn er genau hätte ſagen können, was jetzt noch geſchah. Die grenzenloſe erbitterte Wut des Sünders, dem ſich ein Heiligtum, das ihn in den Stand der Gnade und Gerechtigkeit zurück verſetzen ſoll, als Betrug entlarvt, iſt bekannt. Niklas vermochte ſich zu erinnern, daß er mit einem Fauſtſtreich den Galan von ihrer Seite trieb; dann bekam er den Gedanken, wenigſtens das Medaillon zu retten, das die unglückliche Perſon immer noch am Hals trug, doch wohl in Erinnerung an das ſchuldloſe Vergnügen jener Tage, die es ihr als Abſchiedsgabe eingebracht hatten. Niklas erblickte jedoch das letzte unbewußte und darum unbefleckte Symbol ſeiner Träume und Leiden darin, und hatte jetzt nur noch den Willen, es ihrem unheiligen Nacken zu entreißen und ſeinem verwaiſten Altar wiederzugewinnen. Auf dieſe Weiſe wurde er handgemein mit ihr. Sie rief um Hilfe; das brachte ihn vollends um die Beſinnung. Es ſchwebte ihm ungewiß vor, als habe ſie ihn in ihrem letzten Augenblick erkannt und mit dem Namen angefleht, aber er befand ſich ſchon unter der Gewalt des fremden Gebotes, das ſeine Fauſt an den Hals der Liebedienerin führte und ſie dort trotz aller Bitten unerbittlich feſthielt, bis alles geſchehen war. Darin ſah er ſein Urteil; nicht, daß er die Tat getan hatte, ſondern daß ſie durch ihn ausgeführt werden konnte, daß die feindliche Macht in ihm ein brauchbares Werkzeug gefunden hatte, verlangte nach ſeiner Anſicht ſeine Vernichtung. Weil er in der abergläubiſchen Vorſtellung von der Sühnbarkeit eines Vergehens erzogen worden war, glaubte er auch, es ſei alles gut, wenn er nicht mehr exiſtiere. Er ahnte nicht, daß er ein kranker Menſch war, der des Arztes bedurfte. Er empfand Genugtuung darüber, daß ſo viele Zufälligkeiten als Belaſtungen gegen ihn auftraten. Der Überfall war am hellen Tag auf der offenen Straße geſchehen, und man hatte ihn ganz in der Nähe auf einem Steinhaufen ſitzend gefunden, während er nach der Behauptung der Leute verwirrt einen Apfel betrachtete, den er unter einem benachbarten Baum aufgeleſen haben mußte. Die zer-

rissene Kette lag neben dem Opfer im Straßenstaub; die Kapsel hatte er schon in Sicherheit gebracht. Als ihn die Polizisten nach dem Gefängnis führten, war es ihm gewesen, als brächten sie ihn nach Hause.

Frau Stüssy fuhr ihrem verlorenen und wiedergefundenen Sohn mit zitternder Hand durchs Haar und ahnte voll trüber Mutterſehnsucht, was für ein Kind er sein mußte, um über seiner Kindheit zum Verbrecher werden zu können. Hier wickelte sich das Ende einer Verhandlung ab, zu der sie nichts beitragen konnte. Sie hörte mit eigenen Ohren, daß Niklas verständig und klar über die Menschheit sprach. Sie empfand den Frieden nach, in dem er stand, und richtete sich an der Festigkeit auf, die er durch die nächtliche Selbstreinigung gewonnen hatte. Sie berichtete ihm, was man über Hermas Vergangenheit wußte, von ihrem Leben als Gesellschafterin, während dessen ihre Tugend aller Wahrscheinlichkeit nach schon die ersten Beschädigungen erlitt, und von der Erbschaft, die nicht so groß gewesen war, wie die Leute im Städtchen fabelten; aber sie zog unlautere Subjekte an. In kurzer Zeit fand sich das unbewachte Mädchen durch Galanterien und verräterische Heiratsversprechen um den letzten Franken gebracht und den Lebemännern in die Hände gespielt. Endlich kam Niklas und vollendete ihr Schicksal. Wie man viel später erfuhr, hatte die Teufelsfratze auf der Kapsel als eine Art von interessantem Verkehrsmittel gedient, dessen sich die Herren gerne zur Anbandlung bemächtigten, obgleich Herma, abergläubisch wie alle Kokotten, sie immer als einen Talisman betrachtete, der sie eines Tages aus den Händen der Schlechtigkeit befreien werde.

Nachdem Mutter und Sohn ihre Gegenwart miteinander beredet und sich über alle Notwendigkeiten verständigt, auch die alten Zeiten da und dort hatten wieder aufleuchten lassen, kam für sie die Stunde der Trennung, die sie in allem schweren Leid gefaßt und aufrecht überstanden. Der Greisin zitterten die Knie, als sie durch die unbarmherzige Tür endgültig die Nähe ihres Sohnes verließ, und sie wußte nachher nicht zu sagen, wie sie aus dem Gefängnis gekommen war. Niklas bekam noch einmal eine Reihe bitterer Stunden zu kosten; aber das Bewußtsein, für sein verlorenes Leben eine Mutter mit all ihrer klugen Liebe, ihrem Glauben und ihrer tiefen Gerechtigkeit eingetauscht zu haben, half ihm diesen letzten gefährlichen Ansturm der Verzweiflung überstehen, und, in seiner Überzeugung beschlossen, sein Schicksal vollends zu Ende erleiden. Die Gerichtsverhandlung war so einfach und klar, daß sie kein Mensch begreifen wollte. Der Angeklagte machte einen seltsam zwiespältigen Eindruck von Entgegenkommen und gleichzeitiger Abwesenheit. Er zeigte Interesse für die Feststellung der Klagepunkte und Gleichgültigkeit gegen die moralische

Situation. Die Geschworenen betrachteten ihn daher mit Abneigung. Sein Offizialverteidiger, ein ganz junger Mensch, arbeitete verwirrt und verstört, weil ihm Niklas alle Schachzüge gegen das geschriebene Recht vereitelte. Der Richter, ein schwerer, heftiger Mann, fand kein Verhältnis zu ihm und war verdrießlich; er befand sich ziemlich früh in jener schlechten Laune, in der man ohne Hemmungen des Mitleids über einen Menschen ein Todesurteil abgibt. Der Staatsanwalt Bertholet hatte schwere Tage und schlimme Nächte und kämpfte einen ernsten und bedeutenden Kampf mit den Forderungen seines Amtes gegen die Stimmen der Teilnahme und der Trauer, die sich in ihm für den von der ganzen Menschheit verlassenen Jugendfreund erhoben. Aber er war nur ein willenloses Rad an der furchtbaren Maschinerie, worin der Staat jahraus, jahrein seine eigenen Glieder zerreißt, zerbricht und zermalmt, und weiß nicht, warum. Er war ein unwissender Priester eines längst seines Sinnes beraubten blutigen Kultes, der sich durch die Jahrhunderte weiter wälzt, weil ihn niemand abstellt. Niklas hatte recht, auf diesem Weg zum erwünschten Tod zu bestehen. Ein Strick kann reißen, ein Schuß fehl gehen, Gift durch Gegenmittel unschädlich gemacht werden, aber die Stimmung für ein Todesurteil, einmal in einem Gerichtshof geweckt, ist durch keine Mittel zu brechen; sie wirkt mit vernichtender Zuverlässigkeit. Sein ganzer Prozeß konnte in einem Tag erledigt werden. Als die Abendsonne die Wände des Saales feierlich mit roten Teppichen behing, verkündete der Richter, daß das Gericht die Schuldfrage bejahe und Niklas Stüssy zum Tod durch das Beil verurteile. Den noch lebenden Eltern der Ermordeten wurde der Weg zur Schadenersatzklage für das entwendete Schmuckstück beim Zivilgericht eröffnet. Des Angeklagten unentwegte Behauptung, er habe die angefallene Schaad nicht erkannt, wurde zu seiner Belastung geglaubt, und seine Weigerung über den Verbleib des mutmaßlichen Medaillons als verbissene Habsucht und niedrige Gesinnung ausgelegt. Die öffentliche Meinung und die Presse waren von dem Spruch befriedigt.

Die Eheleute Schaad verzichteten auf ihr Klagerecht. Man setzte den Termin des Nachgerichtes fest. Niklas lernte der Reihe nach alle weiteren Zeremonien eines ordentlichen Gerichtsgangs kennen. Er kommunizierte, weniger in Gedanken an Gott, vor dessen Richterstuhl seine Seele kommen sollte, nachdem sie schon von den Menschen in seinem Namen abgeurteilt worden war, als in Erinnerung an jene dumpf-heilige erste Konfirmandenkommunion und die glückliche Kinderzeit, die sie abschloß. Seine Nächte teilte jetzt immer ein Wärter mit ihm, damit er nicht Hand an sich selber legte. Es wurde nie mehr dunkel in seiner Zelle. Trotz der Gliederschmerzen, an denen er infolge der Feuchtigkeit litt, erfreute ihn eine

gleichmäßig heitere und hoffnungsvolle Gemütsſtimmung. Er lehnte die Appellation an das höhere Gericht, die ihm der Offizialverteidiger vorſchlug, ab, ſowie auch die Bitte der Eltern Schaad, wenigſtens ihnen zu ſagen, wo er das Medaillon ihrer Tochter hingebracht habe. Endlich um das Morgengrauen eines ſtürmiſchen und regneriſchen Dezembertages wurde er abgeholt, um zum Tod geführt zu werden.

Bei der Betreibung ſeines Unterganges hatte Niklas alles bedacht, nur nicht die traditionelle Roheit, durch die der Staat ſeinen Willen am Hals ſeiner Opfer ausführen läßt. Als der arme Menſch, zwiſchen den Wächtern im Regen vor dem Schafott ſtehend, den Scharfrichter mit dem bloßen Schlächterbeil erblickte, verfärbte er ſich; ſeine Knie erzitterten unter ihm. Er hatte noch keine fürchterlichere Erſcheinung geſehen, als dieſe ſtupide Staatskreatur mit dem verregneten Zylinder, dem ſchwarzen Frack, an dem das Waſſer in kleinen widerlich ſchimmernden Bächen herunterlief, und den wahnſinnigen weißen Handſchuhen, die ſich weithin ſichtbar um den Stiel der Axt krümmten. Das alles machte ihm einen ſolch ekelerregenden Eindruck, daß er ſich erbrach. Vor dem Schafott, auf dem Boden des Gefängnishofes, ſtanden einige der Geſchworenen, ſowie der Richter und der Staatsanwalt Bertholet, unter aufgeſpannten Regenſchirmen. Bertholet war bleich; ſeine Zähne ſchlugen leiſe gegeneinander. Sein ehrliches Geſicht ſah niedergeſchlagen aus dem kurzgehaltenen Bart hervor; die blauen, findigen Augen irrten ohne Licht und Zuſtimmung von einem Gegenſtand zum andern. Ein Gefühl ratloſen Grauens vor ſich ſelber und ſeiner amtlichen Funktion ließ ihn wünſchen, das Schickſal mit ſeinem Jugendfreund vertauſchen zu können.

Aber nun packten ſchnell die Fäuſte der Knechte zu und ſchleppten den ſchlotternden Delinquenten zum Block. Sie riſſen ihm den Kragen und die Oberkleider ab, öffneten ihm das Hemd und ſtreiften es von ſeinen Schultern. Der Dezemberregen ſchlug auf ſeine nackte Haut, und der Sturm wühlte wie mit Fingern in ſeinem dunkelblonden, geflammten Haar. Er tat einen letzten, verwirrten Blick um ſich in die Höhe, gewahrte eine Wolke, die eben über den Gefängnishof flog, und fühlte, daß er Tränen in die Augen bekam. Die Knechte drückten ihn in die Knie und ſchoben ihm den Kopf über den Block, während er erſchüttert zu ſchluchzen begann. Jetzt ging alles außerordentlich raſch. Er fühlte kaum, daß man ihm die Hände auf dem Rücken feſthielt. Schluchzend empfing er den Todesſtreich; er empfand ihn als einen unendlich gemeinen Schlag auf die Wirbelſäule, der ſein ganzes Nervenſyſtem blitzſchnell in einen jammervollen, wütenden Aufruhr von Proteſt verſetzte. Er wollte aufſchreien, aber da war ſeine Kehle ſchon von den Lungen getrennt, und

im nächsten Augenblick schlug sein Kopf auf das Schafott, während aus dem Rumpf unter den letzten Herzstößen das Blut hervorschoß und sich rauchend über die Bretter verbreitete.

Weil der Nachrichter infolge der Nässe des Bretterbodens ausglitt und hinstürzte, blieb der abgeschlagene Kopf Stüssys eine Minute im kalten Regen liegen; die Aufmerksamkeit der Anwesenden konzentrierte sich um den Scharfrichter. Wie man nachher fand, hatte er unter der Wucht seines Sturzes die Kniescheibe gebrochen. In der Zeit kehrte in den daliegenden Kopf das Bewußtsein zurück. Der Unterkiefer hörte auf zu zittern; das Gehirn fing eilig an zu arbeiten. Der reisefertige Geist griff im Fliehen aus der Tiefe seines Schatzes das Bild der Jugendgeliebten auf, wie es gewesen war, ehe es der Lauf der Welt befleckt und entheiligt hatte. Stüssy sah sie augenblickslang unter den überhängenden Zweigen der Trauerweide auf der niedern Kirchhofmauer sitzen. Sie betrachtete ihre übereinandergeschlagenen Füße, um die eine goldene Kette gewunden war, und schwang dann lächelnd den hellen Blick zur Abendsonne auf. Dazu hatte er seltsam beruhigende Schmerzen im Hals, und sein Körper war außerordentlich leicht; er atmete gar nicht. Aber schon drängte eine andere Erfahrungsreihe vor. Das Gedächtnis tastete und suchte. Die blutleeren Lippen bewegten sich. Die Brauen zuckten. Stüssy schlug die Augen auf und orientierte sich. Er erkannte halb traumhaft das Lokal; es machte keinen Eindruck auf ihn. Er sah in seiner Umgebung sich bewegende Beine und Füße, fühlte den kalten Regen auf seine Wange schlagen, und fand plötzlich den gesuchten Gegenstand. Er wollte die Hand zum Mund führen, erinnerte sich an das Geschehene und wandte sich scheu und halb unwillig davon ab. Er bemerkte, daß das Gefühl in den Wangen und dem Zahnfleisch schon erlosch. Mit Mühe bewegte er die Zunge, um die Kapsel aus der Backentasche zwischen die Lippen, in denen er jetzt am meisten Empfindung hatte, zu bringen, um sich noch einmal damit zu versichern und zu trösten. Es ging schwierig und ungeschickt; der Tod war schon unterwegs. Als er sie endlich vorn hatte, begann sein Kiefer wieder zu zittern; er verlor die Herrschaft über das Objekt. Die Kapsel entglitt seinen Lippen und fiel heraus, ohne daß es jemand beachtete. Der Kiefer zitterte heftiger; die Augen schlossen sich. Gleich darauf war Stüssy tot.

Als endlich einer der Knechte kam, um den Kopf zu holen, entdeckte er das Kleinod am Boden. Er hob es auf und zeigte es vor; es war eine goldene Teufelsfratze mit grünen Augen, die unter dem dunkelbewölkten Morgenhimmel weissagend blitzten. Der Staatsanwalt wurde noch bleicher, als er schon war, und zitterte sichtbar, während er die

Hand danach ausstreckte. Jemand vermutete, Stüssy habe die Kapsel im Mund gehabt, darum sei sie nirgends gefunden worden. Bertholet reichte sie bestürzt dem Präsidenten hin, der sie nicht annahm, und gab sie verwirrt den Geschworenen weiter. Er folgte ihr mit kämpfenden, reuevollen Blicken. Die Erinnerung an die Unschuld und Sünde seiner Jugend stand mächtig in ihm auf und bedrängte seinen Stolz. Wenn es sich so verhalte, bekannte er endlich überwältigt und mit leiser Stimme, dann sei der Delinquent kein Raubmörder gewesen, und das Gericht habe einen Rechtszustand geschaffen, der problematischer sei, als die Situation irgend eines singulären Verbrechers. Die Kapsel gehöre der Mutter Stüssy; der Sohn habe durch den vermeintlichen Raub einen jugendlichen Diebstahl gut gemacht. „Meine Herren, das ist kein guter Morgen," schloß er bewegt seine Aussage. Der Richter fuhr sich verdrossen in den Bart. Der Morgen sei schon recht, erwiderte er finster unter schwerverhaltenem Zorn, aber Bertholets Nerven ließen zu wünschen übrig; er solle vier Wochen Urlaub nehmen. Sonst müßte daran erinnert werden, daß der Herr Staatsanwalt selber entschieden auf den Tod plädiert und sich dabei mit gutem Grund viel mehr an den Mord als an den Raub gehalten habe. Da könne niemand einsehen, weshalb jetzt, nachdem das geraubte Medaillon auch noch konkret vorliege, plötzlich das Gericht eine Gesellschaft von Missetätern und der Mörder der wahre Richter sei. Bertholet hob ihm kopfschüttelnd das leidende Gesicht zu. „Das Gericht war übellaunig, Herr Präsident," entgegnete er fest. „Es hat sich vom Delinquenten verführen lassen. Die Entlastungen kamen nicht zu Gehör. Wir haben miteinander einem Unglücklichen die Halswirbel zerschmettert." Nun brauste der Präsident auf. „Quittieren Sie doch den Staatsdienst und machen Sie ein Advokaturbüro auf, Herr Staatsanwalt. Natürlich sind sie Unglückliche. Aber sie sind im Unglück Mörder und Räuber geworden, das liefert sie unters Beil. Alles übrige ist blinder Eifer, Schwarm für junge Leute." Bertholet zuckte die Schultern und wandte sich zum Gehen. „Wir reden noch an einem andern Ort darüber, Herr Präsident." „Es wird mir angenehm sein, Herr Staatsanwalt." Die Knechte trugen den Sarg vorbei. Die Geschworenen murmelten.

Frau Stüssy stand um die Stunde der Hinrichtung hinter ihrer Theke und verkaufte mit dem milden Ernst, der ihr seit ihrer jüngsten Reise eigen war, Spezereien und Lebensmittel. Sie hatte in den Zeitungen noch die Berichte über den Prozeß verfolgt und von da an ihr Blatt ungelesen vorbeigehen lassen. Sie anerkannte das einmal Gewordene, soweit sie Gottes Hand dabei im Spiel sah; dem grausamen menschlichen Beschluß setzte ihr Selbsterhaltungstrieb eine widerneigte und nahe-

zu eigensinnige Ablehnung entgegen. Sie merkte erst aus dem Gebaren der Leute, die zu ihr kaufen kamen, daß das Letzte vollbracht war Als sie annehmen konnte, die Mitteilung über ihren Sohn sei nun geschehen, nahm sie ihre tägliche Lektüre wieder auf und fuhr da fort sich über den Weltlauf zu unterrichten, wo sie wieder darein eintrat.

Etwa vierzehn Tage nach Stüssys Tod erschien unerwartet der Staatsanwalt Bertholet bei ihr, und suchte eine Unterredung nach, die sie ihm im Spezereiladen ungern und zurückhaltend gewährte. Zwischen ihrem Geschäftsgang und dem Läuten der Ladenglocke auf ihrem Stuhl neben der Theke sitzend, legte er ihr auseinander, was er zum Teil wußte und zum andern Teil ahnte, und was sein Gewissen von ihm forderte. Er gab ihr die wiedergefundene Kapsel zurück, die sie zunächst nicht anrührte, bat sie um ihr Vertrauen und erklärte ihr, warum er glaube, mit seinem Unternehmen im Sinne Stüssys zu handeln, der den Tod, aber sicher nicht die Unehre im Andenken der Menschen gesucht habe. Die Matrone sah Bertholet zwischendurch prüfend an. Sie bemerkte, daß er verfolgt war und litt. Sein herrschsüchtiger Kopf und sein kühler, findiger Intellekt schienen verstört und halbverzweifelt und ganz in den demütigen Dienst des Toten gegeben. Seine blauen Augen blickten ihr bittend und ängstlich erwartend ins Gesicht, und sie empfand für den mit dem eigenen Stock geschlagenen erschreckten Menschen Muttergefühle. Außerdem schien es auch ihr, als liege die Urteilsverbesserung im Sinne ihres Sohnes, und sie erklärte sich dem Staatsanwalt zu Willen, doch ohne sonderliche Beteiligung ihres innerlichen Lebens. Nun stellte er Fragen, machte Notizen und schlug Verbindungen, und nach einer Viertelstunde besaß er die Gewähr dafür, daß er das Gericht zu einem Justizmord angefeuert hatte. Hier war vor allem der Zeuge gefunden, der wußte und aussagen konnte, daß Stüssy das Mädchen gleich von Anfang erkannt und also aus edlen Motiven übel gehandelt hatte. „Und das sagte uns niemand," stöhnte er auf. „Man ließ uns in die eigenen Spieße rennen!" Im Innersten vernichtet und entsetzt vor seiner Mitwirkung am dreifachen Unglück des Gerichtes, des Jugendfreundes und der ermordeten Herma Schaad brach sein letzter Stolz vor der alten Frau zusammen, und er bereitete sich zu dem bevorstehenden Werk der Selbstopferung durch ein umfassendes Geständnis, nicht nur seiner Schuld, sondern auch seines selbstgerechten Hochmutes und der tausend eitlen Beweggründe, die sein Leben bis dahin geleitet hatten, währenddessen die Greisin bestürzt zur Tür ging, zuriegelte und mit den Händen eine Anzahl zweckloser Dinge um sich her tat, von denen ihr Kopf nichts wußte. Nun mußte sie doch zu dem Furchtbaren, das sie immer zu betrachten vermieden hatte, Stellung nehmen.

Sie tat es endlich, indem sie willig die letzte selbstgerechte Planke niederbrechen ließ, die ihr Unglück vom Unglück der Menschheit trennte, und den vorhandenen verlorenen Sohn eben dieser Menschheit an Stelle des eigenen aufnahm. Zugleich floß ihr Trost aus der Wunde der Welt entgegen. Sie ahnte den Beweggrund, der Niklas davon abgehalten hatte, ihr von Bertholets Mitschuld Bericht zu geben, und es schien ihr ein neuer Beweis dafür, daß in seiner Abrechnung mit Herma und dann mit dem Leben nicht Rechthaberei die treibende Kraft gewesen war. Als Frau Stüssy den Laden wieder öffnete und Bertholet an die Sonne hinaus entließ, lag auf ihrem Gesicht ein Zeugnis jenes Wohlgefallens, das dem guten Willen verheißen ist, und das fortan nicht mehr von ihr wich....

Immerhin ging das Werk der Rehabilitation nicht auf einer Spur zum Ziel durch, wie Frau Stüssy erwartete. Es ist leichter aus einem Unglücklichen ein Verbrecher gemacht, als daß ein Verbrecher in den ehrlichen Stand der Unglücklichen zurückversetzt wird. Die Unglücklichen sind eifersüchtig auf den Vorzug ihres gangbaren Unglücks und wachen scharf über die ungewöhnliche Nuance, die sie verurteilen zu müssen glauben. Das ist ein Verhältnis, das schon der Phantasie des Einzelnen fast unüberwindliche Hindernisse vor den Blick türmt. Bertholet war ein guter und eifriger, aber kein starker Mensch. Nachdem er sich selbst vollständig besiegt und hingegeben hatte, blieb ihm keine Kraft mehr übrig, nun auch der widerstrebenden Wirklichkeiten außer sich in der menschlichen Gesellschaft Herr zu werden. Er verfaßte eine erschöpfende und vollständig begründete Schrift, in der er Stüssys Anteil am ehrlichen Unglück der Menschheit und das Unrecht der Gesellschaft im Mittel des Urteilspruches nachwies, hatte mehrere ernste Zusammenkünfte mit Stüssys gewesenem Offizialverteidiger, den die im Verlauf des Prozesses und der Hinrichtung erlebten Schrecknisse zum Mann gemacht hatten, legte sein Werk in die Hände des jungen Advokaten und erschoß sich in einer Nacht, morgens gegen zwei Uhr, in seinem Arbeitszimmer.

Heute steht die Ehrlichsprechung von Stüssys Unglück bevor. Zugleich reift unter vielen Kämpfen in der Presse und öffentlichen Meinung des Landes die Volksinitiative zur Abschaffung der Todesstrafe heran, ans Licht des demokratischen Tages gebracht von der Erkenntnis, daß das Leben des freien Bürgers nicht von der Fehlbarkeit eines Gerichtes abhängen darf. Stüssys Anwalt ist auch der öffentliche Fürsprech dieses humanen Willens. Niemand weiß, wann die Frucht gepflückt werden wird. Inzwischen steigert der junge Mann in der wechselnden Witterung des Tierkreises seine Persönlichkeit. Er geht braun und bärtig durch die Monate, und die alte Frau Stüssy fand an ihm ihren dritten Sohn.

Sie ſtarb während der Influenza-Epidemie des letzten Frühlings im Alter von fünfundſechzig Jahren und ſieben Monaten, mit der Ordnung des höchſten Geſetzes bei den Menſchen verſöhnt durch die Beobachtung, daß die Gnade Gottes durch das Geſchick ihres Sohnes ſich in den Köpfen der Leute neuen Raum eroberte. Sie ſchloß die Augen wie an einem ſchönen Abend nach einem Nachmittagsgewitter, zufrieden und dankbar. Auf ihrem großen, erfahrenen Totengeſicht verbreitete ſich ein ſtilles Leuchten der Gerechtigkeit, das jedermann auffiel und das ſich in den Morgenſtunden des zweiten Tages zu einem offenen Lächeln verdichtete, worauf es wieder abnahm und gegen Abend erloſch. Am dritten Tag wurde ſie unter großer Beteiligung begraben.

Felix Moeſchlin: Die Mörderhöhle.

Das war in einem Herbſtmonat vor gut hundert Jahren, daß Hans von Schwarzenbach mit Mathilde von Kerſtenturm Hochzeit hielt und danach, da es noch heller Tag war, die junge Ehefrau in ſeine Karoſſe ſetzte und mit ihr davonfuhr, um noch am ſelben Abend auf ſeinen Stammſitz zu gelangen.

Die Wagenräder drehten ſich luſtig und ſchnell, daß die Speichen zu einem Wirrwarr von Strahlen wurden. Die beiden Pferde flogen nur ſo dahin, denn die Liebe ſelber ſaß als Poſtillon neben dem ſteifen Kutſcher und trieb ſie an, daß ſie laufen mußten, was ſie konnten.

Drinnen im vergoldeten und mit vielen Schnörkeln verzierten Häuschen, das ſich an breiten Ledergurten und ſtarken, kreisrund aufgebogenen Federn zwiſchen den hohen, ſchmalreifigen Rädern behaglich ſchaukelte, ſaßen die Neuvermählten nah beiſammen und klagten gar nicht darüber, daß die Seitenwände ſie ſo eng zuſammendrängten. Denn hier war äußerer Zwang und eigener Wille eins.

„Bald ſind wir im Schloß", flüſterte er. Sie ſagte nichts, doch lag ihr Angeſicht und noch viel anderes ihrer warmen, ſeidenverhüllten Leiblichkeit ihm ſo nahe, wie es möglich war. Und das hieß Antwort übergenug.

„Und im Schloß gibt's eine Treppe", fuhr er fort, „aus Marmor, weiß und rot geädert und durchflammt. Kannſt du dir denken, wohin die Treppe führt?"

Sie lächelte mit hochgezogenen Augenbrauen ganz wie ein Kind, das man fragt, ob es wiſſe, wohin die Wolken wanderten.

„Wer jene Treppe hinaufgeſtiegen", begann er wieder — und gut

war's, daß er bloß zu liſpeln brauchte, denn für laute Worte hätte die Kraft ſeiner Stimme nicht mehr weit gereicht, ſo ſehr nahm leicht erklärliche Sehnſucht all ſein Sinnen gefangen — „dem öffnen ſich zwei Türflügel weit zu einem Saal in Weiß und Blau und auch in Gold. Kannſt du dir denken, was das für ein Saal iſt?"

„Wie ſollt' ich mir das denken können", antwortete ſie ebenſo leiſe.

„Und in der Ecke ... nah am Fenſter, kannſt du dir denken, was in jener Ecke ſteht? Mit Löwenfüßen, mit geſchnitzten Amorinen und Blumenkränzen? Mit Sammet und Seide und Batiſt ... und einem Himmel drüber, ſchöner als der, den Gott gemacht ..."

Hier unterbrach er ſich, denn bei der allzu lebhaft wachgerufenen Erinnerung an den wohlgefälligen Gegenſtand erhitzte ſich ſein ganzes Weſen auf ſo übermächtige Weiſe, daß ihm die Worte dahinſtarben und Geiſt, Verſtand und Überlegung auf einmal Reißaus nahmen und der wohlerzogene Herr von Schwarzenbach etwas Unſchickliches zu tun im Begriffe war, wenn man den Ort, den hellen Tagesſchein, den Kutſcher auf dem Bock und die jugendliche Unerfahrenheit der ſchüchternen Genoſſin in Betracht zieht.

Aber mitten in ſeinen Gefühlsaufruhr hinein, den ſie mit Erſchrecken, doch auch mit unruhiger Neugier und nicht ohne Gefallen über ſich ergehen ließ, donnerte und krachte ein Brechen und Splittern. Mit einem plötzlichen Rucke fiel der Wagen halb auf die Seite und ſchleifte auf der holperigen Landſtraße dahin. Ein Glück nur, daß der Kutſcher die ſich bäumenden Pferde bändigen konnte.

Als das Hochzeitspaar ſich von ſeinem Schrecken erholt, ſich heil und ganz gefunden hatte und wieder notdürftig auf ſeinen Füßen ſtand, das zerbrochene Rad betrachtend, all das Unheil, das ſo leicht hätte geſchehen können, mit Schrecken bedenkend und das Weitere erwägend, da fand es ſich in einem finſtern Tannenwalde.

Die junge Frau ſchauerte zuſammen. Er aber tröſtete ſie mit lieben Worten und der Verſicherung, daß ſie nichts zu befürchten habe. Denn er werde den Kutſcher in das nächſte Dorf zurückſchicken, damit er frühmorgens oder auch in der Nacht noch mit einem anderen Wagen wieder zur Stelle ſei.

„Und wir?" fragte ſie.

„O wäre es Sommer", ſagte er und ſchaute ſie zärtlich an, „wären Blumenwieſen unter Lindenbäumen um uns, daß wir im Freien auf ſeine Rückkunft warten könnten! Wär es nicht himmliſch ... die Sterne über uns ... und die Muſik eines lieblich rauſchenden Quells ... Doch es iſt Herbſt, und kalt gehen die Nachtwinde, und ſchwarz und

unfreundlich stehen die Tannen neben der Landstraße. Glücklicherweise gibt's eine Herberge, nicht weit von hier, ich sah sie oft im Vorüberfahren."

Da atmete sie auf, gestärkt von neuer Hoffnung und Zuversicht. Und als der Kutscher mit den Pferden davongeritten war, vertraute sie sich dem dargereichten Arme an und ließ sich mit frischem Mut zur genannten Herberge führen. Hinterher begann sich nun der leidige Unfall in ein reizvolles Abenteuer zu verwandeln, dem die schnell herunterfinkende Nacht, die unheimlichen Fichten, das unbekannte, unverhoffte Ziel und auch die Einsamkeit, die sich Liebende wünschen, doch oft mit vergeblichem Sehnen, eine prickelnde Würze gaben.

Als sie aber die halbverfallene Schenke zu Gesicht bekam und widerstrebend in die ungastliche, unreinliche Stube trat, wo der Wirt sich aus einem dunklen Winkel geschäftig an sie heranmachte, sich wohl ein dutzendmal verbeugte und der hohen Herrschaft seine untertänigste Ergebung und Dienstwilligkeit zu Füßen legte, da verflog der Übermut und die Abenteuerfreude und sie wäre am liebsten wieder auf der Landstraße gewesen und in ihren dünnen Schuhen mit den hohen Absätzen wohl stundenweit über die spitzigsten Steine gelaufen.

Der Wirt hatte struppiges Haar, schwarze, zottige Augenbrauen und einen schlimmen, verschlagenen, unglückverheißenden Blick. Auf der Ofenbank drückten sich zwei verdächtige Kerle aneinander, machten sich Zeichen, nickten sich verstohlen zu, beobachteten die Reisenden, wenn sie sich unbemerkt glaubten, und wandten sich ab, wenn sie den Blicken der Beobachteten begegneten.

O Gott, o Gott, dachte die junge Frau. Auch Hans von Schwarzenbach spürte ein leises Fröfteln und bedauerte, die Pistolen nicht mitgenommen zu haben.

„Was darf ich auftischen?" fragte der Wirt mit dem Tonfalle übertriebener Unterwürfigkeit, daß man ihr heuchlerisches und scheinheiliges Wesen nur allzugut heraushörte.

„Nichts, nichts," sagte Mathilde schnell und atemlos zu ihrem Gemahl, „ich bin nicht hungrig. Der Schrecken sitzt mir immer noch im Herzen. Bloß nach Ruhe sehne ich mich. Mag er uns in ein Zimmer führen, auf daß ich etwas Schlummer finde — bis der Wagen kommt."

Der Wirt machte wieder eine seiner unbehaglichen, trotz aller zur Schau getragenen Demut gewissermaßen höhnischen Verbeugungen, nahm dann einen zweiarmigen Leuchter vom Tische und schritt mit einladender Gebärde ihnen voran. Im Hinausgehen zwinkerte er den beiden Gesellen, die auf der Ofenbank saßen, bedeutungsvoll zu, was jene mit einem breiten, triumphierenden Grinsen beantworteten. Der jungen Frau

aber war Zwinkern und Grinſen nicht entgangen und immer ſchwerer begann eine ſchwarze Ahnung ſie zu bedrücken.

Sie ſtiegen eine ſteile, baufällige Treppe hinauf. Im Oberſtocke ſtieß ihr Führer eine Türe auf und trat mit ihnen in einen unfreundlichen, kahlen, ſchlechtgelüfteten Raum, der außer einem großen Himmelbette nur einen Tiſch und zwei wacklige Stühle aufwies.

Nachdem der Wirt den Leuchter auf den Tiſch geſtellt, ſich nochmals mit katzenfreundlicher Miene nach den etwaigen Wünſchen der hohen Herrſchaft erkundigt und einen kurzen, abweiſenden Beſcheid bekommen hatte, verbeugte er ſich wieder und ließ dann das Hochzeitspaar allein.

„Ach du!“ hauchte Mathilde mit angſtvoller Stimme und lehnte ſich ſchwer an ihn, der nun vor Gott und Kaiſer ihr Herr und Gemahl war.

„Fürchteſt du dich, mein ſüßes Täubchen?“ fragte er beſorgt.

„Ach, ſie werden uns ſicher ermorden,“ jammerte ſie, „ganz ſicher! Haſt du die beiden Kerle geſehen, die auf der Ofenbank ſaßen?“

„Wohl bloß unſchuldige Fuhrleute,“ ſagte er.

„Unſchuldige?“ wiederholte ſie, „verſtehſt du dich ſo wenig auf die Menſchen? Aber du willſt mich bloß beruhigen. Ach, könnteſt du es!“ Und ſie preßte ſich ſo eng an ihn, daß er den heftig klopfenden, beſchleunigten Takt ihres ängſtlichen Herzens ſpürte. Da begann auch ſein Herz die Anzahl ſeiner Schläge zu mehren. Aber nicht aus Angſt. Denn ihre Umarmung war ſo angenehm zu fühlen, daß er den ſchlimmen Wirt und die verdächtigen Ofenhocker auf einmal vergaß.

„Iſt das Zimmer auch nicht in Weiß und Blau und Gold,“ flüſterte er, „ſo iſt's doch unſer Hochzeitszimmer ... und iſt das Himmelbett auch nicht geſchmückt und feſtlich ausgeputzt mit Amorinen und Blumenkränzen und ſteht es nicht auf Löwenfüßen, ſo iſt's doch ...“

„Nie und nimmer!“ unterbrach ſie ihn. „Ich werde die ganze Nacht auf einem Stuhle ſitzen.“

„Fürcht dich nicht,“ bat er ſie, „bin ich nicht da, um dich zu verteidigen? Und wär's gegen zehn Männer!“

„Schließ die Türe,“ ſagte ſie befehlend.

„Gern, mein Liebling.“

Aber es zeigte ſich, daß die Türe nicht verſchloſſen werden konnte, auch mit dem beſten Willen nicht. Sie hatte bloß einen Handgriff. Das war alles.

„Ich hab's geſagt, ich hab's geſagt,“ ſchluchzte Mathilde, als er ihr die unangenehme Entdeckung mitteilte, „wir ſind in eine Mörderhöhle geraten!“

Um ihr Mut einzuflößen, ſchob er den Tiſch vor die Türe und beſchwerte ihn mit den beiden Stühlen.

„So kann man uns wenigstens nicht überrumpeln, wenn wir einschlafen sollten," tröstete er sie.

Da sie keinen Stuhl mehr zur Verfügung hatte, lehnte sie sich an ihn.

„Wir können uns ja auf das Bett setzen," sagte er nach einer Weile, denn er begann müde zu werden.

„Auf das schmutzige Bett? Nie, nie!"

„Ich sehe keinen Schmutz!"

„Du mußt blind sein!"

„Liebe macht blind," scherzte er und küßte sie.

„Wie kannst du mich küssen," sagte sie weinerlich, „wenn man nicht weiß, ob man in der nächsten Stunde noch leben wird?"

Er wollte antworten: Eben drum! aber sie legte ihm ihre feine, weiche Hand auf den Mund.

„Pst, es war mir, als höre ich ein verdächtiges Geräusch," flüsterte sie.

Sie horchten beide. Aber im Hause blieb alles still.

„Vielleicht ist's doch keine Mörderhöhle," sagte sie dann aufatmend.

„Gewiß nicht," bestätigte er mit neuer Zuversicht.

Sie schielte nach dem Bette.

„Wenn es nur nicht so schmutzig wäre," sagte sie.

„Ich kann meinen Reisemantel auf die Decke legen," sagte er eifrig. Nun hatten seine Gedanken keinen Platz mehr für Räuber und Mörder.

„Ach ja, tu's," sagte sie, „dann können wir uns ja schließlich draufsetzen."

Er sah etwas enttäuscht drein, als er solches hörte, aber er ging doch zum Bette und breitete seinen Reisemantel aus.

Und sie ließen sich auf dem Rande des Bettes nieder und hielten sich umschlungen. Und da es im Hause immerzu still blieb, so küßten sie sich bald. Und schließlich ließ sich Mathilde zurücksinken ... sie war so müde ....

Dem Herrn von Schwarzenbach wurde wieder genau so zumute wie in der Kutsche, als Achse und Rad gebrochen waren.

Aber auf einmal erblickte sie ein großes Spinngewebe, das in Armeslänge über ihr hing. Das brachte sie mit einem schmerzhaften Ruck in die gefährliche, schwerbedrohte Lage und in das Bewußtsein der unheimlichen Örtlichkeit zurück. Sie hörte Mörder ihre Messer schleifen, sie hörte sie die Treppe hinaufsteigen, an die Türe schleichen ...

Heftig stieß sie ihren Gatten zurück und sprang vom Bette herunter.

„Hörst du nichts?" stieß sie hervor.

Verwirrt und verdutzt erhob er den Kopf. Aber er vernahm bloß den schnellen Takt des eigenen Blutes, das mit starkem Brausen an die Ohrenwände schlug.

„Ich höre nichts," ſtammelte er nach einer Weile und blieb dabei auf dem Bette ſitzen, denn der Kopf tat ihm weh.

„Siehſt du auch nichts?" fragte ſie und wies auf den Betthimmel. „Siehſt du nicht, daß er ſich geſenkt hat?"

„Geſenkt? Nein!"

„Doch, er hat ſich geſenkt. Er muß ſich geſenkt haben. Ein Spinngewebe war plötzlich über mir, ganz nah!"

„Aber warum ſoll ſich der Betthimmel geſenkt haben?"

„Weißt du nichts von jener Geſchichte?"

„Was für einer Geſchichte?"

„Von einem Walde, wie der da; von einer Mörderhöhle, wie die da; von einem Bette, wie das da?"

„Nein."

„Im Betthimmel war eine Schraube!"

„Schraube?"

„Ja! und der Betthimmel war aus Blei!"

„Schraube ... Blei?"

„Und wenn man die Schraube drehte, ſo ſenkte ſich der Betthimmel, langſam, langſam, immer tiefer und tiefer ... auf den Schlafenden, begreifſt du, ſo daß er erſtickte!"

Dem Herrn von Schwarzenbach wurde es ungemütlich zumute. Er ſtieg vom Bette herunter und beſchaute mit unbehaglichen Gefühlen die gefährliche Mordmaſchine.

„Aber der Betthimmel rührt ſich ja nicht," ſagte er dann.

„Weil wir nicht mehr im Bette liegen," antwortete ſie.

„So müſſen wir uns wohl oder übel auf den Boden ſetzen," ſagte er und breitete ſeinen Reiſemantel auf den ſchmutzigen, ſchleißigen Brettern aus.

Sie ließen ſich ſchweigend nieder. Wenn nur der Wagen ſchon angeraſſelt käme, dachten ſie.

Aber trotzdem der Wagen nicht kam, ſo war doch der Herr von Schwarzenbach guten Muts und hatte den unheimlichen Betthimmel ganz und gar vergeſſen. Saß nicht ſeine junge geliebte Frau neben ihm?

Es hatte den Anſchein, als ob auch in ihrem Herzen die Angſt und die Furcht anderen Gefühlen Platz gemacht habe.

Aber da knarrten die Dielen vor der Türe.

Sie fuhren auf und horchten.

Schritte und Tritte? Räuber, Mörder?

Hans von Schwarzenbach ſchaute ſich nach einer Waffe um. Da ſich nichts anderes finden wollte, griff er nach einem Stuhle.

Das Knarren wiederholte ſich.

Die Mörder standen sicherlich vor der Türe. Sie warteten bloß auf den günstigen Augenblick, um über sie herzufallen.

Das Hochzeitspaar stellte sich an die Fensterwand.

Sie hielten sich umschlungen und wachten und wachten und kämpften gegen den Schlaf.

Es war die Nacht so lang wie eine endlose Ewigkeit.

Aber endlich kam der bleiche Morgen, der rote Morgen, der helle Tag. Ein Wagen rasselte heran.

Willkommener Schall! Sie waren erlöst!

Es klopfte an die Türe. Der Wirt trat ein und verbeugte sich tief.

„Die Kutsche wartet," meldete er.

Ohne ein Wort zu sagen, schritten sie an ihm vorbei.

Drunten in der Stube warf der Herr von Schwarzenbach einen Taler auf den Tisch. Von der Ofenbank gafften die zwei Gesellen verschlafen zu ihm hinüber.

Er spürte große Lust, dem Wirte und seinen Kumpanen mit Gericht und Strafe zu drohen. Aber da vorläufig alles bloß Vermutung und Argwohn war, nicht Tatsache und Beweis, so verschob er es auf später. Stillschweigend stiegen sie in den Wagen und ließen sich wieder in das sonnige Leben hineintragen. Und da sie beide müde waren, schlummerten sie bald ein, vom Schauen und Denken hinweg, und erwachten erst, als sie dröhnend durch das Tor des Schlosses einfuhren.

So geschah es, daß Hans von Schwarzenbach erst in der nächsten Nacht erleben durfte, wozu ihm schon einen Tag vorher Kaiser und Kirche Recht und Segen gegeben hatten. Und die Erinnerung an die ausgestandene Todesangst hing immer noch mit leichtem Grauen über ihnen: im Saal in Weiß und Blau und Gold, im prächtigen Himmelbette mit Amorinen und Blumenketten. Aber das machte das leckere Gericht nur um so süßer.

Zur gleichen Zeit saß der Wirt jener verfallenen Herberge mit seinen zwei Kumpanen beisammen. Und sie verwunderten sich und konnten es immer noch nicht begreifen, daß zwei junge Neuvermählte eine lange Nacht derart verbrachten, auf dem Boden sogar, einem so unbequemen Platze, und an einer Wand stehend, was noch unverständlicher war. Und sie bedauerten es nochmals — was sie schon die Nacht zuvor bedauert hatten, als sie neugierig an der Türe standen und durch die Ritzen guckten — daß es ihnen nicht vergönnt gewesen war, dem hübschen Schauspiel, das Verliebte bieten, wenn sie sich am liebsten haben, mit breitem Grinsen zuzusehen.

Ernſt Zahn: Erlöſt!

An der kurzen, krummen Krautgartengaſſe zu Sankt Felix befand ſich im Erdgeſchoß eines Hauſes der Laden des Schuhmachers Franz Däniker, ſo zwar, daß der Fußboden des kleinen Ladenraumes tiefer als derjenige der Gaſſe lag und ein Vorübergehender mit einem einzigen böswilligen oder verſehentlichen Fußtritt dem guten Franz Däniker gleich auf die Auslage ſeiner Stiefel ſteigen konnte. Der Laden war winkelhaft und dunkel wie die Gaſſe. Wenn einer ein paar Menſchenalter lang an ihm hätte vorübergehen können, ſo würde er behauptet haben, da ſitze ſeit zweihundert Jahren ſchon derſelbe Mann mit Hammer und Nadel. Aber es waren drei Menſchen, Großvater, Vater und Sohn geweſen, einander ſo ähnlich in Weſen und Äußerem, daß man ohne weiteres einen für den anderen hätte anſehen können.

In dieſen Tagen ſaß Franz Däniker der Sohn da. Auch er war längſt wieder Vater, aber nur einer Tochter und alſo wohl beſtimmt, nach ſeiner Zeit den runden Werkſchemel einem Fremden zu überlaſſen.

Tack, tack, ging der Hammer hinter den zwölf Schuhen der Auslage. Es war ein Regentag und manchmal ſah der Flickſchuſter vorwurfsvoll auf und nach dem Fenſter, als ob er ſich bei dieſem über einen Mangel an Helligkeit beklagen wollte. Dann erhob er ſich und rückte die Kanonenſtiefel in der Mitte des oberen Auslagebrettes dicht zu dem roten Sammetpantoffelnpaar hinüber, ſchob auch auf dem untern Brett die ſchweren Bergſchuhe an die zierlichen Damenſtiefelchen heran und ſchaffte ſich ſo ein wenig mehr Tageslicht. Gemächlich und auf leiſe ſchlürfenden Hausſchuhen ging der kleine ſchmächtige Mann dann wieder auf ſeinen Schemel zurück, ſchlug die grüne Schürze über die Knie und ſetzte ſeine Arbeit fort. Und während draußen die Füße der Vorübergehenden mit dumpfen und hohlen Tritten die Gaſſe hämmerten, ſchlug Franz Däniker Nagel um Nagel in die neue Sohle, die er anzuheften hatte. Seine Seele aber hatte mit dem Gehämmer außen und innen nichts zu tun, vielmehr ließ ſich der Schuhmacher von dem wohlbekannten und alltäglichen, nur verſchwommen an ſein Ohr klingenden Geräuſche in jene nachdenkliche Stimmung hinein ſummen, in welcher er mit großen, ſinnenden Augen zugleich in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft blicken konnte und dabei die Wahrheit und Weſenheit der Dinge klarer ſah als ſonſt. Die runde Schwarzwälder Uhr ſchlug über ſeinen geſenkten Kopf hin, den Kopf mit dem weißblonden Haar und gleichfarbigem Kinnbart, die elfte Stunde. Der Meiſter aber dachte an zwei Heimkehrende.

Dorothea, das Kind, kam wohl zuerſt; denn das Wolfbachſchulhaus,

wo ſie lernte, war nahe, während der Zahnarzt, bei welchem Frau Luiſe ſeit ein paar Tagen ihre regelmäßigen Sitzungen bis gegen elf Uhr hatte, weit entfernt wohnte.

Und wenn Dorothea, das Kind, zuerſt kam! —

Franz Däniker lächelte. Das vorhin war ein freundlicher Gedanke geweſen. Es war noch hell in der Stube davon.

Wenn das Kind, Dorothea, zuerſt kam, ſann er weiter, ſo rief er ſie in die Werkſtatt und — und ſie lachten zuſammen. Hergott, konnten ſie zuſammen lachen, manchmal, ohne daß ſie irgend eine Urſache hatten, wenn — wenn Frau Luiſe nicht da war! Der Meiſter ſpürte ein Reißen im Herzen. Wenn — — ſie nicht da war! Wie doch ein Menſch ſo ſauer werden konnte! Als wäre das Leben lauter Eſſig und durchätzte jede Pore!

Däniker war ein ſtiller, in ſich ſelbſt zurückgezogener Menſch und ging den Dingen gern auf den Grund. Das Schickſal und Weſen ſeiner Frau hatte er ſich ſchon hundertmal durch den Kopf gehen laſſen. — Sie war ſchon nicht mehr jung, als er ſie geheiratet hatte. Sie zählte dreißig Jahre und war zwei Jahre älter als er. Er nahm ſie, weil ſie ihm als die Tochter rechtſchaffener Leute, als vermöglich und vor allem als arbeitſam bekannt war. Er ſelber meinte eine nüchterne Natur zu ſein und ließ ſich durch die Erwägungen, wie ſchön es ſich mit dem anſehnlichen, fleißigen Mädchen, der Luiſe Rütishauſer leben laſſen, wie ihr kleines Vermögen den Grund zu einem beſcheidenen Wohlſtand für ſie beide legen, wie die Tüchtigkeit ſeiner Frau ein weiteres Ehegut und noch beſſer als Geld ſein werde, darüber hinwegtäuſchen, daß er eigentlich keine ſtarke Liebe für ſie empfand. Die erſte Zeit war es ganz gut gegangen; ihm wenigſtens hatte es ſo geſchienen. Man hatte ihn um die ſtattliche Frau beneidet. Auch war in dieſer erſten Ehezeit jedes bereit, alles zum Frieden zu tun. Nur eines hatte Däniker damals ſtutzig gemacht und geplagt. Er erfuhr, daß die junge Frau vor zehn Jahren ein Verhältnis gehabt, das dann aus Schuld des Liebhabers in die Brüche gegangen, und bald ſchien es ihm, als ob ſie jene Enttäuſchung nie verwunden hätte. Er erkannte, daß eine tiefe, heimliche Bitterkeit und ein großes Mißtrauen gegen alle Menſchen in ihr war und ſtets wuchs. Dieſes Mißtrauen vergällte ihm bald ſeine anfängliche Ehezufriedenheit. Frau Luiſe zeigte ſich von einer krankhaften Empfindlichkeit gegen alle, mit denen ſie zu tun bekam. Nicht lang und ſie beide, die in Dänikers väterlichem Hauſe die beſcheidene Erdgeſchoßwohnung inne hatten, bekamen immer größere Mühe, Mieter für die beiden übrigen Stockwerke zu finden. Die Frau war allmählich in den Ruf einer böſen Sieben gekommen, mit welcher niemand gern zu tun haben wollte.

Dabei war Frau Luise nicht laut, nur herb und unduldsam. Wer es einmal mit ihr verdarb, dem gab sie keinen Gruß, kein gutes Wort mehr. Von niemandem dachte sie Gutes. Weil sie aber von jedem das Schlechte annahm, entdeckte sie an allen Leuten die kleinen, unauslöschlichen Menschlichkeiten, bauschte sie auf und brachte es so fertig, in jedem, der ihr begegnete, ein ihr feindliches, tadelnswertes Geschöpf zu sehen.

Wie sie aber gegen Fremde war, so war sie gegen ihre Nächsten. Ihrem Manne nahm sie bald jede Freiheit, die er sich gönnte, so übel, daß er sich um des Friedens willen dieser Freiheiten begab. Er hatte zu Anfang der Ehe zeitweise noch einen Kegelklub besucht oder sonst dann und wann einen Abend im Freundeskreise zugebracht. Frau Luise war aber jedesmal ungeduldig und unwirsch, wenn er heimkam, wollte ganz gegen alle Tatsachen Spuren zu vielen Weintrinkens in seinem Benehmen entdecken und machte ihm Vorwürfe, daß er zu viel Geld ausgebe. So unterließ er diese Gänge. Er liebte den Frieden und schwieg um dieses Friedens willen, vielleicht zu früh, zu manchem, bei dem er hätte reden sollen. Frau Luise nahm jeden Widerspruch als persönliche Beleidigung auf und grollte tagelang. Er gewöhnte sich also auch ab, zu widersprechen und wurde, ohne furchtsam oder schwach zu sein, ein unterdrückter, schweigsamer Mensch. Im ersten Jahr ihrer Ehe wurde ihnen die kleine Dorothea geboren, die jetzt zwölf Jahre alt war. Das Kind war die Brücke, auf welcher sich die Gatten in sparsamen Augenblicken zu etwas wie einem gemeinsamen Glückempfinden zusammenfanden. Frau Luise war dem Kinde eine gewissenhafte und geschickte Pflegerin, wie sie überhaupt eine nie müde Arbeiterin war. Aber, als die kleine Dorothea zu Verstand und in die Schuljahre kam, begann die Mutter eine seltsame Eifersucht zu zeigen. Es war natürlich, daß das Mädchen, das ein heiteres Gemüt hatte, sich mehr an den milderen und gerne fröhlichen Vater anschloß und vor der strengen Mutter, so sehr in kranken Tagen ihre starke und sichere Pflege ihm wohl tat, in gewöhnlicher Zeit eine Art Scheu, eine leise, ihm selbst nicht zum Bewußtsein kommende Furcht empfand. Bald verrieten Frau Luisens Blicke, daß sie es wie eine persönliche Zurücksetzung aufnahm, wenn Dorothea in jeder freien Stunde in des Vaters Werkstatt steckte. Aus den Blicken wurden nach und nach bittere Worte: „Seid ihr wieder beieinander ihr zwei? — Um mich freilich kümmert sich niemand. Ich kann in meiner Hinterstube versauern!“

Das Zanken erschreckte und verschüchterte das Kind. Es trat allmählich etwas Fremdes zwischen Mutter und Töchterlein, wie etwas Fremdes längst zwischen jener und dem Vater stand. Im Laufe der

Zeit griff in Däntkers Haus immer mehr eine verſteckte Unbehaglichkeit Platz, genährt einerſeits durch die heimliche, verbiſſene Empfindlichkeit der Mutter, anderſeits durch das unfreie Beſtreben des Vaters und der Tochter, dieſe Empfindlichkeit zu ſchonen und ihr jeden Anlaß zu nehmen.

Meiſter Däniker ſann und ſann über dieſe ſeine häuslichen Verhältniſſe, während ſein Hammer nicht ruhte. Ja — ja — ſo war es! Schade, ſchade, daß alles ſo war! Man hätte meinen ſollen, es wäre zu ändern. Es war doch im Grunde nichts Großes, Unüberſteigliches, was den Unfrieden ins Haus brachte! Es war doch nur eine menſchliche Schwäche! Aber — aber wie oft hatte er, Däniker, früher verſucht zu glätten, zu beſſern! Es half nichts! Vielleicht wäre ein großes Unglück leichter abzuſchütteln geweſen, als dieſe kleinen, zähen Widerhaken der Gehäſſigkeit.

Seine Gedanken machten den Meiſter beklommen. Er ſeufzte. So tief war er noch in ſeine Kümmernis verſunken, daß er zuſammenfuhr, als nach einer Weile ein leiſer Finger von außen an die Ladenſcheibe pochte. Dann aber hellte ſich ſein Geſicht auf. Draußen ſtand die kleine, dicke Dorothea, den Schulſack auf dem Rücken, und drückte die Stumpfnaſe an die Scheibe. Ihre großen blauen Augen ſpähten etwas ängſtlich nach der Tür, die ſich im Hintergrund des Ladens befand und in die Wohnung führte. Meiſter Däniker kannte das ſchon. Dorothea wagte nicht, laut zu ſein. Sie wußte nicht, ob — — die Mutter zu Hauſe war.

Er rief hinaus: „Komm' nur!"

Da ſchoß die Kleine vom Fenſter hinweg und kam hereingewirbelt, voll Leben und Bewegung, in den Augen ein Feuerwerk von Lachen und Leuchten.

„Grüß dich Gott, Vater," ſagte ſie, und mehr kichernd als redend, begann ſie von zwanzig Kleinigkeiten zu erzählen, die in den paar Schulſtunden des Morgens ſich ereignet hatten. Hierauf, als ob ſie ſich an etwas Vergeſſenes erinnerte, fiel ſie den Vater mit einer Liebkoſung an und im gleichen Atemzug fragte ſie, ob dieſer am Sonntag wieder mit ihr in den Wald gehe.

Bei dieſer Frage fühlte Däniker, wie ihm das Blut ſtieg. Er wollte ſagen: „Wenn die Mutter uns läßt." Zur rechten Zeit aber beſann er ſich und wich mit einem „Wir wollen ſehen" dem Kinde aus. Aber der kleine Zwiſchenfall warf ihn in die Unbehaglichkeit ſeines Alltags zurück. Frau Luiſe konnte jeden Augenblick heimkommen! Unwillkürlich und verſtohlen ſah er aus dem Fenſter. Dann befahl er dem noch immer ſchwatzenden Kinde, hinüberzugehen und abzulegen. Seine Gedrücktheit ſteckte ſogleich auch die kleine, dralle Dorothea an. Sie nahm den Schultorniſter ab und die Mütze vom blonden Kopf, tat wie vorhin der Vater einen ſcheuen Blick gegen die Straße hinaus und verließ die Werkſtatt.

Meiſter Däniker nahm die Arbeit wieder auf. Er hörte ſein kleines Mädchen hinten in der Wohnſtube bald mit Tellern klirren und wußte, daß es den Tiſch deckte.

Dann — — kam Frau Luiſe am Fenſter vorüber.

Wenn er ſie nicht geſehen hätte, ſo würde er ſie gleich nachher gehört haben; denn ihre Stimme, die faſt ſo ſpröd und knapp klang wie ſein Hammerſchlag, ſcholl im Hausflur. Ob das ganze Haus in Flammen aufgehen ſolle, fragte ſie draußen. Eine ſchüchterne, erſchrockene Gegenrede folgte. Dann ſprach wieder Frau Luiſe, ein wenig ruhiger, aber voll Hohn und Härte, jedes Wort ſpitz und ſtechend, als ob ſie eine Todſünde tadelte.

Meiſter Däniker wußte ſchon, was los war. Die junge Magd aus dem erſten Stock holte ihr Petrol immer in einer Glasflaſche aus dem Keller. Seine Frau hatte nicht unrecht; es war ein Unfug! Aber — aber was ſagte Frau Luiſe eben? Bosheit, nichts als Bosheit ſtecke hinter dem Verfehlen der Magd. Und nun ſchalt ſie ſie, heftig erregt. Faul ſei jene und nichtsnutzig, eitel und mannsſüchtig.

Franz Däniker ſah vor ſich hin. Das war es ja eben. So kam ſie von der Petrolflaſche auf des Mädchens Charakter. So bauſchte ſie den kleinſten Vorfall auf, konnte nicht ruhig tadeln, mußte gleich reizen, höhnen, aus jeder Verfehlung zwei Verbrechen machen!

Etwas wie Wut quoll in dem Schuhmacher auf. Aber ſie verrauchte und löſte ſich wiederum nur in einen Seufzer, während er ſeine Frau durch den Hausflur in die Wohnung gehen hörte. Bald vernahm er durch die Wand ihr hartes, raſches Hantieren. Sie konnte nichts ſtill und gütig anfaſſen!

Eine halbe Stunde ſpäter tat Dorothea die Tür auf und rief ihn zu Tiſch. Sie hatte Tränen in den Augen, die ſie tapfer verbiß, und ging gleich wieder hinweg. Sie war wohl wieder gezankt worden! Sie tat Däniker leid und doch fuhr es ihm gleichzeitig durch den Kopf, wie ſauber und geſund das Kind ausſah. Es hatte Glieder wie gedrechſelt, prall den Körper, die Wangen voll friſchen Blutes. Die ſtrenge Zucht, in welcher es ſtand, ſchadete ihm nichts! Er legte das Werkzeug beiſeite, nahm die Schürze ab und muſch ſich die Hände in einem Becken, das drüben an der Wand ſtand. Dann begab er ſich nach der Wohnſtube.

Die Stube war einfach, aber ſauber und enthielt das nötige Gerät, Tiſch, Stühle, Soſa und Kommode. Der Tiſch war gedeckt. Frau Luiſe trug gleich die dicke Suppe auf. Sie war eine mittelgroße, magere Frau mit gekräuſeltem grauſchwarzen Haar von der herben Rauheit des Roßhaares. Ihr Geſicht war ſehr regelmäßig. Sie hatte große

Augen, die nicht lachen konnten und deren Blick durch eine Anzahl Falten, die zwiſchen den Brauen ſaßen, etwas Böſes bekam. Am Munde war ein Zug, als ob an beiden Ecken verborgene Scharniere lägen, welche die Lippen zuſammenſchloſſen.

Däniker grüßte ſie, als ſie hereinkam. Sie aber antwortete nicht, ſondern begann gleich mit einem knappen, harten Schelten. Er werde den Zank wohl gehört haben! Den Leuten, den Müllers im erſten Stock, müßte gekündet werden. Die zündeten einem das Haus noch über dem Kopfe an!

Während alle drei ſich an den Tiſch ſetzten, widerſprach Meiſter Däniker. Man könne die Leute wohl noch einmal warnen. Sie ſeien doch auch erſt ein paar Monate im Hauſe.

Aber unbeugſam redete Frau Luiſe das Böſe von den Mietern weiter. Was? Die noch warnen? Das ſeien Leute, die nichts taugten. Und ſie kramte zwanzig Kleinigkeiten aus, die ſich jene hätten zuſchulden kommen laſſen, wußte von der Frau, daß ſie putzſüchtig ſei und meinte, des Mannes Ehrlichkeit ſei ihr nicht erwieſen; denn mit dem Gehalt, den er als Bankangeſtellter habe, könne er kaum den Aufwand der Familie beſtreiten.

So ließ ſie, obwohl ſie keinerlei Beweis für ihre Behauptungen hatte, keinen guten Faden an den Leuten.

Franz Däniker wollte dem Geſpräche eine andere Wendung geben und erkundigte ſich, wie es ihr beim Zahnarzt ergangen. Allein da brach ſeine Frau erſt recht los. Der Zahnarzt? Ja, das ſei der Rechte! Dem gehe ſie nie mehr ins Haus und wenn ſie nicht heute fertig geworden wäre, ſo würde ſie einen anderen aufgeſucht haben. Der ganze Grund für ihren Zorn aber war, daß der Arzt ſie an dem Tage den Händen ſeines Aſſiſtenten überlaſſen hatte, worin ſie eine fürchterliche Zurückſetzung erblickte.

Däniker verſtummte. Es wurde ſtill in der Stube. Dorothea ließ den Blick der großen Augen hilflos im Zimmer herum gehen. Aber auch das nahm Frau Luiſe krumm, behauptete, daß ihr Mann ſchlechter Laune ſei und ein Geſicht ſchneide, ſtand bald auf und ging, die Türe hinter ſich zudonnernd, in die Küche.

Der Meiſter pflegte ſonſt nach Tiſch ein Pfeifchen zu rauchen und die Zeitung zu leſen. Jetzt erhob er ſich, um nach dem Laden zurückzugehen, weiterem Streit aus dem Wege.

Als er aufſtand, kam Dorothea auf den Zehen von der Kommode, auf der ihre Schulſachen lagen, herüber und fragte ganz leiſe, ob ſie mit ihm gehen dürfe. Er aber zwang ſein Herz nieder, das ſich an dem

Kinde freuen wollte, und verbot es ihr. Dann suchte er allein seinen Laden wieder auf, ein wenig kleiner und gebückter noch als er ihn vorher verlassen hatte. Uff! War das ein Leben mit dem ewigen Zorn im Hause! Er strich sich über das dünne, weißblonde Haar und es war, als seien die grauen Fäden, die sonst so versteckt darin standen, sichtbarer geworden.

Es war wenige Tage später. Frau Luise hatte Samstagsreinmachen im Hause. Sie sperrte alle Fenster und Türen auf, und da draußen der Novemberwind pfiff und den spärlichen Straßenstaub in die Luft wirbelte, herrschte im Hause eine trockene, abscheuliche Zugluft. Frau Luise ging im Eifer ihrer Arbeit mit am Halse weit offenem Kleid und aufgekrempelten Ärmeln, erhitzte sich, als sie auf den Knieen die Haustreppe scheuerte, und erkältete sich, als sie gleich nachher bei offener Haustür den Flurboden mit Sand bestreute. Am Abend hustete sie. Auch war sie so schweigsam, daß ihr Mann sie unwillkürlich ansah und, aufmerksam werdend fragte, ob ihr etwas fehle. Kurz und zornig gab sie Bescheid: Was ihr nur fehlen sollte? Sie sei nicht so zimperlich wie andere Leute.

Das hielt sie am nächsten Tage gleichsam als Grundsatz fest, wollte und wollte nicht nachgeben, obwohl heftige Fieber sie schüttelten. Aber die Krankheit, eine Lungenentzündung, war stärker als sie, zwang ihre Unwirschheit und bald sie selber, daß sie schwach und still in ihrem Bette lag. Und es dauerte noch keine Woche, so streckte sich die harte und tüchtige, zuwidere Frau auf ihrem Lager und hatte zum ersten Mal seit ihrer Kindheit glatte, ruhevolle Züge. Und war tot.

Meister Franz Dänikers kleiner Laden, in dem die Käufer selten waren, umso häufiger die Kunden, die Flickarbeit brachten, dieser Laden war geschlossen und die dicke, kleine Dorothea besuchte die Schule nicht. Vater und Tochter aber besorgten, einander helfend, des Hauses Tagwerk, das durch den Todesfall eine Erweiterung erfuhr, und hatten den ganzen Tag Tränen in den Augen. Ihre Tränen waren aufrichtig. Das Plötzliche des Todes verwirrte sie und die Erinnerung an alle Widerwärtigkeiten, welche ihr Leben durch die Unduldsamkeit der nun Verstorbenen gehabt, war ihnen wie hinweggewischt. Im Gegenteil bemerkten sie auf einmal, daß ihnen von jener manches Gute gekommen. Der Meister sah, wie die Arbeit im Hause ungetan blieb, die Ordnung stockte, wieviel also Frau Luise von jener geleistet und von dieser beachtet haben mußte. Das Kind aber war noch zu jung, als daß es nicht die Fürsorge der Mutter, eine so strenge und unliebenswürdige äußere Form sie gehabt haben mochte, nun entbehrt hätte. Ihre Tränen

und ihre Trauer alſo waren echt. Sie ſprachen auch, wenn ſie beim Eſſen, das Dorothea ihnen aus einem nahen Wirtshauſe holte, und am Abend zuſammenkamen, lauter Gutes von der Toten. Der Vater meinte zum Beiſpiel von einer Speiſe: „So gut wie die Mutter das gekocht hat, iſt es doch nicht, gelt Dorothea?“ Und als er zufällig einen Wäſcheſchrank auftat, den er vielleicht nie vorher betrachtet hatte, ſagte er erſtaunt: „Schau nur, Kind, wie ſchön die Mutter das alles angeſchafft und aufbewahrt hat.“

Dorothea wiederum bemerkte einmal mit einem hilfloſen Blick: „Vater, wie mag es nur werden, wenn ich im Winter wieder meine Fieber bekomme? Die Mutter hat immer gleich gewußt, was zu tun war.“

Aber ſchon jetzt, wenn die Augen Däniker und ſeiner Tochter ſich begegneten, leuchtete hinter Trauer und Tränen etwas wie ein Lächeln. Sie wußten es nicht. Aber jedesmal, wenn ihre Blicke einander trafen, überfiel ſie die Freude, die ſie ſchon immer aneinander gehabt hatten und mit jedem Mal war dieſe Freude freier. Sie hatten ſie zu lange ſchüchtern verſteckt, um die Mutter nicht zu ärgern, als daß ſie ſich ihr nun plötzlich hingegeben hätten. Weil ihnen jedoch ihr Lächeln nicht mehr verwieſen wurde, wuchs es ſich zum Lachen aus und aus dem Lachen wurde am ſelben Tage ein Übermut. Er ging vom Kinde aus, aber er ergriff auch den Vater. Dorothea, die mit einer ſeltſamen Altklugheit und Reife ſtillſchweigend ſich eine Haushaltungspflicht nach der andern aneignete, hatte in der Küche das kleine Handbeil ergriffen und ſchickte ſich an, das nötige Anfeuerholz zu zerkleinern. Da trat Däniker bei ihr ein. Er meinte, das ſei noch keine Arbeit für ihre jungen unvorſichtigen Hände und machte Miene, ihr das Beil wegzunehmen. Aber Dorothea entwiſchte ihm. Lachend ſtand ſie in der einen Ecke.

„Gib her“, gebot er.

Ihre Augen waren aber ſo voll Glanz und Munterkeit, daß er nicht ernſt bleiben konnte.

Als Dorothea merkte, daß auch ihn die Sache vergnügte, dehnte ſie das Spiel aus, ſchoß durch die Tür auf den Flur und rief: „Fang mich!“

Der Meiſter hätte ſie beinahe am Rockzipfel erwiſcht, kam in Eifer und ſprang ihr nach.

Ein paar Minuten lang jagte er ſie von einem Raum zum andern und fing ſie ſchließlich in der Werkſtatt. Sie keuchten und kicherten beide und waren in ihrem Leben nie ſo vergnügt geweſen.

Meiſter Däniker erinnerte ſich im nächſten Augenblick, daß nebenan die Tote lag. Er erſchrak und mahnte raſch ab, ſo daß ihre Luſtigkeit ſtarb wie ein verwehender Windſtoß, aber es war doch etwas in ihnen aufgeflackert, was nicht mehr ganz auslöſchte und was über die Trauer hinwegwucherte.

Am folgenden Tage wurde Frau Luiſe begraben. Sie hatte ein kleines Geleite. Aber als ihr Sarg in den ſchon winterharten Boden gelegt wurde, dachten Mann und Kind wiederum nur Gutes von ihr und der Schauer, den jeder Tod in den Lebenden weckt, ergriff ſie, ſo daß ſie abermals den Tränen nicht wehren konnten. Da wollte eine entfernte Verwandte des Meiſters, die vom Lande hereingekommen war, ihn mit dem gedankenloſen Worte tröſten: „Faßt Euch, Vetter, ſie iſt ja doch jetzt erlöſt, die gute Luiſe.“ Und ſie umbildnerte den Satz, indem ſie eine Menge Jeremiaden über die Schlechtigkeit der Welt losließ, von welcher abberufen zu werden ein Vorzug ſei.

Dieſe Rede machte einen ſonderbaren Eindruck auf Däniker, indem ihre Alltagsweisheit ihn ärgerte und ernüchterte. Seine ſparſamen, aufrichtigen Tränen verſiegten, aber nicht aus Troſt, ſondern aus Ungehaltenheit.

Von der ganzen Rede blieb indeſſen ein Wort in ihm haften, als ob es etwas Großes ſei, das Wort, daß Frau Luiſe nun erlöſt ſei. Es läutete in ihm fort, wie ein Glöcklein, das man bald ferner, bald näher hört, läutete den ganzen Nachmittag und Abend, während er mit der kleinen Dorothea in ſein Haus zurückkehrte und ſie beide ſchlecht und recht mit Hilfe einer inzwiſchen angeſtellten Magd zu wirtſchaften weiterfuhren.

Und als mit dem nächſten Morgen ein Sonntag anbrach, läutete das ſonderbare Glöcklein im Gedächtnis des Meiſters noch. Wenn ihm aber bisher nicht zum Bewußtſein gekommen war, warum das Wort von der Erlöſung Frau Luiſens ſo in ihm lebendig blieb, ſo ſprang an dieſem Morgen gleich einem ärgerlichen Teufelein ein Gedanke in ihm auf, deſſetwegen er ſich ſelber nachher heftig ſchalt. Was erlöſt? dachte er nämlich. Wenn einer erlöſt iſt, ſo bin ich es, ich Franz Däniker, der nicht länger die Launen und das Schelten einer böſen Frau leiden muß.

Der Gedanke kam und ging. Däniker verjagte ihn mit Gewalt. Und er war nur möglich geweſen, weil der Meiſter jetzt die Freiheit, die ihm in ſeinem Hauſe aufgegangen war, wirklich fühlte und erkannte und vorübergehend ein natürlicher Zorn in ihm aufwallte, darum, daß ihm dieſe Freiheit ſo lange verwehrt geblieben.

Däniker war aber ein gerechter Mann, und er tadelte ſich nachher ſo hart des einzigen zornigen Gedankens wegen, daß die Reue darüber an die Stelle jenes Gedächtnisglöckleins trat und ihm nun ihrerſeits ihr Lied vorzuläuten begann.

Stunde um Stunde ging ihm die Sache in Kopf und Herzen herum, bis er am Nachmittag auf Bitten der kleinen Dorothea mit dieſer einen Spaziergang nach dem Sankt Felixberge machte und hier ihm unerwartet

eine Gelegenheit wurde, ſich und dem Kinde ehrlich Rede zu ſtehen. Dort erſt, während er ſich ausſprach und als ein einfacher und unbewußter Philoſoph zur eigenen inneren Klarheit gelangte, gewann er auch die alte Herzenszufriedenheit wieder.

Es war ein Spätherbſtſonntag, einer von denen, die mit ihrem warmen Glanze die an Sonne verarmenden Menſchen doppelt dankbar machen. Über der Stadt lag noch Nebel und Dunſt, aber, als Franz Däniker und ſeine Tochter über die Gaſſen hinaus und an den Wald hinauf gelangten, ſpannte ſich über die entlaubten, ſchlanken Buchenſtämme ein blauer, durch leiſe Dunſtſchleier leuchtender Himmel und die Sonne ſtand noch im Weſten und legte da und dort ihren Schein auf die feuchtbraunen, von gefallenem Laub überdeckten Wege, auf gelbende Wieſen und zwiſchen die Waldbäume hinein. Däniker und Dorothea ſchritten nebeneinander hin, dieſer in einem ſchwarzen Radmantel, einen luſtigen, altmodiſchen, kleinen, ſteifen Filzhut auf dem Kopf. Sein weißes Geſicht mit dem blonden Bärtchen hatte einen milden und ſinnenden Ausdruck. Dorothea pappelte unaufhörlich und war voller Leben. Däniker ſah, daß die ihnen Begegnenden wohlgefällig nach dem friſchen Kinde ſchauten, deſſen zwei Blondzöpfe bei den raſchen Bewegungen des Kopfes flogen, und er war ſtolz und froh und konnte ſich ſelber nicht ſatt an ihr ſehen, als ob er ſich früher nicht recht getraut hätte, das zu tun.

Sie wanderten lange im Walde herum. Dorothea war voller Bewunderung über die Farben, die der Herbſt ihm gegeben und hielt den Vater alle Augenblicke an: „Sieh doch! Sieh!“ Dann ſtanden ſie und ſahen den Himmel durch die Bäume ſchimmern oder hatten Ausblick auf fernere bewaldete Hügel, deren Rot und Gelb und Braun von Sonne überleuchtet war. Der Nebel wich auch aus der Tiefe immer mehr und als der Tag unterging, lag die Stadt klar ſichtbar zu ihren Füßen. Sie verließen den Wald und ſchickten ſich an, den Heimweg anzutreten. Da ſahen ſie auch ganz im Weſten am Saum des Stadtgebietes das weite Totenfeld, wo Frau Luiſe jetzt lag. Meiſter Däniker kam mit dem Blicke nicht ſo raſch wieder davon los, ſo daß Dorothea ebenfalls aufmerkſam wurde. Vielleicht ahnte ſie, was ihm durch den Sinn ging. Sie ſchwiegen beide und ſtanden ſtill. Erſt nach einer Weile fragte Dorothea, wie überzeugt, daß gerade daran auch der Vater dachte: „Warum wohl die Mutter immer ſo zornig geweſen ſein mag?“

Und der kleine Philoſoph und Schuhmacher antwortete halb für ſich und aus Gedanken heraus, die ihn einſpannen: „Ja — ja — ſiehſt du, wir müſſen Mitleid haben mit — mit derlei Menſchen, die eine Art wie von lauter Dornen haben, Dornen, an denen ſich die anderen

ſtechen, die aber auch ins eigene Innere ihre Spitzen ſtrecken, ſo daß das Herz, das gut und treu und freundlich wäre, ſich daran verletzt, ſich darum immer weniger hervorwagt und der Welt mehr und mehr verborgen bleibt. Wenn wir ſolche Menſchen nicht mehr um uns haben, iſt uns wie freier zu Mut, aber wir können jetzt auch mit viel mehr Liebe an ſie denken, nicht ſowohl, weil wir ſelber freier ſind, aber weil uns eine Art Erkenntnis aufgegangen, daß ſie hinwiederum von einem viel ſchlimmeren Gefährten, dem eigenen Ich — erlöſt worden ſind."

Dorothea verſtand ihn wohl nicht ganz. Aber als er das ſo wie aus einem wachen Traum heraus geſagt und damit gleichſam ſeiner verſtorbenen Frau in den goldenen Abend hinaus einen Denkſtein geſtellt hatte, nahm Meiſter Däniker die Hand ſeiner kleinen, ernſthafter gewordenen Tochter, und ſchritt weiter bergab.

Sie ſchauten einmal nach dem Berge zurück. Da ſtand in einer Lichtung neben drei hohen, ſchlanken Kiefern ſchon der frühe Mond, noch keinen Glanz werfend, ſondern ihn ſelber erſt gewinnend.

„Schau, wie ſchön," ſagte Dorothea, und das queckſilberne runde kleine Ding zuckte vor lebendiger Freude. In Meiſter Dänikers Bruſt aber ſprang das Herz mit ihr, und er ließ es ſpringen ohne Bedenken, zufrieden, die rechte Deutung für das Wort ſeiner Verwandten gefunden zu haben; Hand in Hand, mit übermütigen Schritten gingen ſie heimzu.

J. V. Widmann: Obilot.

Im Februarheft 1909 der Süddeutſchen Monatshefte veröffentlichte Widmann den Aufſatz „Meine Tugend und meine ſittliche Verwilderung". Die immer zahlreicheren Produkte aus der Welt des Schriftſtellerns, die ihm als Redaktor in den Weg gelegt wurden, verſperrten ihm, wie man weiß, immer feſter den Zugang zur Welt der Dichtung. Damals erzählte er, wie tugendhaft er ſich in der letzten Zeit mit ſeiner Hingabe an fremde Geiſteskinder vorgekommen war:

„Durch ein liebliches Erlebnis, das mir an einem ſchönen Oktoberſonntag auf dem Burghügel hinter Sarnen im Obwaldnerländchen beſchieden war, wurde dieſes Tugendbewußtſein noch geſteigert. An jenem 18. Oktober war ich, nur von meinem Hündchen begleitet, über den Brünigpaß marſchiert und hatte am ſpäten Nachmittag da, wo einſt die Burg des Landvogts Landenberg geſtanden, mich auf eine der Ruhebänke niedergelaſſen, die auf dem mit hübſchen Bäumen bepflanzten Hügelplateau ſtehen. Die Ortſchaft Sarnen hat man zu Füßen. Der Platz dient auch als Verſammlungsort der Landsgemeinde, für die im Halbkreis ſteinerne Sitzreihen übereinander ganz in der Art eines antiken Amphitheaters angebracht ſind.

Über dieſe Stufen herab, mir gerade gegenüber, kamen auf einmal vier kleine

Mädchen, die irgendwo in der Nähe mochten gespielt haben; die kleinste etwa fünf, die größte höchstens zehn Jahre alt. An den Händen hielten sie sich angefaßt und hüpften über die Stufen leicht und sicher. Jetzt erblickten sie den Fremden und sein Hündchen. Und da dieses ein Tierchen ist, dem man die Zutraulichkeit von weitem ansieht, konnten sie der Versuchung nicht widerstehen, sich näher heranzumachen und das zu meinen Füßen ruhende Hündchen, das an solchen Tribut schon gewöhnt ist, zu tätscheln und zu streicheln. Da war nun aber die Zehnjährige, ein blondes Kind in weißem Kaschmirkleidchen, ein Wesen von solcher Edelrasse der feinen, zarten und doch stolzen Züge, ja von solch blendender Schönheit, daß ich mir im stillen sagte, wenn in irgendeiner Königsfamille eine solche Prinzessin existierte, wie würde die Welt von der Bewunderung des herrlichen Geschöpfes erfüllt sein. Innerlich beglückt, daß es so was gibt und ich es zu schauen bekam, aber auch mit der scheuen Andacht, mit der man ein lebendiges Märchen, eine entzückende Elfe betrachten würde, sah ich nach dem holden Kinde. Und nun hatte die Kleine, was mir übrigens selbstverständlich war, zu allem noch den feinen Herzenstakt, den man an einer Prinzessin als angeboren bezeichnen würde. Sie fand es nicht richtig, wie ihre kleinen Gespielinnen sich nur mit dem Hündchen beschäftigten, ohne dessen Herrn begrüßt zu haben. So trat sie an mich heran, grüßte mich mit freiem Anstand und zugleich mit jener Zurückhaltung, die auch in einem schönen Kinde bereits als natürliche Schutzwehr gegen allfällige zu dreiste Annäherung aufgerichtet ist. Meine Rede zu ihr war denn auch in Ton und Sinn behutsam, wie wenn es gälte, einen Schmetterling, der sich neben mir niedergelassen, mit keiner falschen Bewegung zu verscheuchen; mit Schillers „Mädchen aus der Fremde" hätte ich nicht ehrerbietiger sprechen können, wenn es mir erschienen wäre. Vom Hündchen war die Rede, wo es zu Hause, daß es heute schon über einen großen Berg gegangen sei, im Lungern- und Sarnensee geschwommen habe, daß man seine Rasse *Ayrdale-terrier* nenne und so weiter. Was das Kind antwortete, da war jedes Wörtchen anmutig, klug, fein und taktvoll. So auch, wie sie Abschied nahm. Ein Wink den Gespielinnen — „wir wollen den Herrn nicht länger stören" — ein liebliches Kopfneigen, ein freundlicher Blick aus den heiter strahlenden blauen Augen und — verschwunden war die Erscheinung. Ich weiß heute noch nicht, wer das Kind war, wie sie hieß. Um den Namen zu fragen, war ich alter Herr zu blöde; man ermesse darnach den Eindruck, den die Kleine auf mich machte. Aber eines bildete ich mir nachher ein, daß sie mir gesandt war, daß sie mir den Gruß der kleinen Obilot aus Wolfram von Eschenbachs Parzival brachte, die seit Jahren in meinen Gedanken umgeht, — eine geheimnisvolle, nur mir verständliche Mahnung."

Als Widmann starb fand sich als einzige größere Arbeit das, was wir hier bringen. Noch einige Notizen, einmal am Rand die Anmerkung „zu hoch im Ausdruck, kindlicher zu geben", einmal auf der Rückseite eine Variante. Ohne Erläuterungen geben wir die Dichtung, so wie sie in Widmanns Schublade lag, von der ersten Zeile bis zur letzten, der Überschrift eines neuen Auftritts.

* * *

Szene: Breite, terraſſenähnliche Burgfreiheit vor dem Palas eines großen mittelalterlichen Schloſſes mit Türmen. Der mit niederer Mauerbrüſtung eingefaßte Platz iſt gegen den Hintergrund (links) abgeſchrägt. Baumwipfel des Burgabhangs ragen an die Brüſtung empor. Drüber hinaus Ausſicht (rechts) in die weite Landſchaft mit abſchließender, ferner Bergkette, die, zuerſt von Morgennebeln verhüllt, gleich nach Aufziehen des Vorhangs von einem Schleier um den andern frei wird.

Vom Palas (links) führt eine Freitreppe mit Rampe herunter. Ganz im Hintergrunde (links) ein Torbogen mit noch verſchloſſenem Tor. Die Szene iſt anfangs leer; von einem Turm des Schloſſes wird ein choralartiges Morgenlied geblaſen; ihm antworten (fern aus dem Tale gedacht) die Trompeten eines dort befindlichen Kriegslagers und zwar in ſchnellem Tempo, wobei das nahe Horn und die fernen Trompeten muſikaliſche Übereinſtimmung ergeben. Dazu Sonnenaufgang, der die Türme und Zinnen des Schloſſes ſtark beleuchtet.

Erſter Auftritt.

Die Pforte im Hintergrund unter dem Torbogen aufſchließend, erſcheint der Pförtner (älterer, beleibter Mann, mit ſchlurfenden Schritten).

Pförtner (mit dem Verſuch, in die Melodie des Horns einzuſtimmen, ſingt):

Ihr Berge, ihr alten Berge von Gréſivaudan!
Ihr Täler und Hügel und Höh'n!
Und ihr Mädchen, ihr jungen Mädchen von Gréſivaudan!

(ärgerlich, ſich umkehrend, in die Ebene hinaus ſchimpfend)

Schweigt, ihr da draußen! ihr blaſt vertrackt!
Wer hat euch hergebeten?
Ihr ſeid des Königs Trompeten —
Hier gilt unſers Herzogs Takt.

(Trompeten und Horn verſtummen.)

Als hätten ſie's gehört! — Schweigt ihr für immer!

(ſtößt, indem er gegen den Vordergrund kommt, auf ein an der Schloßmauer vorn ſtehendes Puppenbettchen mit zwei bekleideten Puppen drin.)

He! he! was ſind das für Frauenzimmer? —
Die haben die kleinen Fräulein vergeſſen,
Herzogs und Burgvogts Töchterlein.
Spielten hier nach dem Abendeſſen ...

(nimmt die Puppen nachdenklich aus dem Bettchen und legt ſie wieder hin)

Ja, ja! erſt wiegt man Docken fein;
Wie lange dauert's, ſo wiegt man Kinder.
Die Jahre fliegen immer geſchwinder. (ſingt)
O! ihr Mädchen, ihr jungen Mädchen von Gréſivaudan,
Wie ſeid ihr ſo blühend und ſchön!

Zweiter Auftritt.

Eine abgelöſte Wache (zwei Mann) mit einem Rottenmeiſter. Der Vorige.

Pförtner: Die Ablöſung. Grüß Gott!
Rottenmeiſter: Gott dank.
Pförtner (nach der Ebene deutend): Die tun noch immer keinen Wank.
Rottenmeiſter: Hielten ſich ruhig; 's gab keinen Alarm.
Pförtner: Möchten ſie lieber ſtürmen und ſchießen,
Als ſo bedächtig uns umſchließen.
Rottenmeiſter: Wenn ſie ſtürmten, ſie machten uns warm.
Und die Umſchließung iſt nicht ſo eng,
Daß kein Fiſch durchs Garn ſich dräng'.
Pförtner: Habt Ihr was dergleichen geſehn?
Rottenmeiſter (nickt): Wollen drum zum Burgvogt gehn.
Pförtner: Was iſt's denn?
Rottenmeiſter: Könnt's von hier erblicken.
Pförtner: Wo?
Rottenmeiſter: Unter der Linde der Rittersmann.
Zur Nachtzeit, dünkt mich, langt' er an.
Pförtner (über die Mauer ins Tal ſchauend):
Ein Fahrender! — Weiß ſich zu ſchicken
In grüne Herberg mit Sternenlicht.
Rottenmeiſter: Sein Wappen aber weiſt er nicht.
Pförtner: In alle Weg' ein mut'ger Mann,
Der draußen ſo im Freien
Zwiſchen den feindlichen Parteien
Geruhig ſchlafen kann . . .
Hat nicht einmal die Trompeten gehört.
Rottenmeiſter: Die Morgenſonne bald ihn ſtört.
Vielleicht auch läßt ihn der Burgvogt wecken.
Pförtner: Ihr geht hinauf? ich geh mit Euch.
(Obilot und Claudille werden auf der Freitreppe vor dem Palais ſichtbar.)
Pförtner (im Abgehen zum Rottenmeiſter):
Dort kommt was Frühes und Liebes zugleich.
(Rottenmeiſter und Wache ſalutieren der jungen Herzogstochter Obilot, die mit Neigen des Kopfes dankt.)
Pförtner (zu Claudille, auf das Puppenbett deutend, im Vorübergehen):
Es ſteht noch dort in der Ecken.
(Pförtner, Rottenmeiſter und Wache ab durch den hintern Torbogen.)

Dritter Auftritt.

Obilot und Claudine, ohne die Vorigen.

Claudine (die auf das Puppenbett zugeeilt iſt):
Sieh, Obilot! was wir gemacht!
Obilot: Was denn?
Claudine: Die Kinder über Nacht
Draußen gelaſſen.
Obilot (an der Mauer in die Ebene blickend): Einerlei.
Claudine: Chriſt! was für Mütter ſind wir zwei!
(zum Bettchen niederkauernd)
Ihr armen, armen Docken,
Ihr war't gewiß erſchrocken
Beim Käuzchenruf, habt bang gelauſcht
Dem Nachtwind, der im Wald gerauſcht.
(die Puppen aufnehmend)
Komm' Prinzlein! (zu Obilot) Nimm du Blancheſleur.
Kein Wunder wär's, wenn ſie erfrör'.
Obilot (nimmt die Puppe achtlos): Noch gar! in ſolcher Maienzeit,
Wo's höchſtens Blüten niederſchneit!
Claudine: Du biſt herzlos mit deinem Kind.
Obilot: Ach was! Die Docke hat's gelind.
Für die gibt's keine Sorgen,
Nicht geſtern, heut' noch morgen.
Ich glaub', ich nehme ſie am Bein
Und ſchwing' ſie über die Mauer
Weit in die grünen Äſte hinein.
Claudine (ihr in den Arm fallend): Du Heidin!
Obilot (den Arm mit der Puppe ſinken laſſend): Auf die Dauer
Verdrießt mich, wie ſie grell und hart
Aus immer gleichen Augen ſtarrt.
Nie werden ihr die Wimpern naß,
Es wechſeln nimmer Rot und Blaß,
Sie kennt nicht Luſt noch Trauer.
Claudine (vorwurfsvoll): Von Blancheſleur ſo redeſt du?
Obilot: Nimm, was ſich hier begibt, dazu.
Iſt dir es denn um Spielen,
Da Schloß und Stadt belagert ſind? —
Die Zelte ſieh, die vielen,
Die Banner all im Morgenwind!

Der junge König Melianz
Will einen wunderlichen Tanz
Mit Vaters Mannen wagen.

Claudine: Und meint damit es nicht so schlimm.
„Nur Minne brennt in seinem Grimm —"
Hört' ich die Leute sagen.

Obilot: Zu leicht nimmst du's, Claudine.
Es ist so und ist doch nicht so.
Ach Gott! wie gerne wär' ich froh,
Wenn's meine Sorge litte!

Claudine: Was sorgst du?

Obilot: Sagst du's keiner Seel'?

Claudine: Drei Finger, sieh! daß treu ich's hehl'.

Obilot: Nein, gib mir lieber deine Hand;
Dies Ringlein sei das Unterpfand.

Claudine: Schenkst mir's?

Obilot: Der blauen Steinchen Licht —

Claudine: Sie bilden ein Vergißmeinnicht —

Obilot: Es mahnt, den Mund zu halten, fein.

Claudine (sie umhalsend): Mein höchstes Kleinod soll es sein.
Und jetzt, laß alles mich erfahren.
Fein will ich dir's bewahren.
Was ist's?

Obilot: Ach Gott! wo fang' ich an?
(entschlossen) Ich liebe —

Claudine (sehr ernst): Liebst du . . . einen Mann?

Obilot (unwillig): Nein!

Claudine (ebenso): Liebst du einen jungen Knaben?

Obilot: Nein!

Claudine: Willst mich nur zum besten haben.
Wen liebst du denn?

Obilot: Ich lieb' Obie.

Claudine (enttäuscht): Deine Schwester? Nun, das ist gebührlich.
Tätst du es nicht, wär's unnatürlich.

Obilot: O Gott! wie aber lieb' ich sie!

Claudine: Wie denn?

Obilot: In Schmerzen.

Claudine: Wie in Schmerzen?

Obilot: In unsern Schmerzen, in unserm Stolz.

Claudine: Ich sah euch nie einander herzen.

Sogar fliegt meiſtens ſcharfer Bolz
Der Widerrede zwiſchen euch.

Obilot (ſinnend): Bequem verflicht ſich weich Geſträuch,
Eichbäume ſind ein härter Holz. —
Ein Jahr iſt wohl vergangen,
Daß einen Kuß mir Obie bot.
Hilf Himmel! ich ward feuerrot
Und in die Augen drangen
Mir Tränen, halb war's Glück, halb Scham —
Als ich den Kuß, den einz'gen, nahm.

Clauditte: Ich kann das alles nicht verſtehn.

Obilot: Kann ich's denn ſelbſt? — Sie glücklich ſeh'n,
Mit jedem neuen Morgen
Iſt das mein Ziel und Sorgen.
Doch ſie — ſo edel fing ſie's an,
Daß nie vielleicht ſie glücklich werden kann.

Clauditte: Weil ſie ausſchlug des Königs Hand,
Der ſie mit Sturm nun will gewinnen?
Ei! ſpäter wird ſie glücklich minnen,
Wenn einen Freier auch aus ſchlichterm Stand.

Obilot: Sie liebt nur einmal, liebt nur dieſen.

Clauditte: Warum dann hat ſie ihn abgewieſen?

Obilot: Das eben iſt ſo wunderſchön,
Wie ſie ſich wußte zu erhöh'n.
Hoch, hoch wie eine Adlerin
Flog ſie an jenem Tage,
Da ſie auf ſeine Frage
Ihm Antwort gab aus ſtolzem Mädchenſinn.

Clauditte: Du warſt dabei?
(Obilot nickt.)
Clauditte: Erzähl' mir's recht.

Obilot: Erſt leg' die Docken weg. Es paßt ſich ſchlecht,
Daß dieſe Holzgeſichter
Zuhören wie ſtumme Richter.
(Clauditte legt die Puppen in das Bettchen und breitet ſorglich einen Schleier über ſie. Dann ſetzen ſich beide Mädchen auf eine Steinbank an der Mauer im Vordergrund.)

Obilot: Du weiſt: mit uns als Kind des Hauſes ganz
Ward aufgezogen König Melianz.
Er hat nicht Eltern mehr; dies Schloß

Ward ihm zum Heim, er unſer Spielgenoſſ'.
Und unſer Bruder! Heut' noch iſt er's mir.
Clauditte: Auch ihr, Obie? —
Obilot: Mehr ward er ihr.
Zwar nie tat ſie's durch Zeichen kund,
Doch ſpürt' ich's wohl im Herzensgrund,
Wie ſehr ſie's auch vor mir verbarg.
O! wunderbar kann ſie ihr Herz verſchließen,
Als wär's ein tief begrabner Sarg;
Doch heimlich drin viel Blumen ſprießen.
Clauditte: Du ſprichſt faſt wie ein Troubadour,
Die gold'ne Harfe fehlt dir nur.
Doch Melianz . . ?
Obilot; Wie ihm geſchehn,
War wie der lichte Tag zu ſeh'n.
Denn wo ſie ſtand und wo ſie ging,
Sein Aug' an ihr verzaubert hing.
Clauditte: Warum dann ward nicht alles gut,
Da gleichgeſtimmt doch beider Mut?
Obilot: Weil . . Sieh! es war in ſeinem Blick
Oftmals ein herriſch Leuchten.
Man ſah, die Augen däuchten
Sich Meiſter über ihr Geſchick.
Wohl, daß er ihr zu merken gab,
Wie lieb er ſie von Herzen hab'!
Doch war's ein Minnedienen
Mit hohen, ſtolzen Mienen.
In ſeinem Aug' geſchrieben ſtand:
Dereinſt bin König ich im Land.
Mir weigern darf ſich keine,
Sei noch ſo jung ſie, noch ſo ſchön.
Nun lieb' ich dich, die eine,
Will dich, Obie, zu mir erhöh'n,
Das wird dir wohl gefallen,
Denn, wie mich auch dein Bild entzückt,
Nicht minder wird durch mich beglückt
Die Tochter des Vaſallen.
Clauditte: In ſeinen Augen ſtand ſo viel?
Obilot: Ja, wenn man kennt das Augenſpiel.
Wir müſſen's erſt noch lernen.

Denn in den Augenſternen
Mehr als in den Planeten
Erweiſen ſich Prapheten.

Clauditte: Wer ſagt dir das?

Obilot: Fiel mir ſo ein.

Clauditte: Und wie ging's weiter mit den Zwei'n?

Obilat: Nur wenig Wochen iſt es her,
Da traf der Prinz van ungefähr
Auf uns im Veilchenhage.
Es war an trübem Tage
Im Märzen, da unſichtbar ging
Die Sanne, weil verſchleiert hing
Des Himmels Decke; weiches Grau
Lag über Wieſen, Wald und Au
Wie mit Karfreitagsleide.
Wir aber gingen beide
Und rings zu unſern Füßen
War duft'ger Veilchen Grüßen.

Als nun Obie ein Sträußchen wand
Und unterm Apfelbaume,
Dem blätterloſen, ſinnend ſtand
Beim Weg am Wieſenſaume, —
Ich kniete ſelbſt nicht weit davon,
Auch Himmelsſchlüſſel gab es ſchon, —
Da kam der Prinz gegangen,
Und, ſei es, daß er ſie nur ſah,
Sei's, daß ein Zauber ihm geſchah,
Er mußte ſie umfangen
Und nahm in Arm ſie mit Gewalt
Und wollte traut ſie herzen.
Doch wie er alſa ſie umfing,
Ein Ruck durch ihre Glieder ging;
Aufrecht mit Eins ward die Geſtalt
(Obilot iſt aufgeſtanden)
Und fern war jeglich Scherzen,
Als ſo zurück ſie warf das Haupt
Und fragte, was er ſich erlaubt?
Dazu ſah ſie ihn machtvall an
Mit Blicken ſtreng wie Acht und Bann.

Doch wollt' er ſich nicht geben.
Er ſprach: „Du ſtolzes Frauenbild,
Was führ' ich Schlimmes denn im Schild,
Daß du in Zorn mußt beben?
Lieb' iſt doch Gegenliebe wert,
Und wenn die deine du mir gibſt,
— Und ſieh', ich weiß, daß du mich liebſt, —
So ſchwör' ich auf mein Königsſchwert,
Zu mir dich zu erheben.
Wirſt dieſes Landes Königin,
So wahr ich ſelbſt ſein König bin."

O! weh! wie aller Weisheit bar
Doch dieſe ſtolze Rede war!
Denn jetzt begann Obie und ſprach:
„Prinz! Eure Werbung bringt mir Schmach.
Zu ſtark wollt Ihr mir zeigen,
Ganz ſei ich Euch zu eigen.
Ihr leſt in meinem Herzen gar,
Das nie ich Euch erſchloſſen,
Und ſtellt als hohe Gnade dar,
Wenn wert zum Throngenoſſen
Ein Mädchen meiner Art Euch ſcheint.
Wie wohl damit Ihr's redlich meint,
Mich dünkt's ein plumpes Werben
Und eher will ich ſterben,
Als daß ich eines Mannes ſei,
Dem ich mich nicht gewähre frei.
Wollt Ihr mich überwinden,
Müßt andre Weg' Ihr finden.
Zieht aus in Helm und Schienen,
Euch Ehren zu verdienen
Zur Ehre, die Geburt Euch gab;
Was frag' ich nach dem Herrſcherſtab?"

Auf wallte da des Prinzen Blut.
„Was Ihr da ſagtet, tut nicht gut!"
Rief er. „Zu wenig denkt Ihr dran,
Daß Euer Vater iſt mein Mann,
Von mir trägt ſeinen Herzogshut,

Und daß er hat von meiner Hand
Der Burgen viel und all ſein Land."
(hält inne vor zorniger Erregung)

Clauditte (atemlos): Obie? . . .
Obilot: . . Die wurde totenbleich.
Die weiße Hand als wie zum Streich
Hob ſie und rief: „Nun iſt's genug!
Mein edler Vater alle Zeit
Den Herzogshut mit Ehren trug,
Schon Eurem Vater dienſtgeweiht.
Dies iſt verbrieft durch manche Schrift.
Doch mein Recht ſchrieb ein andrer Stift!
Von niemand nahm ich Lehen an!
Meine Freiheit, die iſt ſo getan,
Daß jeder Kron' in jedem Reich
Sie ebenbürtig ſteht und gleich.
Ja, edles, freies Magdtum, wißt,
Der Kronen gnadenreichſte iſt!"
Clauditte (bewundernd): Wie eine Göttin ſtehſt du da!
Obilot: Weil ich Obie ſo ſtehen ſah. —
Und wahrlich! göttlich ſprach ihr Mund.
Denn, was ſie tat dem Prinzen kund
Von hoher Freiheit edler Magd,
Für alle Mädchen ward's geſagt;
Bewieſen ward dem dreiſten Mann,
Daß Liebe man nicht kaufen kann
Und daß der Myrte duftend Reis
Hoch über aller Kronen Preis.
Clauditte: Und da ſchied Melianz im Zorn?
Obilot: Stolz wider Stolz, Dorn wider Dorn!
„Der Tochter rauhes Grüßen
Soll mir der Vater büßen!"
Mit dieſen Worten wandt' er ſich.
Die nächſte Nacht er ſchon entwich
Aus unſrer Burg ins Königsſchloß,
Tat ſeinen Rittern und dem Troß
Ein Aufgebot zum Kriege
Und will dem rauhen Siege
Der Waffen danken, was er leicht
Mit ſanftem Werben hätt' erreicht.

Clauditte: Und wie iſt jetzt Obie geſinnt?
Obilot: Wie eine, deren Glück zerrinnt!
Denn, mag es gehn wie immer,
Ihr tagt kein Hoffnungsſchimmer.
Trät' er als Sieger hier ins Schloß,
Nie würde ſie ſein Ehgenoſſ',
Und doch noch ſchwerer würd' ſie's tragen,
Würd' er von uns zurückgeſchlagen.
Sie weiß nicht, was ſie wünſchen ſoll,
Ihr Herz iſt voll von Leid und Groll,
Auch bangt ſie um ſein Leben.
Und insgeheim iſt ihr's ein Troſt,
Daß uns kein Streiter iſt gegeben,
Ihn zu beſtehn im Einzeltjoſt.
Ich aber, die dies alles ſchweben
Als wie auf einer Wage ſieht,
Und weiß, ſo kann's nicht bleiben,
Und fürchte, daß ein Unheil noch geſchieht, —
Wie gern zu gutem Endſpiel möcht' ich's treiben!
Was aber kann ich armes Ding?
Ich bin zu jung und zu gering.
Ach Gott! wie alle leiden:
Die Liebenden, die beiden,
Die ſich im Trotze nicht verſtehn,
Die Eltern auch, die traurig gehn. —
O! wär' ich auf ein Stündchen
Wie ein gelehrig Hündchen,
Das, wenn im Walde ſind zerſtreut
Und gar verirrt die Seinen,
Nicht laut Gebell noch Laufen ſcheut,
Sie wieder zu vereinen!

Da — nun hab' ich es dir vertraut.
Jetzt haſt du mir ins Herz geſchaut.
Es ſorgt ſich um die Meinen!
(Tränen abwiſchend)

Clauditte (ſie ſtreichelnd): Du Gute! — Eben kommen ſie!
Obilot (aus ihren Tränen auffahrend): Wer kommt?
Clauditte: Die Eltern und Obie...
Obilot: Laß ſie nichts merken! — Spielen wir!

Clauditte (neckend): Mit Docken?
Obilot: Weißt du Beſſeres mir?

Vierter Auftritt.

Herzog, Herzogin, Obie und zwei begleitende Ritter erſcheinen auf der Freitreppe. Die Vorigen. Der Herzog bleibt mit den Rittern anfangs oben ſtehen. Herzogin und Obie kommen die Freitreppe hinunter und in den Vordergrund.

Obie (im Herabſteigen, zum Vater hinauf ſprechend):
Laßt ihn doch ruhig! Was ficht er uns an?
Obilot: Was gibt's?
Obie (ſpöttiſch): Für Blanchefleur einen Mann.
Obilot: O du! Sag' recht. Was ſchau'n ſie ſo?
Obie: Sie ſuchen ein Gewitter.
Ein Wölkchen fidert irgendwo.
Herzogin (zu Obilot): Es hat ein fahrender Ritter
Am Fuß der Burg Quartier genommen;
Wer weiß, er will zu Hilf' uns kommen.
Obie: Zu Hilfe? Wer hat ihn geladen?
Wir leben nicht von Fahrender Gnaden.
Obilot: Clauditte, komm! Schau'n wir nach ihm!
(eilen zum Mauerrand)
Obie (ihnen nachrufend): Gebt acht, er nimmt euch für Cherubim,
Als wär' er über Nacht geſtorben
Und hätt' die Seligkeit erworben.
Herzogin: Warum du nur ſo ſeltſam biſt!
Gefaßt ſiehſt du uns tragen,
Was uns durch dich bereitet iſt,
Hörſt uns nicht zürnen noch klagen,
Wir glauben, daß du recht getan.
Nun aber nimm Vernunft auch an.
Obie: Ihr könnt mich alle nicht verſtehn.
Hier wogt es auf und nieder.
Mag ſo es oder anders gehn —
Gut wird es nimmer wieder.
Obilot (mit Clauditte zurück): O! Mutter! Schweſter! welch ein Held,
Der Fremdling unter der Linde!
Als hätt' ihn Gott hierher beſtellt!
Obie (ſpöttiſch): Gefällt er deinem Kinde?
Wenn Gott ihn führte des Wegs daher,
War's ſicher nur für Blanchefleur!

Obilot (zornflammend): Clauditte! da! trag fort die Docken!
Im Leben rühr' ich sie nicht mehr an.
(Clauditte ab mit den Puppen und dem Puppenbettchen.)
Und wär' ich der Vater, — mit allen Glocken
Wollt' ich begrüßen den waidlichen Mann!
Obie: Ist's denn ein Bischof oder Abt?
Obilot: Dein Spotten dürftest sparen.
Auch die da weltlich fahren,
Sind oft mit Himmelskraft begabt.
Man hat von Ritterschaft des Grals
Wohl Kunde schon vernommen ...
Obie: Ist auf die Wiese dieses Tals
Geflogen er oder geschwommen?
Obilot: Dein Zünglein findet noch den Zaum!
Sein edles Roß grast unterm Baum.
Obie: So grast es gestohlenes Futter.
Obilot: Sie ist unleidlich, Mutter!
Herzogin (auf den sich nähernden Herzog deutend): Der Vater!
Herzog: Es scheint, der stolze Degen
Macht sich bereit zur Weiterfahrt.
Herzogin (enttäuscht): So kam er denn nicht unsertwegen?
Herzog: Hat in der Nacht wohl kaum gewahrt,
Wo er sich hingestreckt zur Ruh.
Obie: Ei! laßt ihn reiten immer zu.
Obilot: Nein! Heißt ihn bleiben.
Herzog: Sieh! die Kleine!
Obilot: Darf frei ich sagen, was ich meine?
Herzog: Nahmst dir die Freiheit schon heraus.
Was weißt du noch?
Obilot: Vor einem Haus
Wie unser Schloß soll keiner nächt'gen,
Der, wenn am Morgen er gewahrt
Mit Turm und Zinnen den Palast, den prächt'gen,
Wegreitend sprach' in seinen Bart:
„Hier brächte Harren nicht Gewinn.
Schön ist die Burg, doch gastlich nicht der Sinn
Der Leute, die drin wohnen."
O, Vater! laßt den Fahrenden nicht zieh'n.
Zum Morgentrunke ladet ihn.
Mir ahnt, es wird sich lohnen.

Obie: „Lohnen"! O! ſeht die Gaſtlichkeit!
Das macht mit Edelmut ſich breit,
Und „ahnt", wie ſich's bezahle;
Doch „ahnt" nicht, ob für uns es paßt,
Zum Kampf zu werben einen Gaſt,
Und käm' er ſelbſt vom — Grale.
Herzog: Obie! Das ſprachſt du mit Bedacht.
Ja! läge nicht mit ſeiner Macht
Der wahnbetörte junge Fant,
Den König ich und Sohn genannt,
Als Feind vor unſern Toren,
So böt' ich gern dem Ritter Gruß
Und wollt' aufs Schloß ihn laden.
Obie (triumphierend): Doch nun, wo gleich er merken muß,
Daß wir von ſeinen Pfaden
Ihn locken nur aus Eigennutz
Zu unſerm Beiſtand, unſerm Schutz, —
Nie würde das ſich ſchicken!
Obilot: Du reißeſt — ich will flicken.
Obie: Ich reiße?
Obilot: Ja! ein Riß entſtand
Durch dich! Und geht durchs ganze Land.
(leidenſchaftlich) Kann denn der Vater kämpfen
Mit Melianz, der immer doch
Uns Lehensherr und König noch?
Bei alledem: zu dämpfen
Gilt's ſeinen übermüt'gen Sinn.
Was ſträuben wir uns weiter,
Frei zu bekennen: Hochgewinn
Wär' uns ſolch edler Streiter!
Obie: Du hörſt doch, daß es uns entehrt.
Obilot (mit Entſchluß): Nun, wenn's euch andern bleibt verwehrt, —
Ich bin an Jahren noch ein Kind,
Ein Wort von mir verweht im Wind.
Wie? wenn ich fragte jenen Gaſt,
Ob ihm ein Morgentrunk und Raſt
Im Schloſſe nicht zuwider?
Es geht der Pfad hier nah vorbei.
Ich ſpräch', als ob's zur Kurzweil ſei
Vom Mauerrande nieder.

Dies wahrlich ſtellte niemand bloß.
Der fremde Ritter, ſtolz und groß,
Braucht ja nicht drauf zu achten.

Obie (ungeduldig): Wenn wir es auch ſo machten,
Und hörten auf dies Plappern nicht!

Herzog (Obilot mit Lächeln betrachtend, zur Herzogin):
Es ſteht ihr luſtig zu Geſicht.
Wir haben's manchmal wohl beklagt,
Daß uns kein Sohn geboren.
Mir ſcheint, daß wir zu früh gezagt.
Nicht viel ging uns verloren.
Es ſorgen die Mädchen da nicht ſchlecht
Für Kriegsſpiel und Turniergefecht.
Die Eine treibt den Herzensſchatz,
Die Burg uns zu berennen,
Die Andere wirbt ſogleich Entſatz,
Scheint ſo auf Kampf zu brennen,
Daß — wär's Mädchen nicht verwehrt —
Sie ſelbſt wohl führte Speer und Schwert.
Fürwahr! Blut fragt nicht nach Geſchlecht.
Es ſind ihm auch zwei Mädchen recht,
Sich hitzig zu vererben.
(zu Obilot)
Willſt du den Ritter werben,
So tu's. Doch mich laß aus dem Spiel.

Obie (zürnend): So tut Ihr doch, was ihr gefiel?
Und gar bevor Ihr irgend wißt,
Ob ritterlichen Standes iſt
Der Abenteurer?

Obilot: Schild und Helm ...

Obie: Verbargen nie noch einen Schelm?
Verſteht ſich: Sporenklirren
Iſt Redlichkeitsbeweis,
Und junge Gänschen girren
Des Hergelaufnen Preis,
Der Schwert und Schild erhandelt
Vielleicht im Trödelkram,
Vom Strauchdieb ſich verwandelt
Zum Ritter lobeſam!

Obilot: Das alles denkſt du ſelbſt ja nicht,

Doch ſollſt du ſo nicht ſchmähen
Den Unbekannten.

Obie: Blähen
Sieht man ſich manchen Krämerwicht,
Auch wohl mit ſchönen Pferden
Sich ritterlich gebärden ...

Obilot: Und wär's ein Kaufmann, wie du ſagſt,
So wollt' ich mit ihm handeln
Um mehr als Nüß' und Mandeln.

Obie: Weil einen Preis dabei du magſt,
Den du nicht kannſt begreifen.
Laß erſt die Mandeln reifen!

Herzogin (dazwiſchentretend): Kommt, Kinder, laßt das Zanken.

Herzog: Das hört nur auf, wenn man ſie trennt.
Gehn wir!
(da Obilot ſeine Hand ergreift) Was willſt du?

Obilot (des Vaters Hand küßend): ¡Danken.

Herzog: Du kleines Herz, das heiß doch brennt.
Du willſt's im Ernſt probieren?

Obilot: Ja, Vater, wenn Ihr mir vertraut.

Herzog: Aus dir mein eigen Abbild ſchaut.
Als erſtmals zum Tjoſtieren
Vom Vater ich den Speer empfing,
Mein Blick ſo an dem ſeinen hing.
Wohlan! Sei klug und mach' es fein.

Herzogin: Doch wär' es gegen die Sitte,
Daß ſie hier bliebe ganz allein.

Obilot: Da kommt zurück Claudittel
(Claudittе iſt auf der Freitreppe ſichtbar geworden und ſteigt dieſelbe hinab, während Herzog, Herzogin und Obie abgehen.)

Obie (zu Obilot): Wenn dir zu werben ihn gelingt,
So ſind auf immer wir geſchieden.

Obilot: Ich tu', wozu das Herz mich zwingt.
Die Ausſaat Krieg, die Ernte Frieden.
(Herzog, Herzogin, Obie und die Ritter ab.)

Fünfter Auftritt.

Obilot, ohne die Vorigen. — Claudittе, mit Reiflein und Stäben zum Ringſpiel.

Claudittе: Die armen Docken ſind nun drin.
(zögernd) Da nahm ich ... dacht' ich ... wenn der Sinn

Vielleicht auf Ringlein ſchlagen ...
(weiſt auf das Spielzeug)

Obilot (mit plötzlichem Einfall): O! ſchön! So wär's zu wagen!
Wie du mich gut erraten haſt!

Clauditte: Du willſt? — Und jener fremde Gaſt? ...

Obilot: Ei! laß uns Ringlein ſchnellen.
Recht hoch! wär's bis zum Himmelszelt!
(ihr den Platz an der Mauer anweiſend)
Magſt nur dorthin dich ſtellen.
Flieg' aus, mein Ringlein, in die Welt!
(der Reif fliegt über die Mauer).

Clauditte: O! weh! Der flog hinab ins Tal!

Obilot: Ruf's lauter, bitte, noch einmal.

Clauditte: Warum?

Obilot: O! du bedächtig Ding!
(läuft ſelbſt zur Mauer)
Weh! weh! mein Ring! mein ſchöner Ring!
Dort hängt er an dem Haſelzweig.
(Clauditte an ſich ziehend)
Komm' her, mit Arm und Fingern zeig'.
Jetzt ſah er uns! — den Ring noch nicht.
Gott! welch ein lichtes Angeſicht!
Von tauſend auserkoren!
(von der Mauer zurückweichend)
Ruf', ſag's, was wir verloren.

Clauditte: Ich weiß nicht, wie ich rufen ſoll.

Obilot (ſich wieder nähernd): Ja! er blickt ernſt und hoheitsvoll!
Und dennoch muß ich's wagen.
(hinabrufend) Herr Ritter! Seht die Haſel dort
Als Frucht ein Krönlein tragen.
Uns armen Mägdlein flog es fort.
Durch Euch erlangten wir es leicht,
Da Euer Speer es wohl erreicht.

Gawans Stimme (aus der Tiefe):
Ich hör' ein Glöckchen klingen,
Ich ſpür' ein Lüftchen ſäuſeln,
Seh' Löckchen zart ſich kräuſeln,
Hör' von verlornen Ringen.
Doch ſcheint's ein töricht Jungfräulein,
Das ſorglos in die Welt hinein

Im Frühling ſo das Reiflein ſchnellt.
Wie, wenn's der Finder nun behält?

Obilot: Der Finder iſt ein ſtolzer Mann,
Der guldne Ringe haben kann
Von ſchönen Frau'n, ſo viel er mag.
Das Reiflein dort im grünen Hag
Iſt ein zu armes, ſchlechtes Ding,
Als daß er nicht zurück es bring'.

Gawans Stimme: Und ſtech' ich's wie im Karuſſel, —
Kann's doch hinauf nicht langen.
Zu leicht iſt's, daß empor ich's ſchnell'.
Wie wollt Ihr's denn empfangen?

Obilot: O! Herr! macht Eure Güte voll.
Links in der Mauer ſeht das Pförtchen,
Das mein Geſpiel Euch öffnen ſoll.
(zu Clauditte)
Flieg'! Vater will's! Kein Widerwörtchen!
Beim Pförtner nimm den Schlüſſelbund.
(Clauditte ab.)

Gawans Stimme: Wie? Öffnet Ihr, da rings im Grund
Des tiefen Tals die Feinde liegen?
Und wenn ich käm', euch zu bekriegen?

Obilot: O! Herr! Ihr habt mich recht erkannt,
Als Ihr mich „töricht Kind" genannt.
So töricht bin ich ohnegleichen,
Daß ich noch glaub' an Wetterzeichen,
Dem Himmelsauge feſt vertrau',
Wenn's blickt aus Wolken ſchwarz und grau,
Auch juble, wenn mit goldnem Schwert
Die Sonne durch den Nebel fährt,
Und wenn ſich friſcher Oſt erhebt,
Dem froh der Wald entgegenbebt.
Ich glaub' in meiner Narretei
Auch noch an eine gute Fei,
Die nachts den Born geſegnet,
Der mir im Forſt begegnet,
Und die auf freien Bergeshöh'n,
Die weiß wie Stirnen ſchimmern ſchön,
Aus Himmelblau ſchuf eine Blume —
Man ſagt: der Mannestreu' zum Ruhme.

So töricht ist — verzeih' ihr's Gott —
Des Herzogs Tochter Obilot.

Gawans Stimme: Holdselig gebt Ihr mir Bescheid,
Wer Ihr von Stand und Herze seid.
Noch Eins muß ich erfahren:
Tret' ich durch jenes Pförtchen ein,
Wird's mir auch wieder offen sein,
Will meines Wegs ich fahren?

Obilot: Nicht schwör' ich, jeden Überfalls
Durch mich sei sicher Euer Hals.
Vielleicht will ich Euch fangen.
Doch sei wie immer mein Gewinnst, —
Mein Netz ist nur ein fein Gespinst
Aus Hoffnung, Wunsch und Bangen.
Ein Wort von Euch, — es reißt entzwei!
Und Ein- und Ausgang steht Euch frei.

Gawans Stimme: Ich komme.

Obilot (von der Mauer weg in die Mitte der Bühne tretend):
Gott! — Er kommt! — O! Glück!
Doch Angst zugleich. — Himmlische Jungfrau, tu
Ein Wunder! Daß ich schnell ein Stück,
Ein kleines Stückchen, wachs' im Nu!
Sieht er so klein mich, wie er's nicht geglaubt,
— Er sah ja nur die Schultern und das Haupt —
So wird er lachen, wird mich ganz verwerfen.
(Pause)
Ach! kann ich denn an Gliedern wachsen nicht,
O! Himmelskönigin, so wolle schärfen
Die Rede mir, daß sie ins Herze dring',
Und ich nicht als ein kindisch dummes Ding
Vor solchem hohen Helden steh'. — O! gib,
Was ich dich bitte. Gib's — Obie zulieb!

Sechster Auftritt.

Gawan, vom Hintergrunde kommend, mit Clauditte. Auch der Pförtner wird einen Augenblick sichtbar, zieht sich aber sogleich zurück. — Die Vorige.

Aus Briefen Jakob Burckhardts.

Binnen kurzem wird im Verlag von Eugen Rentſch in München ein ſtattlicher Band Briefe Jakob Burckhardts an einen Basler Architekten zur Ausgabe gelangen. Dieſe Briefe umſpannen den Zeitraum von faſt zwanzig Jahren, von 1870 bis 1889, reichen alſo vom Anfang des fünften bis zum Anfang des ſiebenten Jahrzehnts von Burckhardts Leben. Der Architekt, der 1842 in der Nähe von Baſel geborene, 1892 in Baſel verſtorbene Herr Max Alioth gehörte einem Kreiſe jüngerer begeiſterter Hörer und Verehrer Burckhardts an, denen dieſer eine warme Sympathie und ein reges Intereſſe an ihrem perſönlichen und beruflichen Leben entgegenbrachte, und mit denen er auch gerne an Abenden zuſammenſaß bei einem Glas Wein oder an Sonntagen Ausflüge machte. Alioth war ein feingebildeter Architekt, der in Berlin und Paris ſeine theoretiſchen und praktiſchen Studien gemacht hatte, dann in Baſel ſich etablierte, Italien gründlich kennen lernte, in ſpäteren Jahren aber, durch die Verhältniſſe gezwungen, in Paris und Frankfurt a. M. ſeinen Beruf ausübte, um ſchließlich, vom Heimweh nach der Vaterſtadt getrieben — er gehörte einer angeſehenen Basler Familie an —, in Baſel ſein Leben erſt fünfzigjährig zu beſchließen. Die erſten Briefe Burckhardts an Alioth verfolgen mit lebhafteſter Anteilnahme deſſen Fahrt nach Italien. Dann ſind es aber vor allem Briefe, die Burckhardt von ſeinen eigenen Reiſen aus — nach Italien, Frankreich, England, Deutſchland — an den Basler Architekten richtete; und wie Alioth ſpäter Paris aufſuchte und hier, der Berufsarbeit müde geworden, den Verſuch des Übergangs zur Malerei machte, war es Burckhardt, der ihm ſeinen Rat ſpendete und ihn zugleich über alles, was in ſeinem lieben Baſel vorfiel, auf dem Laufenden hielt.

Wir laſſen einige Proben aus dieſer Jakob Burckhardt prächtig charakteriſierenden Publikation hier folgen. Sie werden eine Vorſtellung geben von dem perſönlichen Zauber und dem geiſtvollen Reichtum, der aus dieſen ungefähr neunzig, zum Teil ſehr umfangreichen Briefen Jakob Burckhardts uns entgegenſtrömt.

Zürich. Hans Trog.

* * *

Lieber Herr und Freund!

Rom, 5. April 1875, Albergo-Centrale, Piazza-Roſa.

Nachdem Sie vermutlich meinen Brief an Herrn G. geleſen, will ich einen neuen an Sie wenigſtens anfangen, da es ein ſchwüler Sonntagabend iſt und begonnen hat, zu regnen, ich auch zum Laufen zu müde bin, ſintemal ich heut faſt das ganze kapitoliniſche Muſeum raſch durchnotiert und nachmittags die ganzen Kaiſerpaläſte durchirrt habe.

Mein Reſpekt vor dem Baroko nimmt ſtündlich zu und ich bin bald geneigt, ihn für das eigentliche Ende und Hauptreſultat der lebendigen Architektur zu halten. Er hat nicht nur Mittel für alles, was zum Zweck dient, ſondern auch für den ſchönen Schein. Worüber einſt mündlich mehreres.

Einſtweilen befinde ich mich trotz aller Jagd und Haß vortrefflich und genieße u. a. das Glück, nicht mehr *ex officio* wiſſen zu müſſen, von wem

das Altarblatt in der xten Kapelle rechts in San Dings herrührt. Nächſtens werde ich nun Pal. Altemps aufſuchen und den weißen Pfau von Ihnen grüßen, wenn er noch lebt. Ich habe die Schneigge[1]) überall und empfinde namentlich, wie ſehr doch Rom etwas anderes iſt als z. B. Genua, wo es ausſieht, als hätten Kinder Theaterdekorationen vierten Ranges ſchräg und quer auf Felſen herumgeſtellt. Was ich unterwegs von Frührenaiſſance geſehen, das ſah ich mit tiefer Rührung, namentlich in Siena S. Caterina mit Faſſade, Treppchen, Höfchen, Hällchen und Zubehör. Dagegen hat mich der Palazzo del Magnifico daſelbſt zum Narren gehabt; ich hatte ihn früher nur von außen geſehen und glaubte nun wegen der bronzenen Fackelhalter, das Innere müßte doch noch etwas aus der Tyrannenzeit enthalten, fand aber nichts als in einem ſtinkenden Höfchen einen vorgewölbten Gang, auf welchem vermutlich einſt der ſelige Tyrann auf den Abtritt ging. In Genua wird jetzt im Pal. Doria nur noch die untere Halle, der obere Hauptſaal, ein Zimmer und die Galerie gezeigt, letztere das Reichſte, was von Dekoration unmittelbar raffaeliſcher Schule außerhalb Roms vorkömmt; vor einundzwanzig Jahren ſah ich noch neun Räume.

Rom iſt enorm verändert, der Corſo abends und nachts ein Stück Paris; die Invaſion der Italiener und aller ihrer Dialekte fällt bei Schritt und Tritt auf; ich höre Milaneſe und Napolitaniſch uſw. Manches iſt teurer, doch nicht ſo ſehr wie ich fürchtete. Manches iſt entſchieden bequemer als früher, und Eſſen und Trinken ſo gut als je. Der rote Wein vom letzten Jahr iſt ſelbſt in Kneipen wie *Tre Ladroni* und *Archetto* feurig und herrlich wie ein Burgunder, und wenn ich des Alleintrinkens in höherem Grade fähig wäre, ſo würde ich ein Trunkenbold. Die Kaffeewirte geben zu 15 Cents einen Kaffee, der unſere jämmerlichen Basler Caſetiers mit ihrem Geſchmier zu 30—40 Cents jämmerlich zu ſchanden macht. Und *NB.*, der Kaffee wächſt ja auch in Italien nicht und zahlt hier ohne Zweifel einen höheren Zoll als in der Schweiz. In den kleineren Cafés achte ich jetzt immer darauf, was ſich in der Mitte über dem Büfett befindet; bisweilen iſt es noch die Madonna mit dem Lämpchen davor; irgendwo war es noch die Madonna, aber ſtatt des Lämpchens war eine Zahl auserwählter alter Schnäpſe in Flaſchen davor aufgeſtellt; in den aufgeklärten Cafés ſieht man ſtatt der Madonna die Büſte Vittorio Emanueles, meiſt tief verſtaubt, ſo daß ſich ihm der Staub auf die Stirn, die Augenhöhlen, den gewaltigen Schnauz und das Oberteil des Knebelbartes geſetzt hat, was ganz abenteuerlich ausſieht. Übrigens bin ich in Italien und bis zu meiner Rückkehr völlig miniſteriell und gouvernatio geſinnt.

Was Rom für mich momentan beſonders kennzeichnet, das iſt die große

[1]) Mundartlich im Sinne von: ich ſtecke die Naſe überall hinein.

Menge von Deutſchen; heute in den Kaiſerpaläſten waren ſie die beträchtliche Mehrzahl. Dieſer Tage im Vatikan ging ich einer Partie Deutſchen nach, welche einen alten ausrangirten Öſterreicher zum Cicerone hatten; Sie hätten hören ſollen, was der ihnen erzählte! — Ganz rührend war's heute im großen Saal des Muſeo capitolino, wo die Zentauren ſtehen; es war Öffnungstag und auch armes Volk von Rom lief herum; eine gute alte Frau mit einem Kinde fragte mich ganz erſchrocken, wo ſolche Kreaturen vorkämen? und ich mußte ſie beruhigen, daß dies nur *immaginazioni de' scultori* ſeien, *perchè*, fügte ich weiſe hinzu, *sarebbe di troppo l'intelligenza dell' uomo insieme colla forza del cavallo.* Aber iſt es nicht eine herrliche Sache, für ein Volk zu meißeln, das auch das Kühnſte für wirklich hält? das vielleicht noch die allegoriſchen weiblichen Figuren für *sante persone* hält? während ja im Norden jedes Kind *a priori* weiß, daß die Kunſt nur Spaß ſei.

Eines gibt mir hier noch immer auf die Ohren: ich kann die freche Diagonale nicht ausſtehen, in welcher die Bettler auf den Fremden als auf eine ſichere Beute zugeſchritten kommen. Übrigens noch lieber Bettler als Räuber; vorgeſtern ſind nicht weit von der Caecilia Metella vier Engländerinnen in einem Wagen von Strolchen überfallen und völlig geplündert, eine ſogar in den Hals verwundet worden.

Ich lebe bereits in einem Moraſt von Photographien und bin doch erſt am Anfang. Allgemach kommen mir aber, nicht für mich, ſondern für die, welche nach uns kommen, gewiſſe Bedenken: das alles wird verbleichen, während die geringſte lithographiſche Anſicht dauerte; nun hat ſich alles auf die Photographie geworfen und man wird ſagen: wenn eine verbleicht, ſo macht man tauſend neue — allein die Objekte ſelbſt ſind nicht ewig! und ich habe im Campoſanto zu Piſa manches viel zerſtörter angetroffen als früher, auch im Palazzo pubblico zu Siena.

Ich weiß, lieber Freund, Sie haben anderes zu tun als Briefe zu ſchreiben, aber hübſch wären ein paar Zeilen von Ihnen doch!

Gravedona am Comer See, Dienstag, 30. Juli 1878.

Ich fange einen Brief an Sie an, ohne zu wiſſen, wo ich ſelbigen ſchließen werde, nach einem großen, weiten Vormittagsbummel zwiſchen lauter ſteilen, engen Gaſſen, Gärten, hochhingepflanzten Kirchlein uſw. Summa ich ging wie zwiſchen lauter verſchobenen Theaterdekorationen.

Freitag abend fuhr ich noch bis Zürich. Samstag vormittag nach Chur und von hier nachts elf Uhr über den Splügen; Sonntag gegen Mittag langte ich in Chiavenna an, vom Frieren auf dem Berg gleich in den wunderbaren heißen Süden, wo über die Gartenmauern Feigenbäume und hohe Oleander herüberſchauen. Das ganze Neſt iſt zwiſchen haushohe Höllen-

brocken eines urweltlichen Felssturzes eingenistet, zwischen welchen, je nach dem Reflex, gedeiht von Pflanzen, was nur wachsen kann, da zu der spanischen Hitze auch noch reichliches fließendes Wasser kommt. Dazu einige einfach gute *Vestiboli* mit Säulen gegen den Hof und mit Aussicht auf lauter Wein- und Felshalden, denn den Himmel sieht man nur, wenn man den Kopf ganz nach oben dreht. Abends bei der Lorettokirche, mit der Aussicht auf das ganze Nest hinab war ich glückselig.

Gestern früh bei einem ersehnten und köstlichen feinen Regen fuhr ich an den Comer See. *NB.* auf dem Bock beim Postillon, der mir seine Decke über die Knie legte, mit meinem aufgespannten Schirm, so daß ich ganz trocken blieb. Dann von Colico per Dampfer hieher, wo ich zwar das sogenannte „gute" Hotel geschlossen fand, dafür aber in einem echten Lombardenalbergo mich ganz vortrefflich befinde. Aus meinem Fenster sehe ich, wenn ich auf dem Bett leitsche[1]), vier Bergkirchen, wooon die oberste schwindelnd hoch. Von Fleischwaren habe ich bisher in Italien nichts verzehrt als Koteletten, welche in der hiesigen Kneipe den höchsten Grad von Vortrefflichkeit erreicht haben. Dazu esse ich *minestra di paste*, in Butter gebackene große Bohnen (eine Delize! schmeckt wie Kastanien) und trinke einen heißen, aber vorzüglichen Barbera. In den beiden schmierigen kleinen Cafés hier habe ich einen Caffè (*NB. nero*) zu 20 Centesimi gefunden, von welchem es mir rätselhaft ist, daß in einem Lande mit Eingangszöllen, wie sie Italien hat, ein so vorzüglicher Kaffee gebraut werden kann?

Es sind nun wohl in Gravedona zwei merkwürdige romanische Kirchen und anderes mehr — aber was will das heißen gegen die majestätische Villa auf Felsen direkt über dem See, welche 1586 Kardinal Tolomeo Galli bauen ließ und zwar durch Pellegrino Tibaldi. — Quadratisch, vier gewaltige Loggien auf den Ecken, auf der Mitte mit jenem Riesensaal, der durch zwei Stockwerke geht und sich in drei Fenstern gegen eine Vorhalle nach dem See hin öffnet. In dieser Vorhalle ist zwischen zwei Säulen und rechts und links Pilaster von rotem Marmor eine Aussicht eingefaßt, wie man sie eben nur am Comer See hat. Die Lieblingsfronte Tibaldis aber ist die Gartenfronte, wo das Hauptgeschoß der Seefronte zum Erdgeschoß wird, weil der Garten höher liegt. Ich weiß, ich habe gräßliche Formen gezeichnet und der offene Mittelbau ist mir viel zu engbrüstig geraten, auch zeichne ich jonische und toskanische Säulen wie gestreckte Bratwürste, aber ich weiß auch Sie verzeihen mir[2]).

Dieser Bau wurde im Innern nie fertig, und es wäre eine herrliche Aufgabe, diese *volte à specchio* und andere Gewölbe aller Art zu stukkieren und zu malen! Der Bau als solcher ist vollkommen gut erhalten und ge-

[1]) Dialekt: behaglich liege.

[2]) Die beigegebene Bleistiftzeichnung präsentiert sich sehr gut.

ſund. Vom Kardinal erbten ihn die Ducbi del Vitto zu Neapel, welche zur größten Seltenheit hinkamen und nicht hindern konnten, daß *certi gentiluomini del paese* ſich bisweilen im Erdgeſchoß einniſteten und unterſchiedliche Orgien hielten. Erſt 1819 verkaufte der letzte del Vitto das Ding an den Oheim des jetzigen Beſitzers, des Advokaten Pero, und nun iſt alles voll Kokonwirtſchaft, mit dem bekannten Duft, der mich von (meine faſt vertrocknete Tinte iſt nach guter italieniſcher Sitte mit etwas rotem Wein aufgefriſcht worden, und ich fahre fort:) der mich von Anno 46 von Neapel her anheimelt, wo ich auch die Kokons als Beſtände eines Palazzo bei Portici kennen lernte unter Aufſicht des Herrn Major, der kurz vorher die letzte Maitreſſe des verſtorbenen Duca di San Weißnichtwas mit Mühe ausgetrieben hatte. So iſt nun auch in Palazzo Pero die Ehrbarkeit eingezogen. In der Mitte des Rieſenſaales an einem mächtigen Tiſch zwiſchen vier Kokonleſerinnen thronte die Mutter des jetzigen Herrn, eine große alte Donna Lombarda mit bedeutenden, ehemals gewiß bildſchönen Zügen und ringsum andere Tiſche mit Kokonleſerinnen, und als ich im Garten zeichnete, tönte aus einem Saale der Arbeiterinnen ein ſtattlicher Geſang, worin jene tiefen Altſtimmen vorklangen, die man bei uns mit der Laterne ſuchen muß. — Abends war Signor Pero in der Wirtſchaft, d. h. wir ſaßen *all' italiana* in der Küche und tranken unter langen Geſprächen einen ſehr guten *Vino nostrano*, den man neben dem Barbera auch nicht verachten darf, da er doch nicht ſo auf die Nerven haut. Es war das erſte Mal in meinem doch ſchon ſo langen Leben, daß ich mit dem Beſitzer eines klaſſiſchen Rieſenbaues kneipte, und der Mann kam mir ganz venerabel vor.

Die Zigarren, welche ich rauche, ſog. *Zigari di Roma* zu 10 Cents, ſind etwas beſſer, als ich ſie zu finden fürchtete und ungefähr ſo geblieben, wie vor zwei Jahren. Man muß ja heutigen Tages immer Gott danken, wenn irgendwas nicht jährlich teurer und ſchlechter wird. — Dagegen haben die Mailänder Tabaksdebitanten dieſer Tage der Regie die Erklärung abgegeben, ſie könnten die ſog. *Zigari Sella* nicht mehr übernehmen; es wolle ſie eben niemand mehr kaufen, ſeitdem ſie nicht mehr wie früher aus Kohlblättern, ſondern aus Maisblättern gefertigt würden. (Gott allein und die Regie weiß, mit Hilfe welcher Sauce.)

An der Decke meines Zimmers wiederholt ſich viermal ſymmetriſch ein Zierrat, ein Mittelding zwiſchen einem Donnerkeil des Zeus und einer Krawatte oder Schlips. Man möchte ſich denjenigen herumziehenden Mailänder Stubenmaler vorſtellen können, in deſſen Gemüt das drohende Pathos und die perſönliche Eleganz ſo ineinanderfloſſen.

Bologna, 13. Aug. 1878.

Die Hitze iſt ſeither wiedergekehrt, aber ſehr leidlich und ohne mir jenen unauslöſchlichen Durſt zu bringen, den ich bei Julireiſen in der Lom-

bardei empfand und dann regelmäßig mit einem schlechten Magen büßte, weil ich in Mailand, Venedig usw. zu viel Wasser trank.

In Modena habe ich gar nicht mehr skizzieren mögen, obwohl die Fülle und Fülle für mich dagewesen wäre. In S. Bartolommeo ist eine perspektivische Gewölbemalerei mit zahlreichen Figuren von Pozzo, welche derjenigen von S. Ignazio in Rom an Wert am nächsten kommt. S. Agostino, das Pantheon aller heiligen und berühmten Leute des Hauses Este, ist eigentlich ein flachgedeckter Prachtsaal, dessen Hallen sich gegen den Altar hin mit gedrängten Säulen- und Pilastermassen verengern, wozwischen man in ein lichtes Kuppelchor (dreiviertel einer Ellipse) hindurchschaut. Der prachtvolle theatralische Effekt läßt mich vermuten, daß nur der ältere Bibbiena dies Schaustück könne komponiert haben. Es reut mich jetzt doch, daß ich keine Skizze riskiert habe. In der Galerie war ein köstlicher kunstseliger Custode, mit dem ich zweieinhalb Stunden von einem kritischen Bild zum andern ging und taufte, was das Zeug hielt.

Gestern bei der Einfahrt in Bologna in offener Droschke mußte ich bekennen: diese Hallenstadt hat eine größere Zahl schöner und malerischer Straßenanblicke als die vier bis fünf übrigen italienischen Großstädte, die ihr ja an einzelnen Gebäuden überlegen sind. Gestern abend sah ich einen nagelneuen, in gutem gemäßigten Barocco erbauten Palast, der aussieht, wie die nobelsten alten; eine reiche Marchesa (Lambertazzi oder so was) hat ihn auf Spekulation erbaut und vermietet ihn hoch, während sie in einem kleineren alten Palast daneben wohnt. Das kann man freilich nur im jetzigen Bologna, wo sich viele Behörden und Reiche aus den verlassenen Nachbarstädten zusammendrängen. Eine ganze Anzahl Straßen, die früher mit Gassensteinen gepflastert waren, haben jetzt Steinplatten. Freilich die Krüge und die Munizipalfinanzen in Italien gehen heutzutage zum Brunnen, bis sie brechen. Ich liebe die Pracht, aber ein Wahnsinn wie der neue Palast der „*cassa di risparmio*“ geht doch über das Maaß und erinnert mich an den wirklich schönen und reichen Bahnhof in Zürich, der jetzt der verkrachten Nordostbahn so übel auf dem Magen liegt. (In dem bankrotten Florenz hat die Sparkasse vorige Woche wirklich fünf Tage lang nicht bezahlt, bis man ihr zu Hilfe kam.)

Bologna, Sonntag, 25. Aug. 78.

Ich bin hier schon vierundzwanzig Stunden früher eingetroffen, als ich vorgehabt hatte, und beginne nun im Vorrat einen Brief an Sie. Seit ich vorletzten Donnerstag von hier aus an Sie schrieb, habe ich sämtliche Nester an der Eisenbahn abgeweidet: Imola, Forli, Cesena, Rimini, Pesaro, Fano, Ancona und Loreto, freilich nicht in dieser Reihe, sondern teils im Kommen, teils auf der Rückreise, nur Sinigaglia ließ ich beiseite, weil *fiera* war, und

Faenza, weil ich geſtern wirklich an Neſtern genug hatte und dringend nach einer komfortabeln großen Stadt verlangte.

Zu ſehen und zu meditieren iſt überall genug, und ſelbſt das ärmſte dieſer Neſter, Imola, hat dies und jenes, aber dabei ein ſchauderhaftes Pflaſter. Und dabei wurde es allgemach wieder heiß, wenn auch in gnädigem Maße, aber man kann ſich in den Neſtern mit den ganz elenden Caféhäuſern, meiſt ohne Eis, nicht befreunden. Glücklicherweiſe ließ mich aan Forli bis Ancona ein ganz herrlicher Wein nicht aus den Augen, der Sangiovaeſe; man ſitzt etwa auf einer engen Gaſſe in köſtlichem nächtlichen Zugwind, und ſchlürft das Ding langſam in Stunden aus und ſchwatzt dazu. Überhaupt habe ich auf dieſer Reiſe an Konaerſation keinen Mangel gehabt und noch aargeſtern in Fano aan acht bis gegen Mitternacht auf der Piazza mit einem reichen Kaufmann aus Bologna konverſiert, welcher in Deutſchland und ſonſt überall geweſen und eifriger Wagnerianer war; Mariani, der aerſtarbene Operndirektor aan Bologna war ſein intimer Freund und hatte ihm bei der Bologneſer Aufführung des Lohengrin Eintritt in alle Proben aerſchafft! Hier zum erſtenmal lernte ich einen gebildeten Italiener frevelhaft objektiv über Roſſini, Bellini und Verdi reden, daß mir die Haare zu Berge ſtanden. Den Wagner nahm er aon einer myſtiſch-pſychologiſchen Seite, man könne ihn nur genießen durch völlig Hingebung und Verſenkung, d. h. durch das Gegenteil von dem, was ſonſt in Italien als Theatergenuß paſſiert. Und dabei ſchöpfte ich im Stillen die tröſtliche Hoffnung, daß ſich die Italiener dieſe Vorbedingung ſchon nie werden gefallen laſſen. Freilich wies er darauf hin, daß die jetzigen jüngern italieniſchen Komponiſten bereits bei Wagner in die Schule gingen. Worauf ich im ſtillen wieder dachte: kein Wunder, daß kaum eine haltbare Oper per Jahr entſteht und alle nach einem kurzen *succès de réclame* wieder untertauchen, höchſtens einige komiſche Opern ausgenommen. Überhaupt war ich innerlich gegen alle ſeine Reden gefeit, weil ich an jenem Donnerstag, da ich an Sie ſchrieb, die Norma nach einmal gehört hatte, und zwar aor wahl eintauſendvierhundert lautlos ſtillen Zuhörern, fintemal Feſttag (Aſſunta) war. — Forli mußte ich beſonders wegen Fresken ſehen; in Rimini ſind S. Francesca und der Arca d'Auguſto, woaon ich Ihre Zeichnung beſitze, doch höchſt erſtaunlich; von S. Francesco habe ich eine ganze Anzahl aon Phatographien des Innern (Kapelleneingänge, Teile der Pfeiler, Grabmäler) bekommen können. Daneben nahm mich das Seebad in Anſpruch, und zwar wurde ich inne, daß Seebäder, in der Mitte des Tages und bei glorreichem hohen Wellenſchlag genommen, eine ganz ſeriöſe Sache ſind und für den Reſt des Tages den Sterblichen ſtudierfaul machen. (Beiläufig: die Stadt Rimini hat für luxuriöſe Einrichtungen der Bäder ſamt Hotels uſw. eine Million aufgenommen, die ſich nun doch nicht

verzinst, und nun kann man im lokalen Käseblatt täglichen Jammer darüber lesen. Auch Ancona hat sich überbaut und heult nun.) In Ancona war ich wieder, wie im Jahre 1847, entzückt von dem Trajansbogen und der *Loggia de' mercanti*; außerdem aber würde ich die tollmajestätischen beiden Barockpforten am Arsenal und gegenüber gezeichnet haben, wenn ich nicht zum Skizzieren allen Mut verloren gehabt hätte. Die eine davon, der Arco Clementino, ist gradezu das Nonplusultra. Außerdem aber muß in Ancona eine Porta Pia existieren, welche der römischen gleicht und von der ich nur die Photographie erwarb; denn in der Hitze von Tor zu Tor zu gehen, das brachte ich nicht über mich. — Loreto, wo Sie, scheint mir, nicht gewesen sind, ist voll von Belehrung; zunächst der köstliche Hügel mit frischer Luft und laufender Fontäne, dann diese gotisch begonnene Kirche, über welche dann alle Stile gekommen sind, und endlich diese Reihe von Skulpturen!

Sonntag abend.

Von Pesaro aus ging ich nach Monte Imperiale, welches ich nicht hätte versäumen dürfen, und welches, wie Sie wissen, schon durch die herrliche Aussicht lohnt. Wenn das fertig geworden wäre! Hier hat endlich einer das Enorme gedurft, wie seit dem Architekten weiland Ihrer Maj. Semiramis, der die hängenden Gärten baute, niemand mehr. Aber ich mache keine solchen Landpartien mehr; es wird zu unsicher. Vorgestern abend ist hier, ganz nahe vor Bologna, eine Stunde vor Sonnenuntergang der Conte Aldrovandi in seinem Chaislein von ein paar Camorristen angefallen, nach seiner Villa begleitet und dort um mehr als 1000 Lire erleichtert worden. Es geht hier überhaupt kuriosen Häusern zu; Romagna ist unterhöhlt von der Internationale. Aber auch sonst in Italien bringt das systematische *laisser aller et laisser faire* merkwürdige Blasen an das Tageslicht.... Es wird freilich noch eine Weile dauern, bis hierzulande der stark eingewurzelte Optimismus *Pater peccavi* singt.

Wenn sie nur keine solchen Tierquäler wären! Da ist zunächst das Fahren dicker alter Kerle auf zweirädrigen Karren mit Eseln! man haut beständig auf das Tier (welches offenbar nicht stark genug ist und ganz gewiß durch einen früheren Tod dem Eigentümer die nötige Belehrung bringt). — Dann fährt am Sonntag abend *il Sgr. Marchese* mit einem netten Rößlein so horrend schnell als möglich irgendeinen Korso von Bologna entlang, indem er beständig mit der Peitsche auf das zierliche Tier haut, damit seine werte Person sich ja vor den Weibsleuten in einem beständigen *prestissimo* präsentiere. Ich darf sagen, daß im ganzen Norden ein solches Schauspiel unmöglich wäre. Daneben war aber in einer Bottega eine Riesenschildkröte zu sehen, und ich dachte, es könne etwa ein gutgehaltenes Tier sein, und zahlte meine 10 Centesimi. Es war in der Tat ein kolossales Beest, mit einem Kopf

wie ein ſtarker Kindskopf, am 6. Juli in Korſika gefangen. Nur freilich hatte ſie dabei einen Hieb oder Schuß über den Rücken bekommen, und der Eigentümer erklärte einem Herrn, der Spaß werde nicht mehr lange dauern, indem ſie eine *cancrena (gangrène)* habe. Ich dachte an die Notiz vom *tat twam asi* bei Schopenhauer und hätte dem Kerl gern eins über das Geſicht verſetzt .... Sehen Sie, das ſind *les petites misères de la vie italienne.*

Hermann Schoop: Rouſſeau.

Der Akademiker Vicomte E. Melchior de Voguë ſagt, um einen Schriftſteller von gleichem Einfluß zu finden, wie Rouſſeau, müſſe man auf Ariſtoteles zurückgehen. Carlyle behauptet ungefähr dasſelbe von Voltaire, welcher, Luther ausgenommen, in den letzten Jahrhunderten am tiefſten auf Europa eingewirkt habe. Voltaire und Rouſſeau! Heute wird kaum ein Zweifel darüber beſtehen, wer von den beiden lebendiger iſt. Einer der Größten unſerer Zeit, Leo Tolſtoi, hat wiederholt ausgeſprochen, was Rouſſeau ihm war, ſo zuletzt ſeinem Biographen Birukow gegenüber, und als 1905 in Genf die *Société Jean-Jacques Rousseau* gegründet wurde, ſchrieb er von Jasnaja Poljana an den Vorſitzenden: *Rousseau a été mon maître depuis l'âge de quinze ans. Rousseau et l'Evangile ont été les deux grandes et bienfaisantes influences da ma vie. Rousseau ne vieillit pas.* Seit der Zentenarfeier ſeines Todes (1878) iſt die Literatur über Rouſſeau ins Unendliche gewachſen. Ein norwegiſcher Gelehrter, Vilh. Sommerfeldt, nennt ihn den großen Vorläufer auf allen Gebieten, iſt er nun doch glücklich auch als derjenige der Aviatik entdeckt worden (vergleiche *Pierre-Paul Plan: J. J. Rousseau aviateur. Le nouveau Dédale [1742]. Genève, A. Jullien*). Auch an der großen Staatsumwälzung im fernen Oſten, die Wolf von Dewall ſchon im Januar 1911 in ſeinem Aufſatz „Die Revolutionspartei in China“ in den Süddeutſchen Monatsheften vorausgeſagt hatte, haben nach Dewalls Angaben Rouſſeauſche Ideen ihren Anteil gehabt. Und wie ſehr auf dem Gebiet der Erziehung der Geiſt des Genfers noch lebendig iſt, zeigt die ſteigende Flut von Schriften, die ſich mit dem Pädagogen Rouſſeau beſchäftigen.

Im Januarheft 1912 der Monatshefte hat Paul Sakmann die Perſönlichkeit des Philoſophen gezeichnet. Uns ſoll die 200. Wiederkehr des Jahrestages ſeiner Geburt Anlaß zu einem kurzen Überblick über die neueſte Rouſſeauliteratur ſein. Immer noch fehlt es an einer kritiſchen Geſamtausgabe der Werke Rouſſeaus. Dieſe kritiſche Geſamtausgabe vorzubereiten und herauszugeben iſt das Hauptziel der *Société Jean-Jacques Rousseau* und ihres Organs, der *Annales Jean-Jacques Rousseau*, von denen ſieben vornehm

ausgeſtattete, mit zahlreichen Rouſſeau-Bildniſſen geſchmückte Jahresbände vorliegen (Genf, A. Jullien. Preis des Bandes Frs. 10). Die Initiative zur Gründung der Geſellſchaft iſt von dem um die Rouſſeau-Forſchung hochverdienten Literaturhiſtoriker an der Genfer Univerſität, Profeſſor Bernhard Bouvier, ausgegangen, der auch heute noch an der Spitze der Kapazitäten aus aller Herren Länder umfaſſenden Vereinigung ſteht. Die Geſchichte Genfs hat zwei große Jahrhunderte, das der Reformation und das achtzehnte. Seit der Calvinfeier beſitzt die Stadt ihr *Musée de la Réformation;* jetzt ſollen die unter Mitwirkung der Behörden gegründeten *Archives Jean-Jacques Rousseau* für die zweite Glanzperiode Genfs eine Erinnerungsſtätte ſchaffen, indem ſie alle Ausgaben Rouſſeaus, ſowie Werke über ihn, Manuſkripte, Bildniſſe, Stiche und Medaillen ſammeln.

Die *Annales Jean-Jacques Rousseau* haben den bisher glänzend erfüllten Zweck, nicht nur exakte Forſchungen über Rouſſeau zu bringen, ſondern auch eine ſorgfältige Bibliographie der geſamten Rouſſeauliteratur ſeit 1905. Vor allem aber ſollen ſie Inediertes veröffentlichen, das Material der *faits acquis* vermehren. Die Schriftleitung wendet ihr beſonderes Augenmerk dem Rouſſeauſchen Briefwechſel zu, der in den Ausgaben immer noch in der ihm von Muſſet-Pathay gegebenen Form vorliegt, wiewohl ſich das Material ſeither erſtaunlich vermehrt hat und kritiſch verarbeitet worden iſt. Eine Geſamtedition der Korreſpondenz — man ſchätzt den Beſtand der Briefe zurzeit auf zirka 1500 — und einen zuverläſſigen Text der *Confessions*, von denen eine kritiſche Ausgabe mit gutem Kommentar hergeſtellt werden ſoll, betrachtet die Rouſſeaugeſellſchaft als ihre dringendſten Aufgaben. Schon ein oberflächlicher Blick in die *Annales* zeigt die gewaltige ſeit 1905 geleiſtete Arbeit, deren Reſultate eben nur durch das methodiſche Zuſammenwirken einer Anzahl tüchtiger Spezialforſcher möglich waren. Bleibt auch noch viel zu tun: wir werden endlich die Ausgabe erhalten, die dieſes Schriftſtellers würdig iſt.

Wie ſchlecht es mit dem Rouſſeauſchen Text beſtellt iſt, hat Daniel Mornet gezeigt, der *(Annales V)* die *Nouvelle Héloïse* auf ihren Wortlaut und die Zuverläſſigkeit der Ausgaben hin unterſucht hat (jetzt auch in Buchform: *Le texte de la Nouvelle Héloïse et les éditions du XVIIIème siècle.* Lauſanne und Genf, A. Jullien). Er gibt ein vollſtändiges Verzeichnis der ihm zugänglichen Editionen, von denen er 50 noch vor 1800 erwähnt. Seine Methode iſt muſtergültig; ſie führt ihn zu glänzend fundierten Ergebniſſen über den Schriftſteller Rouſſeau, die er auch in anderem Zuſammenhang verwertet hat. Nicht minder wertvoll iſt für den Rouſſeauſchen Text die Wiedergabe der erſten Redaktion der *Confessions* (Buch I—IV) nach der Rouſſeauhandſchrift der Bibliothek zu Neuchâtel (die den größten Teil des Nachlaſſes beſitzt und aus der überhaupt die wichtigſten *Inedita* der *Annales* ſtammen) durch den unermüdlichen Rouſſeau-

forſcher Théophile Dufour *(Annales IV)* (ſeither auch als Band erſchienen, Jullien); ſchon Félix Bovet und Albert Schinz hatten einiges aus dieſer erſten Niederſchrift veröffentlicht. Sie enthält Varianten zu den Manuſkripten von Paris und Genf, die für eine kritiſche Ausgabe der Bekenntniſſe von größter Bedeutung ſein werden. Ein Vergleich dieſer Urfaſſung mit dem ſpäteren Text Rouſſeaus läßt uns am beſten in die Werkſtätte des Schriftſtellers hineinſehen. Rouſſeau hielt ſich an den urſprünglichen Wortlaut aber er nahm große Änderungen vor, ſtrich weg, fügte zu und feilte immer wieder am Stil herum. Die weitläufige, elf Seiten der *Annales* umfaſſende Einleitung über Ziel und Methode dieſer Lebensbeſchreibung hat er durch das kurze Vorwort erſetzt, das mit ſeinen drei Abſchnitten eine knappe Seite füllt. Beide Faſſungen ſchließen mit dem Ausruf, niemand habe das Recht ſich beſſer zu nennen als Jean-Jacques. Gerade an dieſem Paſſus zeigt die Vergleichung der beiden Texte, wie eingreifend die ſtiliſtiſchen Änderungen geweſen ſind: man halte nur die Prägnanz der endgültigen Faſſung dem farbloſeren Wortlaut der erſten Niederſchrift gegenüber, die ſich an *chaque lecteur* richtet und noch nicht an *l'innombrable foule de mes semblables* mit jener berühmten Apoſtrophe zu wenden wagt. Weiter vorn enthält übrigens das Manuſkript von Neuchâtel den bemerkenswerten Satz: *Je n'étois pas meilleur, mais j'étois autre.* Dieſem früheſten Text der *Confessions* hat Théophile Dufour auch die 37, früher ſchon, aber zerſtreut und unkritiſch, publizierten Fragmente nach der ebenfalls in Neuchâtel aufbewahrten Handſchrift hinzugefügt, die unter dem Titel *Mon Portrait* bekannt ſind und deren Entſtehung der Herausgeber, ähnlich wie Guſtave Lanſon, in die Wende von 1761 auf 62 verlegt, die Zeit, da der in der Umgebung von Paris lebende Rouſſeau ſich dem Tode nahe wähnte.

Neben den großen textkritiſchen Arbeiten macht die Veröffentlichung inedierten Materials die *Annales* zu einer Fundgrube für den Rouſſeauforſcher. Wenn man ſich vor Augen hält, wie ſchwer es iſt, über deutſche Denker, Schopenhauer zum Beiſpiel, Neues zutage zu fördern, ſo muß man ſtaunen über die Fülle von Dokumenten, die nach anderthalb bis zwei Jahrhunderten immer noch über den Genfer Philoſophen auftauchen. Es ſind Briefe, Fragmente aller Art aus Rouſſeaus Nachlaß, Schriftſtücke über ihn, ſeine Familie, Perſonen aus ſeinem Umgang uſw., Publikationen, mehr als einmal geeignet, neues Licht auf wichtige Phaſen im Leben und Schaffen Rouſſeaus zu werfen. Daß dabei auch manches Belangloſe zum Vorſchein kommt, wer würde es bei dem minutiöſen Betrieb moderner Forſchungsmethoden nicht verſtehen! Hier kann nur einzelnes aus der Fülle der ſieben Bände herangezogen werden. Guſtave Lanſon, der bekannte Literarhiſtoriker der Sorbonne, publiziert (I) aus dem franzöſiſchen Nationalarchiv die Akten über die Verurteilung des

Emile und der *Lettres écrites de la Montagne* durch das Pariſer Parlament. Rouſſeau war damals in wirklicher Gefahr; es handelte ſich durchaus nicht nur um ein *simulacre de procédure*. Rouſſeau, deſſen Darſtellung in den autobiographiſchen Teilen ſeines Werkes durch die wiſſenſchaftliche Aufhellung faſt immer beſtätigt wird, ſpricht von einem *mystère*. Lanſon zeigt, wie auch ſeine hochſtehenden Freunde, ein Prinz von Conti und ein Malesherbes (über die Beziehungen Rouſſeaus zu dieſem Manne, dem öffentlichen Zenſor und dem Bewunderer ſeiner Schriften, bringt der *Mercure de France* vom 1. Mai neue Dokumente) den Philoſophen nicht zu ſchützen wagten. Bei der Verurteilung des *Emile* waren alle liberalen und Rouſſeau geneigten Magiſtrate von der Sitzung abweſend, ſo daß nur elf Richter zuſammentraten; bei der Prozedur gegen die *Lettres écrites de la Montagne* dagegen waren 124 Räte verſammelt, aber nicht Rouſſeaus wegen, ſondern weil das janſeniſtiſch-gallikaniſche Parlament ſeine Rechte gegen klerikale Libelle verteidigen wollte. Rouſſeau ſtand lange Zeit recht eigentlich unter Polizeiaufſicht, und Lanſon findet es erklärlich, daß dieſes Gefühl, *d'être entouré de mouchards*, auf einen von Natur ſenſiblen Menſchen nervenzerſtörend wirkte.

Ungemein wertvoll ſind die in verſchiedenen Bänden der *Annales* zerſtreuten, von Théophile Dufour mitgeteilten *Pages inédites*. Es findet ſich, wie überall bei Rouſſeau, vieles, das überraſchend aktuell wirkt, ſo wenn er *(Annales I)* in einem Paſſus *Sur les femmes* den Frauen ſogar eine größere Rolle in der Geſchichte und im Geiſtesleben vindiziert als den Männern, hätte man ſie nur zur Entwicklung gelangen laſſen. Die Geſchichte werde auf jeder Seite gefälſcht, behauptet Rouſſeau; einen Moment hat er daran gedacht, ſelbſt eine Univerſalhiſtorie zu ſchreiben. Die Kenntnis des Bühnenſchriftſtellers Rouſſeau wird bereichert durch die verſchiedenſten Fragmente, von denen der Torſo *Lucrèce, tragédie* am meiſten Beachtung verdient. Es ſollte über Rouſſeau niemand mitreden, der nicht das Weſentliche dieſer Funde kennt.

Zwiſchen den in überraſchender Fülle umhergeſtreuten Bauſteinen finden ſich ſorgſam zugehauene Marmorblöcke: die Aufſätze, in denen Mitarbeiter der *Annales* die Ergebniſſe ihrer Forſchungen niedergelegt haben. Verſchiedene dieſer Arbeiten ſind Teile aus Werken, die nachher in Buchform erſchienen und für das Geiſtesleben namentlich der franzöſiſchen Schweiz die größte Bedeutung haben, wo in den letzten Jahren ein lebhaftes Studium des 18. Jahrhunderts wahrnehmbar iſt. Man denke an ein Werk wie G. de Reynolds Pariſer Theſe: *Le doyen Bridel et les origines de la littérature suisse romande (Lausanne 1909, Georges Bridel)*. Es bildet den erſten Band einer *Histoire de la Suisse au XVIIIme siècle;* im Herbſt ſoll als zweiter folgen: *L'école suisse allemande. Bodmer et Breitinger, Sulzer, Haller, Gessner, Lavater,*

Salis, Jean de Müller. Der Doyen Bridel (1757—1845), ein Waadtländer Theologe, iſt nun freilich kaum die Perſönlichkeit, die ein Buch von annähernd 600 Seiten rechtfertigt. Der Verfaſſer anerkennt dies ſelbſt; aber ihm iſt dieſer faſt Unbekannte *le précurseur, le créateur presque, de notre littérature nationale de langue française,* wichtig vor allem als Vermittler zwiſchen der deutſchen und der franzöſiſchen Schweiz. So ſtellt ſich das Werk G. de Reynolds als ein höchſt bemerkenswerter Beitrag zur Kulturgeſchichte der Schweiz dar, der in mehr als einer Hinſicht, vor allem aber durch das über die Alpendichtung Ausgeführte, ſpäter hier zu erwähnende Werke aufs beſte ergänzt. Man denke auch an Philippe Godets Buch: *Madame de Charrière et ses amis, d'après de nombreux documents historiques (Genève 1906, A. Jullien),* das über die Wirkung der Schriften Rouſſeaus auf den Neuchâteler literariſchen Zirkel aufklärt. Von beſonderem Intereſſe iſt aber das Werk Henry Tronchin's: *Théodore Tronchin. Un médecin du XVIIIème siècle* (Paris 1906, Plon-Nourrit), von dem die *Annales (I)* im Vorabdruck das Kapitel *Rousseau et le docteur Tronchin* gebracht haben. Man kennt den *Jongleur* aus Rouſſeaus Schriften. Der einer vornehmen Genfer Familie entſtammende Tronchin war aus einem Freunde einer der erbittertſten Gegner des Philoſophen geworden. Dieſer Umſchwung wurde mit verſchuldet durch Voltaire; in ſeinen Briefen hat dieſer immer wieder auf ſeinen Leibmedikus hingewieſen, dem er europäiſchen Ruf verſchaffte, von dem er dafür aber auch verlangte, daß er in ſeinem Intereſſe tätig ſei. Tronchins Biograph ſucht die Feindſchaft des Arztes gegen Rouſſeau aus dem Ärger über des Philoſophen Angriffe gegen die Vaterſtadt ſowie aus der Abneigung des Patriziers gegen Rouſſeaus radikale Ideen und deren Wirkung auf Genf zu erklären; Tronchin war auch einer der wenigen, die ſchon früh um das Los der Kinder Rouſſeaus wußten und daher ſeinen Tugendkultus ſchwer vertrugen. In den Briefen an ſeinen Sohn äußert er ſich mit wachſender Bitterkeit über den ehemaligen Freund, den er bezeichnet als einen *fanatique atrabiliaire d'autant plu à craindre qu'il écrit on ne peut pas mieux,* und gegen den er nach dem Erſcheinen des *Emile* den Vorwurf richtet: *Rousseau pourra se vanter d'avoir fait bien du mal et d'avoir poignardé l'humanité en l'embrassant.* Iſt die Darſtellung Henry Tronchins ſeinem Vorfahren nicht ein wenig zu günſtig? Ein anderer Genfer, Gaspar Vallette, hat in ſeinem *Jean-Jacques Rousseau Genèvois* in der Beurteilung des Arztes den entgegengeſetzten Standpunkt eingenommen. Bei den Intriguen, die in der Vaterſtadt zur Verurteilung der Schriften Rouſſeaus führen und hinter denen als beweglichſter Akteur Voltaire ſichtbar wird, ſcheint ihm Tronchin eine ganz verächtliche Rolle zu ſpielen: *C'est un Tronchin, le médecin Théodore, alors établi à Genève, qui distillera partout son venin.* Ein Bruder des Arztes, der Staatsprokurator Jean Robert Tronchin, hat be-

kanntlich gegen Rouſſeau das einen Moment (Ende 1763) großes Aufſehen erregende Pamphlet: *Lettres écrites de la Campagne* geſchleudert, auf welches Rouſſeau, zum Schrecken der Oligarchen-Clique in Genf, mit einer ſeiner wuchtigſten Schriften antwortete, den *Lettres écrites de la Montagne*, die Vallette als die *Provinciales de la démocratie politique et du libéralisme religieux* bezeichnet.

Der Gegenſatz Rouſſeau—Tronchin iſt von Bedeutung, weil er uns den Gegenſatz Rouſſeau—Voltaire beſſer ergründen lehrt, über den übrigens ein ſchöner Aufſatz Heinrich Morfs vorliegt in ſeinem erſten Eſſayband „Aus Sprache und Dichtung der Romanen" (Straßburg, Trübner). Als Ergänzung dazu nehme man Vallettes prachtvolle Charakteriſtik der beiden Großen und der Gegenſätze ihres Weſens, die zu einem Zuſammenſtoß führen mußten. Wie gut kennzeichnet er ihre Waffen in dieſem Kampfe; hier: *cette massue d'éloquence brandie avec fougue*, beim andern *le fleuret de son ironie déliée*. Bernard Bouvier hat *(Annales I)* die bisher unbekannten Notizen veröffentlicht, die Voltaire in ſein Exemplar der *Profession de foi du Vicaire Savoyard* hineinſchrieb und die die innern Gründe der Feindſchaft zwiſchen den beiden Schriftſtellern beſonders klar enthüllen.

Es iſt bekannt, wie auf die Beziehungen Rouſſeaus zu den Enzyklopädiſten plötzlich neues Licht fiel durch das Werk der Engländerin Frederika Macdonald: *Jean-Jacques Rousseau. A new Study in Criticism (London 1906, Chapman and Hall)*. Das 1883 entdeckte Originalmanuſkript der Memoiren der Madame d'Epinay iſt an den Stellen, die ihre Beziehungen zu Rouſſeau behandeln, überarbeitet worden; alles Günſtige über René (Rouſſeau) iſt ausgemerzt und durch Angaben erſetzt, die bis zum Erſcheinen der engliſchen Unterſuchung als die urſprüngliche Anſicht der Memoirenſchreiberin über ihren ehemaligen Freund betrachtet wurden. Zahlreiche Biographen und Literarhiſtoriker, ein Sainte-Beuve, ein John Morley in ſeinem lange für klaſſiſch gehaltenen Werke über Rouſſeau, haben aus dieſer vergifteten Quelle geſchöpft. Durch genaueſte Handſchriftenvergleichung hat Frederika Macdonald untrüglich Grimm und Diderot als die Fälſcher erwieſen, die ja auch in ihren Schriften alles getan haben, den verhaßten Abtrünnigen als *artificieux scélérat* zu brandmarken. Das, wie vielen ſchien, dem Verfolgungswahn entſprungene „Komplott" der Bekenntniſſe ſtellt ſich demnach als nackte Tatſache heraus. In ihrer Rouſſeaubegeiſterung iſt dann freilich Fr. Macdonald ſo weit gegangen, die Übergabe der Kinder ans Findelhaus wegzudisputieren; durch dieſes zeitweiſe Verſagen des kritiſchen Sinnes hat ſie ihrer Theſe nicht wenig geſchadet. In den *Annales (III)* findet ſich eine glänzende Rezenſion ihres Werkes von G. Vallette, der ihre Manie, in Rouſſeau nur einen Engel oder einen Dämon zu ſehen, ſchonend ſtraft, ihre Entdeckung aber als den größten Fortſchritt der neueren Rouſſeauforſchung preiſt.

Wo die Methode der Britin verſagt, hat mit ſicherer Kritik ein Genfer nachgeholfen, Eugène Ritter, der Verfaſſer des grundlegenden Buches: *La famille et la jeunesse de J.-J. Rousseau (Paris 1896)*, der in den *Annales (II)* in dem die Hälfte des Bandes füllenden Aufſatz *Jean-Jacques Rousseau et Madame Houdetot* die Fäden aller gegen Rouſſeau gerichteten Intriguen ſo weit entwirrt, als es zurzeit möglich iſt. Eine glänzende Probe der Methode, mit der in Genf und Frankreich die komplizierteſten Details der Rouſſeaubiographie behandelt werden; man denkt da an das Wort Rouſſeaus in ſeinem Fragmentenfaſzikel *Mon Portrait: Je suis assez connu pour qu'on puisse aisément vérifier ce que je dis, et pour que mon livre s'élève contre moi si je mens.* Leichte Arbeit iſt heute ſolche Verifikation freilich nicht. Ritter hat alles Material zuſammengetragen, die ſämtlichen Aufzeichnungen und Briefe der verſchiedenen Akteure berückſichtigt, die in dieſem Drama eine Rolle ſpielen: Madame d'Epinay, Diderot, Grimm, Madame d'Houdetot, Saint-Lambert und ſo weiter, und verſucht eine genaue Chronologie herzuſtellen, auf Tage und Stunden hinaus. In dieſem *long roman vécu* hat er ſieben Perioden unterſchieden, vom Idyll durch all die mannigfachen Kriſen hindurch bis zum Bruch. Ritter hat eine außerordentlich prägnante Sprache. Könnte einer der unglücklichſten Züge im Weſen des *Citoyen de Genève* beſſer bezeichnet werden als mit dem Wort, er habe *le tic de la brouillerie inattendue?* Sind nicht auch Rouſſeaus Gegner etwas entſchuldigt, wenn wir ſehen, wie genau ſie mit den menſchlichen Schwächen deſſen vertraut waren, der ſich ſeit 1751 als Apoſtel aufſpielte? Ritter iſt, im Gegenſatz zu Frederika Macdonald, ſtreng objektiv; deſto mehr Bedeutung hat es, wenn er ſo ziemlich zu demſelben Reſultat kommt wie ſie und den Bericht der *Confessions* beſtätigt findet gegen die Darſtellung ſeiner Feinde. Als Anhang zu ſeinem Aufſatz gibt Ritter ſechs inedierte Briefe an Madame d'Houdetot, dazu beſtimmt, als Kapitel zu einem kleinen moraliſchen Traktat zu dienen.

Ein in dieſen Tagen in Paris (im Verlag des *Mercure de France*) erſchienenes Buch: *J.-J. Rousseau raconté par les gazettes de son temps*, herausgegeben von Pierre-Paul Plan, zeigt uns, daß ſchon die Zeitgenoſſen den wahren Sachverhalt ahnten. Dieſe ungemein nützliche Publikation ſtützt ſich vorwiegend auf drei Quellen: die *Mémoires de Bachaumont*, die *Correspondance secrète* von Métra und das *Journal de Paris*; ſie gibt daraus die Aufzeichnungen wieder, die von 1762—1790 das große Publikum mit den literariſchen Ereigniſſen, ſoweit ſie zu Rouſſeau in Beziehung ſtanden, bekannt machten. Für die Rouſſeauforſchung dürfte durch die Vereinigung der intereſſanteſten dieſer Gazettenſtellen manches abfallen. Im allgemeinen ſind darin die Urteile für Jean-Jacques auffallend günſtig, auch im Vergleich zu Voltaire; an dieſer Gegenüberſtellung konnte es nicht fehlen, da beide kurz nacheinander im

ſelben Jahre (1778) ſtarben. Direkt nach dem Tode des Genfers iſt immer wieder von den geheimnisvollen *Mémoires de Rousseau* die Rede; es werde eine authentiſche Ausgabe herauskommen, *ce qui met une infinité de gens dans les transes. Ce sera le livre formidable où seront écrits en caractères de feu les gros pèchés de quelques-uns de nos philosophes.* Dieſe haben dann ja auch nicht verſäumt, wie Diderot ihre Gegenmaßregeln zu treffen.

Die *Annales* enthalten auch Aufſätze über den Muſiker Rouſſeau. Edgar Iſtel ſucht (I und III) zu beweiſen, daß von Jean-Jacques auch die Muſik zum Pygmalion ſtamme; Albert Janſen, der Verfaſſer der grundlegenden und auch in der franzöſiſchen Rouſſeau-Literatur immer wieder zitierten Werke „Jean-Jacques Rouſſeau als Muſiker" und „Jean-Jacques Rouſſeau als Botaniker" (Berlin, Georg Reimer) und wohl der beſte deutſche Rouſſeau-Kenner der letzten Jahrzehnte, ſowie Ch. Malherbe, der Archiviſt der Pariſer Großen Oper, ſind ihm mit, wie uns ſcheint, triftigen Gründen entgegengetreten (III).

Eine an neuen Erkenntniſſen beſonders ertragreiche Arbeit iſt der faſt den ganzen VI. Band der *Annales* füllende Beitrag von J. Courtois: *Le séjour de Jean-Jacques Rousseau en Angleterre (1766—67), Lettres et Documents inédits* (ſeither in Buchform erſchienen, Genf, A. Jullien). Der Aufſatz erzählt die Reiſe, den Aufenthalt im idylliſchen Wootton, in einer mit dem ganzen Charme der engliſchen Landſchaft ausgezeichneten Gegend, gibt zuverläſſige Kunde von den hoch hinaufreichenden geſellſchaftlichen Beziehungen Rouſſeaus, und ſchildert dann die merkwürdige, über Spalding ſich vollziehende Flucht aus England und ſeine Rückkehr nach Frankreich. Der zweite Teil bringt eine Menge unbekannter Rouſſeaubriefe aus dieſer Periode, die beſonders über die Beziehungen zu ſeinem edlen Gaſtgeber Davenport, dem Beſitzer von Wootton, aufklären. Der engliſche Aufenthalt iſt bekanntlich lehrreich für die Erkenntnis der Rouſſeauſchen Wahnvorſtellungen; die Briefe ſind denn auch für den Rouſſeau-Pſychologen höchſt ergiebig.

In welchem Umfang Rouſſeau in der ganzen ziviliſierten Welt erforſcht wird, darüber gibt die Bibliographie der *Annales* erſchöpfenden Bericht. Man ſehe ſich nur einmal das Verzeichnis der tſchechiſchen Literatur oder beſonders die Liſte der ungariſchen Veröffentlichungen an. Alle Publikationen, beſtehen ſie nun aus ſelbſtändigen Werken oder aus Zeitſchriftenartikeln, werden nach Jahren und Ländern geordnet, wichtigere Arbeiten kurz, aber ſcharf auf ihren Ertrag hin von hervorragenden Kennern geprüft. Genaue Analyſe eher als Kritik iſt die Loſung. Zu bedauern iſt nur, daß die meiſt dem Genfer Kreis entſtammenden Gelehrten, wie Bernard Bouvier, Gaspar Vallette, Théophile Dufour, Eugène Ritter, Philippe Godet und ſo fort nicht mit dem vollen Namen zeichnen und oft aus den Initialen nur erraten werden müſſen. Manche dieſer kurzen Beſpre-

chungen ſind Meiſterwerke: abſolute Beherrſchung des Materials, feingeſchliffene Form und ein Über-dem-Stoffe-Stehen machen ſie zu etwas ganz Verſchiedenem von dem, was man zu oft in deutſchen Gelehrtenkreiſen immer noch unter wiſſenſchaftlicher Rezenſion verſteht. Wie überlegen hat zum Beiſpiel Bouvier das mondän oberflächliche, aus Vorträgen erwachſene Buch des Akademikers Jules Lemaître: *Jean-Jacques Rousseau* (Paris, Calmann-Lévy) abgefertigt (IV), welcher der politiſchen Ranküne einer ariſtokratiſchen Zuhörerſchaft ſchmeicheln wollte. Die Bibliographie iſt ein Wegweiſer durch die Wildnis der neueſten Rouſſeauliteratur, auf den man ſich verlaſſen kann. Wer kennt nicht die Schilderungen Rouſſeaus von ſeiner Erleuchtung auf dem Wege nach Vincennes? Nach dem Norweger G. Gran *(Ann. VII)* handelt es ſich hier um einen jener Fälle, da eine Welt inneren Lebens durch einen äußeren Anlaß (in dieſem Fall die Lektüre des Dijoner Preisausſchreibens) plötzlich über die Schwelle des Bewußtſeins tritt. Rouſſeau war eine tief religiöſe und künſtleriſche Natur, um ſo mächtiger war die ſubliminare Arbeit in ihm. Der gewaltige Durchbruch ſeines Weſens iſt für die Welt dadurch fruchtbar geworden, daß er Kanäle, die lange verſchüttet waren, geöffnet hat. Rouſſeau iſt in dieſer Hinſicht, wie Pierre Laſſerre in ſeinem Buch: *Le Romantisme français* geſagt hat, nicht nur ein Vorläufer des Romantismus, ſondern ſelber ſchon *le Romantisme intégral*, was feinſinnig auch in einer deutſchen Schrift: Franzöſiſche Romantik von Walther Küchler (Heidelberg 1908, Carl Winter) aufgezeigt wird. In umfaſſenden Werken hat Gran nachzuweiſen geſucht, daß das geiſtige Übergewicht der nordiſch-germaniſchen Völker über die romaniſchen direkt auf Rouſſeau zurückführt.

Dies iſt der Punkt, wo wir uns, die *Annales* verlaſſend,[1]) einem Werke zuwenden, das eine der hervorragendſten Leiſtungen auf dem Gebiet der Rouſſeau-

[1]) Der achte Band wird demnächſt erſcheinen. In ſeiner Rouſſeau-Feſtnummer teilt das *Journal de Genève* einiges über den Inhalt mit. Er wird ſich beſonders glänzend darſtellen; die erſten Rouſſeauforſcher der verſchiedenſten Länder werden mit Beiträgen vertreten ſein: für Frankreich Guſtave Lanſon *(L'unité de la pensée de Jean-Jacques Rousseau)* und Daniel Mornet *(L'influence de J.-J. Rousseau au XVIIIème siècle)*; für die Schweiz Paul Seippel, der Verfaſſer des in Deutſchland noch viel zu wenig gekannten großen Werkes *Les deux Frances* (Lauſanne und Paris 1905), in dem auch über Rouſſeau Bedeutendes zu finden iſt *(La personnalité religieuse de Rousseau)* und G. de Reynold *(Rousseau et la Suisse)*; für Deutſchland J. Benrubi *(le mouvement philosophique et pédagogique en Allemagne*; von ihm *Annales III* der feine Aufſatz: Tolſtoi als Fortſetzer Rouſſeaus); für Dänemark Harald Höffding *(Rousseau et le XIXème siècle)*; für England Edmund Goſſe *(Jean-Jacques Rousseau en Angleterre au XIXème siècle)*. Dazu eine genaue, mit koſtbaren Fakſimiles verſehene Beſchreibung der erſten Niederſchrift des Emile und eine beſonders reichhaltige Bibliographie. Wir erwarten den Band mit Spannung.

forſchung darſtellt, Gaspard Vallettes ſchon oben erwähntem Buch: *Jean-Jacques Rousseau Genèvois* (Paris und Genf, Plon-Nourrit und A. Jullien). Wir leſen uns ein, begleiten Jean-Jacques durch alle Irrungen und Wirrungen ſeines jungen Lebens bis nach der franzöſiſchen Hauptſtadt und ſtehen vor dem Kapitel: *La Crise intérieure.* Rouſſeau führt in Paris ein mondänes Leben. Die Vincenner Epiſode verhilft den urſprünglichen Kräften in ihm zum Durchbruch. Vallette, der den Verlauf der Kriſe wie kein Zweiter geſchildert hat, bringt ſie auf die einfachſte Formel: aus einem Pariſer iſt Rouſſeau wieder ein Genfer geworden. *Entre deux mentalités* hat er ſich für diejenigen ſeines Landes entſchieden. *Jean-Jacques Rousseau Genèvois!* Vallettes großes Werk möchte zeigen, wie Rouſſeau vor allem Genfer iſt, wie ſich die weſentlichſten Züge ſeines Charakters und die ganze Richtung ſeines ſchriftſtelleriſchen Wirkens aus ſeiner Herkunft erklären. Rouſſeau iſt, wie Faguet ſich einmal ausdrückte, *un provincial très patriote;* aber er iſt mehr als das: gegenüber dem monarchiſch-ariſtokratiſchen Frankreich mit ſeiner raffinierten Geiſteskultur iſt er der Vertreter ſchweizeriſch-republikaniſcher Simplizität, der Vorkämpfer des demokratiſchen Prinzips, der Prediger moraliſch-religiöſer Ideen. Die Schweiz, vor allem Genf hat er der Welt offenbart: *Genève avec son protestantisme et sa théorie démocratique, son moralisme rigide et son sentiment de la nature, son expérience religieuse et son civisme républicain,* worüber bei Vallette in ſeiner prachtvollen Einleitung noch viel zu holen wäre. Durch ſein Genie iſt Rouſſeau dann weit über dieſen *fond local* hinausgewachſen und hat ihm eine *valeur générale d'humanité* gegeben, wie nie ein Genfer vor oder nach ihm. Aber Genf iſt die Dominante, wie Vallette ſchon im erſten Abſchnitt ſeines Buches nachweiſt.

Dazu treten dann freilich mächtige fremde Einflüſſe. *C'est la Savoie qui a fait Rousseau* hat Michelet wie immer übertreibend behauptet; Vallette ſagt richtiger: *C'est la Savoie qui fera son éducation sentimentale et, si l'on veut, poétique.* Savoyen, es iſt vor allem Frau von Warens (über ſie leſe man das Werk von F. Mugnier: *Madame de Warens et J.-J. Rousseau.* Paris 1891 und 1904; Calmann-Lévy). Nach Savoyen Paris. Dort macht er mühſam die *classe de rhétorique,* erwirbt ſich alle Hilfsmittel des ſchriftſtelleriſchen Metiers, für die dann die innere Kriſe die machtvolle Wirkung auslöſt.

Es genüge, die weiteren Hauptabſchnitte im Werke Vallettes anzuführen: *Genève dans l'œuvre de Rousseau* (Analyſe des Briefes an d'Alembert, der *Nouvelle Héloïse,* des *Contrat Social* und des *Emile* auf die Genferiſchen Elemente in dieſen Werken — ſie ſind erſtaunlich zahlreich!); *Genève en lutte avec Rousseau* (von der Verurteilung des *Emile* 1762 bis zum Bruch); *Genève dans le caractère de Rousseau.* Ein Schlußwort: *Rousseau Genèvois* faßt die Reſultate in lapidaren Sätzen zuſammen. Wer hat mit größerer Kompetenz

die Neue Héloïſe auf ihre helvetiſchen Elemente unterſucht als Vallette? 1758 der Candide Voltaires, 1761 dieſer *roman suisse* Rouſſeaus, zwei Welten! Man muß da Vallette das Wort laſſen: *Il semble que ce soit un grand souffle d'air des Alpes qui passe sur la plaine brûlante, chassant les miasmes des villes, rafraichissant les esprits et les cœurs, lasses enfin d'ironie et de sécheresse, avec l'arome tonique et vivifiant de la montagne, la fraicheur délicieuse de la poésie, de l'enthousiasme et de la mélancolie passionnée* [1]).

Der vor Jahresfriſt allzufrüh verſtorbene Vallette [2]) war einer der geiſtvollſten Schriftſteller der franzöſiſchen Schweiz. Das hier beſprochene Buch gilt als ſein Lebenswerk: ein prachtvolles Franzöſiſch, Begeiſterung gepaart mit Kritik und eine in großartiger Beleſenheit fundierte Dokumentation ſichern ihm dauernd eine Stelle in der vorderſten Reihe der Werke über Rouſſeau. Nur beſchlich uns gelegentlich ein leiſer Zweifel, ob nicht Vallette dem Milieu zu viel, dem Genie zu wenig eingeräumt habe. Aber ſeine Beweisführung iſt faſt immer ſo zwingend, daß wir ihm, oft gegen unſern Willen, folgen. Und dann: Sind nicht Vallette und auch die *Annales*, ſind nicht überhaupt alle dieſe Genfer ein wenig Rouſſeau-Apologeten? Je mehr man ſich in den Menſchen vertieft, wie ihn die moderne Rouſſeau-Forſchung vor uns erſtehen läßt, deſto mehr iſt man geneigt, ihnen recht zu geben; aber, bei aller Rouſſeau-Begeiſterung, iſt es nicht wenigſtens verſtändlich, daß das Weſen des *Citoyen de Genève* manchen loyalen Beurteilern nicht eingehen will?

Ein *Annales*-Aufſatz von A. François forſcht (V) nach dem früheſten Vorkommen des Begriffs *Romantique* in der franzöſiſchen Literatur. Lanſon hatte ſchon vor Jahren eine Monographie über dieſes Wort gewünſcht. Natürlich iſt es engliſchen Urſprungs und ſchon 1654 bei John Evelyn und 1666 bei Samuel Pepys nachgewieſen (der Windſor als *the most romantic castle that is in the world* bezeichnet). Die franzöſiſchen Überſetzer von Pope, Thomſon und andere geben *romantic* ſtets mit *romanesque* oder *pittoresque* wieder. Diderot braucht *romanesque* ſchon ganz im Sinne von *romantique*, aber das Wort findet er nicht, und auch Rouſſeau hat lange getaſtet, bis es endlich auf dem Papier ſteht: *Les rives du lac de Bienne sont plus sauvages et plus romantiques que celles du lac de Genève* (*Rêveries d'un promeneur solitaire*, gegen 1777 redigiert). In den drei letzten Luſtren des Jahrhunderts kommt dann das Wort *romantique* in Mode.

---

[1]) Es darf in dieſem Zuſammenhang auf die eben bei Diederichs in Jena erſchienene Schrift von Ferdinand Bulle hingewieſen werden: Franziskus Hemſterhuis und der deutſche Irrationalismus des 18. Jahrhunderts.

[2]) Auf ſein Werk *Reflets de Rome. Rome vue par les écrivains de Montaigne à Gœthe, de Chateaubriand à Anatole France* iſt in den Süddeutſchen Monatsheften von Joſef Hofmiller gebührend hingewieſen worden (April 1910).

Seit 1907 liegt ein Werk vor — *un monument* nennt es ein Kritiker der *Annales* —, das den Wandlungen des Naturgefühls in Frankreich mit phänomenaler Gelehrſamkeit und feinſtem Takt nachſpürt. Es iſt Daniel Mornets (den Namen wird ſich die gelehrte Welt merken müſſen!) großangelegte Arbeit: *Le Sentiment de la Nature en France de J.-J. Rousseau à Bernardin de Saint-Pierre (Essai de la Littérature et des Mœurs)* (Paris, Hachette). Selten hat in Frankreich (wo doch neuerdings auf literargeſchichtlichem Gebiet die Verbindung ſtrenger Forſchung mit ſicherem Geſchmack und vollendetem Darſtellungstalent weniger ſelten iſt als anderswo) ein wiſſenſchaftliches Werk ſofort ſolche Wirkung geübt; auch bei den Aufſätzen des Rouſſeau-Jahrbuchs, auch bei Vallette iſt Mornets Einfluß zu ſpüren. Aus einem mit ſtupender Beleſenheit aus der gedruckten wie ungedruckten Literatur zuſammengetragenen Material, das nach Taineſcher Methode — auch Mornet legt den Hauptwert auf die *affluence convergente des faits* — moſaikartig zuſammengeſtellt erſcheint, arbeiten ſich langſam die großen Linien heraus, die zuletzt in ihrer Hauptrichtung wie in den Nebenwindungen erſtaunlich klar hervortreten. Mornet zeigt uns zunächſt die franzöſiſche Geſellſchaft in ihrem ſtets wechſelnden Verhältnis zur Natur: Gärten, Landhäuſer, Reiſen in die Umgebung, in die Bäder, ans Meer, ins Gebirge (Alpen, Vogeſen, Pyrenäen), und ſucht dann die geiſtigen Urſachen dieſer Wandlungen in Formeln zu bringen.

Wie erwähnt, hat dieſer Franzoſe — ein noch junger Gymnaſialprofeſſor in Toulouſe — den Text der *Nouvelle Héloïse* in den *Annales* (V) kritiſch unterſucht und in der Einleitung wertvolle Aufſchlüſſe über den Schriftſteller Rouſſeau gegeben. Mehr und mehr beſchäftigt dieſes Problem die Forſchung. Seit zwei Jahren liegt auch eine deutſche Schrift vor, die hier wertvolle Arbeit leiſtet: Ernſt Schütte: Jean-Jacques Rouſſeau. Seine Perſönlichkeit und ſein Stil (Leipzig, Xenien-Verlag), eine gewiſſenhafte, an Ergebniſſen reiche Unterſuchung. In den *Annales* (III) hat A. François, den Provinzialismen bei Rouſſeau nachgehend, ein lexikographiſches Verzeichnis davon angelegt, und Pierre-Maurice Maſſon hat ebendort nachgewieſen, daß bedeutende Teile der Neuen Héloïſe in metriſcher Proſa geſchrieben ſind (was nach Mornet ein Mangel der Zeit iſt, die nicht aufhörte *de confondre l'art d'écrire en vers et l'art d'écrire en prose*).

Von grundlegender Bedeutung iſt nun aber, was Mornet als das Geſetz des Rouſſeauſchen Stils formuliert: Rouſſeau iſt ein unvergleichlicher Schriftſteller durch das Ohr, aber höchſt mittelmäßig durch das Auge. Vor mehreren Jahren hat Lanſon eine kleine Schrift herausgegeben: *L'art de la Prose*, worin beſonderer Wert dem Abſchnitt zukommt: *Deux phrases artistiques au XVIIIème siècle: la phrase musicale de Jean-Jacques Rousseau, la phrase pittoresque de Bernardin de Saint-Pierre.* Mornet hat darauf weitergebaut; es ge-

nügen hier einige Zitate aus dieſem, mit der Feder eines Sainte-Beuve geſchriebenen Teil ſeines Werkes. „Hätte Jean-Jacques die Dinge malen können, wie er die Leidenſchaften zu malen wußte, ſo hätte ſich vielleicht die Proſa nach ihm von der Zurückhaltung und der Trockenheit freigemacht, die ihr der raiſonnierende feine Stil eines Marivaux und eines Voltaire verliehen hatten. *Mais Rousseau comprit peu le pittoresque des couleurs et des lignes; dans tous les cas, il sut mal les rendre et n'eut guère sur sa palette de nuances plus neuves qu'un Roucher ou qu'un Bertin.*“ Er iſt zum guten Teile ſchuld am allgemeinen Erfolg der „poetiſchen Proſa“ mit ihrer ſchlechten Abart, der *poésie descriptive*. In den *Annales* (V) ſagt derſelbe Autor: *Quand il compose Jean-Jacques est un auditif et non un visuel* — gerade das Gegenteil von dem, was ſich von faſt ſämtlichen großen Schriftſtellern der deutſchen Schweiz nachweiſen ließe. *Rousseau sut bien moins voir que sentir .... Il a vécu au milieu de tout ce qui pouvait ravir un peintre, et malgré tout il n'a été qu'un peintre médiocre.* Nicht die Dinge, ſondern die Emotionen, die ſie ihm verſchafften, leben beim Geſtalten in ihm auf; daher die *imprécision de détails* überall in ſeinen Werken. Gerade darum aber iſt er der unvergleichliche Seelenmaler: „keiner beſſer als er hat das faſt Unausſprechbare in uns ausgedrückt“. *Son style descriptif est aussi monotone que son style passionné est vivant et fort.*

Nichts lehrreicher bei einem großen Schriftſteller, als ihn bei der Arbeit des Verbeſſerns zu beobachten. Rouſſeau war ein unermüdlicher Umformer, wie neben Mornet (an der Neuen Héloïſe) auch Théophile Dufour (an den Bekenntniſſen) nachgewieſen hat: *Toujours il lime, il polit, il évite les répétitions, il poursuit et atteint le mot propre, avec un goût sûr et une patience que rien ne saurait lasser (Ann. IV).* Eben dieſes fortwährende Herumfeilen von Handſchrift zu Handſchrift, von Auflage zu Auflage macht, wie ſchon Brunetière erkannt hat, eine kritiſche Ausgabe ſo nötig, aber auch ſo ſchwer. Rouſſeau hat einmal an ſeinen Verleger Rey geſchrieben: „Die Harmonie erſcheint mir von ſo großer Bedeutung für den Stil, daß ich ſie gleich nach der Klarheit ſetze und ſogar noch vor der Korrektheit.“ *Le meilleur élève de Rousseau musicien, c'est Rousseau écrivain*, ſagt treffend ſein neueſter Biograph Bernard Bouvier. Die zahlreichen Varianten ſind ſo nach Mornet der beſte Beitrag zur Geſchichte der Ideen und zur Kenntnis des Stils bei Jean-Jacques. Und iſt es nicht bezeichnend, daß, während er immer wieder am Rhythmus feilt, alles Deſkriptive ſtehen bleibt, wie es beim erſten Wurf aufs Papier kam? Wie Flaubert hat Rouſſeau *des scrupules de styliste presque maladif;* die „ſubtilen Kadenzen und die flüchtige Harmonie der Worte“ ſind die Frucht dieſer Mühen. Was ihm aber abging, iſt durch Spätere in die franzöſiſche Literatur hineingekommen (Walther Küchler hat dieſe vielleicht nur Franzoſen fühlbaren Übergänge noch wenig bemerkt), durch „die großen Naturmaler“:

einen Chateaubriand, einen Hugo, einen Flaubert, zu denen Bernardin de Saint-Pierre, Rouſſeaus Freund und Jünger, hinüberleitet.

Das Werk Mornets wird fortan in keiner Bücherei fehlen dürfen, wo franzöſiſche Literatur geſammelt wird. Es iſt von eminenter Bedeutung auch für Deutſchland, nicht nur der gegenſeitigen Beeinfluſſung der beiden Literaturen wegen (man leſe zum Beiſpiel das Kapitel über die gewaltige Wirkung des Zürichers Geßner in Frankreich), ſondern namentlich durch die Methode, durch die klaſſiſche Art, wie hier die höchſte Aufgabe der Literaturwiſſenſchaft gelöſt wird.

Direkt vor der Drucklegung dieſer Arbeit ſind uns noch zwei Schriften Bernard Bouviers in die Hände gelangt, eine Studie: *Les Confessions de J. J. Rousseau et l'artiste littéraire au XIXème siècle (Lausanne 1912, Imprimeries Réunies.* Nicht im Handel), wo in Rouſſeau der *type primordial de l'artiste littéraire moderne, dans ses relations avec la société, avec l'art, avec l'amour, avec a nature, avec la religion* nachgewieſen wird, und die Sammlung der Vorträge, welche der Genfer Literarhiſtoriker — ſein Vater Prof. Auguſte Bouvier hatte bei der Jahrhundertfeier von Rouſſeaus Tod dem Philoſophen eine der ſchönſten Würdigungen zuteil werden laſſen — in der Aula der Univerſität zum 200. Jubiläum der Geburt Rouſſeaus vor dem gebildeten Genf gehalten hat. Der ſtattliche Band trägt den einfachen Titel: *Jean-Jacques Rousseau* (Genf, A. Jullien). Er iſt Eugène Ritter gewidmet, dem Altmeiſter der Rouſſeau-Forſchung, der auch zur Veröffentlichung geraten hatte. Mit Recht. Bouvier war durchaus der Mann, aus dem Vollen ſchöpfend ſeinen Landsleuten das Bild des größten Sohnes der Stadt zu zeichnen; ſeine Beherrſchung des Stoffes, ſeine überlegene Bildung, ſein aufgeklärter Patriotismus machten ihn zum berufenſten Führer. So iſt ein köſtliches Buch entſtanden, in dem ohne jede Oſtentation von Gelehrſamkeit alle Ergebniſſe der Rouſſeau-Philologie verwertet ſind; die Vortragsform gibt ihm ſeine Friſche. Der Stoff iſt in zehn Kapitel gegliedert: Jugend, Savoyen und *pays romand*, der Schriftſteller und Enzyklopädiſt, die innere Kriſe, der Freund und *amant*, Rouſſeau und Voltaire, der Romancier und das heloetiſche Ideal, der Erneuerer der Erziehung, der Vorkämpfer der Gleichheit, der *Promeneur solitaire*. Schon dieſe Einteilung zeigt die Originalität des Werkes, das jedem Rouſſeau-Verehrer als die zuverläſſigſte und modernſte Zuſammenfaſſung des Wiſſenswerten aufs wärmſte empfohlen ſei.

Bei ſolchen Leiſtungen hat die franzöſiſche, hat die Genfer Rouſſeauforſchung das Recht, an die deutſche Wiſſenſchaft ſtrenge Anforderungen zu ſtellen. Darf man in Deutſchland den Franzoſen immer noch Unzuverläſſigkeit und Oberflächlichkeit vorwerfen? Es geſchah dies auch früher oft nur aus Unver-

ſtändnis für die vornehme franzöſiſche Art, der nichts weſensfremder iſt als Materialanhäufung ohne geiſtiges Verarbeiten und als Formloſigkeit; heute aber wäre man manchmal verſucht, an eine Umkehrung des einſtigen Verhältniſſes zu glauben, da in der Tat die originale Forſchung aus Deutſchland kam und die Franzoſen die gewandten Vulgariſatoren machten. Was haben zu dieſem 200. Jubiläum die zahlreichen Rouſſeauartikel erſter deutſcher Revuen getan? Hat eine einzige auf dieſe gewaltige Arbeit Frankreichs, beſonders Genfs und Savoyens, überhaupt Bezug genommen, die *Annales* erwähnt und ſich über die Kenntnis des unvergleichlichen darin angehäuften inedierten Materials ausgewieſen? Es iſt, als ob das alles nicht exiſtierte. In den *Annales* wird mehr als einmal darüber geklagt, die in mühſamer Forſchung errungenen Reſultate würden in Deutſchland faſt gar nicht berückſichtigt. Es ſei in Frankreich bei den kompetenten Beurteilern deutſcher Werke über franzöſiſche Literatur nur eine Stimme: *que, de l'autre côté du Rhin, on n'est pas assez attentif aux travaux sérieux qui se publient dans les pays de langue française.* Und da wo Bernard Bouvier mit Jules Lemaître abrechnet, ſtellt er feſt, daß ähnliche Oberflächlichkeit und Unkenntnis der neueſten biographiſchen Forſchungsergebniſſe ſich auch bei deutſchen Univerſitätsprofeſſoren findet. Verachtung und Spott äußern die Franzoſen — und wer weiß, was zur Erlangung der Doktorwürde an den *Facultés des Lettres* franzöſiſcher Hochſchulen verlangt wird, begreift ſie — über die Diſſertationsfabrikation mancher deutſcher Univerſitäten. Die *Annales* ſind wiederholt in der Lage, auf ſolche Erzeugniſſe in der neueſten Rouſſeauliteratur hinzuweiſen. *Simple exercice d'école, comme le sont trop souvent les thèses allemandes,* heißt es im Referat über eine Leipziger Arbeit, und von einer Berner Diſſertation wird geſagt: „Warum die jungen Leute dazu anhalten, immer nur Schüleraufſätze drucken zu laſſen? In unſerer Zeit der literariſchen Überproduktion wäre es beſſer, man lehrte ſie die Achtung vor der Preſſe und damit die Enthaltſamkeit."

Die neuere deutſche Rouſſeauliteratur, die uns zu Geſicht gekommen iſt, kann ſich mit der franzöſiſchen im entfernteſten nicht meſſen. In früheren Dezennien war es anders. Da ſchrieben ein Albert Janſen, ein Moebius ihre bahnbrechenden Unterſuchungen über Rouſſeau (diejenige von Moebius liegt jetzt in dritter Auflage vor [Joh. Ambroſius Barth, Leipzig]), erforſchte Richard Feſter in ſeinem gediegenen Buche Rouſſeaus Verhältnis zur deutſchen Geſchichtsphiloſophie (Stuttgart 1890, G. J. Göſchenſche Verlagshandlung) und war alles, was zutage trat, original und wiſſenſchaftlich fundiert. Auch heute gibt es ja vereinzelt noch tüchtige oder anerkennenswerte Leiſtungen wie Prof. Paul Henſels „Rouſſeau" in der Sammlung „Aus Natur und Geiſteswelt" (B. G. Teubner), oder Ludwig Geigers kleine Rouſſeauſchrift in der Sammlung „Wiſſenſchaft und Bildung" (Leip-

zig, Quelle & Meyer),[1]) wenngleich Eugène Ritter in den *Annales* (IV), trotz aller Anerkennung, auch dieſen beiden Gelehrten Nichtbeachtung neuer Forſchungsergebniſſe nachweiſen mußte. In der Hauptſache aber beſchränkt ſich heute die deutſche Geiſtesarbeit auf die Überſetzung Rouſſeauſcher Einzelſchriften, denen gegenüber es oft noch an jeder Ehrfurcht fehlt — was Rouſſeau überſetzen bedeutet, dürfte aus dem oben Geſagten erhellen —, auf biographiſche Kompilationen oberflächlichſter Art, auf die Zuſammenſtellung berühmter Abſchnitte aus Rouſſeaus Werken nach Art der famoſen „Breviere" (es ſei hier nur erwähnt: „Menſchen ſeid menſchlich. Rouſſeau-Worte im Auftrage des großen Erziehers herausgegeben von Fritz Gansberg." Leipzig, K. Voigtländers Verlag), auf die Auswahl von Briefen und ſo weiter. Und wo einmal etwas außerhalb der Linie zu liegen ſcheint, fragt es ſich erſt noch, wie bei dem Neudruck der 1792 erſchienenen Schrift des Herzoglich Sachſen-Weimariſchen Rats Karl Gotthold Lenz „Über Rouſſeaus Verbindung mit Weibern" (Berlin, H. Barsdorf), ob ſich die Mühe einer ſolchen Ausgrabung lohnte, iſt dieſes Buch doch nichts als eine Verquickung von, Rouſſeaus Bekenntniſſen entnommenen, Anzüglichkeiten mit einer gehörigen Portion Klatſch. Das Intereſſe könnten an dieſem Bande höchſtens die zeitgenöſſiſchen Porträts von Freundinnen Rouſſeaus befriedigen[2]); auf die Zeichnung des Herrn Marquis de Bayros am Eingang aber verzichten wir gern.

So ſind es in der Hauptſache keine Originalarbeiten, ſondern zumeiſt recht ärmliche Erzeugniſſe der Buchinduſtrie, was Deutſchland zu dieſem Jubiläum beiſteuert. Immerhin findet ſich auch da noch einiges Brauchbare, wenn es ſich nur darum handeln ſoll, Rouſſeau der Maſſe näher zu bringen; es ſei nur verwieſen auf das Wichtigſte bei Reclam, oder auf den „Emil" in der billigen zweibändigen Ausgabe des Verlags Alfred Kröner in Leipzig. Eine wirklich gute Zuſammenſtellung aus Rouſſeaus Werken iſt der unter dem Titel „Kulturideale" bei Diederichs in Jena erſchienene geſchmackvolle Band; die Einleitung von Eduard Spranger iſt zuverläſſig, die Auswahl gut getroffen und die Überſetzung von Hedwig Jahn anerkennenswert. Auch Friedrich M. Kircheiſen darf ſich derjenige anvertrauen, der des

[1]) Hier wäre auch des Kopenhagener Philoſophen Harald Höffding Werk zu nennen: „Rouſſeau und ſeine Philoſophie" (Frommanns Klaſſiker der Philoſophie, 3. Aufl. Stuttg. 1910).

[2]) Es ſei hier angemerkt, daß in Genf zurzeit eine Ausſtellung von Rouſſeaubildniſſen ſtattfindet, und daß der Spezialforſcher auf dieſem Gebiet, der Comte de Girardin, ein Nachkomme des Edelmanns, auf deſſen Landſitz Rouſſeau geſtorben iſt, eine *Iconographie de Jean-Jacques Rousseau: portraits, scènes, habitations, souvenirs* (Paris, Eggimann) veröffentlicht hat. Er hat erklärt, es ſeien ihm mehr als 6000 Rouſſeaubildniſſe vor Augen getreten.

Franzöſiſchen nicht mächtig iſt (was ſollten andere ums Himmelswillen Rouſſeau deutſch leſen?); von ihm liegen vor ein Auswahlband „J. J. Rouſſeau in ſeinen Werken“ (Stuttgart, R. Lutz) und eine Auswahl aus Rouſſeaus Briefen (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer), bei der freilich die willkürliche Kürzung mancher Briefe nicht unbedenklich erſcheint. Der Neue Frankfurter Verlag hat für ſeine Bibliothek der Aufklärung Rouſſeaus berühmten „Brief an Chriſtophe de Beaumont, Erzbiſchof von Paris“ überſetzen und mit einer Einleitung von Profeſſor Jodl verſehen laſſen, während für Salzer in Heilbronn Profeſſor J. Reinke „Jean-Jacques Rouſſeaus Glaubensbekenntnis des ſavoyiſchen Vikars“ ins Deutſche übertragen und mit Vorrede und Anhang verſehen hat, worin Rouſſeaus religiöſe Perſönlichkeit mit ihrer „zwingenden Macht der Aufrichtigkeit“ vom poſitiv chriſtlichen Standpunkt aus warm gewürdigt wird. Manches Kluge iſt auch in dem anſpruchsloſen kleinen Buch von Ewald Wasmuth: „Jean-Jacques Rouſſeau“ geſagt (Leipzig, Xenienverlag).

Eine Schrift, die in den *Annales* ſchon von Bernard Bouvier ſarkaſtiſch abgelehnt wurde, trägt einen berühmten Verfaſſernamen: Georg Brandes. Der Däne unterſucht „Voltaire in ſeinem Verhältnis zu Friedrich dem Großen und Jean-Jacques Rouſſeau“ (Berlin, Marquardt & Co.)[1]). Freude macht das Büchlein ebenfalls nur durch die illuſtrationen Beigaben. Der Eſſay „Voltaire und Rouſſeau“ iſt nicht nur unwiſſenſchaftlich durch und durch, er iſt auch ſo einſeitig wie möglich zu ungunſten Rouſſeaus. Eine ſolch bedeutenden Kopfes unwürdige Buchmacherei!

Rouſſeaus Hauptwerk werden für die Maſſe der Leſer immer die Bekenntniſſe bleiben. Man begreift, daß gerade ſie immer wieder in alle Sprachen überſetzt werden. Aber war es nötig, nach der bei Wiegandt & Grieben erſchienenen Übertragung nun ſchon wieder mit einer Verdeutſchung herauszukommen? Der Münchner Verlag Martin Mörike war nicht gut beraten, als er ſich dazu entſchloß. Schon die nicht ſehr verſtändnisvolle Einleitung von Otto Fiſcher muß verſtimmen. „So glaubte er Balſam zu bringen — aber ſein Balſam war Gift.“ „Rouſſeau ein Irrſtern und Prophet der Verführung.“ Hat Fiſcher ſich nur bei Carlyle, *On Heroes*, über Rouſſeau orien-

[1]) Sein Deutſch iſt ſo: ...„Damit eine Anſpielung darin verſtanden wird, muß vorausgeſchickt werden, daß in dem ſatiriſchen Stück Paltſſots, Die Philoſophen, das in Paris Erfolg hatte, war Rouſſeau von dem Verfaſſer, der noch nicht ſeinen Abfall von der Gruppe kannte, als Philoſoph dargeſtellt worden, jedoch (dem allbekannten Briefe Voltaires gemäß) auf allen vieren gehend“ (S. 63) und: „Voltaire hätte hervorheben ſollen, daß nicht in tauſend Jahren war der Sinn für die Phyſiognomie unſerer Erde, für Luft und Duft der Landſchaft, für Farben und Linien lebend wie bei Rouſſeau“ (S. 64), was nach Mornets Darlegungen ja auch inhaltlich falſch iſt.

tiert, in dem Werke, in dem der ſchottiſche Magus in ſeiner ſibylliniſchen Art Wahres und Falſches über den Genfer Philoſophen zuſammengebraut und die von der neueſten Forſchung ſehr in Zweifel gezogene Verantwortlichkeit Rouſſeaus für die *Terreur* behauptet hat?[1])

Wir haben den Text der Mörikeſchen Ausgabe mit dem Original verglichen. Und da muß denn doch einmal energiſch proteſtiert werden. Gibt man dem Volke die Bekenntniſſe eines großen Mannes, ſo gebe man ſie ganz, oder man laſſe die Hände von der Sache. Beichten ſind ehrlich nur, wenn ſie alles ſagen. Und nun erſt die Lebensbeichte eines Rouſſeau zu kaſtrieren, iſt ein Unfug. Philiſter und Unmündige ſind nicht dazu da, die *Confessions* zu leſen; vernünftige Leute aber, die das Leben kennen, werden gerade den Ernſt und die Aufrichtigkeit, mit der das Erotiſche in Rouſſeaus Schilderung ſeiner Jugend zum Ausdruck kommt, als etwas bewundern, das einzig daſteht in der Weltliteratur. Frühlings Erwachen ſtellt ſich noch ganz anders dar bei Rouſſeau als bei Wedekind. Mörike hat ſich nicht geſcheut, oft zu ſtreichen; „indem ſie einige allzu ermüdende und entbehrliche Abſchweifungen zuſammengezogen hat", ſagt er — auf dem Umſchlag! — von ſeiner Ausgabe, „bringt ſie die Bekenntniſſe dem Genuß des modernen Menſchen näher." Wirklich? Selbſt Längen dürften bei ſolchen Schriften nicht gekürzt werden, weil wie jede Interpolation auch jede Weglaſſung die Wahrheit fälſcht; Weglaſſungen gar, die wie hier überhaupt nicht kenntlich gemacht ſind, verſtoßen gegen jeden literariſchen Anſtand. Es iſt auch nur pure Heuchelei, wenn vorher erklärt wird: „Wer hier von Schamloſigkeit und Hochmut ſpricht, der hat die grauſame Ehrlichkeit dieſes Bekenners nicht erkannt." Dieſe Ausgabe fürchtet nämlich das Sexuelle. Die Stelle, wo der junge Rouſſeau in Turin in eine böſe Situation gerät, weil er das Schamgefühl der Weiber am Brunnen beleidigt, geſtrichen, geſtrichen auch jene andere, wo ihm im Seminar unzüchtige Anträge gemacht werden; weggelaſſen Wichtiges da, wo das Verhältnis des jungen Menſchen zu „Maman" ſich ändert, oder wo Rouſſeau in den Armen der Frau von Larnage kurze Liebesluſt genießt, und ſo viel ausgetilgt in der berühmten Szene

[1]) In der franzöſiſchen Kammer hat am 11. Juni eine Rouſſeau-Debatte ſtattgefunden über die Bewilligung eines Kredits von 30000 Frs. zu den Jubiläumsfeſtlichkeiten. Sie hat die politiſchen Leidenſchaften erregt und einige Redner der Rechten, zum Beiſpiel Maurice Barrès, zu heftigen Angriffen gegen Jean-Jacques veranlaßt, den ſie ſogar für die Miſſetaten eines Garnier und Bonnot verantwortlich machen. — Über die Herkunft eines Großteils der politiſchen Ideen Rouſſeaus informiert man ſich jetzt am beſten in Jean Morels umfaſſender Unterſuchung: *Recherches sur les sources du discours de l'inégalité (Ann. V)*, über deren Wirkung in dem Buche: Edme Champion, *J.-J. Rousseau et la Révolution française* (Paris 1909. Armand Colin).

bei der Padoana in Venedig, daß man den Bericht Rouſſeaus faſt nicht wiedererkennt. Es iſt jammerſchade: das Buch iſt ſpottbillig, die Ausſtattung anſtändig und die Überſetzung überall da, wo man Rouſſeau reſpektiert hat, lesbar. Aber dagegen muß man ſich verwahren, daß nun die Meiſterwerke des Auslandes auch noch verſtümmelt werden, nachdem eine ſkrupelloſe Induſtrie faſt nur noch Unberufenen und Gewiſſenloſen das einſt vornehme Amt zugewieſen hat, der deutſchen Literatur das Beſte der fremden Kulturvölker zu eigen zu machen.

Neue Peſtalozzi-Briefe.

Mitgeteilt von Alfred Löckle in Ulm.

Der Philanthropinismus des 18. Jahrhunderts, der ſich mit den Namen eines Baſedow, Campe, Rochow, Salzmann u. a. verknüpft, hat die Geiſter für die Ideen Peſtalozzis empfänglich gemacht. An die zahlreichen Erziehungsinſtitute, die mehr oder weniger nach Baſedows Deſſauer Philanthropin organiſiert waren, ſchloſſen ſich andere an, die Peſtalozzis Methode huldigten.

Auch in Würzburg finden wir eine Erziehungsanſtalt, die von Kapp, einem Schüler des Philoſophen Johann Jakob Wagner[1]), begründet worden war, jedoch freilich ſchon im Jahre 1817 wieder einging. Obwohl dieſes Würzburger Inſtitut ausgeſprochenermaßen Wagners pädagogiſche Grundſätze verwirklichen ſollte, ſpielten doch auch hier Peſtalozzis Ideen herein[2]).

Wagner hatte ſchon im Jahre 1802 eine „Philoſophie der Erziehungskunſt" geſchrieben, die er aber ſpäter ſelbſt als unreife Arbeit bezeichnete. Die Beziehungen zu dem Würzburger Inſtitut hielten ſein Intereſſe an pädagogiſchen Fragen wach und zeitigten ſpäter eine weitere Schrift, ſein „Syſtem des Unterrichts, oder Encyklopädie und Methodologie des geſamten Schulſtudiums", 1821. Er war im Jahre 1815 von Heidelberg nach Würzburg zurückgekehrt, um ſeine philoſophiſche Profeſſur wieder zu übernehmen. Hier trat er mit einem ſeiner treueſten Heidelberger Schüler, Wilhelm Hartung, wieder in perſönlichen Verkehr, der an Kapps Inſtitut ſich zu betätigen gedachte. Beide, Kapp und Hartung, ſetzten ſich im Verein mit ihrem Freunde Dittmar um das Jahr 1815 mit Peſtalozzi in Verbindung, und die drei reiſten im Dezember 1815 zur näheren Orientierung nach Iſerten. Wagner benützte die Gelegenheit, um ſelbſt auch dem von ihm hochverehrten Greiſe Peſtalozzi näher zu treten. Ein gütiges Geſchick hat uns das Konzept Wagners zu ſeinem erſten Schreiben an Peſtalozzi, ſowie zwei Briefe Peſtalozzis an Wagner erhalten[3]).

---

[1]) Über Wagner und ſeinen im folgenden benützten handſchriftlichen Nachlaß, deſſen wertvollſte Beſtandteile ich im Herbſt 1909 für die Süddeutſche Monatshefte bearbeitete, vergleiche Süddeutſche Monatshefte, April 1910, Seite 487 f.

[2]) Über dieſes Inſtitut und Wagners Beziehungen zu ihm vergleiche Encyklopädie des geſamten Erziehungs- und Unterrichtsweſens, herausgegeb. von K. A. Schmid, 10², 197 f.

[3]) Die Briefe ſind in der Peſtalozzi-Bibliographie von Auguſt Iſrael *(Monumenta Germaniae Paedagogica 25. 29. 31)* nicht erwähnt.

Würzburg, (9.) Febr. 1816.

Ehrw. Greis,

Das Schikſal hat gewollt, daß wir beide, des Zuſammentreffens in der andern Welt ſicher, uns noch in dieſer begegnen ſollten, was für mich, der ich noch tiefer im Leben ſtehe, als Sie, keine geringe Erheiterung iſt. Meine Freunde haben dieſes Begegnen vermittelt, indem ſie uns beyden die richtige Idee von unſerm beiderſeitigen Streben gegeben haben; denn ich läugne nicht, daß ich ehmals, wo ich Ihr Thun blos von außen und in der Ferne etwas kennen gelernt hatte, es unter den oberflächlichen Beſtrebungen der Zeit als eine blos conſequente Dreſſur mitbegriff. Der erſte, der mich zu einer Änderung meiner Anſicht von Ihrer Sache veranlaßte, war mein Freund, Freyh. v. Andrian, der bey ſeinem Beſuche des Inſtituts zu Wiesbaden den Geiſt Ihres Werks mehr als nur ahndete, und mich bewog, Sie Selbſt in Ihren Schriften näher kennen zu lernen. Ich fand ſogleich den Sinn Ihres Thuns, nämlich, den getheilten Richtungen des Zeitalters in ihren Zöglingen eine geſunde unzerriſſene Menſchheit gegenüber zu ſtellen, und wenn ich auch erkannte, daß Ihre Schüler vorerſt noch des Geſetzes nicht mächtig waren, welches alle Differenzen nicht nur der Menſchheit ſondern der Welt ſelbſt in die geſunde und vollſtändige Einheit verſammelt; ſo erfreute mich doch höchlich die Kraft, mit der manche Ihrer Schüler die Zeitform einzelner wiſſenſchaftlicher Gebiete zerſchlugen, und dem eignen geſunden Sinne vertrauend eine edlere Form ſuchten. In Ihnen ſelbſt, ehrw. Greis, ehrte ich die noch unentwikelte Fülle der Formen, die einſt wiſſenſchaftlich klar dargeſtellt das Leben durchdringen und die Menſchheit geſund machen werden, und wenn mein eigenes Streben zum Ziel hatte, jene Formen zur freyen Dispoſition des Geiſtes zu ſtellen, ſo mußte es mir höchſt erfreulich ſeyn zu bemerken, daß ich blos in der univerſellen Form des Geiſtes ausſprach, was Sie individuell leibend und lebend in Sich trugen.

In dieſem Sinne von mir und ſich ſelber geſendet kamen meine drey Freunde zu Ihnen, und ich vernehme aus ihren Briefen, daß ſowohl unſere beiderſeitigen Sachen als Perſonen ſich gegenſeitig anzuſchlieſſen geeignet ſind. Darum mochte es Sie intereſſiren, ſo etwas wie ein Portrait von mir zu ſehen, gleichſam als Natur-Brief und Siegel unſeres Verhältniſſes, und ich ſchike Ihnen deshalb, Ähnliches von Ihnen erbittend, beyliegende ziemlich ähnliche Silhouette von mir.

Sie haben kürzlich ihre Gattinn verlohren. Ich beſitze die meinige noch; da ſie aber, wie es bey Ihnen der Fall war, meines Lebens, Wirkens und Schikſals innige Hälfte iſt, ſo kann ich mir Ihren Verluſt denken, und begreife ganz, wie ſie eigentlich nur aus Ihrer Sache noch Lebensblut ziehen.

Eine Kinderfreude wäre es für mich, wenn ich den edlen Greis Pestalozzi in dieser Welt noch sehn und umarmen könnte; aber das Schikſal vergönnt mir nicht, auch nur die Hälfte der weiten Reise zu unternehmen. Daher beschränke ich mich auf Andenken und Anerkennen im Geiſte, wünschte aber doch nebſt Ihrem Portrait oder Schattenrisse einige Zeilen von Ihrer Hand zur Erwiederung dieſes Briefs zu erhalten.

Nun leben Sie wohl, edler Greis, und gedenken Sie mit Ihrer Liebe ſtets an Ihren herzlichen Freund J. J. W.

Darauf erhielt Wagner folgende undatierte Antwort Pestalozzis[1]):

Verehrungswürdiger Herr,

Was ſoll ich dazu ſagen, daß Sie auf das Thun eines Manns Aufmerkſamkeit zeigen, der ohne allen Anſpruch an irgend ein Erkentniß ſach nichts ſucht, als ſchlecht u. recht einher zu gehen den Pfad ſeines Lebens. Er iſt mir zwahr ſchwer geworden dieſer Pfad u. wird mir noch täglich ſchwerer. Doch ſein Ende nahet; ich ſuchte das gute u. mein Herz ſprach warm für das Rechte u. lenkte mich mit unwiederſtehlicher Kraft auf die Bahn der Erziehung. Aber der Mangel von Kentniſſen u. Fertigkeiten machte mir dieſe Bahn ſchwerer viel ſchwerer, als ſie jedem anderen, der mit meinem Herzen mehr Einſichten, u. Fertigkeiten verbunden hätte geworden wäre, u. jez iſt mein Greiſenalter da, u. mein Werk iſt kaum begonnen, ich muß von hinnen eh ich eigentlich ganz zeigen kan, was ich wollte u. ſuchte. Doch Gott wird helfen, weiter helfen, er hat bisher geholfen, u. die Aufmerkſamkeit von Männern wie Sie ſind auf mein Thun, iſt mir Sicherung der Hülfe des auf den ich hoff.

Die Ankunft der Männer von Ihnen machte mir Freude, mir iſt nur Leid daß ſie mich in aller Schwachheit meines Greiſenalters, u. in Augenbliken vielerley Leidens vielerley Unruh, u. Wiederwertigkeiten antreffen, u. ſelber die Erſcheinung meines hinſchwindenden thuns nicht in einem beſſern Moment auffaſſen könen. Ich habe gethan was ich gekont u. die große drükkendeſte Laſt meines Lebens überfällt mich im Greiſenalter.

Wandeln Sie, edler, ohne ſolche Laſten in jugendlicher Kraft den Weg der hellen Erkentniß von demjenigen, in deſſen dunkler Ahnung beſchrenkt ich meine Tage vollenden werde.

Unbekandt mit ihrem (*sic!*) öffentlichen u. mit Ihrer Perſöhnlichen Exiſtenz verehrt Sie denoch mit aufrichtigem Herzen Pestalozzi.

Wie traurig damals die Verhältniſſe in Iferten lagen, iſt bekannt. Wilhelm Hartung ſchreibt darüber an Wagner am 27. Februar 1816 aus Iferten: „. . . Der alte

[1]) Die beiden Briefe Pestalozzis ſind ſehr unleſerlich geſchrieben, einzelne Buchſtaben oft kaum feſtzuſtellen; die Schreibweiſe iſt daher im vorliegenden Abdruck etwas ausgeglichen worden.

Peſtalozzi iſt in einer traurigen Lage: Die meiſten Lehrer wollen ſich von ihm trennen, wenn Schmidt[1]) das Inſtitut nicht verläßt. Der Greis verzweifelt faſt und wünſcht ſich den Tod: er will an Dich und Andrian ſchreiben, Ihr ſollt richten über Schmidt und die andern Lehrer. Das hieſige Inſtitut iſt ſeiner gänzlichen Auflöſung nahe und kann nicht mehr beſtehen. Wir wollen alles aufbieten, um daſſelbe in Würzburg verklärt auferſtehen zu machen . . .". —

Es folgt Peſtalozzis zweiter Brief an Wagner:

Yverdun d. 2. Nov. 1820.

[Notiz von Wagners Hand:
erhalten durch Gelegenheit den 10. Nov. 1820,
beantw. durch dieſelbe Gelegenheit den 30. Novbr.]

Hoch zu verehrender
Inſonders Hochgeehrteſter Herr Profeſſor.

Die Tochter eines meiner ſchäzbarſten Freunden Herr Hangart[2]) eines der vorzüglichſten Rechtsgelehrten reißt nach Würzburg und fragt mich ob ich daſelbſt nicht etwan eine Bekandtſchaft habe an die ich ſeine Tochter empfehlen könte. Lieber edler Herr Profeſſor ich ergriff dieſe Gelegenheit mit großen Freuden um mich bey Ihnen nach ſo langem Stillſchweigen wieder einmahl in Erinnerung zu bringen. Lieber edler Freund, Sie haben vor einigen Jahren für meine ſchwachen Beſtrebungen zum Wohl der Menſchen eine Theilnahme gezeigt, die meinem Herzen wohl that u. die ich Ihnen durch mein Leben danken werde; ich weiß Sie haben meiner auch noch jez nicht vergeſſen, u. es iſt Ihnen gewiß nicht unangenehm, auch die gegenwertigen Verheltniſſe meiner Lag u. meiner Beſtrebungen, ſo weit es in unſerer Entfehrnung möglich iſt neher zu kenen; ich lege deswegen 2 kleine Broſchüren dieſem Brief bey, die Ihnen hierüber einiges Licht geben[3]). Ich alte[re], viele meiner Hoffnungen u. Treume ſind verſchwunden, aber ich thue alles dem wenigen meinigen, das mir übrig geblieben ſeegnende Dauer zu verleihen, u. lebe jez in meinen Umgebungen heiter froh, ungekrenkt u. unzerriſſen, wie ich es lange nit war.

Herzlich wird es mich freuen auch von Ihnen zu vernehmen, daß Sie glüklich geſund u. hetter, auf dem Weg Ihres Lebens, Ihren hohen Beſtrebungen entgegen wallen.

---

[1]) Joſeph Schmid, einer der jüngeren Lehrer Peſtalozzis, den er im Jahr 1815 zur gründlichen Reorganiſation ſeiner Anſtalt zurückgerufen hatte, und der ihm bis in ſeine letzten Jahre energiſch zur Seite ſtand.

[2]) Hangard wird kurz erwähnt in den *Monumenta Germaniae Paedagogica 31, 313.*

[3]) Gemeint ſind wohl die beiden Schriften: Rede von Peſtalozzi an ſein Haus an ſeinem 74. Geburtstage den 12. Jänner 1818; und: Ein Wort über den gegenwärtigen Zuſtand meiner pädagogiſchen Beſtrebungen und über die neue Organiſation meiner Anſtalt, von Heinrich Peſtalozzi, 1820.

In Rükſicht auf die Tochter meines Freunds weiß ich, daß es Ihnen Freude macht, wen Sie Gelegenheit fenden Ihr in Ihren Umgebungen Freude zu machen oder nüzlich zu ſeyn.

Leben Sie wohl Lieber edler Herr Profeſſor u. glauben (*sic!*) Sie mich auf imer Ihren Sie mit Hochachtung oerehrenden Freund u. Diener

Peſtalozzi.

Dieſe ergreifend ſchlichten Worte Peſtalozzis über ſein eigenes Leben und Streben erinnern an die wundervolle Charakteriſtik des Mannes in Fichtes „Reden an die Deutſche Nation", mit der ich dieſe Mitteilungen ſchließen möchte: „. . . er hat ein mühoolles Leben hindurch, im Kampf mit allen möglichen Hinderniſſen, von innen mit eigener hartnäckiger Unklarheit und Unbeholfenheit, und ſelbſt höchſt ſpärlich ausgeſtattet mit den gewöhnlichſten Hilfsmitteln der gelehrten Erziehung, äußerlich mit anhaltender Verkennung, gerungen nach einem bloß geahnten, ihm ſelbſt durchaus unbewußten Ziele, aufrecht gehalten und getrieben durch einen unoerſiegbaren und allmächtigen und deutſchen Trieb, die Liebe zu dem armen, verwahrloſten Volke . . ."

Jugendſtrafrecht in der Schweiz.[1]

Von Alfred Silbernagel in Baſel.

Wenig mehr als ein Jahrzehnt iſt oergangen ſeit der Schaffung der erſten Jugendgerichtshöfe in den Vereinigten Staaten von Amerika, ein Jahrzehnt beiſpielloſer Arbeit auf dem Gebiete der Jugendfürſorge in der ganzen Kulturwelt, ein Jahrzehnt bedeutungsoller Reformen in der Behandlung der fehlbaren Kinder und der jugendlichen Delinquenten. Einige Einzelſtaaten der Union gingen mit ihrem Beiſpiel ooran. Kinderfreunde, deren Namen unoergeſſen bleiben, lenkten in den Vereinigten Staaten die öffentliche Aufmerkſamkeit auf Zuſtände in der Behandlung der ſtraffälligen Jugend, die erſchreckend wirkten; ſie erreichten es, daß Kinder nicht mehr in Gefängniſſe, daß ſie oor einen beſonderen Jugendrichter und auf deſſen Weiſung nachher in beſondere Erziehungsanſtalten gewieſen wurden, ſie erwirkten eine Ausgeſtaltung der Schutzaufſicht während der Bewährungszeit und überhaupt eine Erſetzung des alten Jugendſtrafrechts durch ein Jugendfürſorgerecht, ein neues großes Prinzip, das für die alte Welt vorbildlich

[1] Die folgenden Ausführungen bildeten das Referat des Verfaſſers am erſten ſchweizeriſchen Jugendgerichtstag in Winterthur am 13. Mai 1912. Zivilgerichtspräſident Dr. Silbernagel nahm im April d. J. als Spezialexperte des Bundesrates teil an den Beratungen der aus Strafrechtsprofeſſoren, Führern der politiſchen Parteien in der Bundesverſammlung, kantonalen Juſtiz- und Polizeidirektoren, Kantonsgerichtspräſidenten zuſammengeſetzten Expertenkommiſſion zum Entwurf eines ſchweizeriſchen Strafgeſetzbuches. Die Redaktion.

wurde. Man erkannte zuerst in der amerikanischen Gesetzgebung, dann in der der europäischen Staaten, daß das Kind, daß der jugendliche Mensch bei seiner geistigen und sittlichen Unreife, seinem noch ungenügend gefestigten Willen nicht die volle Verantwortung besitzen könne. Wohl sollten auch für die Behandlung der jugendlichen Delinquenten die Gebote der Gerechtigkeit gelten, aber nicht einer rächenden, vernichtenden Gerechtigkeit, sondern einer rettenden Gerechtigkeit verbunden mit Liebe. Der Jugendrichter wird zum Erzieher und Arzt. Die Hauptsache wird nicht die Bestrafung des Kindes und des Jugendlichen, sondern seine Rettung, seine Erziehung zu einem tüchtigen, brauchbaren, rechtschaffenen Gliede der menschlichen Gesellschaft.

Dieser Grundsatz hat, seit Baernreither, Julhiet und andere das amerikanische Jugendgerichtsverfahren in Europa populär gemacht haben, den größten Teil der gewaltig anschwellenden Jugendfürsorgeliteratur, hat die neuen gesetzgeberischen Arbeiten und die Verhandlungen zahlreicher internationaler und nationaler Kongresse beherrscht und auch ins Rechtsempfinden des Schweizervolkes hat er Eingang gefunden. Die letzten paar Jahre haben auch in unserem Lande eine Entwicklung auf dem Gebiete der Jugendfürsorge gebracht, die in manchen Punkten auch für das Ausland vorbildlich sein kann. Die Zeit seit der Veröffentlichung des letzten Vorentwurfs zu einem schweizerischen Strafgesetzbuch, seit 1908, brachte zunächst das schweizerische Zivilgesetzbuch mit seiner starken Hervorhebung der persönlichen Fürsorge im Vormundschaftsrecht, im Recht der elterlichen Gewalt, im außerehelichen Kindesverhältnis, sowie die verschiedenartige, in ihrer Gesamtheit aber doch sehr beachtenswerte Ausgestaltung der neuen Fürsorgeideen in den kantonalen Einführungsgesetzen zum schweizerischen Zivilgesetzbuch. Sie brachte für einzelne Kantone (Genf, Basel-Stadt, Zürich und ganz besonders St. Gallen) die in ihrer Verschiedenart den jeweiligen Anschauungen und Bedürfnissen der einzelnen Landesteile in bemerkenswerter und auch viel beachteter Weise angepaßten neuesten Gesetze und Gesetzesentwürfe zum Strafrecht und Strafverfahren gegen Jugendliche. Neben den Wünschen der zahlreichen Lehrertagungen konnten die Resultate der Referate und der Beratungen am schweizerischen Juristentag in Aarau vom Jahre 1909 eine Grundlage für die neue schweizerische Gesetzgebung bilden. Auf ihnen konnte zunächst die vom schweizerischen Justizdepartement im April dieses Jahres zur Beratung des Entwurfs zu einem schweizerischen Strafgesetzbuch nach Luzern zusammenberufene Expertenkommission aufbauen. Die Beratungen dieser Kommission zum allgemeinen Teil sind für die erste Lesung beendet. Diese Tatsache aber nimmt dem schweizerischen Jugendgerichtstag nicht seine große praktische Bedeutung für die schweizerische Gesetzgebung. Die Wünsche seiner Referenten und Votanten können und werden sicher einer eingehenden Prüfung unter-

zogen werden, vielleicht ſchon bei einer zweiten Leſung im Schoße der Expertenkommiſſion und mehr noch bei den Beratungen in der Bundesverſammlung und ihren vorberatenden Kommiſſionen, ganz beſonders aber wird dies ſpäter der Fall ſein bei Ausarbeitung der kantonalen Einführungsgeſetze zum ſchweizeriſchen Strafgeſetzbuch. Auch für die künftige ausländiſche Geſetzgebung werden die Arbeiten dieſes Kongreſſes in Winterthur nicht ohne Bedeutung bleiben, wie auch die Rückwirkung der bisherigen ausländiſchen Geſetzgebung auf unſere ſchweizeriſche Geſetzgebung über das Jugendſtrafrecht nicht unterſchätzt werden darf. Gerade im Ausland hat die Geſetzgebung in den Jahren ſeit 1908, ſeit der Publikation des letzten ſchweizeriſchen Vorentwurfs ſo ſehr viel Neues gebracht. Wohl war damals ſchon die Entwicklung in den Vereinigten Staaten von Amerika in den Hauptzügen zu überblicken. Auch der große engliſche Children Act 1908 lag damals ſchon vor, wenn er auch erſt ſpäter in Kraft getreten iſt, ebenſo war bekannt das bahnbrechende däniſche Geſetz von 1905 über die Behandlung verbrecheriſcher und verwahrloſter Kinder und Jugendlicher. Neu dazu aber kam die beiſpielloſe Entwicklung der Idee und der Inſtitution der Jugendgerichte in Deutſchland ſeit 1907, kam in deutſchen Einzelſtaaten auch die Beſeitigung der größten Härten des alten Rechts durch Miniſterialverordnungen; es liegen nun auch vor die Entwürfe zu einem neuen deutſchen Reichsſtrafgeſetzbuch und einer neuen deutſchen Reichsſtrafprozeßordnung. Am 27. Juni 1910 hat in Öſterreich das Herrenhaus des Reichsrats den Geſetzentwurf betreffend das Jugendſtrafrecht angenommen, der unter Baernreithers Einfluß zu einem allgemeinen Fürſorgegeſetz erſten Ranges geworden iſt und der auch das Verfahren gegen Jugendliche und die Organiſation von Jugendgerichten regelt. Ihm ſchloß ſich der öſterreichiſche Entwurf über die Fürſorgeerziehung an. In Frankreich folgten den erſten bedeutungsvollen Geſetzesvorſchlägen des *conseil supérieur des prisons*, Deſchanels, Bérengers und Ferdinand Dreyfus' die Entwürfe von Senat und Kammer zur *loi sur les tribunaux pour enfants et adolescents et sur la liberté surveillée*. Alles iſt noch im Fluß, auch in Belgien, wo die Sache der Jugendgerichte in Juſtizminiſter Carton de Wiart und ſeiner hochbegabten Gemahlin ſo hervorragende Vorkämpfer gefunden und wo die *Chambre des représentants* am 19. April dieſes Jahres das *projet de loi sur la protection de l'enfance* angenommen hat. Dazu kommen die Novelle vom 1. Oktober 1908 zum ungariſchen Strafgeſetzbuche, ſpeziell zum Jugendſtrafrecht und die Geſetzesvorarbeiten der von Miniſter Orlando eingeſetzten italieniſchen Kommiſſion, alles zuſammen ein weitſchichtiges Material an bedeutungsvollen Reformen. Es erhielt ſeine Verarbeitung an großen internationalen Kongreſſen, ſo am zweiten deutſchen Jugendgerichtstag in München, der auch

Österreich und die Schweiz in sich schloß, dann im letzten Juli zuerst an dem mehr privaten internationalen Jugendgerichtskongreß in Paris, dann wenige Wochen später an dem mehr amtlichen Charakter tragenden internationalen Patronagekongreß in Antwerpen. Von diesem ist der hochinteressante, 565 Seiten umfassende Sammelband, der ganz besonders auch der Frage der Jugendgerichte und der Schutzaufsicht gewidmet ist, erschienen; zur Pariser Tagung steht der Sammelband zur Zeit noch aus, doch liegen die zahlreichen Einzelberichte berufener Autoren aus einer Reihe von Staaten zu diesem Kongresse vor. Auch der internationale Gefängniskongreß in Washington hat den Fragen des Jugendstrafrechts seine Aufmerksamkeit zugewandt. Auf all diesem, von berufensten Männern der Theorie und Praxis in allen Kulturstaaten gesammelten Material dürfen wir nunmehr das Gesetzeswerk aufbauen, das der Jugend zum Segen gereichen wird.

Sollen wir das gesamte Jugendfürsorgerecht, oder doch das ganze Recht der Behandlung der straffälligen und verwahrlosten Jugend in ein besonderes Gesetz verweisen, unabhängig vom allgemeinen Strafrecht, ähnlich wie es England, Österreich und Belgien tun, wie es in Frankreich der *Conseil supérieur des prisons*, in Deutschland unter anderen Geheimrat Felisch, in der Schweiz die schweizerische Vereinigung für Kinder- und Frauenschutz anstreben? Die bundesrätliche Expertenkommission hat, offenbar aus Opportunitätsgründen, davon abgesehen und mit Recht, im Interesse des raschen Zustandekommens sowohl des neuen Jugendstrafrechts als des ganzen schweizerischen Strafgesetzbuchs überhaupt.

Der schweizerische Entwurf hält an der Scheidung zwischen Kindern und Jugendlichen fest. Was er für die erste Altersstufe bis zu 14 Jahren, für Kinder, bringt, ist ein reines Fürsorgerecht, ohne strafrechtlichen Einschlag. Herr Professor Borel hat auch hier noch eine untere Grenze von zehn Jahren vorgeschlagen. Die letzte Expertenkommission ist auf den Beginn des schulpflichtigen Alters heruntergegangen. Die Behandlung von Kindern unter dieser Altersgrenze ist ganz dem Zivilrecht überlassen, seinen Normen über elterliche Gewalt und über Vormundschaftswesen. Der schweizerische Strafgesetzentwurf befaßt sich also erst mit schulpflichtigen Kindern. Da aber ist es das große Verdienst der Expertenkommission, daß sie für Kinder den „Richter" ersetzt hat durch die „zuständige Behörde". Diese trifft nun die geeigneten Maßnahmen und zwar selbst. Die wenig erfreuliche Zweiteilung im alten Entwurf zwischen der das Delikt feststellenden und der die Maßnahmen treffenden Behörde ist fallen gelassen worden. Der Richter muß nicht mehr das Kind der Verwaltungs- beziehungsweise der Schulbehörde zu weiteren Verfügungen überweisen, was auch zum System des eigentlichen Kinder-(Jugend-)Richters nicht passen würde. Als „zuständige Behörde" kann das kantonale Ein

führungsgesetz je nach seinen Bedürfnissen, seinem Behördenorganismus, den ihm zur Verfügung stehenden Kräften, den Anschauungen seiner Bevölkerung und seiner leitenden Kreise einen einzelnen Jugendrichter oder ein Jugendrichterkollegium, eine vormundschaftliche oder Schulbehörde, eine Jugendschutzkommission, ein Fürsorgeamt ernennen. Alle diese Möglichkeiten sind im neuesten Entwurf der Expertenkommission ausdrücklich vorgesehen. Nicht vorgesehen ist dagegen — und das ist der große Fortschritt — der ordentliche Strafrichter für das Verfahren gegen Kinder. Ebensosehr ist auch zu begrüßen, daß der Entwurf nun nicht mehr der Schule in der Behandlung der fehlbaren Jugend als notwendig eine entscheidende Bedeutung einräumt. Wo in einem Kanton die Verhältnisse es wünschbar erscheinen lassen, kann dieser die Schulbehörden als zuständige Behörden bestimmen, aber er muß es nicht allgemein. Noch vor wenigen Jahren sah man in der Schulbehörde und im Lehrer den idealen Kinderrichter. Dann kam aus Lehrerkreisen selbst und aus Schulsynoden die Reaktion gegen diese Auffassung (ich nenne nur die Namen Fawer, Mercier, Müller-Meier, Bollinger-Auer). Basel-Stadt hatte die Schulgerichtsbarkeit besessen und damit so wenig gute Erfahrungen gemacht, daß es sie ohne nennenswerte Opposition wieder abgeschafft hat. Die Basler Schulorganisation, wenigstens die der Knabensekundarschulen, eignete sich dazu nicht. In andern Kantonen mag die Schulorganisation sich für diese Zwecke besser geeignet erweisen. Überall aber wird die Schule in der Begutachtung des Charakters des Jugendlichen, in der allgemeinen Auskunfterteilung sehr wertvolle Dienste leisten können.

Der neue Entwurf der Expertenkommission hat die Notwendigkeit der Einziehung von Berichten über die persönlichen Verhältnisse des Kindes beibehalten und sie ergänzt durch die Vorschrift der Einziehung ärztlicher (ich füge bei „wenn immer möglich psychiatrischer") Berichte in allen Zweifelsfällen, eine sehr wertvolle Bestimmung, wenn man des großen Prozentsatzes geistig unternormaler Kinder nach den psychiatrischen Untersuchungen in deutschen Fürsorgeerziehungsanstalten gedenkt. Obligatorische psychiatrische Untersuchung aller straffälligen Kinder und Jugendlichen wäre in anderen Orten als in großen Städten weder durchführbar noch gut für die Kinder und Jugendlichen selbst. Die Mitgliedschaft eines Psychiaters in dem allfälligen das Kind oder den Jugendlichen beurteilenden Kollegium ist wertvoll, wenn auch einzelne Psychiater sie bekämpfen; aber die Diagnose bloß in der Verhandlung genügt natürlich nicht. — Der neue Entwurf hat sodann eine Reihe von Bestimmungen aus dem Entwurf zu einem schweizerischen Einführungsgesetz ins Strafgesetzbuch selbst hinübergenommen, so unter anderen die Anordnung einer Beaufsichtigung der Erziehung des fehlbaren Kindes durch freiwillige Vereinigungen und hat dadurch die Stellung unter Schutzaufsicht unter den Maß-

nahmen der „zuständigen Behörde“ auch bei Kindern ausdrücklich hervorgehoben. Für Kinder, deren Zustand eine besondere Behandlung erfordert, ist die Behandlung anzuordnen, die dieser Zustand angezeigt erscheinen läßt. Zu diesen geistig anormalen Kindern rechnet der neue Entwurf der schweizerischen Expertenkommission nun auch die Blinden und entspricht damit einem Ersuchen des schweizerischen Blindenvereins.

In Übereinstimmung mit den Rechten einer Reihe anderer Staaten (ich nenne unter anderen die Vereinigten Staaten von Amerika, England, Belgien mit seinem Entwurf) wird dem Kinderrichter beziehungsweise der für fehlbare Kinder zuständigen Behörde das künftige Recht eingeräumt, sich auch an die Eltern zu wenden und zwar je nach deren Gesinnung mit einer Ermahnung oder Verwarnung. Ohne die Möglichkeit einer Einwirkung auf die Eltern bleibt natürlich alle Arbeit des Kindermagistraten ein Stückwerk. Lindsey verlangt mit großer Entschiedenheit für den Kinderrichter auch das Recht, pflichtvergessene Eltern strafen und ihnen diese Bestrafung androhen, ihnen Kautionen für das Wohlwollen ihrer Kinder auferlegen zu dürfen. Für die Schweiz ist die Regelung dieser Frage vorläufig dem noch nicht beratenen besonderen Teil des Strafgesetzbuches überlassen worden, der von dem einzelnen Vergehen handelt.

Als weitere Maßnahmen kommen bei fehlbaren Kindern noch in Betracht neben Verweis (richtiger Mahnung) und Schularrest die Verbringung in eine Erziehungsanstalt oder Übergabe an eine vertrauenswürdige Familie und endlich die Belassung des Kindes in der eigenen Familie bei Beaufsichtigung der Erziehung. Es ist also auch bei Kindern die sehr wichtige Bewährung mit Schutzaufsicht ins künftige schweizerische Recht aufgenommen worden. Die Worte „Zwangs“-Erziehungs- und „Korrektions“-Anstalt sind bei Kindern noch vermieden.

Damit hat die Behandlung der fehlbaren Kinder im künftigen schweizerischen Bundesrecht in den Grundzügen vorläufig eine Regelung gefunden, die den besten auswärtigen Gesetzen und Gesetzesentwürfen ruhig an die Seite gestellt werden darf. Freilich betrifft diese Regelung nur die Grundzüge, die weitere Detailausgestaltung ist den Kantonen überlassen und gerade hier bleibt den Jugendfürsorgevereinen noch ein großes Feld vorberatender, vorbereitender Tätigkeit, damit die kantonalen Einführungsgesetze sich dem Geist des Entwurfs zu einem schweizerischen Strafgesetzbuch anpassen. Ganz besonders verbleibt den Kantonen die Bezeichnung der „zuständigen Behörde“.

Möge hier die Entwicklung dazu führen, daß alle Entscheide und Maßnahmen gegen Kinder bis 14 oder 15 Jahren einschließlich der Kontrolle der Durchführung einem besonderen nicht richterlichen Jugendmagistraten (nach dem Vorschlag Moschinis, des Vorkämpfers der italienischen Jugendfür-

sorge), oder einer Jugendschutzkommission, nach den Vorschlägen Kuhn-Kellys, Rektor Maennels und anderer, in ähnlicher Gestaltung unter anderm auch des französischen *conseil supérieur des prisons*, oder einer als Fürsorgeamt konstituierten Vormundschaftsbehörde, wie es in Basel-Stadt, wie es auch in Dänemark der Fall ist, zugewiesen werden.

Das Kind hat das vierzehnte Altersjahr überschritten, es steht in der strafgerichtlichen Altersstufe der „Jugendlichen", wie die auch auswärts allgemein übliche Bezeichnung lautet. Diese Altersstufe soll bei uns eine einheitliche sein, von 14 bis zu 18 Jahren. Eine weitere strafrechtliche Zwischenstufe, eine weitere Altersgrenze bei 16 Jahren, wie zahlreiche andere Staaten sie in ihren neuesten Gesetzen und Gesetzesentwürfen kennen (zum Beispiel England, Frankreich, Italien, Belgien und Einzelstaaten der amerikanischen Union), ist von der schweizerischen Expertenkommission abgelehnt worden. Ein Versuch, in den schweizerischen Entwurf die alte und grundfalsche Frage nach dem Vorhandensein der Einsicht des Jugendlichen, nach dem *discernement*, oder in der neuen gemilderten Form die Frage nach der geistigen und sittlichen Reife aufzunehmen, ist in der Expertenkommission nicht mehr gemacht worden. Es ist bedauerlich, daß der Verfasser des neuen, sonst sehr beachtenswerten baselstädtischen Jugendstrafrechts sich von diesem Prinzip der Einsicht des Jugendlichen noch nicht ganz frei machen konnte. Ein Antrag der sozialdemokratischen Partei, die untere Grenze der Jugendlichen, ähnlich wie in Schweden und im Kanton Bern, auf 15 Jahre zu erhöhen, wurde abgelehnt. Der Zürcher Regierungsratsentwurf zu einem Gesetze betreffend den Strafprozeß sieht für Jugendliche überhaupt als untere Altersgrenze sogar 16 Jahre vor.

Abgesehen von den ganz schweren Delikten hat auch der neueste schweizerische Entwurf für Jugendliche am Prinzip der Erziehung und der rettenden Fürsorge an Stelle der Vergeltung festgehalten. Die Expertenkommission hat damit dem Entwurf des schweizerischen Strafgesetzbuches eine seiner schönsten Perlen erhalten.

Bei normalen, sittlich nicht verwahrlosten und verdorbenen, aber straffälligen Jugendlichen sieht der Entwurf Verweis und abgesonderte Einschließung vor. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß die Maximalfrist von zwei Monaten für diese Einschließung bei schweren Fällen zu kurz bemessen sei. Anderseits wollte man aber die sittlich nicht Verdorbenen nicht mit sittlich Verdorbenen zusammen in die gleiche Zwangserziehungsanstalt einweisen. In einem bloßen Einschließungsraum aber fehlt die Möglichkeit zu einer richtigen beruflichen Ausbildung, die bei jeder längern Internierung eines Jugendlichen unbedingt eintreten muß. So blieb es denn bei der alten Fassung des Entwurfs hinsichtlich der Dauer der Einschließungsfrist. Richtiger wäre wohl für schwere Fälle sittlich nicht verdorbener Jugend-

licher die Einschließung, zwar nicht in einem Gefängnis, wohl aber in einer Zwangserziehungsanstalt, nach besserer Bezeichnung Fürsorgerziehungsanstalt, möglichst getrennt von den sittlich schon verdorbenen Elementen und mit der Möglichkeit einer beruflichen Ausbildung. Die längere Dauer der Freiheitsentziehung soll als solche auch dem Strafzweck dienen. Eine völlige Ausschaltung des Prinzips der Strafe wäre für die Jugend wohl nicht von Gutem. Hier folge ich den Ausführungen Professor Försters. Aber dieses Prinzip der Strafe darf nicht kriminellen Charakter erhalten und soll nicht einen Makel für die Zukunft des Jugendlichen bedingen. Natürlich ist der Jugendliche auch bei kurzer Einschließung angemessen zu beschäftigen. Der Richter kann die Einschließung aufschieben und dem Verurteilten eine Probezeit von sechs Monaten bis zu einem Jahr auferlegen, wenn nach dessen Aufführung und Charakter zu erwarten ist, daß er dadurch von weiteren Vergehen abgehalten werde und sich bessere. Es kann der Richter daher den Jugendlichen unter Schutzaufsicht stellen und ihm für sein Verhalten bestimmte Weisungen erteilen, zum Beispiel einen Beruf zu erlernen, an einem bestimmten Orte sich aufzuhalten, sich von geistigen Getränken zu enthalten. Von der Möglichkeit der Anordnung einer länger dauernden Probezeit aus erzieherischen Gründen wurde leider abgesehen. Auch wurde die Schutzaufsicht nicht obligatorisch erklärt bei jeder richterlichen Anordnung auf Stellung des Jugendlichen auf Probe.

Es ist dem Richter jedenfalls dringend zu empfehlen, die Schutzaufsicht in der großen Mehrzahl der Fälle einer Stellung auf Probe anzuordnen, das heißt überall da, wo nicht ganz besonders günstige Aufsichtsverhältnisse sonst schon im Elternhaus oder in einer Lehrstelle gegeben sind. Sehr zu begrüßen ist die ausdrückliche Erwähnung der oberwähnten Möglichkeit im Gesetz, bestimmte Weisungen an den Jugendlichen zu erteilen. Handelt der Jugendliche während der Probezeit ungeachtet förmlicher Mahnung den ihm erteilten Weisungen zuwider, oder täuscht er in anderer Weise das in ihn gesetzte Vertrauen, so wird die Einschließung vollzogen, andernfalls fällt sie weg.

Die richtige Ausgestaltung der Probezeit und der Schutzaufsicht ist eines der allerwichtigsten Momente in der Rettung des jugendlichen Verbrechertums. Die Schweiz hat hervorragende Vorbilder in der Ausgestaltung dieser Institution in den Vereinigten Staaten von Amerika (ich verweise u. a. auf die *Societies for the prevention of cruelty to children)*, in Ungarn u. a. mit seiner nationalen Kinderschutzliga, in Deutschland u. a. mit der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge in Berlin und den verschiedenen Jugendgerichtshilfen und Fürsorgen-Ausschüssen, in Frankreich u. a. mit der *patronage de l'enfance et de l'adolescence* in Paris unter Rollets Leitung, in Italien mit den von Frau Re-Bartlett ins Leben gerufenen *patronati dei minorenni condannati condi-*

zionalmente, in Belgien mit der von Danſaert de Baillencourt geleiteten *société tutelaire des enfants traduits en justice* in Brüſſel, um nur dieſe Staaten zu erwähnen.

Auch unſer Land wird in den ſich ſo erfreulich entwickelnden zahlreichen Kinderſchutzvereinigungen und in den Jugendſchutzkommiſſionen die erforderlichen Kräfte für die Schutzaufſicht in Zukunft ſicher ebenfalls finden. Ich halte das Zuſammenarbeiten des Staates und der privaten Jugendfürſorge für etwas Notwendiges und Gutes, für etwas Begrüßenswertes und Segensreiches. Dieſes Zuſammengehen ſichert auch die ſo ſehr wertvolle Mitarbeit der Frau in der Jugendgerichtshilfe.

Eine ſehr nachahmenswerte Regelung im anglo-amerikaniſchen und ungariſchen Recht iſt die, daß auf Bewährung nicht nur im Sinne einer Maßnahme des Strafaufſchubs kann erkannt werden, ſondern daß ſie auch die Verurteilung ſelbſt hinausſchiebt, derart daß bei guter Führung überhaupt nie eine, wenn auch nur bedingte Verurteilung zu einer Einſchließungsſtrafe ausgeſprochen worden iſt.

Nicht aufgenommen wurde in den Entwurf zu einem ſchweizeriſchen Strafgeſetzbuche ein Prinzip, wie es zum Beiſpiel in der jetzigen durch Verordnung geſchaffenen Praxis deutſcher Einzelſtaaten, im Entwurf zur deutſchen Reichsſtrafprozeßordnung, im däniſchen Recht, im baſelſtädtiſchen Einführungsgeſetz zum ſchweizeriſchen Zivilgeſetzbuch enthalten iſt, das Prinzip nämlich, daß in beſonders leichten Fällen, wo die Nachteile der Verfolgung für den Jugendlichen die Nachteile der Nichtverfolgung für den Staat überwiegen, ſchon die Strafverfolgungsbehörde von der Durchführung des Strafverfahrens und der Überweiſung ans Gericht Umgang nehmen kann. Gegen eine ſolche Regelung iſt freilich beſonders in Deutſchland der Einwand der Klaſſenjuſtiz gerichtet worden. Freilich kann dieſe angebliche Gefahr ſchon dadurch ſtark vermindert werden, daß nach dem Vorſchlag Wulffens das Jugendgericht ſelbſt über die Anklageerhebung entſcheidet. Wird die Öffentlichkeit der Verhandlung, wie ſehr zu hoffen iſt, künftig durch zwingende Vorſchrift ſtark eingeſchränkt, ſo wird dann freilich die Überweiſung ganz leichter Fälle ans Gericht viel von ihrer jetzigen Härte verlieren. Es beſteht begründete Hoffnung, daß im ſchweizeriſchen Einführungsgeſetz zum Strafgeſetzbuch auch die Grundſätze der Beſchränkung der Öffentlichkeit, der möglichſten Trennung von erwachſenen Delinquenten im Verfahren gegen Jugendliche Aufnahme finden werden.

Auch die Aufnahme der Geldſtrafe gegen Jugendliche ins Geſetz beliebte nicht. Sie war mit Recht nur vorgeſchlagen worden gegenüber denjenigen Jugendlichen, die ſie ohne Einſchränkung ihres notwendigen Lebensunterhalts und der Möglichkeit der Erfüllung von Alimentationspflichten gegen ihre Angehörigen zu zahlen in der Lage waren, wobei ſie dann im

Sinne von Art. 39 des Vorentwurfs zum ſchweizeriſchen Strafgeſetzbuch wenigſtens teilweiſe dem Geſchädigten als Deckung an ſeinen Schaden hätte zukommen ſollen. In Amerika kommt es zum Beiſpiel vor, daß fehlbare Jugendliche zur Leiſtung von Botengängen für den Geſchädigten vom Richter angehalten werden. In dieſer Art der, wenn auch bloß teilweiſen, Schadensvergütung wäre ein wichtiges erzieheriſches Moment gelegen.

Wie bei den Kindern ſollen auch bei den Jugendlichen diejenigen eine beſondere Regelung finden, deren Zuſtand eine beſondere Behandlung erfordert. Dabei ſollen nun künftig außer den bisherigen im Vorentwurf aufgezählten Anormalen noch die Blinden und die Alkoholkranken einer beſonderen, durch ihren Zuſtand gebotenen Behandlung zugeführt werden. Auch bei Jugendlichen iſt die Einziehung ärztlicher, womöglich pſychiatriſcher Berichte in allen Zweifelsfällen notwendig.

Zwiſchen verwahrloſten und ſittlich verdorbenen Jugendlichen, die eine als Vergehen bedrohte Tat begangen haben, iſt im Geſetz kein Unterſchied gemacht. Beide Kategorien ſollten nach dem bisherigen Vorentwurf in jedem Fall der Feſtſtellung einer ſtrafbaren Handlung einfach in eine Zwangserziehungsanſtalt gebracht werden.

Nicht jeder fehlbare Jugendliche aber, vor allem auch nicht jeder Verwahrloſte, das heißt nicht recht Erzogene, eignet ſich für eine Anſtaltserziehung. Manchem wird dieſe mehr ſchaden als nützen. Es iſt ein großer Fortſchritt des neueſten ſchweizeriſchen Entwurfs, daß er dem Richter die Wahl zwiſchen Anſtalts- und Familienerziehung läßt. Vor anderen Staaten hat Dänemark zur Unterſuchung der beſonderen Eignung des Jugendlichen ſeine beſonderen Beobachtungsheime, Ungarn ſeine beſonderen Beobachtungsfamilien. Auch die Anſtaltsleitung ſoll Jugendliche gegebenenfalls der Familienerziehung zuweiſen können. Die Zwangserziehung ſelbſt bezweckt (nach der neuen Faſſung des Entwurfs) einerſeits die ſittliche Erziehung und Charakterbildung, anderſeits die Ausbildung des Zöglings in einem Berufe und die Ausſtattung mit denjenigen Kenntniſſen und Fertigkeiten, welche ihm das Fortkommen in der Freiheit ermöglichen. Der Zögling bleibt ſolange in der Anſtalt, als es ſeine Erziehung erfordert, jedoch mindeſtens ein Jahr. Hat er das zwanzigſte Altersjahr zurückgelegt, ſo wird er endgültig entlaſſen. Erfahrene ſchweizeriſche Anſtaltsdirektoren wie Hürbin und Groſſen haben die Minimaldauer der Verſorgung von einem Jahr als zu gering bezeichnet mit Rückſicht auf die berufliche Ausbildung. Im Entwurf iſt aber an der alten Faſſung feſtgehalten worden. Immerhin ſollte nur ausnahmsweiſe, wo entſprechende berufliche Ausbildung vorausgegangen iſt, das Minimum von einem Jahr zur Anwendung gebracht werden. Mit dieſer Beſchränkung erſcheint die Beſtimmung annehmbar. Zu hoffen iſt dabei auch, daß es gelingen werde, den alten Wunſch Kuhn-Kellys

zu erfüllen und das Wort „Zwangs"-Erziehungsanſtalt aus dem Geſetze zu beſeitigen, wenigſtens durch Erſetzung des Wortes „Zwang" durch das Wort „Fürſorge". Über die Entlaſſung aus den Anſtalten ſollen nicht Behörden zu entſcheiden haben, für die fiskaliſche Geſichtspunkte maßgebend ſein können. Soweit möglich ſoll die beurteilende Behörde auch auf den Vollzug jeder ihrer Maßnahmen ſtändig überwachend und beſtimmend einwirken können.

In den Anſtalten ſelbſt wird wohl auch bei uns das Progreſſivſyſtem zur Anwendung kommen.

Dies die weniger ſtraf- als fürſorgerechtliche Regelung, die die gewöhnlichen Delikte der Jugendlichen (der ſchweizeriſche Strafrechts-Entwurf kennt nicht mehr eine ſprachliche Unterſcheidung zwiſchen Vergehen und Verbrechen) im künftigen ſchweizeriſchen Recht finden ſollen. Es iſt dabei zu betonen, daß weitaus die meiſten aller Straffälle von Jugendlichen unter dieſe bisher beſprochenen Beſtimmungen fallen werden.

Die größten Schwierigkeiten bietet die Frage einer angemeſſenen Behandlung der Fälle ſehr ſchwerer Vergehen und der ſittlich in hohem Grade verdorbenen Jugendlichen. Schon der Vorentwurf iſt von dem richtigen Prinzip ausgegangen, die weniger ſchlimmen Elemente in den Erziehungsanſtalten von der Anſteckung durch die vielleicht ſtark verdorbenen zu bewahren, indem er die letzteren in beſondere Korrektionsanſtalten für Jugendliche wies. Fraglich iſt nun: ſoll die Errichtung von Korrektionsanſtalten für Jugendliche den Kantonen freigegeben werden? Opportunitätsgründe würden für ein ſolches Fakultativum ſprechen. Die Expertenkommiſſion hat ſich auf den prinzipiellen Standpunkt geſtellt und die Errichtung obligatoriſch erklärt. Der Entwurf ſieht eine Maximaldauer von zwölf Jahren für die Internierung in eine Korrektionsanſtalt vor. Strafanſtaltsdirektor Hürbin hat mit Recht darauf hingewieſen, daß zur Vermeidung ſchwerer geſundheitlicher Schädigung des jugendlichen Inſaſſen die Friſt auf acht Jahre reduziert werden ſollte.

Zu den ſchwerſten Fragen in der Behandlung jugendlicher Delinquenten gehört die: ſoll bei den ſchwerſten Verbrechen das Fürſorgerecht zeſſieren und an ſeine Stelle das Strafrecht treten? Bei jungen Apachen, Mordgeſindel, das den erſten beſten auf der Straße zuſammenſchießt und ausraubt, iſt mit erzieheriſchen Maßnahmen nicht viel zu erreichen. Die Empörung gegen das Treiben ſolcher Unholde hat unter anderem auch bei uns ſchon zum lebhaften Verlangen nach Einführung der Prügelſtrafe geführt, ein Begehren, dem ich ſelbſt nicht zuſtimme. Aber es iſt ein ſolches Verlangen immerhin kennzeichnend für eine übrigens ſehr weit verbreitete Stimmung im Volk. Es iſt von einer Seite der Antrag geſtellt worden, beim Mord, von anderer Seite auch noch bei zwei anderen ausdrücklich angeführten, ſehr ſchweren Verbrechen (vorſätzliche Tötung und vorſätzliche Brandſtiftung) die für Erwachſene geltenden

Strafbestimmungen mit einer gewissen Reduktion des Strafmaßes zur Anwendung zu bringen. Zu beachten ist dabei, daß der neue schweizerische Vorentwurf unter Mord nicht mehr jede vorsätzliche Tötung, sondern nur noch die qualifizierte, in besonders gemeiner Weise, zum Beispiel aus Habsucht oder mit Grausamkeit verübte vorsätzliche Tötung versteht. Eine solche beschränkte Anwendung strafrechtlicher Normen bei wenigen ausdrücklich erwähnten sehr schweren Verbrechen erscheint mir bei Jugendlichen über 16 Jahren sehr ernster Erwägung wert. Andere Staaten gehen hier weit strenger vor als der alte schweizerische Vorentwurf (so Frankreich, England, Belgien, Ungarn, Vereinigte Staaten von Amerika). Die französischen Gesetzesentwürfe und in Übereinstimmung damit auch die Resolutionen am internationalen Jugendgerichtskongreß in Paris schließen bei allen „*crimes*" von Jugendlichen über 16 Jahren die milden Normen des Jugendstrafverfahrens aus. Ich verweise auch auf die ähnlichen Vorschläge von Professor Borel. Aber auch andere Staaten und andere Kantone bringen in ihren im übrigen milden Gesetzen und Gesetzesentwürfen bei dieser Kategorie von Jugendlichen nicht Fürsorge-, sondern Strafrechts-Grundsätze zur Anwendung, so von anderen Staaten Österreich, Deutschland, Italien; von neuesten schweizerischen Gesetzeswerken die von Basel-Stadt, Zürich und St. Gallen. Die schweizerische Expertenkommission zum Strafgesetzbuch hat schließlich einer Fassung zugestimmt, wonach ausnahmsweise bei Gemeingefährlichkeit des Täters oder bei sehr schweren Vergehen auch bei Jugendlichen die ordentliche Bestrafung eintreten kann. In diesem Fall soll immerhin der Richter die Strafe wie bei einem Unmündigen mildern.

Ich halte diese neue Fassung für wenig glücklich, weil der Begriff „Gemeingefährlichkeit" des Täters weit und sehr verschieden gefaßt werden kann. Sie ist noch weniger glücklich als die der Verbesserlichkeit oder Unverbesserlichkeit in anderen Gesetzesentwürfen. Die Aufzählung bestimmter Delikte wäre vorzuziehen gewesen. Es bedeutet auch einen Einbruch in das übrige System der Fürsorge im milden schweizerischen Entwurf, wenn im Gegensatz zu anderen neuen Rechten schon im Alter von 14 Jahren beim Jugendlichen im Falle der Gemeingefährlichkeit das Fürsorgerecht durch das Strafrecht ersetzt werden soll. Mein Antrag, die strengen rein straf- und nicht fürsorgerechtlichen Grundsätze nicht vor Ablauf des sechzehnten Altersjahres eintreten zu lassen, wurde in der Expertenkommission abgelehnt. Ich kann mich ganz damit einverstanden erklären, daß der Jugendliche in solchen Fällen statt ins Zuchthaus oder ins Gefängnis in die Korrektionsanstalt verbracht wird, aber nur so, daß für bestimmte schwere Roheitsverbrechen eine Minimaldauer der Internierung angenommen wird, die die jetzige Mindestdauer um ein bedeutendes übersteigt. In diesem Sinne gehe ich im Prinzip auch einig mit dem Vorschlag der katholischen Volkspartei.

Falls Korrektionsanſtalten allgemein obligatoriſch geſchaffen werden, ſcheint mir die Einweiſung ſolcher ſehr ſchwerer Fälle von Jugendlichen in eine Korrektionsanſtalt, und falls noch keine ſehr ſtarke ſittliche Verdorbenheit vorliegt, in eine Zwangserziehungsanſtalt für mindeſtens drei Jahre und bei Mord in eine Korrektionsanſtalt für mindeſtens fünf Jahre das Gegebene zu ſein. Die Expertenkommiſſion hat mehrheitlich die Einführung ſolcher Korrektionsanſtalten für obligatoriſch erklärt.

Der Entwurf ſpricht bei fehlbaren Jugendlichen vom „Richter“ als der entſcheidenden Behörde. Dabei iſt aber die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß im ſchweizeriſchen Einführungsgeſetz dem Richter auch noch andere Behörden (Jugendſchutzämter, Jugendſchutzkommiſſionen) gleichgeſtellt werden können (natürlich den rein ſtrafrechtlichen Fall der ſehr ſchweren Verbrechen ausgenommen). Für bloße Übertretungen jugendlicher Perſonen iſt die Jugendſchutzkommiſſion, das Fürſorgeamt die geeignete Behörde. Jedenfalls iſt ſie in dieſen Fällen jeder richterlichen Behörde vorzuziehen. Daneben iſt die Einführung beſonderer Jugendgerichte zu erhoffen, durch die im übrigen die Tätigkeit der ordentlichen Strafgerichte (die ſchwerſten Fälle vielleicht ausgenommen) ausgeſchaltet wird. Ihnen ſollen Fürſorgeausſchüſſe, Jugendgerichtshilfen zur Seite ſtehen. Wir wollen uns dabei aber hüten, eine einheitliche Schablone der Organiſation der zuſtändigen Behörden aufzudrängen. Wir wollen den Kantonen freie Hand laſſen und bloß das ordentliche Strafgericht, abgeſehen vielleicht von ſehr ſchweren Verbrechen, ausſchließen für Jugendliche. In deutſchen Landen iſt man mehr für das Kollegialſyſtem, in lateiniſchen und anglo-amerikaniſchen Staaten ſieht man im Einzeljugendrichter das einzig Ideale. Sehr entſchieden hat ſich der internationale Jugendgerichtstag für den *juge unique* ausgeſprochen. Auch ich anerkenne aus eigener Erfahrung die großen Vorteile der Tätigkeit des Einzelrichters vor derjenigen des Kollegialgerichts. Moſchini will noch einen Schritt weitergehen zum nicht richterlichen Jugendmagiſtraten. Ähnlich möchte in Belgien unter anderen Madame Carton de Wiart und Profeſſor Prins die Bezeichnung „Gericht“ ausſchalten. Immerhin iſt die Hauptſache nicht die Bezeichnung, ſondern die Perſönlichkeit.

Soweit die Maßnahmen gegen den Jugendlichen ſolche der Fürſorge ſind — und das ſind ſie mit Ausnahme der Strafen bei ſehr ſchweren Verbrechen —, ſollten ſie auch nicht in Vorſtrafenregiſtern Aufnahme finden. Es wäre auch inkonſequent, Verweis und Einſchließungsſtrafen der ſittlich nicht Verdorbenen hier ſtrenger zu behandeln als die Anſtaltsverſorgung gegen ſittlich Verdorbene. Eventuell wäre ähnlich dem öſterreichiſchen Entwurf vorzugehen und ſollten Strafen bei guter Führung während beſtimmter Zeit gelöſcht werden.

Der Vorentwurf ist weiter gegangen als die meisten modernen Gesetze und Gesetzesentwürfe durch die Schaffung einer besonderen Altersgrenze der Unmündigkeit von 18—20 Jahren (Art. 13 des Vorentwurfs). Hier gilt zwar reines Strafrecht, doch noch mit gemildertem Strafmaß. Die Verjährungsfristen sind auch hier auf die Hälfte herabgesetzt.

Von ganz besonderer Wichtigkeit aber ist es, daß das unrichtige Abstellen auf den Zeitpunkt der Aburteilung statt auf den Zeitpunkt der Tat im Übergangsalter (das heißt in den Fällen, da die Tat im Alter vor 18 Jahren begangen wurde, aber erst nach dem vollendeten achtzehnten Altersjahr zur Aburteilung kommt) nunmehr in der Hauptsache fallen gelassen wird. In der Regel sollen auch in diesem Falle die ordentlichen Maßnahmen Anwendung finden wie sie gegen Jugendliche vorgesehen sind. Ist ihre Anwendung nicht möglich, so soll der Richter den Jugendlichen nach freiem Ermessen beurteilen, in keinem Falle aber strenger als einen Unmündigen.

Ideal ist auch diese Lösung nicht; richtiger wäre die Beifügung einer Bestimmung, daß — die Straffälle der sehr schweren Verbrechen ausgenommen — von jeder weiteren Maßnahme gegen den Jugendlichen dann solle Umgang genommen werden, wenn er sich während mehrerer Jahre — sagen wir während drei Jahren — einwandfrei benommen hat. In diesem Falle hat er eben durch sein Verhalten die Unnötigkeit von weiteren Besserungsmaßnahmen bewiesen.

Professor Borel möchte es ermöglichen, daß das ordentliche Strafgericht auch Unmündige von 18—20 Jahren vor das Jugendgericht verweisen kann, wenn Erziehungsmaßnahmen wesentliche Besserung versprechen, eine gute Idee, die aber wohl in den nächsten Jahren in den meisten Kantonen noch keine Aussicht auf Verwirklichung hat.

Dies sind die Grundzüge des Entwurfs zum schweizerischen Jugendstrafrecht. Daß es in der Hauptsache nicht nur bei Kindern, sondern auch bei Jugendlichen ein Jugendfürsorgerecht geblieben ist, ist das bleibende große Verdienst des Herrn Professor Stoos und der Redaktoren des neuesten Entwurfs, der Herren Professoren Zürcher und Gautier. Das verdanken wir des ferneren den Expertenkommissionen selbst und ihren Vorsitzenden, den Herren Bundesräten Brenner und Müller.

Seit Jahresfrist ist von privater Seite in der Schweiz aus eine Bewegung ausgegangen auf Schaffung eines internationalen Verbandes und einer internationalen Zentralstelle für Kinderschutz und Jugendfürsorge; vor wenigen Monaten hat im Zusammenhang mit diesen Bestrebungen der schweizerische Bundesrat die Regierungen der andern Staaten ersucht, die Frage einer internationalen Organisation der Jugendfürsorge einer eingehenden Prüfung zu unterziehen.

Ein Staat, der zu ſolchem internationalen Vorgehen die Initiative ergreift, muß ſelbſt auf dem in Frage ſtehenden Gebiete Bedeutendes geleiſtet haben. Mit den Kinderſchutzbeſtimmungen im ſchweizeriſchen Zivilgeſetzbuch und in ſeinen kantonalen Einführungsgeſetzen hat die Schweiz ein bahnbrechendes Werk geſchaffen, in den Grundzügen des Jugendfürſorgerechts im ſchweizeriſchen Strafgeſetzbuch iſt ſie im Begriff dieſes Werk in einer Weiſe auszugeſtalten, die den andern Staaten in vielen Fragen zum Vorbild dienen darf. Unſere Pflicht iſt es, beſonders bei der Ausgeſtaltung in den kantonalen Einführungsgeſetzen zum künftigen ſchweizeriſchen Strafgeſetzbuch dahin zu wirken, daß große, gute Gedanken in der Anwendung nicht verkümmern und daß das neue große Werk auch unſerer Jugend zum Segen gereicht.

Vom ſchweizeriſchen Milizheer.

Von Oberſtlieutenant M. Feldmann (Bern).

In der Volksabſtimmung vom 3. November 1907 hat das Schweizervolk ein neues Wehrgeſetz angenommen und damit den Willen kundgetan, auch in Zukunft für die Behauptung ſeiner Unabhängigkeit kräftig einzuſtehen und die nötigen Opfer zu bringen. Ein kurzer Rückblick auf die früheren Wehrgeſetze und die Entwicklung des ſchweizeriſchen Wehrweſens wird die Fortſchritte zeigen, die die neue Militärorganiſation gebracht hat.

Die Art des Schweizerbundes von 1291 bedingte, daß es kein durch eine Zentralgewalt geordnetes Wehrweſen gab. Die „Orte“ waren ſelbſtändig und ſorgten für ihre Kriegsmacht nach eigenem Ermeſſen; doch herrſchte bei allen das gleiche Beſtreben, das Wehrweſen kräftig zu fördern. Die erſte Kriegsordnung der Eidgenoſſen, der Sempacherbrief von 1393, verſuchte allgemein gültige Vorſchriften für eine ſtraffe Disziplin während des Kampfes aufzuſtellen. 1481 wurde im „Stanſer Verkommnis“ der Sempacherbrief beſtätigt und der Gedanke, daß zu einer erfolgreichen Aktion ein gemeinſames Handeln unumgänglich ſei, beſonders hervorgehoben. Das Aufgeben der Großmachtpolitik nach 1515 brachte es mit ſich, daß die Wehrkraft lediglich zum Schutze des Landes gegen äußere Feinde zur Verwendung kam. Die konfeſſionelle Trennung war einer einheitlichen Organiſation des Wehrweſens nicht förderlich und der noch nachwirkende Ruhm kriegeriſcher Tüchtigkeit mußte die Eidgenoſſen in der Meinung beſtärken, daß die Ausbildung der Wehrpflichtigen für die Verteidigung der Grenzen genüge. Es iſt bezeichnend, daß erſt der Dreißigjährige Krieg die Eidgenoſſen einigermaßen aufrüttelte und ſie von der Notwendigkeit des einheitlichen Vorgehens überzeugte. So begannen endlich 1640 die Beratungen der Tagſatzung für eine gemeinſame

Organiſation, die 1647 zum „Wyler Abſchied“ führten. Es wurde feſtgeſetzt, daß die Orte „3 Auszüge zu je 12000 Mann“ zu ſtellen hätten. Ein gemeinſamer Kriegsrat ſollte die Operationen der Armee leiten, die in zwei Korps geteilt war. Trotz der Anſtrengungen der Obrigkeiten war aber die Ausbildung der Truppen durchaus ungenügend. In dieſen Zeiten wurden die erſten Reglemente herausgegeben; ſo erſchien 1644 das „Kriegsbüchlein“ des um die Ausbildung der zürcheriſchen Infanterie verdienten Hauptmanns Lavater; Luzern veröffentlichte 1652 das erſte gedruckte Exerzierreglement; dazu unterrichteten Offiziere und Unteroffiziere nach ihrer Rückkehr aus fremdem Kriegsdienſt von Zeit zu Zeit die Wehrfähigen. Der Verlauf des erſten Villmergerkrieges (1656) zeigt aber, wie wenig operationsfähig dieſe „getrüllten“ Mannſchaften waren.

Die Beſetzung der Freigrafſchaft Burgund durch Frankreich veranlaßte die Tagſatzung zu weiteren Verbeſſerungen im Wehrweſen. Am. 18. März 1668 wurde in Baden das „Eidgenöſſiſche Defenſionale“ beſchloſſen „zur Beſchirmung und Erhaltung der von unſern lieben Altfordern ſo teuer erworbenen herrlichen Freiheiten“. Dieſe Wehrverfaſſung war ein bedeutender Fortſchritt. Das Defenſionale ſchaffte eine Armee von zirka 40000 Mann Infanterie, 1200 Reitern und 48 Geſchützen. Dem „Kriegsrat“ wurden große Kompetenzen eingeräumt. Verpflegung und Beſoldung wurden geordnet, die Grenzbewachung und eine große Zahl optiſcher Signalſtationen (Chutzen) waren organiſiert. 1674 folgte die Gründung einer Kriegskaſſe. Die Kriegsräte arbeiteten mit großem Fleiß für die Verbeſſerung des Wehrweſens; leider wurde dieſe durch die Oppoſition einzelner „Orte“ verunmöglicht, indem eine höchſt unpatriotiſche Hetze gegen das Defenſionale einſetzte.

Im „eidgenöſſiſchen Schirmwerk“ von 1702 wurde das Defenſionale beſtätigt. Im 18. Jahrhundert war von einer weitern einheitlichen Entwicklung des Wehrweſens keine Rede mehr. Die fortſchreitende Gleichgültigkeit gegenüber den gemeinſamen Intereſſen des Landes war beſonders auf militäriſchem Gebiete ein großes Hindernis; daran änderten auch die Anſtrengungen einſichtsvoller Offiziere und Staatsmänner nichts. Die harten Kriegsjahre von 1798—1801 mit ihrem großen Elend und ihren traurigen Folgen mußten die Eidgenoſſen darüber belehren, was in langen Friedensjahren verſäumt worden war. Am 13. Dezember 1798 erließ die helvetiſche Regierung das Geſetz über die Organiſation der helvetiſchen Miliz. Die Armee von 60000 Mann, die darin vorgeſehen war, ſtand aber nur auf dem Papier. 1807 folgte das „Allgemeine Militär-Reglement der eidgenöſſiſchen Kontingentstruppen“, in dem für Organiſation, Waffenübungen, Diſziplin, Bewaffnung und ſo weiter einheitliche Vorſchriften verlangt wurden. Der Unterricht blieb Sache der Kantone, ſollte aber möglichſt „gleichförmig“ ſein.

Die Ereignisse während der Grenzbesetzung von 1815 bewirkten dann einen großen Schritt nach vorwärts; denn eine kräftige Wahrung der neu proklamierten Neutralität war ohne bessere Organisation und Ausbildung der Wehrmacht nicht denkbar. So entstand schon 1817 das „Allgemeine Militär-Reglement für die Schweizer Eidgenossenschaft". Die Heereskiassen waren: erster Bundesauszug, die Bundesreserve und die Landwehr. Das Herr wurde auf 67 000 Mann berechnet. Über die Ausbildung und Ausrüstung der kantonalen Kontingente hatte die „Militär-Aufsichtsbehörde" die Kontrolle. Der General teilte die Armee in Brigaden und Divisionen, bestimmte ihre Stärke und ernannte die Kommandanten. Bis 1850 blieb dieses Militär-Reglement im wesentlichen bestehen. Die gesamten Streitkräfte wurden in dem neuen Gesetz in neun Armeedivisionen, eine Kavallerie-, Artillerie- und Genie-Reserve und in drei einzelne Infanterie-Brigaden geteilt. Eine Division zählte zirka 15 000 Mann, 568 Reit-, 854 Zugpferde, 24 Geschütze. Die oberste Behörde war der Bundesrat, resp. das Schweizerische Militär-Departement. Ein großer Mangel war die Zuteilung von Auszug- und Landwehrtruppen zu einer Division, weil die Armee dadurch schwerfällig wurde. Mit dieser Organisation sind die Grenzbesetzungen von 1870 und 1871 durchgeführt worden. Die dabei offenbar gewordenen Mängel hatten neue Anstrengungen für die Verbesserung des Wehrwesens zur Folge, die in der „Militärorganisation von 1874" endlich den Übergang zum Bundesheere brachten. Die wirkliche Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht erlaubte die Heranziehung aller Waffenfähigen zum Heeresdienst, die feste Organisation in höhere Verbände, die vermehrte Dienstzeit, die Übernahme des gesamten Unterrichtes und der Bewaffnung durch den Bund und andere Fortschritte zeigten eine kräftigere Auffassung über die Aufgabe unserer Armee. Die Heereskiassen waren Auszug und Landwehr. Im Auszug sollte der Bestand 105 000, in der Landwehr 97 000 (total rund 200 000) Mann betragen. Es wurden acht Armeedivisionen gebildet, jede mit 544 Offizieren, 1723 Unteroffizieren, 10 541 Mann (total 12 808), 861 Reitern, 1423 Zugpferden, 385 Fuhrwerken. Der Unterricht sollte nach einheitlichen Grundsätzen von einem „Instruktionskorps" erteilt werden, zu dem 104 Instruktions-Offiziere für die Infanterie, 16 für die Kavallerie, 37 für Artillerie, 10 für Genie bestimmt waren. Besondere Aufmerksamkeit wurde der militärischen Ausbildung der Jugend und dem freiwilligen Schießwesen gewidmet.

Bis 1907 folgten verschiedene Neuerungen, wie die Errichtung von vier Armeekorps, die Neuordnung der Landwehrtruppen, die Vermehrung der Divisionskavallerie, die Organisation der Festungstruppen, die Bildung einer Ballonkompagnie, die Einführung von Maschinengewehren bei der Kavallerie.

Die weitere Entwicklung des Wehrwesens hatte, so sehr sie zu begrüßen

war, eine große Komplikation zur Folge. Wollte man die Erfahrungen der neueren Kriege für die Armee nutzbringend machen, so konnte das nach dem Urteil aller Sachverständigen nicht durch neue Verordnungen geschehen, sondern es mußte ein neues Wehrgesetz geschaffen werden. Heute nach fünf Jahren können wir sagen, daß sich dieses neue Gesetz verhältnismäßig rasch eingelebt hat; jeder Einsichtige muß bestätigen, daß die Entwicklung des schweizerischen Wehrwesens dadurch kräftig gefördert worden ist.

Nach bewährter Tradition wurde bei der neuen Militärorganisation an der allgemeinen Wehrpflicht festgehalten und zwar in dem Sinne, daß alle für den Wehrdienst Tauglichen — nicht wie in andern Staaten nur ein gewisser Prozentsatz — ausgehoben und ausgebildet werden. Die allgemeine Wehrpflicht ist aber nicht nur als eine Pflicht, sondern als ein Recht jedes Schweizers zu betrachten. Ein für die Verteidigung der Unabhängigkeit geführter Krieg verlangt von Anfang an die größte Kraftanstrengung. Die allgemeine Wehrpflicht muß daher vollständiger durchgeführt werden als in den meisten Großstaaten.

Die Militärpflicht dauert vom 20.—48. Altersjahr; wer sie nicht leistet, muß Militärsteuer zahlen. Die Aushebung der Rekruten ist Sache des Bundes unter Mitwirkung der Kantone. Im Jahre 1911 wurden 22 309 Rekruten ausgehoben = 66 % der Stellungspflichtigen. Es läßt sich dabei eine Besserung in der körperlichen Entwicklung der Jungmannschaft feststellen. Von 1881—1891 betrug die durchschnittliche Körperlänge 163,5 cm, 1908 165,6 cm bei 100 Gemessenen. Brustumfang hatten 21 gegenüber 24 weniger als die Hälfte der Körperlänge und 32 gegenüber 30 mehr als das verlangte Maß. Die gleichen Beobachtungen sind bei den Messungen am Oberarm gemacht worden.

Die Heeresklassen sind: der Auszug (20.—32. Jahr), die Landwehr (33.—40. Jahr) und der Landsturm (41.—48. Jahr). Bei der Kavallerie dauert die Dienstpflicht der Unteroffiziere und Soldaten im Auszug zehn Jahre. Hauptleute bleiben im Auszug bis zum 38., in der Landwehr bis zum 44. Jahre, Stabsoffiziere bis zum 48. Jahre dienstpflichtig.

Eine wichtige Neuerung war die Umgestaltung des Landsturmes in eine besondere Heeresklasse.

Die Elemente des Heeres sind: 1. die Kommandostäbe, 2. der Generalstab, 3. die Truppengattungen: Infanterie (Füsiliere, Schützen, Radfahrer, Mitrailleure), Kavallerie (Dragoner, Guiden, reitende Mitrailleure), Artillerie (Feld-, Gebirgs-, Fuß-, Parkartillerie), Genie (Ingenieuroffiziere, Sappeure, Pontoniere, Pioniere, Eisenbahnarbeiter), Festungstruppen (Artillerie, Mitrailleure, Pioniere, Sappeure), Sanitätstruppen (Ärzte, Apotheker, Sanitätssoldaten), Veterinärtruppen, Verpflegungstruppen, Traintruppen (Armeetrain,

Linientrain, Säumer), 4. die Dienstzweige (Militärjustiz, Feldprediger, Feldpost, Feldtelegraph, Etappen- und Eisenbahndienst, Territorialdienst, Stabssekretariat, Ordonnanzen, Automobildienst, Heerespolizei), 5. die Hilfsdienste.

Das Heer wird eingeteilt in Truppeneinheiten (Kompagnie, Schwadron, Batterie und so weiter), in Truppenkörper (Bataillon, Abteilung, Regiment, Brigade und so weiter) und in Heereseinheiten (Division, Armeekorps, Festungsbesatzung).

Als wichtigste Ergänzung zu dem neuen Wehrgesetz ist der Bundesbeschluß über die Organisation der Armee von 1911 zu betrachten. Die Verhältnisse hatten sich seit 1874 so sehr geändert, daß es ausgeschlossen war, an der bisherigen 36 Jahre alten Truppenordnung herumzuflicken. Die Auflösung der vier Armeekorps, die neue Zusammensetzung der Division, die Bildung von Gebirgstruppen, die Vermehrung der Gebirgsartillerie, die Umgestaltung des Trainwesens machten eine ganz neue Truppenordnung notwendig.

Vor allem mußten die Divisionskreise der heutigen Verteilung der Bevölkerung angepaßt werden, um die großen Verschiedenheiten in den Kontrollständen der Truppenkörper der Infanterie auszugleichen. Das konnte geschehen, indem die Einheiten neu auf die Kantone verteilt wurden. Ferner mußte die Möglichkeit ins Auge gefaßt werden, die Divisionen für Friedensübungen und für eine Mobilmachung rasch zusammenzuziehen und unter Ausnützung des Eisenbahnnetzes nach den verschiedenen Grenzfronten zu transportieren.

Zu den sechs neuen Divisionskreisen gehören folgende Kantone: 1. Waadt, Wallis (unterer Teil), Genf, 2. Bern (Jura), Freiburg, Solothurn, Neuenburg, 3. Bern und Wallis (oberer Teil), 4. Luzern, Zug, Baselstadt, Baselland, Aargau, 5. Zürich, Uri, Schwyz, Unterwalden, Schaffhausen, Tessin, 6. Glarus, Appenzell, St. Gallen, Graubünden, Thurgau.

Entsprechend dieser territorialen Landeseinteilung sind sechs Divisionen aufgestellt worden, deren Gliederung besonderes Interesse bietet. Eine Division ohne Gebirgsbrigade besteht aus 3 Infanteriebrigaden (5—6 Bataillone), 1 Radfahrerkompagnie, 1 Mitrailleusen-Abteilung (3 Kompagnien), 1 Guiden-Abteilung (2 Schwadronen), 1 Artillerie-Brigade (2 Regimenter, 4 Abteilungen 12 Batterien Feldartillerie, 1 Haubitz-Abteilung zu 2 Batterien), 1 Divisionspark (2 Abteilungen zu 3 Kompagnien und 1 Haubitz-Park-Kompagnie), 1 Telegraphen-Pionier-Kompagnie, 1 Sappeurbataillon (4 Kompagnien), 1 Divisions-Brücken-Train, 1 Sanitäts-Abteilung (6 Sanitätskompagnien), 1 Verpflegungs-Abteilung (2 Kompagnien).

Bei einer Division mit Gebirgsbrigade tritt letztere an Stelle der dritten Infanterie-Brigade, die III. Kompagnie der Mitrailleur-Abteilung ist eine Gebirgsmitrailleur-Kompagnie, zu der Artilleriebrigade tritt eine Gebirgs-

artillerie-Abteilung mit zwei Batterien. Der Divisionspark ist vermehrt durch die Saumparkabteilung zu 2 Munitions-Saum-Kolonnen, 2 Verpflegungs-Saum-Kolonnen und 1 Gebirgs-Park-Kompagnie, die IV. Kompagnie des Sappeurbataillons wird Gebirgs-Sappeur-Kompagnie mit 1 Signal-Pionier-Zug, die V. und VI. Sanitäts-Kompagnie bilden die Gebirgs-Sanitäts-Abteilung.

Über die Bildung dieser Divisionen waren die Fachleute nicht einig gewesen. Einige schlugen eine größere Zahl von Divisionen vor mit acht bis neun Bataillonen und den Spezialwaffen, zusammengestellt in drei bis vier feste Armeekorpsverbände; die zur operativen Selbständigkeit nötigen Trains fehlten den Divisionen. Nach gründlicher Prüfung aller Gründe für und wider gab die Bundesversammlung dem Vorschlag des Bundesrates den Vorzug. Die neuen Divisionen sind damit Heereseinheiten geworden, die ihre selbständige operative Verwendung gestatten. Um je nach Bedarf mehrere Divisionen unter einem Kommando zu vereinigen, wurden drei Armeekorpsstäbe gebildet, die nur „die für die Führung notwendigen, die operativen Elemente enthalten (Generalstab, Adjutantur, Eisenbahndienst, Telegraph), ohne die administrativen und die meisten Fachdienste". Ein weiterer Vorteil der neuen Divisionen ist die infolge der Dreiteilung große Kombinationsfähigkeit. „Die Kriegsgliederung soll derart sein, daß den Anforderungen von Marsch, Gefecht und Sicherung und der hierfür erforderlichen besondern Truppeneinteilung (Bildung von Aufklärungs- und Sicherungsdetachementen, Ausscheidung von Reserven, Entsendungen mit besondern Aufträgen) in der Regel genügt werden kann, ohne die normale Truppenordnung zu stören". Der Charakter des Gebietes der Eidgenossenschaft ist doch eigentlich durchwegs der eines Gebirgslandes. Dies bedingt, daß die Möglichkeit vorhanden ist, kleinere, bewegliche Kampfeinheiten zu bilden, wozu sich die aus den Hauptwaffen gemischten Brigaden vorzüglich eignen. Die Führung eines solchen Gefechtskörpers ist zudem die beste Vorschule und ein Prüfstein für das Kommando der Division. Die Selbständigkeit, Kombinationsfähigkeit und Beweglichkeit machen daher die neue Division zu einem geschmeidigen Werkzeug in der Hand eines gewandten Führers. Die Division ist Schlachteneinheit und operative Einheit; sie entspricht den speziellen Verhältnissen des Landes und der Armee.

Wenn auf den gebirgigen Charakter der Schweiz hingewiesen wurde, so ist es begreiflich, daß die Bildung von eigentlichen Gebirgstruppen einen großen Fortschritt bedeutet. Die Gebirgsbrigade muß ebenfalls operativ selbständig gemacht werden, damit sie ohne weiteres verwendet werden kann. Daher sind ihr die nötigen Trains und Saumkolonnen beigegeben. So werden Führer und Truppe das Gefühl größter Beweglichkeit erhalten; denn sie wissen, daß die Mittel zum Unterhalt, für den Sanitätsdienst und den Muni-

tionsnachschub überallhin folgen werden. Aber nicht nur für den Gebirgskrieg sind dafür ausgebildete Truppen eine absolute Notwendigkeit, sondern auch in der Hochebene gibt es genug schwieriges Gelände, wo die Verwendung solcher Truppen von großem Vorteil ist. Besteht dann noch ein gewisser Korpsgeist bei den Gebirgsbrigaden und ein Wetteifer zwischen ihnen und den Feldbrigaden, so wird das Ganze davon keinen Schaden, sondern Nutzen haben. Damit die Gebirgsbrigaden nicht der Gefahr ausgesetzt werden, die leicht für Spezialtruppen besteht, daß sie das Gefühl der Zugehörigkeit zu der Armee verlieren, sind sie den Divisionen beigegeben.

Neben diesen sechs Divisionen werden zur Verfügung des Armeekommandos „Armeetruppen" gebildet. Dazu gehören hauptsächlich die vier Kavallerie-Brigaden mit vier reitenden Mitrailleur-Kompagnien, die Fußartillerie und der größere Teil des schweren Brückentrains, ferner einige Formationen der Genie-, Verpflegungs- und Traintruppen.

Die Landwehrinfanterie wird in Bataillone, Regimenter und Brigaden formiert, und zwar sollen je zwei Auszügerbataillone den Bestand für ein Landwehrbataillon liefern.

Neu ist auch die Aufstellung von Etappenbataillonen aus militärpflichtigen Leuten, die im allgemeinen die nötigen Eigenschaften für den Wehrdienst besitzen, aber nicht die für den Auszug zu fordernde Marschfähigkeit aufweisen. Damit wird die Feldarmee von Aufgaben des Bewachungs- und Platzdienstes entlastet und von Elementen befreit, die ihre Beweglichkeit beeinträchtigen.

In den Landsturm treten in Zukunft nur noch militärisch ausgebildete Leute, wodurch die Verwendbarkeit erhöht wird. Was früher dem „unbewaffneten Landsturm" zugedacht war, wird jetzt von den Hilfsdiensten geleistet. Was die Ausbildung der Armee betrifft, ist der Wirkungskreis der ständigen Instruktionsoffiziere auf die Ausbildung der Kadres in den dafür bestimmten Schulen und die Leitung der Rekrutenausbildung beschränkt; die Ausbildung der Truppen und die Leitung der Wiederholungskurse ist den Truppenoffizieren übertragen. Damit ist ein schon bestehender Zustand gesetzlich festgestellt. Den Instruktoren ist dagegen die Einteilung in der Armee gleich den übrigen Offizieren gewährt worden, eine Neuerung, die für die Armee von großer Bedeutung werden kann. Die Grundsätze, nach denen die Armee ausgebildet werden soll, sind in dem Erlasse des schweizerischen Militärdepartements vom 27. Februar 1908 über die „Ausbildungsziele" dargelegt worden. Ein großer Fortschritt sind die jährlichen Wiederholungskurse. Statt der frühern, alle zwei Jahre stattfindenden 18-tägigen Übungen werden alle Wehrpflichtigen jährlich 13 Tage einberufen. Schon nach den ersten Jahren zeigten sich die guten Folgen dieser

wichtigen Neuerung. Der innere Halt der Truppen gewinnt dadurch, die Offiziere aller Grade erhalten eine größere Gewandtheit in der Führung ihrer Einheiten und Truppenkörper; ein entsprechender Wechsel in der Anordnung der Regiments-, Brigade- und Divisions-Wiederholungskurse sorgt dafür, daß neben der Ausbildung in größeren Übungen auch der Detaildienst betrieben werden kann. Da die Schießpflichtigen auch in den Jahren ihres Wiederholungskurses die Schießpflicht zu erfüllen haben, kann sich in den Wiederholungskursen das Schießen auf das Einzelschießen und das Gefechtsschießen beschränken. In der Anlage und Leitung dieser Schießübungen haben die Stabsoffiziere und Hauptleute schon erfreuliche Fortschritte gemacht. Aber auch die Mannschaften zeigen — dank des intensiven und sachgemäßen Unterrichtes der Instruktionsoffiziere in den Rekrutenschulen —, daß sie die Wichtigkeit des ruhigen und sicheren Schießens eingesehen haben und den Wert einer jeden Patrone zu schätzen wissen. Dieser Fortschritt ist der Verlängerung der Rekrutenschulen zu verdanken und der intensiven Betätigung in den freiwilligen Schießvereinen sowie der bessern Beaufsichtigung der Schießübungen. Die Zahl der Schützenvereine, die zum Bezug des Bundesbeitrages Schießberichte bei dem Militärdepartement eingereicht haben, beträgt 3973 mit 232039 Mitgliedern. Der Bundesbeitrag betrug 1911 552 280 Franken. Für Entschädigungen an Schießoffiziere und für die Schützenmeisterkurse wurden rund 73000 Franken ausgelegt.

Es ist klar, daß es bei der beschränkten Dienstzeit eine ernste Pflicht der Behörden ist, dem militärischen und turnerischen Jugendunterricht große Aufmerksamkeit zu schenken. Sie führen damit nur die Bestrebungen weiter, die schon in frühen Zeiten wahrnehmbar sind. 1576 schreibt Josias Simmler, daß Knaben von 10—15 Jahren mit Fähnlein, Trommeln, Büchsen, Spießen und Hellebarden umherziehen; „so gewöhnen sie sich von Jugend auf, daß sie gut mit den Spießen umzugehen wissen". Das neue Wehrgesetz hat für das ganze schulpflichtige Alter den Turnunterricht vorgeschrieben. Dieser Vorschrift wird noch nicht durchwegs nachgelebt, da vielerorts noch die Einsicht mangelt, welche nicht nur militärische, sondern auch volkswirtschaftliche Bedeutung einem guten Turnunterricht zukommt. Immerhin ist ein Fortschritt zu konstatieren; von 102000 Knaben der Volksschule im Alter von 10—15 Jahren turnten 66000 im Jahre 1880, 1900 waren es 137000 von 157000. Dabei wird nicht verlangt, daß jeder Turnpflichtige ein Kunstturner werde; die militärisch-volkshygienischen Gesichtspunkte werden in den Vordergrund gestellt.

Neben diesem Turnunterricht in der Volksschule bestehen an verschiedenen Mittelschulen obligatorische Kadettenkorps, die uniformiert und mit einem dem Armeegewehr entsprechenden kurzen Kadettengewehr bewaffnet sind.

Jeder Kadett hat ſein Schießprogramm durchzuſchießen; er lernt ſo ſeine Waffe kennen und in gutem Stand erhalten. Im Jahre 1911 wurden 54 Korps mit 6898 Kadetten vom Bunde mit 17 465 Franken unterſtützt.

Der militäriſche Vorunterricht für Jünglinge vom 16. bis 20. Jahre wurde der Freiwilligkeit überlaſſen; dafür ſollen Vereine, die ſich mit dieſem Unterricht befaſſen, ebenfalls Bundesbeiträge erhalten. Der turneriſche Vorunterricht wies 1911 7668 Schüler auf, an dem bewaffneten Vorunterricht beteiligten ſich 11 753, die Zahl der Jungſchützen betrug 3175 „Mann". Das gibt ein Total von beinahe 30 000 jungen Leuten, die ſich für den Wehrdienſt vorbereiten.

Dieſe Darlegungen weiſen auf ein reges militäriſches Leben in der ſchweizeriſchen Milizarmee hin, das durch das Wehrgeſetz von 1907 einen neuen Impuls erhalten hat. Im Auslande hat man ſeit Jahren der Eigenart der ſchweizeriſchen Milizarmee und der Entwicklung des ſchweizeriſchen Wehrweſens Beachtung geſchenkt. Jährlich folgen den Manövern der Heereseinheiten eine größere Anzahl fremder Offiziere.

Während des im Herbſt in Ausſicht genommenen Beſuches in der Schweiz wird der deutſche Kaiſer an einigen Tagen den Übungen der fünften und ſechſten Diviſion beiwohnen. Das wird in der Schweiz als eine beſondere Ehrung für die Armee angeſehen.

Die bisherigen Erfahrungen laſſen die Hoffnung berechtigt erſcheinen, daß auch in der Zukunft die Entwicklung der Armee Fortſchritte aufweiſen wird, dank der unermüdlichen Fürſorge der Behörden und der pflichtgetreuen Arbeit der Offiziere und Mannſchaften. So wird ein Volksheer geſchaffen, das — entſprechend dem feſten Willen des Schweizervolkes und in Erinnerung an Kriegstaten früherer Zeiten — ſeine ganze Kraft einſetzen wird für die Erhaltung der Unabhängigkeit ſeines Landes.

Geſpräche mit Hodler.

Die folgenden Aufzeichnungen ſtellen einen durch Zeit und Raum beſchränkten Auszug aus Heften dar, in die ich ſeit geraumer Zeit, aber durchaus zwanglos, Unterhaltungen mit Hodler eintrage, die ſelber wieder ſo zwanglos als nur möglich ſind.

Genf. Johannes Widmer.

* * *

Den 22. April 1912. Wie ſo oft beſuchte ich Hodler in ſeinem Atelier weit draußen an der *Rue du Grand Bureau*. Es wehte ein warmer, leichter Wind, und ringsum zwitſcherten die Vögel. Darob froh geſtimmt, arbeitete Hodler munterer als je. Er war mit Haltungsſtudien für das

Hannoveraner Wandbild beschäftigt. Das Modell, ein kräftiger, junger Mann, schlief fortwährend ein, und so mußte ihn der Maler einmal über das andere mit einem derben Ruf aufrütteln. Er dachte wohl, seine Entschiedenheit befremde mich: mit seinem lustig listigen Lächeln wandte er sich zu mir und erklärte, halb im Ton einer Entschuldigung, halb einfach plaudernd, man müsse eben so vorgehen. Ich erwiderte, man hätte mir allerdings schon manche Geschichten über seine Pädagogik erzählt, namentlich über die Art, wie das „Mutige Weib" im Züricher Kunsthaus entstanden sei. „Ja (so nahm Hodler meine Worte auf), da ging es noch verwegen zu. Ich nahm vier Weiber. Sie sollten mir die Angst vor dem Gewitter auf dem See recht greifbar darstellen. Da stieg ich denn mit ihnen aufs Dach; es war flach, und das Haus hatte fünf oder sechs Stockwerke: hart, auf Fingerbreite, mußten sie mir an den Rand hin sitzen. Selbstverständlich neigten sie sich vor Entsetzen allesamt hauswärts, und ich hatte, was ich wollte. Es war, wie wenn eine Welle ein Boot auf der Breitseite faßt und umwirft." Noch heute schüttelte sich Hodler vor Behagen über seine seither so oft und erfolgreich wieder erprobte Erziehungskunst. Ich aber war von seiner heiter drastischen Erzählung so gebannt, daß ich sie sofort aufzeichnete; während ich es tat, wurde mir bewußt, daß so gut wie diese ja durchaus bezeichnende Einzelheit und Anekdote, auch die häufigen grundsätzlichen Aussprachen mit Hodler ein Recht auf Aufbewahrung hätten. Seither habe ich, so oft Zeit und Lust da war, darnach gehandelt.

Den 24. April. Noch solch ein Lebenszeichen. Als ich vom Bahnhof kam, traf ich Hodler im Kaffeehaus, wo er nach getaner Arbeit seine knappen Briefe aufsetzt. Man sprach von diesem und jenem. Hodler litt an Rheumatismen, die er sich tags zuvor während eines Essens zugezogen hatte. Sofort sei er aber zu einem Masseur gegangen, habe sich inzwischen neuerdings zweimal bearbeiten lassen und fühle sich schon wieder nahezu hergestellt. Aber die vollkommene Heilung erwarte er, und er freute sich wie ein Turner darauf, wenn er vor seinem Riesenbild Leiter auf und ab springen könne. Da nahm das Gemälde für mich und meinen Begleiter, den jungen Maler Felix Appenzeller, den freundlichen Schein eines in unendlicher Beweglichkeit wachsenden Gnomenwerkes an. Hodler hat auch Ähnlichkeit mit solch einem huschend grauen, unermüdlichen, schalkhaften und wilden Berggeist; aus dem Sagenland, dem bernischen Gebirge, ist er uns ja recht eigentlich herniedergestiegen.

Den 25. April. Die ansteckende Lebenskraft Hodlers lockte mich wieder zu ihm hin. Außerdem war ich mit einem wichtigen Auftrag betraut. Eine der größten Genossenschaften in der Schweiz, der Lebensmittelverein Zürich, baut zurzeit auf die Anregung eines seiner weitschauenden Leiter

hin einen ebenſo mächtigen wie würdigen Palaſt. Schon lange hatte jener Leiter, mein Studienfreund Dr. Hermann Balſiger-Moſer, an eine maleriſche Ausſchmückung der Faſſade im Sinn der alten Zunftgebäude und Rathäuſer gedacht, als deren Erbe ihm ſein Verein erſcheint. Der Vorwurf und der Meiſter ſchwebten ihm bereits vor Augen. Einzig die Beſorgnis, dem Maler erlaube es ſeine Zeit, dem Verein ſein Vermögen nicht, ſo etwas zu unternehmen, hatte ihn daran gehindert, Hodler anzugehen. Aus meiner Kenntnis des Gegenſtandes und des Künſtlers heraus durfte ich meinem Freund Hoffnungen erwecken, die ſich denn auch verwirklichten. Es war bedeutſam zu beobachten, mit welcher Umſicht und Beſtimmtheit Hodler, der aus dem Nichts Hervorgegangene, auf den Kern der Sache drang. Nach Erledigung der wirtſchaftlichen Seite der Angelegenheit, in der er ſich äußerſt maßvoll zeigte, ſagte er: „Es war eigentlich nicht meine Abſicht, noch einen Auftrag anzunehmen. Ich habe ſo noch genug Werk auf der Runkel. Vielmehr möchte ich den Reſt meines Lebens meinen eignen Bildgedanken widmen. Nehme ich den Auftrag an, den Sie mir bringen, ſo tue ich es aus zwei Gründen. Erſtens, weil er, wie Sie ſagen, den Ring meiner Werke in Zürich geziemend ſchließt. (Ich hatte ihm auseinandergeſetzt, wie wertvoll es für die Mit- und Nachwelt, alſo auch für ihn ſelber jetzt und in ferner Zukunft ſei, wenn ſeiner weſensvollſten Schöpfungen eine geſchloſſene Reihe an einem Ort, in einer Schweizerſtadt, und zwar in der ſich finde, die ihm frühe ſchon warmes Verſtändnis entgegengebracht. Da wir in unſerer Unterhaltung vom Schweizerdeutſchen oft ins Franzöſiſche überſpringen, hatte ich ihm ausgemalt, wie dadurch aus Zürich *une Florence hodlérienne* würde; dieſe Vorſtellung verſetzte den Beſcheidenen in die luſtigſte Laune.) Zweitens gehe ich auf Ihr Geſuch darum ein, weil es mir geſtattet, endlich einmal eigentliche Fresken von außergewöhnlicher Sichtlichkeit außen an einem ſchönen Bau zu malen, wo ſie immer bleiben werden.“

Der treffſichere Ausdruck „Sichtlichkeit“ war mir ſofort aufgefallen. Indeſſen ſchweifte das Geſpräch eine Weile davon ab. Hodler redete von der neuen Aufgabe, über deren Tragweite er in jeder Hinſicht und mit Schnelligkeit einen Voranſchlag machte. Das Thema war beſtimmt; es wird ſich darum handeln, in einunddreißig Fresken „die Arbeit in der Schweiz“ darzuſtellen. Der Künſtler brauchte alſo nur mehr die Größe, Zahl, Verteilung und Höhenlage der Füllungen zu bedenken; die Arbeit und die Schweiz kennt er allauf; ſie leben in ſeiner Natur mitgeboren drin. Seine Augen leuchteten bald auf Grau, von klarer, zweckbewußter, erfinderiſcher Klugheit. Man ſah ihm an, wie frühere Gebilde in ſeinem Gedächtnis auferſtanden, Form annahmen und nebeneinandertraten; und auf einmal lagen die Worte auf ſeiner Zunge. Denn mehr und mehr packte ihn die Vor-

stellung der weitschauenden, festumrissnen, wohlbestellten Freskenreihe. „Andere haben Mannigfaltigkeit, wieder andere träumerische Innigkeit ausdrücken wollen. Mich hat es stets nach Sichtlichkeit verlangt.“ Der weder starke noch geheimnisvolle, der schlechtweg laute und lautere Ton dieser Formel erschien mir wie die einzig wertvolle Aufklärung über die herrschende Richtkraft von Hodlers malerischem Wirken.

Ende Juni. Wir kamen vom Wahlgebäude, wo Hodler diesen Sommer über schafft, über die *Place Neuve* daher. Vor dem Stadtgarten wimmelte es von einem Kinderfest, und zwei wohlgewachsene Mädchen in gleichgeschnittenem weißen Kleid kamen uns entgegen. Wir betrachteten sie just mit echt kantisch interesselosem Wohlgefallen, als ein alter Bekannter Hodlers uns anhielt und zu unserm Geschmack Glück wünschte. „Der hat es auch noch nicht gemerkt, was uns erfreute. Die harmonisch wandelnde und schimmernde Doppelerscheinung, nichts anderes, war es ja, die uns ergriff und hob. Wie bloß hübsch, und wie bedeutungslos wäre uns jedes der Mädchen einzeln, im Volkshaufen verlaufen, vorgekommen. Ja, wir hätten es kaum bemerkt.“ Mit dieser klipp und klar hingesagten Wahrheit auf dem Mund und im Herzen schritten wir von dannen, und erst jetzt muß ich bei dem Gedanken und der Frage lächeln, wem wir Propheten beide, groß und klein, wohl durch unser gepaartes Wandeln das Licht des Parallelismus aufgesteckt haben .....

Der Ur-Meister.

Von Josef Hofmiller.

Die Entdeckung von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung“, der unwiederbringlich verloren geglaubten ersten Fassung von Wilhelm Meisters Lehrjahren, im Dezember 1909 durch Gustav Bilteter in Zürich ist seit Jahrzehnten und wohl auf Jahrzehnte hinaus das wichtigste Ereignis in unserer Literaturgeschichte. Der Ur-Meister[1]) ist das wertvollste Geschenk, das die Schweiz der deutschen Literatur in den letzten Jahren gemacht hat.

Es handelt sich beim Ur-Meister nicht um Lesarten für Philologen, so kostbar auch eine neue Lesart eines klassischen Werks jedem Liebhaber der Dichtung sein muß, gleichwie jeder verschiedene Zustand einer Radierung oder eines Gemäldes nicht nur für den Kunsthistoriker, sondern den Kunstfreund von starker Anziehung ist und Beethovens drei Vorspiele zur Leonore nicht nur dem Musikgelehrten schätzbar, sondern jedem Konzertbesucher eine

[1]) Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Nach der Schultheßschen Abschrift herausgegeben von Harry Maync, Stuttgart, Cotta.

Quelle reinen, sei es unbefangen hingebenden, sei es dankbar vergleichenden Genusses sein werden. Beim Ur-Meister handelt es sich, ähnlich wie bei den Tagebüchern aus Italien an Frau von Stein, verglichen mit der Italienischen Reise, darum, daß ein Werk, welches wir bis dahin als ein gewachsenes Ganzes liebten und bewunderten, durch die Mitteilung seiner ersten Form uns hinsichtlich seiner endgültigen Gestalt bis zu einem gewissen Grad fremder wird, so wie wir etwa ein wirkliches Jugendbildnis der Geliebten einem, und sei es noch so meisterhaft, verjugendlichten Porträt aus ihren reifen Jahren vorziehen. Goethe hat von einem bestimmten Zeitpunkt an gern die Summe seines Lebens und Erlebens, seines Dichtens und Denkens synthetisch als ein großes Gewordenes sich und anderen dargestellt. Wir haben eine grenzenlose Freude an diesem Gewordenen, daneben aber den vielleicht noch unbeschreiblicheren Genuß eben dies Gewordene wieder als ein langsam, unter Hemmungen und Unterbrechungen Werdendes zu erkennen. Dem genialen Individuum, das auf sein Werden zurückblickt, wird der Weg zur Mühsal, und nur das erreichte Ziel rechtfertigt ihm Mühsal und Weg. Wir lesen den Götz in dreifacher, die Iphigenie in vierfacher Gestalt, setzen uns ins Puppenspiel vor den Ur-Faust, und genießen den Ur-Meister neben den Lehrjahren; wir mögen eins nicht gegen das andre ausspielen, mögen aber ebensowenig dem Dichter ganz folgen, wenn er das Frühere zerschnitt und zerstückte, und mit eigenem Blut so kühl schaltete, als wärs fremdes Gut.

Anfangs zwar scheint es eine muffige und kleinstädtische Welt zu sein, die sich mit den ersten Zeilen des Ur-Meisters auftut: „Es war einige Tage vor dem Christabend 174..., als Benedikt Meister, Bürger und Handelsmann zu M..., einer mittleren Reichsstadt, aus seinem gewöhnlichen Kränzchen abends gegen achte nach Hause ging. Es hatte sich wider die Gewohnheit die Tarokpartie früher geendigt, und es war ihm nicht ganz gelegen, daß er so zeitlich in seine vier Wände zurückkehren sollte, die ihm seine Frau eben nicht zum Paradiese machte. Es war noch Zeit bis zum Nachtessen, und so einen Zwischenraum pflegte sie ihm nicht mit Annehmlichkeiten auszufüllen, deswegen er lieber nicht eher zu Tisch kam, als wenn die Suppe schon etwas überkocht hatte." Und doch braucht man den dramatischen Anfang der späteren Fassung nicht unbedingt höher zu stellen: „Das Schauspiel dauerte sehr lange. Die alte Barbara trat einigemal ans Fenster und horchte, ob die Kutschen nicht rasseln wollten. Sie erwartete Marianne, ihre schöne Gebieterin, die heute im Nachspiele als junger Offizier gekleidet, das Publikum entzückte, mit größerer Ungeduld als sonst" und so weiter. So genial der Zug ist, Marianne sofort mit einer Hosenrolle einzuführen, der alte Anfang, der Wilhelm sogleich fest in die spießbürgerliche Welt des kleinen Nestes hineinstellt, mit Dämmerschoppen, Kartenspiel, häuslichem Unbehagen,

ist nicht minder genial. Von hier aus ergibt sich die ganz verschiedene Art der Erzählung beider Fassungen: der Ur-Meister entwickelt, die Lehrjahre führen gleich in den Liebeshandel mit der Schauspielerin, und lassen Wilhelm, nicht allzu geschickt, seine ersten theatralischen Kindererlebnisse erzählen: der Mutter, die sie viel treuer im Herzen bewahrt hat als er, und der Geliebten, die darüber einschläft. In den Lehrjahren macht Goethe, ähnlich wie Keller es in der ersten Fassung des Grünen Heinrich getan hatte, die Jugendgeschichte des sich entwickelnden Helden zur Vorgeschichte des bereits zum Jüngling erwachsenen; in der endgültigen Fassung seines Romans machte Keller die Vorgeschichte zum gleichberechtigten, ersten Teil des Werkes, aber von der ersten Fassung behielt er leider die Ich-Form bei, nicht zum Vorteil der Erzählung. Die Lehrjahre, verglichen mit dem Ur-Meister, zeigen, welcher Vorteile sich der Dichter begibt, wenn er einen ausgesprochenen Entwicklungsroman mit der Technik des Gesellschaftsromans schreibt und den eigenartigsten Zeitabschnitt in der Entwicklung seines Helden, die Knabenjahre, in perspektivischer Verkürzung gibt. Der Grüne Heinrich in seiner neuen Fassung, verglichen mit dem Ur-Meister, zeigt das Bedenkliche der Ich-Form gegenüber dem allwissenden Berichte des erzählenden Dichters.

Dieser Unterschied zwischen beiden Fassungen ist so gewaltig, daß nur, wer beide nebeneinander gelesen hat, ihn ganz ausmessen kann. Der Goethe unmittelbar nach Italien, der den vor seiner großen Hedschra entstandenen Werken seiner Jugend zum Teil mit einer fast lieblosen Sachlichkeit gegenüberstand, strich die sechs Bücher der Theatralischen Sendung ohne Rücksicht zusammen; wieviel dabei der Schere zum Opfer fiel, sehen wir erst jetzt, wie wir auch erst jetzt sehen, wie fremd die zertrennten Bruchstücke eines fast von selber entstandenen Bekenntnisbuches in dem neuen Ganzen eines kunstvoll aufgebauten Romans dastehen. Man darf auch aus diesem Anlaß zweifeln, ob Schillers Einfluß, so einleuchtend, fast bestechend er sich in gewissen Schlagwörtern, wie Xenienalmanach oder Balladenjahr, in den Literaturgeschichten ausnimmt, dem Goethischesten an Goethe gerecht geworden und förderlich gewesen sei. Vielleicht war Wilhelm Meister von Haus aus ein Torso, und die Ergänzungen tun dem Werk ebenso unrecht, wie die mancher antiker Statuen?

Man braucht deshalb nicht zu glauben, daß der Ur-Meister etwa der Lyrik des Werther näher stünde. Goethe hat in der ersten Fassung eine erstaunlich realistische Art zu motivieren. Der Vater, die Mutter, die Schwester, die Großmutter Wilhelms stehen fester und eigenartiger da, als in den Lehrjahren; man begreift, wenn man das durch die Schuld der Frau zerrüttete Familienleben des alten Meister kennt, besser, daß sich der kleine Wilhelm zur Großmutter flüchtet; mit der Frau, die „noch in ihren ältern Jahren

eine Leidenſchaft für einen abgeſchmackten Menſchen kriegte", ſchlägt Goethe das Thema vom gefährlichen Alter an; „Nachläſſigkeit, Verdruß und Hader" — das waren Motive, die der ſpätere Goethe nicht mehr ausſtehen mochte; die Einſamkeit Wilhelms als Kind iſt beſſer begründet: „daß ihm alſo nichts übrig blieb, als ſich in ſich ſelbſt zu verkriechen, ein Schickſal, das bei Kindern und Alten von großen Folgen iſt." Die tiefe Verſtrickung Wilhelms in das Theaterweſen kommt im Urmeiſter ſchärfer heraus: zum Chriſtabend ſieht er zum erſtenmal das Davidpuppenſpiel aufgeführt; er bittet die Mutter, „ſie möchte es ihm doch wieder ſpielen laſſen", bekommt aber eine harte Antwort; die Großmutter läßt es nochmal ſpielen, weil ſie „ſoviel Mühe nicht umſonſt wollte gehabt haben"; Wilhelm möchte dahinter kommen, wie das zugehe; er tut den Blick hinter den Vorhang, entdeckt ſpäter in der Speiſekammer die Drahtpuppen und das Textbuch, das er lernt und der Großmutter vordeklamiert; er darf vor Kindern das Stück ſelbſt aufführen helfen; da das Spiel diesmal in einem unbenutzten Raum des Obergeſchoſſes gegeben wird, läßt man das Theater aufgeſchlagen ſtehen und Wilhelm bringt all ſeine freien Stunden in der Kammer zu; ſpielt ſich den Cato und Darius vor, nachdem er in der väterlichen Bibliothek die Teutſche Schaubühne entdeckt hat; probiert nach Operntextbüchern ſchwerere Stücke: „ſtürmiſche Meere, Götter, die in Wolken herabkommen, und, was ihn vorzüglich glücklich machte, Blitz und Donner". Seine Helden bekommen durch Mithilfe ſeiner Schweſtern eine bewegliche Garderobe, aber je größer Wilhelms Apparat wird, deſto plötzlicher läßt er das ganze Puppenſpiel liegen. Alle Spiele mit ſeinen Kameraden, Jäger-, Reiter-, Soldatenſpiel, werden ihm zum Theater; Schwerter, Schilder, Harniſche werden verfertigt: der Anfang des Schauſpielerns. Aber dieſe Spiele ſind ihm bald zu leer; er kommt auf Ritterſtücke. Taſſos Befreites Jeruſalem fällt ihm in die Hände: er iſt abwechſelnd, eigentlich gleichzeitig, Chlorinde und Armide, Tancred und Rinaldo. Er beredet ſeine Kameraden mitzuſpielen, läßt erwachſenen Freunden keine Ruhe, bis ſie der Schar ein wirkliches Theater machen, mit Bäumen, ſpaniſchen Wänden, Vorhängen; als der Vorhang aufgeht, weiß keiner, was er ſagen ſoll, ſo daß nichts übrig bleibt, als das alte Davidſpiel wieder herzuſagen. Jeder Roman, jedes geſchichtliche Ereignis bildet ſich ihm zum fünften Akt; denn er liebt nur die fünften Akte. Bald tun Schweſtern und Freundinnen mit; erſte Liebeleien entſtehen, die Wilhelm als Direktor Schwierigkeiten machen. Komödianten kommen in die Stadt: die Knaben gucken ihnen ihre Manieren ab und fangen an ſie zu kopieren. Immer mehr wird ſo das Theater Wilhelms innere Welt: „was er etwa auf einem Spaziergange von freier Welt ſah, ging nie in ihn hinüber, er war zum Beſuch in der herrlichen Natur, und ſie behandelte

ihn als Besuch." So entwickelt der junge Goethe, ganz allmählich, Zug um Zug, Ruck um Ruck, Wilhelms Theaterleidenschaft; und wenn ihm jetzt die Bekanntschaft der schönen Marianne, die er zuerst wohlgefällig bewundert, dann aus der Ferne anbetet, durch ein paar zufällig bekannt gewordene Schauspieler vermittelt wird, fällt der Funke in einen seit frühester Kindheit immer höher aufgebauten Stoß brennbaren Stoffes, und wir verstehen, wie in einem einzigen Augenblick der Stoß eine einzige Flamme ist, weil der Goethe des Ur-Meister diese ganze Entwicklung vor uns aufgebaut hat, während der Goethe der Lehrjahre sie den verliebten Wilhelm bei mehreren Gelegenheiten in Bruchstücken rekapitulieren läßt.

Auch in der Schilderung des Verhältnisses zu Mariannen scheint mir der Ur-Meister seiner. Die alte Barbara ist in der ersten Fassung eine richtige alte Theaterhexe, die der sich Mutter fühlenden „einige grausame Vorschläge macht, vor denen Mariannen schauderte"; in den Lehrjahren ist sie eine würdige Vertraute geworden und ihr Ton der höfliche der guten Gesellschaft: „Sie haben uns schon einmal von der ersten Aufführung des Puppenspiels am Weihnachtsabend unterhalten; es war lustig zu hören. Sie wurden eben unterbrochen, als das Ballett angehen sollte" und so weiter. Nachdem sich Wilhelm von Mariannens Untreue überzeugt hat, geht im Ur-Meister die Handlung ununterbrochen weiter, während es in den Lehrjahren nach einer ungeschickten Einleitung heißt: ... „wir überspringen vielmehr einige Jahre, und suchen ihn erst da wieder auf, wo wir ihn in einer Art von Tätigkeit und Genuß zu finden hoffen, wenn wir vorher nur kürzlich soviel, als zum Zusammenhang der Geschichte nötig ist, vorgetragen haben." In den Lehrjahren „hatte sich dann unser Freund völlig resigniert, und sich zugleich mit großem Eifer den Handelsgeschäften gewidmet"; ... „auf diese Weise hatte Wilhelm eine Zeitlang sehr emsig fortgelebt und sich überzeugt, daß jene harte Prüfung vom Schicksale zu seinem Besten veranstaltet worden"; der Ur-Meister schildert diese schmerzliche Zeit mit der ganzen seelischen Feinheit des Werther. Der Genesende wird menschenscheu, „in seiner Stube konnte er's nie warm genug haben"; er ergibt sich dem Kaffee und Tee: wie fein, daß Goethe den Kranken nach stimulierenden Mitteln suchen läßt! „Er verabscheute jede Zerstreuung und Bewegung .... im Schlafrocke, Pantoffel und der Nachtmütze fand er seine Beruhigung und zuletzt gar in einer Pfeife Tobak sein Glück." Aber allmählich stößt seine Natur die Schlacken körperlicher und seelischer Krankheit aus: „und so ward er wie ein Kind zum zweitenmal wieder ins Leben zurückgeführt, und wie ein Kind fiel er bei der ersten anwandelnden Munterkeit wieder über die vorigen Spielsachen her."

Bei Wilhelms Reise tilgt der spätere Goethe allzu realistische Züge: man vergleiche:

Zum Nachſpiel hatten ſie einen Glückwunſch zuſammengeſtoppelt, ein ſchlechtes Porträt des Alten auf einen Altar geſtellt und mit Kränzen behängt, dem ſie in demutsvollen Stellungen huldigten. Das jüngſte Kind trat wohlaufgeputzt hervor und hielt eine Rede in ſehr mittelmäßigen Verſen, welche die ganze Familie und ſogar den Oberforſtmeiſter, der ſich dabei an ſeine Kinder erinnerte, zu Tränen bewegte. Wie mächtig ſind Lokalumſtände auf die Herzen der Menſchen, und wie rührend iſt eine Feierlichkeit, wenn ſie auch nicht in dem beſten Geſchmacke angeſtellt iſt!

Zum Nachſpiel ward ein Opfer dargebracht. Ein Porträt, das den Alten in ſeinem Bräutigamskleide vorſtellte, ſtand auf einem Altar, mit Kränzen behangen. Alle Schauſpieler huldigten ihm in demutvollen Stellungen. Das jüngſte Kind trat, weiß gekleidet, hervor, und hielt eine Rede in Verſen, wodurch die ganze Familie und ſogar der Oberforſtmeiſter, der ſich dabei an ſeine Kinder erinnerte, zu Tränen bewegt wurde. So endigte ſich das Stück, und Wilhelm konnte nicht umhin, das Theater zu beſteigen, die Aktricen in der Nähe zu beſehen, ſie wegen ihres Spiels zu loben, und ihnen auf die Zukunft einigen Rat zu geben.

Aus dem Hogarth iſt in der zweiten Faſſung ein Greuze geworden.

Im Ur-Meiſter hat Goethe noch den hübſchen Zug, daß Herr Melina urſprünglich Pfefferkorn heißt, und auf dem Umwege Pfefferkuchen-Honigkuchen erſt auf ſeinen ſchönen Namen kommt; man muß dabei unwillkürlich an Gottfried Kellers John Kabys denken. In den Lehrjahren kommt Wilhelm bald mit Laertes und Philine zuſammen, während im Ur-Meiſter dieſer Reiſe eine andere vorangeht, durch die Wilhelm mit einer fahrenden Truppe bekannt wird, deren Direktorin Züge der Neuberin hat. Die Kapitel dieſer langen Epiſode gehören zu den lebhafteſten und realiſtiſcheſten der Ur-Faſſung; viel reicher als in den ſtehengebliebenen Partien der Lehrjahre tut ſich die bunte Zigeunerwelt des fahrenden Komödiantentums auf, die Welt des Scarronſchen *Roman comique*. Wilhelm wird von den Schauſpielern ganz gehörig gerupft. Während der ſich bis zur Tollheit ſteigernden Punſchſzene lieſt Wilhelm im Ur-Meiſter ſein eigenes Drama vor, in den Lehrjahren ein fremdes Ritterſtück. In dieſem eigenen Drama, das die Truppe aufführt, ſpringt er für einen erkrankten Schauſpieler ein, um ſein Werk nicht zu gefährden; welch ausgezeichnete Motivierung ſeines erſten Auftretens auf der Bühne! Wie taktvoll iſt im Ur-Meiſter Mignons Eiertanz eingeführt: Wilhelm iſt untröſtlich über die Wiederbeſetzung der von ihm vorzüglich geſpielten Rolle durch den inzwiſchen geneſenen, aber völlig unfähigen Gaian der Direktorin; das Mädchen will ihn durch den Tanz aus ſeinen trüben, einſiedleriſchen Gedanken reißen, während er ſo ganz allein im Wirtshaus ſitzt, weil er ſein Stück mit dieſem Rüpel in einer Hauptrolle nicht ſehen mag. In den Lehrjahren wirft ſich Mignon ihm an den Hals, weil es ſie „tief ſchmerzte, daß er ſie heute ſo kurz abgefertigt hatte.“ Im Ur-Meiſter dagegen: „Das Kind

war eine Zeit her ſtiller und immer ſtiller geworden, Wilhelm hatte ſie, ohne es zu merken, vernachläſſigt, ſie fühlte es deſto tiefer." Ich finde auch hier den Ur-Meiſter zarter und tiefer. In den Lehrjahren geht Wilhelm mit aufs Grafenſchloß, weil er „auf Menſchenkenntnis ausging und die Gelegenheit nicht verſäumen wollte, die große Welt näher kennen zu lernen"; außerdem, weil er die Gräfin wiederzuſehen wünſcht: Die Schwäche des Motivs war offenbar Goethe nicht entgangen. Im Ur-Meiſter bildet die Szene den Schluß des vierten Buches: Wilhelm weiß ſich nicht ein noch aus, „ſein gepreßtes Herz ſtrebte nach Erleichterung, und eine bängliche Wehmut bemächtigte ſich ſeiner. Er warf ſich in einen Seſſel und war ſehr bewegt. Mignon trat herein und fragte, ob ſie ihn aufwickeln dürfe." Ich finde, daß im Ur-Meiſter dieſe herrliche Szene glücklicher eingefügt iſt, als in den Lehrjahren: hier eine Peripetie, dort eine Epiſode.

Goethe ſelbſt war es bei ſeiner Umarbeitung der Theatraliſchen Sendung in die Lehrjahre nicht recht geheuer. Den Ur-Meiſter hatte er in einem Brief an Frau von Stein ſein „geliebtes dramatiſches Ebenbild" genannt (1782); die Lehrjahre bezeichnet er Herder gegenüber als eine „Pſeudokonfeſſion", die er ſich „vom Herzen und Halſe" ſchaffen müſſe (1794). Herder, der noch die alte Faſſung kannte, zog ſie vor: „Man lernte den jungen Menſchen von Kindheit auf kennen, intereſſierte ſich für ihn allmählich, und nahm an ihm teil, auch da er ſich verirrte. Jetzt hat der Dichter ihm eine andere Form gegeben; wir ſehen ihn gleich da, wo wir ihn nicht ſehen mögen, können uns ſeine Verirrungen nur durch den Verſtand erklären; intereſſiert aber hat er uns noch nicht ſo ſehr, daß wir irgend mit ihm ſympathiſieren könnten. Ich habe dem Dichter darüber Vorſtellungen getan; er blieb aber bei ſeinem Sinn." Ich vermute, daß Goethe vor allem an den verdrießlichen Familienverhältniſſen ſeines Helden Anſtoß nahm; als junger Mann hatte er, inſtinktmäßig nach einer ſtarken Motivierung für Wilhelms Theaterleidenſchaft ſuchend, dem Kind eine liebloſe, in einen „abgeſchmackten Menſchen" verliebte Mutter und einen ſchwachen Vater gegeben, der beim Tarock ſein häusliches Elend vergißt; der Held aber war er ſelbſt und doch nicht ganz er ſelbſt. Dieſes Zwitterweſen von autobiographiſchen und romanhaften Elementen war dem aus Italien heimgekehrten Dichter anſtößig; er nahm dem Helden viel von ſeinem Eigenſten, weil er gegen jedes Offenbaren ſeiner inneren Natur ſcheuer geworden war. Wie er Herders, Frau von Stein, dem Herzog gegenüber ſeit ſeiner Zurückkunft Diſtanz bewahrte, hielt er ſich auch ſeine früheren Werke in Diſtanz. Wilhelm iſt nicht mehr Goethe; hingegen iſt alles Peinliche des Familienlebens getilgt, und der alte Meiſter ein Sammler und Liebhaber etwa wie der alte Rat Goethe. Die Schweſter, die im Ur-Meiſter noch bis auf den durchſichtig veränderten

Namen — Amelie — deutlich und mit Liebe gezeichnet war, wird in den Lehrjahren eine blaſſe Verlegenheitsfigur: Goethe ſchied alles aus dem Werke aus, was ihm zu vertraulich ſchien. Derſelbe Grund bewog ihn vermutlich die umfangreichen Kapitel zu ſtreichen, in denen von ſeinen eigenen erſten dramatiſchen Verſuchen die Rede war: er wollte nicht, daß das Publikum in dieſe für ihn höchſt perſönlich gewordene und vor jedermanns Auge zu verſchließende Welt einen Blick werfe, ſo, wie Wilhelm einen Blick unters Tuch des Puppentheaters tut. Der Ur-Meiſter erſt gibt uns eine Ahnung dieſer zum Teil bedeutenden Jugenddichtungen und Entwürfe. Die wilde Truppe der Madame de Retti iſt verſchwunden. Philine, in der Urfaſſung ganz Kindweib, hat in den Lehrjahren etwas Soubrettenhaftes. Melina iſt würdiger und intelligenter, aber dafür lange nicht mehr ſo ſcharf geſehen wie im Ur-Meiſter; der Sekretär des Grafen iſt mit dem Baron verſchmolzen worden. Alles iſt in den Lehrjahren mehr in eine ſchöne Ferne gerückt, mehr abſichtlich poetiſch, mehr — um ein Lieblingswort Goethes zu gebrauchen — „bedeutend“. Im Ur-Meiſter findet ſich noch keine Spur von dem Geheimbund, überhaupt noch nichts von der ſpäteren Neigung allerhand in das Werk „hineinzugeheimniſſen“. Endlich ſtand der nachitalieniſche Goethe dem Theater, das er offiziell beibehielt, innerlich ferner, vielleicht aus demſelben Grunde, der ihn die Bekanntſchaft mit Schiller lange vermeiden ließ: er brachte Iphigenien und Taſſo mit aus dem Süden, und die Nation ſchwelgte in den Jugenddramen Schillers. (Es findet ſich in den Lehrjahren eine Stelle — da, wo vom Rollenvorrate des Polterers die Rede iſt — die ſich wie ein Hieb auf Kabale und Liebe lieſt.) Alles hatte ſich gewandelt: Der Beginn der Erzählung, das Intereſſe des Verfaſſers an ſeinem Helden, der Vortrag (dort herzlich, hier kühl, ſtellenweiſe ironiſch), vor allem aber das Ziel: aus dem Theaterroman war eine Bildungsodyſſee geworden, und der Held hatte beinah einen Zug ins Don Quixotenhafte bekommen.

Alles, was hier geſagt iſt, bezieht ſich natürlich nur auf die dem Ur-Meiſter und den Lehrjahren gemeinſamen Teile bis zum Eintritte bei Serlos Geſellſchaft (einſchließlich); für alles Folgende fehlen die Vergleichsmöglichkeiten, weil vom Ur-Meiſter nicht mehr vorhanden, höchſtwahrſcheinlich kaum mehr geſchrieben iſt, als die von Billeter entdeckte Handſchrift der Mutter und Tochter Schultheß enthält. Bei genauerer Vergleichung beider Faſſungen wird man ſicher noch eine Menge Neues finden; mir kam es hier nur darauf an, den Eindruck zu geben, den ein einfacher Leſer, der Goethephilologe oder Literarhiſtoriker weder iſt noch ſein will, von beiden Geſtalten des Romans erhält, wenn er ſie nebeneinander hinlegt und das alte Werk im neuen ſucht.

Rundschau.

Schweizer Erzähler.

In der Schweiz beobachten wir eine Belebung der historischen Erzählung. Historische Schauspiele, freilich sehr oft ohne literarische Bedeutung, und farbenreiche Aufzüge sind in diesem Lande der patriotischen Feste immer beliebt gewesen. Mußte es da nicht in Verwunderung setzen, daß die Schweizer Erzähler nicht öfter auf ihre Geschichte zurückgriffen, die an Spannungen und Gegensätzen, an heroischen Taten und kulturhistorisch interessanten Perioden überreich ist? Ob da nicht das große Vorbild C. F. Meyers eher abschreckte als zur Nachahmung spornte? In seinem Jürg Jenatsch hat er einen schwierigen Stoff mit solcher Meisterschaft gebändigt und ein so großartiges Zeitbild entrollt, daß Späteren der Mut wohl vergehen konnte.

Neuerdings beginnt die Malerei die Schweizer Geschichte zu verherrlichen. In monumentalen Werken hat Ferdinand Hodler die heroische Kraft des alten Schweizertums uns zwingend glaubhaft vor Augen gestellt. Er hat den Rückzug von Marignano gemalt und in den Recken, die da, besiegt aber nicht überwunden, in stolzer Haltung mit den Blessierten vom Schlachtfeld abziehen, in fast symbolischer Größe jene Zeit verkörpert, da die Schweizer über das Schicksal Europas, zumal auf den italienischen Schlachtfeldern, mitentschieden. Marignano bezeichnet den Höhepunkt der schweizerischen Einmischung in die europäischen Händel, aber auch die Krisis. Es folgt die Selbsteinkehr, die wahre Einschätzung dieser Kriegsdienste in fremdem Sold. So ist „Marignano", ein Schweizer Volksdrama in fünf Aufzügen von Carl Friedrich Wiegand (Zürich, Rascher) ganz auf das Problem des Reislaufertums gestellt; vier Akte spielen im Flecken Schwyz, und nur im vierten ist das lombardische Schlachtfeld der Schauplatz. Johannes Jegerlehners große Erzählung „Marignano" (Berlin, G. Grote) ist ganz von Hodlers Geist erfüllt: monumentale Linien, hinreißende Kraft der Bewegung, das Schicksal von Tausenden in wenigen Gestalten zusammengefaßt. Nur hat der Erzähler die Aufgabe mit seinen Mitteln gelöst. Aus dem Walliser Alpendorf Mühlebach ziehen drei Reisläufer über die Berge nach der Lombardei, um sich mit den auf den Ruf des Kardinals Schinner, eines Sohnes der Schweiz, von allen Seiten herbeiströmenden Landsleuten dem mächtigen Ritterheere des Franzosenkönigs Franz I. entgegenzuwerfen. In diesen dreien: dem gereiften Manne Wendel, der als Jüngling schon in Italien mitgekämpft und sich in schwere Schuld verstrickt hatte, um ihr nun zum tragischen Opfer zu fallen — die verratene Jugendgeliebte hält den zum Hauptmann Ernannten durch einen Schlaftrunk vom Kampfe zurück; er stellt sich dem Feldgericht und verfällt dem Schwerte —, dem reckenhaften Jüngling Weger Baschi, der allein in sein Land zurückkehren muß und im Angesicht des Heimatdorfes auf einsamer Höhe vor dem Madonnenbild erfriert, und in Ruedli, dem das Feld von Marignano zum frühen Grabe wird, verkörpert sich das Schicksal der schweizerischen Heerhaufen. Dazu das Idyll des wackeren Daniel mit Livia, der Tochter Wendels und Frucht seiner sündigen Liebe, das sich für das Mädchen in furchtbare Tragik wandelt durch den Verlust des Geliebten im Kampf, der Mutter durch Mord, des Vaters durch das Richtbeil der Eidgenossen.

Bei Jegerlehner iſt alles *al fresco*; es iſt die große zwingende Gebärde Hodlers. Conrad Ferdinand Meyer führt uns im Pescara in dieſelbe Zeit. Seine Helden ſind überragende Perſönlichkeiten, Feldherren, Kirchenfürſten und Staatsmänner, Menſchen mit vielfach gebrochener Pſyche, und wie ſie ſelbſt, mit derſelben nie genug zu bewundernden Kunſt, iſt ihre Welt gezeichnet. Jegerlehner weiß nichts vom kulturgeſchichtlichen Detail; er denkt wenig an den Schmuck der Sprache, verſchmäht jegliche Ranke. Er hat nur ein Ziel: das gewaltig Reckenhafte dieſer altſchweizeriſchen Söldnertapferkeit eindringlich zu machen, einer Tapferkeit, die nie größer war als im Untergang, wie Jahrhunderte ſpäter nochmals die in Thorwaldſens Löwen verherrlichte Treue vor den Tuilerien bewies. Jegerlehners „Marignano" iſt ein Volksbuch: durch das vaterländiſche Pathos, die Beſchränkung auf wenige unkompliziertе Figuren, die Schlichtheit der Darſtellung, die urkräftige Sprache. Ein Werk aus einem Guſſe, literariſch gewiß nicht allererſter Qualität, aber echt und wahr. Im Vergleich zu ſeinem letzten Band Erzählungen „An Gletſcherbächen" iſt der Fortſchritt überraſchend, ſo daß wir auf die Entwicklung dieſes Epikers nicht geringe Hoffnung ſetzen.

Nicht weltbewegende Vorgänge werden in Ernſt Martis „Erzählung aus den Kämpfen um die Glaubensfreiheit": Zwei Häuſer, zwei Welten (Huber, Frauenfeld) vor Augen geführt. Im Anfang des 18. Jahrhunderts gab's im bernifchen Emmental zahlreiche Täufer, die als Sektierer von der Obrigkeit nach Kräften drangſaliert wurden. Das Buch erzählt uns die Liebesgeſchichte zweier junger Menſchen, des ſtattlichen Hans Habegger vom reichen Sonnhaldenhof und des Anneli vom Gäzihubel, der armen Tochter des Webers und Täufers Klaus Ledermann. Sie konnten beiſammen nicht kommen, — Hindernis: der ſtarre Sektenglaube des alten Ledermann. Wie man meint, es könne alles noch gut werden, kommt Hans bei einem Straßenüberfall ums Leben — ein künſtleriſch höchſt anfechtbarer Schluß. Es iſt eine anſpruchsloſe Erzählung, aber Heimatkunſt guter Art, in jenem ungewollt epiſchen Vortrag, der auch Bücher nicht hervorragend begabter Schweizer ſo wohltuend aus der Flut der modernen Belletriſtik heraushebt.

Im Walddorfe Maria Einſiedeln ſpielen — wir ſind in den Schreckenstagen der franzöſiſchen Revolution, da vornehme Emigranten beim berühmten Gnadenbilde Troſt ſuchen — zwei Kinder, das feine Helenele Gyr aus dem Gaſthaus zum Pfauen, das „Hochmutsnärrchen", und ein kecker Bub mit faſt immer zerriſſenen Höschen, der Battiſteli. Die beiden wachſen heran; aus der Freundſchaft wird Liebe. Er glaubt ſie nicht erwidert. Voll Trotz geht er in öſterreichiſche Dienſte und kämpft gegen die in der katholiſchen Urſchweiz bitter gehaßten Franzmänner und ihren „Bonapartli". Liebesſehnſucht läßt ihn deſertieren. Das droht ihm ihre Achtung zu koſten. Da brechen vom Zürichſee her die fränkiſchen Heerſcharen ins Schwyzerländchen ein. Battiſt wird verwundet. Als die Franzoſen den Kloſterbrunnen mit dem geweihten Quell in Stücke zu ſchlagen beginnen, ſtellt er ſich ihnen mit der Waffe entgegen; vom General wird ſofortige Exekution befohlen. Vorher aber hatte ſchon Helene ſich mutig, um die Zerſtörung des Brunnens zu hindern, an den alten Haudegen gewandt; die flehentliche Fürbitte des ſchönen

Mädchens rettet den Geliebten, und auf Befehl des Franzmannes wird ſchon am Abend im Pfauen die Hochzeit mit Tanz und Halloh der fremden Krieger gefeiert.

Der dies erzählt? Wer die entzückende Kindergeſchichte am Eingang unſeres Heftes, „Das blaue Waſſer", geleſen hat, wird's erraten: Meinrad Lienert, der humorreichſte, phantaſievollſte, gemütinnigſte Erzähler von Kindergeſchichten, den wir in deutſchen Landen kennen; mit jeder Faſer ſeines Weſens ein Dichter. „Das Hochmutsnärrchen" (Frauenfeld, Huber) iſt eines ſeiner köſtlichſten Werke. Iſt es nicht unvergleichlich, wie hier das Hochmutsnärrchen im Verkehr mit den wilden Dorfbuben geſchildert wird? Und wenn dann die Geſchichte über das Idyll hinauswächſt und wie in Hermann und Dorothea das Schickſal des Paares mit den großen Weltbegebenheiten verknüpft wird, iſt es nicht herrlich, wie die Liebe der beiden jungen Menſchen ſich vertieft und der Uebergang von größter Gefahr zu jubelndem Glück ſich ſo raſch und doch ſo folgerichtig vollzieht? Hätte das ein anderer mit dieſer Friſche, dieſem Humor ſelbſt da, wo tragiſche Möglichkeiten drohen, dieſer Selbſtverſtändlichkeit vor uns ſich abſpielen laſſen wie dieſer liebenswürdigſte aller Schweizer Erzähler? Noch viel zu wenig iſt Meinrad Lienert bekannt, dem die Bauernſchwere und -Sprödigkeit ſeiner ſchreibenden Landsleute ſo vollſtändig abgeht und der am meiſten an G. Keller gemahnt, wenn ein Lebender mit dieſem Großen überhaupt in einem Atem genannt werden darf.[1])

Es ſei in dieſem Zuſammenhang noch eine hiſtoriſche Erzählung erwähnt, die vor längerer Zeit erſchien, von der nun aber eine billigere neue Ausgabe vorliegt: Joh. Andr. von Sprechers: Donna Oktavia. Hiſtoriſcher Roman aus dem erſten Drittel des 17. Jahrhunderts (Basler Buch- und Antiquariatshandlung vormals A. Geering). Es iſt dieſelbe hiſtoriſche Szene wie im Jürg Jenatſch; hier hat ein Bündner, der kein Dichter iſt wie C. F. Meyer, aber ein guter Erzähler und genauer Kenner ſeines Landes, in farbenreichen Bildern die kriegeriſchen, diplomatiſchen und religiöſen Wirren jener wilden Zeit vor uns erſtehen laſſen.

Zwei bedeutende Erſcheinungen der Schweizer Belletriſtik des Jahres ſind in den Süddeutſchen Monatsheften von Joſef Hofmiller gewürdigt worden: Heinrich Federers Großes verheißender Roman „Berge und Menſchen" (Dezemberheft 1911) und Ernſt Zahns „Frauen von Tannò" (Januar 1912). Den beiden dürfen wir drei Basler Erzähler anfügen, die mit vollgewichtigen Gaben auf den Plan getreten ſind: Jakob Schaffner, Hermann Kurz und Felix Moeſchlin.

Schaffner hat ſein Erſtlingswerk, den Roman eines Schuhmachermeiſters, noch einmal vorgenommen und ihm als Band der Fiſcherſchen Bibliothek zeitgenöſſiſcher Romane die endgültige Form gegeben unter dem Titel: „Die Irrfahrten des Jonathan Bregger." Es iſt uns eines ſeiner liebſten Bücher, lieber zum Beiſpiel als der, letztes Jahr im Schweizerheft angezeigte, ſpätere Schuhmacherroman „Konrad

[1]) Anſprechende Erzählungen ſchweizeriſchen Gepräges nicht über Kinder, ſondern für Kinder ſind Niklaus Bolts Buch „Daiſy, oder ein Blümlein, das nie verwelkt" (Stuttgart, Union) mehr für Mädchen, und das für reifere Knaben berechnete Buch Otto Zollers: Janpeter Bruns Abenteuer in den Teſſiner und Graubündner Bergen" (Zürich, Orell Füßli).

Pilater". Nach einem Leben voller Fährlichkeiten iſt Bregger als ehrſamer Meiſter in Baſel gelandet; die ſchmucke Dorothea führt ihm das Hausregiment. Ein junger Nachbar, der betriebſame Spezereihändler Wacker, hat ihr zu tief in die Augen geſchaut. Aus der ihm vorgelegten Lebensbeichte Breggers erkennt er mit Staunen, daß der Alte ſein Vater ſein muß; aber dann wäre ja die Geliebte ſeine Schweſter. Wie langſam ein Geheimnis nach dem andern gelüftet wird, bis die beiden Leutchen ſich gehören dürfen, wie die Handlung und der Bericht Breggers ineinanderſpielen, das iſt mit einer Sattheit in Ton und Farbe und einer Liebenswürdigkeit dargeſtellt, die entzücken.

Faſt gleichzeitig mit dieſem klugen, ſeinen Buch eines Dichters haben wir einen andern Handwerkerroman geleſen, wo es noch abenteuerlicher zugeht als bei Meiſter Bregger. Eine kurze Abſchweifung vom Thema Schaffner mag ſich ſo rechtfertigen. „Heinrich Maneſſes Abenteuer und Schickſale. Mitgeteilt von Adolf Voegtlin" (Leipzig, H. Haeſſel) haben ſeit 1910 drei Auflagen erlebt. Iſt es Fiktion oder Wahrheit, daß dieſer Erzählung ausführliche Tagebücher ihres Helden, eines „Vielduldenden, aber endlich ſiegreichen Odyſſeus" zugrunde liegen, die Voegtlin nur überarbeitet hätte? Sei dem, wie ihm wolle, das Buch hat uns wenig befriedigt. Die Monotonie von Maneſſes endloſen Wanderfahrten im erſten Teil des Buches ermüdet und verſtimmt; da wo endlich durch ethiſche Vertiefung unſere Anteilnahme möglich würde, iſt das Kapital des für das Buch aufwendbaren Intereſſes verausgabt. Ein junger Taugenichts, der zu Hauſe durchbrennt, durch aller Herren Länder verſchlagen wird, in die unglaublichſten Situationen gerät, macht auf ſeinen Irrfahrten eine ſittliche Läuterung durch und ſinkt endlich in Petersburg in die Arme der Jugendgeliebten, die die Folgen des Attentats auf Alexander II. mit ihm zuſammenführten. Durch Vorlegung ſeiner Lebensgeſchichte hat er ſie von ſeiner Beſſerung überzeugt. Äußerlich hat dieſes Buch alſo viel mit Schaffners Erſtlingswerk gemein; um aber zu ſehen, wie ein Dichter geſtaltet, und wie ein mittelmäßiger Schriftſteller arbeitet, vergleiche man einmal aufmerkſam dieſe beiden Werke.

Von Schaffner liegt noch ein zweites Buch vor, das Werk des Jahres. (Daß auch ſo viele Schweizer Erzähler der Meinung ſein müſſen, ſie vergäben ſich etwas, wenn nicht alle zwölf Monate ein Band von ihnen herauskommt!) Der Roman „Der Bote Gottes" (Berlin, S. Fiſcher) hätte zu den hiſtoriſchen Erzählungen geſtellt werden können, ſpielt er doch in der Zeit direkt nach dem Dreißigjährigen Kriege. Er wurde nicht dort angeführt, weil er die Schweiz nur inſofern berührt, daß Ruodi Bürgler, der Held der Geſchichte, als Schweizer ausgegeben wird, und dann war es Schaffner doch wohl um alles andere als um einen hiſtoriſchen Roman zu tun. Es iſt ein merkwürdiges Buch. Er ſelbſt wird es anders einſchätzen, aber uns iſt der Jonathan Bregger lieber; denn er iſt ohne literariſche Prätenſion. Schaffner ſcheint uns am ſtärkſten da, wo er, wie in der in dieſem Heft enthaltenen Arbeit, nur Erzähler ſein will, reiner Epiker, der unbeirrt ſeines Weges geht und ſich aller philoſophiſchen Weltinterpretation entſchlägt. Dann erweiſt ſich ſein überragendes Talent, das ſtärkſte vielleicht, über das die Schweiz verfügt. Er aber ſcheint noch immer von dem Experiment mit dem „Hans Himmelhoch" nicht ganz kuriert zu ſein: zu allem Stellung zu nehmen, jeden Augenblick aus dem objektiven Bericht

mit seinen höchst persönlichen und auch höchst wandelbaren Meinungen herauszutreten. Die Versatilität seines Geistes und seine reiche Wortkunst mögen ihn dazu verleiten. Aber er hüte sich davor; noch einige Bücher dieser Art, und wir empfinden es als Manier, während wir dem reinen Erzähler Schaffner das Höchste zutrauen.

Am Ende seines Lebens fühlt Faust reines Glück:

„Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände."

Ruedi Bürgler, zuerst Schulmeister auf einem Herrensitz, lernt bei seinen Fahrten durch die mitteldeutschen Lande die ungeheure Not kennen, die der Krieg heraufbeschwor. Und da fühlt er sich zum Retter berufen, zum „Boten Gottes". Der Bauer von Wollenhusen, dessen Bekanntschaft er macht, hat auch die Liebe zu den Menschen und aller Kreatur im Herzen; aber sie bleibt auf seinen engen Bezirk beschränkt und spekulativ-unfruchtbar. Ruedi jedoch wird zum Führer aller Bedrängten und Verlassenen; alle sammelt er sie um sich, die sich nicht mehr zu helfen wissen, geleitet sie nach dem abgebrannten Wollenhusen, baut es auf, gründet ein in Zucht und Ordnung festgefügtes Gemeinwesen, und geht nach getanem Werk still seines Weges. Die Selbstaufopferung zum Wohle des Ganzen, die Tat für die Mitmenschen, das allein macht zum Boten Gottes. Es ließe sich viel gegen dieses Buch einwenden, gegen all das Bizarre, Exzentrische der Form; aber die Idee ist groß, die gestaltende Kraft ungewöhnlich, und die Sprache trotz allem die eines Dichters. Wir legen das Buch mit jener Mischung von Unlust und Bewunderung aus der Hand, die wir fühlen, wenn uns ein großes Talent aus einem Stoff nicht ganz das gemacht zu haben scheint, was wir erwarteten.

Den Lesern der Süddeutschen Monatshefte ist der Roman „Die Guten von Gutenburg" (München, Verlag Süddeutsche Monatshefte) von Hermann Kurz bekannt (der, um immer wiederkehrende Mißverständnisse zu vermeiden, im eigenen Interesse gut daran täte, seinem Namen ein »Basel oder sonst etwas ihn von dem Schwaben Hermann Kurz Unterscheidendes beizulegen). Der Roman strotzt, wie sie wissen, von Handlung und Leben; mit einer Fülle scharfumrissener Gestalten sehen wir zwei, drei Generationen an uns vorüberziehen. Stellenweise liest sich das Buch wie eine Satire auf borniertes Kleinstädtertum; Partien voll kräftigen Humors geben diesem Roman vom Oberrhein etwas derb Niederdeutsches. Schade nur, daß die Gutenburger nicht bloß mit dem reinen Behagen des Künstlers gezeichnet sind, daß manchmal recht scharf eine antiklerikale Tendenz zum Wort kommt. Der Hauptmangel des Romans scheint uns im Endteil zu liegen: wie sich aus dem Findling die Persönlichkeit entwickelt, als die er am Schlusse dasteht, darüber gleitet Kurz nur so hinweg. Dieser Erzähler ist ausgezeichnet, wo er Bauern und Spießbürger schildert; da ist alles satte Anschauung; aber die Zeichnung komplizierten Lebens gelingt ihm wenig. Kurz schreibt eine knorrige, manchmal recht ungebärdige, immer aber aus dem Jungbrunnen der Mundart gespeiste Sprache. Seine Gefahr ist Originalitätssucht; es gibt auch in diesem Buche einige emporgeschraubte Stellen. Aber die Fülle ist auch an Abschnitten voll blutwarmer Lebenswahrheit, die gelegentlich mit dichterischer Kraft ins Große, fast Übermenschliche gesteigert erscheint: der vom Wahn eingegebene Schreckensgang der Bärbel, die Versteigerung und die

Taufe des Findlings, der Tod der Großmutter, das sind Episoden, die wundervoll erzählt sind und deren jede wirkt wie ein alter Holzschnitt edelster Herkunft.

Vor zwei Jahren hat in den Süddeutschen Monatsheften Josef Hofmiller den Roman eines Anfängers als „Meisterwerk" bezeichnet. Der Anfänger war Felix Moeschlin, das Meisterwerk seine „Königsschmieds". Dann erschien der Roman „Hermann Hitz", der etwas enttäuschte. Nun liegt ein neuer Moeschlin vor mit dem Titel: „Der Amerika-Johann. Ein Bauernroman aus Schweden" (Leipzig, Gideon Karl Sarasin). Warum mit einem Male aus Schweden? Moeschlin ist seit Jahren in diesem Lande ansäßig; er mochte der Meinung sein, ein Poet mit offenen Augen und klarem Kopf sei nicht zur Abschilderung der heimischen Scholle verpflichtet. Nun zeigt er uns freilich nicht schwedisches Bauerntum von heute; er hat seine Handlung um eine Generation zurückverlegt in die Zeit, da Schweden zur Geldwirtschaft überging. Wir sind im einsamen Walddorfe Appelvik, wo plötzlich ein verschollen Geglaubter auftaucht, der vor Jahren mit seines Vaters Geld sich davon gemacht hatte. Um einen Spottpreis nimmt der Amerika-Johann den Bauern ihre herrlichen, für Nichts geachteten Wälder ab, und durch einen Kaufladen auch wieder ihr Geld, wobei er erst noch ihre ehrwürdigen Sitten zugrunde richtet, bis die Städter daran Gefallen finden und es auch Geld einträgt, in altschwedischem Bauerntum zu machen, was den smarten Geschäftsmann Appelvik zum Fremdenkurort erheben läßt. Gehaßt und gefürchtet, ist er der Herr des Ortes; alles ist ihm käuflich, sogar die Liebe Aber bei einem besonders raffinierten Fischzug, wobei den Bauern ihre Höfe abgezwackt werden sollen, wird er von seinem ungeliebten Sohn an sie verraten und von den Erbosten erschlagen. Meisterhaft setzt die Erzählung ein, meisterhaft klingt sie aus; dazwischen finden sich freilich Längen, bei denen unser Interesse zu ermatten droht. Die dramatische Wucht der „Königschmieds" fehlt diesem Werke, natürlich, gilt es doch die Evolution einer Gemeinde darzustellen. Aber herrlich ist das Schicksal der am meisten sympathischen Figuren des Romans erzählt, des treu am Alten hängenden Pellas-Jerk und seiner Tochter Kerstin. Pellas-Jerk geht zugrunde; aber aus schwerer Not kämpft sich sein Kind empor und reicht am Ende des Buches dem Hol-Johann ihre Hand, dem wackeren Burschen, welcher, der Großstadt müde, auf die heimische Scholle zurückkehrt, um sie nie mehr zu verlassen. Dieser neuen Generation ist sie nun wirklich heilig; die schweren Erfahrungen der Väter kommen ihr zugute. Mit einem freudigen Ausblick schließt das Buch, einem *Sursum corda!* wie Gottfried Kellers Martin Salander, der eine ähnliche Übergangsperiode in der Schweiz darstellt. Wir denken auch an das Ende der „Königschmieds", wo nach aller Not ein Sproß des Geschlechts ein neues besseres Menschentum herbeiführt.

Zwei künstlerische Fehler sind dem „Amerika-Johann" in der Schweiz vorgeworfen worden: die Tendenz, die viel zu schroff hervortrete, und damit die Häufung von Missetaten und Greueln; dann die Zuwendung zu einem dem Dichter doch nicht so ganz adäquaten Stoff. Diesen Einwürfen kommt doch nur sehr bedingte Geltung zu; denn der „Amerika-Johann" ist ein vollgewichtiges und reifes Werk trotz einem Schweizer Bauernroman. Das Fremdartige des ersten Eindrucks wird

verschwinden. Und dann diese herrliche Sprache! Kraftvoll, gebändigt, voller Maß ist sie edelstes Deutsch ohne alles Hinausspielen aufs Mundartliche. Möge dieses schöne Werk eine Etappe sein auf dem Wege zu immer reicherer Entfaltung, zu immer reiferen Gaben dieses das Höchste versprechenden Erzählers!

Der Unterwaldner Franz Odermatt hat sich vor einigen Jahren durch seinen Engelberger Roman aus der Revolutionszeit „Der Großkellner" einen Namen gemacht. In seinem neuesten Buche „Volkskraft" (Frauenfeld, Huber) erzählt er die Geschichte eines Bauern unserer Tage. Wolfgang Frank, der schönste Bursch in Martinsloh, heiratet sich auf einem stattlichen Bauernhofe ein und ist rastlos bedacht, ihn immer mehr in die Höhe zu bringen. Sein Stolz und der Neid auf seinen reichen Nachbarn Amstad lassen ihm keine Ruhe. Er spannt die Kraft seiner Kinder aufs äußerste an; alternd wird er durch ihr Dahinsiechen und Sterben gestraft. Immer Schwereres muß der starke Mann durchmachen; er nimmt es an als Sühne für alte Schuld. Von einem Bullen niedergeworfen, haucht er den Geist aus; aber sein Jüngster wird im Bunde mit einem wackeren Mädchen den Stamm in frischer Kraft weiterpflanzen. Der Roman hat eine ausgeprägt lehrhafte Tendenz, die sich in dem Arzt Andermatt verkörpert, dem Vorkämpfer für die Heranbildung eines starken, lebensfreudigen Geschlechts; die Begeisterung Wolfgang Franks für das Wehrwesen mit den packenden Szenen am Eingang gibt dem Buch auch einen vaterländischen Ton. Leider ist der Roman nichts weniger als ein Kunstwerk. Er ist höchst mangelhaft komponiert; viele Fäden, sorgfältig angeknüpft, werden fallen gelassen. Er hat bedenkliche Längen. Bei vielen dieser schweizerischen Erzähler von Bauerngeschichten scheint eine Art Scheu vorhanden zu sein, den Stoff künstlerisch zu gruppieren; sie bringen's nicht über sich, etwas zu übergehen. Gerade dieser Drang nach Vollständigkeit läßt uns dann an solchen Büchern wirklichen Reichtum vermissen; es fehlt die künstlerische Ökonomie. Diese Epiker haben auch die Manier gemein, selbst da mundartliche Ausdrücke zu brauchen, wo ein gutes schriftdeutsches Wort zur Verfügung stände. Oft mutet solches an wie ein Protzen mit dialektischen *terminis technicis*. Dies fällt uns auf ebensowohl wie bei Odermatt bei dem oben erwähnten Marti und besonders dem noch zu erwähnenden Trabold und führt so weit, daß diese Autoren in Anmerkungen und Klammern Übersetzungen oder Erläuterungen beifügen müssen. Die Schweizer Bauernromane ruhen auf dem Fundament der Mundart; von ihr empfangen sie ihren Lebensatem. Daraus entspringt das so erfrischend Lebendige der Schweizer Belletristik; warum da noch solche Mätzchen, die den reinen Eindruck nur stören? Ein Beispiel, wie man ein kerniges Deutsch schreiben kann, ohne solcher Manier zu verfallen, ist Moeschlin.

Einen Neuen lernen wir in dem Berner Rudolf Trabold kennen. Sein Roman „Zwei Dächer" (Bern, A. Francke) ist ein Preislied auf das Los des Bauern. Wie ein König waltet der reiche Ueli Frischler auf seinem Hofe Fröschegg. Als sein Patenkind, der bei seiner Großmutter aufgewachsene Miggeli, nach Bern genommen wird, wo ihn sein Vater, der Notar und Nationalrat, aufs Gymnasium schickt, würgt wilde Wut in dem alten Bauern; den dem Elternhaus endlich Entronnenen nimmt er mit heller Freude bei sich auf und macht ihn zum Erben seines Besitzes. Miggelis Nöte auf der Mittelschule, seine Befreiung, seine aufkeimende

Neigung zu der armen seinen Lina und das endliche Glück sind mit warmem Behagen erzählt; es wird einem wohl bei dieser anspruchslosen, nur fast ein wenig zu geradlinigen Geschichte. Wie köstlich dargestellt ist das Verhältnis der beiden alten Schutzgeister Miggelis, seiner Großmutter Grittli Wälchli und ihres einstigen Verehrers Ueli; wie gut getroffen die Figur seines Freundes, des Studenten Hardi, wie wahr auch der Typus des streberhaften und innerlich verlogenen Volksmannes! Und wie schön ist der Gedanke, der auch den Titel inspirierte: an ihren Wohnstätten erkennt man die Menschen. Hier die breitausladenden Dächer bernischer Bauernhäuser, dort das Dach auf der Villa des Nationalrats in Bern. „Jenes Dach, das kein Dach ist," erklärt der Student, „kommt mir vor wie ein verrückter Modehut auf dem Kopfe eines Lumpenmenschen mit einem g'schminkten Gesicht." Trabold gehört ein wenig zu der in der zeitgenössischen helvetischen Kunst und Literatur nicht seltenen Spezies der Kraftschweizer; die Salonschweizer unter den Dichtern sind seinem Studenten, der wohl der Verfasser selber ist, gründlich verhaßt. Wir versprechen uns Erfreuliches von diesem Autor, dessen Naturburschentum sich von selbst klären wird.

„Die Bestimmung der Roheit" (Berlin, S. Fischer), ein sonderbarer Romantitel! Albert Steffen hatte schon durch sein erstes Buch „Ott, Alois und Werelsche" gezeigt, daß er unter den Schweizern durchaus seine eigenen Wege geht. Die Bestimmung der Roheit ist, den Menschen, der ihr zum Opfer fällt, den tiefsten Quell seiner seelischen Kräfte erkennen zu lassen; nur durch bedingungslose Hingabe an die andern wird das Übel der Welt besiegt. So handelt Sophie, die sich bewußt einem Wüstling ergibt. Durch die Schicksale anderer Menschen — diese Schicksale bilden den Inhalt novellistisch in das Gefüge des Romans eingekleideter Berichte; sie sind das Beste am ganzen Buche — findet sie ihre eigene Erfahrung bestätigt. Steffen ist eine träumerische, sinnierende Natur, bei aller Absonderlichkeit aber ein echter Künstler; mutet seine Gedankenwelt russisch an, so gemahnt die Abgeklärtheit und ruhige Beschaulichkeit seiner Erzählungsweise manchmal von weitem an Goethe. Steffen wird nicht vielen etwas sagen können; Gleichgestimmte aber werden ihn lieben.

Vor einem Jahr haben wir zwei Novellenbände Alexander Castells angezeigt. Sein Pariser Roman „Bernards Versuchung" (München, A. Langen) hat ihm in der Presse reiches Lob eingetragen. Er ist gut komponiert, in einer außerordentlich gepflegten flüssigen Sprache geschrieben, die allerdings den Schweizer nirgends im geringsten verrät, und reich an psychologischer Einsicht wie an festumrissenen Figuren. Castell ist mehr als irgendeiner seiner Landsleute ein Könner, einer, der das Métier schon in jungen Jahren beherrschen lernte. Aber gerade deshalb können wir seinem Buche besondere Bedeutung nicht beilegen. Wer die neuere französische Romanproduktion verfolgt, wird überall bei ihm, in den Episoden und den Figuren, alten lieben Bekannten begegnen. Castell lebt in Paris und schildert die Stadt mit der Freude eines Entdeckers. Aber sein Paris ist schon tausendmal entdeckt, das Paris der mondänen Salons, der kleinen *Liaisons* und mit Geschmack inszenierten Ehebrüche. Es ist im Grunde doch immer dieselbe Psychologie derselben Leute in denselben Situationen, die, in der französischen Belletristik bis zum Überdruß

wiederkehrend, den einſt dominierenden franzöſiſchen Roman für Europa gleichgültig und belanglos gemacht hat. Caſtell hat die großen Franzoſen, Flaubert, Maupaſſant, Daudet, aber offenbar auch Marcel Prévôt und andere ſeines Schlages, auf ihre Technik hin genau ſtudiert. Und dann hat er all die Requiſiten hervorgeholt, die überall in dieſen Pariſer Romanen wiederkehren: ſtürmiſche Kammerſitzung (man leſe daraufhin *Les Morts qui parlent* von E. M. de Voguë), Arbeiterunruhen am 1. Mai, die großen Rennen mit dem *Tout Paris*, Eröffnung des Salons, Atelierbeſuche bei berühmten Künſtlern, endlich die Saiſon in einem faſhionablen Badeort, wo die am ſchwerſten zu Erobernde endlich erobert wird. Der Inhalt des Caſtellſchen Buches? Zum Roman ausgeſponnen und ins pariſeriſch Mondäne übertragen ſo ziemlich genau die Begebenheiten von Schnitzlers „Reigen". Es iſt uns, nachdem wir die Novellen und dieſen Roman geleſen haben, als würden wir nach Form und Inhalt ſo ziemlich genau alle ſpäteren Bücher dieſes ſehr kultivierten jungen Autors kennen; wer ſo wenig Innerliches zu bieten hat, muß der Manier verfallen.

München. Hermann Schoop.

Notizen.

Albert Welti. Wer die Bilder, die Radierungen dieſes am 7. Juni verſtorbenen Schweizer-Malers einmal geſehen hat, wird ſich nicht lange darauf beſinnen müſſen, denn ſie haben ſich meiſt unauslöſchlich eingeprägt.

Welti war kein Moderner, und auch als Schüler Böcklins, den er zeitlebens hoch hielt, nicht abhängig von dieſem Meiſter; ſo wenig er als großer Verehrer der Alten ihr Nachahmer war; er iſt vielmehr ihr Geiſtesverwandter. Schien es doch manchmal, als wäre er aus einem früheren Jahrhundert zu uns heraufgeſtiegen, aus jenen Zeiten, da die Menſchen noch nicht nervös waren, noch treuherzig und ganz im Lieben und Haſſen, ſowie im Glauben an gute und böſe Geiſter. — Mit dieſem kräftigen Weſen ſah und liebte er unſere Zeit, nahm warmen Anteil an allem der Gegenwart wie der Vergangenheit, und malte, unbeirrt von wechſelnden Kunſtmoden, was ihn freute und bewegte. — Und ſein großes Malertalent hielt dem tiefen Naturell ſo ſehr die Wage, daß die Kunſt eines ſo Veranlagten nur etwas Harmoniſches und Lebenskräftiges ſein konnte. Ob er Vorgänge aus dem täglichen Leben oder aus ſeiner reichen Phantaſiewelt malte oder radierte, immer ſpielte etwas Perſönliches hinein, was nur Welti hatte. Wenige Künſtler haben ſo ſtark in ihren Bildern das Geheimnisvolle, wir wiſſen nicht, wo es ſteckt, es zieht uns in ſeinen Bann. Mit F. Th. Viſcher zu reden: „Jedes echte Kunſtwerk iſt von Geiſterhauch umwittert."

Ich denke an die „Mondnacht", an den „Gang zum Hades", „Die Penaten", „Das Haus der Träume", den „Alten Geiger", nur einige kann ich hier nennen; oder an ſeine ſonnig daſeinsfreudigen Bilder wie der „Hochzeitabend", die „Iſarlandſchaft", das „Familienbild". Und wo er ſeinem Unmut in ſatiriſchen Zeichnungen gelegentlich Luft macht, wie in vielen köſtlichen Neujahrskarten oder in den Radierungen „Fortuna", „*Amor vincit*", „Das neue trojaniſche Roß", da geſchieht das mit einem Humor, dem keiner widerſtehen kann.

Was muß für ein Mensch dahinter stehen! wird mancher schon gefragt haben eben ein ganzer, echter.

Schlicht, kraftvoll und treu, so war Welti, dessen gütiges und tief gehaltvolles Wesen jeden beglückte, der ihn persönlich kannte.

Viel zu früh ist er uns entrissen worden; — sein künstlerisches Werk, aus dem seine ganze Persönlichkeit spricht, soll uns ein kostbares Vermächtnis sein!

Ernst Kreidolf.

Widmanndenkmal oder Widmannstiftung. Im Februarheft der Süddeutschen Monatshefte hat Hofmiller die Anregung zu einer Widmann-Stiftung gegeben; er führte Widmann redend ein: seine Freunde sollten ihm nicht ein Denkmal errichten, sondern bei Bern eine Austragstube für Pferde und Hunde einrichten. „Die Stiftung", so ließ er Widmann sagen, „wäre so recht nach meinem Sinn, weil keiner der stillen Pfründner von mir das geringste wüßte, keiner eine Zeile von mir lesen, keiner eine Pflicht der Dankbarkeit in sich entdecken müßte."

Um das vorauszuschicken, Hofmillers Anregung ist — gewiß durch unsere Schuld — mehrfach mißverstanden worden. Nicht darum war es ihm zu tun, daß die Stiftung nun gerade so gemacht würde, wie er angeregt hatte, sondern nur darum, daß kein Denkmal errichtet würde, sondern eine Tierschutzstiftung.

Von den Unterzeichnern des Aufrufes für eine Widmann-Ehrung haben sich mehrere zu Hofmillers Vorschlag geäußert.

Rodenberg schrieb mir: „Ich habe den vortrefflich geschriebenen und so ganz den Geist Widmanns athmenden Artikel des Herrn Hofmiller in den Süddeutschen Monatsheften mit freudiger Zustimmung gelesen und mir gesagt, daß eine solche Stiftung, wenn sie zustande käme, das Andenken des von uns allen so geliebten und so aufrichtig betrauerten, mehr ehren würde, als irgendein Denkmal in Stein oder Erz. Auch glaube ich nicht, daß ich mich dadurch in Widerspruch setzen würde mit meiner Unterzeichnung des von Bern ausgegangenen Aufrufs; denn auch in diesem ist neben einem Gedenkstein, einer Bronze und einem Widmann-Brunnen eine Stiftung genannt, und eine schönere, als die von Herrn Hofmiller vorgeschlagene, die den Humanitätsgedanken so rein und edel verkörpern würde, könnte ich mir nicht denken. Es hat mich tief und innig gerührt, den Aufsatz zu lesen, nnd mit dem Wunsch, daß die darin gegebene Anregung allseitig Anklang finden möge, erkläre auch ich mich gerne mit ihm einverstanden."

Heyse schrieb: „Da Sie gewünscht haben, daß ich mich zu dem Rundschau-Artikel in Ihrem Februarheft „Widmanndenkmal oder Widmannstiftung" äußern möchte, muß ich offen gestehen, daß ich dem verehrten Verfasser weder in dem, was er zu unterlassen, noch in dem, was er zu thun räth, beizustimmen vermag. Ich habe den Dichter nicht persönlich gekannt und kann ntcht beurtheilen, in wie fern anzunehmen ist, daß er seine Rede *d'outre-tombe* so gehalten haben könnte, wie in diesem Artikel angenommen wird. Doch wenn auch seine Abneigung gegen Dichtermonumente im Allgemeinen und sein eigenes im Besonderen seiner wahren Gesinnung durchaus entspräche — und einer koketten Ablehnung jeder posthumen Huldigung hielte ich ihn nicht fähig — wer kann seinen Freunden und Verehrern den Wunsch verdenken

und deſſen Ausführung hintertreiben wollen, daß ſie ein Bild ſeiner irdiſchen Erſcheinung unter ſich aufrichten möchten, zu dauernder äußerer Erinnerung auch für das nachwachſende Geſchlecht an den Mann, von deſſen Geiſt ſie noch lange einen Hauch verſpüren ſollen! Wie dies am ſchönſten geſchehen könne, hängt nicht zum geringſten Theil von den Mitteln ab, die durch den Aufruf zuſammenkommen werden. Mir perſönlich wäre ein Widmann-Brunnen mit einem Bronze-Relief des Verewigten am ſympathiſchſten, wobei auch die Garderobeſorgen des Artikels wegfielen, die übrigens noch keinen Bildhauer gehindert haben, dem Volk ſeinen Dichter leibhaft vor Augen zu ſtellen. Auch die Frage ob es zu einer Volksausgabe der ausgewählten Schriften kommen könnte, iſt nur eine Geldfrage und wird hoffentlich leicht zu löſen ſein.

„Ganz unpraktiſch dagegen erſcheint mir der Gedanke, um Widmanns Thierfreundlichkeit zur Anſchauung zu bringen, ein Aſyl für ausgediente Pferde und altersſchwache Hunde zu gründen. Ich ſelbſt habe ein Hündchen und würde, wenn ich ein Pferd hätte, ihm bis ans Ende den Gnadenhafer reichen. Das aber hat nur Sinn, wenn zwiſchen dem Menſchen und dem Thier ein perſönliches Verhältnis der Liebe und Treue beſteht. Ein Austragsſtüberl für Thiere, das ja große Dimenſionen annehmen müßte, würde eine übertrieben ſentimentale Stiftung ſein, unverantwortlich, ſo lange noch unzählige Menſchen in ihrem gebrechlichen Alter nur eine ſo unzulängliche Pflege und Unterkunft finden, wie in den meiſten unſerer Spitäler. In Petersburg beſteht ein ſolches Aſyl zur Aufnahme ev. Heilung kranker Thiere. Von einer Hoffnung, ſie wieder lebens- oder gar arbeitsfähig zu machen, kann in den meiſten Fällen keine Rede ſein. Statt einem Hunde, der ein Bein gebrochen hat, ſchmerzlos aus dem Leben zu helfen, wird ihm ein hölzernes Bein angeſetzt, mit dem er kläglich herumhumpeln kann, ein Huhn, das gebiſſen worden, ſorgfältig verbunden, ein aſthmatiſches Pferd von jeder heftigen Bewegung zurückgehalten. Wäre das alles in Widmanns Sinne geweſen?"

Bettelheim ſchrieb: „Sie wünſchen meine Anſicht über Hofmillers Anregung ‚Widmanndenkmal oder Widmannſtiftung' in der Februarnummer der S. M. zu hören? Mir gefiel ſein Vorſchlag, in dem die Reinheit der Geſinnung, die Wärme der Empfindung, was viel, was eigentlich alles beſagt, der Anmut der künſtleriſchen Form gleichkommt, dermaßen, daß ich noch vor dem Einlangen Ihrer Frage vorhatte, in einem Wiener Blatt der Verwirklichung dieſes löblichen Gedankens das Wort zu reden. Gemahnt mich doch dieſer ſinnreiche Einfall an das Walther von der Vogelweide in Würzburg geſtiftete Denkmal mit der Schale, aus der gefiederte Sänger Futter picken. Wenn ich mich gleichwol beſann, dieſe Meinung öffentlich zu äußern, geſchah das, weil ich glaube, das erſte Wort in dieſer Sache und ſomit auch zu Hofmillers wohlbegründeter Idee gebühre der Familie Widmanns und ſeinen engeren Landsleuten, die zuerſt die Freunde und Getreuen des Prachtmenſchen zuſammenberufen haben, um über die würdigſte und geſchmackvollſte Art ſein Gedächtnis zu ehren, zu beraten und zu beſchließen. Ein Widmann-Brunnen mit ſeinem Reliefbild, beſtimmt, gleichzeitig Menſchen, Vierfüßler und Vögel zu tränken, könnte ſicher in oder vor einem Widmann-Aſyl ſtehen, wie Hofmiller das ausgedacht hat. Sollte die Mehrheit dieſem oder einem ähnlichen Plan nicht bei-

pflichten oder ſollten die Mittel zur Vollendung dieſes Vorhabens nicht ſofort reichen, dann bliebe es Widmanns Freundeskreis unbenommen, Hofmillers Gedanken ſelbſtändig aufzunehmen und im Zeichen und zweifellos im Geiſt des Dichters auszuführen."

Von beſonderer Wichtigkeit iſt natürlich, was der „Anwalt der Tiere", das Organ des Berliner Tierſchutzvereins (Juninummer) ſagt: „So ideal dieſer Plan gedacht iſt, ſo würde er, wenn ausgeführt, der Tierwelt im ganzen doch wenig nützen. Wir halten es auch nicht für richtig, alte Pferde oder Hunde, die vielleicht gar noch mit allerhand Krankheiten und Gebrechen behaftet ſind, bis an ihr natürliches Ende in Aſylen zu verpflegen. Solche greiſe Tiere würden infolge ihrer Hinfälligkeit andauernd zu leiden haben und in ihrem jahrelangen Sterben ſich ſelbſt zur Laſt ſein, auch wenn ganz ausgezeichnetes Pflegeperſonal vorhanden wäre; was gewiß nicht auf immer garantiert werden kann. Für alte, ausgediente Tiere iſt ein ſchneller, ſchmerzloſer Tod der beſte Tierſchutz. — Des Dichters Abſicht, den Tieren zu helfen, vor allen den Pferden, würde mehr verwirklicht, wenn ſtatt eines Aſyls für greiſe Tiere, das immer nur verſchwindend wenig Geſchöpfen und auch nur an einem einzigen Orte zugute kommen kann, lieber für eine Widmann-Tierſchutz-Stiftung geſammelt würde, mit dem ausdrücklichen Ziel, die Zinſen jährlich an diejenige Tierſchutz-Vereinigung der Schweiz zu zahlen, welche ſeither für die Pferde die größte Wirkſamkeit entfaltet hat und darum einen dauernden Zuſchuß verdient. Kandidat für dieſe Zuwendung könnte dann nur ſein die ſeit ſechs Jahren beſtehende, über die ganze Schweiz tätige und mit außerordentlicher Umſicht geleitete und tatkräftig vorgehende Schweizeriſche Pferdeſchutz-Vereinigung (Sitz Solothurn, Geſchäftsleitung Kavalleriehauptmann Fritz Egger). Dieſelbe hat es in der kurzen Zeit ihres Beſtehens ſchon vermocht, daß in zahlreichen Kantonen eine eigene Pferdeſchutz-Polizei als Zweig der öffentlichen Polizei eingerichtet worden iſt. Die Inſtruktionsſtunden werden von Hauptmann Egger in muſtergültiger Weiſe erteilt. Das Blatt der Pferdeſchutz-Vereinigung mit dem polizeilichen Beiblatte gibt in jeder Nummer von dem eifrigen Wirken Kenntnis."

Daß Widmann eine wirkſame Tierſchutzſtiftung jedem Denkmal oder Brunnen vorziehen würde, iſt ſicher. Daß man einen Menſchen nicht anders ehren kann, als dadurch, daß man ſeinen Willen tut, iſt auch ſicher. Wenn aber ein Künſtler ins Haus geſchlachtet iſt, intereſſiert nur noch die Wurſt. Alle die Leute, die von Wagner Exiſtenz, Namen, Plaiſir haben, denken nicht daran, ſeine Ideen ernſt zu nehmen, die man als ſchlechte Manieren in den Kauf nehmen mußte, ſolange er lebte. Von den Feſtſpielen, die man jetzt in Bayreuth und München begeht, würde ihn nur der Darſteller des Roß Grane intereſſieren.

Unſer Verhältnis zu den Tieren iſt grauenhaft, am grauenhafteſten unſer Nichthinſehen auf die Behandlung und Tötung der Tiere, die wir eſſen. Das was man gemeinhin Tierſchutz nennt, iſt Nervenſchutz; ſorgt dafür, daß wir nichts Unangenehmes ſehen. Als voriges Jahr in der bekannten Kunſt- und Kulturſtadt München der deutſche Fleiſcherverband tagte, waren die gewiß nicht ſentimentalen Metzgermeiſter entſetzt über die im hieſigen Schlachthof herrſchende Grauſamkeit

(einen Brief des Delegierten der Kölner Ochſenmetzger-Innung haben wir im Septemberheft veröffentlicht); durch dieſe wackeren Metzgermeiſter erfuhr die Öffentlichkeit zum erſten Mal von dieſen Mißſtänden. Wer hatte ſich das Schlachten im Münchner Schlachthof vorher angeſehen? Der als Tierſchützer bekannte Gemeindebevollmächtigte Profeſſor Quidde? Der als Tierſchützer bekannte Herausgeber der Süddeutſchen Monatshefte?

Es tut mir leid, bei einer ſo ernſten Sache von Geſchichte zu ſprechen, aber es muß wohl ſein. Männer wie Keller, Meyer und Widmann bereiten in ihrem Verhältnis zu den Tieren eine neue Epoche der Menſchlichkeit vor. Wäre Widmann nur Tierſchützer geweſen, würde man ihn für verrückt erklären; durch ſeine Talente hat er ſich Anſehen verſchafft und oktroyirt nun ſeine Anſchauungen, indem er ſeine Talente für ſeine Anſichten in die Schanze ſchlägt. In dieſer Weiſe finden alle Fortſchritte ſtatt. Vor kurzem hat der Maler Willy Geiger in den Münchner Neueſten Nachrichten ſeine Begeiſterung für die ſpaniſchen Stierkämpfe ausgeſprochen, und die Leute bedauert, die ſich durch die heraushängenden Eingeweide der Pferde im Genuß ſtören laſſen. Früher wurden in Spanien die Feſtlichkeiten durch Ketzer-Verbrennungen begangen; wer entſprechend organiſiert war, iſt dabei gewiß ebenſo auf ſeine Rechnung gekommen wie Herr Geiger bei den Stierkämpfen; man darf es aber nicht mehr ſagen, ſeit ſich einige talentvolle Menſchen gegen dieſen Sport eingeſetzt haben. Als der Juriſt Feuerbach 1801 nach Bayern kam, wurde in den meiſten Amtsgerichtsbezirken wöchentlich gefoltert; deswegen lebten die übrigen Leute nicht weniger vergnügt; man brauchte ja nicht hinzuſehen, ſo wenig wie Herr Geiger bei den Pferden.

Mein Vorſchlag iſt, zum Andenken an Widmann eine Zentrale für die Tierſchutzbeſtrebungen der ganzen Erde, mit dem Sitz in Bern zu ſchaffen. So wie die unendlich ſegensreichen Roten Kreuze (für die Krankenpflege im Kriege) und Blauen Kreuze (zur Rettung Trunkſüchtiger) von der Schweiz ausgegangen ſind, ſollten unter einem ſichtbaren Zeichen, etwa als Grünes Kreuz, die Tierfreunde der ganzen Erde in Bern einen Zuſammenſchluß finden. Austauſch der Erfahrungen, gemeinſames Handeln, beſonders auch in internationalen Angelegenheiten (Tiertransporte uſw.), Konzentrierung der Arbeit der Einzelverbände auf die Beſeitigung der Maſſentierquälereien. Einzelheiten hier vorzuſchlagen, hat keinen Sinn; das müßten die, die am meiſten Erfahrung haben, gemeinſam machen; nur im allgemeinen: möchte im zwanzigſten Jahrhundert entweder die Behandlung der Tiere in der ganzen Welt eine andere werden oder der Teufel die Welt holen. C.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Coſſmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweiſe und mit genauer Quellenangabe geſtattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphiſche Kunſtanſtalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Hermann Hahn: Karl Theodor von Heigel.
Nach dem unvollendeten Tonmodell.

Zum siebenzigsten Geburtstage Karl Theodor v. Heigels.

Der 23. August, Karl Theodor v. Heigels siebenzigster Geburtstag, hat seinen zahlreichen Freunden und Schülern Gelegenheit gegeben, dem Meister für alles, was er uns ist, zu danken, aber er zieht noch weitere Kreise als ein Gedenktag eines stillen Gelehrtenlebens es sonst zu tun pflegt. An Wissenschaft und Ämtern des Gefeierten kann es nicht liegen. Eine populäre Geschichtswissenschaft gibt es nicht. So sehr Heigel als Historiker mit Erfolg bemüht gewesen ist, die Strenge Klios durch Anmut der Darstellung zu mildern, so verlangt er doch wie alle Meister seines Faches von Leser und Hörer eine Sammlung, die zu allen Zeiten eine in die Breite gehende Wirkung ausgeschlossen hat. Auch der Präsident der Akademie der Wissenschaften ist an sich nicht populär, wenn ihn nicht wie einen der Vorgänger Heigels eine populäre Wissenschaft wie die Hygiene dazu macht. Wenn in diesen Tagen weit über die Schranken seines Berufes, weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus Heigels in Liebe gedacht wird, so gibt es dafür nur eine Erklärung, die sich in das Wort Persönlichkeit zusammenfassen läßt.

Die Jahre haben dem Meister, ohne daß er sie je gesucht hätte, Titel, Ehren und Würden gebracht, aber sie haben ihm nichts gegeben, was er nicht längst besessen hätte. Wer ihm nur einmal im Leben begegnet ist, wer einmal seine Schulter ob allem Volke ragen sah und ihm in seine gütigen Augen geblickt hat, ja wer nur eine Zeile seiner immer gleich harmonischen Handschrift bewundert hat, fühlt sich dauernd zu ihm hingezogen wie etwa Bismarck und die Generation von 1870 zu unserem unvergeßlichen ersten Kaiser. Ein vorbildlicher Bayer, in seiner Verkörperung germanischer Tugenden ein vorbildlicher Deutscher, ist Heigel nicht erst durch Brief und Siegel ein Edelmann und ein Ehrenbürger geworden. So wirbt er in Bayern für reines Deutschtum, in Nord und Süd, wo immer er sich zeigt, für die besten Eigenschaften des bajuwarischen Stammes, und die Leser der Süddeutschen Monatshefte kennen aus seinen historischen Städtebildern das Geheimnis seiner werbenden Kraft, das wie bei dem wesensverwandten Meister Hans Thoma darauf beruht, daß es ihm gegeben ist, mit dem Gemüte zu sehen.

Wir aber können den Zauber dieser reichen und warmen Persönlichkeit nicht besser bannen als mit der Goetheschen Zauberformel: Und so fortan!

Halle a. S. Richard Fester.

Der Graf von Narni.

Von Otto Freiherrn von Taube in Weimar.

An einem frühen Morgen, da es noch dunſtig war, trat der Graf vor ſein Zelt, das Feldherrnzelt im Lager, das ſeit einigen Monaten vor der Veſte lag, darinnen Herzog Pandulfo ſeine letzte Zuflucht gefunden hatte. Der Graf war gerüſtet, aber noch ohne Helm, damit der Frühwind in ſeinen blonden Haaren ſpiele. Sein Auge glänzte hinauf zu den Zinnen, die er zu bezwingen hoffte; er lächelte, lächelte faſt kindlich, wenn er den Morgengeräuſchen ſeines Lagers zuhörte, — Wiehern, Klirren von Eimern und Rüſtungen, Rollen von Karren, — und wenn er dabei des ſchönen Heeres gedachte, das er befehligte, das ihn vergötterte und Zuſchauer war bei einer jeden ſeiner Heldentaten. Seine Bruſt hob ſich luſtvoll, luſtvoller noch, wie er ſein Banner auf dem Zelt begrüßte, am luſtvollſten, als er ſich bewußt ward, daß heute ſein Tag, ſein großer Tag wiedergekommen war: vor drei Jahren hatte er, noch ein Knabe, zum erſten Male die Waffen in der Schlacht geführt an der Seite ſeines Vaters, des Condottieren; vor zweien hatte er den Herrn von Imöla im Zweikampfe geworfen; vor einem war der Siebzehnjährige vom Papſt, dem er die Vaſallen bezähmt, als Generalkapitän der Kirche begrüßt und mit der Grafſchaft Narni belehnt worden. Darum mußte er auch dieſesmal ein Herrliches erleben. Und das mußte jedes andere Erlebnis dieſes und früherer Jahre weit an Herrlichkeit übertreffen, ſelbſt das Hochgefühl, das er ſoeben, am Vorabend ſeines Glückstages, empfunden hatte, als ihm die Boten von Neapel kündeten, daß der König ſeine Werbung um Donna Maria d'Aragona, ſeine natürliche Tochter, angenommen habe. Dieſes Herrlichſte konnte nur die Bezwingung der Veſte ſein und die Vernichtung des Herzogs, den der Graf wie keinen andern haßte, weil er ſein älterer Bruder war und weil er vom Glück bisher in einer Weiſe begünſtigt worden, die der Graf nicht vergeben konnte. Denn der Herzog hatte ſich lange des wohlbefeſtigten Ruhmes erfreut, für die rechte Hand ſeines Vaters zu gelten, er war, obwohl von ſchwerem Gemüte, nicht ohne glänzende Gaben und anſprechendes Weſen, hatte die Hand Donna Giovannas gewonnen und war als Herr dieſer Frau und ihres angeerbten Herzogtums in den Palaſt des alten erloſchenen Hauſes gezogen. Die Macht, in deren Dienſte einer der beiden Brüder ſtand, mußte die Dienſte des anderen miſſen; ſeitdem der Ältere die Regierung aufgenommen, hatte der Staat keinen Frieden, denn ſchon nach wenigen Wochen fielen die Päpſtlichen nicht ſo ſehr um des Vorteils Seiner Heiligkeit willen, als wegen ihres Feld-

herrn, in das Herzogtum ein, verheerten es, und hatten den Herzog schließlich genötigt, sich in jene Veste zurückzuziehen.

Die Stürme des Grafen waren bisher zurückgeschlagen worden; dennoch gab es nur Kümmernis und Sorgen innerhalb der Mauer. Das gütige Antlitz der Herzogin war bleich und ihre Augen verweint. Der Herzog zeigte sich seiner Umgebung oft gereizt und mürrisch, seinem Weibe gegenüber oft unsagbar traurig. Sie fragte ihn nicht warum, und er sagte es ihr nicht; denn sie wußten es beide: gelang es dem Grafen, die Veste zu nehmen und sich des Herzogs zu bemächtigen, so war das sein sicherer Tod; und es war kaum möglich, die Veste zu halten. Sie sahen den Tag kommen, wo die Vorräte ausgingen, wo sie sich ergeben mußten, wo der Herzog dem Tode freiwillig entgegentreten mußte, und sein Weib einem ungewissen Lose, dem Lose der Elenden. Und beide trauerten um einander, denn es war Liebe gewesen, was den Herzog einst getrieben hatte, um Giovannas Hand zu werben, und Liebe aus vollem Herzen hatte sie ihm gereicht.

Aber nicht durch langwierige Belagerung und Hunger dachte der Graf seinen Feind zu bezwingen. Es war der Jahrestag seines Glückes, die Zusage der Königstochter ein glückverheißendes Vorzeichen; darum beschloß der Graf, nochmals einen Sturm zu versuchen. Der Plan war vorbereitet und mit den Hauptleuten besprochen worden; noch einen Blick wollte der Graf, ehe er zur Ausführung ging, auf das Angriffsgebiet werfen. So trat er wieder in das Zelt.

Zwei Windhunde, der eine schneeweiß, der andere grau gefleckt, sprangen ihm vom Vließ entgegen, darauf sie lagen, kamen herzu mit Schlangenwindungen und rührten an seine Hände mit den dünnen Zungen ihrer Schlangenköpfe. Der Graf beugte sich ein wenig über ihnen, nannte sie mit Kosenamen, schlug sie leicht scherzend mit der flachen Hand in die Weichen, fuhr ihnen über den Kopf, daß sie die schmalen Augen schlossen und im Spiele aufschnappten, — ließ sich dann nochmals von ihren rosigen Zungen die Hand lecken und schickte sie wieder nach ihrer Lagerstatt. Dann rief er einem Diener, ließ sich Helm und Feldbinde bringen, sein Roß satteln, und ging, während dieses alles vorbereitet wurde, auf einen Augenblick zu dem Begleiter aller seiner Züge, — seiner Jagd- und Kriegszüge, — dem abgerichteten Sperber, von dem er sich niemals trennen wollte. In ihm, dem reißenden Vogel, sah er sein Ebenbild oder sein Vorbild, er glaubte fast an eine Göttlichkeit in derartigen Tieren, so wie er an seinen Glückstag glaubte. Der Vogel sträubte freudig sein Gefieder und blähte sich, grüßte auch durch schrill jauchzenden Zuruf seinen Gebieter, als ihm

dieſer den Morgengruß bot. Der Graf öffnete den Käfig, hob ein Stück Aßung, das zu Boden gefallen war, mit den Fingern auf und reichte es ſeinem Freunde. Der Vogel kröpfte, kam dann auf die bloße Hand ſeines Herrn, der das ſanfte Kitzeln der Krallen faſt mit Wolluſt fühlte. So zog ihn der Graf heraus und begann ihn zu liebkoſen; vielleicht aber tat er das unſanft, denn plötzlich krallte ſich der Sperber in ſeine Hand, daß ein großer Blutstropfen unter einer der ſpitzigen Zinken hervorquoll. „Du kannſt auch wehetun, Herr Vetter", meinte der Graf, indem er raſch die Fauſt ſchüttelte, daß der Vogel abflog, in einigen Krümmungen über dem Lager durch die Luft ſchoß und ſich dann wieder auf ſeines Herren Hand niederließ. Dann ſchloß er ihn in den Käfig, machte ſich bereit, hob ſich in den Bügeln und ſprengte durchs Lager.

Der feuchte Morgendunſt zog ſich nur noch als milchige Faſern an den fernen Bergesſäumen, und hell war die Sonne über einer Wolkenwand emporgetreten. Jetzt blinkte ſie wieder von der verzierten Rüſtung des Feldherrn, der in weitem Bogen um die Mauern ſeines Feindes kreiſte. Er ritt ein ſchneeweißes Roß, ſchneeweiße Federn wallten von ſeinem Helme, um die Bruſt trug er die purpurne Feldbinde; er ritt zumeiſt in ſcharf beſchleunigtem Trabe, bisweilen aber ſetzte er das Pferd in Galopp, ſprengte dann über die Wieſen, ſuchte ſich Hinderniſſe, die er mit jubelnder Leichtigkeit nahm, ritt ſchön geſchwungene Volten und ließ auf ſeiner Spur im ſilbrigen, betauten Graſe tief ſammetgrüne Schleifen. Auf den Mauern war der Feind indes nicht müßig: kaum war der Graf im Bereiche ſeiner Geſchoſſe, ſo knatterte es, und pfiffen Kugeln an ihm vorüber. Doch keine traf ihn, und der Graf lachte ihrer, weil es ſein Glückstag war und er heute die Stadt erobern mußte.

Der Graf bedachte ſchon jetzt ſein weiteres Verhalten, teils mit frühgereiftem politiſchem Verſtande, teils in abenteuerlichen, kindlichen Jugendplänen: der Herzog mußte verſchwinden, denn der Graf dachte ſelber nach der Eroberung des letzten Bollwerkes den Staat nicht mehr herauszugeben; er ſah ſich, wie er ſelbſt im Kampfe ſeinen Bruder niederſchlug, dann aber wünſchte er doch, er möge lieber von der Hand eines andern fallen; nicht weil es ihm davor graute, ſelbſt den Bruder umzubringen, im Gegenteil, er dachte faſt mit Luſt daran, — aber es dünkte ihn anders beſſer, ſeines Rufes wegen. Sonſt wollte er nicht viel Blut vergießen. Die Söldner des Herzogs wollte er, ſoweit ſie willig waren, in ſeinen Dienſt ziehen, die übrigen bezahlt entlaſſen, die Bürger wollte er ſchonen, um ſie für ſich zu gewinnen. Aus dieſem Grunde hatte er auch, als er tags zuvor wegen des Sturmes auf die Veſte ratſchlagte, ſeine Hauptleute ermahnt, Plünderungen zu unterſagen

und mit der größten Strenge zu ahnden. Alles hatte der Graf bedacht; aber wie ſtand es mit der Herzogin? Eigentliche Herrin des Landes war ſie. Ihren Gemahl töten und ſie zur Ehe zwingen durfte er aus zwei Gründen nicht. Es war unwahrſcheinlich, daß ſie ihrem erſten Gatten jemals im Herzen untreu werden könnte, ſie würde als Rächerin an ſeiner Seite wohnen; dann war er nun ſelbſt verlobt und gewann durch ſeine Braut die wichtige Freundſchaft von Aragon und Neapel. Die Herzogin zu verbannen genügte nicht: ſie mochte ihrem Gemahl auch nach deſſen Tode ein Kind gebären, das gefährlich werden konnte, einen Knaben, — einen Rächer, — ein Mädchen, — zu jener Zeit gab es ſo ſtarke Frauen, daß ſie oft noch furchtbarer waren und gewaltiger als die Männer. Alſo, auch die Herzogin mußte ſterben. Doch der Gedanke, der ihrem Untergange galt, führte dem Grafen den Gedanken zu, der ihm deutlich das Bild der jungen Fürſtin zeigte, wie er ſie vor wenigen Jahren gekannt hatte.

Das war am Hof zu Rimini geweſen, wohin er als Knabe ſeinen Vater begleitet hatte, den der Markgraf auf ſeine Seite ziehen wollte und den er durch glänzende Feſte ehrte. Da war auch die junge Herzogstochter, die eine Verwandte der Markgräfin war und in demſelben Alter wie deren Töchter. Turniere, Mummenſchanz und Tanz bei Tag und bei Fackelſchein des Nachts hatten ihnen die Zeit zwiſchen den ſchwerwiegenden Verhandlungen gekürzt; und kein Tänzerpaar hatte, wenn es die Chiaranza tanzte, alle ſo ſehr entzückt, wie der blonde Sohn des Condottieren und die gleichfalls blonde Fürſtentochter. Der Graf lächelte, als er des Beifalles dachte, der ihnen beiden damals gezollt worden war. Er lächelte und wußte, daß er damals genau ſo gelächelt hatte, daß er noch immer knabenhaft ſchön war, und wie er ſich nun eine Locke aus der Stirn ſtrich, erinnerte er ſich, daß Giovannas Locken ſich damals im Tanze unter die ſeinen gemengt hatten, ſah den feuchten Glanz ihrer hellblauen Augen, ihres feuchten Mundes wieder ganz nah vor ſeinen Augen, als beuge er ſich wieder über ihr, um ſie am Gürtel zu umfaſſen; — und er erinnerte ſich, daß — was er noch nie bei einem anderen Weibe wahrgenommen, — von Giovanna ein eigener, erfriſchender Luftzug ausging; es war nicht Duft zu nennen, es war dazu zu farblos, nur etwas, das erfriſchte. Und das Bild jenes Weibes ließ ihm ſo recht klar werden, wie lange er ſchon wieder im Kriegshandwerke des Weibes entbehrt hatte, rief ihm die Erinnerungen wach aller glücklichen Nächte in den purpurverhangenen Gemächern Roms, den heimlichen Gondeln Venedigs, in dem mächtigen Palaſt am Meere, wo über die ſchwarze See der glimmende Schein

des Vesuvs kam und auf den Wänden lichtloser Kammern widerschien, darin die stolzen Spanierinnen der noch stolzeren Donna Maria, jetzt seiner Braut, vor seinen Liebkosungen weich geworden waren und dahinschmolzen wie frisch gefallener Schnee. Doch nie gewannen diese Träume den Grafen ganz; immer bedachte er dazwischen ruhig die politischen Zukunftspläne, erwog alle Möglichkeiten, vergaß auch nicht das Nächstliegende, — denn keinen kühnen Paraderitt allein vor Feindesaugen hatte er vorgenommen; er prüfte genau die Stellungen des Feindes daraufhin, ob sie noch dieselben wie am Vortage waren, um danach die Maßregeln bei dem Sturm zu richten.

Dann ritt er wieder ins Lager zurück, trat langsam zwischen die Zelte und grüßte seine bevorzugten Braven mit freundlichem Nicken oder je nachdem mit ermutigenden oder scherzhaften Worten; die Hauptleute, die ihm in den Weg kamen, beschied er nach einer bestimmten Stelle, den übrigen ließ er sagen, sich ebenfalls dort zu versammeln. An dieser Stelle hörte er nochmals ihre Ansichten an, billigte die eine, verwarf die andere und gab sodann den endgültigen Befehl zum Angriff: drei stärkere Haufen sollten an drei bestimmten Toren angreifen, — den einen davon wollte der Graf selbst anführen, — auf alle übrigen Tore sollten kleinere Scharen dringen, um die Verteidiger davon abzuhalten, sich an den zumeist angegriffenen Stellen zu sammeln.

Die Haufen rückten vor. Der Graf ritt an der Spitze des seinigen, indem er sich bald nach seinen Leuten umsah, bald seitwärts ins Ferne auf die Unternehmungen der Hauptleute achtete; bald legte er die Hand an den Helm und spähte darunter ins Morgenlicht hinaus nach der Stadt, die er zu nehmen sich vorgenommen hatte. Vor dem Tore, in einiger Entfernung von der Mauer, aber schon im Bereiche feindlicher Schüsse, befand sich ein Hügel. Im Galopp schwenkte der Graf vom Zuge ab und stürmte hinauf, — hinter ihm die Wenigen, die er stets als sein Gefolge um sich hatte; — er parierte oben das Pferd, ließ die Mannen weiterrücken und gab dann das Zeichen zum Sturme. Die Lanzknechte drängten vor. Ein Regen von Geschossen, Musketenfeuer, auch Steinblöcke empfingen die Angreifenden; manche der Verteidiger wußten genau, daß der Erfolg vom Leben oder Tode des Grafen abhing, ließen darum die Stürmenden sein und zielten bloß nach dem Feldherrn auf dem Hügel. Doch wieder blieb er unversehrt und lächelte inmitten der Gefahr, aber nicht allein über den Tod, der ihn vergebens suchte, — ihn neckte dazwischen immer wieder die Erinnerung des Tanzes von Rimini, und dieses ließ ihn ebenfalls lächeln. Und da er so auf dem Hügel hielt, wäre er wie eine Reiterbildsäule erschienen, hätte nicht

ſein Schimmel gebogenen Halſes ſchäumend gekaut, manchmal geſchnaubt und den Boden geſcharrt, manchmal die Ohren bewegt und nervös aufgezuckt, wenn eine Kugel ihm am Kopfe vorüberpfiff; dann begütigte ihn der Feldherr, indem er ihm mit der behandſchuhten Rechten den Hals klopfte.

Drunten aber wogte es. Die Lanzen blitzten in der Bewegung auf, die Musketen flammten, knatterten, es ballte ſich der Rauch, dazwiſchen ſah man die Fahnen, die purpurnen und weißen Helmbüſche, dann donnerten die Haubitzen und klirrten die Rüſtungen bei Zuſammenprall und Stürzen, — Schreien, Fluchen, Befehlen, — dann krachte das Tor, — man ſah es einen Augenblick gefüllt mit Roſſen und Mannen, dann ein arges Gewühl: blaue Helmbüſche zwiſchen den purpurweißen: — die Mannen des Herzogs hatten einen Ausfall gemacht, — ein Durcheinander beider Farben, — ein Zurückſtauen des ſtürmenden Andrangs, — wieder Vordrang, ein ſiegendes Gebrüll, — gerade im Augenblick, wo dem Feldherrn von Ferne das Zeichen ward, daß eines der anderen Tore auch gebrochen und daß ſeine Truppen dort einrückten. Dort Sieg, hier Sieg; die Feinde flüchteten in das Tor zurück, des Grafen Mannen ſtrömten ihnen nach: mit kühnen, beinahe fallenden Sprüngen, vom Zaum im Gebiſſe geſtützt und mit dem Gewicht auf den Hinterläufen, glitt, vom Reiter getrieben, des Grafen Roß vom Hügel den ſteilen Abhang nieder, der nach der Stadt zu lag; es folgten die Begleiter; der Feldherr drängte in den Haufen der Seinen, war bald mitten unter ihnen, dann, von ihrem jubelnden Zurufe begrüßt, vornean und, trotz des Todes, der von den Torzinnen rechts und links neben ihm niederpraſſelte, zwängte er ſich in das Tor hinein und ſprengte nun mit tönendem Hufſchlag, von ſeinen blutenden Mannen gefolgt, die Gaſſe hinan, die von dem Tore nach der inneren Stadt zu lief. Die Beſatzung ſchien allen Mut verloren zu haben, denn aus den ſchartenartigen Fenſtern der engen Gaſſe, die bei kräftigem Widerſtande nicht ſo leicht dem Feinde Durchgang gewährt hätte, wurden nur wenige Verſuche gemacht, den Eindringlingen zu ſchaden. Freilich wäre es auch unmöglich geweſen, den Feind gänzlich aus dem Orte zu werfen, weil der andere Haufe zur gleichen Zeit von der anderen Seite in die Mauern eindrang.

Der Herzog wollte nach dem vergeblichen Ausfalle die Verteidigung auf das Schloß beſchränken und hatte ſich darum raſcher zurückgezogen, als ihn der Feind verfolgen konnte. Doch auf dem Marktplatze ward er durch die andere Schar von der Burg abgeſchnitten; nach kurzem Gefechte traf ihn eine Streitaxt auf der Stirn; fließendes Blut benahm ihm das Geſicht ſo, daß er vom Roſſe niedergeriſſen und gefangen werden konnte. Damit hörte jeder Widerſtand auf; die Herzoglichen ergaben

ſich, eine Abteilung des Grafen beſetzte ungehindert das Schloß, und dorthin ließ der Hauptmann, der dieſe Schar befehligte, den Herzog gefangen in ſeine eigenen Gemächer führen.

Kaum war das geſchehen, als der Graf an der Spitze der Seinen von der anderen Gaſſe auf dem Platze einmündete und dort die Nachricht ſeines vollſtändigen Sieges vernahm. Nur daß ſein Bruder gefangen, nicht gefallen war, wurmte ihn. Er blickte einen Augenblick finſter drein; dann ſah er wieder heiter auf: er wollte triumphierend im Schloſſe einziehen; ſeine Rüſtung war blank, kein Blutstropfen haftete an ihr; doch ſeinen Helm hatte im Tore ein Steinwurf getroffen und ihn in entſtellender Weiſe eingeſchlagen; auch der Federbuſch war gequetſcht; der Graf ſandte darum einen Mann in das Lager nach einem anderen Prunkhelme, hieß ſeinen Troß zur Stadt nachkommen und ſich bis zum Abend in dem Schloſſe einrichten, damit er dort die zuverläſſige Bedienung eigener Leute fände. Die Hunde, der Sperber und ſein Marſtall ſollten jedoch gleich mit dem Helme ihm zugeſandt werden. Bis dahin wollte er auf dem Platze halten.

Er gab die Weiſung, den Herzog und die Herzogin beide getrennt zu bewachen und den einzigen Pagen, durch den er ihnen den Verkehr geſtattete, zu beachten; zugleich aber entbot er durch den edelſten ſeiner Offiziere, einen jungen Baſtard fürſtlichen Hauſes, der bei ihm das Kriegshandwerk lernte, dem Herrn Herzog und der Frau Herzogin ſeinen ehrerbietigſten und brüderlichſten Gruß und ließ dem Herzog ſagen, daß er ihm als Zeichen brüderlich vertrauender Geſinnung ſeine Waffen zurückſtelle und ihn um eine Unterredung erſuche; er wußte, daß ſein Gefangener ſie ihm nicht verweigern konnte.

Bis ihm der Helm gebracht, gab der Graf allerlei Verhaltungsmaßregeln an Offiziere und Soldaten, doch währte die Zeit länger, als daß er ſich hätte beeilen müſſen, und ſo konnten ihn manchmal wieder träumeriſche Gedanken beſchleichen. Er dachte wieder der Fürſtentochter von einſt, die jetzt in ſeine Gewalt gegeben war und ſterben ſollte, und ſeines Bruders, der ſterben ſollte. Er haßte ihn nun noch mehr; obgleich er in ſeiner Macht war, ſtörte er ihn in einem Wunſche, in einer Ausſicht, über die ſich der Graf noch nicht ganz klar geworden. Der Herzog, — zu dem Schluſſe kam er, — mußte nicht nur ſterben, ſondern gleich ſterben. Das Hindernis mußte weg. Die Herzogin aber brauchte noch nicht gleich zu ſterben. Es war ihm widerwärtig, ſeinem Bruder zu begegnen, — aber er hätte gern wieder, wie einſt, mit der Herzogin getanzt. Er wurde mürriſch: „Sollte ich ſchwach geworden ſein und ſchon überanſtrengt von des Tages geringer Arbeit?“ ſagte er ſich.

Nun brachte man ſeinen Helm, den Sperber, die Hunde. Die Hunde ſtiegen an dem Bügel ihres Herren hoch, er liebkoſte ſie, ſah beglückt auf den Sperber, der auf der Fauſt des Falkonieres ſaß; es tat ihm leid, daß er ihn nicht gleich zu ſich nehmen konnte, denn noch brauchte er die beiden Hände, um ſich den Helm gut aufzuſetzen. Er ließ die Zügel los, das Pferd ſtreckte den Hals und ſenkte das Haupt erdwärts. Wie er den eingeſchlagenen Helm ſich abgenommen und nun das lichte Gelock auf ſeine Schultern floß, ging ein Beben durch die Menge. Die Augen ſeiner Mannen leuchteten, auch die ſeiner Neugewonnenen: ſolch einen Herren, der ſo ganz Herr war, gab es nur einmal in aller Welt! Sie waren ſtolz ihm zu dienen. Doch in den Frauen regte ſich eine Rührung, darob ihre Männer hätten ergrimmen müſſen, wären ihre Augen auch für anderes offen geweſen, als die Schönheit des Grafen: die Frauen wußten nun, von wem ſie die langen Nächte träumen würden und wünſchten, ihre Kinder, auf die ſie warteten, möchten ihm darum ähnlich werden, und hoben zu ihm die Kinder, die ſie ſchon geboren hatten, damit ſie ſolche Herrlichkeit ſähen. Dann griff der Graf den neuen Helm, ſtrich mit ſchöner, leichter Bewegung über die ſchäumenden weißen Federn. Der Helm war mit getriebener Arbeit geſchmückt, die wiedergefundene alte Muſter nachahmte, und trug inmitten das Gorgonenhaupt. Sein Panzer war ein Wunderwerk von abwechſelnd blanken und mit goldenem Damaszenermuſter matt gezierten Stahlplatten; alles Nagelwerk und alle erhabenen Ränder daran übergoldet, und nur die Beinſchienen ganz blank. Dann nahm er ſeinen Sperber auf ſeinen Handſchuh, der ſelbſt wie die Krallen eines Rauboogels goldige Metallplatten auf dem dunkelbläulichen Leder zeigte. Die Windhunde führte ein Knappe zu Fuß neben ihm her, ihm folgten ſeine Roſſe unter Schabracken, ſeine Banner, im Lanzenwald ſeine Mannen.

So zog der Graf nach dem Schloſſe, wo der Herzog ihn erwartete, todesgefaßt und mit einem herzlichen Ekel vor der Begegnung, die ihm noch bevorſtand, ehe er ſterben durfte. Denn er begehrte nichts anderes als den Tod, wenn er auch eines auf dieſer Welt beklagte, nur eines — ſein Weib. — Aber die Herzogin weinte, weinte ſtill, ergeben, weil ſie ſchon alle Kraft zum Widerſtand verloren hatte, inmitten ihrer Frauen, die zum Teil ſich ängſtigten, zum Teil mit der Pflicht, für die Herrin zu ſorgen, kaum die Gedanken bewältigen konnten an den ſchönen Sieger, den ſie oft von ihrer Mauer her unten geſehen hatten. — Der Herzog ſaß allein, ſpielte gedankenlos mit den ihm wiedergegebenen Waffen, in einer Ecke ſeines weiten Saales kauerte ſein Page, übermüdet von den Anſtrengungen der letzten Tage.

Nun zog der Graf an das Schloß heran, man drängte ſich um ihn, und von den Balkonen lächelten zu ihm die Frauen. Der Graf ritt in den Hof, ſchwang ſich vom Roſſe und trat ein. Er ſuchte ſich zum einſtweiligen Gebrauch Gemächer aus, die ihm an Einrichtung, Ausſicht und Lage beſonders wohl gefielen; ſeine nächſten Befehle galten der Fürſorge für ſeine Tiere; ſie ſollten möglichſt nahe ſeiner Perſon untergebracht werden. Dann ließ er ſich bei dem Herzog melden. Er ging zu ihm, wie er ins Schloß gekommen war, in voller Rüſtung, nur barhäuptig und mit keiner anderen Waffe, als dem perlmuttergriffigen Dolch in purpurſchwarzer Sammetſcheide. Zwei mächtige Hellebardiere folgten ihm und blieben auf ſein Geheiß im Vorraum ſtehen und ſchlugen die Tür hinter den beiden Brüdern zu. Der Graf verriegelte ſie von innen.

Was dort eigentlich vorfiel, weiß niemand zu ſagen. Der Page des Herzogs erzählte nachmals, daß beide Brüder ſich herrſchaftlich und höflich begrüßt hätten, daß der Graf den Herzog anfangs mit der ſchuldigen Achtung des Jüngeren und dem Range nach tiefer ſtehenden angeredet habe; dann aber habe er den Herzog gereizt, mit Worten, habe lebhafte Bewegungen gemacht, als hole er aus zu einem Schlage, worauf der Herzog zurückgetreten ſei und an den Degen gegriffen habe, ohne ihn jedoch zu ziehen. Da habe der Graf laut: „Hilfe, Mord" geſchrien und mit ſeinem Dolche wie zur Wehr den Herzog niedergeſtoßen, ſei dann mit ſeiner Waffe auf ihn, den Pagen, losgeſtürzt, der mit genauer Not zur Tür entwiſcht ſei zwiſchen den rieſigen Hellebardieren durch, die, um dem Grafen beizuſtehen, einbrachen. Der Page flüchtete in das Frauengemach und ſo erhielt die Herzogin die entſetzliche Kunde. Sie verlor das Bewußtſein. Eine Magd, die mit dem Pagen ein Verhältnis hatte, hielt ihn über Tag verborgen und ließ ihn nachts heimlich entweichen.

Dagegen erzählten die Hellebardiere, es wäre in jenem Zimmer alles ganz ruhig hergegangen, dann hätten ſie ſtreiten hören, dann Lärm und ihren Herrn um Hilfe rufen. Wie ſie die Tür erbrochen, hätten ſie den Herzog tot gefunden und ihren Herrn anfangs wie einen Raſenden. Dann aber habe er ſich über ſeines Bruders Leichnam geworfen und ſich geflucht, weil er ein Brudermörder geworden wäre.

Im hohen Zimmer mit kaſſettierter Decke — goldenen Roſetten auf tiefblauem Grunde und dazwiſchen geſchlungenen gold-blauen Wappendeviſen, — mit Schnitzereien an Türen und Truhen, mit Purpurtapeten und Teppichen, im warmen Goldlichte der Wachskerzen, ſaß der Graf im Friedenskleid allein bei der Mahlzeit. Er freute ſich der leichten Müdigkeit und der Wärme, die ihm des Tages Anſpannungen und Aufregungen gegeben, und überdachte genau ſeinen Sieg und jegliche

Lage, jegliche Gefahr, in der er ſich an dieſem Tag befunden hatte; er genoß und durchlebte das alles noch einmal, aber nur viel eindringlicher, weil er jetzt beliebig die Eindrücke verkürzen und verlängern konnte, ſie aus- und einſchalten, ſie vertauſchen und ſie wechſeln laſſen. Er liebte, wie ſeine Zeit, die Speiſen mit den kräftigen Gewürzen des Oſtens, ſeine Lippen rötete tiefer und feuchtete der Wein, deſſen Hauch ihn ein neues, erhöhtes Leben fühlen ließ. Zwiſchen ſolchen Genüſſen, die er ſinnend vertiefte, blickte er manchmal nach ſeinen Händen, den Smaragden und Rubinen auf ſeinen Händen, beſonders den Rubinen, die ihn an das Blut erinnerten, das an dem Tag über ſeine Hand gefloſſen war im Augenblicke des Triumphes ſeiner Liſt und ſeines Haſſes. Und er freute ſich, daß es nur Rubinen waren und, daß Blut ſich ſo leicht abwaſchen ließ und das einzige Blutige an ihm die Schmarre war, die ihm der Sperber des Morgens geritzt hatte. Er ſpann herrſchbegierige, große Träume; doch er blickte einmal durch die halbgeöffnete Tür ins Nebengemach auf das Lager, das unter ſchwerem Baldachine aufgeſchlagen war, und als ſein Blick in einer der ſilbernen Schüſſeln vor ihm ſich ſelbſt erkannte, ward es ihm leid, daß er in der Siegesnacht allein bleiben ſollte. Und da ſah er ſich in Gedanken ganz und da tat es ihm faſt weniger leid um ſich, als um jene, die ſeiner in der Nacht entbehren ſollten. Er plante, verſtellt durch die Stadt zu gehen und ſich dort eine der Blumen zu brechen, die ſeiner harren mußten. Dann aber fand er wieder Erinnerungen auf Erinnerungen, die ſo ſchön waren, daß die Wirklichkeit ſie nie erreichen konnte, ſondern daneben nur zum Ekel wurde. Dann gedachte er des Tanzes von Rimini. Er rief nach ſeinem Diener. „Hat die Frau Herzogin zu Abend ſpeiſen wollen?“ fragte er. „Nein, ſie nimmt nichts zu ſich, ſagten mir die Frauen“, erwiderte der Diener. „Sie wird ſpäter wohl doch einiger Erquickung bedürfen,“ ſagte der Graf, — „ſtelle mir einige von den Pfirſichen zurecht. Ich werde, wenn es nötig iſt, ſie der Fürſtin ſenden.“ Der Diener folgte dem Befehle. Als er die Pfirſiche gebracht und fortgegangen, rückte der Graf die Fruchtſchüſſel zu ſich heran, prüfte und wog die Früchte genau, ſtellte ſie zurecht und merkte ſich, wie ſie lagen. „Daoon wird ſie denn ſterben müſſen“, murmelte er. Dann ſchob er ſie wieder beiſeite und verlor ſich in ſeinen Gedanken, den Blick träumend in die Ferne gewandt; nur manchmal ſah er auf ſeine Hände. Seine Gedanken webten ihm ein berückendes Gewebe aus Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, in der als köſtlichſter Stern immer und immer das Motiv wiederkehrte des Tanzes von Rimini. Er genoß ſeine Untätigkeit, doch dann kam es ihm wieder vor, als verſäume er etwas, als verſäume er

die nächſte Gegenwart. Die Gegenwart begann mit ſeinem Blut an ſeine Schläfen zu pochen, den letzten Becher ſtürzte er hinunter, den letzten Biſſen verſchlang er haſtig und ging in die Schlafkammer.

Dort trat er vor den Spiegel; er fand ſich ſchön, fand in ſeinen Augen einen ſelten belebten Glanz und wurde ruhig. Nun muſterte er ſeinen Anzug, ſah ob die Bänder an den zierlichen Schuhen gut ſaßen, ob die Beutelbeinkleider prall genug angezogen waren, tauchte die Hände in ein duftgemengtes Waſſer und ſah ſie wieder an; jetzt tat es ihm leid um die Schramme, die der Sperber ihm geriſſen, die Hand war ein wenig dadurch entſtellt, und es erinnerte doch an Blut. Und ſie durfte nicht an Blut erinnert werden.

Dann lächelte er, ließ auch den Dolch zurück und ging leichten Schrittes nach den Gemächern der Herzogin. Er pochte am Vorraum; ein zitterndes Mädchen tat auf, doch ſein Blick beruhigte ſie völlig; er ließ ſich bei ihrer Herrin melden; aber genau ſo behende wie ſie, folgte er ihren hurtigen Tritten und ſtand zugleich mit der Meldung vor der Fürſtin und winkte der Magd ſo ſicher zu, daß es ihr auch nicht in den Sinn kam, zu widerſtehen, ja dawider zu denken; ſondern ſie ließ beide allein.

So ſtand er vor der Herzogin, und ſie wußte, daß er mit eigener Hand den erſchlagen hatte, dem ſie mit ſolcher Liebe angehangen.

Sie wies ihn nicht heraus; ſie war zu ſehr beſtürzt, zu tief betrübt, zu gekränkt, um Worte finden zu können. In ihrem weißen Gewande, — die Gefangene hatte keine Möglichkeit gefunden, ſich Witwentracht zuzulegen, — wich ſie einige Schritte zurück und ſenkte ſich dann ohne Laut in einen großen Armſeſſel und blieb in ihm regungslos und in gebeugter Haltung ſitzen.

Geſenkten Hauptes ſtand der Graf an der Schwelle, das Kerzenlicht floß über ſeinen Scheitel und umgab ihn faſt mit einer Gloriole. Wer ihn ſo demütig hätte daſtehen ſehen vor dem bebenden, weißen Weibe, hätte an die Verkündigung denken müſſen, ſo madonnenhaft rein war die betrübte Fürſtin, ſo engelſchön der Jüngling. Seine Bruſt wallte auf, er ſchien mit ſich ſelber zu ringen, denn ſeine Rechte zitterte und ihre Finger ſpreizten ſich, als wollten ſie nach etwas greifen; dann hob er das Haupt: jetzt lag das Licht verklärend auf ſeiner Stirn; allein die Augen ſchienen tief und bekümmert: „Madonna," ſagte er mit ſanftem, doch männlichem Wohllaut, „daß Ihr mich haſſen müßt, weiß ich, und ich müßte darum vor Euren Augen vergehen und mich vor ihnen ſchämen und ſie ſcheuen. Dennoch kam ich, — ich kam dennoch, Madonna. Denn Ihr allein könnt mir helfen, mir wohltun, meiner Seele helfen, — ich habe Sünde . . . ", er ſtammelte die letzten Worte

leiſe. Die Herzogin verzog ihren Mund; eiſig war ihr Schweigen. „Herzogin," fuhr er fort, „ich will nicht lügen; ich habe ihn gehaßt; — ich hatte ja auch Grund zum Neide; — aber das habe ich nicht gewollt, ſchon um meiner Seele willen! Ich war erregt, ich wurde bedroht, — ich wollte mich nur wehren, — Gott, ich rettete mein Leben und erntete ewigen Fluch. Er war der Glücklichere!" Sie ſchwieg, aber ſie mußte auf ihn ſehen. Er trat näher, ſein Geſicht zeigte Schmerz, aber mehr noch redete für ihn das verlegene Lächeln des Kindes, und in aller Betrübnis konnte ſie nicht anders, als ſich ſagen: „Er iſt noch genau ſo, wie in Rimini." Dann fragte ſie ſich: „Hat er noch immer dieſelben ſchönen Hände?" Und ſie ſah hin und ſagte ſich: ja. „Hat er noch dasſelbe weiche Haar?" Und ſie ſah hin und ſah es goldblond wie ehemals; nur konnte ſie es nicht berühren. Aber ſie fühlte unbändige Luſt, es zu berühren; doch ſie ſchwieg. „Ich bin grauſam gegen Euch, Madonna," ſagte er, „daß ich Euer Angeſicht durch meine Gegenwart beleidige, aber ich kann, ich kann mich nicht mehr zerfleiſchen. Heilt mich, helft mir um meiner Seele willen und laßt mich dann hinziehen meine raſtloſe Bahn; daß ich nicht weiteren Fluch auf mich lade, heilt mich, indem Ihr mir verzeiht." Sie faßte ſich, ſie malte ſich ihren ganzen Schmerz vor die Augen, das blutige Bild ihres Gatten, den ſie vor wenigen Stunden noch umarmt hatte und an deſſen Leichnam ſie der Sieger nicht einmal treten ließ. Sie ſprach: „Laßt Euch genügen, daß ich Euch nicht fluche. Ihr ſeid ſein Mörder. Gott iſt Richter. Ich habe nichts mit Euch zu ſchaffen!" Aber da kniete er nieder, nicht raſch, — ſie ſah, daß er noch vielen Stolz überwinden mußte, ſah, wie Reue und Hochmut in ihm rangen und wieder vernahm ſie ſeine Stimme: „Verzeiht", und ſah ihn, wie er ſein Auge hob, aus dem ein trüber Glanz zu kommen ſchien und ſah, wie ſeine Lippen und ſeine Nüſtern bebten. „Ich kann nicht verzeihen", ſprach ſie. „Doch, Ihr könnt es, nur Ihr, — wer löſte mich ſonſt von dem Fluche, wenn nicht Ihr?" Und kniend beugte er ſich vor ihr, daß eine ſeiner Locken ihre Hand ſtreifte, — und ſie war weich wie ehemals. „Sie iſt ſo weich," ſagte ſich die Frau, „er iſt ſo weich", war ihr zweiter Gedanke: „Ihr könnt es ſo nicht gewollt haben", ſagte ſie jetzt unſicher. „Nein;" entfuhr es ihm mit Wucht und Leidenſchaftlichkeit tief aus gepreßter Kehle, „nein!" „So vergebe ich Euch, geht hin, verlaßt mich; ich habe Euch vergeben", ſprach ſie und reichte ihm mit abgewandtem Antlitz ihre Hand, die er leicht faßte und mit ſeinen Lippen berührte. In ſeinen Ohren quoll indeſſen die Feſtmuſik von Rimini, er ſah die erleuchteten Gärten und ferne die dunkle See mit den erleuchteten Barken in dem Hafen, und

auch Giovanna erinnerte ſich, da er ihre Hand gefaßt hielt, deſſen, wie ſie ſich ſcherzend in den Gärten gehaſcht hatten und jenes Abends, da ſie tanzten. „Er iſt ſo weich", dachte ſie, „er iſt noch derſelbe, ganz derſelbe, ein Kind. O welche Laſt auf der armen Kinderſeele!"

Aber er ging nicht trotz ihres Geheißes; er war nur aufgeſtanden, hatte die Hand von der ihren gelöſt, ſtand vor ihr und ſchwieg. Sie fand nicht die Stärke, ihn noch einmal gehen zu heißen, und wußte nicht, was ihm zu ſagen. So ſchwieg auch ſie. „Herzogin, lebt wohl," ſprach er endlich ernſt, feſt, „Ihr habt viel an mir getan; Büßen und gutes Werk mag nun an mir Gottes Gnade vollenden. Ich danke Euch, Ihr habt mir den Mut dazu gegeben. — Es war hart von mir, daß ich gekommen war. O, daß ich Euch ſo grauſam ſcheinen mußte, ich, — Euer Geſpiele, — Ihr wißt, — in Rimini! — lebt wohl!" Er wandte ſich zum Gehen, — „in Rimini", wiederholte ſie faſt tonlos, doch dieſer Hauch bannte ihn wieder feſt. „Ja, in Rimini, als das Meer und die Gärten leuchteten, als wir tanzten, als man uns ſo bewunderte! Gott, Ihr wißt das alles auch noch. Wer hätte das weisſagen können, daß wir nun ſo voreinander ſtehen müſſen — und ſo tiefe Kluft zwiſchen uns liegt."

Und ſie ging auf ſeine Worte ein, ſie erwiderte ihm, er rief ihr die Kindheit zurück ſo lebhaft, — er ſprach ihr auch von ihrem Gemahl, ſeinem Bruder; er kannte ihn ſo genau mit ſeinen kleinen Schwächen und ſeinen großen, treuen Eigenſchaften. Nein, — er konnte ihn nicht gehaßt haben, das war ein Mißverſtändnis, Verleumdung. Hatte er es doch ſelbſt ihr zu Anfang geſagt? — ja, doch er verleumdete ſich ſelbſt; er hatte das nur geſagt, weil es allgemein von ihm angenommen wurde, deshalb geſagt, damit ſie ihm eher glaube, wenn er ſich nicht ſelbſt zu ſehr in günſtigem Lichte darſtellte. Jetzt redete er wahr: er ſprach ihr auch von ihrer Schönheit, und wie ſie ganz dieſelbe zarte Lichtgeſtalt geblieben mit dem guten, erbarmenden Herzen; und ſie ſagte ihm Ähnliches — und, wie er weich ſei. — Er ſtand nicht mehr aufrecht, — die Herzogin war in ihrem Stuhle zurückgeſunken, — der Graf hatte einen Schemel herangerückt und ſaß zu ihren Füßen wie ein Kind, das alles Schlimme, was es getan und was ihm widerfahren, vergeſſen hatte. Öfters ſtreiften ſeine blonden Locken ihre Hände und, als er ihr erzählt hatte, daß ſie ihm damals nach dem Tanze die wirren Haare aus der Stirn geſtrichen, fuhr ihre Hand ſacht über ſein Haupt, ſo daß er aufbebte und ein Stöhnen unterdrückte. Er ſah ſie an, und ſein Mund war halb offen, roſig, und er ſah, daß auch der ihrige ſo war; er berührte ihre Hand mit ſeinen Fingern; — erſt hatte

ſie ſich gewehrt, doch nun tat ſie es nicht mehr, und ſeine Sprache fand den leiſen, den rätſelhaften Übergang vom Kindlichen zur Sprache des leidenſchaftlich Liebenden, ohne ſie jedoch je zu verletzen und ſtets mit dem rührenden Untertone vom erſten Liebesſtammeln eines Knaben.

Ja, nun machte er ſie glauben, daß ſie ihn damals geliebt hatte, daß ſie damals nur noch zu ſehr ein Kind geweſen war, um das zu begreifen, daß die Trennung dazwiſchen gekommen ſei und ihn aus ihrem Kinderſinne verdrängt habe, und er verſetzte ſie alſo ganz in den Bannkreis ſeiner Gedanken, daß ihr widerſtrebender Wille dem ſeinigen erſt folgte und dann auf den Geleiſen, die er angedeutet, raſtlos ihm voraneilte.

Es war ein Jagen, ein Wetten zwiſchen den beiden, es war wie auf einer jener Darſtellungen griechiſcher Zeiten, welche die Flanderer damals in ihre Teppiche zu weben anfingen, wo Gott und Göttin ſich verfolgen und jeder doch weiß, daß es nur ein Wettſpiel iſt, ein ſüßes Hinausſchieben der Luſt, damit ſie nach der Mühe noch ſüßer werde, — ein Wettjagen wie von Reh und Ricke in den Wäldern. So haſchten ſie ſich mit Kindheitserinnerungen, freundlichen Bildern alter Zeiten, mit dem, was ſie in letzten Zeiten voneinander gehört hatten, — er von ihrer göttlichen Schönheit und heiligen Güte, — ſie von ſeinem Ruhme und von ſeiner Furchtbarkeit; ſo wetteten ſie mit zarten Bemühungen, die feſter, deutlicher wurden, bis daß er ihr den Nacken umſchlang und ſolch ein Kuß der vollen jungen Männerlippen lange auf den ihren ruhte, daß ſie ſchon daran zu vergehen meinte. Und da war es auch ſchon kein Wetten mehr: bis daß er ihr den Gürtel löſte, hatte er leichtes Spiel.

Sie atmete auf: „Ihr ſolltet euch ein wenig erquicken“, meinte der Graf. Sie ſchwieg, noch in Seligkeit. Leiſe trat er an die Tür, öffnete ſie, fand eine Magd und ſchickte ſie nach ſeinem Diener mit dem Auftrag, er möge die bereit geſtellten Erfriſchungen zu der Frau Herzogin bringen. Dann kam er zurück. Er fand ſie ſchweigend in ihrem Seſſel, ſchweigend lehnte er ihr das Haupt in den Schoß und ſah zu ihr empor und blieb ſo lange vor ihr liegen. Dann pochte es; der Graf tat auf und nahm behutſam dem Diener die Schale aus den Händen. Er trug ſie herein, dienſtbefliſſen wie ein Page, lammfromm wie ein verliebter Page, den die Herrin nach Belieben zerren und zauſen darf. Sie ſchlug die Augen auf und mußte darüber lächeln und mehr noch lächeln, als er zu ihren Füßen auf dem Schemel ihr die Schönheit der Früchte und die Vorzüge der einen vor der andern mit erheiternder

Geſchwätzigkeit zu preiſen anfing: Es waren alles Pfirſiche, aber der eine erinnerte ihn an den Heiligen Vater im Ornate, — er war ſo groß, ſo ſammetrot und ſtattlich, mehr zum Anſehen, zum Eſſen viel zu groß, — andere erinnerten ihn an Kardinäle, und da gab es Knappen und Ritter und Edelfrauen, — es klang wie ein Märchen, was er ſagte, und bisweilen drollig, — und da gab es unter den welkeren feige Buben, alte Weiber und Verräter, bei denen der Graf böſe blinzelte. Sie mußte ſchließlich lachen: „Nun gebt mir einen", ſprach ſie, — „den ſchönſten Edelknaben zu eurer Bedienung", entgegnete er und reichte ihr einen, dann ſuchte er einen für ſich aus, warf ihn als Ball hoch und fing ihn wieder auf. Sie verzehrten noch andere Früchte, den „Heiligen Vater" beſchloſſen ſie zu reſpektieren, doch einen „Kardinal" teilten ſie miteinander. Bald aber ſah der Graf, wie die Fürſtin müde wurde und erbleichte; ſie wurde unluſtig, ſie ſagte, ſie wolle ruhen. Er konnte nicht anders, als ſie anſehen, ſehen, ſehen, wie ſie allmählich bleicher und bleicher wurde. Doch ſie ſchalt ihn; ſie ſagte, ſein Blick verzehre ſie, er tue ihr weh; er ſei nicht mehr wie vorher; — ja, der Graf ſah es: noch ein wenig, dann würde ihr die Klarheit wiederkehren, dann würde ſie ſich beſinnen und wahnſinnige Reue über ſie kommen.

Da ſprang er auf von ſeinem Sitze, ſah ſie mit heißem Blicke noch einmal an, ſtürzte vor ihr auf die Kniee und barg ſein Antlitz in ihrem Schoße. Sie fühlte die ſeltſame, dumpfe Müdigkeit, aber nun war ſie wieder weich geworden, gerührt; ſie ſtreichelte ihm übers Haupt, unter die Locken bis an ſeine Wangen, — da merkte ſie auf ihrer Hand etwas Brennendes, Feuchtes. — Er weinte. „Was haſt du?" fragte ſie und berührte ihn auf der Stirn, als er das Haupt hob.

Große Tränen ſtanden in ſeinen Augen, denn ſein Herz war betrübt um Giovanna, die da ſterben ſollte; er trauerte um ſie, die da ſterben ſollte, und ſo ſchön wie jetzt, war er noch nie geweſen: „Giovanna, wie biſt du ſchön, wenn du ſo müde biſt," ſprach er, „ſo weiß!" — Er riß ſich auf. „Lebewohl!", küßte ihre Augen und Stirn und eilte in ſeine Gemächer.

Kurze Zeit hernach hörten die Wachen vor dem Zimmer des Grafen verworrene, ängſtliche Frauenſtimmen aus den Gemächern der Herzogin. Aber ſie wagten es nicht, ihren Herrn zu wecken. Er war in einen ſchweren Schlaf geſunken, müde von ſeinem Glück, und träumte von neuem, von größerem Glücke, von Taten und von einer Königskrone.

Inez oder: Der Kreis.

Von Hermann Wagner in Warnsdorf in Böhmen.

Ein eiſiger Wind fuhr über die Dächer Prags hin. Leute, die hoch wohnten, die in Dachkammern hauſten, wo die Fenſter ſchadhaft und die Wände dünn ſind, vernahmen deutlich ſein Pfeifen. Es klang wie lang gezogenes Seufzen, ſchrill, fein und ſchneidend.

Der wenige Schnee, der die Straßen entlang ſtob und an den Ecken wirbelnd in der Luft herumtollte, glich winzigen Grieskörnchen. Er biß, wenn man ihn in die Augen bekam, wie Salz.

Cöleſtin Taube und deſſen Freund Engelbert Looſch, zwei junge Studenten, ſtrebten eilenden Schrittes über die Karlsbrücke der Kleinſeite zu. Der Stoff ihrer leichten Pelerinen flatterte wie Fahnentuch um ihre hageren Körper. Mit beiden Händen mußten ſie ſich die Hüte feſthalten. Ihre Hände und ihre Geſichter waren vor Kälte faſt blau.

„He — haſt du auch genügend Rum daheim?“

Cöleſtin Taube ſchrie förmlich, um ſich in dem wütenden Sturme verſtändlich zu machen.

„Ja“, gab Engelbert Looſch zurück.

„Und Tabak?“

„Ja.“

Cöleſtin Taube knirſchte mit den Zähnen.

„Verflucht, die Kälte!“

Auf der Kleinſeite drüben flammten ſchon die erſten Lichter auf. Den ſchlanken Turm auf dem Laurenziberge unterſchied man kaum noch. Der mächtige Block des Hradſchin lag wie ein ſchwarzes Geſpenſt in dem Grau der Dämmerung. Die Wolken jagten düſter über den Himmel hin. Bald verſchwand hinter ihnen die blaſſe Sichel des Mondes, bald tauchte ſie wieder auf.

„Endlich“, atmete Engelbert Looſch auf, der der Schwächere, obwohl weniger Ausgehungerte war.

Er fuhr unwillkürlich mit der Hand an die Seitentaſche ſeines Rockes, in der ſich das Manuſkript ſeiner phantaſtiſchen Erzählung „Inez“ befand. Gleichzeitig vergewiſſerte er ſich durch einen Handgriff, ob auch die ſechzig Kreuzer, die für das Nachtmahl beſtimmt waren, noch da ſeien. Cöleſtin Taube hatte ſich bereit erklärt, ſich die Erzählung gegen ein kaltes Nachtmahl mit Tee und Tabak vorleſen zu laſſen, vorausgeſetzt, daß die Bude Engelbert Looſchs ausgiebig geheizt wäre. Letzteres hoffte dieſer von ſeiner Wirtin noch zu erreichen.

Sie hatten die Brücke überschritten und traten in den Schutz der ersten Häuser.

„Ja, es war Zeit", bestätigte gleichmütig Cöleſtin Taube.

Er war ſtehen geblieben und ſetzte nach mehrfachen vergeblichen Verſuchen eine Sportzigarette in Brand.

„Jetzt los!"

Mit langen, energiſchen Schritten, den Kopf nach vorn geſtreckt und ein wenig geſenkt, die Hände in den Hoſentaſchen, ſtampften ſie vorwärts. Vor dem Wind ſchützten ſie nun die Häuſer. Die Hüte hatten ſie tief in die Stirn hineingedrückt.

„Haſt du die Abſicht, die Erzählung drucken zu laſſen?" fragte Cöleſtin Taube.

Der andere zögerte mit der Antwort.

„Ja", ſagte er ſchließlich.

„Wo?"

Engelbert Looſch zuckte mit den Schultern

„Das iſt noch unbeſtimmt. Jedenfalls habe ich viel Hoffnung."

„Und du glaubſt, daß man dir dafür etwas zahlt?"

„Sicher."

Cöleſtin Taube warf den Reſt ſeiner Zigarette in einem weiten Bogen von ſich. Seine Miene war mehr gleichgültig als ſpöttiſch.

„Deine Gedichte haben dir noch keinen Heller eingebracht", ſagte er.

Engelbert Looſch errötete.

„Gedichte, ja — dafür zahlt man ſelten etwas. Proſa dagegen — man hat mir Mut gemacht und geraten, es einmal mit Proſa zu verſuchen."

„Ich kann nicht daran glauben," ſagte Cöleſtin Taube, „du biſt nicht nüchtern genug. Du biſt zu ſehr ein Phantaſt. Übrigens, viel Glück..."

Er ſpuckte aus, hob ſeinen Blick vom Boden und beſah ſich die Häuſer.

„Da ſind wir beim Selcher", ſagte er.

Während Cöleſtin Taube vor der Türe wartete, kaufte Engelbert Looſch drinnen ein. Er verlangte Schinken, Schweineſett und Wurſt. Beim Bäcker nebenan kaufte er Brot.

„Zeig her, was du haſt," ſagte Cöleſtin Taube, dem das Waſſer im Munde zuſammenlief.

Er öffnete das Papier, beroch den Schinken und ſteckte eine Scheibe davon in den Mund. Engelbert Looſch mußte ihm das Nachtmahl entreißen.

„Jetzt nur noch eine warme Stube", ſagte lüſtern Cöleſtin Taube.

Er hatte ſeit dem Morgen nichts mehr gegeſſen. Den Tag hatte er im Bette verbracht. Schon ſeit Wochen war an dem kleinen ſchmutzigen Fenſter ſeiner Bude das Eis nicht mehr aufgetaut.

„Da ſind wir", ſagte beklommen Engelbert Looſch.

Zögernd, mit einem ſonderbaren Widerwillen öffnete er das Haustor. Wieder einmal fand er, daß der andere kein Umgang für ihn ſei.

Cöleſtin Taube aber drängte ihn in das Vorhaus.

Engelbert Looſch wohnte hoch oben, im vierten Stock, knapp unterm Dach.

Es war ein uraltes Haus, in dem er ſeine Wohnung gewählt hatte, nicht nur, weil ſie billig war, ſondern vor allem deshalb, weil er für alles, was alt und ehrwürdig war, viel übrig hatte und die Häuſer, denen die Vergangenheit gleichſam auf der Stirn geſchrieben ſtand, liebte.

Es konnte einem ängſtlich werden, wenn man die enge und finſtere Stiege hinaufſtieg, deren hölzerne Stufen knarrten, genau ſo wie das ſchon morſche Holz der Dielen auf den Vorſälen.

Ein muffiger Geruch lag über allem, ein beklemmender Arme-Leute-Geruch, der ſich verſtärkte, wenn eine der grau geſtrichenen Türen ſich auftat und man einen raſchen Blick in die licht- und luftarmen Stuben warf, in denen alles wirr und kunterbunt durcheinander lag: Speiſen, Geräte, Betten und Wäſche, und in denen ununterbrochen das Geſchrei der Kinder und das Gezeter der Weiber tobte.

Engelbert Looſchs Wohnung hatte von alledem glücklicherweiſe nur wenig. Daß ſie ſchön ſei, ließ ſich allerdings ebenſowenig behaupten.

Sie war eng; das kleine tiefliegende Fenſter ließ nur wenig Licht herein und die ſchiefe, allzuniedrige Decke mußte den, der hohe und helle Räume gewohnt war, bedrücken. Aber ſie war ſauber und bot den Zauber einer phantaſtiſchen Ausſicht.

Wenn man das Fenſter öffnete und ſich ein wenig hinausbeugte, hatte man eine weite, faſt unüberſehbare Fläche von Dächern vor ſich. Es waren alte, rußige Ziegeldächer, die ſchon längſt ihre rote Farbe eingebüßt und ein ſchmutziges Gemiſch von Rotbraun und Schwarz angenommen hatten. Es war gleichſam eine wogende Fläche, mit wirr hervorſpringenden Ecken, Türmchen und Erkern.

Die Erker hatten winzige Fenſter, die mit weißen oder bunten Vorhängen verhängt oder mit Blumen geſchmückt oder ganz kahl und froſtig waren, an denen ſich zu den verſchiedenſten Tageszeiten die verſchiedenſten Menſchen zeigten, alte und junge, Frauen und Kinder, auch junge Mädchen. Und was das Merkwürdige war: man gewann, wenn man längere Zeit da oben wohnte, heimliche Beziehungen zu dieſen Menſchen, grüßte ſich mit Geſten und Blicken, wandte ſich voneinander ab oder betrachtete ſich mit Gleichgültigkeit oder Abſcheu. Ja, man erlebte Abenteuer untereinander, groteske, leidenſchaftliche und ruhige, je nachdem.

Es war etwas Geheimnisvolles um diese Dächer, besonders des Nachts. Da blitzten in den Erkern Lichter auf, erloschen, kamen wieder ... Und an Abenden, die mondhell waren, konnte man den silbergrauen Rauch bewundern, der aus den Essen in geraden, dünnen Säulen in die Höhe strebte.

Schließlich war auch die Einrichtung der Stube Engelbert Looschs eine solche, wie man sie in diesem Hause und in der Höhe schwerlich erwartet hätte.

Es gab da einen, wenn auch alten, wurmstichigen und wackligen Schreibtisch, außer dem schmalen Bett und dem eisernen Ofen ein Sofa, das ächzte, wenn man sich auf ihm niederließ, und zu allem Überflusse einen Schaukelstuhl.

Ein braun gestrichener Tisch, auf dem neben der Studierlampe und dem Tintenzeug nur noch wenig Platz hatte, zwei Stühle und eine Waschgelegenheit vervollständigten das Mobiliar. An der Wand hingen ein Spiegel und mehrere bunte, modernen Zeitschriften entnommene, ungerahmte Drucke. Auf dem Schreibtische waren eine Unmenge Bücher aufgestapelt.

Zwischen diesen Möbelstücken, unter sich das Gewirr der Dächer, über sich die Wolken, brachte Engelbert Loosch die Tage hin. Wenn ihn nicht die Vorlesungen riefen, ging er selten aus. Unter den wenigen, die ihn kannten, ging die Sage, daß er ein Duckmäuser sei.

Er lebte jetzt das zweite Jahr in Prag. Seine Heimat lag im Böhmerwald, es war eine kleine Stadt, in der sein Vater Lehrer war.

Seiner Mutter erinnerte er sich nur noch schwach, sie war schon viele Jahre tot. Er hatte sie als eine schlanke, blasse Frau im Gedächtnis. Alles, was er an sich schätzte, schrieb er ihr zu. Der Vater war ihm immer fremd geblieben. Auch drei Schwestern hatte er noch, unbedeutende Mädchen, wie sie in der Provinz gedeihen. Viel Kleinlichkeit und geistige Enge war zu Hause, auch viel verschämte Armut.

Es war keine leichte Zeit gewesen, da er die Jahre zu Hause im Gymnasium abgesessen hatte, und jetzt, da er Philologie studierte, gings ihm äußerlich nicht besser. Aber er hatte im Grunde wenig Verlangen nach einem üppigeren Leben. So, wie es war, wie er gerade zur Not durchkam, war es ihm recht. Und daß es einmal anders werden, daß er hinaus unter die Menschen sollte, etwas werden, etwas vorstellen, dieser Gedanke machte ihn fast ängstlich.

Zuweilen dachte er daran, den ganzen Studierkram hinzuwerfen und sich hinzusetzen und etwas zu schreiben.

In welcher Weise diese Idee zu verwirklichen war, war ihm nicht

recht klar. Aber daß es ging, daß es gehen mußte, wenn er nur ernſtlich wollte, wenn der überwältigende Zwang, der große Rauſch kam, das fühlte er. Etwas unheimlich Lebendiges mußte es werden. Von der Art, wie es in ſeiner Seele lebte, zu allen Stunden, Tag und Nacht, in einemfort ...

Noch war der Tag nicht da. Er mußte warten. Er erfüllte mechaniſch, was man von ihm verlangte, beſuchte die Vorleſungen, ſtudierte und wartete. Einmal mußte es in ihm reiſen. Er ſah der Stunde mit einer heißen, angſtvollen Freude entgegen. Der Schmerz des Ausſichſchöpfens teilte ſich ihm in einer dumpfen Ahnung mit, aber auch die Wolluſt. So war er zufrieden mit ſich und glücklich. Die Tage glitten ſtill und in ſanfter Eintönigkeit an ihm vorüber, er blieb einſam, verſchloſſen, wie in einem ſüßen Taumel.

Geſellſchaft mied er. Er begriff nicht, was dieſe jungen Leute, die ſich gruppenweiſe mit hohlpathetiſchen Namen belegten, aneinander hatten, ihr Getue ſchien ihm kindiſch. Cöleſtin Taube hatte ihm der Zufall in den Weg geführt. Er liebte ihn, weil er arm war und wie ein Tier leben konnte, und er haßte ihn, ſeiner Indolenz und inneren Hohlheit wegen. Schließlich aber brauchte er doch hin und wieder einen Menſchen, um ſich zu vergewiſſern, daß er noch er ſelbſt war, daß er lebe, unter Menſchen lebe. Hatte er doch nicht ſelten das Gefühl, daß das, was um ihn geſchehe, nur Spuk und Traum ſei, wahrhaft ſeiend dagegen jenes, was er in ſich erlebte ...

Am vortrefflichſten kam er mit ſeiner Wirtin, einer Poſtbeamtenswitwe namens Twaroch, aus.

Sie war eine alte, hagere Frau mit häßlichen, abweiſenden Zügen, die freiwillig keine Silbe ſprach. Man ſah ſie ſtets in ein umfangreiches, wollenes Tuch gehüllt und bloßen Kopfes. Als ob ein tiefer Kummer ſie niederdrücke, ſo ging ſie einher, in unförmigen, weichen Filzſchuhen, die ihren Schritten etwas Lautloſes, etwas Schleichendes gaben. Obwohl ſie geizig und überaus mißtrauiſch war und Engelbert Looſch nicht immer pünktlich bezahlte, ſchenkte ſie ihm doch volles Vertrauen. Es exiſtierten unausgeſprochene innere Beziehungen zwiſchen den beiden. Cöleſtin Taube hatte ſich, ohne Hut und Pelerine abzulegen, auf das Sofa geworfen und auf dieſem ohne Umſtände die Beine ausgeſtreckt. Frau Twaroch, die Kohlen in den Ofen ſchüttete, ſchielte voll unverhohlenen Ärgers zu ihm hinüber, ſagte aber nichts. Engelbert Looſch hatte den Spirituskocher angezündet, um den Tee zu kochen. Die kleine Studierlampe, die man auf den Schreibtiſch geſtellt hatte, verbreitete ein mäßiges gelbes Licht.

„Sind genug Kohlen im Ofen?“ wandte ſich verdroſſen Frau Twaroch an Engelbert Looſch.

„Ja,“ ſagte dieſer, „zünden Sie nur an.“

In wenigen Minuten praſſelte ein heftiges Feuer. Frau Twaroch kehrte den Kohlenſtaub auf eine Schaufel und ging hinaus.

Cöleſtin Taube ſprang auf, warf Mantel und Hut auf das Bett und trat an den Ofen. Er hauchte die Hände an und rieb ſie ſich dann am Feuer.

„Menſch, du haſt es eigentlich verflucht hübſch hier“, ſagte er zu Engelbert Looſch.

„Es geht“, gab dieſer zurück.

„Und du haſt täglich deine warme Stube?“

„Alle Abende, ja.“

„Dann ſitzeſt du da und arbeiteſt, die ganze Nacht, wie?“

Engelbert Looſch antwortete nicht. Er ſchüttete den Tee in das brodelnde Waſſer und blies die Flamme aus. Dann holte er aus einem Winkel Taſſen, Löffel, Zucker und Rum. Schinken, Wurſt und Brot legte er auf einen Teller. Alles das ſtellte er auf den Tiſch. Auch den Aſchenbecher vergaß er nicht.

„Alle Wetter, biſt du fleißig!“ rief Cöleſtin Taube aus. „Ich wette, es dauert nicht lange, und du biſt etwas!“

Damit fiel er über das Eſſen her wie ein Wilder. Er beſtrich drei große und dicke Schnitten mit Fett, belegte ſie noch mit Wurſt und verſchlang, ohne ſich viel Zeit zum Kauen zu laſſen, Stücke, die kaum in ſeinem Munde Platz hatten.

Engelbert Looſch, der ſelbſt wenig Appetit hatte, ſah ihm zu und verzieh ihm alles, was er gegen ihn auf dem Herzen hatte. Er goß ihm Tee ein und miſchte dieſen reichlich mit Rum.

Cöleſtin Taube wärmte ſich zunächſt an der Taſſe die Hände und nahm dann ſchmatzend mehrere Schlucke. Das Getränk rann wie Feuer durch ſeinen Körper. Es überkam ihn langſam das Gefühl behaglichen Wohlſeins.

„Was wahr iſt, du,“ ſagte er mit leichtgerührtem Zynismus, „du biſt wirklich ein guter Kerl.“

„Schmeckt es dir?“ fragte Engelbert Looſch.

„Fein,“ ſagte Cöleſtin Taube mit vollen Backen, „und ſo haſt du's nun alle Tage.“

„Als ob es keine anderen Sorgen als die um Eſſen und Trinken gäbe“, bemerkte Engelbert Looſch.

„Gibt es auch nicht,“ verſetzte ruhig Cöleſtin Taube, „das heißt, wenn man ſich keine macht.“

„Und du machſt dir keine?“

Cöleſtin Taube ſchüttelte den Kopf.

„Nicht die Spur.“

„Das iſt ja viehiſch“, empörte ſich Engelbert Looſch.

„Es iſt menſchlich“, erklärte Cöleſtin Taube.

„Und der Geiſt und die Kunſt?“

„Na ja — das kommt nachher, alles nachher, mein Lieber. Man verſchönert ſich das Leben damit, gewiß. Aber gibt dir die Kunſt oder der Geiſt etwas, wenn du hungerſt?“

Engelbert Looſch ſah mit Entſetzen auf den kauenden Menſchen.

„Doch“, ſagte er, verzweifelt darüber, daß er jenen nie überzeugen konnte.

„Du biſt und bleibſt ein Phantaſt“, konſtatierte mit gelaſſener Sachlichkeit Cöleſtin Taube. „Du wirſt es vielleicht doch zu nichts bringen.“

„Ich habe nicht die Abſicht, es zu etwas zu bringen“, lehnte ſich Engelbert Looſch auf.

„Daran tuſt du unrecht. Du haſt Talente.“

„Und du?“

„Mit mir iſt das etwas anderes. Ich ſchleppe mich ſchon durch.“

Engelbert Looſch ſchüttelte verzweifelt den Kopf.

„Menſch, daß du gar keinen Sinn für das haſt, was dich über das elende Daſein hinaushebt! Wozu lebſt du überhaupt?“

Cöleſtin Taube blieb unberührt. Er hielt dem anderen die leere Taſſe hin.

„Stelle nicht ſo unnütze Fragen“, ſagte er. „Haſt du noch Tee?“

Engelbert Looſch goß ihm die Taſſe voll. Auch eine Schachtel mit Sportzigaretten ſtellte er auf den Tiſch.

Cöleſtin Taubes Züge verklärten ſich, als er den Rauch durch die Bruſt zog.

„Mein Lieber,“ ſagte er verſöhnlich, „weißt denn du, wozu du lebſt? Du wirſt nie mehr wiſſen als ich. Der Unterſchied iſt nur, daß du grübelſt. Und das iſt ungeſund, glaub mir.“

„Du biſt ein Vieh“, ſagte Engelbert Looſch.

Er war bleich, die Erregung zitterte in ſeiner Stimme. Er erhob ſich und trat an das Fenſter.

In der Stube war es heiß geworden. Engelbert Looſch öffnete ein wenig das Fenſter. Für einen kurzen Augenblick beugte er ſich in die eiſige Nacht hinaus. Es war, als ob der Sturm nachgelaſſen hätte. An der bleichen Sichel des Mondes glitten dünne Wolken vorüber. Die Maſſe der Dächer badete ſich in dem ſilbernen Licht.

Engelbert Looſch ſchloß das Fenſter. Er wendete ſich Cöleſtin Taube zu. Etwas Verſöhnliches flackerte in ſeinen Blicken.

„Taube," ſagte er, „kannſt du einmal ernſt ſein?"

Jener tat einen tiefen Zug an ſeiner Zigarette und ſtieß den Rauch langſam durch die Naſe. Er lag leger auf ſeinem Stuhle, die Beine weit von ſich geſtreckt.

„Ich verſtehe dich nicht recht", ſagte er.

„Taube, — ſage mir, — glaubſt du an Gott?"

Cöleſtin Taube ſchwieg. Er ſah zu Boden. Eine Pauſe entſtand.

„Du ſagſt nichts?"

Der andere machte eine Bewegung mit dem Kopfe und ſah zur Seite.

„Du biſt närriſch," ſagte er, „ſolche Fragen . . ."

Nahezu eine Stunde war verſtrichen, ohne daß die beiden ein Wort miteinander gewechſelt hätten.

Cöleſtin Taube hatte Rock und Schuhe ausgezogen und lag auf dem Sofa. Das gelbe Jägerhemd, das er an hatte, war ſchon längſt nicht mehr ſauber, Chemiſette und Kragen hatten Knieren und waren direkt grau. Die nackten Füße hatte er in eine Decke gehüllt. Wie lange mochte es her ſein, daß ſie gebadet worden waren. Auch trug er keine Socken, ſondern nur Fußfetzen aus grober Leinwand.

Er hatte ſich Looſchs lange Pfeife von der Wand herabgenommen und rauchte. Beide Arme unterm Kopf gekreuzt, mit geſchloſſenen Augen, teilnahmslos, faul und ſatt, ſo lag er da. Ein dicker Qualm füllte ſchon die Stube, durch den ſich das Licht der Lampe kaum durchrang.

Engelbert Looſch hatte ſich in den Schaukelſtuhl geworfen.

Er ſaß hart am Schreibtiſch, nahe bei der Lampe und wiegte ſich leicht. Er ſah die Blätter des Manuſkriptes durch, das er hatte vorleſen wollen. Eine ſtille Behaglichkeit hatte ſich auch ſeiner bemächtigt. Aber ſie hatte ihren Grund in der Zufriedenheit, die er ob der vollendeten Erzählung empfand.

Man vernahm nichts als das Ticken der Weckuhr.

Es klopfte.

Engelbert Looſch ſah auf. Es war ſeine Wirtin.

„Das Bier", ſagte Frau Twaroch und ſtellte den üblichen halben Liter Pilſener auf den Tiſch.

„Es iſt gut," ſagte Engelbert Looſch, „ich danke."

Frau Twaroch blickte fragend auf Cöleſtin Taube, der, nachdem er kaum merklich einmal die Augenlider aufgeklappt hatte, ſchon wieder teilnahmslos da lag.

„Soll ich das Bett herrichten?" fragte ſie.

Engelbert Looſch winkte ihr ab.

„Laſſen Sie nur," ſagte er, „ich werde mich kümmern."

„Gute Nacht."

„Gute Nacht", ſagte Engelbert Looſch.

Cöleſtin Taube dehnte die Arme, als die Wirtin hinaus war. Er bemerkte das Bier.

„Darf ich trinken?" fragte er.

Engelbert Looſch nickte.

„Bitte —"

Jener tat einen langen Zug. Er leerte das Glas bis zur Hälfte. Dann wiſchte er ſich an den Ärmeln ſeines Hemdes den Schnurrbart. Ohne ſich vom Sofa zu erheben, ſtopfte er ſich aufs neue die Pfeife und ſetzte ſie in Brand.

„O — a — ah!" gähnte er.

Und ſich bequem zurecht legend, fragte er: „Wollteſt du nicht etwas leſen?"

Engelbert Looſch ſah ihn ein wenig von oben herab an.

„Biſt du jetzt in Stimmung?" fragte er.

„Sehr," ſagte Cöleſtin Taube, „aber es ſind doch keine Gedichte?"

„Beruhige dich, nein. Hatteſt du Sorge?"

„Wenn ich offen ſein ſoll, ja. Deine Gedichte ſind mir zu verſtiegen. Ich kann dir nicht folgen."

„Das tut mir leid. Du haſt wohl überhaupt für Gedichte nichts übrig?"

„Doch. Wenn ſie kurz ſind und klingen . . ."

„Klingen?"

„Ich meine, wenn ſie Stimmung haben. Keine ſogenannten Gedanken, weißt du."

„Ich verſtehe", ſagte Engelbert Looſch mit unmerklichem Spott.

Er nahm das Manuſkript zur Hand, ſchraubte das Licht etwas höher und ſetzte ſich zurecht.

„Was ich dir vorleſen will, iſt eine Erzählung," ſagte er, „oder, wenn du willſt, ein Märchen."

„Ein Märchen?" entſetzte ſich Cöleſtin Taube. „Für Kinder?"

„Warum nicht," ſagte Engelbert Looſch.

„Iſt es lang?"

„Nicht ſehr."

„Und der Titel?"

„Der Titel lautet: Inez oder der Kreis."

Cöleſtin Taube ſchüttelte den Kopf. Dann räuſperte er ſich und ſpuckte aus.

„Ja," ſagte er, „das klingt ſchließlich nicht übel. Aber — ich meine — was ſoll man darunter verſtehen?"

„Du kannſt es ſymboliſch nehmen", ſagte Engelbert Looſch. „Irgend jemand zieht in die Welt, von der Sehnſucht nach einem Weibe, Inez, getrieben. Inez iſt die Wahrheit, die Vollkommenheit, das Urſprüngliche, das Letzte, wie du willſt. Das Weib eilt ihm immer voraus, ſcheint ihn zu fliehen und zugleich zu locken, er kann es niemals erreichen. Ruhelos durchquert er Länder und Meere, bis er ſchließlich als Greis dorthin zurückkehrt, von wo er ausgegangen iſt: in das Land ſeiner Kindheit. Zwiſchen ihm und Inez aber liegt die alte Entfernung."

Engelbert Looſch blickte auf. Er war neugierig, wie Cöleſtin Taube ſeine Erklärungen aufgenommen hätte. Dieſer aber äußerte keine Silbe.

„Sag, wie findeſt du die Idee?" fragte Engelbert Looſch.

Cöleſtin Taube verzog ein wenig den Mund. Es war, als ſuche er nach Worten.

„Menſch, daß du das Spintiſieren nicht laſſen kannſt", ſagte er endlich. „Wen in aller Welt ſoll dergleichen intereſſieren? Ich will nicht tadeln, bewahre. Aber ich hatte geglaubt, da hätteſt etwas — etwas Gegenſtändliches, etwas — nun ja, etwas Unterhaltendes geſchrieben. Für dergleichen findeſt du keinen Drucker..."

Engelbert Looſch erſchrak. Seine Wangen waren blaß, um ſeine Lippen zuckte es.

„Du meinſt wirklich —?" ſagte er unſicheren Tones.

Cöleſtin Taube ſprang auf und hob beſchwörend ſeine Arme. Mit der langen Pfeife in der rechten Hand wirkte er grotesk.

„Menſch," rief er aus, „ſo nimm doch Vernunft an!"

Zugleich aber erblickte er das erſt zur Hälfte geleerte Glas Bier, erfaßte es und trank es auf einen Zug aus.

Er ſchnalzte mit der Zunge, kniff ein Auge zu und hielt das leere Glas prüfend gegen das Licht.

„Davon müßte man alle Tage haben, mehrere Gläſer", meinte er.

Er nahm wieder die Pfeife in den Mund, dampfte darauf los und ging barfuß in der Stube auf und ab.

„Mein lieber Looſch," ſagte er, „ſoll ich dir einen Rat geben?"

Engelbert Looſch gab ihm keine Antwort. Er ſtarrte grimmig vor ſich hin ins Leere.

„Laß dir ein Wort von mir ſagen," fuhr Cöleſtin Taube fort, ohne ſich irre machen zu laſſen, „glaub mir, ich habe dich gern. Ich meine es ehrlich mit dir, ich bin auch der Ältere und der Nüchternere und ſehe die Dinge, wie ſie ſind. Bleibe bei dem, was du angefangen haſt, mein

Lieber. Die Poeterei lenkt dich nur ab. In drei, vier Jahren bist du angestellt, hast du Gehalt, vielleicht eine Frau. Wenn du noch Lust dazu hast, vergnüge dich dann mit solchen Sachen. Einem, der schon etwas vorstellt, geben sie immerhin ein gewisses Air. Aber dem, der erst hinauf will — oh je! — —"

„Was verstehst du davon", sagte Engelbert Loosch.

Cölestin Taube lachte.

„Glaubst du, daß du der einzige bist, der dichtet? Ich habe mehrere solcher — solcher Käuze gekannt. Frage nicht, was aus ihnen geworden ist."

„Und du?" sagte trotzig Engelbert Loosch.

„Ich? Wirfst du mir vor, daß ich faul bin?"

„Ach was, faul! Ich mache dir die Gleichgültigkeit zum Vorwurf, die du allem Geistigen gegenüber zur Schau trägst! Wozu studierst du? Du hättest Fleischhauer werden sollen!"

„Vielleicht", sagte nachdenklich Cölestin Taube. „Aber warte nur, auch meine Stunde wird kommen!"

Engelbert Loosch machte eine abwehrende Geste.

„Mag sein," sagte er müde.

Cölestin Taube hüllte sich voll Gelassenheit in dichte Wolken von Rauch.

„Vielleicht früher als die deine", sagte er.

Die lange lautlose Stille zerschnitt jählings der schnarrende Ton der Weckuhr. Irgendjemand hatte sie aufgezogen und auf zwölf gestellt. Nun war es genau Mitternacht.

Cölestin Taube sprang vom Sofa, auf dem er schon im halben Schlafe gelegen hatte. Ohne Rock und Strümpfe, wie er war, fing ihn jetzt an zu frösteln. Die Wärme in der Stube hatte nachgelassen.

„Loosch," sagte er, indem er gähnte und die Arme dehnte, „ist es dir recht, wenn ich bei dir übernachte?"

Engelbert Loosch fuhr auf.

Er hatte über einem Buche gesessen, aber nicht gelesen. Er fühlte sich gedrückt, gedemütigt. Eine Unmenge trüber Gedanken und Zweifel hatte er durch den Schädel gewälzt.

„Was?" fragte er.

Der andere wiederholte seine Frage.

„Wo willst du denn schlafen?"

„Auf dem Sofa. Du hast doch eine Decke?"

„Da."

Engelbert Loosch gab ihm eine Decke und ein Kissen. Auch seinen Schlafrock warf er auf das Sofa.

„Wird es gehn?“ fragte er.

„Famos“, ſagte Cöleſtin Taube, ſchon im Begriffe, ſich zu entkleiden.

Den ſchmutzigen Kragen, die Krawatte, die Chemiſette und die Weſte warf er auf den Tiſch. Die Hoſen ballte er zuſammen und ſtopfte ſie, um beſſer zu liegen, unter das Kiſſen.

Das Soſa ächzte.

„Du wirſt ſchlecht liegen“, meinte Engelbert Looſch.

„Keine Spur“, ſagte Cöleſtin Taube.

Er ſtreckte ſich aus, reckte und dehnte ſich nach allen Seiten, zog ſich wieder zuſammen, bis er endlich ſo lag, wie es ihm paßte.

„Alſo ſchlaf wohl — Servus!“ ſagte er noch.

„Servus“, erwiderte Engelbert Looſch.

Es vergingen keine zehn Minuten, da ſchlief Cöleſtin Taube.

Er ſchnarchte.

Der viele Rauch hatte das Atmen in der Stube zur Pein gemacht. Auch den Augen war die ſtickige Atmoſphäre, die einen widerlichen ſäuerlichen Geruch angenommen hatte, unerträglich. Engelbert Looſch hüllte ſich daher in ſeinen Mantel und öffnete, bevor er ſich ſchlafen legte, beide Flügel des Fenſters.

Klar und kalt drang die Luft in die Stube.

Engelbert Looſch ſetzte ſich an den Schreibtiſch. Er nahm noch einmal die Blätter des Manuſkriptes zur Hand. Die Lampe brannte ſchon trübe. Das Öl ging ihr aus.

Flüchtig, mit einer verſteckten Wehmut, die keimenden Zweifel im Herzen, überflog Engelbert Looſch die erſten Seiten der Erzählung.

Etwas Fremdes, Kaltes wehte ihm daraus entgegen. Bis er plötzlich auf ein Bild ſtieß, das ihn feſſelte.

Engelbert Looſch ſtutzte.

Da war doch Leben, da war Wärme darin, das hatte er getroffen!

Und ohne es eigentlich zu wollen, las er jetzt weiter. Seite um Seite. Bis er plötzlich wieder ganz den keuſchen Reiz der Sprache empfand, den Zauber jenes Unausſprechlichen, das von dem Werke ausging.

Die Nacht floß ſtumm dahin.

Engelbert Looſch war es, als ob dünne Nebel ſich langſam höben, lautlos, gleitend, und als ob er in ein grünes Tal hinabblicke, das tief unter ihm lag, auf ein Tal mit Wieſen, Äckern und fließendem Waſſer, über dem die Sonne lag, die heiße, fruchtbare Sonne des Sommers. Ein Zittern, ein Summen und Surren war in der Luft, ein Hund bellte irgendwo weit unten, und auf einem Teiche ſchwammen gemächlich Gänſe und Enten. Ein winziges Dorf grüßte herauf. Die

sauberen Gehöfte scharten sich treu um ein Kirchlein, dessen Wände blendend weiß gestrichen waren und dessen schlanker Zwiebelturm mit seinem tiefen Rot und seinem goldenen Kreuze weit in das ebene Land hineinleuchtete. Obstalleen verbanden eine Ortschaft mit der anderen. Wie herrlich lagen diese Dörfer! Alle ähnelten sie einander, immer zeigten sie den gleichen Ton von Weiß, Grau und Rot, dieselben Zwiebeltürmchen gaben dem Auge den Stützpunkt. Weiche Fußwege schlängelten sich durch die Wiesen und führten nach dem Walde. Eine Sinfonie von Farben war um einen, in solcher Fülle und Frische standen die Blumen. Der Wald schien schwarz, erst wenn man näher kam unterschied man das dunkle Grün der Tannen und Fichten und das helle der Lärchen. Birken standen vereinzelt am Rande, ihre blitzenden, schlanken Stämme lächelten und winkten, ihre biegsamen und zarten Äste wiegten sich und ihre Blätter schienen wie aus Lust zu beben und zu zittern. Der Himmel aber war blau, die dünnen weißen Wölkchen schwebten wie anmutige Träume über ihn hin. In der Ferne, wie durch Schleier hindurch, ragte der graue Zug des Gebirges . . .

Die Luft strich eisig durch die Stube.

Engelbert Loosch blickte auf.

Er seufzte.

Sein Herz war voll. Fröhlich, siegessicher war sein Herz. Seine Stirn, seine Wangen, seine Hände glühten.

Eisig und rein war jetzt die Luft in der Stube.

Zögernd steckte Engelbert Loosch das Manuskript in die Schublade seines Schreibtisches und schloß ab.

Er trat an das Fenster.

Die Dächer badeten sich noch in dem Lichte des Mondes. Die Nacht war still. Die Essen, Erker und Blitzableiter der Dächer ragten schwarz gegen den Himmel.

Engelbert Loosch stützte den Kopf mit beiden Armen und blickte nach den Fenstern hinüber.

Er dachte an seine Freunde da drüben. Und an seine Feinde und an die, die ihm gleichgültig waren. An alle die dachte er, die hinter den kleinen Fenstern lebten, die jetzt schliefen oder vielleicht träumten.

Das war seine Welt.

Aber es würde die Stunde kommen, in der diese Welt in das Nichts zurücksank. Aus dem Nichts hatte er sie sich geschaffen. Die große Stunde, in der ihm etwas Neues erstehen mußte, das mächtig, tief, umfassend war . . .

Er fühlte ein fernes Ahnen.

Das Gebrauſe der Welt vermeinte er zu vernehmen, tief unter ſich, dumpf, groß —

Es war wie das brandende Wogen des Meeres.

Bald würde er ſtark genug ſein, um ſich da hineinzuwerfen, um die Wogen zu zerteilen ...

Die toten Punkte.

Im Leben, zwiſchen und in den Menſchen wimmelt es von den toten Punkten. Ich beſchäftige mich damit, die toten Punkte wahrzunehmen. Es gibt Menſchen, die mit eleganten Sprüngen über die toten Punkte hinwegſetzen. Man nennt ſie Künſtler des Lebens. Manche kommen nur mit Anſtrengung über die toten Punkte hinweg. Manche leiden darunter. Die meiſten aber bemerken ſie nicht. Die toten Punkte haben die ſeltſame Eigenſchaft, daß ſie nur denen gefährlich ſind, die ſie ſehen. Die toten Punkte ſind oft geheimnisvoll. Sie können ausſehen wie Probleme. Es iſt ergötzlich zu ſehen, wieviel Blut und Hirn verſpritzt wird um die toten Punkte, die ausſehen wie Probleme. Wenn junge Leute ſtudieren, ſei es Kunſt oder Theologie oder ſonſt etwas, ſo werden ſie tote Punkte finden. Wenn Menſchen lieben, ſo werden ſie die toten Punkte finden. Wenn ſie genießen, ſo werden ſie die toten Punkte finden. Was man unter der Tretmühle des Alltags verſteht, ſetzt ſich zuſammen aus toten Punkten. Ich will ſchweigen von den menſchlichen Berufen und Beſchäftigungen, die aus endloſen Ketten toter Punkte beſtehen. Wenn Menſchen zuſammenleben, ſo ſind die toten Punkte da. Wenn ſie einſam leben, ſo ſind ſie auch da. Ich meſſe den Wert menſchlicher Verhältniſſe nach der Menge der toten Punkte. Wenn ich mit Menſchen in Beziehung trete, ſo erwarte ich gelaſſen den erſten toten Punkt. Iſt der erſte da, ſo folgt eine Fülle mit ſtereotyper Geſetzmäßigkeit. Bei Menſchen, die ich liebe, erwarte ich mit Angſt den erſten toten Punkt, von dem ich weiß, daß er ſich zeigen wird. Ich breite ſehnſüchtig die Arme aus, um das Leben zu ergreifen. Ich greife taumelnd in die leere Luft und entdecke in plötzlicher Erkenntnis die entſetzlichen toten Punkte. Ich ſehe mit traurigem Lächeln auf die toten Punkte in mir und meinem Leben. Mir grauſt vor den toten Punkten, die gleich heimtückiſchen Bazillen Menſchen und menſchliche Verhältniſſe vergiften.

Ludwigsburg. Eliſabet Werner.

Hans von Glümer:
Tagebuch eines entlaſſenen Sträflings.
In Berliner Fürſorge.

25. Mai.

Im trockenen Tone muß ich meine Tage erzählen. Es jauchzt und wimmert nichts mehr. Der Frühſommer blüht und duftet. Arme Seele, die ſich verkriechen muß. Man objektiviert ſich hier. In dieſer herzloſen Stadt wird man ebenſo. Das Gemeinſein wird Schutzfarbe.

Um zu Herrn von Kupffer, dem gewaltigen Chefredakteur des Berliner Lokal-Anzeiger vorzudringen, habe ich eigens Viſitenkarten gekauft. Erfolglos. Er läßt mich nicht vor, reagiert in keiner Form auf den Empfehlungsbrief des Gefängnispfarrers Dieſtel. Zum deutſchen Kaiſer könnte man leichter gelangen.

In der Schreibſtube für entlaſſene Sträflinge bin ich nun doch zu Gnaden gekommen und habe in der erſten Woche zwei Mark dreißig, in der zweiten weniger verdient. Es macht ſich bezahlt, daß die vorſorgliche Freiburger Gefängnisverwaltung mich Schreibmaſchine lernen ließ. Meine Handſchrift bleibt verſehmt in der Schreibſtube, aber ich darf Formulare tippen.

Auch in die Gemeinſchaft der Mitentlaſſenen bin ich gekommen. Die menſchliche Geſellſchaft iſt wie ein Meer von Wellenkreiſen. Den Zugehörigkeitsnachweis verlangt jeder Kreis. Ob er S. C., S. J., Innung, Gemeinde oder Partei heißt. Es kommt keiner unbeſehen in ein preußiſches Gardekaſino, in einen Stamm menſchenfreſſender Südſeer oder in eine Verbrecherkolonie von Fiskö: er muß die verlangten Laſter vorweiſen.

Der Alte, der Dreißiger und der Junge ſind noch in der Schreibſtube. Der Alte war Rendant einer Raiffeiſenkaſſe in Kottbus und dann vier Jahre im Gefängnis dort, wegen Urkundenfälſchung. Dreieinhalb Monate Unterſuchungshaft ſind ihm nicht angerechnet worden. Für ein (erfolglos gebliebenes) Gnadengeſuch an den Kaiſer mußte er ſiebenzig Mark zahlen. Putras ſieht wie ein Vegetarier aus und lebt von kondenſierter Milch und Schrotbrot. Vier Jahre Gefängnis machen jeden normalen Menſchen zum Simpel oder zum wilden Tiere. Putras haben ſie fromm und weibiſch gemacht. Über jede nicht gottergebene Bemerkung fährt er auf oder hält das Haupt wie ein Dulder. Seine letzte Hoffnung iſt, in der Bodelſchwinghſchen Elendskolonie Hoffnungstal ſein Leben zu beſchließen. Trotz Weib und Kind.

Der Dreißiger war Bezirksfeldwebel im Elſaß und wurde wegen

Amtsunterschlagung degradiert und so weiter. Strafmaß und Gefängnis verschweigt er. Die Karikaturen des deutschen Militärs wirken immer lustig. Dieser Mann war ehedem bestallt und beflissen, das frische Franzosentum durch preußische Zucht auszutreiben. Nun ist er zur natürlichen Entwicklung der deutschen Sklaverei gekommen. Hierzulande ist der Zuchthäusler manchmal ein freierer Mann als der Kasernenhäusler. Der echte Soldat bleibt auch durch Knute und Gefängnis Patriot. Diesem ehemaligen Militärbürokraten heißen heute noch Fürst, Vaterland und Kanonen höchste Begriffe. Frühjahrs- und Herbstparade und jede höfische Maskerade sind seine großen Berliner Ereignisse. Er versteht die Kunst, in strammer Haltung im Staube zu kriechen. Zoll und Zack, unser Schreibstubenaufseher und der Degradierte, stehen deshalb im besten Verhältnis, Zack genießt ein relativ hohes Ansehen beim Büropersonal, für das er niedrige Dienste mit hündischer Lust verrichtet. Niedrige Naturen kommen hoch. Zack wird wieder hoch kommen.

Der Junge, vielleicht zweiundzwanzigjährig, ist Berliner. Die Berliner sind primitive, klare und glatte Menschen. Der junge Reichert hat Braut und Kind. Die Braut gibt ihm Nahrung und Notdurft. Sein Notstand wird dadurch zu einer lächelnden Gelassenheit. Nach dem Refrain: mir kann Keener, ooch nicht Eener .... Als Telephonist einer großen Weinfirma hat er einem Kollegen Hehlerdienste getan und das Geld mit ihm in Dirnen und Sekt gesetzt. Der Kollege — der „Dussel", sagt Reichert — hat sich erschossen, Reichert ist in einem schönen Winkel Europas als Vergnügungsreisender „geahndet" worden und lebt nun der Erinnerung dieser Tage. Sechs Monate Hochschule Tegel machen einen echten C-Berliner erst voll, sagt er. Daß sein Steckbriefbild in Berliner Blättern stand, gilt ihm als Triumph.

Da ist noch ein Vierter: Brügge, der Schwerhörige, kein Typ, sondern ein Tepp. Mangelnde Zurechnungsfähigkeit (eigene und richterliche) brachte ihn ins Gefängnis, wo er doch in eine Versorgungsanstalt für Halbstimpel gehörte.

Gestern kam ein Fünfter: Longinus, der Badener. Seine Sprache ist wie Musik. Die Silbe „an", badisch gesprochen, klingt mir wie das Andante eines Liedes. Longinus sagt Landsmann zu mir, der ich doch ein Göttinger Kind bin, und wir tauschen Erinnerungen aus dem besten deutschen Lande, wie eine freundliche Ware. Er ist noch stolz gegen die andern, aber ich habe ihn schon beinahe ausgeschöpft. Longinus trägt ein Cäsarengesicht und geht in Lumpen. Er ist Oberamtmannssohn, alter Herr eines Heidelberger Feudalkorps, Reserveoffizier der Karlsruher Leibgrenadiere. Der zerfranzte graue Anzug und der zerknüllte Seiden-

filzhut erzählen von alter Herrlichkeit. Aus dem von Regen und Dreck verwaschenen braunen Schuhwerk schaut ein Hühnerauge zum Himmel. Longinus aber schreitet wie ein König auf dem Fleisch seiner Sohle. Der hohe Halskragen ist Schweiß und Schmutz. Wie tapfer die Schlägernarben über dem Kragen stehen. Longinus hat in Karlsruhe Mathematik, in Heidelberg Jurisprudenz studiert, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft in Berlin. Er ist Bankier und eine schwerreiche Breslauer Bankierstochter seine gewesene Braut. Sie ist mit einem amerikanischen Milliardär durchgegangen. Mit einem Multidollarmilliardär potenziert Longinus, und das Staunen der Schreibstubengenossen wird fast demütig. Er selbst kam auf den Hund durch Jagdvergehen. Man erfährt nichts Näheres über diese standesgemäße Geschichte und das große Loch zwischen einst und jetzt bleibt dunkel. Longinus gibt nur ruhmreiche Dinge von sich. Wegen Pistolenduells mit tödlichem Ausgang wurde er zu zweieinhalb Jahren Festung verurteilt und nach vier Monaten Rastatt (der lustigsten Zeit seines Lebens) vom Großherzog begnadigt. Das ist schon lange her. Bei einer spätern Partie auf schwere Säbel ist der Gegner erst nach zwei Jahren gestorben. Kein Hahn und kein Kläger krähte mehr nach dem Totschläger. In der Volksküche in der Stralauerstraße, wo unter zehn Gespeisten immer neun Entlassene sind, macht Longinus eine interessante Figur. Die Suppe verschlingt er mit der Schüssel am Mund. Wie einen Bierjungen. Übrig gebliebene Reste ladet er mit den Fingern auf seinen Teller. Erfahrene Sträflinge behaupten, so könne nur ein langjähriger Zuchthäusler fressen. Longinus aber hockt erhaben und breit vor seinen Portionen und seine Blicke haben nur flüchtige Verachtung für den Pöbel links und rechts. Wehe dem, der seine Ellenbogenweite stört. Gestern und heute ist Longinus wild geworden wie ein Kontrahagenkerl und seine Stimme hatte wenig mehr vom lieblichen Andante eines Liedes.

26. Mai.

Vorgestern war ich auf der Berliner Redaktion der Frankfurter Zeitung, für die ich vom Schwarzwald aus Berichte schreiben durfte. Die Frankfurter Zeitung ist ja der Ehrgeiz jedes Journalisten, der geistige Ansprüche hat. Die ersten Zeilen in diesem Blatte wurden zum Merkzeichen in meinem Leben, wie ein Markstein im Kampf meines mühseligen Schrifttums. Und wenn es mir einigemale gelang, im Feuilleton ein kurzes Artikelchen unterzubringen, ist das jedesmal ein Triumph gewesen. Jeder Satz wurde vorbereitet und gemeißelt wie ein Kunstwerk. Der große politische Aufsatz und das große Feuilleton für die Frankfurter Zeitung blieb bis jetzt ein Ideal. Die großen Aufsätze kamen

immer zurück. Meiſt mit ſeinen Briefen, die durch fünf Worte überzeugten. Ernſte Redaktionen können auch durch Ablehnung ehren. Im Gefühl meiner närriſchen Verehrung trat ich vor Herrn Stein, das große N der Frankfurter Zeitung, um ſeine Hilfe anzurufen. Ob er nicht in Berliner Zeitungskreiſen etwas für mich tun könnte. Schon ein Poſten als Abonnentenſammler oder ähnlich wäre mir recht. Herr Stein verwies mich an den Verein Berliner Preſſe. Er griff in die Taſche und gab zwei Mark. Es gibt Almoſen, die gut gemeint ſind, anſtändig gegeben werden und doch wie eine Tracht Prügel wirken. Ich wollte doch Hilfe und kein Geld. Ein aufmunterndes Wort, eine Fürſprache. In Berlin iſt wohl alles berliniſch. Der Berliner hat keine Zeit, keine Zeit. Ich habe gewiß einen jammervollen Eindruck auf Herrn Stein gemacht, daß er ſo haſtig in die Taſche griff. Vor meiner Bettelmannsmiene. Vom Volksſchüler zum F. Z.-Feuilletoniſten geht der Weg hoch hinauf. Das iſt der Traum. Vom Volksſchüler zum Bettler tief unten — das iſt die Wirklichkeit. Die zwei Mark brannten mir in den Händen und irgendwo im Innern. Das hat ſich heute entladen. Durch einen Weinkrampf, der mich aufſchütterte und ſo viel leichter machte. Ich erzählte es der Schwägerin. Die ſchlug ihre harte laute Lache an und ſagte: Männer, die heulen, ſind Waſchlappen!

27. Mai.

Longinus, der Oberamtmannsſohn, iſt acht Tage obdachlos geweſen. Er hat ſich nachts, wer weiß wo, herumgetrieben. Er ſagt nicht wo. Das geht gegen ſein Standesgefühl. Am Tage der Aufnahme in unſerer Schreibſtube hat er wieder ein menſchliches Nachtlager bekommen, in einer der Herbergen des Fürſorgevereins. Das ſind vom Verein ſtändig gemietete Schlafſtellen bei privaten Leuten, welche die Pflicht haben, den Schützling unter ſolide Aufſicht zu nehmen. Er muß um ſechs Uhr in der Frühe das Haus verlaſſen und bis zehn Uhr abends dort ſein. Longinus kam zu einer alten Frau in der Urbanſtraße. Er hat es aber nur drei Nächte ausgehalten. Die vielen Wanzen ſind gegen ſein Standesgefühl und das alte Weib iſt eine hundsgemeine Hexe, ſagt er. Nun iſt Longinus wieder obdachlos.

Heute gingen wir nach Schreibſtubenſchluß um drei Uhr auf Erwerb aus. Mein Barvermögen betrug 85 Pfennig. Wir ſuchten das Büro des Vereins Berliner Preſſe in der Maaßenſtraße. Auf dem Wege erzählte Longinus intereſſante Dinge von den ſtolzen Häuſern der vornehmen Viertel. Er kennt Berlin W wie ſeine Weſtentaſche. Dem Geſchäftsführer des Vereins Berliner Preſſe mußte ich meine Geſchichte herſagen. Er wies mich an den Schatzmeiſter des Vereins, Redakteur

Bernhard bei der Ullsteinpresse. Der würde jedenfalls etwas für mich tun, denn er wäre Sozialdemokrat. Das scheint ein guter Vorwand für Nichtsozialdemokraten, nichts für arme Leute zu tun. Ich hatte mich dem Geschäftsführer nicht als Sozialdemokrat vorgestellt, da ich es noch nicht bin. Und ein sozialistisch gesinnter Bittsteller vor Bürgerlichen gilt doch sonst als Gans vor Füchsen.

Longinus als Kenner in Pfandhaussachen ging meine Pretiosen versetzen, einen Ring und eine Haarkette, Andenken an herzselige Zeiten. Weil ihr Wert keine drei Mark ausmacht, gab es nichts dafür. Longinus frug dann, wie viel ich ihm heute geben könne. Er durfte zwei Zigarren zu fünfzehn Pfennig kaufen und den Rest von siebzig Pfennigen teilten wir. Longinus schien beleidigt über seinen Anteil. Er steckte seine Zigarre ein und sagte: „Ich rauche prinzipiell nicht auf der Straße. Es ist nicht fein."

27. Mai.

Herrn Hans Weddo von Gülmer

Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstraße 121.

Sehr geehrter Herr!

Nach langem, bangem Überlegen kommt in einer mutigen Stunde (der Mut der Verzweiflung) ein Träger Ihres Familiennamens auf diesem Wege zu Ihnen mit der Frage, ob Sie sich vielleicht für seine Not, die man Schicksal oder Verschulden nennen kann, interessieren können. Ich bin der jüngste Sohn des . . . ., Bruder des . . . ., Journalist, mit schriftstellerischen Aussichten, die ein Optimist möglicherweise als glänzende ansehen dürfte (Betätigungshindernis: Hunger und das Fehlen persönlicher Verbindungen) und — meiner sozialen Stellung nach — entlassener Strafgefangener (7 Monate Landesgefängnis Freiburg; § 176, 3), der sich, als es nicht anders mehr gehen wollte, dem hiesigen „Verein zur Besserung der Strafgefangenen" unterstellt hat, seit zwei Wochen in dessen Schreibstube das kümmerliche und kummerreiche Brot der Leidensgenossen genießt, mittags mittels Speisemarken der Volksküche sich sattessen darf, am 1. Juni die Schlafherberge dieses Vereins beziehen muß und bis dahin noch alles versucht, 10 M. für seine jetzige Zimmervermieterin aufzubringen.

Möchten Sie, verehrter Herr Vetter, einmal etwas aus dem wilden Leben eines Verwandten erfahren, der nie leichtlebig war, den aber der Fluch der Volksschulbildung und eine unselige Ratlosigkeit seiner Kräfte bis hierher gebracht hat?

Ich grüße Sie, ratlos der schicklichen, schriftlichen Form eines Grußes

Hans Gülmer

Wenn Sie Näheres über mich erfahren wollen: Bürodirigent Neckes, Verein zur Besserung der Strafgefangenen, C, Grunerstraße (Landgericht, Eingang Stadtbahnseite) mittags 12—2 werktäglich, wo ich täglich von 8—3 in der Schreibstube bin.

Der Brief ist so frei im Ton, weil ich annehmen mußte, daß der Empfänger aus eigenen Kämpfen das Verständnis der Bohême hat.

Er mußte als werdender Künſtler die ganze Strenge des adelsſtolzen Vaters erfahren, iſt jetzt freilich dieſem hohen oſtpreußiſchen Offizier als renommierter Bildhauer und Lieferant des Kaiſers über den Kopf gewachſen, on dit: auch reich verheiratet.

Anmerkung acht Tage ſpäter: keine Antwort an mich, keine Anfrage beim Verein.

28 Mai.

Mittags antichambrierte eine Stunde im Zeitungshauſe Ullſtein. Dann kam der Schatzmeiſter des Vereins Berliner Preſſe, Herr Bernhard, und hörte meine Geſchichte. Ich mußte ſie im Flüſtertone erzählen, denn es war in einem Warteraum, wo die Bedienſteten umherſtanden und andre Leute ab und zu gingen. Redakteur Bernhard iſt ein freundlicher lebhafter Herr. Ich darf morgen wieder zu ihm kommen.

In der Schreibſtube geſchehen keine beſonderen Dinge. Bezirksfeldwebel Zack freut ſich an ſtundenweiſen Aushilfsſtellen als Sonntagskellner und Laternenputzer. Putras beſuchte die Kolonie Hoffnungstal und kam hoffnungslos zurück. Ich würde dort ſicher aufgenommen, meint er, weil ich adelig bin. Der junge Reichert war ein paar Tage beim Adreſſenverlag Schuſtermann und erſchrieb pro Tag ſechzig Pfennig. Er hat eine ſchöne und raſche Handſchrift. Das Adreſſenbüro duldet keine Mittagspauſe. Reichert wollte wieder bei uns anfangen, wurde aber zurückgewieſen. Wer das Dorado der Adreſſenbüros verſchmäht, hat auf die Entlaſſenen-Schreibſtube keine Anwartſchaft mehr. Reichert will nun ein eigenes Geſchäft gründen, auf der Friedrichſtraße, als Anſichtskartenverkäufer. Dazu iſt ein Kapital von dreißig Mark nötig, als Kaution an den Kartenverlag, der 1.50 Mark als Tagesfixum und Proviſion gibt: werktags 12½ Prozent, ſonntags 15 Prozent. Ein Neuer iſt noch zu uns gekommen, Herr Gnade, Bourgeois-Figur, genährt, anſtändig gekleidet, die Vergangenheit in Diskretion gehüllt, hat irgendwelche Rentenbezüge und legt keinen Wert auf Schreibſtubenarbeit. Seine Ruhe reizte heute Freund Longinus. Er wollte gleich kontrahieren.

„Sind Sie ſatisfaktionsfähig?“

„Jawohl!“

„Wieſo?“

„Leutnant zur See der Matroſenartillerie Kiel.“

„Das iſt mir zu wenig,“ ſagte Longinus, „ich bin Leutnant des Leibgrenadier“ .... und ſo weiter. Der Fall war erledigt. Von mir iſt ein Stücklein zu berichten, das vielleicht den Staatsanwalt intereſſiert. Ab und an kommen geweſene Schreibſtubenſchützlinge und erzählen ihre Erfolgloſigkeiten. Es iſt immer eine kleine Wolluſt zu hören, daß es

auch andern ſchlecht geht. Immer iſt es dasſelbe Bild: daß einer nur durch Lug und Trug wieder hochkommen kann, durch Vertuſchen und Verfälſchen ſeiner Vergangenheit. Da kam neulich auch einer und ſetzte ein Papier in meine Schreibmaſchine, das unbeſchriebene amtliche Formular einer Eiſenbahngeſellſchaft. Daneben legte er das Original. Ich möchte es doch abſchreiben. Im Original war radiert. Die Jahreszahl. Sehr ſchlecht radiert. Man kann dieſes Originalzeugnis keinem Menſchen vorlegen, der Augen hat. Man muß ein neues machen. Ich wollte nicht. Da ſagte der andere etwas von Frau und Kind und ſah hungrig und heruntergekommen aus. Er legte fünfzig Pfennig neben die Schreibmaſchine. Und die Schreibmaſchine ſchrieb. Der Inhaber des neuen Zeugniſſes brauchte nur noch die Unterſchrift zu fälſchen, um wieder zu Brot und Ehren zu kommen. Es wäre ſo leicht, zu ſagen, daß ich die fünfzig Pfennig zurückgewieſen habe. Mein Feind würde es mir glauben. Ich habe ſie genommen. Das iſt die größte Gemeinheit meines Lebens. Ich kaufte mir in der Volksküche eine Extraportion, und Kaffee und Kuchen für eine Frau vom fünften Stand.

29. Mai.

Es iſt heute Pfingſtſamstag. In der großen öden Stadt grüßen und duften Maien und Kalmus. In mir iſt nichts vom heiligen Geiſt dieſes Feſtes. Ein überaus häßlicher Tag liegt nun im Schatten der Nacht.

Wieder zwei Stunden im Hauſe Ullſtein. Dort nach langem Warten vom Schatzmeiſter des Vereins Berliner Preſſe zum Chefredakteur Cuno der Morgenpoſt verſchleppt, den meine Geſchichte in vielen Einzelheiten intereſſierte. Er telephonierte mit zwei Kollegen, auch mit Herrn Vollrath, Chefredakteur der Berliner Volkszeitung, der ſcheint's Vorſitzender des Preſſevereins iſt. Wie viel Unterſtützung ich denn haben müſſe? Zehn bis fünfzehn Mark und nur als Darlehen. Nun, das könne man mir doch geben, ſagte Herr Cuno ins Telephon. Er weiß von meiner Familie, frug nach meinen ſchriftſtelleriſchen Abſichten und will die Aufſätze aus der Straßburger Poſt leſen. Es war wie die Vorbereitung zu großen Dingen. Mit einem Brief wurde ich ins Haus Moſſe geſchickt, wo Herr Vollrath ſein radikal-demokratiſches Blatt leitet. Er ließ mich nicht vor. Er habe keine Zeit. Ich ſolle am Nachmittag wieder kommen. Am Nachmittag war Herr Vollrath nicht da, ausgeflogen, verreiſt, wohl in die Pfingſtfröhlichkeit. Wo iſt mein Darlehen? Ich wollte ja nur zehn Mark und die Wohltäter haben keine Zeit, keine Zeit!

Geſtern ſtellte ich mich bei dem Verlag Otto Elsner vor, die auf der Liſte der wenigen Firmen ſteht, welche Schreibſtubenkräfte übernehmen. Man beſtätigte mir dort, daß die Firma durch Aufhelfen Entlaſſener

ſozial wirken will. Sie zahlt einen Taglohn von 2.50 Mark, der wöchentlich mit fünfzehn Mark zur Auszahlung kommt und unter Verfügung und teilweiſen Abzügen des Fürſorgevereins bleibt. Die Sträflingsfürſorge dieſer Firma ſcheint mir ein Mittel zu billigen Bürokräften und anſpruchsloſen Subjekten. Es wird kaum großen Zweck haben, daß mein beſonderer Bewerbungsbrief an Otto Elsner ſeine ſoziale Miſſion kitzelt. Ich habe ihn nach dem Beſuch geſchrieben und den Brief in ſein ſäuberliche Buchſtaben geſetzt. Denn der Buchſtabe iſt alles bei dieſem Bemühen ums Brot. Die Firmen verlangen nicht Geiſt oder kaufmänniſches Können, ſie wollen Handſchriften. Das iſt ganz deutſch. Aber mein Brief iſt doch kein kalligraphiſches Kunſtwerk geworden. Meine Schrift iſt ſchön geſchrieben nicht flott, und flott geſchrieben nicht ſchön. Meine Handſchrift iſt immer ein Stimmungsbild geweſen. Das Zittern meiner armen Seele geht bis in die Fingerſpitzen. Longinus, der Haudegen, hat eine Handſchrift, die wie geſtochen iſt. Er ſchreibt eine Viertelſtunde an zehn Adreſſen, aber die ſind gut. Longinus hat heute Stellung als Schreiber gefunden, gleichfalls gegen fünfzehn Mark Wochenlohn. In meinem böſen Zuſtand habe ich mit dem Schreibſtubenaufſeher Zoll Streit gehabt. Als Schreibmaſchinenwochenlohn gab es 1.65 Mark. Ich gehe hungernd zu Bett, um für die Feſttage noch ein paar Groſchen zu retten. Pfingſtmontag iſt der Letzte. Ich habe mir vom Fürſorgeverein einen Schein für Schlafherberge ſchreiben laſſen und komme zu der Hexe in der Urbanſtraße, die Longinus ſo hoch geprieſen hat. Mein Zimmer iſt rechtzeitig gekündigt. Auf dem Heimweg zur Huſſitenſtraße lag vor der „Wieſenburg“ (Männerasyl am Wedding) ein Betrunkener und ſchlief. An der verſchloſſenen Gittertür hing eine Tafel „Das Haus iſt überfüllt und kann daher niemand mehr eingelaſſen werden“. Der Betrunkene hat es beſſer als ich.

Pfingſtſonntag, 30. Mai.

Heute war ich nicht aus dem Haus, auch nicht in der Volksküche, die Feſttags das jammervollſte Gepräge hat, zumal wenn man einen ſchwarzen Schwalbenſchwanzanzug am Leibe trägt, der noch eines vornehmen Lokales würdig wäre. Mein Mittageſſen, auf der Wirtin Spirituskocher zubereitet, beſtand in altem Gries mit dem letzten Maggiwürfel gewürzt, einem Reſt kondenſierter Milch nebſt Brotabfällen. Ich habe gepackt und Manuſkripte geordnet.

Zum letztenmal Huſſitenſtraße 34, Pfingſtmontag.

Frau Schüttler, der Zimmerwirtin, ſchulde ich ſieben Mark für Frühſtück und einige Abendbrote. Um in Ehren von der alten Frau zu gehen, machte einen letzten Verſuch bei meiner Frau Schwägerin. Sie verweigerte das Darlehn, auch gegen meinen gefüllten Reiſekorb als

Pfand, ließ das Monatsgehalt ihres Mannes in Goldmünzen vor mir klingen und glänzen und lachte dazu. Für meinen goldenen Ring hat ſie dann doch eine Mark fünfzig hergegeben. Armes Ringlein, wie ſchmerzhaft biſt du. Bei der Schwägerin habe die notwendigſten Sachen in Sicherheit gebracht und gehe nun heimlich aus der Huſſitenſtraße 34, den gepackten Korb hinterlaſſend und die Schlüſſel zu Korridor und Haus. Frau Schüttler ſchreibe aus Berlin S einen gönnerhaften Brief, daß ich in den Strudel einer luſtigen Geſellſchaft geriet, mit Schrecken bemerke, die Schlüſſel vergeſſen zu haben, die alte Dame nicht nächtlings ſtören möchte, zudem morgen früh abreiſen müſſe, meine gute Schwägerin werde alles uſw. So verkauft man ſein bißchen Wahrhaftigkeit um 7 M. Im Polizeirevier der Huſſitenſtraße bin ich auf Reiſen abgemeldet.

Am Abend, Berlin S, Urbanſtr. 70, II. Port., 1. Hof, 1. Haustür rechts, 2 Tr. links.

Mit dem Ausweis des Fürſorgevereins und im Schwalbenſchwanzanzug hielt ich Einzug bei Frau Richter, Inhaberin einer Schlafherberge des Vereins zur Beſſerung der Strafgefangenen. Ein gutes Kleid wirkt ſtets erſtaunlich, wenn es ſich beim Elend heimiſch machen will. Gute Kleider ſind immer hochmütig und wenn ſie nicht mehr hochmütig ſein dürfen, wandern ſie ins Verſatzamt. Frau Richter machte faſt erſchreckte Augen. Sie ſieht aus wie die Hexe im Märchen, ein vertrocknetes Figürchen, das graue Geſicht in Falten gehüllt und die Blicke ſo ſcharf und ſpitz, daß man ſie beinahe wie einen Stich am Leibe ſpürt. Doch will ſie beſſer ſcheinen als ihr Ruf und macht meinem Anzug und höflichen Aufzug freundliche Miene. Wir reden von Longinus und Wanzen. Longinus ſei ein Lump, ſagt ſie, der ſchon in der erſten Nacht das ſchöne Bett verſudelte. Mit den Wanzen wäre es nicht ſchlimmer als anderswo. Herr Neckes, der Bürodirigent, hätte gelacht und geſagt, in Berlin ſind Wanzen hoffähig und in hochherrſchaftlichen Wohnungen. Überhaupt Herr Neckes, das iſt ein Mann, der arbeitet mit dem Herzen, ja mit dem Herzen, ſagt ſie dreimal. Der kennt ſeine Leute und ſie kennt er auch. Bei ihr wäre ſchon gut wohnen. Ein Mann mit zehn Jahren Zuchthaus habe viele Monate bei ihr gewohnt und gut bezahlt, als er Arbeit hatte. Der ſchriebe ihr jetzt noch Briefe. Und ich tue ſchön mit Frau Richter, wie man es liebt, wenn man vor einem Drachen und ohne Waffen iſt, rede von meinem gefüllten Schließkorb, von Arbeit und von Geld; ſie klopft mir die Schulter, ich bekäme einen Hausſchlüſſel, dürfe die Lampe benutzen und brauche die Schuhe nicht ſelbſt zu putzen.

Das Zimmer iſt ein ſauberer Raum mit zwei Betten. Es hat ſogar ein Sopha. Mir iſt wohl und leicht, ich muß es ſagen. Der Staat ſorgt ja für mich. Durch Volksküchenkoſt, Schreibſtubenarbeit und Her-

bergsſorgloſigkeit. Es kann hier ſchön wie im Gefängnis werden. Ich will Herrn Zoll morgen um Verzeihung bitten. Faſt iſt mir, als ob ich noch heimiſch werden könnte in Berlin.

1. Juni, Urbanſtraße 11 Uhr.

Stimmungsmenſchen ſchreiben doch oft elendes Zeug zuſammen. Um zehn zu Haus, um ſechs aus dem Haus ſein, heißt auch Frau Richters Stundenweiſung. Gleich nach fünf war ich ſchon auf. Frau Richter kam und ſagte ſcharf „Zuriegeln, das gibts hier nich". Aber ſchuhriegeln, das gibts hier wohl, dachte ich. Der Hausſchlüſſel iſt mir noch nicht präſentiert worden. Die Lampe wagt nicht, ihr Licht leuchten zu laſſen. Nur meine Pfeife glimmt jetzt, am Fenſter, damit der Rauch raſch abzieht. Das Rauchen iſt vermutlich verboten. Ich muß es daher heimlich im dunklen Zimmer wagen. Das leiſe Licht des Himmels, der auch für den hohen Hinterhof ein Stückchen Sternenland freigibt, geſtattet das Schreiben.

2. Juni, früh um fünf.

Wanzen ſind ein waches Volk. Ich möchte Nachtarbeiter ſein wie ſie und das Blut der Menſchen trinken. Ich ſchlief wie ein junger Gott und erwachte mit hundert Stichen. Die Herrgottsfrühe lacht blau vom Himmel über den Hof.

Von geſtern iſt noch zu berichten, daß es mir gelang, bis zu Herrn Vollrath vorzudringen, dem Vorſitzenden des Vereins Berliner Preſſe, in ſeine Redaktionsſtube im Moſſehaus. Es gelang aber nicht, ihn zu überzeugen, daß ich Journaliſt bin und Redakteur war. Fruchtlos blieb auch die Berufung auf die Ullſtein-Redakteure Bernhard und Conrad, die durch Telephon und Brief ein kleines Darlehen befürwortet hatten. „Vielleicht kann ich hier bei Moſſe irgend eine Beſchäftigung finden, wenn Sie ein gutes Wort für mich einlegen, ich bin gelernter Kaufmann und ſchon Abonnenten- und Annoncen-Akquiſiteur geweſen." Herr Vollrath fuhr auf: Er ſei doch kein Stellenvermittler für Kaufleute. „Aber als Chef einer demokratiſchen Zeitung und als Vorſitzender des Preſſevereins haben Sie doch ſoziale Pflichten!" Das Blut war mir zu Kopf geſtiegen und meine Stimme zitterte zwiſchen Wut und Weinerlichkeit. Nun ſtanden wir uns wie zwei Kampfhähne gegenüber. Herr Vollrath hatte den letzten Stoß: „Ich habe keine Zeit! Sie haben mir keine Vorſchriften zu machen! Ich habe keine Zeit! Kommen Sie am Nachmittag wieder." Der letzte Satz klang gedämpfter und beinahe wie eine liebenswürdige Einladung.

Nachmittags nahm ich die Anklageſchrift des Waldshuter Staatsanwalts, ſteckte ſie in ein großes Kuvert und ſchrieb darauf: „Enthält meine ſicherſte

Legitimation. Das Schriftſtück ſagt, wo, wann und wie lange der Bittſteller Redakteur war.“ Ich mußte warten. Nach einer Stunde bringt der Redaktionsdiener das geöffnete Kuvert: „Herr Vollrath kann darauf nichts geben.“ Der Burſche ſagte das mit einer frechen Miene. Ich warf mich in die Bruſt und verließ den Moſſepalaſt mit hohnlachenden Augen.

Am Abend war ich leichtſinnig. Nahe meiner Herberge iſt ein Rummelplatz, der Südpark. Ich ſuchte dort das Leben und ging für zehn Pfennig in eine Bude, wo königliche Franzgrenadiere dem fahrenden Volke volle Häuſer machen und ſich für ein paar Groſchen im Ringkampf unterkriegen laſſen.

In der Schreibſtube, am Vormittag.

Frau Richter in der Urbanſtraße iſt nun vollends urbanen Weſens bar und nichts wie eine ſtrenge Richterin. Während die Wanzenſtiche der letzten Nacht eine kalte Ganzwaſchung kühlte, kam ſie vor die ſchämig verſchloſſene Tür. „Gleich, liebe Frau, ich bin noch nackt, wie Adam im Paradieſe.“ Sie trat ein, wie der Erzengel mit bloßhauendem Schwerte, und machte eine Szene wegen des naſſen Handtuches. Dieſes Weib will bei ſeinen Schützlingen Geld und Beſitz ſehen. Daher der Wechſel in zwei Tagen. Ich hatte bei der Schwägerin den Pfingſtanzug gegen einen alten ausgewechſelt. Mein Schwalbenſchwanz iſt fortgeflogen aus Frau Richters Habichtsklauen. Mein Korb kommt auch nicht. Sie weiß nun, daß ich ein Depot habe. Ohne Korb kein Hausſchlüſſel. Was nützt ein Menſch, der kein Nachteſſen verlangt und nicht einen roten Heller blicken läßt. Paſtor Held gibt Entlaſſenen, die Frau Richter empfiehlt, fünf Mark. Nicht einmal die kann ſie bekommen durch meine Vermittlung. Dieſe Herbergsmutter hat ein Intereſſe daran, keine Gäſte zu haben. Der Fürſorgeverein zahlt ihr feſte Miete, einerlei, ob das Zimmer bewohnt oder leer iſt.

In der Schreibſtube iſt keine Arbeit mehr. Kehrausſtimmung. Meine Schreibmaſchine ruht. Die Adreſſenaufträge bleiben aus. Wenn der Wohlſtand Sommer macht, haben die Hungrigen Winter. Nur ein Kleber wie Zack wird ſich halten. Genoſſe Karl Meier, ein Sträfling a. D. von ſo ſchlicht bürgerlicher Art, daß er vom Chroniſten der Schreibſtube unerwähnt blieb, Karl Meier hat das große Los gewonnen: eine Stellung für hundert Mark. Freilich kann ſelbſt er nur durch Unehrlichkeit wieder ein ehrlicher Menſch werden und hat ſein Zeugnis fälſchen und den künftigen Brotherrn belügen müſſen. Die Welt will betrogen ſein, ſagte Longinus (der uns beſuchte) auf lateiniſch und Herr Gnade, der auch Quartaner war, übertrug es ins Deutſche. Dieſer Seeleutnant fährt mit ſtolzen Segeln. Der Verlag Elsner ſchrieb wieder an das Büro um

einen flotten Schreiber (mein Angebot ist damit verweigert) und Gnade sollte sich melden, begnadete aber Brügge mit dem Brief. Brügge, der Simpel, hat eine flüssige und saubere Schrift und bekam den Posten an Hand einer Vereinsempfehlung, die fürsorglich von der Freude diktiert ist, wieder einen Lästigen los zu werden. Herr Gnade gibt nur Gastvorstellungen in der Schreibstube, aus Gründen, die nicht klar sind. Vielleicht ist er gar der gefürchtete schwarze Mann, ein Geheimpolizist, der unsere ungesühnten Verbrechen belauschen und den Verfolgungswahn Entlassener kitzeln soll. Gestern las er die „Welt am Montag" (freilich ein sehr blaues Blatt), kritisierte den Leitartikel und meinte, Redakteure sind immer verfehlte Existenzen. Mein Standesstolz stieg und sagte: „Ich bitte um Gnade, Herr Gnade, aber schade ist doch, daß Bismarck nicht auch Sie gekannt hat." Erst nach dem letzten Versuch beim Volkszeitungs-Vollrath war ich niederträchtig genug, auch meinerseits die Lästerung billig zu finden.

Die Schreibstubengenossen sind mir wurst und widerlich geworden. Diese Zack, Reichert, Longinusse nnd Putrasse — erbärmlich mittelmäßige Seelen, zufällig Gestrandete. Sie fühlten sich vordem so wohl auf dem Lebensschiff und sind erwischt worden, als sie erster Kajüte schwarz fahren wollten. Die Lebemann- und Leichtsinnsdelikte sind ohne Tragik.

Auf dem Korridor vor der Schreibstube gibt es andere Menschen. Die sitzen im tiefsten Pfuhl und wissen nicht, ob sie morgen noch leben und hungern dürfen. Unser Hausgang stinkt vom Auswurf der Menschheit. Dort sammeln sich jeden Morgen die ganz Verworfenen, um bei Puhlmann die letzten Speisemarken zu ergaunern. Das gibt Brot oder Geld zu Schnaps. Ihre Zähne knirschen um Arbeit, aber sie meinen den Schnaps. Die Augen wimmern um Menschenliebe, aber sie meinen den zersetzten Zipfel einer ausgedienten Dirne im Friedrichshain oder in der Jungfernheide. Das sind die Berliner Pennbrüder, die armseligsten Verbrecher einer verbrecherischen Stadt, der Schorf moralischer Fäulnis deutscher Nation. Sie haben die Schwindsucht in den Eingeweiden oder das Messer in der noch wahnsinnig starken Faust. Wie können sie in stieren oder berauschten Stunden von Arbeits- und Zuchthäusern reden. Das Gesetz ist ihnen nichts als ein Mittel zum Urlaub vom niedrigen Leben. Wer schlau und vorsichtig ist, läßt sich zum Winter ins Gefängnis und im Vorfrühling ins Spital einsperren. Das bringt volle Rationen, Erholung von nervenfressender Lumperei oder einen großen Schritt näher zum Narrenhaus. Wer zur Sommerszeit kein trockenes oder schutzmannfreies Plätzchen im grünen Gürtel der Weltstadt findet, kann wochenweis die „Wiesenburg" erobern oder im Schatten der „Palme"

(Berliner Männeraſyle) ruhen. Um ſieben Uhr am Morgen belegen ſie die Bänke am Alexanderplatz, halten höhniſche Parade vor dem Polizeipräſidium und kommen in kleinen Kolonnen zur Grunerſtraße, in das Kellergewölbe des Fürſorgevereins, um Herrn Neckes zu necken und Puhlmann anzupöbeln. Das iſt der vogelfreie Pöbel, Männer ohne Zuhälterglück, die keine Kalle mehr im Herzen haben, nur Galle im Blut, das Gewürm der rieſengroßen Stadt, zu Wetterzeiten ſelbſt rieſengroß furchtbar werdend, wenn es gilt, als Janhagelwetter in die bürgerliche Ordnung zu fahren und Poliziſten zu Meuchelmördern zu machen.

Ich liebe dieſen Pöbel. Er grüßt meine Zukunft. Als Menſchenmaterial, mit dem man Revolutionen macht, Gewaltige ſtürzt und auf ihren Trümmern groß wird. Hüte dich, preußiſche und deutſchprotzige Eitelkeit. Hüte dich, armer Hunderttauſendmarkmann. Wir lauern vor deinen Türen und werden eines Tages alle deine Würden und Wächter über den Haufen rennen!

Die gottgewollten und fürſtlich begnadeten Revolutionen werden immer vom tiefſten Stand vollführt. Der fünfte Stand iſt heute die wühlende Macht. Dieſe Deklaſſierten, die auf das Kriechen und ſcheue Warten verzichtet haben: die Frucht unſittlicher Geſetze, die Furcht jeden Beſitzes. Wir ſchlagen zu am erſten zügelloſen Tag!

Das Parfüm des Korridors füllt meine Sinne. Beim Kommen und Gehen grüße ich die ſchrecklichen Geſtalten. Ein winziges luſtiges Wort macht die verzerrten Mienen hell. Anfangs antworteten ſie verwundert, faſt demütig, machten ſich barhäuptig und machten eine Gaſſe, durch die ich wandeln durfte wie ein Fürſt. Ich bin rotwangig, helläugig und gute Kleider umhüllen meine fetten Glieder. Das gefällt dem Pöbel, wenn es nicht hochmütig iſt. Er hielt mich für einen kleinen Gutsbeſitzer, der ſtarke Arme ſucht, und jeder wollte ſich mieten laſſen. „Ich bin ja ſelbſt einer wie ihr und hab nix zu freſſen“. Als ſie das nicht glaubten, zeigte ich meine Legitimation und den leeren Geldbeutel. „Da ſind noch zehn Pfennig, ſauſt euch einen an!“ Das erhob ihr Gefühl zur vertraulichen Ehrfurcht. „Wer hat denn einen geſcheiten Schick?“ Sie rißen die Mäuler auf und wollten den Kautabak mit mir teilen. Ich dankte und entblätterte den letzten Nordhäuſer ſeines Silberpapiers. Nun ſagen die Schick- und Schickſalsgenoſſen Du. Auch ernſte Dinge kommen verächtlich zu Wort, namentlich wenn einer der Schreibſtubenſchreiber an uns vorbei haſtet, ſcheu und hoffärtig zugleich, die Hand an der Naſe. Da lachen die Penner über den Pſeudopöbel. „Wißt, die ſind höher heruntergekommen wie wir“, ſagt einer.

In der Volksküche war heute ein Bruder vom Reichert, der friſch

vom Land kommt, braun und wohlgenährt. Ausnahmsweiſe kein geweſener Sträfling. Weil Maurer im Winter wenig Arbeit haben, wurde er Stallknecht, in Kuhsdorf bei Pritzwalk, beim Gutsbeſitzer Krugmann, der ein feiner Mann iſt. Reichert war dort wie zu Hauſe und hatte auch Mägde genug. Krugmann nähme mich gleich, wenn ich ihm ſchreibe, ſagte er.

3. Juni.

Ich werde morgen nach Station Karſtädt befördert, die in der Mitte zwiſchen Berlin und Hamburg liegt. Eine alte Frau, die wie eine Dame ausſah, mietete mich im Arbeitsnachweiſebüro des Füſorgevereins als Kuhhirte und Landarbeiter ihres Bruders, Landwirt Jaenicke in Bäk bei Reetz. Mein Lohn iſt vierzig Pfennige pro Tag.

In der Eiſenbahn, 4. Juni.

Heute iſt ein Gedenktag: vor acht Jahren kam ich als verantwortlicher Amtsblattredakteur nach Bonndorf im Schwarzwald.

Der Abſchied von der Urbanſtraße war wieder eine Flucht. Sie erfolgte mühelos, da Frau Richter mich keines Grußes mehr würdigte. Am letzten Abend war auch die Zimmerlampe verſchwunden. Meine Habſeligkeiten, ein kleines Bündel, hatte ich ſchon geſtern bei Vetter Ferdinand am Kottbuſer Ufer in Sicherheit gebracht und das Nötigſte vom Depot bei der Schwägerin dazu getan. Die Schwägerin lachte über den Kuhhirten, aber nicht ſo hart wie ſonſt. Der Richtern hinterließ ich einen Zettel auf dem Tiſch, mit einem blutigen Wanzenverslein vorn. Auf der Rückſeite ſteht: „1 Pfg. für Stiefelwichſen und herzliche Behandlung nach dem Wandſpruch: Die Liebe höret nimmer auf.“ Den Pfennig oben drauf. Vetter Ferdinand begleitete mich ein Stück. Ich hatte ein Butterbrot von ihm bekommen.

Mittags war Abſchiedseſſen in der Volksküche. Ein Liebesmahl. Ich vertilgte doppelte Portionen und drei Kaffee à fünf Pfennig; gab den Reſt meiner Speiſemarken an die Schreibſtubengenoſſen und an jene junge Arbeiterfrau, die ſich jeweils gern mit einem Stück Volksküchenkuchen traktieren ließ, wofür mich ihre warmen Augen heimlich liebkoſten. Heute dankten ſie traurig. „Weshalb wollen Sie fort?“ „Weil Sie ja doch ſchon verheiratet ſind und einen hübſchen Mann haben.“ Der ſchaute mich heute weniger finſter an. Beim Fortgehen ſtand ſie in einem Winkel und ſagte leiſe: „Es iſt gar nicht mein Mann — bleib doch hier!“ Mit Reichert, Zack und einem neuen Schützling zog ich nochmals zur Schreibſtube. Es war wie ein fröhlicher Feſtzug. Die Sonne lachte. Zack war ſehr aufgeräumt. Im Büro bekam ich als Vereinsgeſchenk eine neue große Hoſe, ein wollenes Hemd und eine Mark

Zehrgeld, nebſt der Anweiſung für die Fahrkarte, was eine Auszeichnung iſt, weil ſonſt die Billets den Landarbeitern von einem Vereinsbeamten erſt am Bahnſchalter ausgehändigt werden. Der Neue begleitete mich zum Bahnhof Alexanderplatz und trug das Segeltuchköfferchen. Er iſt ein ſentimentaler Geſelle. Wir kennen uns erſt ſeit geſtern. An ſeiner ſchmutzigen Naſe hing ein großer Tropfen, der kein Schweiß war.

Ich aber bin Kuhhirte und jauchze in die Welt!

Die Vorgeſchichte des Tripolisfeldzuges.

Wir haben gezeigt, wie in Italien eine Klique an der Arbeit war, um den Krieg vom Zaune herunter zu reißen, haben auch bereits angedeutet, daß in Tripolis durch den Banco di Roma der Boden vorbereitet wurde.

Wenn wir nochmals auf Tripolis zurückkommen, ſo tun wir das, weil wir aus eigener Anſchauung Tripolis unter türkiſcher Herrſchaft und die dortige italieniſche Kolonie kennen. Was ſich in den letzten Jahren in Tripolis abſpielte, das iſt ja in Europa ganz unbekannt geblieben. Die Touriſten, die im letzten Jahrzent den Ort eingehender beſichtigt oder gar das Innere des Landes beſucht haben, ſind beinahe an den Fingern abzuzählen. Die italieniſchen Darſtellungen der Vorgänge unter der türkiſchen Herrſchaft machen ſich nun gerade dieſe Unbekanntheit des alten Tripolis zunutze. Dieſe Darſtellungen werden dann, da ſie ohne Widerlegung bleiben, auch von nichtitalieniſchen Schreibern aufgenommen. So erſchien vor einigen Wochen ein engliſches Buch: *Young Italy and Tripoli* von einem Mr. Lapworth, das eine Verteidigungsſchrift des Krieges ſein will. Der Verfaſſer wendet ſich gegen den türkenfreundlichen Teil der engliſchen Preſſe und tiſcht ſeinen Leſern noch einmal alle die Märchen auf, welche die italieniſche Regierung bei Beginn des Krieges zuſammenſtellen und durch die Preſſe zur Aufklärung des europäiſchen Publikums verbreiten ließ (Widerſtand der türkiſchen Behörde gegen jegliche Reform, Unterdrückung der Italiener, Ermordung von Padre Giuſtino, Entführung eines italieniſchen Mädchens aus Adana uſw.). Mögen die Italiener Tripolitanien in einigen Jahren oder Jahrzehnten erobern, nur ſoll die ſpätere Geſchichtsſchreibung nicht durch ſolche Fälſchungen irregeleitet werden.

Wer den Orient kennt, weiß, wie hoch dort die Italiener geſchätzt ſind. Sie werden von den Eingeborenen in eine Linie geſtellt mit den Griechen, Levantinern und Spaniern. Der Orientale achtet oder fürchtet den Deutſchen, Engländer oder Franzoſen als Vertreter Europas, die Italiener ſieht er als ihm gleichartige Leute an, mit denen er handelt und feilſcht, die er betrügt und von denen er betrogen wird. So war es auch in Tripolis. Die italieniſche

Kolonie dort beſtand aus etwa 200 echten Italienern; beim italieniſchen Generalkonſulat waren allerdings mehr als 1000 Perſonen eingeſchrieben, dieſe waren aber jüdiſche und levantiniſche Protegés. Dieſe Italiener verdienten ihr Brot als Handwerker und kleine Händler. Es waren meiſt Sizilianer, doch gab es auch einige Livorneſen und andere Norditaliener darunter. Manche waren unruhige Elemente und ſolche, die aus guten Gründen ihr Vaterland mieden. Durch die ſogenannten Kapitulationen waren ſie der Gerichtsbarkeit ihres Konſuls unterſtellt und dieſer war ſtets vollauf beſchäftigt, Juſtiz zu üben und Prozeſſe zu ſchlichten. Auch das Konſulatsgefängnis war oft beſetzt. Für die Bildung der Jugend ſorgte Italien durch Errichtung einer Elementarſchule; dieſe wurde aber mehr von den Judenkindern als von den italieniſchen Sprößlingen beſucht. Die Schullehrer wirkten nebenbei als Berichterſtatter von Zeitungen; Intereſſe für Land und Leute zeigten ſie keines.

Seit etwa fünf Jahren hatte ſich der Banco di Roma in Tripolis niedergelaſſen. Dieſes klerikale Geldinſtitut, groß geworden durch den Schutz der Kirche, hatte Tripolitanien als Unternehmungsfeld ausgewählt.[1])

Die Tätigkeit des Banco di Roma begann damit, daß dieſe Anſtalt mit allen bisher beſtehenden Induſtrien und Unternehmungen in Konkurrenz trat, die kleinen Leute zu Falle brachte und dann aufkaufte und ſchließlich ein großes Truſtſyſtem einrichtete. Der Banco gebärdete ſich als alleiniger Konzeſſionär von Tripolis, und gegen alle nicht italieniſchen Unternehmungen wurde gehetzt und im Dunklen gearbeitet. Dieſe Politik war ſchließlich mitſchuldig, daß manche rückſtändige Einrichtungen nicht behoben wurden. Einige Beiſpiele: Das Unterſeekabel der Eaſtern Telegraph Company, welches Tripolis mit Malta und Italien verband, war ſeit Jahren defekt und die Verbindung ſtockte oft tagelang. Das vernünftige Projekt, Tripolis ans tuneſiſche Netz anzuſchließen durch Ausbau der kurzen Strecke Tripolis bis Ras Adſcher (tuneſiſches Grenzfort) wurde von den Italienern hintertrieben, weil für die Franzoſen vorteilhaft. Die Banco di Roma-Leute ſprachen ſtets von einer Errichtung einer elektriſchen Zentrale zu Beleuchtungszwecken und ſo weiter; inzwiſchen kommt ein Deutſcher und verſorgt einige Straßen mit Acetylenlicht. Großer Proteſt der Italiener gegen dieſe Bevorzugung von Nichtitalienern. Ähnliche Anfeindungen erlebte ein Franzoſe, der im Auftrage des Wali in der Oaſe einen arteſiſchen Brunnen bohrte.

[1]) C. Lapworth ſagt in ſeinem oben erwähnten Buche: *The Banco di Roma, a limited liability concern with a large capital of Vatican and Clerical money, professes that its aim is to further Italian commerce with the East.* (Der Banco di Roma, eine G. m. b. H. mit großem Kapital von vatikaniſchen und klerikalen Geldern, gibt an als Ziel, den italieniſchen Handel mit dem Orient zu fördern.)

Daß der Banco di Roma mit der Banque Ottomane in Streit geriet, die schon lange in Tripolis niedergelassen war, ist nicht verwunderlich. Das Fazit der Unternehmungen des Banco di Roma war: eine Mühle, eine Halfagraspresse, eine Eismaschine (die im Sommer aber oft versagte), eine Zeitung, Dampferdienst Tripolis—Alexandrien. Der italienische Kinematograph verkrachte, da der türkisch-jüdische ihm alle Besucher wegnahm.

Verdächtigungen nichtitalienischer Gelehrter, die Tripolitanien bereisten, waren schon lange im Schwunge: wir denken an die feindlichen Zeitungsartikel in sizilianischen Blättern (z. B. *Giornale di Sicilia* vom 23. Mai 1901) gegen die wissenschaftliche Expedition des Franzosen de Mathuisieulx und an die ganze Reihe sensationeller Nachrichten über eine angebliche deutsche Expedition nach Fesan im Jahre 1906. Der Zweck dieser Unternehmung sollte natürlich Landerwerb sein. Der wahre Kern dieser Nachrichten war, daß ein englischer Beamter von Tripolis nach dem Tschadsee reiste. Fürst Bülow hat übrigens diese Geschichte, sowie überhaupt alle deutschen Absichten auf Tripolis im Reichstage dementiert.

Diese Berichte über fremde Reisende wurden dann meistens mit freundschaftlichem Zuspruch an die Türkei verbunden, sich ja ihren afrikanischen Besitz nicht schmälern zu lassen. Die türkische Expansionspolitik in der Sahara wurde von den Italienern lebhaft ermuntert. Dies führte dann zu beständigen Reibereien mit den Franzosen. Als die Franzosen vor drei Jahren in Wadai einrückten, protestierte der Abgeordnete Colonna di Cesaro im Parlamente zu Rom dagegen, weil Wadai zum Hinterlande von Tripolis gehöre! Mit dem gleichen Rechte könnte Kamerun, Nigeria und Senegambien dem Hinterlande von Tripolis angegliedert werden. Wadai und diese Länder sind aber durch die Sahara von Tripolis getrennt. In Tripolis wurde dieser Protest von den Italienern wiederholt, sowohl von den offiziellen Vertretern als auch in der Presse.

Drei Zeitungen sorgten nämlich für die Aufklärung der italienischen Kolonisten: der „*Economista di Tripoli*", das klerikale Organ des Banco di Roma, das liberale „*Eco di Tripoli*" und der anarchistische „*Progresso*".

Politische Parteien, sodann der Banco di Roma mit seinem wirtschaftlichen Einfluß, sorgten für Zwist und Spaltungen in der Kolonie.

Erwähnenswert ist ferner die gänzliche Interesselosigkeit der Kolonisten, auch der gebildeten, gegenüber Land und Leuten.[1]) Wir wissen von einem Konsulatsbeamten, der drei Jahre in Tripolis lebte ohne jemals nach dem drei Kilometer entfernten Bumeliana zu wandern, um von dort sich die Aussicht über die weite Dschefara-Ebene bis zu den Gharianbergen anzu-

[1]) Als lobenswerte Ausnahme müssen wir Ingenieur Baldari erwähnen, einen erfahrenen Kolonialmann.

ſehen. Es iſt uns von keinem Italiener bekannt, daß er im letzten Jahrzehnt das Hinterland von Tripolis bereiſt hätte. Zwar ſchickte der Konſul einmal ſeinen Kanzliſten, einen Smyrnioten, nach dem Bergland. Wohl waren die italieniſchen Agenten aufs beſte informiert über den Klatſch und die Intriguen der Hauptſtadt, ſowie über jeden neuen Ankömmling, in welchem ſie oft einen fremden Spion witterten, aber was in Gharian oder gar Feſan vorging, entging ihnen. Beziehungen mit Arabern des Innern wurden nicht gepflegt. Allerdings war nicht nur Intereſſeloſigkeit daran ſchuld, ſondern auch die ſchon angedeutete Überhäufung des Konſulates mit Gerichtsgeſchäften. Man glaubte auch zur Vorbereitung einer italieniſchen Beſetzung genug getan zu haben, nachdem man ſich die Hilfe des Haſſuna Karamanli Paſcha ſchon vor mehreren Jahren gekauft hatte. Dieſer Mann genoß als Neffe des letzten ſelbſtändigen Beys ein gewiſſes Anſehen in der Stadt, draußen in der Provinz aber war ſein Einfluß ganz unbedeutend. Daß die italieniſche Regierung nicht gerade am beſten von ſolchen Leuten unterrichtet werden konnte, liegt auf der Hand. Sonſt hätte es nicht geſchehen können, daß die Beſetzungsarmee in der Meinung ankam, die Bevölkerung begrüße ihre Ankunft. Dieſe Sorgloſigkeit führte ja dann zum Überfall der Truppen durch die Araber und zu den Metzelelen vom 23. Oktober. Tatſächlich war die Stimmung der Bevölkerung gegenüber den Italienern ſchon lange eine ungünſtige. Den Eingeborenen waren die Abſichten Italiens auf Tripolis bekannt; was in italieniſchen Zeitungen geſchrieben und im Parlamente geſprochen wurde, blieb den Türken und Arabern nicht fremd. Auf der andern Seite ſah der Eingeborene die klägliche Verfaſſung der italieniſchen Kolonie. Auch nicht vorteilhaft für Italien war, daß jeder Eingeborene Nordafrikas von dem Ausgang des abeſſyniſchen Feldzugs weiß. Dann kam noch die wirtſchaftliche Konkurrenz, welche der Banco di Roma mit ſeinen Unternehmungen einheimiſchen Kaufleuten bereitete.

Im Verkehre zwiſchen den Vertretern Italiens und den türkiſchen Behörden gab es hie und da Reibereien; zu offenen Konflikten kam es aber bis 1911 nicht. Noch am 23. Juli 1910 ſchrieb das „*Eco di Tripoli*“ anläßlich des türkiſchen Verfaſſungsfeſtes: „Europäer und Eingeborene begeben ſich zur Reſidenz ſeiner Exzellenz Hüſſein Hüſni Paſcha, um ihm die Wünſche für das Gedeihen der Nation zu überbringen, die er hier ſo würdig vertritt; auch wir jubeln mit unſerer beſcheidenen Stimme freudig der jungen Türkei zu und wünſchen ihr gedeihliche Zukunft . . .“ In der gleichen Nummer des *Eco* werden dann noch die wiederauftauchenden Gerüchte über eine Beſetzung von Tripolis durch Italien als böswillige Verleumdungen ſeitens Fremder bezeichnet. Wir denken, ſo würde doch kein italieniſches Blatt geſchrieben haben, wenn die Italiener in Tripolis — wie ſpäter be-

hauptet wurde — ſeit Jahren von den Türken ſchikaniert und befehdet worden wären. Wir wollen nicht behaupten, daß die türkiſchen Behörden den Italienern beſonders günſtig waren; es gab zuweilen kleinliche Schwierigkeiten. Aber auch die andern Europäer bekamen davon zu ſpüren. Doch war es in Tripolis kaum anders als in irgend einer andern Provinz der Türkei. Man weiß ja, wie ſchwerfällig die türkiſche Bürokratie arbeitet. Aber nicht vergeſſen wollen wir die Fortſchritte, die das Land im letzten Jahrzehnt machte unter der Regierung tüchtiger Walis wie Redſcheb Paſcha. Die Gendarmerie wurde durch einen engliſchen Offizier reorganiſiert; die Gerichte neu geordnet, ſo daß das engliſche Konſulat ſeine malteſiſchen Untertanen der türkiſchen Gerichtsbarkeit unterſtellen konnte. Auch in der Volkserziehung wurde Tüchtiges geleiſtet. In der Hauptſtadt und in der Provinz wurden Schulen errichtet. Die von Redſcheb Paſcha gegründete Gewerbeſchule war eine den afrikaniſchen Verhältniſſen vorzüglich angepaßte Anſtalt, die auch von europäiſchen Kolonialbeamten, die ſie beſichtigten, ſehr gelobt wurde.

Ende des Jahres 1910 wurde der Wali General Hüſſein Hüſni durch den Marſchall Ibrahim Paſcha abgelöſt. Der neue Statthalter erwies ſich bald als energiſcher Mann, der gewillt war, die von ſeinen Vorgängern geplanten oder begonnenen Reformen mit ſtarker Hand durchzuführen. Das Land aber war vom Mißgeſchick heimgeſucht; einmal war in der Hauptſtadt eine Choleraepidemie ausgebrochen, dann machte ſich die Teuerung immer fühlbarer, die infolge Regenmangel eingetreten war. Anfangs des Jahres 1911 erſchienen in Tripolis vier Korreſpondenten größerer italieniſcher Zeitungen und ließen ſich dort nieder. Vertreten waren die römiſche *Tribuna*, die Turiner *Stampa*, einige ſüditalieniſche Blätter. Im Sommer waren es bereits ſieben; dazugekommen war auch der *Corriere della sera*.

Noch am 2. Dezember 1910 hatte der Miniſter des Äußern di San Giuliano in der Kammer verkündet: *L'Italia vuole che la Tripolitania rimanga turca.* (Italien will, daß Tripolitanien türkiſch bleibe.) Seit dieſer feierlichen Erklärung hatte ſich äußerlich in Tripolis nichts geändert. Aber eine einflußreiche Klique in Italien drängte zu einer Erledigung der Tripolisfrage über den Kopf di San Giulianos hinweg. Zuerſt mußte die öffentliche Meinung Italiens von Tripolis aus bearbeitet werden; dieſe Aufgabe hatten die Berichterſtatter zu beſorgen. Am 21. April 1911 brachte die Kölniſche Zeitung eine Notiz über Tripolis, wo auf die Tätigkeit dieſer Korreſpondenten hingewieſen wurde. Offenbar, ſo hieß es dort, beſteht die Abſicht, an Stelle der ſo ziemlich mißlungenen *pénétration pacifique* einen *coup de force* zu ſetzen.

Die Berichte jener Leute gehören zum Kühnſten, was in einem künſtlich inſzenierten Preßfeldzuge geleiſtet wurde. Da las man von einer Revolution gegen die türkiſche Herrſchaft in Feſan, vom baldigen Marſch der Aufſtän-

dischen gegen die Hauptstadt; kleine Reibereien des italienischen Konsuls mit den türkischen Behörden wurden zu großen politischen Ereignissen aufgebauscht und dem Konsul wurde Schwächlichkeit vorgeworfen; dazwischen wurde immer und immer wieder die deutsche Gefahr in Tripolis an die Wand gemalt. Trotzdem nur fünf Deutsche in Tripolis wohnten — keiner von ihnen war kapitalkräftig — wurde von großen Konzessionen erzählt, welche an deutsche Unternehmungen verliehen worden seien — dabei handelte es sich um den Ankauf eines Gartens durch einen Deutschen und um die schon erwähnten Acetylaternen. Dann sollte eine „wunderbare deutsche Klinik" im Entstehen sein, um dem italienischen Ambulatorium Konkurrenz zu machen — eine reine Erfindung. Auch ein angebliches deutsches Hotel fehlte nicht. Schließlich tauchte als Schlager die deutsche Flottenstation in der Kyrenaika auf. Bücher wie zum Beispiel *„Tunisi e Tripoli"* des Herrn Castellini arbeiteten in gleichem Sinne und mit gleichen Mitteln.

Die Wirkung dieser Berichte sollte nicht allzulange ausbleiben. In den Kammersitzungen vom 7., 8. und 9. Juni 1911 kam im Parlamente bei der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten Tripolis wieder zur Sprache. Mehrere Abgeordnete bedienten sich des Materials der Zeitungskorrespondenten und die Abstimmung ergab nur eine schwache Mehrheit für di San Giuliano.

Zum Schlusse noch einige Worte über die Ermordung des Italieners Padre Giustino in Derna im Jahre 1908. Dieses Attentat wurde jetzt wieder hervorgeholt und als Kriegsgrund ins Feld geführt. Padre Giustino sollte als italienischer Patriot dem türkischen Hasse zum Opfer gefallen sein. Diese Tat sei nie gesühnt worden. Nun, dabei wird aber nicht erwähnt, daß bald nach dem Verbrechen der italienische Kreuzer Varese vor Derna erschien und vom Dragoman der italienischen Botschaft in Konstantinopel eine Untersuchung eingeleitet wurde, die aber zu keinem positiven Resultate führte, worauf der Kreuzer nach einigen Monaten von Derna abdampfte. In Derna hieß es unter Europäern und Eingeborenen, daß hinter dem Verbrechen ganz andere als politische Ursachen zu suchen seien.[1])

Ins gleiche Kapitel gehört auch die Geschichte von der Entführung eines italienischen Mädchens in Adana, welche auch als Rechtfertigungsgrund zum Kriege angeführt wurde. Wir können dazu nichts Besseres sagen, als was Mr. Norton, der Leiter der amerikanischen Ausgrabungen in Kyrene, in einem Briefe an die Times schrieb am 3. Oktober 1911: Laßt die Italiener Tripolis ergreifen, nur sollen sie mit ihren Rechtfertigungsgründen nicht Gilbert und Sullivans Ruhm in der Dichtung hübscher Operettenlibrettos streitig machen!

Rom. Spectator Germanicus.

[1]) Erwähnt mag noch werden, daß der Kreuzer von Derna nach Tripolis fuhr, wo an Bord des Schiffes zu Ehren des türkischen Wali ein großer Ball gegeben wurde.

Die Admiralsperre.

Eine Kamerun-Erinnerung von Max Buchner in München.

Im vierten Band der „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten“ 1891 ist eine schon ziemlich gute Karte der beiden Flüsse Wuri und Abo des Kamerun-Mündungsgebietes enthalten, gezeichnet von dem vortrefflichen Schran.

Auf ihr bei Koki am Abofluß ist „Admiralsperre“ eingedruckt. Was dieser Bezeichnung zugrunde liegt, scheint heute schon ganz vergessen zu sein. Mein Tagebuch erzählt darüber folgende Geschichte.

Am 14. Juli 1884 war über dem Hauptorte Kamerun (der aber heute Duala heißt) die deutsche Flagge aufgehißt worden. Auf dieses hatte es eine Empörung englisch gesinnter Parteien gegeben, die durch die nächsten fünf Monate ging, und am 20. Dezember war diese niedergeschlagen worden. Admiral Knorr mit seinem Geschwader war uns endlich zu Hilfe gekommen. Unsere Feinde waren dann in das Innere entflohen. Hätte man sie ergreifen können, so wären sie wahrscheinlich tot gemacht worden. Da dieses aber nicht gelang, so war es ein Gebot der Klugheit, mildere Saiten aufzuziehen.

Glücklich war ich ermächtigt worden, Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Ohne daß die Häupter der Feinde, denen wir ihre Dörfer verbrannt hatten, wieder zurückkamen und sich neue Dörfer bauten, war an die Herstellung ruhiger Zustände nicht zu denken. Mit David Meetom, einem schwarzen Missionar, dem geborenen großen Anwalt aller Negerinteressen, war ich nach Musoko gefahren, hatte die wichtigsten Häupter der Feinde, den Lock Priso und den Green Joß in einem langen harten Palaver zur Unterwerfung überredet und hatte dann, da ich nahe war, auch noch den oberen Abo besucht, um auch die dortigen Potentaten, die politisch noch unberührt waren, unserer Herrschaft geneigt zu machen.

Wir konnten damals noch nicht hoffen, daß den Engländern gegenüber unsere heimische Diplomatie unter der Wucht des großen Kanzlers noch so mächtig erfolgreich werden und das Kamerunprotektorat noch so kräftig erweitern sollte. Viktoria an der Ambasbucht schien für immer englisch zu sein und von diesem Schwerpunkt aus konnten englische Agenten unsere Ausdehnung immer mehr einschränken. Bei der Zersplitterung, die hier herrschte, waren hier die Hoheitsrechte fast dörferweise einzuheimsen. Dem mußte ganz in der gleichen Art möglichst entgegengearbeitet werden.

Im Aboland waren zwei Häuptlinge mächtig, die ich zu gewinnen hatte, der Leva im Gau Manduka und der Koto in Mangamba. Beide waren einverstanden, einen Vertrag mit mir zu machen, und viel schneller als erwartet, war ich mit beiden Geschäften fertig.

Nur für Präliminarverträge reichten damals meine Befugniſſe. Als ſolche hatte ich in Abo zwei Paar Schriftſtücke abgefaßt, die je aus zwei Paragraphen beſtanden, 1. der Bitte um die Aufnahme in den deutſchen Schutzverband, 2. der Zuſage meinerſeits, ſolche Aufnahme zu beſorgen; hatte dann dieſe Verbindlichkeiten ſowohl vom Leoa als vom Koto mit Kreuzen unterzeichnen laſſen, ſchließlich auch noch ſelbſt unterſchrieben und das eine Exemplar an die Häuptlinge übergeben und das andere für mich behalten.

Dieſe Präliminarverträge bedurften noch der Ratifizierung, um die ich den Admiral bitten mußte, und ich tat das in der Hoffnung, daß er es ablehnte, ſich perſönlich darum zu bemühen, und mich damit beauftragen möchte. Denn da der Leoa und der Koto bei der drohenden Unſicherheit ſchwerlich zu bewegen waren, bis zu uns herabzukommen, ſo bedingte die Ratifizierung, daß man nochmal zu ihnen hinauffuhr, und hierfür war der Admiral doch eigentlich ein zu hoher Herr.

Nun aber ſchien es ihn zu reizen, auch einmal binnenwärts zu gehen, und zwar gleich in großer Gefolgſchaft. Kapitän Bendemann von der „Olga", der Flaggleutnant von Holtzendorff, Leutnant Bethge und ich ſelbſt, mit David Meetom, dann außerdem Dr. Paſſavant, der Forſchungsreiſende aus Baſel, der ſich immer freundlich zu uns hielt, traten zur Expedition zuſammen. Auch Manga Bell, des King Bell Kronprinz, der gerade ſehr in Gunſt ſtand, nebſt zwei Begleitern durfte mit, und das war ein Fehler.

Die Dampfpinaſſe und ein Schleppboot brachte uns den Wuri aufwärts, ohne öfter feſt zu fahren, als ganz unvermeidlich war. Dann bogen wir links in den Abo hinein, der ſogleich viel enger wurde und zwiſchen hohen bewaldeten Ufern, düſter maleriſch eingeſchloſſen, zuerſt aus Weſt und dann aus Nord mit tieferem Waſſer entgegenkam.

In Bonakwaſſi war die bequeme Flußfahrt zu Ende und mußte der Landmarſch begonnen werden. Das ſollte am folgenden Tage geſchehen. Wir wurden in ſchönen geräumigen Hütten, die man vorher geſäubert hatte, überaus freundlich untergebracht, und der Abend verlief ſehr heiter.

Hier herrſchte bereits der Häuptling Koto, ein milder, gut geſinnter Mann, der ſich ſehr geſchmeichelt fühlte von der großen Einquartierung, die gleich in ſo glänzender Form über ſeine Heimat kam. Man merkte ihm ſchon damals an, daß er den Weißen und der Kultur beſonders wohl gewogen war, und er iſt zwei Jahre ſpäter für die Baſeler Miſſionare eine willkommene Stütze geworden.

Aber der Leoa war doch größer, namentlich in der Handelſchaft, die ja bei dieſen Negerfürſten immer das ſtarke Hauptgewicht aller Staatsgeſchäfte iſt. Zugleich reichte ſein Gebiet, ſo wurde wenigſtens geſagt, weit nach Norden ins Unbekannte, bis in die ſchönen blauen Berge, die man von hier aus ſehen konnte. Dem Leoa alſo den erſten Beſuch.

Bis zum Leoa hatten wir noch ungefähr eine Stunde zu gehen, durch schattigen Wald, durch Ölpalmenhaine und hohes Schilfgras. Einige junge Söhne des Koto trugen die Geschenke voran und einige kräftig gebaute Männer, die aus lustiger Neugierde mitliefen, hatten die Ehre, daß wir auf ihnen über die Bäche und Sümpfe ritten.

Eben stiegen wir wieder aufwärts, einen letzten Hügel hinan, auf dem das Dorf des Leoa lag, durch eine große Bananenpflanzung, als wir ein dumpfes Gemurmel hörten. Wir biegen hinaus und betreten die Plattform: Alles schwarz, alles voll Menschen. Hunderte von Gewehren und Lanzen senkrecht in den Händen, sitzen sie eng aneinander gedrängt auf der roten Erde, lauter Aboleute, und ihr Gemurmel verstummt vor uns. Das war kein angenehmer Anblick.

Man bahnt uns eine Gasse durch das lautlos gaffende Heer und führt uns unter den Schattenbaum. Stühlchen werden herbeigebracht, und wir setzen uns zum Palaver. Ich nehme, soweit dies möglich ist, eine flüchtige Zählung vor: Etwa sechshundert Köpfe. Daoid Meetom sagt mir leise, nicht bloß die Scharen des Leoa, sondern auch die des Muelle drüben, des bösen Häuptlings von Miang, seien hier versammelt. Hoffentlich nur um zu imponieren. Manga Bell ist sehr klein geworden.

Der Leoa ließ auf sich warten. Erst nach einer langen Pause kommt er hinter den Hütten hervor, setzt sich unwirsch uns gegenüber und fängt sogleich zu schimpfen an: „Was will der Manga Bell bei euch? Habe ich dir nicht gesagt, daß die Bell-Leute mir verhaßt sind, da sie mir den Handel verderben? Hast du damals nicht versprochen, daß ihr ihnen verbieten wollt, in mein Land zu kommen?“

Zögernd und verlegen übersetzte Daoid Meetom diese rauhen Worte in sein bestes Englisch und erhielt folgende Antwort zurück: „Leoa, du redest Unsinn. Ich habe dir damals nur versprochen, im nämlichen Monde wiederzukommen, und noch ist dieser Mond nicht vorüber und wieder bin ich hier bei dir, um die Verträge fest zu machen. Und um dich noch besonders zu ehren, ist auch unser Höchster gekommen und drei seiner besten Offiziere. Auch haben wir dir Geschenke gebracht, große, schöne Geschenke. Nimm sie hin und sei vernünftig. Wenn du aber dennoch behauptest, daß ich mein Wort gebrochen hätte, so weißt du selbst nicht, was du sagst. Glaubst du denn, daß wir dem King Bell, der schon längst unser guter Freund ist, einen Schaden zufügen würden, ganz allein nur dir zu liebe, der du erst einer werden willst? Unterschreibe also erst die Freundschaft, um die du damals gebeten hast. Dann wollen wir über den Handel sprechen.“

Davon will Leoa nichts mehr wissen. Er schimpft sich immer mehr in Zorn, er scheint auch schon Palmwein getrunken zu haben, verwechselt mich

mit dem Woermann-Agenten und droht mit schrecklicher Gebärde: „Wenn du wieder einmal mit deinem Dampfer den Mungo hinaufgehst, werde ich auf dich schießen lassen."

Es galt jetzt nur mehr ein würdiger Rückzug, langsam, feierlich und gemessen. Und der gelang auch. David Meetom und ich selbst waren die Nachhut. Stumm und finster ließ man uns ziehen. Die Ratifizierung unterblieb.

Kaum waren wir wieder im Quartier, unten in den Dörfern des Koto, als eine schlimme Nachricht kam: Noch weiter unten, oberhalb Koki, ist ein Zaun durch den Fluß gemacht, so daß wir nicht mehr hinabfahren können. Daß die Stimmung des Admirals alles, nur nicht rosig war, ließ sich wohl begreifen, und so wurde es wieder Abend.

Auch der schöne taufrische Morgen fand uns trübe und gebeugt. Was war das wieder für ein Umschlag! Wir waren so schön heraufgefahren, so friedlich, glatt und angenehm, wir waren dann zu diesem Leoa freundlich milde hinaufspaziert, hatten ihm die Ehre erwiesen, hatten seine Grobheit ertragen und uns huldvoll zurückgezogen, und jetzt versperrt man uns auch noch die Rückfahrt.

Aber wir müssen doch erst sehen, ob das wahr ist. Ich biete mich an, nach Koki zu gehen, um mich zu überzeugen. Nur ein Mann des Manga Bell, der die Gegend genauer kennt, soll mich dorthin begleiten. Doch wird mir auch noch Leutnant Bethge zur Verstärkung mitgegeben.

Zwischen Bonakwassi und Fiko wendet sich der Fluß nach rechts zu einem größeren Bogen, und der Weg nach Fiko, etwa drei Kilometer weit, führt an einem Abhang hin, fast in der Sehne dieses Bogens. Ein dünn gestreuter Ölpalmenwald, in dem man jeden einzelnen Baum noch deutlich unterscheiden kann, zieht sich über die Niederung. In Fiko war dem Mann des Manga der Eigner eines Kahns bekannt, der uns nach Koki rudern muß, da der Fluß hier von Sümpfen begrenzt ist.

Als wir Koki nahe waren, aber ohne das Dorf zu sehen, da es sich oben im Wald versteckt, tauchte vorne aus dem Wasser, quer die dunklen Ufer verbindend, eine Reihe von starken Pfählen, senkrecht in den Grund getrieben, und darüber ein langer Querbaum mit vielen Verstrickungen.

Das war die leibhaftige Sperre, und wir kehrten um. Die dichte Bewaldung links und rechts war nicht recht geheuer. Sie konnte allerlei Volk enthalten, dem wir lieber entzogen blieben. Strotzend grüne Lianenwände hingen in den Fluß herein, die Sonne glitzerte und spielte auf der ruhigen Wasserfläche, nichts fehlte den Reizen der Natur. Aber das war jetzt nicht genießbar.

Da rauscht es leise im Gebüsch, und ein Kahn mit sechs wilden Kriegern schießt hervor und hält uns an. Die Krieger sehen viel wilder aus, als sie

wirklich sind. Sie möchten nur mit uns reden. Da dieses aber schwierig ist, indem wir uns eben doch nicht verstehen, und das Festgehaltenwerden auch nur Böses bringen kann, rufe ich meinem Begleiter zu: „Ziehen Sie lieber ihren Revolver“ und schlage die haltenden Hände weg. Unsere Neger rudern sogleich im raschen Tempo der großen Angst, denn sie verstehen den Augenblick, und im Nu sind wir wieder frei. Verblüfft blicken uns die Feinde nach. Das hätte gerade noch gefehlt, daß wir beide noch intimer in Gefangenschaft gerieten, ganz freundlich und in bester Form, um als Geiseln nützlich zu sein.

Nun waren wir also wirklich gesperrt, abgeschnitten von der Heimat, festgesetzt in diesem Tal, mitten in dieser lieblichen Gegend und in diesem Sonnenschein, der heiter durch die Bäume schielte. Die Lächerlichkeit unserer ganzen Lage konnte nicht übertroffen werden. Sehr gefährlich war sie nicht, wohl aber vielseitig unangenehm. Welche Freude für die Engländer, wenn sie erfuhren, daß wir hier gefangen saßen. Welche Beschämung für den stolzen Admiral, der sie so schlecht behandelt hatte.

Ein düster grollendes Schweigen drückte. Was soll jetzt geschehen? Was sollen wir tun? Sollen wir kämpfen? Das wäre der größte Unsinn gewesen, hier auf dem engen bewaldeten Fluß, und außerdem hatten wir Fieberkranke.

„Retten wir vor allem die Person des Admirals. Wir wollen auf unsre Schiffe zurück, und wenn wir auch die beiden Boote, in denen wir gekommen sind, hier in Abo lassen müssen. Wir wollen zu Fuß und über Land nach dem Wurifluß hinüber, wo die Neger uns freundlich gesinnt sind, und von dort aus können wir dann auf den Kähnen dieser Neger nach der Kamerunortschaft fahren.“

So brach bereits die Verzweiflung durch. Auch diese schon viel kleinere Freude war den Engländern nicht zu gönnen. Die Dampfpinasse und den Kutter ohne weiteres preiszugeben, daran konnte nicht ernsthaft gedacht werden. Ich schlug vor, daß die Herren Offiziere allerdings nach dem Wuri entweichen und ihre Schiffe aufsuchen möchten, daß aber ich selbst mit Daoid Meetom und jedenfalls auch mit Manga Bell hier bei den Booten zurückbleiben wolle, um die Gefangenschaft auszufechten, und auch Dr. Passavant war bereit, mir Gesellschaft zu leisten.

Wenn nur nicht die Bootsbemannung wieder vom Fieber gelitten hätte. Es ist erstaunlich, wie diese armen gedrückten Menschen immer gleich unterliegen müssen. Zwei Matrosen stöhnten und schworen, daß sie sich nicht mehr bewegen könnten. Auch diese sollen zum Wuri hinüber.

Ich war eben damit beschäftigt, für die zwei Schwerkranken einen Hängemattentransport und dazu Träger zusammenzurichten, eine sehr unerquickliche Aufgabe, da der Hängemattendienst unseren Krujungen widerstrebte und über-

haupt noch nicht bekannt war, als ein roſtiges Licht erſchien und unſere Lage ſich erhellte.

Où est la femme? Wo iſt das Palmöl? muß man immer wieder fragen, wenn bei dieſen Kamerunern plötzlich etwas Ungereimtes, Unverhofftes ſich ergibt. Palmöl iſt die Leidenſchaft dieſer ſchwarzen Krämerſeelen. Alles dreht ſich um dieſen hochverehrlichen Stoff.

Der Schuldige war Manga Bell. Hier lagen drei große Fäſſer Palmöl, die dem gierigen Prinzen gehörten oder vielleicht auch nicht gehörten und die beſchlagnahmt worden waren. Unter den Strahlen des Admirals, der ihn ſo freundlich mitgebracht hatte, wollte er ſie nach Hauſe befördern. Sie ſchwammen bereits in einem Kahn, der im Gebüſch des Ufers verſteckt war, und wenn unſere Rückfahrt begann, ſollte dieſer angehängt werden. Daher kam der ganze Zorn jenes anderen ſchwarzen Gauners. Wir waren Palmölſchmuggler geworden.

Manga Bell wurde vorgenommen. Wie es ſich mit dem Eigentumsrecht auf die drei Palmölfäſſer verhielt, war nicht weiter zu erörtern. Aber jedenfalls mußten ſie hier im Bereich des Leva bleiben. Und wenn der Zaun nicht aufgemacht wurde, ſo ſollte das den Manga Bell eine ſchwere Geldſtrafe koſten, auch in Palmöl zu bezahlen, und es verſtand ſich ganz von ſelbſt, daß dann auch er noch mit mir bleiben mußte.

Am nächſten Morgen kam die Nachricht: der Zaun bei Koki iſt aufgemacht. Das hatte Manga Bell erreicht. Bis ins Innerſte erſchüttert von der unerfreulichen Ausſicht, die ihm geſtern geworden war, hatte er ſich aufgerafft und überallhin Botſchaft geſchickt, daß er ſein Palmöl hier laſſen wolle und daß man dem Aboland Krieg machen werde, falls das keine Verſöhnung ſei. Dann würden auch noch die Kriegsſchiffe kommen und mit ihren Kanonen ſchießen. Das war zwar ſicherlich nicht wahr. Hier glaubte man aber noch an die Kanonen, die man nie geſehen hatte.

Schnell wurde das Feuer in der Pinaſſe zu neuer Arbeit aufgefriſcht, und wir fuhren zurück. Als wir die Stelle der Sperrung paſſierten, die noch ſehr wohl erkennbar war, ſaß im Wald des rechten Ufers alles voll von bewaffneten Schwarzen, ſo weit man in ihn hineinblicken konnte. Stumm ſahen wir einander an. Wir in unſeren ſchönen Booten und im ſtrahlenden Sonnenſchein wären ein herrliches Ziel geweſen.

Wie wir erſt viel ſpäter erfuhren, war unſer Hauptfeind in jenen Tagen der Muelle von Miang und nicht der Leva von Manduka. Der Muelle von Miang litt am meiſten unter dem Handel der Bellgeſellſchaft, die vom Mungo her alles an ſich zog, und der Muelle von Miang blieb auch lange noch grimmig feindlich. Erſt durch Hauptmann von Gravenreuth (1891) konnte er unterworfen werden.

Briefe von Arnold und Agnes Ruge aus den Revolutionsjahren.

Mitgeteilt von Levin Ludwig Schücking in Jena.

Als Hegel zum Glück für seinen Ruhm im Jahre 1831 das Leben und den von offiziösen preußischen Hilfstruppen geschützten Thron der Philosophie aufgab, fiel sein Reich an die Diadochen. Es dauerte nicht lange, bis diese in grimmiger Fehde untereinander entbrannt waren. Man weiß, daß selbst für des Meisters nächste Schüler vieles in seiner Weisheit unklar und mehrdeutig geblieben war. Gerade die Provinzen im Reich der Philosophie nun, die dem Laien als die fruchtbarsten erscheinen, die Lehre von Gott, die Frage nach der Unsterblichkeit, die Stellung zur Autorität des Staates, wurden zum Zankapfel seiner erbitterten Erben. Aber umgekehrt wie auf den katalaunischen Feldern setzte sich diesmal der in den akademischen Wolken geführte Kampf in der politischen Arena des Tages fort. Die eine Partei, die Erbin der eigentlichen Sympathien Hegels, machte sich zum Schildknappen der preußischen Konservativen und Orthodoxen, die andere, die sogenannten Junghegelianer, angetan mit den scharfen Waffen seiner Methode, traten überall durch ihren Radikalismus in den schroffsten Gegensatz zu den bestehenden Zuständen. Zu ihren berühmtesten Mitgliedern gehören Feuerbach und David Fr. Strauß, einer der am vielseitigsten Begabten unter ihnen war Arnold Ruge.

Der Nachwelt ist Arnold Ruge vornehmlich als Herausgeber der „Hallischen Jahrbücher" in der Erinnerung geblieben, des wichtigsten Organs für philosophische und literarische Kritik, das in jener Zeit erschien. Als Ruge diese Blätter im Jahre 1838 mit Echtermeyer zusammen begründete, hatte er sich davon einen Umschwung seiner freudlosen Existenz als Privatdozent an der Hallenser Universität versprochen. Aber die Empfindlichkeit einiger einflußreicher Professoren erblickte in seinen literarischen Arbeiten, wie eine öffentliche Erklärung in der Zeitung besagte, nur eine „Friedensstörung", das Ministerium kam durch seinen Kampf gegen die Orthodoxie von dem ursprünglichen platonischen Wohlwollen gegen ihn zurück, und schließlich bereitete die Zensur diesem Unternehmen, das sich mit den glänzendsten Namen der Zeit schmücken konnte, auf preußischem Boden ein Ende. So gab denn Ruge seine Tätigkeit in Halle auf und zog mit seinem Journal nach Dresden. Naturgemäß war er durch die unbillige Bedrückung stärker in die Opposition getrieben. Hatte er doch schon früher der Zugehörigkeit zu einer harmlosen Studentenverbindung halber fünf der kostbarsten Jahre seines Lebens zu Kolberg auf der Festung vertrauern müssen. Indes jetzt erst entwickelte er den radikalen Liberalismus, der den nunmehrigen „Deutschen Jahrbüchern" im Jahre 1843 ein Zensurverbot auch in Sachsen zuzog. Da warf sich Ruge der Politik vollends in die Arme. Zum Studium der Demokratie wandte er sich nach Paris und begann dort mit Karl Marx zusammen die „Deutsch-französischen Jahrbücher" (1844) herauszugeben. Allein Marx' Persönlichkeit stieß ihn ab und ein Zusammenarbeiten mit ihm erschien ihm auf die Dauer unerträglich. Völlig Demokrat geworden und angesichts der beginnenden politischen Gärung in ganz Europa voller Hoffnungen auf den Sieg der Ideen seiner Partei, kehrt er deshalb 1846 nach Leipzig zur Gründung eines Verlagsbureaus zurück. Eine Reihe politischer Schriften aus seiner Feder

legt Zeugnis von der Gründlichkeit seiner Beschäftigung mit den politischen Theorien jener Zeit ab. Aber auch belletristische Arbeiten von ihm fanden eifrige Leser, wie denn literarische Begabung gerade bei den führenden deutschen Demokraten von jeher nichts Seltenes war. Ist doch Temme der Vater des deutschen Kriminalromans, Waldeck ein begabter Lyriker gewesen. Ruge besaß darüber hinaus die besondere und für einen Philosophen von Fach ungewöhnliche Gabe, als politischer Führer auf Volksmassen einzuwirken. Sein feuriges Temperament, das ihm schon als Vierzehnjährigem den Gedanken eingeflößt hatte, Napoleon zu ermorden, falls er auch von St. Helena zurückkäme, wirkte hinreißend, sein grenzenloser Optimismus übertrug sich auf seine Umgebung. Schon in Halle hatte er sich als Stadtverordneter in der Debatte geschult, desgleichen in Dresden; so zählte er, als ihn 1848 die Stadt Breslau in die Paulskirche wählte, bald zu den einflußreichsten Mitgliedern der äußersten demokratischen Linken.

In dieser Zeit setzen unsere Briefe ein. Ihre Adressatin ist ein Fräulein Josephine d'Alquen in Arnsberg in Westfalen, die Tochter eines Regierungsrates, ursprünglich in hessischen, dann preußischen Diensten, der, ein ungewöhnlich tüchtiger Beamter, bei der ihm anvertrauten Säkularisation von Klostergütern im Sauerland nach der Meinung des vielgepriesenen Oberpräsidenten von Vincke nicht mit der genügenden Rücksichtnahme auf die Wünsche des westfälischen Adels vorgegangen und deshalb sehr ungnädig und ungerecht behandelt worden war. Die Erbitterung darüber mochte für die politische Grundstimmung seiner Kinder, von denen einige früh nach England auswanderten, mitbestimmend gewesen sein. Traurige Herzenserfahrungen trugen dazu bei, das Denken der Tochter in die politische Ideenwelt flüchten zu lassen. So hatte diese eine Anknüpfung mit Ruge gesucht, der gerade in der Politik eine Rolle zu spielen begann. Es spricht für die Uneigennützigkeit Ruges, daß er und seine Frau, obgleich von tausend andern Sorgen bedrängt, die dargebotene Freundeshand der fernen, ihnen nicht einmal von Angesicht bekannten Enthusiastin freudig ergriffen und festhielten. Der scharfe, durchdringende Geist der Freundin, den kein Vorurteil auf seinem Wege zur Umkehr schrecken konnte, mochte ihm ebenso sympathisch sein, wie ihre Vereinsamung in der kleinstädtischen Umgebung sein Mitgefühl wachrief. Ganz gewiß hatte man in Arnsberg im Jahre 1849 nicht viel Verständnis für eine Frau, die eine Broschüre, genannt „Stimme einer Emanzipierten" in die Welt sandte, in der sie ihre Geschlechtsgenossinnen aufforderte, „hinter den Barrikaden des Kochtopfs, des eitlen Putzes, der nutzlosen Arbeiten" hervorzukommen, statt des Kochbuchs sich um die Ausbildung ihres Geistes zu kümmern, die Männer zu lehren, „Euch zum wahren Weibe, zur geliebten Freundin zu erheben und Euch nicht zur Dienerin ihres Gaumens und ihrer Sinne herabzuwürdigen." Eine Frau mit solchen Anschauungen konnte ihre Umgebung nur „überspannt" finden. Aber die Ruges freuten sich ihrer geistigen Gemeinschaft und nahmen sie wichtig genug, daß Ruge gerade die bedeutsamsten seiner Erlebnisse der Freundin mit fliegender Feder kundgab. In der Sammlung von Ruges Briefen, die, von Paul Nerrlich veranstaltet, in zwei Bänden, Berlin 1886, erschienen sind, bedeutet deshalb das Fehlen der vorliegenden Briefe eine empfindliche Lücke. Schildern sie doch mit seltener Anschaulichkeit die verschiedenen Stadien der Krisis seiner Existenz, die mit der größten politischen Krisis in Deutschland eng verknüpft ist.

Der erſte Brief zeigt Ruge, wie er der Paulskirche den Rücken gekehrt hat, voll Zorn über eine Verſammlung, deren dringendſte Aufgabe es wäre, im Feuer der nationalen Begeiſterung das Eiſen der Verfaſſung zu ſchmieden, die aber ſtatt deſſen mit akademiſcher Gründlichkeit ſolange ein Fundament von „Grundrechten" ausmißt, bis alle Bauluſt verſchwunden iſt. Nützlicher als durch die Beteiligung an dieſen theoretiſchen Erörterungen glaubte er ſeinen Geſinnungsgenoſſen durch die Arbeit an einer demokratiſchen Zeitung, der „Reform", werden zu können, von der im folgenden allerlei intereſſante Einzelheiten erzählt werden. Sie erſchien vom 1. April 1848 ab in Leipzig. Aber Ruges eigentliches Intereſſe konzentrierte ſich naturgemäß auf Berlin. Hier glaubte er perſönlich in die Bewegung eingreifen zu müſſen, verfiel aber der Ausweiſung durch Wrangel. Der Brief, in dem Ruge erzählt, wie er gegen dieſen militäriſchen Willkürakt mündlich die Hilfe des damaligen Miniſters des Innern v. Manteuffel anrief — deſſen traurige Berühmtheit in der preußiſchen Geſchichte vornehmlich von der „Schmach von Olmütz" herrührt — hat wahrhaft hiſtoriſchen Wert. Wie hier ein feudaler, von Grund auf reaktionärer Miniſter einem radikalen Demokraten, deſſen Ausweiſung beſchloſſene Sache iſt, als die Liebenswürdigkeit ſelbſt, ohne den Mut, die Anordnungen der Regierung unter vier Augen zu verfechten, gegenübertritt, das iſt ein Kulturbild von bleibender Bedeutung. — Ruge war gezwungen, Berlin zu verlaſſen und begab ſich nach Leipzig. Die Zeichen der Zeit deuteten ſchon ſichtlich auf den Niedergang der revolutionären Bewegung. Aber ſein Optimismus ſuchte und fand Nahrung in den außerdeutſchen Verfaſſungskämpfen, wenn daheim ſeine Hoffnungen ſcheiterten. Eine ſchlimme Enttäuſchung dieſer Art war die ſächſiſche Mai-Revolution von 1849, deren Leipziger Hergang ſein Brief vom 24. Mai 1849 ſo anſchaulich ſchildert. Die Dresdener Kammern hatten damals von der Regierung die Anerkennung der Frankfurter Rechtsverfaſſung verlangt und gegen die Weitererhebung der Steuern Verwahrung eingelegt. Darauf löſte die Regierung, die ſich ſchon insgeheim der eventuellen Unterſtützung Preußens verſichert hatte, die Volksvertretung auf. Ein neues Miniſterium verweigerte die erhobenen Forderungen. Da brach der Aufſtand aus. Dresden war beinah truppenleer. Der König entfloh. Aus Mitgliedern des aufgelöſten Landtags bildete ſich eine proviſoriſche Regierung. Es war der 4. Mai 1849. In dieſem Augenblick ſuchte Ruge von Leipzig aus den Dresdenern Hilfe zu bringen. Sein Brief beſchreibt es, wie dies Unternehmen mißlang und es darüber zu hitzigen Straßenkämpfen kam. Seine Befürchtung bewahrheitete ſich ſchnell. Die Preußen rückten in Dresden ein und machten dem dort von dem Ruſſen Bakunin geleiteten Kampf am 9. Mai ein Ende.

Nun wandte ſich Ruge nach Baden. Hier hatte die ſiegreiche Revolution auch das Heer mit ſich geriſſen. Der Hof und das Miniſterium waren geflüchtet und hatten einer Exekutivkommiſſion Platz gemacht. Wie wir aus Ruges Brief vom 24. Mai ſehen, befand er ſich auch hier gleich an der Spitze. Alle früheren Enttäuſchungen hatten den Glauben an den Erfolg ſeiner Sache nicht ſchwächen können. Und dennoch tauchten auch ſchon hier am politiſchen Horizont drohend die preußiſchen Pickelhauben auf; die franzöſiſche Kriegserklärung, auf die Ruges Brief hofft, blieb aus — einen Monat ſpäter ſchon war Karlsruhe in den Händen des Prinzen Wilhelm von Preußen.

Wieder hatte er den Stab weiter zu ſetzen. Er tat es mit dem trotzigen Gefühl, das ſein Leidensgefährte Freiligrath in die Verſe gegoſſen hat:

Kein beſſer Schachbrett als die Welt:
Zur Limmat rück' ich von der Scheide!
Ihr ſprengt mich wohl von Feld zu Feld,
Doch ſchlagt ihr mich nicht aus dem Felde!

Und in der Tat — auch von dem Pariſer Feld, wohin er ſich zurückgezogen, verdrängte ihn die mit Louis Napoleons Präſidentſchaft einſetzende Reaktion. Da blieb ihm denn nichts anderes übrig, als der Freiligrath'ſche Troſt:

Kein flüchtig Haupt hat Engelland
Von ſeiner Schwelle noch gewieſen.

In dieſer Phaſe kam ihm die Freundlichkeit zu ſtatten, die er, ohne an Lohn zu denken, der Joſephine d'Alquen erwieſen. Durch eine Empfehlung an ihre Geſchwiſter in England verſchaffte ſie ihm die erſte Möglichkeit, ſich dort eine neue Exiſtenz zu gründen. Es war eine harte Aufgabe für den nunmehr Sechsundvierzigjährigen, der der Revolution Vermögen und Stellung geopfert, in einem von mittelloſen Flüchtlingen überfüllten Lande für ſich und die Seinen Brot zu beſchaffen. Aber ſeine Briefe zeigen, daß er ohne viele Klagen der Notwendigkeit gehorchte, nachdem ein verwegener Verſuch der Rückkehr nach Bremen ihn beinah in die Hände ſeiner Gegner geliefert hätte. Anfangs hielt die Emigranten die beſtimmte Hoffnung auf ein Wiederaufleben der Revolution daheim aufrecht. Man weiß aus den Lebenserinnerungen von Karl Schurz, wie feſtenfeſt bei allen dieſe Zuverſicht war. Der kommenden Entwicklung vorzuarbeiten ſchloß ſich Ruge in London mit Mazzini, Ledru-Rollin, Daracz und Bratiano zu dem „europäiſchen demokratiſchen Komité für die Solidarität der Partei ohne Unterſchied der Völker" zuſammen. Aber dieſe Vereinigung war zur Unfruchtbarkeit verdammt, er zog ſich nach einiger Zeit aus ihr zurück und lebte ſeitdem in Brighton, wo er durch ſeine Tätigkeit an mehreren Schulen Einnahmen hatte. Die politiſchen Ereigniſſe zu Hauſe fanden an ihm den aufmerkſamſten Beobachter, in verſchiedenen Flugſchriften ſuchte er Einwirkung auf ſie zu gewinnen. Das Jahr 1866 machte ihn dann zum bedingten Anhänger der Bismarckſchen Politik, die er hinfort unterſtützte. In der Verdrängung Öſterreichs durch Preußen nämlich erblickte er die Erfüllung eines der Hauptziele jener politiſchen Bewegungen, denen er ſo viel geopfert. Der „Bruderkrieg" hatte für den Demokraten, dem alle Völker Brüder ſind, keine beſondern Schrecken. Die Einheit, die Bismarcks Staatskunſt 1870 zuſtande brachte, ſöhnte ihn als der wichtigſte Schritt zur Freiheit vollends mit dem aus, was er bisher befehdet. Die neue deutſche Regierung zeigte ſich nicht undankbar für die publiziſtiſche Hilfe des früheren Gegners, ſie ſetzte ihm 1878 einen Ehrenſold von jährlich 3000 M aus, deſſen er ſich indes nur noch zwei Jahre erfreuen ſollte. Er ſtarb am 31. Dezember 1880 in Brighton. Mitbeſtimmend bei der Gewährung dieſer Penſion war der Vermögensverluſt geweſen, den Ruge in den Revolutionsjahren durch die Confiskation ſeiner Zeitung und der Druckerei in Berlin erlitten hatte. Die Adreſſatin der Briefe war ihm 1869 im Tode vorangegangen. Vor ihrem Hinſcheiden hatte ſie ihren literariſchen Nachlaß an ihren Landsmann Levin Schücking vermacht. In deſſen Landhaus, in einem alten, verſtaubten Seehunds-

koffer vergraben fand ich die vergilbten Briefe. Es ging mir mit ihnen wie dem Fischer in Tausendundeiner Nacht mit der versiegelten Flasche, die er aus dem Meere ans Licht hob: als er sie öffnete, stieg ein darin gefesselter Geist empor, der ihn nicht wieder los ließ. Auch aus diesen Briefen steigt der Geist einer Zeit herauf, die, wunderlich und gewaltig zugleich, ihre Fragen an die Nachwelt stellt.

Verehrtes Fräulein! Leipzig, den 1. August 1848.

... Die Frankfurter Versammlung ist so hoffnungslos, daß es mir große Überwindung kostet, sie nicht sofort zu verlassen. Der Beschluß gegen Polen ist ein wahrer Frevel, den die Deutschen schwer büßen werden. Es war mir leider nicht möglich, mehr als einige zwanzig zu einem Austritt hinzureißen, sonst hätte diese Gesellschaft es verdient gehabt, daß man ihr den Handschuh der Revolution ins Gesicht geschleudert.

Meine Frau geht zu den Kindern nach Dresden. Ich selbst will wegen der Reform übermorgen nach Berlin.

Also vielleicht sehn wir uns wenn wir zurückreisen, d. h. wenn die Frankfurter Versammlung noch fortgesetzt wird.

Hochachtungsvoll und freundschaftlichst Dr. A. Ruge.

Liebe Phina! (Dresden d. 1. Sept. 1848.)

... Für jetzt ist Ruge noch in Berlin, wo er eine Vorlesung über Humanismus gehalten hat, und mit allem Eifer und Tätigkeit die Reform zur ordentlichen Existenz zu bringen sucht, da sie an — Abonnentenmangel einzugehen drohte. Dabei spielt das alte System durch die Post eine kleine Intrigue, indem sie entweder die bestellten Ex. ganz einfach gar nicht besorgt, oder den einzelnen Bestellern besonders an kleinen Orten, unter den verschiedensten Vorwänden u. Gründen andere Journale aufschwatzt. Dergleichen Klagen kommen viel aus Baiern, wohin fast gar keine Exemplare gehen; sodann haben die Breslauer wohl über 100 bestellt, und die Post läßt es ruhig schlafen und verlangt gar keine Ex. bei der Redaction. So klein sucht der geschlagene Feind noch zu wirken, und so verächtlich die Mittel auch sein mögen, so erreichen sie doch zuweilen ihren Zweck, wie es in diesem Falle beinahe geschehen wäre.

Ich war bei dem großartigen Sturm, den Ruge durch die Äußerung über Radetzky[1]) verursachte, mit in der Paulskirche; es war eine malerische Scene, aus dem Toben und Schreien der empörten Menge glaubte man das: „Kreuzige, kreuzige!“ zu hören und mein lieber Ruge stand ihnen so schön, so groß, so

[1]) Am 26. Juli 1848 hatte Ruge in einer Sitzung über die Polenfrage geäußert: „Die Italiener werden eine Nation werden, und die Radetzkys werden aus Italien verjagt werden müssen. Wir, die Deutschen, müssen es wünschen, daß die Radetzkys aus Italien verjagt werden.“

ruhig gegenüber, aber entschlossen nicht zu weichen, und einige häßliche Gesichter, die, vor Gift geschwollen, wie die Kröten auf ihn zukamen, kehrten vor seinem dictatorischen „Gehn Sie auf Ihre Plätze" — vor der Tribüne wieder um und befolgten den Befehl .....

Agnes Ruge.

Liebe Freundin! (Dresden d. 19. Sept. 48.)

... Heute sende ich Ihnen nur in aller Eile die letzten Nummern der Reform, so viel ich gerade im Hause habe. Sie werden daran sehen, daß eine Neugestaltung mit ihr vorgenommen worden. Ruge hat sich selbst sehr eifrig ihrer angenommen, und ist deshalb bis jetzt in Berlin gewesen, auch hat sich die Abonnentenzahl von 300 schon bis 1500 vermehrt und zum nächsten Quartal werden es noch mehr werden. Wir ziehen nächstens mit Kind und Kegel nach Berlin, das seit einiger Zeit anfängt, allen Ernstes die Stadt der Intelligenz und politischen Bildung zu werden.

Für jetzt ist Ruge, wie er mir schreibt, nochmals nach Frankfurt gereist, um dort, falls der Waffenstillstand angenommen wird, mit der ganzen Linken auszutreten; ich denke, daß er heute dort angekommen sein wird.

Vorige Woche war ich selbst in Berlin (auf 2 Tage, zu Ruge's Geburtstag) und erlebte gerade den Potsdamer Militäraufstand dort, was mir, nebst Ruges unermüdlicher Zuversicht auf den Sieg der Freiheit, auch meinen, in Dresden etwas erschlafften Mut wieder stärkte. Zugleich hörte ich, daß es in der Königl. Preuß. Familie gar kläglich aussehe. Der König fürchte sich dermaßen vor seinen Brüdern (die darauf ausgehn ihn vom Throne zu stoßen um selbst mit Terrorismus und Soldatenbrutalität die „alte gute Zeit" wieder heraufzuführen), daß er sie Tag und Nacht durch den Tubus beobachten, und sich selbst auf das ängstlichste bewachen läßt. Die Brüder sprächen nicht anders, als mit wegwerfenden Schimpfwörtern von dem „....."

In Halle sagte er damals: ich bin ein mächtiger Herr, ich sah es ungern ꝛc. Wo ist jetzt die Macht?! Verlassen vom Volk, vom Militär, nicht mehr sicher in der eignen Familie?!

Kennen Sie Freiligraths Gedicht, die Todten an die Lebenden!?

Agnes Ruge.

Theure Freundin! (Berlin 8. Okt. 1848.)

Agnes wird Ihnen selbst die Nachricht gegeben haben, daß sie nicht gestorben ist und es auch nicht im Sinne hat. Im Gegenteil, das rechte Leben soll erst anfangen und es ist schon angefangen, hier in Berlin.

Die äußerste Linke aller Constituierenden kommt höher und die Demokratie muß hier siegen und hier gegründet werden. Ich habe mit Agnes weitläufig darüber gesprochen, sie wird Ihnen noch Einiges mitteilen.

Unterdeſſen hoffen wir, daß die Ungarn ſiegen und der Hof zu Grunde geht. Doch ſteht die gute Sache dort in Peſth u. Wien in großer Gefahr. Aber ſo oder ſo, mit oder ohne Wien, Berlin muß die Demokratie retten und wird es vermögen. — Ich habe meinen Stellvertreter nach Frankfurt geſchickt. Das iſt ein verlorener Poſten.

Ich wollte es nicht unterlaſſen, Ihnen meinen Dank für Ihren Brief zu ſagen, und wenn Sie hören, daß unſere Freunde ſich hier verſammeln, ſo wünſchen Sie mir Glück, daß ich es dahin bringen konnte. Ich denke, daß ſelbſt der ganze Staatsorganismus gezwungen ſein wird, unſere Bewegung zu der ſeinigen zu machen.

Mit freundſchaftlicher Hochachtung A. Ruge.

Liebe Phina! (Leipzig den 11. Oktober 1848.)

... An dem Siege unſerer Sache zweifle ich keinen Augenblick, aber es ängſtigt mich nur der Gedanke, daß ſo mancher in dem Strudel mit untergehen wird. Und dann — glaube ich, daß auch der vollkommenſte Sieg noch einmal durch den kraſſen Communismus gefährdet ſein wird, der ſich jedenfalls dann geltend macht.

Im Vertrauen erzähle ich Ihnen noch, daß Ruge in Frankfurt mit Camphauſen eine längere polit. Unterredung gehabt hat und denſelben ſo weit überzeugt zu haben ſcheint, daß derſelbe nach Berlin reiſte, um ſeinen Einfluß bei Hofe u. der Regierung geltend zu machen, daß das alte, brutale Syſtem nicht länger angewendet werde, daß vielmehr die honette Exiſtenz der Dynaſtie nur durch ein ehrliches Anſchließen an die Zeitbewegung zu erlangen ſei u. ſ. w.

Auch ſpricht man davon, die ganze Oppoſition der deutſchen Landtage und Nationalverſammlungen würde ſich in Berlin verſammeln und man vermutet, daß ſie als die wirklich das Volk repräſentierende, eigentliche conſtituierende Verſammlung auftreten und vom Volk unterſtützt werden wird. ...

Agnes Ruge.

Verehrte Freundin! (Berlin 10. Dez. 48.)

... Wir gingen in Folge der Wrangelſchen Eroberung Berlins nach Dresden, wo wir ſeit dem 16. Nov. bis heute wohnten. Eigentlich bin ich etwas eher von Dresden fortgegangen. Als ich „eine Geſchichte der Revol. vom 7. Sept. und der Contrerevol. vom 10. Nov. an" als Tagebuch fertig hatte, denſelben Tag kamen meine Brüder, die hier wohnen, nach Dresden und brachten die Nachricht, die Wrangelſche Verhaftung hätte aufgehört und die Reform werde wieder erſcheinen können. Ich bin darauf ſeit vorgeſtern wieder hierher zurückgekehrt, ohne jedoch bis jetzt weder die Reform erſcheinen laſſen zu können, noch ſelbſt perſönlich vor der eigentümlichen Verwirklichung

der neuen Verfassung sicher zu sein. Man verjagt alle Demokraten und Agitatoren, und es wäre merkwürdig, wenn man nicht auch mich zu verjagen suchte.

Unterdessen ist eine seltsame Unregelmäßigkeit in die Tyrannei gekommen. Eines Teils hat die Maschine blind gewirkt; und die Menschen wußten ihr nicht zu widerstehen, obgleich die Majorität des Volkes nicht zweifelhaft ist. Anderenteils entzieht sich ein Teil der alten Staatsmaschine dem neuen Polizeidienst. Die Auditöre der Armee haben die Standrechte über Schramm und Wache usw. verweigert. Wrangel war nicht im Stande, die Civilisten standrechtlich behandeln und erschießen zu lassen. Und die Gerichte entlassen alle seine Gefangenen. Nun fängt die Polizei die Ausweisungen an, und, wie ich höre, nimmt das Gericht auch hier die Verfolgten in Schutz. Bestätigt sich dies, so ist mitten in der Gewaltherrschaft ein Anker der Gerechtigkeit gefunden und die ersten Lehrstunden bürgerlicher Freiheit haben wir erlebt. Ich werde morgen die Erfahrung machen und hoffe sehr, daß ich das Journal rette. Es ist sehr nötig, denn alles droht wieder „niederträchtig" zu werden. Die Zeitungshalle greift die National.-Vers. an, beschimpft Jacoby und stellt sich auf den „kritischen", freien, d. h. nichtswürdigen Standpunkt. Diese Hunde bellen immer, aber anders, wenn der Stein kommt, als wenn sie sich sicher fühlen. — Unterdessen scheint sich mit der Sonnenwende endlich der Geist der Völker ebenfalls wieder zu heben. Rom beginnt — Paris und sogar Oestreich beschämen die träge Reichsnatur wahrscheinlich sehr bald. Dazu der König von Preußen als Kaisercandidat — ich muß gestehn, daß ich mit Humor auf den weiteren Verlauf hinaussehe.

Von der „Preußisch. Revol. seit 7. Sept. und der Contrerevolution seit 10." werde ich Ihnen ein Exemplar schicken. Agnes schreibt noch etwas hinzu. Leben Sie wohl! Verlieren wir den Mut nicht. Diese wüsten Massen müssen erst alle im Jordan der Revolution getauft werden und sie werden es.

Herzliche Grüße! Arnold Ruge.

Liebe Freundin!

Ich wollte Ruges Brief nicht eher abschicken, als bis ich Ihnen irgend eine Entscheidung über unser Schicksal hinzufügen konnte. Diese bleibt aber, trotz dem täglich veränderten Standpunkt unserer Aussichten, so lange aus, daß ich nun nicht länger zögern will und Ihnen nur flüchtig noch das: bis jetzt mitteile. Wrangel gab die Reform frei, darauf hintertrieb es Hinkeldey, der Polizeipräsident, und es gelang ihm, die Wrangelsche Erlaubnis rückgängig zu machen. Einige Tage später erschien die Ausweisung, R. habe in 24 Stunden die Stadt zu verlassen. Also Reisezurüstungen. Dabei verlangt R. Aufschub, mit widerstrebendem Herzen, nur auf den Rat und die Bitte der Brüder und Freunde. Er wurde bewilligt. Nun ging er selbst

zu Manteuffel und Hinkeldey und sprach mit ihnen. Beide überaus liebenswürdig, artig, schöne Worte, die besten, allerberuhigendsten Versprechungen und Zusicherungen; aber keine officielle Zurücknahme der Ausweisung. Hinkeldey verlangt eine schriftliche Eingabe; die Antwort darauf ist: ein Aufschub von 8 Tagen, mit der Weisung, dann aber auch gewiß abzureisen, da Wrangel es verlangte. So weit sind wir jetzt, gerade zu Weihnachten sind die 8 Tage abgelaufen. Was weiter wird, weiß ich noch nicht. . . .

Von Herzen Ihre Freundin Agnes Ruge.

Verehrte Freundin! (Leipzig, Verlagsbureau, 2. Febr. 49, Königstr. 4.)

Ihren freundlichen Brief vom 23. J. empfing ich gestern, wo ich eben von Halle eintraf. Sie hatten die Novellen noch nicht gelesen? Haben Sie denn „meine sämtlichen Werke" und die Anhängsel, die ich Ihnen längst geschickt habe, nicht erhalten? So müßte die Handlung durch die sie gegangen, sie Ihnen vorenthalten. Schreiben Sie mir darüber, bitte! Auch das Tagebuch hat der Commis vor meinen Augen an Sie eingepackt und durch den Buchhandel abgehen lassen.

In Berlin geht es wunderlich zu. Als ich im Dez. die neue Verfassung las, zweifelte ich nicht, daß die Belagerung dadurch aufgehoben wäre. Meine Brüder, die in Berlin wohnen (der eine ist Arzt, der andere Tischler) kamen zu mir nach Dresden und brachten mir die Nachricht, Wrangel fände zum Standrecht keine Werkzeuge und selbst die Journale müßten wieder frei gegeben werden wegen der §§ in der betr. Verfassung. Ich ging mit Agnes und den Kindern zurück nach Berlin und erwartete eher gerichtliche, als polizeiliche Verfolgungen. Am 2.ten Tage hörte ich, daß Schramm, der Präsident des democratischen Klubs ausgewiesen sei. Es war sehr merkwürdig, daß sie Schramm nur auswiesen. Ich war zweifelhaft, ob ich daran kommen würde, weil ich ansässig und bis auf die Vereidigung Bürger von Berlin war. Aber es dauerte nicht lange, da kam Wrangels Ordre. Ich konnte nicht gehn und ging nicht, begab mich vielmehr zu Manteuffel und sagte ihm: „Seit dem 5. Dez. hatte ich geglaubt, das Ministerium wolle den Weg der Contrerevolution und Gewalt verlassen und einen Strich durch die Rechnung machen, um ein neues Leben anzufangen. Dabei sei aber doch nötig, daß wir auch den Schutz der Gesetze genössen, die am 5. Dez. publiciert wären.

Manteuffel erwiderte, „es sei ihnen Ernst mit dem Gesetz vom 5. Dez. und der Belagerungszustand könne nicht lange mehr dauern. Freilich sei er nur Einer". Indes, fuhr er fort, „wir sind nicht so schwarz als man uns malt, und ich wünsche, daß Sie sich davon überzeugen." Er legte die Hand aufs Herz.

Ich erwiderte: „Die Maßregeln von Wrangel gegen mich und meine Freunde sind eher geeignet, uns von der Kraftlosigkeit der Gesetze, als von ihrer

Geltung zu überzeugen. Heben Sie doch diese Quälereien auf, Sie erreichen nichts damit, als eine feindliche Stimmung Berlins und das allgemeine Mißtrauen in Ihre Absicht, das Gesetz vom 5. Dez. zu halten."

Er sagte: „Wrangel ist für die Maßregeln des Belagerungszustandes speziell autorisiert."

Ich antwortete: „Alles was jetzt geschieht, kommt ganz allein auf Sie, weil man weiß, daß alle übrigen unter Ihrem Einfluß stehen."

Er: „Das möchte doch nicht ganz der Fall sein. Ich will mir die Akten vom Polizeipräsidenten vorlegen lassen." Ich stand auf, um zu gehn. Er bat mich, noch zu bleiben und fragte, was ich von der Frankfurter Angelegenheit hielte (15. u. 16. Dez.).

Ich sagte ihm: „Wenn Preußen das verscherzte Vertrauen durch wirkliche Einführung freier Staatsformen wiedergewinnen könnte, so wäre es rätlich, die Frankfurter Versammlung dazu zu benutzen, daß sie Preußen die Reichsgewalt und der Nationalversammlung, die in Berlin sein müßte, die ganze Gesetzgebung übertrüge, sodaß die Dynasten etwa nur noch souveräne Oberpräsidenten blieben. Preußen sei einmal trotz des 9. Nov. doch die linke Seite von Deutschland."

Manteuffel: „Der König ist gegen jede Verletzung fremder Souveränität."

Ich: „Die Scheinsouveränitäten bleiben ja Scheinsouveränitäten, und Preußens Vasallentum gegen Rußland und seine Furcht vor Frankreich wird mit einem Schlage beseitigt. Benutzen Sie Ihre Dictatur. Sie haben noch zwei Monate. Nachher ist es zu spät."

Manteuffel: „Denken Sie, daß Louis Napoleon Krieg führen wird und daß er uns am Rhein bedroht?"

Ich: „Wenn unsere Partei in Paris siegt und Preußen und Deutschland noch nicht auf einer demokratischen Basis vereinigt ist, so bricht der Krieg der Propaganda aus; vorher gewiß nicht, am allerwenigsten unter dem armseligen Louis Napoleon, den die verschiedensten Parteien nur benutzen wollen. Es ist daher in Frankreich u. bei uns in Preußen eine Art von Zwischenreich, wo wir noch freie Hand zur inneren Gestaltung haben."

Manteuffel: „Wenn aber Louis Napoleon die Armee gewinnt!"

Ich: „Die Armee ist, wie bei uns, nicht außer der Bewegung, u. Louis Napoleon könnte doch nicht zugleich — gegen die innern Parteien u. gegen Deutschland zu Felde liegen, wenigstens nicht lange u. nicht mit Erfolg."

Manteuffel: „Ich höre das auch von den Diplomaten, die Frankreich kennen. Sie kennen Arago?"

Ich: „Sehr gut!" — Manteuffel: „Ich habe von früher ein Verhältnis zu Ihnen. Echtermeyer ist mein Schulfreund u. ich habe Ihre Jahrbücher immer sehr genau u. mit vielem Interesse verfolgt."

Er verſprach ſchließlich, mich gegen Wrangel in Schutz zu nehmen und lud mich zu ſich ein; er ſei alle Tage um 7 zu treffen und es ſollte ihm angenehm ſein, mich wieder zu ſehen und zu ſprechen. Sie werden ſich wundern über dieſe neue Bekanntſchaft, über M.'s Außerungen u. über den weiteren Verlauf, daß Wrangel M.'s Anordnung, mich in Ruhe zu laſſen, übel nimmt und mich nun gerade deswegen fortſchleppt.

Mir iſt es intereſſant geweſen, dieſen Mann (M.) in dieſer ſeltſamen Lage kennen zu lernen und zugleich die vollkommene Anarchie nach Oben an meinem eigenen Beiſpiel zu beobachten. Die Soldatentollheit und die Politik ſind, gerade wie in Öſtreich, in Streit miteinander, und man kann ſich auf nichts verlaſſen, weil kein Menſch weiß, wer Koch oder Kellner iſt. — Seitdem ſind nun die unſinnigen Frankfurter Geſchichten vorgefallen. Alles löſt ſich in Lächerlichkeit auf und Preußen hat ganz die alte verhaßte Stellung, womit es weder dem .... (unleſerlich) noch den Republikanern, ja nicht einmal den Conſtitutionellen zu Dank lebt.

Meine Frau iſt in Berlin geblieben. Sie erträgt alle dieſe Fata mit großer Tapferkeit; es ſollte mich wundern, wenn ſie Ihnen nicht geſchrieben hätte.

Das Tagebuch enthält ſehr ſtarke Stellen gegen den Staatsſtreich und die Hochverräter. Es wundert mich, daß Sie Sich nicht dagegen moviert, denn meine zweite Ausweiſung bringe ich nicht damit zuſammen.

Das kleine Emanzipationsbüchelchen habe ich mit Intereſſe geleſen. Es iſt zweifelhaft, daß unſere Frauen und Mädchen durch die Befreiung der Männer mitbefreit werden. Ihre Stellung in den Ver. Staaten iſt zunächſt ein Vorbild für uns. Sie brauchen dort keinen anderen Schutz als die Sitte des Landes, und ſie nehmen Teil an allem, was geſchieht, auch durch eigene Verſammlungen und Beſchlüſſe.

Meinen herzlichſten Gruß! Vielleicht gelingt uns die Wiederherſtellung der „Reform" bald. Sie hatte über 2000 Abonnenten. Dann wird Agnes Sie mal abholen nach Berlin. Jetzt iſt es ſchwer durchzufinden, doch muß es gehen. Wir müſſen die Druckerei erhalten und die Einnahmen werden uns verſtopft. Unterdes iſt in Paris ein Konflikt ausgebrochen, der entweder zur Reſtauration oder zur vollkommenen Niederlage der Reaction u. zum Siege der totalen Demokratie führt. Ich ſehe nicht ein, wie die Sache ohne Blutvergießen zu löſen iſt. Wir erwarten die Niederlage Odilon Barrot's und der Reaktionären.

Schreiben Sie mir bald über die Bücher! Von Herzen der Ihrige A. Ruge.

Liebe Freundin. (Berlin den 19. Febr. 1849)

Ihre ſo liebenswürdigen Briefe haben mir wie immer große Freude gemacht, es iſt beſonders in den Stunden und Tagen, „die uns nicht ge-

ſallen" — ein wohltuendes Gefühl, die fernen Freunde immer gleich treu u. teilnehmend u. dadurch unſerem Schickſal näherſtehend zu wiſſen. Leider machen wir dieſe erfreuliche Erfahrung nicht immer, ſondern haben ſchon oft, gerade in den ſchlimmern Zeiten, ſehen müſſen, wie alte, bewährt geglaubte Freunde ſich von uns wendeten, eine Sache, die das Bittere doppelt ſchwer empfinden läßt, da Ruge gerade dafür ſehr empfindlich iſt. So heiter u. humoriſtiſch er die ärgſten Ausfälle ſeiner Gegner erträgt, ſo ſtark trifft es ihn wieder, wenn es von Freundes Hand kommt. Auch im gegenwärtigen Miſere ſeiner Verbannung hat ſich dieſe alte Geſchichte wiederholt, denn Freytag, Julian Schmidt, Rößler u. noch einige, die ihn jetzt in den „Grenzboten" ſo ſcharf und herzlos durchnehmen, waren die Freunde und der tägliche Umgang im vorigen Winter.

Dann ſind noch andere Parteigenoſſen u. Demokraten (im Vertrauen nenne ich d'Eſter) die ihn bald unpraktiſch, bald ſonſt etwas finden, u. neulich ihm ſelbſt allen Ernſtes vorſchlugen, ihn von der Redaktion der Reform ab- und ſich einzuſetzen, da ſie es richtig machen würden, er es aber falſch gemacht hätte — eine Naivetät ohne Gleichen, nachdem Ruges Tätigkeit allein dies Blatt in 3 Monaten von 300 Abonnenten auf circa 3000 brachte u. er ſelbſt dem Blatt ſo große Opfer gebracht hat. Solch kleiner Aerger um Dinge, die eigentlich Nebenſachen ſind, verſchlimmert nebſt einigen größeren Privatſorgen dieſe Ausweiſungsaffaire, ſonſt hätten wir ſie mit Humor und Heiterkeit ertragen, denn man muß dem überlegenen Gegner die Freude gar nicht machen, ſich von ſeinen Gewaltmaßregeln ſehr ärgern und afficieren zu laſſen.... Hier treten nun die Kammern nächſtens zuſammen, die demokratiſche Stimmung iſt ruhig und entſchloſſen, es ſcheint, als wäre die Bewegung trotz der Belagerung in aller Stille vorwärtsgeſchritten, u. alle Parteien glauben an ernſte Conflikte der nächſten Zeit, die Demokr. ſehen ihnen mit Ruhe, die Heuler mit Furcht und Zittern entgegen. Das Militär — ſogar die Garde, äußert vielfach, keine Hand u. keinen Fuß rühren zu wollen, wenn es gälte, die neue Nationalverſammlung abermals zu ſprengen. Es hat jetzt den Anſchein, als hätte die Reaktion mit ihren brutalen Maßregeln ſeit dem November ſich ſelbſt den Todesſtoß gegeben und der Sache der Freiheit damit ungeahnte Dienſte geleiſtet, — die Zukunft wird es lehren! — Überhaupt, wenn der Freiheit ſo viele Hemmſchuhe angelegt werden, daß man mutlos werden u. verzweifeln möchte, ſo muß man dies heutige Deutſchland, wie es iſt, nur mit dem vor zwei Jahren, vor Einem Jahr vergleichen, und die enormen Fortſchritte, die ſich dann zeigen, die Bildung, Aufklärung u. politiſche Reife, die immer tiefer die Geſellſchaft bis in die unterſten Schichten durchdringt, beachten, ſo kommt der Glaube wieder an den Fortſchritt, u. eine Siegeszuverſicht, die über manches Trübſal der Gegenwart hinweghelfen kann.

... Ruge hat in Leipzig zwei frische, junge Wiener gefunden, mit denen er viel verkehrt, wie überhaupt seine Jünglingsnatur sich gern zur Jugend hält, die seinem Idealismus besser entspricht, als seine Altersgenossen.... Agnes Ruge.

Verehrte Freundin. (Leipzig 26. März 1849)

In der Verbannung zuerst durch die Contrerevolution u. dann durch die Revolutionäre ist mir Ihr lieber Brief eine große Freude gewesen. Ja, man könnte den Humor verlieren, wenn es nicht ehrenvoll wäre von den jetzigen und den Ministern *in spe* zugleich gefürchtet zu werden. Ich konnte leicht zurückkehren, wenn nicht Waldeck, Jacoby u. d'Ester meiner Wahl in Berlin sich widersetzt hätten, um Jung, H. Simon u. Reuter zu gewinnen, die ihnen unbedingt folgen und in keiner Weise im Wege sind. Diese Herrn dachten damals noch die Mehrheit zu haben; auf diese Verhöhnung sind sie nicht gefaßt gewesen. Nun fehlt es Ihnen an entschiedenen u. populären Charakteren, an Demagogen. Sie haben jetzt ihren Willen, sie sind isoliert, sie sind von Gott u. aller Welt verlassen und können sich nicht einmal verteidigen, nicht einmal ein großes Wort in die Massen schleudern, woran diese sich anklammern könnten. Die ganze Lage ist entschieden revolutionär, der parlamentarische Weg bleibt links liegen, die Tribüne wäre nur gut dazu, dem Volk die Parole zu geben; es sind bis jetzt leider keine Leute hervorgetreten, die das vermocht hätten. Die Ereignisse heben die Woge der Revolution wieder. Die Ungarn vernichten die Armee dieser Henker, sie haben Pesth und Raab, das Land steht in Massen auf, auch die Slawen erheben sich und Italien marschiert gegen den Bluthund Radetzky. Vielleicht hebt dies auch die gesenkten Köpfe der Berliner Linken — vielleicht. Denn es ist leider zu klar, daß sie in sich selbst lange nicht die Zuversicht finden, die sie zum Kampf u. zum Siege brauchten.

Von der Charakteristik ist wohl eigentlich nicht B. sondern ein Student, der aber hartnäckig seinen Namen verheimlicht, der Verfasser. B. führt mir das Verlagsbureau mit großem Eifer, u. ist ein Sanguiniker für mich und unsre Erfolge in der Litt. u. im Staat. Die moralische Wirkung u. der prinzipielle Sieg ist entschieden. Dagegen ist die merkantile u. politische Niederlage eine unläugbare Tatsache; und erst eine ganz andere Stellung der Gestirne wird uns äußerliche Erfolge bringen. Unsere Bücher werden vergriffen, aber nicht bezahlt; die Zeitung zählte 2500 Abonnenten und war in 6 Wochen eine Macht geworden, ungerechnet den pecuniären Gewinn, den diese Leserzahl mit sich führte. Wrangel hat sie suspendiert und wenn nun nicht Wrangel suspendiert wird, so ist trotz aller Eigenthums- u. Personenrechte der *Habeas corpus*-Akte u. der Constitution eine Summe von 16000 Thalern damit konfiszirt. —

Auch dieſen Coup der Contrerevolution acceptiert die Demokratie, u. d'Eſter ſucht ſich als Dictator der demokratiſchen Vereine zum Erben der Reform zu machen, eine andere Partie von Demokraten gründet eine große Univerſalzeitung mit 150000 M Capital ebenfalls auf der Tatſache, daß die Reform getödtet iſt, zu der mir damals, wenn ich redigiren und die Koſten beſtreiten wollte, die ganze Partei ihre Kräfte zuſagte, d. h. ihr Abonnement und ihre ſchriftſtelleriſche Mitwirkung. Es iſt noch möglich, wenn der Krieg in Europa eine friedliche Entwicklung in Berlin erlaubt, daß die Reform mit der Actiengeſellſchaft, die in den Händen eines Mitbegründers der Reform iſt, ſich einigt. Der Mitbegründer wurde im Comité der Reform vernachläſſigt, weil er furchtbar penibel iſt; er hat das Talent, Pläne zu machen, aber nicht, ſie auszuführen. Nun hat er aus verletzter Eitelkeit dieſen koloſſalen Plan gemacht. Da er aber Einer von denen iſt, die mir perſönlich gut ſind, u. da er außerdem nicht der Meinung iſt, daß die Schriftſteller, die Eindruck machen, über Nacht, wie die Pilze wachſen, ſo will er lieber mit mir als ohne mich den Plan ausführen. Doch iſt die Sache noch eben ſo unſicher als die Reform. Denn es iſt der Sturz des jetzigen Syſtems, oder des ſtandrechtlichen Wahnſinns u. der brutalen Gewalt dazu nöthig.

Unterdeſſen: *qui vivra, verra!* und wir ſind mit dem Leben davon gekommen, alſo wir werden ja ſehn! Sobald der gute Genius der europäiſchen Menſchheit ſeine Flügel wieder erhoben hat, werden wir die Geſchicke der Welt leiten oder wer es auch tut, er wird es nur vermögen im Namen unſerer Prinzipien, mit unſerer Aufrichtigkeit u. mit unſern Abſichten. (Die Erhebung aber beginnt im Süden.) Weder die barbariſche Revolution mit dem Terrorismus als Maxime, noch die diplomatiſche mit der Transaktion als Politik, nur die ... prinzipielle ehrliche Demokratie wird regieren können. Nichts fühlt das Volk beſſer als die Treue gegen das Prinzip, das ihm ſelber am Herzen liegt, u. wenn es nicht ohne Diplomaten in der Zwiſchenzeit und nicht ohne Terrorismus in der Revolution abgeht, ſo iſt dennoch nur die poſitio-prinzipielle Demokratie fähig die befreite Menſchheit zu organiſiren u. ihr den Sieg zu ſichern gegen contrerevolutionäre und gegen revolutionäre Berliner.

Agnes iſt in Berlin. Es iſt mir ſehr ſchmerzlich, die Meinigen allein u. in den Händen dieſer Barbaren zu laſſen. Dennoch muß es ſein ... *A la guerre comme à la guerre!*

Nun, ich denke, die Sonne ſteigt raſch u. das Blut der Menſchen, wie die Säfte der Pflanzen, gerät wieder in Bewegung; nicht umſonſt haben Millionen, die Sklaven waren, ſich als Freie gefühlt und bewegt; — die Contrerevolution ſelbſt iſt ja nur eine Ausbreitung der Revolution und ſollte

es nöthig sein, daß sie selbst die Russen mit ins Spiel zieht; — Europa wird sich rasch noch einmal aufraffen. Klein-Europa, Östreich, zeigt ihm den Weg und geht voran.

Ich schreibe eine Organisation der Demokratie wahrscheinlich in Briefen, der an Manteuffel kommt mit hinein. Den 11. Band stelle ich ebenfalls zusammen. 300 Ex. der Auflage von 1000 sind noch übrig von den sämtl. Werken. Arnold Ruge.

Liebe Freundin. (Berlin 14/4 1849)

... Die Haussuchung .. hat wirklich stattgefunden ... Wir haben an persönlicher Verfolgung gerade genug ... und werden an neue Lebenspläne gehen müssen und für unser häusliches Nestchen ein anderes Plätzchen suchen .. Sie wissen wohl nicht, daß der Autor Arthur Frei, und unser Commis und Geschäftsführer Bussentus dieselbe Person ist? Es soll wohl eigentlich Geheimnis sein .. Ich teile ganz Ihr Urteil, daß die erste Charakteristik Blum's unendlich schwach gegen die spätern Leistungen, namentlich über Ruge, absticht, wie ihn sein Thema u. seine persönliche Anhänglichkeit wohl fortgerissen hat; denn ich setze alles auf seine Rechnung, obgleich man sagt, gerade bei dem über Ruge hätte ein anderer, ein Student, viel geholfen, — so weiß ich doch, daß diese Ansicht der Dinge auch die von A. Frei ist, der sie auch mit seinen Namen vertritt. —

Den armen Heinzen hat man, wie ich höre, nun aus der ganzen freien (?) Eidgenossenschaft ausgewiesen, es wird ihm auch bald nichts mehr, als ein überseeisches Asyl bleiben; und oft kommt mir seine Prophezeihung in den Sinn: „Dort werden wir noch alle wieder zusammen kommen, geben Sie Achtung!“ —..... Agnes Ruge.

Verehrte Freundin. (Carlsruh 24. Mai 49)

Agnes ist noch in Berlin. Unter der Adr. Therese Wiebel Alexanderstr 90 schreib ich ihr, doch ist natürlich jeder Brief von hier unsicher. Ich bin seit 12 Tagen in Baden. Ihr Brief hat mich heute hier getroffen. In Leipzig verrieten die Bürger der Stadt die gemeinsame Sache. Ich selbst hatte die Grippe u. konnte fast nichts tun, weil ich nicht öffentlich reden durfte wegen meines Katarrhs. Ich war in Berlin heimisch und in Leipzig fremd geworden. So lange die Sache nicht gefährlich war, freuten sich die Leute, daß ich sie gehen ließ, dann wandten sie sich an mich. Die Leipziger Hergänge sind diese. Ehe noch der Kampf ausbrach trommelte ich die ganzen Vaterlandsvereinsvorstände zusammen und verlangte, sie sollten den Landsturm aus ganz Sachsen nach Dresden schicken. Sie liefen alle fort und erklärten, daß das eine Theorie und gänzlich überflüssig wäre, die

Preußen würden nicht kommen. Ich hatte der Gesellschaft präsidiert und fand mich bald allein mit meinem Stabe. Am andern Tage kam die provisorische Regierung. Dieselben Leute, die mir den Tag vorher davon gelaufen waren, beriefen nun eine Volksversammlung in meinem Namen, u. obgleich ich sehr unwohl war, mußte ich doch teil nehmen, um sie nicht in der Not zu verlassen. Es wurden Waffen u. bewaffneter Zuzug nach Dresden verlangt. Der Rath u. die Stadtverordneten schlugen die Waffen ab und gaben den Zuzug frei, bezahlten auch die Züge.

Wegen der Waffenverweigerung entstand nun Streit in den Straßen. Die Communalgarde erschoß zwei Menschen. Darauf entstanden einige Barrikaden und es fielen 7 Bürger bei den vergeblichen Versuchen, die Barrikaden zu nehmen, die von 6000 Mann angegriffen und von 10 Flinten verteidigt wurden. Ich hatte mich vorher erboten, die Leute ohne Blutvergießen zum Aufgeben der Barrikaden zu bewegen. Die Communalgarden-Commandantur nahm das Anerbieten nicht an. Dafür fielen dann die 7 Bürger u. die erzürnte Menge hatte sich gerächt. Auf wessen Seite hier das Gesindel ist, ob unter den 10 Mann, die von 10 Uhr bis 5 Uhr Morgens die ganze bewaffnete Macht der . . Stadt Leipzig aushalten, oder in den Reihen dieser dummen u. gemeinen Verräter Dresdens, das wird Ihnen nicht zweifelhaft sein. Übrigens war mir dieser Rachekampf u. die Ursache dazu gleich unangenehm. Ich hätte ihn schwerlich verhüten können, aber ich bin durchaus in keiner Verbindung damit gewesen; im Gegenteil, unsere Politik war, die Parteien in der gemeinsamen deutschen Sache zu vereinigen, die Klassenkämpfe nun vollends zu vermeiden.

Die Leipziger wollen die Dresdener provis. Reg. anerkennen, wenn sie feststünde; ihr beistehn u. ihr den Sieg verschaffen wollten sie nicht. Leipzig hätte den Ausschlag gegeben, u. es wäre eine Entsetzung von Neustadt und ein allgemeines Aufgebot wegen der Invasion sofort erfolgt, wenn wir durchdrangen. Am 6.ten war dieser Leipziger Kampf. Am 7.ten Abends, als ich einsah, daß man mich verhaften würde, obgleich meine Freunde im Magistrat waren, ja, als diese mir es sagen ließen, reiste ich nach Frankfurt. Ich bin nicht wieder eingetreten, weil die Versammlung in der Auflösung und unsre Partei in der Welt zerstreut ist.

Die badische Bewegung ist nicht ohne Hoffnung. Das preuß. Militär ist in der Auflösung, Würtemberg u. Hessen werden sich anschließen u. Frankreich reformiert sich und erklärt den Krieg an Östereich und wird ihn in 14 Tagen an Preußen erklären müssen. Der Prinzipienkrieg ist eröffnet. Wird er rasch genug von unserer Partei aufgenommen, so ist er in 2 Monaten siegreich für uns beendet.

Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Empfehlung an Ihren Bruder.

Vielleicht wird ſie mir nützlich, doch glaub ich, daß die europäiſchen und unſre Geſchicke ſich früher auf dem Kontinent entſcheiden, als ich nach England vertrieben werde.

Die hieſige proviſoriſche Regierung gab mir den Auftrag, als Geſchäftsträger nach Paris zu gehen. Der Landesausſchuß nahm ihn wieder zurück. Eben erwarte ich meinen Schwager W. Düffer, der hier iſt, u. mit dem ich vielleicht meinen Nachfolger im Amt begleite. Unſer Schickſal hängt wieder an Paris. Die Tyrannen wären nicht ſo unverſchämt, wenn Odil. Barrot nicht ein ſolcher Verräter wäre.

Bleibe ich hier, ſo werde ich mich bei der Leitung der hieſigen Staatszeitung beteiligen, doch halte ich es für wahrſcheinlicher, daß ich reiſe. Die hieſigen Verhältniſſe erlauben einem Fremden jetzt höchſtens in militäriſcher Hinſicht eine Wirkſamkeit. Es iſt alles andere in badiſchen Händen u. freilich der Krieg iſt da; es gilt Schlachten zu gewinnen u. vorläufig Geld und Soldaten zu ſchaffen. Die Zeitung ſelbſt iſt nicht hoch anzuſchlagen, die Verhältniſſe brechen überall, und es iſt kaum Zeit, die Fakta, viel weniger die Anſichten zu leſen. Dennoch iſt die Darſtellung der Fakta von Wichtigkeit, u. die deutſchen Zeitungen ſind wieder alle in den Händen gemeiner Bedienten des Despotismus. Die unſrige werden ſie bald verbieten.

In Leipzig habe ich eine Broſchüre geſchrieben: Der Volksſtaat und der ſozial-demokratiſche Freiſtaat. Sie wird nur 5 Bogen ſtark, iſt bereits gedruckt und enthält in möglichſt präziſer Faſſung alle jetzigen revolutionären, ſocialen, politiſchen u. idealen Fragen. Ich habe ſehr ungern den Schreibtiſch verlaſſen, um die hoffnungsloſen Leipziger Volksverſammlungen zu leiten; aber es iſt unmöglich, ſich in ſolchen Augenblicken ſelbſt einem verlorenen Poſten zu entziehen. Auf die Broſchüre leg ich viel Gewicht. Die Sächſiſche Bewegung kannte ich von vornherein als eine unhaltbare Vorpoſtenaffaire. Für Deutſchland entſcheiden jetzt die Militärrevolten. In Holſtein, in Berlin und überall in der preußiſchen Armee werden ſie noch weiter ausbrechen als es bisher geſchehen iſt. Man erfährt die Einzelheiten nicht alle, die univerſelle Bewegung läßt ſich nicht verbergen. Gleichwohl wird es nötig ſein, die Preußen im offenen Felde zu ſchlagen u. ſo giebt es denn jetzt nur 2 Lager: das despotiſche und das demokratiſche.

Auch ohne meine Teilnahme an den Leipziger Volksverſammlungen für die Rettung Dresdens hätte ich Leipzig verlaſſen müſſen. Der Rhein iſt unſre Theiß u. ehe wir ganz geſiegt haben, ſehe ich die Elbe und die Spree nicht wieder.

Ich denke darauf, Agnes, die ihre Niederkunft Ende Juny erwartet, von Berlin wegzunehmen. Ich will es heute noch zu einem beſtimmten Projekte bringen. Ich denke an Belgien, wo ich Freunde habe und wo ich immer bei ihr ſein kann, ſowie die Geſchäfte es erlauben.

Im Einzelnen u. meinen häuslichen u. ökonomiſchen Verhältniſſen bin ich natürlich von dieſer Bewegung ſehr hart mitgenommen. Die Zerſtörung der Zeitung u. der Buchhandlung, beides iſt nun wohl ſo gut wie entſchieden. Das Haus Hohenzollern hat mir jetzt zum 4ten mal meine Etabliſſements und den ganzen Fonds derſelben confiſziert, die Jahrbücher, die Buchhandlung, die Zeitung und die Druckerei in Berlin. Die deutſche Nation wird dieſen Raub ſchwerlich erſetzen; die einzige Satisfaktion für mich wird ſein, daß das Haus Hohenzollern durch dies Verfahren ſich ſelber außer Beſitz ſetzt; u. ſo werde ich wahrſcheinlich ſehr bald, wenn keinen Erſatz, doch die tragiſche Gerechtigkeit erleben.

Im Ganzen ſteht die Sache der Revolution beſſer als je. Die Ruſſen ſind bereits von den Ungarn decimiert. Rußland und Öſtreich werden durch Polen und Ungarn, Preußen wird durch Deutſchland und Frankreich aufgelöſt. Das iſt der Sinn des jetzt entbrannten Weltkriegs. Sein Ausgang iſt nicht zweifelhaft. Die Ideen der Revolution ſind überall im feindlichen Lager, die Feinde haben keine Sympathieen in dem unſrigen. In Berlin, in Warſchau, in Wien, ja in Petersburg wünſcht man die Niederlage derer, die von dort gegen die Freiheit ausziehn u. mit einem ſolchen Volkswunſch im Rücken konnte ſelbſt Napoleon nicht ſiegen, noch viel weniger dieſe Simpel!

Herzliche Grüße! Der Ihrige A. Ruge.

Liebe teure Freundin! (Berlin den 19. Juni 1849)

.... Ruge iſt noch in Paris u. wohnt *54 rue Grenelle St. Germain, Hôtel Bellevue;* er ſcheint auserſehen zu ſein, überall wohin er kommt, Augenzeuge der verunglückenden Revolutionen u. der Niederlagen ſeiner Partei zu ſein. Ich denke, dies wird ihn am erſten von den Illuſionen heilen, die Sie ihm Schuld geben, obwohl er ſolch unverwüſtlicher Idealiſt iſt, daß er wohl nie anders können wird, als immer das Große u. Edle in ſolchen Bewegungen herauszufinden u. zu fühlen und darauf die Siegeshoffnungen zu gründen ....

Liebe Freundin! (Berlin 6 Juli 1849)

.. wo Ruge iſt, wiſſen Sie! verdankt er doch Ihnen u. Ihrer freundlichen Vermittlung das angenehme Aſyl, was er vorläufig gefunden. Meine Bitte an Sie geht dahin, ihm beifolgenden Brief unter der Adreſſe Ihres Herrn Bruders zukommen zu laſſen, es iſt gar zu wohltätig, durch die Hand der Freunde mit einander verkehren zu können, ſtatt durch ſchwarze Poſtkabinette und ſpionierende Officiantenaugen.

Verehrte Freundin! (London 10 Juli 49)

... Als ich Ihren Brief in Carlsruhe erhielt, der nach Frankf. adreſſiert war, fürchtete ich nicht, daß die demokratiſche Sache ſo weit herunter kommen

würde, u. in kurzem mußte ich ſelbſt Paris verlaſſen, um nicht ſchändlich u. ohne allen Grund verfolgt zu werden ... Die Sympathien des engl. Volks für die Ungarn, die auf dem Continent Senſation machen, werden leider den Ungarn nichts nützen, da die Regierung nicht zugreifen will. Der Ruſſe hat freie Hand. Wir müſſen alſo hoffen, daß die Ungarn allein mit allen dieſen Barbaren fertig werden.

Ich werde ſobald nicht wieder zurückkönnen, die Tyrannen müßten denn wider ihre Gewohnheit eine Amneſtie erlaſſen. Wir ſtudieren darauf, wie ich hier eine Poſition kriegen könnte, ich fürchte, dieſe Bemühungen ſind vergeblich. Vielleicht zieht mein Schwager hierher u. wir leben einige Monate zuſammen. .... Heute habe ich Cobden geſehen, der hier die Entwaffnungsmotion gemacht hat. Er iſt ein vernünftiger Mann und intereſſierte ſich lebhaft für alles was ich ihm über den Continent mitteilte. Er iſt einer der Eigentümer der *Daily News;* doch ſcheint er ſich gar nicht damit zu befaſſen. Ich hätte große Luſt, zu dem Blatt in ein Verhältnis zu kommen; ſehe aber noch nicht, wie das zu machen iſt. Ihr Bruder hat mir bei einem Artikel gegen Lamartine eifrig geholfen. Wir hofften ihn heute in der Zeitung zu finden. Er iſt aber nicht erſchienen. Vielleicht kommt er noch morgen.

Die deutſchen Angelegenheiten kommen immer mehr in Verwirrung u. Preußen ſchließlich gewiß in die traurigſte Lage, von allen gehaßt, von den meiſten Menſchen verachtet. Und dabei muß man leider zugeben, daß dieſer hochmütige, haſſenswerte Charakter, der jetzt dominiert, ſehr preußiſch iſt. Es iſt ein ſtarker, raſcher Umſchwung nötig, man ſieht noch nicht, wo er ſeinen Anfang nehmen wird ...

Hochachtungsvoll der Ihrige A. Ruge.

Meine liebe gute Phina! (Berlin d. 13 Sept. 1849)

Der Entſchluß der Auswanderung ſteht feſt, das Wenn u. Wie hängt noch von den dazu nötigen Möglichkeiten ab. Ruge hatte neulich Luſt, noch im Oktober die Fahrt zu wagen .. mein Wunſch ginge auf Brighton, denn in London wird es zu teuer für die ganze Familie ... Agnes Ruge.

Verehrte Freundin! (19 Oktober 49)

London habe ich plötzlich verlaſſen. Ich blieb bis auf den letzten Termin, wo ſich meine Finanzangelegenheiten in Deutſchland entſchieden, in England aber immer nichts als vage Ausſichten darboten. Ihr Bruder hat ſich wahrhaft aufgeopfert. Er hat mit mir überſetzt, er hat ganz allein überſetzt, was ich geſchrieben hatte. Die Engländer waren entzückt, wenn man es ihnen mitteilte, aber ſie nahmen es nicht auf. Meine Freunde machten neue Ar-

tikel, in denen ſie meine verballhornten u. dann ſagten ſie, ſo wollten die Engländer es haben. So hatte ich geſagt, der König von Preußen hätte geſchworen, kein Blatt Papier zwiſchen ſich u. dem Himmel zu dulden. „*Hors de la loi!*“ Ein Engländer, dem das Franzöſiſche imponierte, nahm den Satz ganz außer jeder Verbindung, aber gegen den König.

Am Sonntag 9. Sept. war ich in Sydenham bei Robertſon (Pym). Er wünſchte ſehr, ich möchte mit ihm arbeiten. Die Sache wäre gegangen, wenn ich allein geweſen wäre. So aber konnte ich nie ſo viel erwerben, als die Familie in England brauchte. Ich mußte zuerſt fürchten, daß ein neuer Aufſatz wieder das Schickſal der alten haben würde, und konnte ſodann nicht länger anſtehn, meiner Frau zu ſchreiben, wohin ſie ſich wenden ſollte, denn Michaelis mußte ſie ausziehn. Ich hatte mit Robertſon verabredet einen Aufſatz für eine Revue zu ſchreiben: *The Prussian Revolution.* Den brachte ich ihm. Die Einleitung war natürlich eine Schilderung des Preuß. Despotismus mit hiſtoriſchen Belegen ſeit Friedr. II., lauter weltbekannte Fakta. *That is very good! O, is it possible! Dear me!* rief mein Freund aus. Ich fragte ihn, ob alles klar wäre? O, nur zu klar, rief er wieder, aber das iſt alles durch und durch republikaniſch. Man muß es alles ins Whiggiſtiſche überſetzen, ſonſt nimmt es keine Revue an. Ins Whiggiſtiſche? d. h. in den Royalismus, d. h. in die alte Art und Weiſe, wobei der Despotismus mit Reverenz behandelt wird. „Es lebe S. Maj. unſ. allergnädigſter König und Herr!“ Tuſch! — Nun, u. dazu iſt Robertſon ſelbſt ein Republikaner, der, wie die Whigs noch von ihm druckten, 25 £ die Woche, jetzt nur 3½ £ verdiente, weil die Whigs ihn aus ihren Journalen verbannt haben. Es iſt doch wohl klar, daß ich u. er die Metamorphoſe nicht durchgeſetzt hätten. — Nichtsdeſtoweniger wollte ich mit ihm nach Brighton gehn, wenn nur Eins meiner Projekte für Berlin u. Leipzig gelang. Aber am Montag 10. September bekam ich 2 Briefe, einen von meinem Commis, dem Flunkerer, u. den anderen von Agnes. Weder der Verkauf der Buchhandlung noch der der Druckerei war möglich, u. eine Hoffnung, für eine große oppoſitionelle Zeitung, die unter Rodbertus Auſpizien erſcheinen ſollte, die Londoner Artikel zu erhalten, verſchwand, weil die Zeitung nicht zu ſtande kam.

Ich ging daher ſofort mit dem Hamburger Dampfboot nach dem Continent und wohne nun mit meiner Frau u. der kleinen Familie auf dem Lande *in silentiis* ſo lange bis die ſächſiſchen Affairen beigelegt ſind und die Geſchäftsſachen ſich abgewickelt haben.

In einigen Wochen denke ich Ihnen Nachricht zu geben, daß wir auf einem neutralen Gebiet publice wohnen u. uns nicht mehr zu verbergen brauchen.

Hätte ich die Londoner Gelegenheit länger abwarten können, ſo wäre

es wohl möglich gewesen, dort Fuß zu fassen. So aber war es dringend nöthig, die ökonomischen Angelegenheiten mit meiner Frau persönlich zu beraten u. zu ordnen.

Die öffentlichen Angelegenheiten sind abscheulich. Die geheimen oder vielmehr die gewaltsam ins verborgene gedrängten Bewegungen brauchen Zeit, um das Reich des Satans noch einmal zu stürzen. — Haben Sie den Aufsatz: „Die Ordnungsstifter" in der Westd. Zeitung gelesen? — Die demokratische Zeitung, die in unserer Druckerei gedruckt wird, scheint wenig verbreitet zu sein, leider unterstützt die Partei ihre eigenen Organe nicht. — Ich denke, diesen Winter recht fleißig zu sein. Bitte legen Sie die Briefchen an Ihren Bruder mit ein nach London. Agnes grüßt Sie tausendmal. Das kleine Frauenzimmer ist sehr liebenswürdig und fidel.

Von Herzen Ihr A.

Liebe verehrte Freundin! (Brighton den 21. Febr. 1850)

. . . (Würden wir durch nichts anderes an Sie erinnert) — so ist es die Anrede der Leute, denn Ruge hat sich erlaubt, ohne Erlaubnis, Ihren Namen für unser Incognito anzunehmen, ich bin also immerzu Frau Dr. d'Alquen, was mir oft recht spaßhaft vorkommt . . . Ist Amerika zu vermeiden — so tun wir es gern; bliebe aber keine Wahl, dann frisch zu, es wird ja auch gehn . . . Agnes Ruge.

Bremen 20. Mai 1850 (Adresse: Dr. d'Alquen, hinterm kl. Barkhof)

Teure Freundin, wenn das Glück gut ist, seh' ich Ihren Bruder in Kurzem wieder. So wie nämlich Bussenius hier gewesen ist, u. ich unsre Leipz. Angelegenheiten mit ihm geordnet habe, werd' ich noch einmal nach Old England zurückgehn u. zwar nach Manchester — wenn die französischen Anlegenheiten sich in die Länge ziehn. Darnach sieht es jetzt aus. Doch man kann nicht wissen.

Ihre Betrachtungen über die „Demokraten" haben mich sehr interessiert. Die heiße, dramatische gräßliche Partie der Revolution, die in Paris, Ungarn, Italien, Wien gespielt hat, gehört nicht zu meinen eignen Anschauungen. Darin ist Herzen (Iskander vom and. Ufer) anders dran. Er war im Juni in Paris. Die Novelle legt es darauf an, dem Helden durch den Ausbruch der Revolution ein Vaterland zu geben u. durch die Contrerevolution es ihm sogleich wieder zu rauben. Wir haben nur so lange national gelebt, als wir revoltiert haben. Daher der ursprüngliche Zwiespalt zwischen Franziskus Heimat der Freiheit und zwischen dem Aufgehn in eine heimische, wertvolle Welt. Alles Übrige ist Nebensache u. Consequenz.

Dieses Thema ist tragisch, wenn man die Revolution verloren giebt, wenn

man aber vollkommen klar darüber ist, daß dies erst ihr Anfang ist, so hat der ganze Verlust nur einen provisorischen Sinn.

Aus Herzens vom andern Ufer hab ich erst einige Bruchstücke gelesen. Ihn selbst lernte ich kennen vor dem 13. Juni 49. Er ist in der Novelle der Russe bei Mr. Therbeville. Ich habe ihn treu geschildert. Sie können daraus sehn, daß die Tragödie nicht eigentlich sein Naturell ist. Eine sehr liebenswürdige Natur und dazu voll guter Einfälle. Bussenius wird mir das Buch morgen wohl mitbringen.

23. Mai. Eben trifft hier im Beiblatt der Zeitung eine detaillierte Nachricht von dem Versuch, den König von Preußen zu erschießen ein. Die Sache macht wenig Aufsehn. Man ist aber gespannt, was die Ultras der Preußenpartei damit anfangen werden und wer der Schütze eigentlich ist. Die Z(eitung) f(ür) Nord) D(eutschland) sagt, es sei ein verabschiedeter Offizier.

In Preußen wird schwerlich aus andern als aus Privatmotiven dergleichen vorfallen. So war es mit dem Bürgem. Tschech, so wird es sicher wieder sein. Jener ein disgustierter Beamter, dieser wahrscheinlich ein disgustirter Militär. Übrigens ist beidemale die Methode der Angreifer, sich völlig preiszugeben und Leben um Leben zu setzen, eine sehr gefährliche gewesen und deswegen das arme Opfer auch beide Male wirklich verletzt worden.

Ich schreibe jetzt an den Memoiren von 47—50. Da muß ich denn leider wieder fürchten, Sie mit dem Ton zu verletzen. Ich werde sie durchweg einfach u. manchmal um der Ironie willen naiv schreiben, man kann es nicht klar und nicht dumm genug machen. Aus der Dummheit werden die Leute dann wieder klug.

26. Mai. Eben hab ich eine lange Epistel, die eine ganze Geschichte unsrer Philosophie enthält an Fanny Lewald fertig geschrieben. Sie fragte Stahr: was denn eigentlich meine Bücher enthielten? Darauf hab ich geantwortet: Philosophie u. Revolution. Beides ist das nämliche. Diese Antwort ist möglichst populär gehalten, obgleich Dula (?) sie immer noch nicht populär im eigentlichen Sinne findet. Ich habe die Fanny etwas, aber nicht stark ironisiert. Ob sie es nicht übel nimmt?

Heinzen macht sich überall fatal u. unbequem mit seinen albernen Abstraktionen. Konnte er in der Schweiz nichts Gescheidtes finden, so entdeckt er nun vollends in England nur Widerwärtigkeiten. Nicht besser war es in Nordamerika, und in Carlsruhe fehlte ihm wenigstens der Name: Republik. Er wollte ihn proklamiert haben, obgleich der deutsche Philister die ganze Sache, aber nicht den Namen wollte. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß er in seinem naturwüchsigen Eigensinn keine Belehrung annimmt.

Wie Deutschland ohne die Emigration fertig werden soll ist schwer zu sagen, noch schwerer, wie es mit ihr zu etwas Vernünftigem kommen soll.

Sie haben keinen Begriff von der Verworfenheit der Communiſten Ztg. (?) u. doch ſind dieſe Schufte nicht ohne Anhang.

Die franzöſiſche Bewegung macht langſame Fortſchritte; ſollte der Zar nicht einen dummen Streich machen? Faſt ſcheint es ſo .....

Ganz der Ihrige A. Ruge.

Liebe teure Freundin! (Bremen den 25. Aug. 50)

... Die Vertreibung von hier geſchah auf gewaltſame Weiſe durch die ungeſtümen Forderungen meines glorioſen Vaterländchens, u. hätte nicht ein guter Freund den Verräter geſpielt, ſo wär jetzt vielleicht meine ganze Lebensfreude dahin, und eine einſame Kerkerzelle mehr, die einen Freiheitsmärtyrer umſchließt .... Der „Demokrat" hat nirgends recht gefallen, auch bei den Freunden nicht, was ſollen nun erſt die Gegner dazu ſagen? Er muß alſo doch wohl nicht recht gelungen ſein .... Agnes Ruge.

(Brighton den 16. Sept. 50)

.... Es wird Ihnen auch Freude machen zu hören, daß R. dieſe Woche den Anfang macht, als Lehrer des Deutſchen aufzutreten, dem Anfang folgt vielleicht ein glücklicher Fortgang, ſo daß die Hiobspoſten aus Leipzig u. Berlin uns bald weniger zu erſchrecken brauchen. Ich ſelbſt hatte große Luſt mich in ähnlicher Weiſe zu verſuchen, beſonders ſolange ich nicht engliſch kann, etwa die Converſationsübungen zu leiten, und wir beide finden in dieſen Plänen ganz unverhofft die freundlichſte Unterſtützung von Seiten Ihrer hieſigen Verwandten, wie denn überhaupt die Familie d'Alquen auserkoren zu ſein ſcheint, uns überall nichts wie Gutes zu erzeigen! ... Sollten Sie, liebe Phina, auf Ihrer Reiſe nach Schleſien über Dresden kommen, ſo würden Sie mir u. meiner Mutter große Freude machen, dieſelbe zu beſuchen (Kammerrätin Nietzſche vor dem Rammiſchen Schlag Nr. 43). [Zuſatz von Ruges Hand: „Die Dresdner Familie iſt hochrot reaktionär! Keine Politik! antik! antik! antik!"] Agnes Ruge.

Nachſchrift von Arnold Ruge:

Mit dem Courier von London, teure Freundin, werden Sie einen Brief von mir bekommen haben. Sollten Sie wirklich nach Schleſien kommen, ſo ſuchen Sie doch in Breslau Dr. Stein, Mitglied der Berl. Nat. Verſ. auf, bringen Sie ihm meine Grüße und ſagen Sie ihm, daß ich mittlerweile die Engländer über Deutſchland aufkläre u. z. durch einige Wochenblätter unter deren Redakteuren ich Freunde habe: *The Standard of Freedom* (John Pym) — *The Leader* (Mr. Stansfeld). Stansfeld iſt im italieniſchen Comité zur Hülfe der Italiener u. mit Mazzini befreundet. Der *Leader* publiziert die offiziellen Dokumente des *Proscrit*. Der *Proscrit* iſt

2 mal erschienen: die 3te Publikation hat Schwierigkeiten in den Pariser Preßgesetzen gefunden; ist aber jetzt im Werk. Die Fraternisierung der Emigration von Italien, Polen, Deutschland, Ungarn u. Frankreich ist sehr wichtig. Sobald der *Proscrit* feststeht u. das Comité mehr Boden gefaßt hat, werden die deutschen Emigranten, die nicht den Intriguanten u. Schuften, welche Communismus spielen, in die Hände fallen, sich dieser Propaganda der Verbrüderung aller Nationen erschließen. Die Breslauer Demokraten könnten wohl eine Zustimmung zu der „heiligen Allianz der Völker" an uns gelangen lassen. Durch Henri Rogge, Stintbrücke, Bremen (Cigarrenhandlung) erhalt' ich sichere Briefe, auch wohl durch Ihren Bruder direkt, doch bricht man in Berlin alle Brightoner Briefe auf, seit ich hier bin. — Ich treibe nichts als englisch und werde in einigen Monaten selbst ein Journal mitredigieren. Bis jetzt hab ich nur so viel eingesehn u. gelernt, daß es möglich ist. Der Plan liegt schon vor und geht von Capitalisten aus, nicht von uns. Die Aufklärung über den Continent macht reißende Fortschritte. So demokratisiert sich England u. wir werden die Scenen von Bankside im Großen erleben.

Ihre Brüder sind sehr freundlich mit uns. — Von ganzem Herzen der Ihre

Arnold Ruge.

Verehrte Freundin (Brighton den 14 August 1860)

Vorigen Winter war ich so tief in den Buckle vergraben, daß ich viele meiner Freunde mit Briefen vernachlässigte. Richard mußte gerade nach Wien u. Prag u. ich wies ihm immer das Honorar zu den vierteljährlichen Wechseln an, so hatte ich auch einen äußerlichen Antrieb in den Ferien den Wälzer vom Halse zu kriegen, u. mit Agnes Beistand, der ich dictierte u. die so hübsch leserlich schreibt, gelang es. Darauf kam die Broschüre: „Die drei Völker und die Legitimität" daran, die Sie Sich von O. Meissner in Hamburg schicken lassen müssen. Ich wollte dem Nationalverein unter die Arme greifen, wie das nun aber mit einem Betrunkenen geht, er will meinen Arm nicht annehmen u. zieht es vor in die Gosse zu fallen — in die Gosse des Gothaertums und der Halbheit.

Nun ich habe versucht, das verdrießliche Wort: „Mediatisieren durch die Nationalversammlung" auszusprechen. Es wird sich schon noch Einer damit berühmt machen, daß er den Antrag stellt, der hoffentlich Vielen im Kopfe brummen wird. Der Nat. Ver. hat erklärt: „noch nicht!" Die Volkszeitung: „Wenns möglich wäre, hätten wir nichts dagegen." Was die Übrigen gesagt haben, weiß ich nicht. Doch sehe ich, daß eine ...(?) Zeitung in Berlin 8 Artikel gegen die Broschüre geschrieben hat, mehr kann man billiger Weise nicht verlangen.

Hier in Brighton bin ich ziemlich wider Willen zum Direktor einer

Actiengeſellſchaft avanciert, die eine Dampfpreſſe, ein tägliches u. ein Dutzend wöchentlicher Journale errichtet. Einige von den wöchentlichen ſind ſchon im Gange ....

Garibaldi u. die Sic. Bewegung hat nun wieder Alles für ſich gewonnen, u. Öſtreich wird ſaure Arbeit haben gegen den Strom zu ſchwimmen, ſelbſt wenn unſer Ritter von La Mancha ihm auf dem Roſſe der preußiſchen Legitimität zu Hülfe reiten ſollte ...

In alter Freundſchaft unwandelbar der Ihrige Arnold Ruge.

Von der Brüderſchaft der Roycrofter.

Von Julia Wirth-Stockhauſen in Berlin.

Komme ich einmal in meinem Leben nach Amerika, dann klopfe ich auch bei der Roycroft-Herberge an und will mich dort im „Emerſon Room" oder im „Ruskin Room" am Kaminfeuer niederlaſſen. Aber was träume ich da! Ich ſuche mir in Gedanken mein Zimmer aus, als ob ich im vergangenen Jahr ſchon einmal dageweſen wäre und mir nun mein altes trauliches Zimmer aufs neue zur Wiederkehr beſtellte, und iſt doch ſo weit dahin! erſt übers große Waſſer nach Newyork, von da weiter nach Buffalo, und nun bin ich erſt in der Nähe von Eaſt-Aurora, wo Elbert und Alice Hubbard leben. Sie haben dort ein großes Anweſen begründet und ſind die Seele der „Roycroft Fraternity". Eaſt-Aurora iſt ihr Werkplatz und als Wappenſchild, freilich unſichtbar, hängt ein „H" über dem Haus: Haupt, Herz und Hand iſt die Dreieinigkeit, die ihre Arbeit ſchirmt. Sind die nicht ineinander verwirkt, dann trägt Arbeit nicht Frucht, ſagen ſie .....

Allerlei Hefte von Zeitſchriften, die ſie herausgeben, ihre Kataloge, ein Reiſebericht und Briefe von Alice Hubbard ſind durch einen freundlichen Zufall auf meinen Schreibtiſch gekommen und geben ein vielſeitiges Bild von dem, was die Roycrofter für eine Art Menſchenkinder ſind und was ſie wollen. Sie wollen Gutes und tun Gutes; ſollte ich nicht auch etwas Gutes zu tun verſuchen, indem ich von all den Blättern etwas ausplaudere?

Wie Elbert Hubbard ſich und ſein Wollen durchzuſetzen wußte, iſt wohl wert bei uns bekannt zu werden. Nicht die einzelnen Ideale, die er in den Menſchen zu erwecken hofft, ſind ſo neu für uns, aber das Zuſammenſchließen und Vereinigen einer ganzen Anzahl in praktiſcher Durchführung, das iſt das Intereſſante und das Charakteriſtiſche an der Arbeit der Roycrofter, deren Präſident er iſt. Hubbard fing vor ſechzehn Jahren allein an; er druckte eine kleine Zeitſchrift, fand Leſer, und gewann dadurch ein kleines Kapital. Was ihm wertvoller war, er gewann Freunde für ſeine

Sache. „Roycroſter“ nennen ſich alle, die ſich ihm angeſchloſſen haben. Der Name ſtammt von Samuel und Thomas Roycroſter, die im 17. Jahrhundert eine Druckerei in England hatten. Ihr Glaubensbekenntnis ruht in der Gewißheit, daß das Leben uns zur Freude da iſt; daß unſere Arbeit unſer Glück, ein einfaches Leben das edelſte, und ein Zuſammenleben mit der Natur etwas Göttliches iſt. Der Werktag iſt ihnen vor allem heilig! Jeder Tag iſt dazu da, gelebt zu werden! Selbſtändigkeit für den Mann wie für die Frau fordern ſie als Grundlage für eine geſunde Entwicklung der Geſchlechter.

Iſt der Mann oder die Frau die Krone des Menſchengeſchlechts? Keines von beiden. Gleichwertig ſind ſie, ſie ſind einander ebenbürtig —, und ſie ſind voneinander abhängig.

Ihre erſte Anforderung an den Menſchen — und die Roycroſter ſtellen eine ganze Menge Anforderungen an unſere Perſönlichkeit — iſt: „Arbeite“! Arbeit für den Mann, Arbeit für die Frau. Sie ſelbſt haben als erſte die Konſequenzen gezogen und haben ſelbſt gearbeitet. Beide, Elbert und Alice Hubbard, haben Bücher geſchrieben; um einige Themen zu nennen: über William Morris, Thomas Jefferſon, über Jeſus, Eſſays über Liebe, Leben und Arbeit; ein Werk über Frauenarbeit und anderes; ſelbſtverſtändlich treten ſie in ihren Schriften mit ihrer Lebensphiloſophie hervor. Aber Bücher ſchreiben genügt nicht; ſie müſſen gedruckt und verlegt werden — alſo drucken und verlegen ſie ſelber. Noch mehr: ſie machen ihre Bucheinbände ſelber, ſie ſchneiden kunſtvolle Initialen, Randleiſten, preſſen Leder und binden darin ihre eigenen Werke und die ihrer Freunde ein; und nun das Wichtigſte, ſie verkaufen ſie. Aber nicht in Buchläden, nur direkt durch ſie ſelber kann man die Roycroſter Schriften erhalten; denn ſie wollen wiſſen, wer kauft. Sie wollen dieſe Menſchen kennen, wollen ſie brauchen; denn ſie verlangen ja Arbeit, Arbeit alſo auch von dem, der ihr Buch lieſt, und wer weiß, ob er nicht Künſtler iſt und etwa für ſie neue Einbände entwerfen würde! Wer weiß, ob er nicht der Roycroft-Brüderſchaft angehören will! Und auf dieſe Weiſe haben ſie ihre Helfer gefunden. Im Laufe der Jahre gaben ſie zwei Zeitſchriften heraus, da kamen immer mehr Helfer.

Die zweite Anforderung iſt Geſundheit, die dritte Glück, die vierte Nächſtenliebe.

Am Chautauqua-See, ebenfalls im Staate Newyork gelegen, verſammelt ſich alljährlich eine Sommerſchule. Wiſſensdurſtige Menſchen aller Stände, die ihre Erholung darin finden, während der Ferien Neues zu lernen, ſich nicht nur körperlich, ſondern auch geiſtig zu erfriſchen, können dort Literatur, Kunſt und andere Studien betreiben. Auch die Brüderſchaft der Roycroſter hat dort eine alljährliche *„assembly“*. Geſundheit, Glück und Nächſtenliebe umgibt ſie dort. Die Roycroſter erfüllen als erſte, was ſie von anderen fordern.

Viele vermögen mehr als der Einzelne. Darum streben die Roycrofter danach, Viele für eine Sache, eine Sache für Viele arbeiten zu lassen. Sie geben wiederum das Beispiel selbst. Alles was sie an Nahrungsmitteln zur Unterhaltung von 300 Personen in einem Jahr brauchen, beschaffen sie eigenhändig. Auf der Farm in East-Aurora haben sieben Monate hindurch sechs Leute, und während der übrigen fünf Monate drei Leute täglich gearbeitet und aus den Angaben, was sie aus der Viehzucht gewonnen, was sie an Gemüsen und Obst geerntet haben während eines Jahres, geht hervor, daß sie nichts einzukaufen hatten und die Zwischenhändler zu ihrem Vorteil umgehen konnten. Man sieht, die Organisation ist durchdacht, und bei all dem Guten, was sie tun, haben sie die geschäftliche Seite nicht vernachlässigt. „Was das Leben so kostspielig macht," sagt Hubbard, „sind nicht die Ausgaben, die wir notwendigerweise machen müssen, sondern der wirkliche Verlust besteht in den Werten, die durch unrationelle Ausnützung verloren gehen."

Die Roycrofter haben eine Knabenschule. Ziel des Unterrichts ist, Knaben für das praktische Leben vorzubereiten. Sie werden zum Beispiel in Gemüse-, Obst-, Getreidezucht unterwiesen, in der richtigen Behandlung von Tieren; auch in den geschäftlichen Dingen erhalten sie Belehrung.

Sie haben eine Herberge: *„The Roycroft Inn"*, in der Elbert und Alice Hubbard auch leben. Die Gastzimmer sind nach bedeutenden Menschen genannt; alle Möbel, aller Hausrat wird nach eigenen Entwürfen in eigener Werkstatt gearbeitet. Sie verkaufen auch ihre Sachen an Liebhaber. Freilich sind die Preise für die Käufer keine niedrigen, was auch vollkommen richtig ist. Die Werkstätten für Deutsche Handwerkskunst, und ähnliche Unternehmungen bei uns, die die Möglichkeit bieten, zu erhöhten, aber gerechten Preisen schöne charaktervolle Stücke zu erwerben, müssen eben ihre Künstler bezahlen, und die Roycrofter honorieren selbstverständlich ihre Mitarbeiter auch. Denn sie haben ja Einnahmen, aber alles, was die Roycrofter verdienen, wird abermals für Roycrofter angelegt und verwandt. In diesem Sinn wird auch die vor sechs Jahren begründete Bank geleitet. Die „Roycroft Fraternity" verfügt heute über ein Kapital von zirka einer halben Million Dollars. Obligationen oder Hypothekenbriefe haben sie nicht ausgegeben. Sie gewähren für Geld, das ihnen anvertraut wird, vier vom Hundert, treiben keinerlei Spekulation damit und dehnen ihre Unternehmungen immer nur so weit aus, als ihre Barmittel es ihnen gestatten. Sie verleihen Geld an Roycrofter, die sich Eigenwohnungen bauen wollen oder große Unkosten durch Landbebauung und dergleichen haben. Ich las die Anzeige dieser Bank in einer Zeitschrift und will sie als Beispiel für die Art, wie sie ihre Reklame betreiben, anführen. Am Schluß des Textes heißt es: „Sie werden eingeladen, ein Bankkonto bei uns zu eröffnen, für Sie persönlich,

für Ihren Jungen oder für Ihre Tochter. Ein Bankkonto ist ein Erziehungsmittel." Ich glaube, dieser letzte Satz auf einer deutschen Reklame wäre etwas Neues; jedenfalls fällt ein solches Wort eher angenehm als unangenehm auf, denn es ist keine aufdringliche Anpreisung, sondern eine Wahrheit ist hier geschickt und bei aller Einfachheit nachdrücklich vielen vorgehalten.

Auf politischem Gebiet sind sie Freunde des Friedens und der Gerechtigkeit. Keine Fehde! Schiedsgerichtsspruch wenn irgend möglich, und Angriff nur dann, wenn das Volk in seiner Gesamtheit mit seinen Frauen dafür gestimmt hat. Sie verlangen sowohl eine Besteuerung des Kirchenvermögens wie aller privaten Unternehmungen (die keinen Zuschuß vom Staate erhalten) erzieherischer wie philanthropischer Art.

Blättere ich in dem Katalog der kunstgewerblichen Abteilung, so verwirklichen die Abbildungen die schönen Leitsätze, die Hubbard bei allen handgearbeiteten Dingen angewandt wissen will: „Kunst ist die Freude des Menschen an dem Gegenstand, den er schafft. Wie dem Künstler die Schöpferstunde eine frohe ist, so wird sein Kunstwerk Freude auslösen bei dem, der es empfängt." Die Bilder zeigen, daß die Lederarbeiter, die Metallarbeiter, die Glaser und die Drucker Künstler sind, ja, Roycrofter sind sie. Alles was dort mit der Hand gearbeitet wird, ist nur einmal vorhanden. Man sieht die Eigenart des Künstlers dem Stücke an, das man erfreut zum Schmuck des Hauses, zur Erholung der Augen erwirbt.

Ein Buch von Alice Hubbard liegt vor mir. Es ist mir ein liebes Geschenk. Es hat nur 157 Seiten, aber der Buchkatalog verrät, daß es zwei Dollar gekostet hat! Wie schön sind aber auch diese Seiten gedruckt! Eine große breitausladende Type; ich habe beim Lesen immer ein wohltuendes, ja fast beruhigendes Gefühl gehabt; da stehen die Buchstaben so klar, so flüssig auf dem rauhen dicken Papier, daß die Augen während des Lesens fast keine Arbeit zu leisten haben! Die Farbe des Druckes ist olivgrün, auf leicht gelb gefärbtem Blatt; die Initialen in verstärktem Goldgelb sind groß und ährenumwunden, in einfachen Linien vor die Kapitelanfänge gesetzt. Rings herum ein breiter Rand. Eine feine Kopfleiste trägt den Titel „*Womans Work*" leicht von Blatt zu Blatt, bis auf dem letzten geschrieben steht, wer der Schreiber des Buches ist, und im Gefolge des Autors sind die Künstler genannt, die ihre Hand daran gelegt, eh die Roycrofter es in ihrer Werkstatt zu East-Aurora zu einem Band gebunden und auf den Weg gebracht haben. Außen auf dem Halbleinenband steht nur der Titel und der Name der Verfasserin. Das schönste aber ist die erste Seite im Buch: das Porträt von Alice Hubbard. Ein geistvoller, kluger Kopf mit leuchtenden Augen und sehr ausgeprägten, tatenfröhlichen Zügen.

Tatenfröhlich! der Ausdruck paßt auch auf den Geist des Buches. Sie

will die Frauen durch ihre Worte tatenfröhlich machen. Hier mag mancher rufen: „Der Himmel bewahre uns — ſie ſind's übergenug!“ Laßt ſie rufen. — — Sind wir etwa ſoweit — um einen Punkt herauszugreifen, für den ſie mit aller Macht eintritt —, daß die Frau in pekuniärer Hinſicht unabhängig vom Manne iſt? Vereinzelte ſind es, aber die weitaus größte Anzahl nicht. Das Übliche iſt doch, daß die Frau Geld zur Auslage bekommt gegen Abrechnung. Will ſie einmal eine größere Summe haben, als die gewöhnlich verlangte, dann muß ſie ſich genau darüber auslaſſen, was ſie damit vorhat. Genau wie ein Kind, das um fünfzig Pfennig bettelt, und ſtatt des erſehnten Geldſtücks immer nur die Frage zu hören bekommt: „Wozu willſt Du denn Geld? Du haſt ja alles, was Du brauchſt!“ Und gibt es nicht viele Ehen, in denen, wär's auch noch ſo wenig, beide Geld haben könnten, und Freude an eigener Verantwortung dafür, und wo doch ein Teil die Schlüſſelgewalt auch bei der Geldkaſſette durchzuſetzen wußte? „Die Ehe wird ein Mißerfolg ſein, wenn Mann und Frau in Geldangelegenheiten nicht frei und unabhängig voneinander ſind und jeder das Recht der Freiheit des andern achtet. Unabhängigkeit in Geldangelegenheiten nimmt uns ganz und garnicht das ſchöne Gefühl, einer dem andern willfährig zu ſein, und all die tauſend Kleinigkeiten für ihn zu tun, die die Zartheit und Freundlichkeit des Herzens offenbaren. Das geſegnete Vorrecht einander zu dienen, bleibt uns für immer.“

Das iſt die Anſicht der Amerikanerin dazu.

Und ſehr berechtigt iſt auch ihre Auffaſſung von der Arbeitsfähigkeit der Frau innerhalb der Ehe. Die Frau wird ſicherlich ſofort nach der Überſiedelung in ihr neues Heim in erhöhtem Maße in Anſpruch genommen ſein und ihre allererſte Pflicht iſt, innerhalb ihrer vier Wände Ordnung und Wohlbehagen zu ſchaffen. Aber wenn einmal — vielleicht erſt nach einigen Monaten — der Haushalt wie man zu ſagen pflegt, „aufgezogen“ iſt, dann gibt es täglich Stunden, in denen ſie ſich auch auf andersartige Arbeit konzentrieren könnte. „Sollte es nicht möglich ſein, die Wirtſchaftspläne dahin zu verbeſſern, daß jede Frau, jede Mutter täglich ihren Sinn bei irgend einer Tätigkeit außerhalb des Hauſes auffriſchen und anregen könnte? Hat ſie mit dem Augenblick, da ſie die Ehe einging, aufgehört, eine Seele zu haben? Und ſind denn alle allgemeinen Intereſſen in ihr durch die Mutterſchaft erloſchen? Nie zuvor, will es mir ſcheinen, hat ſie ihren weiten ſcharfen Blick ſo gebraucht! Nie zuvor bedurfte ſie ſtarker Gedanken, wenn nicht jetzt!“ Wie viele ſollten ſich dazu aufraffen können! In allererſter Linie ihrer geiſtigen Elaſtizität zuliebe, denn die braucht der Mann. Aber auch die Furcht vor der unbarmherzig eintretenden Langeweile ſollte ſie dazu bringen; ſie iſt die Wurzel ſo mancher trüb dreinſchauenden Häuslichkeit. Die Ehe, in die beide ſo traumſelig hineinblickten, wird langſam fahl; im Grau des All-

tags, in lauer Empfindung, ſtumpfen ſich zwei Seelen aneinander ab, die noch vor kurzem Funken zündeten! Eines Tages aber, bedürftig einer heißen Regung und eines alten, lieben Gefühls, ſchauen ſie erwartungsvoll in ſich hinein, und ſiehe — nichts rührt ſich da in ihrer Seele, überall Totenſtille, Gleichmaß, ſtatt ſchlagender Pulſe. Eingelullt und tief verſenkt iſt die frühlingsfriſche Liebe . . . Gleichgültigkeit lagert über ihnen wie leisrieſelnder Nebel, der ſich ſchwer auf ihr Leben herniederſenkt.

Doch fort mit dieſer Stimmung, die uns eines ihrer Kapitel aufgedrängt hat! Alice Hubbard ſchlägt auch hellere Töne an und zeigt uns manches Ziel, das zu erreichen ſich lohnt. „Das Ziel", ſagt ſie, „haben wir wohl vor uns, aber es erreichen bedeutet nicht alles! Viel ſchwerer fällt in die Wagſchale, was wir von dem Kampf um das Ziel gewonnen haben. Ich will Euch ſagen, was das Ziel, der Preis, der Kampf, der Sieg, der Himmel, die Hölle für uns iſt: jedes iſt einzeln genommen ein Klumpen Gold, der am Ende des Regenbogens liegt. Ziel iſt: Jagd danach! Weg dahin! Es zerrinnt in Nichts, wenn du es erreicht haſt — nur die Kraft, die du an den Weg gewandt haſt, die iſt dein Preis!"

Rundſchau.

Anmerkungen zu Büchern.

Eliſabeth von Heyking: *Ille mihi*, Roman (Berlin, Paetel, zwei Bände M 10.—). Die „Briefe, die ihn nicht erreichten" waren ſo beängſtigend ſchnell berühmt geworden, daß ich ſie nicht leſen mochte; „Der Tag Anderer" lockte mich auch nicht. Nun las ich die zwei Bände von *Ille mihi* in einem Zug durch, um zu erfahren, was eigentlich an dieſer berühmten Schriftſtellerin ſei, und ich war enttäuſchter, als ich gefürchtet hatte. Der Inhalt iſt kurz beiſammen: eine achtzehnjährige Offizierstochter heiratet den älteren Baron Zehren, von dem ſie ſich, da ſie gar nicht zueinander paſſen, trennt (Band I), um einem Diplomaten, den ſie und der ſie wirklich liebt, zu folgen; er wird als Opfer einer ungünſtigen Konſtellation geſtürzt, wird ſchwer krank, geneſt aber doch, und beide ziehen ſich in die Florentiner Villa zurück, auf deren Loggia die Worte ſtehen *Ille mihi*. Band I erſcheint mir für einen Unterhaltungsroman ſorgfältig gearbeitet, wenn auch eine Sentimentalität, die ihre vorausgeſtellten Genitive aus Überſetzungen des Niels Lyhne bezieht, nicht recht zu der ſpezifiſch weiblichen karikierenden Bosheit paßt, mit der in dieſem erſten Teil alles, was preußiſcher Landadel heißt, Schwarz in Schwarz gezeichnet iſt. (Ein beſonders übles Beiſpiel: „Die Reiſenden des Mittelalters hatten Gott mit Zähren um Schutz vor den Zehren angefleht.") Selbſt auf die Gefahr hin für nicht fortſchrittlich zu gelten, ziehe ich auch bei preußiſchen Junkern das Porträt der Karikatur vor und halte mich lieber an den Fontane der Effi Briest. Kennt Frau von Heyking dieſe Kreiſe überhaupt? Man behauptet, daß ſie die der internationalen

Diplomatie kenne; um ſo erſtaunter iſt man, wie völlig ihre Feder verſagt, wenn es gilt, ſie zu ſchildern: es gibt kaum eine unſchärfere Art des Porträts als die ihre. Es werden einmal drei neue Perſonen eingeführt: der Graf Helmſtedt, ein berühmter Pianiſt und eine große Sängerin; von keiner der Perſonen erhalten wir nur einen Schimmer, wie ſie ausſehen; ſie bleiben völlig auf dem Papier. Die Verfaſſerin kann nicht erzählen; ſie faßt nur betrachtend zuſammen. Anſtatt durch Geſpräch und Beobachtung eine Handlung aufzubauen, gibt ſie, als erzählte ſie lauter längſt bekannte und längſt vergangene Dinge, ihre Reflexionen über die Handlung. Wir erfahren, dies und jenes habe ſich zugetragen, aber es trägt ſich nicht vor unſeren Augen zu; erfahren es als Mitteilung der Frau von Heyking, nicht als Handlung. Ein kleines Beiſpiel: „Sie ſelbſt (die Heldin) begann mehr an ihr Äußeres zu denken“ (S. 219). Was ſagt uns das? Gar nichts. Wir möchten ſehen, was ſie in Berlin kauft, wo ſie's kauft (denn ſie geht ſicher in Geſchäfte, die über ihrem Nadelgeld ſtehen), wieviel ſie zahlt, wie ſie ſich der Verkäuferin gegenüber verlegen benimmt, wie ſie auf die Frage, wohin man das Paket ſchicken ſolle, ungeduldig ſtottert, ſie nehme es gleich mit, wie ſie dann einem Fiaker winkt, mit ihrem neuen Hut und dem Mantel mit Perſianerbeſatz (denn ſie zieht ſich für einen Mann an, der ſie meiſt im Straßenkleide erwartet) über ihre zwei Stiegen hinaufeilt, herzklopfend, beim Licht einer düſteren Lampe probiert (das Kleid iſt jetzt auch nicht mehr elegant genug!); am andern Tag, nach dem Frühſtück (Herr von Zehren iſt wütend über eine Notiz des „Vorwärts“): „Ein neuer Mantel? Seit wann?“ „Seit — ſeit vorgeſtern, erinnerſt du dich nicht? Wir ſprachen doch davon, wie wir von Bütows wegfuhren, du meinteſt ſelbſt es ginge nicht mehr, du müßteſt dich bald mit mir genieren“ uſw. Im zweiten Band ein Verſteckſpiel mit Namen, das nervös macht. Walden wurde „in ein anderes Land verſetzt“: wohin, bitte? „Wolf wurde unerwarteterweiſe Geſchäftsträger an einem überſeeiſchen Poſten“: wo denn, wenn wir fragen dürfen? Der neue Ort — „er lag auch wieder weit fort, in einem Lande mit ganz bekannt gefährlichem Klima“: nur den Erdteil oder den Meridian! Der nächſte „neue Poſten lag an der entgegengeſetzten Ecke des großen Weltenſchachbrettes“: verzeihen Sie! Die Welt iſt kein Schachbrett, ſondern eine Kugel, und wenn ich weiß, daß x gegenüber von y liegt, ſo weiß ich damit weder wo x, noch wo y liegt. „Die Vertreter derjenigen Nation, die überall auf Erden Feindſchaften gegen uns erwecken möchte“: warum nicht kurz: England? „Der Geſandte, deſſen Land als traditioneller Feind Deutſchlands gilt“ ſpricht mit dem „Repräſentanten der Macht, vor der man ſich neuerdings auch fürchtet“. „Die große Schiffahrtslinie!“: Hapag oder Lloyd, ganz gleichgültig, nur Hapag *oder* Lloyd, und nicht „die große Schiffahrtslinie“! „Die etwas weiter landeinwärts gelegene berühmte Handelsſtadt“: wie wär's, wenn wir verſuchten, etwa Hamburg zu ſagen? „Eine Zeitung, die die treue Anhängerin des entlaſſenen größten deutſchen Staatsmannes war“: warum, zum Kuckuck, nicht die „Hamburger Nachrichten“? Wolf wollte weiter an den „großen Fluß“; er muß zu dem Zweck „durch die benachbarte Stadt“; geſchieht ihm ganz recht, wenn er in ein Sanatorium muß „nicht in der alten Handelsſtadt, wo ſie gelandet waren, ſondern in einem benachbarten Kriegshafen, wo ſich zugleich eine Univerſität be-

fand". Ist dies Prezidsentum maskiertes Zeilenschinden? Sicher ist, daß für den eleganten Dilettantismus dieses Buchs das, was an europäischer Erzählungskunst groß und vorbildlich war, nicht existiert: das Werk ist geschrieben, als hätte es nie einen Flaubert oder Turgenjew gegeben. Die hoffnungserweckenden Spuren künstlerischen Takts, die sich im ersten Band in der Schilderung des jungen Ehelebens finden, werden immer spärlicher; es macht den Anschein, als sei das Werk, je weiter es vorrückt, desto hastiger gearbeitet, und als verliere die Verfasserin, je mehr sie aus der Welt, die sie ungenau kennt, aber witzig karikiert, in die Welt hinübergerät, die sie genau kennt, aber künstlerisch nicht beherrscht, den Sinn für das Wesentliche der Romantechnik. Gesehenen, wenn auch lieblos gesehenen Gesellschaftsausschnitten folgen mit Sentiments aufgequirlte Skizzen. Über wichtige Ereignisse, wie Geburt und Tod des Kindes, wird stimmungsvoll hinweggeglitten; der Eindruck des Buches wird, je höher die Handlung geführt wird, immer verwischter und flüchtiger. Der Anfang stand auf der Höhe eines besseren Ohnet; der zweite Teil kaum auf der eines mittelmäßigen.

Hermann Hesse: Umwege. Erzählungen (S. Fischer, ungebunden M 3.50). Ich möchte mir klar werden, warum ich diesen neuesten Hesse nicht mit dem Behagen aus der Hand lege, wie fast all seine früheren Erzählungen. Es fällt mir zunächst auf, daß drei von den fünf Geschichten sich in derselben kriminalistischen Angel drehen: der Notariatsbuchhalter Ladidl muß einen Hunderter unterschlagen, um seinen Beruf als Friseur zu entdecken; der Schustersohn Emil Kolb muß Portogelder unterschlagen, um auf den schiefen Weg zu geraten, der ihn schließlich zum Einbrecher macht; und der Pater Mathias muß Opfergelder unterschlagen, um aus dem Kloster zu kommen. Drei Geschichten scheinen mir ohne lebendigen Inhalt zu sein und einen mehr angefertigten als fertigen Eindruck zu machen: die Heimkehr des älteren aus Gerbersau ausgewanderten Fabrikanten und seine Heirat mit einer verängstigten kleinen Witwe; der Lebenslauf des genannten Emil Kolb, und die physiognomielose Geschichte vom Weltverbesserer, der ein Jahr lang unten in Tirol einsam als Vegetarier haust, um, sobald er wieder Münchner Boden unter den Füßen hat, seine Schrulle von sich ab zu tun wie seine Apostelkracht. Die Schlüsse der Geschichten sind auffallend matt und wirkungslos; es ist, wie wenn ein Musikstück vor dem eigentlichen Schluß aufhört, wenn zufälligerweise ein Tonikadreiklang einen Vorwand bietet; am stärksten habe ich den Eindruck beim Pater Mathias, aus dem sich das meiste hätte machen lassen. Es stört mich, daß Hesse den oberflächlichen Ladidl weit liebevoller behandelt als eben dies seine Problem des Paters Mathias, das eigentlich Stoff genug für einen ausgewachsenen Roman böte. Schließlich stört mich auch die offenbar absichtliche Imitation der Kellerischen Erzählungsweise im Ladidl. Klingt dieser Untertitel „Erzählungen" nicht wie eine Selbstentschuldigung, daß aus den Geschichten nichts Anderes, Künstlerischeres geworden sei? Ich höre das *qui s'excuse s'accuse* leise heraus. Geradezu leid tut mir an diesen herzlich gleichgültigen Vorwürfen (den Pater Mathias immer ausgenommen) der edle, musikalische Vortrag, mit dem sie erzählt sind. Hesse verleugnet auch in diesem neuesten Band seine stilistische Meisterschaft fast keinen Augenblick (S. 263, Zeile 8 ist eine flüchtige Wiederholung), er kann im Gegensatze zu den meisten Heutigen noch wirk-

ſich erzählen, ſo, daß der Dialog zur Nebenſache wird. Aber von Heſſe ſind wir doch anderes Kaliber gewohnt als verdünnten Keller oder wundervoll edel erzählte Tagesneuigkeiten, deren menſchlicher Gehalt ſich nicht über eine kleine Notiz in den vermiſchten Nachrichten eines kleinen Provinzblattes erhebt, und die uns kühl laſſen, weil der Autor ſelber ihnen kühl gegenübergeſtanden iſt.

Karl Gjellerup: Die Hirtin und der Hinkende. Ein arkadiſches Idyll (Diederichs, Jena, ungebunden M 2.—.). Eine lehrreiche kleine Geſchichte, wie man's nicht machen darf. Thema: Die ſtumme, treue Werbung eines Hinkenden um ein Hirtenmädchen, das ihn, mehr aus Angſt als aus Abneigung, dreimal, jedesmal ſtärker, in ſeinem Gefühl verletzt, bis er flieht und nach zehn Jahren zurückkommt, wo ſie ſich dann finden. Es gibt, glaub ich, zwei Möglichkeiten, dieſe Sache künſtleriſch leicht zu geſtalten. Die eine iſt das antike Versidyll, die andere die moderne Dorfgeſchichte. Es gibt noch eine dritte, die aber kaum ein Heutiger meiſtert: das antike Proſaidyll, eine ſchon etwas dekadente, nicht mehr ganz ſtilreine, aber reizvolle Kunſtform; Anatole France in ſeiner beſten Zeit hätte es vielleicht fertig gebracht. Gjellerup hat ſich auch an dieſe, wie ich glaube, ſchwierigſte Geſtaltung des Stoffes gewagt und iſt geſcheitert. Vor allem am Sprachlichen. Man kommt hier mit dem modernen Wortſchatz nicht durch; er muß gewählter, ſparſamer ſein, ſich eine Menge Bezeichnungen verſagen. „Der grüne Laubkrater; ohne Bindemittel geſchichtet; der Raum war beſchränkt; weißliche Kalkſteinfläche; das Ganze ähnelte ...; und wenn dies der Fall geweſen wäre; das Waſſer hatte die kriſtallene Durchſichtigkeit, welche den Gebirgsſeen eignet": jede dieſer Wendungen auf den allererſten Blättern tut mir einfach weh im Ohr, und ſolche Wendungen finden ſich mehrere faſt auf jeder Seite. Aber mit dem idylliſchen Wortſchatz iſt noch nicht viel gewonnen: die Proſa muß dichteriſchen Rhythmus haben, und zwar den der Idylle, der ein wenig leichter iſt als der epiſche, manchmal, aber auf Augenblicke nur, lyriſch zögern, manchmal mit der anmutigen Beſtimmtheit des Reflexions liebäugeln, aber nicht einen Augenblick lang nüchtern beſchreibend oder berichtend oder gar — die Gefahr für alle Heutigen — feierlich, pathetiſch werden darf. Proſaiſchen Rhythmus zu haben iſt ſchwerer als etwa erträgliche Hexameter zu ſchreiben. Am leichteſten, vielleicht auch innerlich am gemäßeſten, wäre die moderne Dorfgeſchichte in der harmlos und vergnügt drauf los fabulierenden Art Ludwig Steubs geweſen. Die Fabel Gjellerups iſt bis auf das ſentimentale vorletzte Kapitel ſo hübſch im einzelnen erfunden, daß er gut täte den Stoff nochmal herzunehmen und aus der Geſchichte entweder eine Dichtung zu machen, oder eine Erzählung, die heute und in einer Welt ſpielt, welche er in- und auswendig kennt bis auf den Nagel an der Wand und den vertrauteſten Tonfall des Dialekts.

Peter Dörfler: Als Mutter noch lebte. Aus einer Kindheit (Herder, Freiburg; ungebunden M 2.70). Dieſe Kindheitserinnerungen ſind nicht nur ſtofflich höchſt reizvoll, ſie ſind auch aufs anziehendſte dargeſtellt und hinter ihnen ſteht ein neuer Dichter, deſſen ſich nicht nur die katholiſche, ſondern die deutſche Literatur freuen darf. Es möge nicht als Vorwurf gelten, wenn dem Verfaſſer bei aller Freude an ſeinem ſchönen Buche angedeutet werden muß, daß ihm noch nicht alle Regeln des erzählenden Handwerks aufgegangen ſind. *La poésie qu'on veut avoir gâte celle qu'on a.*

Das Werk wird viel gewinnen, wenn ſich Dörfler entſchließt, kein Wort darin zu dulden, das aus einem rein und ruhig erzählenden Ton künſtleriſch herausfällt: keine Betrachtungen, keine umſchreibenden oder gar abſchwächenden Wiederholungen von etwas, das ſchon einmal ſchlicht, klar und ſtark geſagt worden iſt, vor allem keine Zitate wie „wenn die Könige bau'n". Aus einem an ſich guten Buche läßt ſich, rein durch Streichen, etwas immer noch Beſſeres und Wertvolleres machen „wie ein Goldſchmied das Werk ſeiner Hände durch jedes Gewichtsteilchen Gold, das er entfernt, nur um ſo reicher macht". Noch eins iſt Dörfler zu empfehlen: die goldige Darſtellung dieſer ſchwäbiſchen Kindheit auch im Sprachlichen herzhaft ſchwäbiſch zu geſtalten; nicht etwa durch mehr Dialekt, ſondern durch jene köſtlichen Eigenheiten, die überall, wo hinter dem Dichter noch ein ſtarker, ſchöner, bilderreicher Dialekt ſteht, auch in ſein Schriftdeutſch hineinklingen. So ſtört mich in einem ſüddeutſchen Buch zum Beiſpiel eine Form wie „Klein Friedel". Ein Muſter, wie ein Hochdeutſch doch bis in die Fingerſpitzen ſchwäbiſch ſein kann, ſind die Geſchichten der Auguſte Supper.

Anatole France: Nützliche und erbauliche Meinungen des Herrn Abbé Jérôme Coignard, geſammelt von ſeinem Schüler Jacques Tournebroche (München, Georg Müller). Seit Jahren möchte man ſich fragen, welchen Sinn es haben ſoll, einen Autor, der der großen Menge der Leſer ſo gut wie nichts gibt, durch Übertragung ſeiner Werke ins Deutſche eben jener großen Menge zum Leſen immer wieder darzubieten. France iſt ſo völlig Franzoſe, daß er beinah mit der Sprache ſeiner Werke ſteht und fällt. Nicht alles kann in jeder Sprache geſagt werden. Der beſte Beweis iſt der trotz Fulda immer noch unüberſetzte, weil ſchlechthin unüberſetzbare Molière. France klingt auch in der beſten Verdeutſchung wie eine Violinſtimme, die bei der Militärmuſik der Klarinette anvertraut wird. Der Coignard vollends, eines ſeiner ſchwächſten Bücher, iſt ſo mit Anſpielungen durchſpickt, die ſeinerzeit in Paris als äußerſt witzig empfunden wurden, daß er heute, und gar deutſche Leſer, langweilt. Denn es gibt kaum etwas, das antiquierter wäre, als das Aktuellſte von vorgeſtern. Ein großer Schriftſteller vermeidet aktuell zu ſein. Wer danach ſtrebt, und France tut es, iſt damit allein kein großer Schriftſteller mehr. Alles Aktuelle iſt fünften Ranges.

Felix Salten: Die Wege des Herrn. Novellen (Wien, Deutſch-Öſterreichiſcher Verlag, M 4.—). Die ſiebzehn teils kürzeren teils längeren Stücke dieſes Bandes ſind ungleich auch im Wert. Manche erheben ſich nicht über die empfindſam geiſtreicheinde Durchſchnittsſkizze unterm Strich, manche ſind vorzüglich. Salten hat einen ſchlimmen Feind ſeiner künſtleriſchen Entwicklung; das iſt ſeine Geſchicklichkeit, die ihn verleitet ſich in allen Sätteln gerecht zu zeigen und ſeine Begabung zu induſtrialiſieren. Wer eine ſo gute Hundeſkizze ſchreiben kann wie die erſte, die dem Buch den Titel gab, ſollte es verſchmähen, ihr einen pſychologiſch aufgeputzten Gemeinplatz folgen zu laſſen wie die Audienz beim Miniſter oder novelliſtiſche Kartenkunſtſtücke wie den Oreſtes oder Tini Holms Aufſtieg: Sachen, welche man ſich unwillkürlich von Schnitzler behandelt denkt, der in ſeinen ſchwächſten Konſtruktionen eleganter iſt, und der auch Stoffe, wie die Mutter der Sängerin, oder den alten Narren ſeiner behandelt hätte. Salten ſollte zu ſtolz ſein, um nach dem Ruhme eines

second-hand-Schnitzler zu streben; er kann dafür manches, das Schnitzler versagt ist. Ich rechne dazu nicht die Hinterbliebenen, bei welchem Stück die Schalen ziemlich gleich stehen werden (abgesehen von der recht problematischen Form der Ich-Erzählung); aber das Manhard-Zimmer oder die Erhebungen über die hundertjährige Barbara Liebhardt, oder Begräbnis sind knapper Maupassant aus der besten Zeit, Feiertag hingegen auf der Höhe des letzten, nicht mehr erfindenden, aber desto schärfer beobachtenden Maupassant. Das letzte Stück: Die Geliebte Friedrichs des Schönen dürfte, wenn das Entstehen der Monomanie seiner gezeichnet wäre — die Sache spielt sich in zu kurzer Zeit ab — sogar an *Un Cœur Simple* von Flaubert erinnern. In solchen Stücken, und nicht in dem mit aristokratischen Kreisen und Problemen kokettierenden Kitsch liegt Saltens Stärke; ebensowenig in konstruierten Künsteleien, wie den Spatzen bei Sedan. Ertüftelt und künstlich sind auch die drei Erzählungen des Bandes „Das Schicksal der Agathe" (Inselverlag, M 3.—), in denen uns der Salten der kleinbürgerlichen Wiener Novelle als klassischer Prosaschriftsteller maskiert überrascht. Ich kann dabei den Gedanken nicht loswerden, daß er außer dem Genre Schnitzler und dem Genre Kleist auch das Genre Buchbinder oder sagen wir Victor Leon führt; er liefert alles, er kann alles, er kann zuviel. Er jongliert im „Schicksal der Agathe" mit jenem spezifisch wienerischen Schicksalsbegriff, der etwas von der erhabenen Notwendigkeit eines Lotto-Quaternos hat. „Heimfahrt" ist ein entsetzlich spannender Hintertreppenromanextrakt, der ausgeht wie das Hornberger Schießen, „König Dietrichs Befreiung" ein von psychologischem Tiefsinn schier zerplatzender *Vol-au-vent*, der zusammenfällt, sobald man kritisch hineinsticht. Bleibe im Lande und nähre uns redlich! möchte man Salten zurufen. Schiele nicht nach rechts zu Arthur Schnitzler, noch nach links zu Jakob Wassermann und werde einseitig! Man muß nicht nur den Mut zu seiner Begabung, sondern auch den zu seinem Genre haben. Eine gute moderne Geschichte ist uns lieber als historische Stilübungen. Der Fall ist typisch. Viele unserer besten Erzähler flüchten vor der Zeit und vor sich selbst in die Lüge einer Vergangenheit, an die sie selbst nicht glauben, und schreiben Geschichten, die weder historisch noch modern sind.

München. Josef Hofmiller.

Die russische Literatur seit der Revolution.

Durch die moderne russische Literatur hat die Revolution einen deutlichen Strich gezogen. Wie zwei verschiedene Generationen stehen sich die Schriftsteller, die vorher schon schrieben und auch jetzt noch publizieren und jene anderen gegenüber, die ihre schriftstellerischen Versuche erst unter dem zermalmenden Druck der letzten Jahre begannen. Ja manche, deren künstlerische Physiognomie bereits gefestigt schien, weisen in den letzten Jahren einen neuen Zug auf.

Sucht man für die russische Literatur der vorigen Jahrzehnte eine knappe Formel, so kann man vielleicht sagen, ihre Schriftsteller seien durch einen zuversichtlichen Realismus gekennzeichnet. Selbst Dostojewski mit seinen Situationen und Problemen, die von der Norm menschlichen Daseins weit entfernt sind, faßt in der Welt,

Digitized by Google

in der er sich bewegt, immer sesten Fuß. Er klagt diese Welt an, er höhnt sie, aber er kennt sie. Unbekannt, rätselhaft ist sie seinen Geschöpfen häufig, sie stehen oft vor Konsequenzen, die sie nicht fassen, nicht voraussehen konnten, der Dichter aber selbst weiß und begreift. Der gleiche Zug ist dem so grundverschiedenen Tolstoi eigen, auch er hat den klaren Blick und die feste Hand für seine Welt. Für die Rätsel, die er selbst aufwirft, findet er selbst die Antwort. Noch stärker tritt diesee Zug bei den weniger bedeutenden Schriftstellern hervor, vielleicht bei keinem so deutlich wie bei Wladimir Koeolenko. Korolenko kennt seine kleinrussischen Bauern, sibirischen Ureinwohner, Gutsbesitzer, Vagabunden und andere Typen der russischen Bevölkerung bis ins kleinste Detail. Aber der Dichter Korolenko weiß nicht nur genau, wie sich die Welt in diesen Köpfen spiegelt, er selbst hat ein Weltbild, das ihm Norm und Form zugleich ist. Es ist ein zuversichtlicher Realismus mit bestimmten Zielen. Nach diesen Zielen strebt die Menschheit, strebt Rußland hin, mag die Gegenwart noch so grausam und drückend sein. Ein im Grunde genommen optimistisches Weltbild, Glaube an den Fortschritt als Weltgesetz und voe allem Liebe zum Menschen, ist für die meisten älteren Vertreter der russischen Literatur typisch, Liebe zum Menschen, auch zum niedrigsten, gemeinsten, weil jeder einen Funken besseren Seins in sich trägt.

Vereinzelte Typen einer anderen Weltanschauung waren auch früher schon aufgetaucht. Garschin war ein unruhiger bohrender Frager gewesen, der sich nicht stets mit den eigenen Antworten zufrieden gab, und Anton Tschechow, in seinen Novellen ein russischer Maupassant von kühler scharfer Beobachtungsgabe, der die Menschen mehe analysierte als liebte, schildert in seinen undramatischen Dramen gern jenen dumpfen Druck, der fragt, immerzu fragt, ohne eine Antwort auch nur zu erhoffen. Häufig aber war diese Erscheinung nicht gewesen.

Als lebensprühender Schilderer, als einer, der der Kultue den Kampf ansagt, ohne auch nur nach dem Wert der Kultur zu fragen, hatte Gorki eingesetzt. Aber auch er hat, wenn ee vielleicht auch selbst keine einschneidenden Wandlungen durchmachte, in den letzten Jahren seinen Geschöpfen neue zugesellt, die nicht die echten Geschwister der alten sind. Gorki, der warme Freund schweifender Vagabunden, die ihr eigen Recht und ihee eigene Moral hatten, wurde Sozialdemokrat; das heißt, er trat aus einee teils von ihm entdeckten, teils von ihm geschaffenen Welt heraus, um die Ideale eines bestehenden Parteiprogramms mit Fleisch und Blut zu bekleiden. Das Resultat waren Tendenzerzählungen von sehe zweifelhaftem Wert, so der langatmige Roman „Die Mutter". Erst als er daran ging, sehe primitiven Geschöpfen sozialdemokratische Gesinnungen unterzuschieben, entstanden wieder hübsche Novellen wie der „Sommer"; in der Schilderung dieser urwüchsigen Bauerntypen hatte Gorki sich selbst wiedergefunden. Mit der alten Kraft kehrte seine Begabung freilich erst wieder, als er „Die Chronik des Städtchens Okurow" schrieb. Von Parteiidealen ist Gorki hier weit entfernt: Vagabunden, Strolche, Kleinbürger mit und ohne Spahn im Kopf, Prostituierte, veeschüchterte Liberale, das ist die Welt, in der der Dichter sich hier tummelt; jede seiner Gestalten steht wieder auf ihren eigenen Beinen.

Aber der Ansturm dee letzten Jahre war zu stark gewesen, auch eine so einfache gradlinige Natur wie Goeki konnte nicht Genüge finden an der Schilderung von Vagabunden und Strolchen, die sorglos außerhalb aller Entwicklung stehen, und

von sozialdemokratischen Jüngern, die sich ein bißchen als die Verkörperung des Entwicklungsgesetzes fühlen, das die Welt regiert. Und Gorki schrieb „Das Leben eines nutzlosen Menschen" (Deutsch bei J. Ladyschnikow, Berlin. Die weiterhin genannten Erzählungen Gorkis Russisch bei der gleichen Firma. Deutsche Übersetzungen sollen in Vorbereitung sein). Ein Bauernknabe kommt als Lehrling zur Stadt, sein Meister ist offiziell Antiquar, aber sein Handel dient nur als Aushängeschild; der Alte ist Spitzel und lockt gefährliche Subjekte mit illegaler Literatur, um sie um so sicherer zu fangen. So gerät das verschüchterte Kind in die Kreise von Spitzeln, Polizeiagenten und ähnlichem Gelichter, ohne auch nur einen Begriff von Politik und Polizei zu haben. Immer mehr wird er in diesen Kreis einbezogen; die Geliebte des Alten erwürgt ihren Liebhaber und Tyrannen, der Knabe beobachtet die Tat; er empfindet längst schon unbewußt Liebe zu der schönen üppigen Frau, jetzt ist er ihr Mitschuldiger geworden. Er ist „dumm", und daher scheint es gefährlich, ihn allein zu lassen, mit der Frau zusammen wandert er in das Haus des neuen Liebhabers, der Spitzel ist, wie der frühere es war. Jetzt ist das Schicksal des jungen Menschen besiegelt; er kommt als Schreiber zur Polizei, bald ist er Agent, Spitzel, wie alle Leute, die er kennt. Stumpf, gleichgültig, halb unbewußt übt er den Beruf aus, der ihm aufgedrängt wurde. Aber plötzlich kommen Veränderungen draußen in der Welt, die Bevölkerung wird unruhig, Polizeiagenten werden totgeschlagen, andere bereuen und flüchten, alles ist verändert, verwirrt, und auch Klimow erwacht, aber nicht zu einem neuen Leben mit neuen Zielen, nur seine Dumpfheit ist aufgeschreckt. Der „nutzlose Mensch" endet mit Selbstmord, und dieser Selbstmord selbst hat noch seine Tragikomödie; der Strick, an dem er sich aufknüpfen wollte, reißt. Der junge Mensch legt sich auf das Eisenbahngeleise, und wenn der Zug ihn zermalmt, weiß der Leser nicht recht, ob dieses Letzte schließlich die Tat des Willens oder des Zufalls war. Haltlose Menschen, aus dem Gleichgewicht gebracht und nirgends eingereiht, Selbstmörder aus Angst und Verwirrung, das sind die Typen, die Gorki neben sozialdemokratischen Parteigängern in der Revolution fand.

Verwirrte Haltlosigkeit schildert auch Andrejew in seinem Drama „Sawwa", freilich eine Verwirrung des Geistes, die weniger aus den Ereignissen äußeren Lebens entstanden, als aus Bücherweisheit geschöpft scheint. Sawwa, der Anarchist, scheint infolge unverstandener Avenariuslektüre — Avenarius' Philosophie war ein paar Jahre lang in Rußland, wo so viele deutsche wissenschaftliche Publikationen übersetzt werden, populär — den Kopf verloren zu haben und spinitisiert über Empfinden und Nichtempfinden. Angesichts dieser Tragik ist es von geringerem Belang, ob er das wundertätige Muttergottesbild des Klosters in die Luft sprengt oder es zuletzt bleiben läßt. Aber Andrejew, der Verfasser des „Roten Lachens", der wie die meisten hervorragenden Schriftsteller seines Landes ein ebenso guter Erzähler wie schlechter Dramatiker ist, fand auch noch anderes in der Revolution: so seine prachtvolle Erzählung „Von den sieben Gehenkten" (sowohl Russisch wie Deutsch bei Ladyschnikow).

Die Psyche des Revolutionärs ist in der russischen Literatur mehr als einmal geschildert worden. Von Korolenko existiert eine kleine prächtige Novelle „Die Politische", in der ein Gendarm von der unverständlichen Güte und dem wunderbaren Frohsinn eines jungen Geschöpfes erzählt, das er irgendwohin nach Sibirien

brachte und das dort irgendwo zugrunde geht. Der Gendarm begreift weder das Mädchen, noch die Regierung, deren Befehle er ausführt, aber hinter seinen Worten fühlt der Leser die Zielstrebigkeit dieser Natur und in ihr auch noch die Zukunftsfreude des Autors. Auch Sonia Kowalewska hat eine Novelle geschrieben, in der eine Revolutionärin im Mittelpunkt steht. Sonia Kowalewska war dem russischen Leben fremder geworden, sie konnte nicht mehr einen die ganze Menschheit umfassenden Zukunftsglauben in diese eine Gestalt legen; aber das Einheitliche dieser Weltanschauung, das Starke kommt auch bei ihr zum Ausdruck.

Inzwischen gingen Jahre ins Land, es kam die Niederwerfung einer Revolution und dann die — Azewaffaire. Diese Menschen, die so stark waren, die oft die Geschicke des ganzen Landes in den Händen zu halten schienen, sie waren also selbst oft nichts anderes wie Werkzeuge einer diabolischen Regierungspolitik. Konnte man noch an eine einheitliche Zukunftsmacht glauben, wenn die Tat des Revolutionärs oft nichts anderes war, wie der im letzten Augenblick nicht zur Ausführung gelangende Teil der Regierung, ihrer Spitzel und Helfershelfer? Andrejews fünf „Politische" werden zu ihrem Bombenattentat provoziert; es mißlingt natürlich im letzten Augenblick, denn die Regierung kennt alle Details und läßt alles geschehen bis auf das Letzte. Man braucht den Schrecken der Bevölkerung, die Verhaftung und Hinrichtung der Revolutionäre. Menschen, die so gegängelt werden, können für Dichter und Leser nicht mehr die Herren des Lebens sein. Der zukunftsfreudige Trotz, die Zuversicht Korolenkos hat einem nachdenklichen Skeptizismus Platz gemacht. Andrejews „Politische" werden zusammen mit zwei gemeinen Verbrechern hingerichtet. Meisterhaft hat der Verfasser die Psychologie dieser verschiedenen Typen einander gegenübergestellt: die bewußt in den Tod gehenden und die tierisch taumelnden. Ja, seine „Politischen" suchen noch die letzten Augenblicke der beiden unendlich tiefer stehenden Geschöpfe zu erleichtern; da jene so schwer sterben, trennen sich die Politischen noch auf dem Todesgange. Der stärkste Mann von den drei Revolutionären und die gütigere, impulsivere der beiden Frauen wählen je einen gemeinen Mörder zum Todesgefährten. Die junge Musia, die vor der Hinrichtung noch das schüchterne Glücksgefühl auskostet, fortab zu den Märtyrern, den Helden der Revolution zu gehören, küßt in einem plötzlichen Impuls den gemeinen Mörder auf die Stirn und geht Hand in Hand mit ihm zum Galgen, und auch Werner, das Haupt der fünf Verschwörer, der den verlorenen Janson zum Todesgefährten erwählt hat, fühlt plötzlich auf dem Wege zur Hinrichtung, daß er diesen Menschen liebt wie zuvor nichts auf der Welt.

Ein russischer Kritiker hat diesen Gefühlsüberschwang getadelt; er hat aber auch hinzugefügt, das große, doch unrealistische Talent Andrejews trete ganz besonders in dieser Zusammensetzung der Hinrichtungen hervor. Niemals wurden und werden in Rußland gemeine und politische Verbrecher gemeinsam hingerichtet. Aber in dieser Fabel Andrejews liegt mehr noch als ein souveränes Hinwegsetzen des Dichters über die Wirklichkeit, auch nicht der Wunsch allein die verschiedenen Typen des gemeinen Verbrechers und des Revolutionärs zusammen in die gleiche Lage zu bringen. Es ist noch etwas darin, was dem früheren russischen Schriftsteller fremd war, weil der Revolutionär für ihn die höhere Persönlichkeit repräsentierte. Für Andrejew sind

der gemeine Mörder und der Revolutionär, der sich selbst zum Opfer bringt, beide nur noch Lebenserscheinungen, beide verflochten in einen gewaltigen, unheimlichen Mechanismus, den niemand überschaut, niemand lenkt. „Der Tod hat bei uns seine Tragik verloren," klagt Korolenko in einer Broschüre über die Todesurteile der letzten Jahre in Rußland, die er mit bitterem Hohn „Eine alltägliche Erscheinung" betitelt (auch Deutsch erschienen bei Felix Dietrich, Gaßsch bei Leipzig. Die Übersetzung des Titels „Zum Tod geweiht" ist sehr unglücklich gewählt). Auch der Revolutionär hat seine große Tragik verloren; darin liegt der Sinn von Andrejews „Sieben Gehenkten", trotz der Charakterstärke seiner „Politischen".

Andere Schriftsteller schilderten die Ereignisse der Revolution und die Typen, die sie auf die Oberfläche schleuderte, ungefähr so, wie man vorher den Bauer, Kleinbürger und andere Gestalten des russischen Lebens schilderte. Sie hollen die Ereignisse frisch von der Straße und sperrten sie in ein Buch. Künstlerische Perspektive und Vertiefung fehllen. Der Schriftsteller nahm noch nicht recht Stellung zu den Ereignissen, er berichtete nur atemlos, was er gesehen und gehört hatte. So entstanden eine Menge größerer und kleinerer Erzählungen und auch Dramen aus der Revolution. Keines von diesen Produkten wird typisch sein. Alle zusammen werden den künftigen Hisloriker wahrscheinlich mehr interessieren als den literarischen Kritiker. Es ist Rohmaterial. Ein solches Produkt sind etwa Tschirikows „Juden", die ja auch über deulsche Bühnen gingen. Wie rasch diese Art von Berichterstattung in der russischen Literatur arbeitet, dafür nur ein Beispiel. Anfang 1909 kamen die ersten Azew-Enthüllungen, im August schon erschien in der sehr angesehenen Zeitschrift „Russischer Reichtum" eine durchaus nicht wertlose Novelle von Buschkin „Der weiße Tod", worin eine problematische Gestalt von schwankendem Charakter, offenbar nach dem Muster Azews geformt, eine Rolle spielt.

Aber man täte den russischen Schriftstellern unrecht, wollte man diesen Zug einen kolportagemäßigen nennen. Nirgends in der Welt fühlt sich der Schriftsteller so sehr als Erzieher und Leiter des Publikums, nirgends empfindet ihn die Bevölkerung selbst so sehr als ihren Wortführer wie in Rußland. Der greise Korolenko berichlet in seiner Autoblographie, der feinfühligen „Geschichte meines Zeitgenossen", von der größten Tat eines jungen talentierten fortschrittlichen Lehrers. Die geschah, als der junge Pädagoge in der Rhetorikstunde die damals neuen „Memoiren eines Jägers" von Turgenjew vorzulesen begann. Die Burschen begriffen die Bedeutung des Werkes, sie begriffen auch, daß die Lektüre in der Schule eine Demonstration war. Auch der um eine Generation ältere Alexander Herzen erzählt in seinen Memoieren von dem ungeheuren erzieherischen Einfluß, den die Belletristik auf seine Jünglingsjahre ausübte. Dieses Verhältnis zwischen Schriftsteller und Publikum besteht immer noch. Die bedeutsame Stellung der schönen Literatur im russischen Geistesleben erklärt sich in erster Reihe wohl durch die scharfen Zensurverhältnisse: der Künstler kann vieles schildern, was der Publizist nicht aussprechen darf. Dieser Einfluß mag aber auch mit der Jugendlichkeit der russischen Kultur zusammenhängen. In der allerletzten Zeit, seit der Anprall der Ereignisse geringer ist, haben aber auch Schriftsteller von weniger großem Können nachträglich mit Erfolg oft das Durchschnittsindividuum im Wirbel der revolutionären Ereignisse gezeichnet. Derart sind die

Novellen der Dmitriewa, die kleinen Erzählungen von Surgutschew, Gusew-Orenburgski, Schmelew und viele andere (unseres Wissens sämtlich nicht übersetzt). Die meisten dieser Schriftsteller bringen indessen weder inhaltlich, noch der Form nach etwas Neues und brauchen uns daher hier nicht weiter zu beschäftigen.

Mit der Schilderung allein konnte man sich freilich nicht begnügen. Die lauten Ereignisse der Revolution waren vorübergegangen, und was zurückblieb, war ein schweres allmähliches Sichbesinnen. Jetzt hatte man Zeit zum Nachdenken, aber ein Fazit war nicht leicht zu ziehen. Die Ereignisse waren plötzlich gekommen und plötzlich verschwunden; die Bevölkerung, die bisher in Einzelindividuen gelebt hatte, war plötzlich handelnde Masse geworden. Der russische Schriftsteller hatte bis dahin Typen seiner Nation gekannt, das heißt bestimmte Eigenschaften waren für größere und kleinere Gruppen charakteristisch gewesen. Einem Individuum, das einer bestimmten sozialen Schicht, einer bestimmten Gegend seines Landes angehörte, konnte er bestimmte Eigenschaften mit ziemlicher Sicherheit zuschreiben und sich den Menschen auf diese Weise erklären. In keiner europäischen Literatur treten vielleicht nationale Typen so hervor wie in der russischen des neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts, in keiner fehlt es aber auch so stark an Massenpsychologie. In einem Lande, wo das größte Bestreben der Regierung dahin geht, Massenkundgebungen nicht aufkommen zu lassen, vielmehr die Bevölkerung zu atomisieren und den Einzelnen in scheuer Ruhe zu halten, ist diese Erscheinung begreiflich. Nun aber flammte die Masse für kurze Zeit zu einem aufgeregten, planlosen Tun auf, das niemand meistern konnte. Selbst die revolutionären Führer hatten keine Macht über die Bauernrevolten, die plötzlich begannen und ebenso plötzlich ihr Ende nahmen, über die Meutereien im Heer, über die krampfhafte Aufregung, die sich der Bevölkerung kleiner, ruhiger Städte bemächtigte. Und das alles ging vorüber, ohne den alten Zustand namhaft umzugestalten. Die Karikatur einer Verfassung blieb, die an dem Leben der Bevölkerung nichts änderte, die Zensur, die kurze Zeit nachgelassen hatte, setzte mit verdoppelter Kraft ein. Die Gefängnisse sind mit politischen Verbrechern überfüllt, haufenweise werden Verbannte ins Ausland und nach Sibirien geschickt und der Galgen arbeitet Tag für Tag. Die Masse ist gelähmt, aufgelöst, der Einzelne duckt sich wieder in der Furcht vor der allmächtigen Polizei.

Das ist der Zustand, in dem der russische Schriftsteller sein Land nach der Revolution sieht und den er sich zu erklären suchen muß. Die Stimmung aber, die er dabei durchmacht, schildert kaum ein Buch so gut wie Sergej Zenskis Roman „Babajew" (Deutsch bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M.). Die Erzählung spielt zu Beginn der Revolution. Noch hat der Krieg mit Japan nicht aufgehört, die ersten Kundgebungen der Bevölkerung beginnen. Aber das Buch ist sicherlich viel später geschrieben, zu einer Zeit, wo die Revolution vorüber war und der Künstler unter dem furchtbaren Eindruck des Mißerfolgs zu begreifen suchte, was eigentlich geschehen war. Sein Leutnant Babajew begreift nicht. In der entsetzlichen Öde des russischen Provinzlebens, wo man die Tage nicht „verlebt" sondern wo sie „vergehen", überkommt ihn ein Gefühl der Leere, alles ist leichenhaft, auch die Frauen, denen er sich nähert. Sie alle leben nicht wirklich, und immer wieder schwankt er von ihnen ab zu jenen „mit den schiefen Absätzen", die des Nachts hinter Laternenpfählen lauern. Aber

in dieser Stumpfheit weiß er doch, daß es etwas gibt wie „Osterfreude", wenn Menschen sich versammeln, um über ein neues Leben zu reden. Nur den Weg zu diesem Neuen kennt er nicht. Er möchte die Rebellen Brüder heißen und läßt sie niederknallen. Wenn er im Auftrage der Verwaltung plündernde, rebellische Bauern von seinen Soldaten peitschen läßt, weint er vor Zorn und Scham, daß sie sich schlagen lassen, aber wenn sein Bursche vor ihm steht und grinsend von seinen Bauernidealen schwatzt, von den 25 Desjatinen Land, die jeder Bauer haben muß, da fühlt er wieder den Herrn in sich. „Ihr werdet sausen wie vorher" schreit er ihm ins Gesicht. Aber es ist kein trotziges Herrengefühl; er bekommt Angst vor denen, die in „geschlossenen Reihen" kommen und „entsetzliche, alles vertilgende Kinnladen" haben. Babajew begreift die Revolution nicht, die Pogroms, Bauernrevolten und die reinen Lebensideale neuer Menschen im bunten Wirbel an ihm vorbeiziehen läßt. Er weiß nicht, wie die Masse lebt und handelt, ist ihm und seinesgleichen doch nie der Gedanke gekommen, daß die Masse sich einmal handelnd zu einem einigen Tun erheben kann. Aus der verzweifelten Verwirrung seines Lebens rettet ihn die Kugel einer Revolutionärin; hätte man ihn nicht ermordet, so wäre Leutnant Babajew wahnsinnig geworden oder hätte Selbstmord begangen. Jenskis Roman ist nicht einheitlich genug, um ein vollendetes Kunstwerk genannt zu werden. Die einzelnen Abschnitte liegen noch wie Stücke nebeneinander, aber die Verwirrung, die Angst vor der Masse, das Nichtbegreifen hat er erfaßt wie keiner.

Oleg Mirtow (Oleg Mirtow: Die Verbannten, Deutsch bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) zeichnet die Revolutionäre in der Verbannung, zur Untätigkeit verdammt. Es sind nicht die ganz großen politischen Verbrecher, die in das nördliche Städtchen verschickt sind. Die Regierung hat hier eine bunte Gesellschaft zusammengewürfelt, deren einzelne Mitglieder oft recht harmlos sind. Da ist einer, der nur ein Buch lesen wollte; als er zu seinen Bekannten ging, um es zu holen, wurde er mitverhaftet und dann verbannt. Das Buch hat er noch immer nicht gelesen, aber er selbst wird einmal eines schreiben, den Roman des Lebens, und dieses sein Werk interessiert ihn viel mehr als die Revolution. Ein anderer, dessen Lebensinhalt Billardspiel, Weiber und Alkohol sind, hat einmal halb unüberlegt, halb Spasses halber eine Art Proklamation geschrieben. Das Papier wurde bei seiner Frau gefunden und sie, die nie einen anderen Gedanken gehabt hat als ihren Mann, der sie betrügt und dann wieder liebkost, kam ins Gefängnis und dann in die Verbannung. Er ging mit, denn er fühlt sich überall wohl, wo man Weibern nachsteigen kann. In der Kolonie freilich spielt er die Rolle des „Politischen", es macht ihn interessant. Dazwischen ehrliche Borniertheit, Klatsch, Ränke, Verleumdungen, kleinlicher Zank der verschiedenen revolutionären Parteien. Wie in einem Hexenkessel reiben sich die nutzlosen Existenzen aneinander, ohne Ziel, ohne Zweck. Die alte glänzende Aureole des russischen Revolutionärs ist bei Mirtow in Staub und Schmutz gezerrt. Nur der Skeptizismus, der Ekel ist geblieben und wird vom Autor in scharf pointierter, geschickter Weise geschildert.

Keine politische Partei hat zu Beginn der Revolution oder in der ersten Duma einen wirtschaftlich oder politisch neuen Gedanken aufgebracht, selbst die Sozial-Revolutionäre, diejenige Partei, für die sich kein Analogon im sonstigen Europa findet, hat ein Programm, worin sich sozialdemokratische Gegenwarts-

forderungen seltsam und ohne Übergang mit kommunistisch-anarchistischen mischen vgl. Gerschuni: Aus jüngster Vergangenheit, Deutsch bei Hans Bondy, Berlin. In der Vorrede ist das Programm der Partei abgedruckt). Der erste Ausweg, der sich dem wenig verfeinerten, glückshungrigen, enttäuschten Individuum bot, war ein Austoben der Sinnlichkeit. Arzibaschew unternahm es, diese Strömung zu schildern, und wie sehr sein „Sanin" (Deutsch bei Georg Müller, München) der Stimmung entgegenkam, bewies nicht nur die große Wirkung, die der Roman in Rußland hatte, sondern ebenso Tatsachen, die sich geltend machten und die mitunter auch direkt unter dem Einfluß dieses Romans entstanden sein mochten. In Europa, wo das Buch sehr rasch Verbreitung fand, wirkte es nicht programmartig, dazu war es hier nicht originell genug. Man kann diesen Roman weder eine großzügige Predigt des Individualismus nennen, noch eine raffinierte Schilderung verfeinerter Sinnlichkeit. Die Sinnlichkeit ist primitiv und geht eigentlich nicht über die Anziehungskraft der normalen Frau auf den normalen Mann hinaus. Diese Sinnlichkeit geht nicht auf besondere Sensationen aus, sie sucht auch nicht jenen Nervenreiz zwischen Mann und Frau herzustellen, der bei Völkern einer sehr alten Kultur erst den besonderen Reiz des Geschlechtlichen bildet. Sie begnügt sich mit einem Nachgeben an die ersten Regungen des Instinkts, der schon durch ein paar wohlgestaltete volle Brüste erregt wird. Das Geschlechtliche ist denn auch in Sanins Leben selbst nicht von besonderer Bedeutung, er gibt ihm einfach nach wie jedem anderen Reiz, von dem er sich eine gewisse Annehmlichkeit verspricht. Wenn das Sinnliche in diesem Buch dennoch eine so große Rolle spielt, so geschieht es weniger, weil Sanin gerade auf die Erfüllung dieses Bedürfnisses ein besonderes Gewicht legt, als weil die anderen Personen gewohnt sind die Nichterfüllung als moralische Forderung hinzustellen. Der Individualismus Sanins erhebt sich wenig über den Egoismus des vulgären Menschen, nur ist es hier ein bewußt reflektierender Mensch, der ihn zum Lebensprinzip macht. Aber gerade diese dem Durchschnitt angepaßte, zum System erhobene Zügellosigkeit des gewöhnlichen Menschen, die weit entfernt davon ist ins Kolossale auszuarten, bewirkte den großen Erfolg des Buches. War es doch eine Lehre, der jedermann auch im kleinsten Kreise folgen konnte, ohne von seinen bürgerlichen Lebensgewohnheiten so stark abzuweichen, um in Konflikte zu geraten. In der Tat machte sich einige Jahre hindurch in Rußland unter der jungen Generation zwar eine starke Sinnlichkeit geltend — selbst an Mittelschulen gründeten Schüler und Schülerinnen geheime Verbindungen, deren Ziele in erster Reihe geschlechtliche waren — ohne daß es zu besonders raffinierten Ausschweifungen gekommen zu sein scheint, wie sie an alten Stätten geschlechtlichen Raffinements beobachtet werden können. Eine große Geschlossenheit des Aufbaus, die dem Roman trotz der durchaus unkünstlerischen Schilderung eigen ist und die in Rußland in der letzten Zeit nur allzuoft fehlt, gab „Sanin" das Gepräge des literarischen Werks. So entstand die Berühmtheit eines Buches, dessen Autor wohl nicht mehr Begabung hat als viele seiner schreibenden Landsleute, denen weder ein so starker Einfluß im Inlande, noch ein solches Aufsehen im Auslande blüht.

Von ungleich größerer Begabung und geringerer Wirkung als Arzibaschew ist Sollugub, der in gewissem Sinne mit ihm verwandt ist. Sollugub begann vor

Jahren schon mit kleinen fein ausgearbeiteten Novellen, denen etwas stark Gekünsteltes anhing. Auch Sollugub predigt den Lebensgenuß, predigte ihn schon vor der Revolution, wenn auch seither mit größerer Intensität. Man hatte den peinlichen Eindruck, der Autor stehe unter europäischem, meist französischem Einfluß, den er absichtlich und mühevoll in seinen Werken zur Schau trage. So zeichnete er einen sinnlichen Rausch, der sich kultureller gibt als bei Arzibaschew: Sollugub kokettiert mit einer leichten Perversität, aber man glaubt sie den Gestalten seiner Novellen viel weniger als man Sanin seine grobsinnlichen Instinkte zutraut. Der erste größere Roman, den Sollugub veröffentlichte, zeigte den Autor jedoch von einer neuen Seite. Auch durch den „Kleinen Dämon" (Deutsch bei Georg Müller, München) zieht sich noch ein raffiniertes, halb perverses, halb verkünsteltes Liebesspiel eines erwachsenen Mädchens mit einem kleinen Gymnasiasten, wobei exotische Parfüms und Nacktkultur die Hauptrolle spielen. Das Bedeutsame des Romans aber liegt in der grotesken Karikatur russischen Provinzlebens. Dieser Gymnasiallehrer, dessen beginnender Wahnsinn in seiner abergläubischen, brutalen Form von der Umgebung so lange verkannt wird, weil auch diese „normalen" Menschen bei klarem Verstande der größten Bestialität fähig sind, Gemeinderäte, die sich wundern, daß man mit dem bißchen Unterrichten wirklich Geld verdienen kann, heiratslustige Mädchen, die sofort bereit sind, wenn man nur den Finger rührt, und vor allem der Skandal, der ekelhafte dumme Skandal, der sich wie ein zäher stinkiger Brei über die ganze Gesellschaft des Städtchens ergießt: es war wohl die blutigste und treffendste Verhöhnung russischer Kulturlosigkeit. Drei Generationen vorher hatte Gogol mit den „Toten Seelen" der russischen Gesellschaft einen Spiegel vorgehalten. Freilich zeichnete Gogol einen ganzen Stand und Sollugub nur das dunkelste Reich verstumpfter Landstädtchen; auch das große Pathos Gogols fehlt. Und doch ist „Der kleine Dämon" die beste Satire, die in Rußland seit Gogol geschrieben wurde, voll jener ätzenden Ironie, die ein Kind der Verzweiflung ist. Der weite Blick Gogolscher Genialität fehlt Sollugub freilich und mit ihm das Monumentale, das die „Toten Seelen" zu einem klassischen Werk macht.

Grobe, rein instinktive Sinnlichkeit schildert auch Aleksej Tolstoi in seinen Novellen, die er unter dem brutalen, unwissenden, verkommenden Landadel spielen läßt. Seine letzte Erzählung „Im Wolgaland" gehört zu den besten, die in den letzten Jahren in Rußland erschienen sind (bisher deutsch nicht erschienen. Die Firma Rütten & Loening kündigt einen Novellenband Aleksej Tolstois an). Aleksej Tolstoi scheint aber ebensowenig wie Mereschkowski in seiner künstlerischen Produktion von den Ereignissen der letzten Jahre stark berührt zu sein. Beide Schriftsteller fallen daher nicht in den Rahmen dieser Betrachtung, obgleich sie zu den bedeutsamen Erscheinungen des gegenwärtigen literarischen Rußlands gehören.

Daß Romane wie Arzibaschews „Sanin" in der literarischen Welt nicht ohne Einfluß blieben, ist selbstverständlich. Wir erwähnen hier nur die Romane von Anastasia Werbtzkaja, weil sie sonderbarerweise in Deutschland nicht nur Übersetzer und Verleger (zuletzt „Mania" bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) fanden, sondern von der Kritik sogar mitunter wohlwollend aufgenommen wurden. Liebhaber unserer Marlitt und Konsorten finden hier ein ebenbürtiges russisches Talent, das in einem Lande, wo es seit einiger Zeit weniger harmlos zugeht, nun auch

unternimmt, die Revolution zu schildern und Vorbilder für sich ausleben wollende Mägdelein schafft.

Bezeichnend für das heutige Rußland ist auch Dymows „Knabe Wlaß“ (Deutsch bei Paul Cassirer, Berlin). Dieses Kind notiert und sammelt Beleidigungen und vernichtet dann wieder die Zettelchen, weil ihm ja schließlich doch niemand etwas antun kann, dazu wurzelt er viel zu wenig im Wirklichen. Es fühlt sich von geheimnisvollen Dingen angezogen, von denen es sich nicht Rechenschaft zu geben vermag, so wenn es plötzlich heiße Liebe für den Lehrer empfindet, dem es bisher lauter Schabernack antat, weil der Lehrer von Gendarmen ergriffen und weggeführt wird. Das gleiche unklare Gefühl taucht in ihm auf, als ein aus der Verbannung zurückgekehrter „Politischer“ die Mutter besucht. Wie die Erwachsenen seiner Zeit ist der Knabe in eine Welt gestellt, die er nicht faßt. So unbegreiflich wie dem Vierjährigen der Selbstmord des Vaters ist, ebenso unverständlich fast ist dem Erwachsenen die politische Verschwörungstätigkeit des Bruders Jurij, die dessen Hinrichtung nach sich zieht. Er weiß nun plötzlich, daß die Revolutionäre etwas tun, was man nicht tun darf, weil man durch Töten nicht ordnen, schaffen oder bestrafen kann. Aber er selbst ist in eine Welt gestellt, in die Geschicke einer Welt verflochten, wo man tötet, wo man sonderbare unverständliche Dinge tut.

Und so entwickelt sich bei ihm ein unklarer Haß und ein ebenso unklares stechendes Schuldgefühl, dazu Sehnsucht und Liebe zur nutzlosen Schönheit, eine Reaktion vielleicht gegen die ausschließlich sozialen Ideale der früheren Generation. Er liebt und verwirft den Bruder Jurij in einem Atem. Er und seine ganze Generation haben eine bestimmte Weltanschauung aufgegeben. Aber sie schwanken noch und haben keinen Ersatz gefunden. Die gesteigerte Feinfühligkeit des Knaben Wlaß, die Dymow in vorzüglicher Weise schildert, ist nichts individuell Krankhaftes, die ganze Familie, seine ganze Generation leidet an ihr.

Die vorhergehende Generation war anders aufgewachsen. Das Kind, wie Korolenko es in seiner Autobiographie, „Der Geschichte meines Zeitgenossen“ (nicht übersetzt), schildert, ist ein kleiner Mensch, der sich vom Erwachsenen nur durch einen geringeren Schatz an Erfahrungen unterscheidet. Die Erwachsenen sind nicht wesensverschieden von ihm, und die Welt ist ihm nicht fremd. Es gilt nur sie allmählich zu erkennen. Es ist nichts Merkwürdiges in diesem kleinen Leben, es wickelt sich ruhig und ohne große Erschütterung ab, die krampfhaften Zuckungen des Knaben Wlaß sind ihm völlig fremd. Sein Hauptinhalt besteht in Erkenntnissen, wie sie anfangs die nächste häusliche Umgebung, später die Schule und noch später die Universität bieten. Wenn der junge Mensch in die Welt hinaustritt, ringt er nicht ohnmächtig wie Wlaß mit dem Unbegreiflichen. Er hat ein ganz bestimmtes Ideal vom „anständigen höheren Menschen“. Dieser Mensch eignet sich nützliche Kenntnisse an, die er später einmal sozial verwerten wird, er gibt nichts auf Äußerlichkeiten und glaubt an den Fortschritt. Andere Probleme, als die Wissenschaft sie aufwirft, existieren für ihn nicht. Wenn der Autor uns schalkhaft erzählt, wie sein junger Held sich von einem vertrunkenen phrasenhaften Schauspieler übertölpeln läßt oder seine Ehrfurcht vor dem ersten Studenten schildert, den er mit der Lektüre eines statistischen Werks beschäftigt findet, so begreifen wir, daß der Idealismus und die

Wissenschaft für den Autor selbst weder lächerlich, noch schemenhaft sind. Der junge Mann muß nur lernen, in diesen Dingen das Echte zu erkennen, und für Korolenko ist es erkennbar, und er hat den Ariadnefaden gefunden, der ihn durch das Labyrinth des Lebens führen wird. Das gleiche Charakteristikum ruhiger stetiger Entwicklung tragen die psychologisch weniger bedeutsamen „Kinderjahre" (nicht übersetzt) von Melschin, Korolenkos Zeitgenossen.

Dymows Blaß frägt bei allen Dingen, die die junge Seele ergründen soll, was sie ihm sein können; für Korolenko und Melschin ist es viel wichtiger, was sie in der Welt sind und nützen. Und darin liegt der bedeutsame Unterschied zwischen der absterbenden und aufkommenden Generation des heutigen Rußland. Die Alten hatten ein objektives, ideales Weltbild, das mitunter vielleicht etwas naiv und beschränkt war, an dessen Erfüllbarkeit sie aber glaubten. Das Subjektive hatte daneben wenig Platz, und so existierten für sie oft Probleme nicht, an denen die Jungen sich heute wundschreiben. Als der erste Versuch, etwas von diesem objektiven Ideal in die soziale Wirklichkeit zu übertragen, mißlang, warfen die Jungen das Objektive über Bord. Aber Sicherheit im Subjektiven allein erreicht niemand. Vielleicht findet die russische Kunst, die wie keine andere stets auf das Allgemeine gerichtet war, einmal die Verbindung zwischen den beiden Gegenpolen.

Klosterneuburg bei Wien. Anna Schapire-Neurath.

Philosophie und Naturwissenschaften.

Was Philosophie sei, ob sie überhaupt etwas sei und welche Rolle ihr im allgemeinen Geistesleben heute zukomme, das fragen jetzt viele. Dieses Problem hat sich auch der Basler Privatdozent Dr. Paul Häberlin vorgelegt, in einem auf zwei Bände berechneten Werke „Wissenschaft und Philosophie" (Basel, Spittlers Nachfolger, Dr. Kober), von dem aber vorläufig nur der erste Band „Wissenschaft" erschienen ist, der die Frage noch keineswegs beantwortet, ja nicht einmal aufstellt, sondern offenbar erst einmal wegräumen, Platz machen, den Boden für das aufzurichtende neue Gebäude von allerlei Schutt und alten Baureſten säubern will. Was das Buch daher im wesentlichen bietet, ist eine genaue Abgrenzung des Begriffs „Wissenschaft", eine Theorie des wissenschaftlichen Erkennens, die sehr vorurteilslos, sehr skeptisch, sehr rigoros durchgeführt wird: eine ungemein scharfsinnige und tiefdringende analytische Studie, die aber auch reich an positiven Anregungen ist, gerade eben positiv in ihrer kritischen Säuberungstätigkeit (zum Beispiel in der Theorie der primären Vorstellungen und dem mit großer Logizität geführten Nachweis der dominierenden Rolle, die die Tastvorstellungen in allem primären Erleben spielen). Eine besonders starke Betonung des voluntaristischen Moments gibt dem Standpunkt des Verfassers sein eigenartiges Gepräge; er demonstriert einleuchtend die große Bedeutung, die dem Willen nicht bloß im praktischen, sondern auch, weit mehr als wir gemeinhin ahnen, im theoretischen Erleben zukommt. Sehr oft glauben wir vom Streben nach objektiver Wahrheit geleitet zu sein und treffen doch ganz unbewußt eine Auswahl nach praktischen Gesichtspunkten, indem wir immer diejenige Welt konzipieren, in der wir uns am besten zurechtfinden können. Es sind dies Gedanken, die sich mit

dem Pragmatismus William James' und andererseits mit manchen Aussprüchen Nietzsches, besonders seiner Theorie von der „wahren Welt" und der „scheinbaren Welt" berühren. Die Art jedoch, wie dies ausgedrückt ist und im besonderen deduziert wird — die ich hier in voller Ausführlichkeit wiedergeben müßte, wenn sie verstanden werden sollte — ist durchaus originell. Dies alles bedingt aber, wie gesagt, einen stark skeptischen Standpunkt. Und so kommt denn auch der Verfasser zu dem Resultat, daß der Wert der Wissenschaft nur relativ sei. Wissenschaft ist für ihn das, worüber jeweilig die größte Übereinstimmung unter den wissenschaftlich Denkenden herrscht. Damit wird der Begriff absoluter wissenschaftlicher Wahrheit freilich nicht nur für jetzt, sondern für alle Zukunft negiert, aber damit ist auch dem wissenschaftlichen Erkennen die größte Beweglichkeit und Entwicklungsmöglichkeit gesichert. Gerade weil die wissenschaftliche Wahrheit als etwas stets Schwankendes, Veränderliches, niemals Allgemeingültiges und niemals Endgültiges gefaßt wird, ist ihr damit auch die Möglichkeit eines unendlichen Fortschritts gesichert. Und weil der Verfasser Skeptiker ist, so hat er auch die ganze Freiheit der skeptischen Betrachtungsweise; dies zeigt sich besonders in seinen Untersuchungen über Wunder und Zufall: für ihn kann jede Tatsache, streng genommen, so gut als Wunder wie als Zufall bezeichnet werden, „je nachdem man den Ton auf die Unerklärbarkeit oder auf die Unerklärtheit legt". Diese und ähnliche Äußerungen berühren sehr sympathisch in einer Zeit, wo man von der Unduldsamkeit und Beschränktheit der monistischen Zeloten schon fast ebenso angewidert wird wie von den Übergriffen anderer Pfaffen. Der Grundstein der ganzen Philosophie Häberlins scheint mir in der Behauptung zu liegen, daß das Kausalgesetz nichts anderes sei als „das Bekenntnis unseres Glaubens an die Dauer einmal erkannter Zusammenhänge". „Daß wir so verallgemeinern, daß wir so glauben, das eben ist Kausalität. Das Kausalgesetz ist die theoretische Einkleidung dieses Glaubens." Auf dieser Idee ließe sich ein ganzes philosophisches System aufbauen: die Welt eine Tatsache des Glaubens; und vielleicht hat der Verfasser diese Absicht. Dieser Gedanke ist meines Wissens erst ein einziges Mal mit voller Bewußtheit vertreten worden: von Jacobi, der ihn Kants Vernunftkritik entgegensetzte. Über alle diese Weltanschauungsfragen wird wohl die Fortsetzung des Werkes Aufschluß geben. Der Verfasser ist zweifellos ein starkes kritisches Talent; ob er mehr ist, wird erst der zweite Band erweisen.

Eine recht interessante Publikation ist auch die Edierung von Aug. Wilh. Schlegels Vorlesungen über philosophische Kunstlehre (Leipzig, Dieterich [Weicher]), die er 1789 in Jena gehalten hat; wie man weiß, unter geringem Beifall der Studentenschaft, die sich von dem Haupt der romantischen Schule eine lebendigere, aktuellere und pikantere Darstellung erwartet hatte. Der ältere Schlegel neigte bekanntlich ein wenig zur Pedanterie, und dies kommt freilich hier mehr zum Vorschein als in irgend einer seiner anderen Schriften. Dennoch enthalten die Untersuchungen viele feine und treffende Gedanken über Sprache, Tragödie und Komödie, Kunstkritik und so weiter. Manches liest sich freilich heute schon merkwürdig veraltet; und man begreift nur schwer, daß diese Kunsttheorie seinerzeit unter den älteren Herren solche Erbitterung hervorrief. Höchst überflüssig war es

jedoch, die Anmerkungen mit aufzunehmen, die Karl Christ. Friedr. Krause dem Manuskript angefügt hat. Krause war einer jener Philosophen, die sehr viel dazu beitrugen, daß das Interesse der Gebildeten in Deutschland sich jahrzehntelang von aller Fachphilosophie abwendete. Er besaß im vollsten Maße die so vielen deutschen Denkern mit Unrecht nachgesagte Gabe, das Einfachste zu komplizieren und das Klarste zu verdunkeln. Die Anmerkungen sind denn auch vollständig ungenießbar, und ich gestehe, daß ich sie zu zwei Dritteilen nicht verstanden habe. Zudem sind sie in einem geradezu tölpelhaften Mißdeutsch abgefaßt. Wortbildungen wie „Inbeweg", „sellbilden", „vollwesengliedbaulich" sind barbarisch und zeigen einen extremen Mangel an jeglichem Sprachgefühl und musikalischen Empfinden. Die Lektüre dieser Glossen bietet allerdings oft einen humoristischen Genuß. So zum Beispiel, wenn Krause allen Ernstes anmerkt: „Das Wort Eindruck ist ein Übersetznis aus *impressio* und soll Angewirktnis bedeuten." Alle, die sich schon den Kopf darüber zerbrochen haben, was denn dieses seltene und schwierige Wort „Eindruck" eigentlich bedeute, werden diese lichtvolle Kommentierung mit großer Freude begrüßen. Und wenn Krause ein andermal sagt: „Ein neues Wort muß sich sogleich selbst erklären," so muß man sich doch fragen, ob Bildungen wie „das Ordarzuliebende" oder „eigenleburbegrifflich" diese Forderung wirklich ganz erfüllen.

Nun ist auch, als Teil seiner „Allgemeinen Geschichte der Philosophie", aber völlig in sich abgeschlossen, Paul Deussens langerwartetes Werk „Die Philosophie der Griechen" erschienen (Brockhaus). Er ist eines der stärksten Lehrtalente, die Deutschland gegenwärtig besitzt, und dies kommt natürlich auch allen seinen Büchern zugute. Auch ist er, wie man weiß, bis ins kleinste ein überzeugter Anhänger der Philosophie Schopenhauers; dies führte ihn zu seinen Sanskritstudien und seinen meisterhaften Arbeiten über indische Philosophie, die diese schwierigen Lehren überhaupt erst einem größeren Publikum erschlossen haben; dies zeigt sich besonders deutlich in seinem vortrefflichen kleinen Buche über die „Elemente der Metaphysik", das geradezu als eine Schopenhauerbibel bezeichnet werden kann; und dies prägt sich nun auch in seiner Behandlung der griechischen Philosophie aus. Für ihn steht dementsprechend Plato im Zentrum des hellenischen Denkens: die früheren Systeme bereiten ihn vor, die späteren leiten sich mehr oder weniger von ihm ab. Nach der geistvollen und eigenartigen Auffassung Deussens besteht die welthistorische Bedeutung Platos vor allem darin, daß er die antagonistischen Systeme der beiden bedeutendsten Vorsokratiker, des Parmenides und des Heraklit, in eine richtige Verbindung gesetzt hat. Für Parmenides gibt es nur Sein, für Heraklit nur Werden; Plato hat erkannt, daß beide Prinzipien ihre Berechtigung haben, aber auf verschiedenen Gebieten: das Prinzip des unvergänglichen Seins im Reich der Metaphysik, das Prinzip des veränderlichen Werdens im Reich der Physik. Der erste Metaphysiker des Abendlandes ist Parmenides gewesen, er zuerst hat erkannt, daß die „wirkliche Welt", die sich unseren Sinnen darbietet, nur Schein ist, ein trügerischer Mantel, der die wahre Welt, die sich hinter den Dingen befindet, verhüllt. (Demnach wäre all das, was Nietzsche Plato in die Schuhe schiebt, schon Parmenides vorzuwerfen, und dieser wäre der erste Idealist, der erste „Verleumder der Realität" gewesen.) Dies ist ein Schema; aber ohne Schema kommt

kein Historiker aus, und man wird zugeben müssen, daß diese Einteilung den Tatsachen mehr gerecht wird als das Hegelschema, das so lange Zeit fast ausschließlich geherrscht hat. Sie ist der Ausdruck einer bestimmten philosophischen Überzeugung und daher anfechtbar: die einen werden finden, daß dabei die Vorsokratiker zu kurz kommen, andere werden bemängeln, daß Demokrit nicht die Stellung einnimmt, die ihm gebührt, ja es wird auch nicht an solchen fehlen, die für die Nacharistoteliker den breitesten Raum verlangen werden. Doch muß gesagt werden, daß Deussen sich durch seinen offenbar idealistischen Standpunkt niemals die Objektivität trüben läßt, da er auch die entgegengesetzten Systeme mit großer Genauigkeit behandelt. Im übrigen sind Deussens schriftstellerische Vorzüge hinlänglich bekannt: eine sehr saubere Diktion, eine stets durchsichtige Komposition und ein feines Verständnis für die Besonderheiten der einzelnen philosophischen Lehren und ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Kultur. Besonders wertvoll wird das Kompendium durch seine zahlreichen griechischen Zitate, denen Deussen immer eigene sehr gute Verdeutschungen beigefügt hat.

Obgleich nun an deutschen Bearbeitungen der Geschichte der griechischen Philosophie wahrhaftig kein Mangel ist, so darf doch behauptet werden, daß dieses Werk in seiner Art etwas Neues ist. Wir haben einen eleganten, originellen und zugleich bewundernswert knappen und gedrängten Abriß von Windelband, der aber ohne einige Vorkenntnisse wohl kaum mit vollem Nutzen gelesen werden kann; wir haben eine brillante und verblüffend vielseitige Darstellung von Gomperz, die jedem Gebildeten zugänglich ist, aber sich über drei starke Bände erstreckt; und wir haben schließlich das grundlegende Werk von Zeller, das die Schwierigkeiten der beiden eben genannten Werke vereinigt: es ist für den Laien sowohl zu wissenschaftlich wie zu umfangreich. Ein Lehrbuch, das nicht allzubreit ist und doch auch die interessanten Einzelheiten genügend berücksichtigt, das auf der Höhe der Forschung steht, aber doch von jedermann studiert werden kann, war daher eine Notwendigkeit. Für ein solches Werk galt lange Zeit der Leitfaden von Schwegler; dieser ist aber in seiner Darstellung trocken und saftlos und oft gar zu sehr schematisierend, zudem in manchen Teilen bereits unbrauchbar geworden. Es wäre zu wünschen, daß er von dem ungemein klaren und anregenden und durchaus modern gedachten Buch Deussens verdrängt werde.

Etwas Ähnliches leistet Windelbands Werk für die Geschichte der neueren Philosophie, dessen zwei erste Bände jetzt in fünfter Auflage erschienen sind (Breitkopf & Härtel); sie führen bis Herbart; der dritte abschließende Teil soll bald nachfolgen. Das Werk empfiehlt sich schon rein äußerlich durch seine ungemein klare Anlage, die den Stoff in sehr glücklich abgegrenzte Ideengruppen gliedert. Eine Meisterleistung zusammenfassender Darstellung ist bereits die Einleitung, in der die ersten Ansätze der neueren Philosophie in ihren Verzweigungen als Mystik, Neuhumanismus und Naturphilosophie geschildert werden, eine Aufgabe, die bei der Unsicherheit und Komplikation dieser sich fortwährend kreuzenden Bewegungen zu den allerschwierigsten gehört. In gedrängter und anschaulicher Behandlung folgen sodann Charakteristiken der englischen, französischen und deutschen Aufklärung, besonders wertvoll durch die literarischen Porträts der führenden Geister. Windel-

bands Auffassung Kants ist bekannt. Er betrachtet ihn in allererster Linie als ein ungeheures Kulturferment und macht ihn auf diese Weise auch für den philosophischen Laien zu einem interessanten Problem. Daß Schiller, den Romantikern und anderen zur Philosophie mehr indirekt in Beziehung stehenden Geistern ein breiterer Raum gegönnt wird, als dies sonst in philosophiegeschichtlichen Werken üblich ist, wird dieses Buch ebenfalls weiteren Kreisen willkommen machen. Das *standard-work* wird wohl immer der Kuno Fischer bleiben. Aber es ist nicht jedermanns Sache, ein zehnbändiges Werk von etwa siebentausend Seiten zu lesen, auch wenn es noch so klar und anziehend geschrieben ist. Wer sich daher über denselben Stoff auf tausend Seiten informieren will, der wird wohl zu nichts Besserem greifen können als zum Windelband.

Eine sehr wertvolle Bereicherung der historischen Literatur bildet Rudolf Ungers zweibändiges Werk über „Hamann und die Aufklärung" (Diederichs). Unger, der Hamann zu seinem Spezialstudium gemacht hat und schon vor sechs Jahren mit einer kleineren vorbereitenden Schrift über Hamanns Sprachtheorie hervorgetreten ist, zieht nun in diesem umfangreichen Hauptwerk die Summe aus seinen mühsamen und tiefdringenden Studien. Im ersten Bande gibt er eine mit großer Liebe und Urteilskraft geschriebene Gesamtdarstellung von Hamanns Persönlichkeit und Charakter, seiner Gedankenwelt, seinen ethischen, ästhetischen und historischen Theorien, seinem geistigen Entwicklungsgang, seinem Stil und seinen Beziehungen zum philosophischen und literarischen Leben der Zeit. Der zweite Band bringt dann Anmerkungen und Zusätze, in denen eine verblüffende Fülle genauester Einzelarbeit aufgespeichert ist. Unger ist eine sehr glückliche Vereinigung von Philologe und Philosoph: er verbindet die Akribie und Detailkenntnis des Germanisten mit jener Weite des Überblicks und Vielseitigkeit der Bildung, die die zünftigen Literarhistoriker zumeist sehr empfindlich vermissen lassen. Dies tritt schon in den einleitenden Kapiteln sehr wohltuend hervor, in denen er ein klar und groß angelegtes Bild der geistigen Bewegungen des 18. Jahrhunderts gibt. Es sind im Grunde drei Hauptrichtungen, von denen jene Zeit erfüllt ist: die rationalistische, die ihren Ursprung in Frankreich hat, die sensualistische, die von England ausgeht, und die pietistische, die an die Traditionen der Reformation anknüpft und dementsprechend ihren Hauptsitz in Deutschland hat. Diese drei Strömungen sind dann in Hamann zusammengeflossen, und dadurch, daß sie sich in ihm untrennbar vereinigten, ist etwas ganz Neues und Einzigartiges entstanden, eine literarhistorische Kuriosität ersten Ranges. Es ist das Hauptverdienst des Werkes, dies im einzelnen näher ausgeführt zu haben. Unger legt nun den Schwerpunkt auf das mystische Element in Hamann, und sicher war dies auch seine stärkste Seite, wie der Rationalismus bei ihm am schwächsten entwickelt war. Aber ein wenig davon hat er doch auch gehabt, denn ganz kann sich niemand von seiner Zeit emanzipieren. Soweit dies aber überhaupt einem Menschen möglich ist, hat es Hamann getan, und seine literarhistorische Bedeutung beruht zweifellos darin, daß er in einer durch und durch rationalistischen Epoche ein überzeugter extremer Irrationalist gewesen ist. Er war wirklich selber die Fleisch gewordene *„contradictio oppositorum"*, in seinem seltsamen Gemisch von derber Sinnlichkeit und verstiegener Schwärmerei, von Weltliebe und Weltflucht, Gegenständlichkeit und Speku-

lation. Wenn Unger in ihm den Vater der romantischen Bewegung erblickt, die erst viel später ihre volle Wirksamkeit entfaltete, so ist diese Auffassung nicht nur durchaus zutreffend, sondern auch geeignet, für Hamann in unserer Zeit ein erneutes Interesse zu erwecken, denn auch wir nähern uns wieder einer irrationalistischen Phase, nachdem auch im vorigen Jahrhundert — freilich in ganz anderer Form — der wissenschaftliche Rationalismus längere Zeit geherrscht hat. Und von den großen Denkern des 18. Jahrhunderts ist Hamann einer der wenigen, die uns noch Neues zu sagen haben, denn er gehört zu den unausgeschöpften, seine Rede ist uns noch nicht zur Platitüde erstarrt, wie dies bei den meisten „Klassikern" leider längst eingetreten ist. Und daß sein Wesen im letzten Kern unauflöslich ist, daß er seiner Mitwelt so gut wie der Nachwelt, ja sich selber ein nicht völlig aufzuhellendes Problem geblieben ist: gerade das, denke ich, kann nur geeignet sein, ihn uns nahezurücken. Dazu wird das Werk Ungers sicher vieles beitragen, denn es ist nicht nur ein schönes Denkmal echt deutschen Fleißes, sondern auch wirklich umfassend, im besten Sinne des Wortes. Denn so sehr es sich auch bemüht, den geheimsten Winkelzügen und verschlungensten Kreuz- und Quergängen dieses tiefsinnigen und dunkelsinnigen Autors nachzugehen, so verliert es doch niemals die allgemeinen Gesichtspunkte aus dem Auge: es isoliert seinen Helden nicht, wie es die meisten Monographen so gerne tun, sondern läßt ihn immer mitten in seiner Umgebung, seiner Lebensatmosphäre. Und dies ist sicher auch die einzige Möglichkeit, gerade in die Welt Hamanns einzuführen, dieses zugleich komplizierten und primitiven, modernen und altertümlichen, paradoxen und konsequenten, vielseitigen und einseitigen, kurz — um alle diese Widersprüche in ein Wort zusammenzufassen — durch und durch originellen Denkers.

In seiner Art ein geschichtsphilosophisches Buch sind auch die „Geschichtsbilder aus Leopold von Rankes Werken", zusammengestellt von dem verstorbenen Gymnasialprofessor Max Hoffmann, die jetzt bei Dunker und Humblot in zweiter Auflage erschienen sind. Es ist eine sehr geschickte Aneinanderfügung von kurzen Charakteristiken aus nahezu allen Schriften dieses merkwürdigen Historikergenies, jedoch fast durchwegs aus der Neuzeit, die ja auch Rankes Hauptforschungsgebiet war. Rankes bleibende große Eigenschaften, die ihm immer einen Platz in jeder Bibliothek sichern werden, treten in dieser Sammlung aufs glänzendste hervor: seine souveräne Objektivität, sein messerscharfes politisches Urteil, seine feine psychologische Begabung, seine eminente Fähigkeit, die jeweiligen diplomatischen Beziehungen abzuwägen und aufs klarste vor dem Leser auseinanderzulegen, seine elegante und doch ungekünstelte Schreibweise; vor allem aber natürlich das, wodurch er Epoche gemacht hat: seine universalhistorische Anschauung. Die überaus seltene Gabe, die verschiedenartigsten historischen Phänomene mit demselben Verständnis zu durchdringen, tritt in dieser Bildergalerie, die fast alle wichtigsten Ereignisse und Persönlichkeiten von der Reformation bis zur Gegenwart umfaßt, noch heller zu Tage als in seinen Einzelwerken. Da aber die allgemeineren Partien bevorzugt sind und die schwierigeren strategischen und diplomatischen Untersuchungen nicht aufgenommen wurden, so kann dieses Buch auch von reiferen Schülern und überhaupt von jedem einigermaßen Gebildeten mit großem Nutzen gelesen werden, als heilsames Gegengift gegen die unerträglichen „patriotischen" Darstellungen, die jedes gesunde historische Urteil schon

auf der Schule in der Wurzel zerſtören und wohl der Hauptgrund ſind, warum die meiſten Menſchen ſich in ſpäteren Jahren von allen geſchichtlichen Studien gelangweilt abwenden.

Im allgemeinen haben geſammelte Vorträge und Aufſätze keinen guten Ruf. Sie bedeuten zumeiſt ein Armutszeugnis für den Autor, der entweder zu bequem oder zu unbedeutend war, um etwas Zuſammenhängendes zu ſchaffen. Das Publikum geht ihnen daher im allgemeinem aus dem Wege und macht nur auf einem Gebiete eine Ausnahme: auf dem naturwiſſenſchaftlichen; und hier iſt es von einem ſehr richtigen Inſtinkt geleitet. Denn in dieſer Wiſſenſchaft iſt oft die aphoriſtiſche, unſyſtematiſche Behandlungsweiſe gerade die angemeſſene, ſo widerſpruchsvoll dies im erſten Augenblicke erſcheinen mag. Zunächſt beſteht ja unſere ganze Kenntnis von der Natur nur in Bruchſtücken und Aphorismen, ja man könnte ſogar ſagen: die Methode der Natur ſelbſt iſt aphoriſtiſch, denn es iſt ihr innerſtes Weſen, daß ſie niemals zu Ende kommt, ſich nur in unendlichen Annäherungen und Andeutungen bewegt. Sodann aber bietet die Form locker aneinandergereihter Betrachtungen die Möglichkeit theoretiſcher Exkurſe und praktiſcher Anwendungen, ohne die das Studium der Natur vielen zu trocken erſcheinen würde. Es iſt denn auch zu beobachten, daß gerade die wertvollſten naturwiſſenſchaftlichen Werke keinen eigentlichen Syſtemcharakter beſitzen. Bunges „Phyſiologie des Menſchen", die geiſtvollſte Darſtellung dieſes Stoffes, die wir beſitzen, iſt zum Beiſpiel nichts als eine Folge loſe zuſammengehefteter Vorträge; die „Vorträge und Reden", die Helmholtz herausgegeben hat, vielleicht das beſte naturwiſſenſchaftliche Buch in deutſcher Sprache, ſind ohne erſichtlichen Plan angelegt; ja ſelbſt die Werke Darwins ſind, genau genommen, ungeheure Miszellenſammlungen, und gerade darin liegt ihr unverlierbarer Wert, der bleiben wird, ſelbſt wenn die ganze Theorie einmal überwunden werden ſollte. Man darf wohl überhaupt den Urſprung der naturwiſſenſchaftlichen Eſſayliteratur in England ſuchen, wo Forſcher wie Tyndall, Huxley, Lubbock und andere dieſe Darſtellungsform zu einem klaſſiſchen Genre ausgebildet haben, und dieſem Umſtande iſt es wohl hauptſächlich zuzuſchreiben, daß allem, was mit „*science*" zuſammenhängt, dort in den weiteſten Kreiſen ein geradezu leidenſchaftliches Intereſſe entgegengebracht wird. Ähnliche Vorzüge nun bieten auch Albert Ladenburgs „Naturwiſſenſchaftliche Vorträge", die nun in zweiter, ſtark vermehrter Auflage als Volksausgabe erſchienen ſind und auf die ich nur kurz verweiſen will (Leipzig, Akademiſche Verlagshandlung). Beſonders anregend und inſtruktiv ſind die Aufſätze über das Ozon, die Radioaktivität, die Spektralanalyſe und die Theorie der Löſungen. Man kann dieſe verwickelten Probleme kaum kürzer und zugleich vollſtändiger und im beſten Sinne populärer behandeln. Die allgemein naturphiloſophiſchen Erörterungen ſcheinen mir weniger gelungen, doch ſind dieſe nicht das Weſentliche des Buches, ſondern können als eine kleine belletriſtiſche Zugabe gelten.

Der dritte Band von Dannemanns „Geſchichte der Naturwiſſenſchaften" (Engelmann) behandelt die Zeit von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Entdeckung des Energieprinzips. Auf dieſes Werk darf man wohl die Verlegerphraſe anwenden, daß es „eine Lücke ausfüllt". Wir hatten bisher in deutſcher

Sprache nichts Ähnliches. Einzelne frühere Versuche sind total veraltet, die neueren Darstellungen sind viel zu knapp und dürftig und zudem eine bloße trockene Aufzählung von Tatsachenreihen. Dannemann nun hat sich die Aufgabe gestellt, die Entwicklung der Naturwissenschaften wirklich historisch darzustellen, als ein Ganzes, das sich organisch entwickelt im Zusammenhange mit der gesamten jeweiligen Kultur. Freilich ergibt sich da ein Dilemma und zwar eines, das nur für eine Darstellung der Geschichte der Naturwissenschaften existiert. Denn diese sind zwar im großen genommen, das heißt als Weltanschauung, stets ein Ganzes, das auf jeder Stufe der menschlichen Geistesgeschichte sein singuläres Gepräge hat, aber anderseits zerfällt doch die Wissenschaft von der Natur immer in einzelne Sonderdisziplinen, die jede ihren eigenen Entwicklungsgang und ihr eigenes Entwicklungstempo besitzen und niemals gleichen Schritt halten. So war zum Beispiel die Mechanik schon im 17. Jahrhundert auf einer sehr hohen Stufe der Vollendung, während die Biologie sich kaum in ihren ersten Anfängen befand, die Lehre von der Elektrizität war am Ende des 18. Jahrhunderts schon so gut wie ausgebildet, während in der Physiologie sich die modernen Anschauungen eben erst langsam herauszuarbeiten begannen und so fort. Kurz: es bleiben nur die zwei Möglichkeiten, daß man die einzelnen Zweige der Naturwissenschaft gesondert darstellt und also etwa eine Geschichte der Mathematik, der angewandten Physik, der Chemie, der Astronomie, der Zoologie, der Pathologie und so weiter schreibt, oder daß man bei der Darstellung nur sehr große Zeiträume zusammenfaßt und etwa von fünfzig zu fünfzig Jahren ein Gesamtbild des Standes der Naturforschung entwirft. Dannemann hat eine Art Mittelweg gewählt, indem er seine Darstellung in kleinere Porträts zerlegt, die immer die Entwicklung irgend eines Kardinalproblems, das die Zeit besonders bewegte, anschaulich zur Darstellung bringen. Dies ist ein sehr glücklicher Gedanke, denn hiedurch wird, soweit dies eben überhaupt möglich ist, eine gewisse Einheitlichkeit und Übersichtlichkeit erzielt. Vorzügliche gutgewählte Illustrationen unterstützen den Text, der schmucklos, aber nicht trocken und ebenso gründlich wie anregend geschrieben ist.

Wie man also sieht, erscheinen noch immer genug gute Bücher; anderseits erscheinen doch wiederum nicht so viele, daß nicht jeder Gebildete sie gelesen haben könnte.

Wien. Egon Friedell.

Notizen.

Das Wirtshaus in Oberbayern. Es hat sich geändert und nicht geändert — darin beruht sein Verhängnis. Als jüngst ein bayerischer Reichsrat es wagte, an sakrosankter Stätte die Verpflegung im bayerischen Wirtshaus „miserabel" zu nennen, da sprach er nur aus, was allsommerlich in profanen Lokalen tausendfach widerhallt, was aber, öffentlich zu hören oder gar gedruckt zu lesen, den Lokalpatriotismus empört. Es gab also sofort Versammlungen und flammende Proteste der ländlichen Gastwirte. Aus den Verhandlungen war wohl zu sehen, daß „Manches" als verbesserungsfähig zugegeben wurde (was? darüber schweigen die Tageszeitungen aus naheliegenden Gründen, obwohl gerade dies sehr inter-

eſſant wäre!). Im ganzen aber gewann man den Eindruck, daß die Phalanx der biedern Wirte höchlich zufrieden mit ihrem Betrieb iſt und „überhaupts und durchaus“ keine Änderung für notwendig erachtet.

Leider wird dadurch die Tatſache nicht aus der Welt geſchafft, daß die erfahrenen Reiſenden vielfach in weitem Bogen um das bayeriſche Wirtshaus herum nach Tirol oder der Schweiz fahren....

Die Neuzeit hat ſchon vielfach ſeine äußere altväteriſche Phyſiognomie verändert: Umbauten, oft im anheimelnden Biedermeierſtil ſind gemacht, elektriſche Beleuchtung, Waſſerleitung und Kloſettſpülung eingerichtet. Auch der „leidenſchaftliche Hang zur Unbequemlichkeit“, im Punkt der Betten, Waſchgeräte uſw., den Vater Steub ſeinen Landsleuten anmerkt, tritt heute nicht mehr ſo auffallend hervor, ebenſowenig die von ihm beobachtete beſondere Abneigung der Wirte gegen eine ſchöne Ausſicht. Wo eine ſolche ſich auftut, da ſetzen ſie nicht mehr extra ein Klafter Holz hin, ſondern ſtellen eine Bank auf, eventuell auch einen Schokolade-Automaten.

Aber unverändert iſt leider das wichtige Zentrum des Ganzen, die Küche! Dieſelben harten Braten wie ehemals, dieſelben winzigen Schüſſelchen mit ſchlecht angemachtem Salat, dasſelbe zähe Ochſenfleiſch, nur alles um 80—100 Prozent verteuert, und dasſelbe troſtlos unbeholfene Servieren der ländlichen Cenzi oder Reſi. Es gelingt ihr ſchon am Werktag nicht, die paar Tiſche voll Sommerfriſchler ſchnell und umſichtig zu bedienen, wie aber erſt gar am ſchönen Sonntag, wenn Dampfſchiff oder Eiſenbahn Maſſen von Gäſten bringen! Da gibt es nur, bei endloſem Warten, den bekannten „Bitt ſchön“-Standpunkt, um ſein Eſſen und Trinken ganz allmählich im Lauf von eineinhalb Stunden zu erringen. Haben ſich aber in ein ſolches, ſtark frequentiertes Wirtshaus gar ein paar ſtädtiſche Kellnerinnen-„Fräuleins“ verirrt, mit Wuſchelfriſur und geſtickter Bluſe, ſo geht es um kein Haar anders. Sie laufen aufgeregt hin und her, unzweckmäßig tragend und abnehmend, bei dem Studententiſch im Geſpräch verweilend, während kinderreiche Familien oder gar die unglücklichen einzelnen alten Damen mit ſteigender Ungeduld nach ihrem Eſſen rufen. Welch ein Unterſchied dieſer Bedienung gegen die beſcheiden gekleideten, gewandten und höflichen Schweizer Saaltöchter, die eine lange Tafel voll Gäſte ſchnell und vortrefflich verſorgen!

Über das Eſſen ſelbſt iſt nur eine Stimme — bei den von auswärts Kommenden, ſelbſtverſtändlich; denn der Münchner Ausflügler iſt darin von einer Anſpruchsloſigkeit, die eben ſeinen ſehr beſcheidenen kulinariſchen Gewohnheiten entſpricht. Ihm iſt die klaſſiſche Trilogie: „Schlegelbraten, Bruſtbraten, Nierenbraten“ genügend, er ſtößt ſich weder an den alten Sauceflecken des Tiſchtuches, noch an den feuchten Servietten, wenn nur 's Bier gut iſt und der Sitz im Freien ihm behagt.

Und deshalb, weil dem Münchner dieſe Art von Eſſen ſelbſtverſtändlich iſt und man auf die Fremden „nicht aufpaßt“, deshalb ſieht der Wirt, der niemals draußen war, nicht ein, warum er ſie ändern ſoll. Nur ihren Preis hat er, den Anforderungen der Neuzeit entſprechend, erhöht. Der Münchner nimmt auch dies ohne weiteres hin, „weil halt jetzt alles ſo teuer iſt“, der Fremde aber, der früher dieſe Urväterkoſt um ihrer „ſabelhaften Billigkeit“ willen hinunterſchluckte, er beginnt jetzt zu fragen, warum man doch gerade in Oberbayern für teures Geld ſo ſchlecht

verpflegt wird. Wohl gibt es an manchen Hauptorten des Gebirgs auch Hotels, die feinere Küche führen und gelernte Kellner beſitzen, doch ſind auch ihre Preiſe höher, als man ſie für gleiche Leiſtung anderwärts bezahlen wird.

Warum können die Schweizer, die oft genug ihren Materialbedarf auf Berge heraufſchleppen laſſen müſſen, eine ſehr gute Penſion für 7—8 Frs. (5 M 60 bis 6 M 40) geben? Warum die Gaſthöfe des früher als teuer verſchrieenen Salzkammergutes (die heute nicht teurer, aber viel beſſer ſind als die des bayeriſchen Alpengebietes) ein reichliches Menu zu 2 Kronen, alſo 1 M 70, herſtellen, das Suppe, zwei gute Fleiſchgänge und eine feine Mehlſpeiſe umfaßt? Warum hält das bayeriſche Wirtshaus hartnäckig an dem Portionseſſen feſt, das umſtändlich iſt und teurer kommt, aber einen kräftigen Appetit nicht ſättigt?

Deshalb, weil der bodenſtändige Wirt es nicht anders weiß und ſeine Frau von ihrem alten Gebrauch nicht abgehen mag. Wenn die auch moderner denkt, als die alte Fiſchermeiſterin am Starnberger See, welche am Sonntag über den langen Zug der Gäſte vom Dampfbootſteg her die Hände zuſammenſchlug und jammerte: „Jeſſes, Jeſſes, wo kommen denn jetzt nur all' die Leut' her? Wenns mer nur draußt bleiben, i hab ja net genug Eſſen dervor" — ſo liegt auch ihr nichts ferner, als zu ihrer alten Kochkunſt neu zuzulernen, oder ſich einen Küchengarten anzulegen und Gemüſe ſelbſt zu ziehen, ſtatt es zu teurem Preiſe aus der Stadt kommen zu laſſen und deshalb ſo kleine Portionen verabreichen zu müſſen. Sie ſieht den Fremdenſtrom mit Behagen kommen, aber es fällt ihr nicht ein, dafür auch ihrerſeits mehr zu leiſten. Einzelne rühmliche Ausnahmen gibt es. Aber an einem der herrlichſten Seen zum Beiſpiel, deſſen großes Hotel täglich Hunderte von Gäſten ſieht, erhielt ich ſchon vor einigen Jahren ein Zimmer zu 4 M 50 im Nebengebäude über dem Pferdeſtall mit entſprechendem Geruch und Geräuſch. Die übrige Penſion, mit ſehr mäßigem Eſſen, betrug weitere 4 M. Das ſind zuſammen 11 Frs., wofür man in der Schweiz im erſten Hotel ein prächtiges Zimmer und eine Verpflegung erhält, wie ſie an jenem See noch niemals geträumt worden iſt. In einem andern neu eröffneten Hotel unſeres erſten Gebirgsortes hatten wir für eine Penſion von 8 M dreimal in der Woche Ochſenfleiſch als erſten Gang, viel Bruſtbraten als zweiten, aber am Sonntag hausgemachtes bläuliches Vanille-Eis, ohne Waffeln oder Biskuits; dieſe erſchienen am nächſten Sonntag ohne Eis. Der Wirt, ein ehemaliger Münchner Schenkkellner, und ſeine gleicher Sphäre entſproſſene Gattin hatten nicht den leiſeſten Begriff, was man für eine Penſion von 8 M ſeinen Gäſten bieten muß. — Es ſind dies ein paar Beiſpiele, die an jedem Sommertag aus der Unterhaltung der Gäſte beliebig vermehrt werden können. Wenn ſie hier einmal öffentlich angeführt werden, ſo geſchieht es nur, um dem Fremdenverkehrsverein und den Wirten zu ſagen: „Dort fehlt es!" Aus dem ehemaligen „Billig und ſchlecht" iſt heute ein: „Teuer und ſchlecht" geworden. Das ſpricht ſich herum, und hierauf ſollen alle ihr Augenmerk richten, die jetzt eine Hebung des Fremdenverkehrs immer nur durch Verbeſſerung der Eiſenbahn und der Reklame zu erreichen trachten. Wenn die Wirtin in einem guten Gaſthof kochen gelernt hat und ſelbſt am Herd ſteht, ſtatt ihn einer ſchlechten Köchin zu überlaſſen, wenn der Wirt den Keller verſieht, das Decken und Seroleren überwacht, wie es in den mittleren Tiroler und den Schweizer

Gasthäusern geschieht, beide genügend rechnen können, um Leistung und Gewinn gegeneinander abzuwägen, was ja doch Österreicher und Schweizer auch verstehen — dann, aber auch nur dann, wird das bayerische Gebirgswirtshaus ebenbürtig neben jenen dastehen und die Zugkraft ausüben, welche ihm heute der Fremdenverkehrsverein und die Gastwirte so dringlich wünschen.

München. R. Braun-Artaria.

Julius Rupp, Gesammelte Werke. In zwölf Bänden herausgegeben von Paul Chr. Eisenhans. Leipzig, Eckardt. 3. Band: Über Klassiker und Philosophen der Neuzeit. 4. Band: Christliche Predigten. 7. Band: Von der Freiheit. Ein Zeugnis für das Evangelium. — Im Jahr 1845 hat das ostpreußische Konsistorium den Divisionspfarrer Dr. Julius Rupp in Königsberg seines Amtes entsetzt, weil er, zumal vor dem Militär, den Gehorsam gegen das Gesetz nicht eingeschärft und den Zweifel an der Autorität des Kirchenglaubens unter das Volk gebracht habe. Rupps Absetzung hatte zur Folge, daß gegen 600 Glieder der Königsberger Zivilgemeinde aus der Landeskirche austraten und unter Rupps Führung eine freie evangelische Gemeinde bildeten. Die Gemeinde, voran ihr Prediger, war dem Haß des Staatskirchentums ausgesetzt. Die Amtshandlungen waren ungültig, die Ehen galten als Konkubinate, die Kinder als Bastarde und nicht erbfähig. Rupp persönlich ist wiederholt wegen widerrechtlicher Vornahme von Amtshandlungen mit Geldstrafen belegt, ja ausgepfändet, wegen Preßvergehen ins Gefängnis geworfen und „aus Gründen allgemeinen Staatswohls" seiner Stellung als Privatdozent der Philosophie enthoben worden. Dazu kam später das Schicksal, das alle Freigemeinden betroffen hat, die in den vierziger Jahren gegründet waren: die Zeit der ersten Liebe war dahin, die Gemeinde wurde immer kleiner und verlor immer mehr an innerem Leben. Doch hat sich die Königsberger Gemeinde bis heute behauptet und verhältnismäßig viel religiöse Kraft bewahrt. Im Jahr 1909 hat sie ihrem Gründer zu seinem hundertjährigen Geburtstag einen Denkstein gesetzt und die Stadt Königsberg hat den Denkstein in ihren Schutz genommen. Im folgenden Jahr hat Paul Chr. Eisenhans den Grund zu dem vorliegenden literarischen Denkmal gelegt und mit der Neuausgabe von Rupps gesammelten Werken begonnen. Bis jetzt sind drei Bände erschienen; neun sollen noch erscheinen; im Jahr 1916 soll das ganze Werk fertig sein. In den bisherigen drei Bänden tritt in der Tat ein „noch ungehobener Schatz neuen sittlich-religiösen Lebens" zutage; die preußische Landeskirche hat sich seinerzeit, wie fast jedesmal, wenn sie einem „Ketzer" die Türe gewiesen, einer ernsten und großen Kraft beraubt. Unter den vorliegenden Predigten sind viele, die heute, trotz Irrlehregesetz, auf einer landeskirchlichen Kanzel unangefochten gehalten werden könnten. Und die Abhandlungen über Klassiker und Philosophen der Neuzeit machten noch heute dem Katheder eines zünftigen Philosophen alle Ehre. Aber die Kraft dieser Werke geht doch nicht über das Durchschnittsmaß des Gewohnten hinaus; da zudem Rupp nur geringe greifbare Spuren hinterlassen hat, müssen wir den Mut des Verlegers bewundern, der sich in das kostspielige Unternehmen dieser Neuausgabe eingelassen hat.

Frankfurt a. M. Johannes Kübel.

Neue Philoſophie. Wenn die Ärzte glauben, es werde im Patienten nach Veröffentlichung ſeiner Lieblingsidee eine ruhigere Stimmung Platz greifen, ſcheinen ſie häufig die Veröffentlichung anzuordnen. Sie müſſen ſich aber daran gewöhnen, daß eine Büchermarktpolizei beſteht, eine weſentliche Einſchränkung der Bücherproduktion eintreten laſſen und die Herſtellungskoſten für die Herſtellung der Geſundheit verwenden. Jur. Dr. Ludwig Jelinek veröffentlicht im Selbſtverlag (Zdolbunow in Rußland) eine „Kritiſche Geſchichte der modernen Philoſophie“ und eine „Elementare Metaphyſick“. Daß er Nitſche, Phyloſophie, Holberg (ſtatt Holbach), Kathegorie ſchreibt, würde ihm keinen Anſpruch auf ein eigenes Syſtem geben. Aber der Gebrauch des ck. Bei Fremdwörtern wie Myſtick, Scholaſtick, Kritick, und Eigennamen wie Benecke könnte man Unwiſſenheit annehmen; aber Jelinek ſchreibt auch Voick und Dencken; inkonſequent iſt er, wie ſo viele, bei ſich ſelber. — Im Frühjahr 1911 verſandte Paul Roß, Inhaber des Möwe-Verlags in Halberſtadt, eine Mitteilung an alle Verleger, daß alle Lehrbücher der Naturwiſſenſchaften und der Medizin unrichtig ſind; neue Bücher und verbeſſerte Ausgaben der alten könnten nur auf Grund ſeiner Broſchüre über die Löſung des Weiträtſels abgefaßt werden; er habe der Einfachheit wegen, da doch keiner mehr ohne ſein geiſtiges Eigentum arbeiten kann, dem Reichskanzler vorgeſchlagen, die Tantiemepflicht von Reichswegen abzulöſen durch Zahlung von 0,1 bis 1,0 Mark pro Mitglied der Nation. Wir ließen uns die Broſchüre umſo lieber zur Beſprechung kommen, als jedem Leſer die Löſung des Weiträtſels mit einer Million garantiert iſt. Über den Inhalt konnten wir nichts ſagen, weil wir ſonſt ſchwer tantiemepflichtig geworden wären (der Reichskanzler hat die Sache natürlich wieder verbummelt), aber im Herbſt 1911 erhielten wir vom Verfaſſer einen Waſchzettel mit der Aufſchrift „ein Anhalt zur Beſprechung, da Sie ſchwerlich jemand haben, der den Inhalt überſieht“. Dieſe Beleidigung kam überraſchend; kurz vorher hatte er uns geſchrieben: „Wenn Sie die Schrift zweimal in Ruhe geleſen haben, wiſſen Sie, daß ſie auf lange Zeit hinaus die innere und äußere Politik aller Staaten beherrſchen wird.“ Um die Sache kurz zu machen: das Weiträtſel iſt durch Roß nicht gelöſt; und wir geſtehen offen, es nicht zu bedauern, weil uns die Million lieber iſt. — Auch Robert Wihan in Trautenau teilt durch Zirkular mit, daß er das Welträtſel einigermaßen gelöſt hat; wenigſtens hat er in ſeiner Zeitſchrift „Veritas“ angegeben, wie man dieſes Rätſel löſt. Man ſtellt Behauptungen auf, und wenn ſie unangefochten bleiben, kann man annehmen, daß ſie richtig ſind. Um dieſe Methode durchzuführen, iſt nötig, daß alle Denker der Erde „Veritas“ leſen. „Alle edlen Menſchen, die zum Gelingen dieſes großen, vielleicht geradezu weiterlöſenden Werkes beitragen wollen, müſſen mir deshalb eine große, ausgiebige Reklame ermöglichen.“ C.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Coſſmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweiſe und mit genauer Quellenangabe geſtattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphiſche Kunſtanſtalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Nieſern bei Pforzheim.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05541 5767

Digitized by Google